Bremer

Sonntagsblatt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Neunter Jahrgang.

1861.

Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. Friedrich Pletzer.

Bremen.

Druck und Verlag von Heinrich Strack.

1861.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Charakteristiken und Erinnerungen. Seite

Brontë, Charlotte. Von L. Hofmann. 273
Bruck, Freiherr von. Von W. Kiefselbach. 49
Chaucer und die Canterbury-Tales. Von W. Herzberg. 100
Dahlmann, Christof Friedrich. 32
Ewald, Johannes. Von P. J. Willatzen. 237
Franke, August Hermann. Von G. Becker. 327
Genz, Friedrich. Von W. Kiefselbach. 285
Germinal, G. G. Von W. Kiefselbach. 101
Goethe in den Jahren 1771 bis 1775. Von J. W. Schaefer. 216
Günther, Johann Christian. Von A. Laun. 37
Händel, Georg Friedrich. Von F. Pleyer. 173 277
Häuffer, Ludwig. Von W. Kiefselbach. 101
Hiller, Ferdinand. Von F. Pleyer. 139
Marschner, Heinrich. 410
Reuter, Caroline Friederike. Von Th. Gerber. 331
Pfeffing. Von H. Düntzer. 301
Samuel Rogers. Von H. Jolowicz. 25
Schlosser, Christof Friedrich. Von W. Kiefselbach. 101
Spohr, Ludwig. 210 242
Strauß, David. Von W. Kiefselbach. 157
Tiedemann, Friedrich. 61
Zwirner, Ernst Friedrich. 324

Geschichte und Literaturgeschichte.

Aus der Odyssee-Sage. Von C. Th. Gravenhorst. 365
Bretten los Herreros. Von Adolf Laun. 206
Christlicher Wucher. Von Karl Seifart. 137
Daniels Handbuch der Geographie. Von A. Wilde. 205
Dedemona. Von Otto Gildemeister. 73
Deutsche Prosa-Literatur. Von Wilh. Hemsen. 110
Dryden's Alexanderfest. Von A. Laun. 219
Die drei Heidelberger Historiker. Von W. Kiefselbach. 101
Eine deutsche Fürstin in Frankreich. Von G. Wendt. 325
Englische Männer und Frauen. Von L. Hofmann. 151
Die Friedburg und ihre Erbauung. Von D. Thyrnd. 14
Geschichte der Entdeckung Amerika's. 331
Goethe in den Jahren 1771 bis 1775. Von J. W. Schaefer. 216
Goethe und Lotte. Von R. Abeken. 185
Goethe und Pfeffing. Von H. Düntzer. 301
Goethe und Pfeffing. Von J. W. Schaefer. 333
Grammatik der spanischen Sprache. 363
Königsfelden. Von J. W. Schaefer. 93
Zur Literatur des Meeres. Von H. Romberg. 293
Ludwig XIV. und das Edict von Nantes. Von W. Kiefselbach. 17
Neue Novellen und Romane. Von B. Lang. 306
Ranke und die Geschichtschreibung. Von W. Kiefselbach. 221
Reinke Voß in neuer Bearbeitung. Von P. J. Willatzen. 329
Samuel Rogers. Von H. Jolowicz. 25
Ludwig Rundberg. Von W. Bergmann. 201
Sprüche von Goethe und Schiller. Von J. W. Schaefer. 105
Strauß, David. Von W. Kiefselbach. 157
Varnhagens Tagebücher. Von W. Kiefselbach. 374
Die Bilderblätter der Engländer, Franzosen und Deutschen. 96
Zeise als Lyriker. Von P. J. Willatzen. 393
Zur Biographie Schillers. Von J. W. Schaefer. 114

Kulturgeschichtliches.

Das Blockland bei Bremen. Von J. G. Kohl. 349
Christlicher Wucher. Von Karl Seifart. 137
Dänische Taktik. 250
Das deutsche Studentenlied. 153
Entstehung der amerikanischen Namen. Von J. G. Kohl. 1
Der Harlemer Blumenhandel. Von J. G. Kohl. 213
Hildesheimer Schwänke. Von Karl Seifart. 85
In Halle. Von Karl Seifart. 335

Seite

Künstlerfeste in Köln und Antwerpen. 275
Marco Polo und die Mongolen. Von Ferd. Lotheißen. 397
Die Musik des Soldaten. 117
Die Nationalökonomie in Deutschland. Von Wilh. Kiefselbach. 189
Originale, die Zeit der. Von B. Lang. 6
Politische Bildung in Deutschland. Von Wilh. Kiefselbach. 381
Ein Reisebericht des 15. Jahrhunderts. 83
Sklavenleben in Amerika. 121
Das Stedingerland. Von Hermann Allmers. 233
Die Strdöcker und ihr Schachspiel. Von A. Wilde. 373
Die Türken. 47
Tocelli über das Handelsleben. Von W. Kiefselbach. 317
Das Tzimaiden-Fest in Hannover. Von Wilh. Andreae. 350
Die Ungarn und Walachen. 23
Wer will mit spuken gehen? Von Karl Seifart. 181
Die Bilderblätter der Engländer, Franzosen und Deutschen. 96
Die Zigeuner. 59
Zur Geschichte des Aberglaubens. Von Leonh. Freund. 345

Schilderungen, Skizzen und Reisebilder.

Bad Aehburg. Von E. Sägelken. 298
Das Blockland bei Bremen. Von J. G. Kohl. 349
Goethe und Lotte. 185
Der Harlemer Blumenhandel. Von J. G. Kohl. 213
Hildesheimer Schwänke. Von Karl Seifart. 85
Eine Hochzeitreise nach Lugano. Von Herm. Seubert. 413
Jerusalem und der Berg Zion. 191
Der Jordan und das todte Meer. 204
Lebenserinnerungen. Von W. Lenders. 314
Der maurische Garten in London. Von L. Hofmann. 297
Das Nordcap. Von P. J. Willatzen. 264
Reisebilder. Von Werner Bergmann. 57
Skizzen aus Nürnberg. Von P. J. Willatzen. 251
Die Schwesterntannen. Ein Wandermärchen. 98
Das Stedingerland. Von Herm. Allmers. 233
Die Strdöcker und ihr Schachspiel. Von A. Wilde. 373
Das thüringische Gesangesfest. Von R. Keil. 225
Uhde über Meiße. 400

Novellen und Genrebilder.

Der fremde Meister. Von Eduard Ziehen. 197
Das Gottesgericht auf der Bülmeckialp. Von A. Freimund. 162
Hildesheimer Schwänke. Von Karl Seifart. 85
In der Mitternachtsstunde. 62
In Halle. Von Karl Seifart. 335
Eine Reiseberichte des 15. Jahrhunderts. 83
Reisenovelle. Von W. Bergmann. 261
Wer will mit spuken gehen? Von Karl Seifart. 181

Musik, Theater, Malerei und Architektur.

Die Akademie in London. Von L. Hofmann. 322
Amor von Canova. 8
Beethovens Werke in neuer Ausgabe. 402
Concerte und kein Ende. Von F. Pleyer. 370
Das deutsche Sängerfest in Nürnberg. 251
Dedemona. Von Otto Gildemeister. 73
Der Dom zu Bremen. 82
Dryden's Alexanderfest. Von A. Laun. 219
Geschichte der Musik. 404
Händels Oboeconcerte. Von F. Pleyer. 375
Kunstbericht aus Bremen. Von F. Pleyer. 128
Vom Künstlerverein in Bremen. 203
Edwin Landseer. Von L. Hofmann. 316
Die Musik des Soldaten. 117
Offenbachs neue Oper. Von A. Lücke. 257

Digitized by Google

Seite

Opern und Concerte. Von F. Pletzer. 361
Portrait von Sohn. 15
Putlitz und Benedix. Von F. Pletzer. 354
Alfred Rethel. Von F. Pletzer. 253
Saul, Oratorium von Hiller. 123
Schauspieler-Briefe. 53
Standbild des heiligen Lucas von Kropp. 340
Das Thüringische Gesangsfest. Von Rob. Keil. 225

Poesie.

I.

Bergmann, Werner. 52
Bodenstedt, Friedrich. 401
Gravenhorst, C. Th. 365
Hertzberg, W. 330
Laun, Ad. 136
Lenders, W. 314
Pertz, Georg. 152
Ruperti, Fr. 385
Willatzen, P. J. 60

II.

Amerikanische Dichtungen. 7 353 417
Dänische " 161
Englische " 105 113 152 177 183 218 330
Finnische " 201
Französische " 127 178 257 305 347
Holländische " 385
Isländische " 13 224
Norwegische " 95
Spanische " 7 136 206 264

Recensionen.

Andree, Forschungsreisen. 172
Auerbach, Volkskalender. 356
Becker, Erzählungen aus der alten Welt. 131
Becker, Weltgeschichte. 388
Benedix, Epigramme. 236
Bodenstedt, Shakspere's Sonette. 380
Daniel, Handbuch der Geographie. 205 276
Deutsche Jahrbücher. 228
Francke, Vincenz Fettmilch. 388
Eckardt, die Schweiz. 39
Geibel und Schack, Romanzero. 31

Seite

Grosse, Jul., epische Dichtungen. 299
Grabowski, Humoresken. 147
Grimm, deutsches Wörterbuch. 86
Hamerling, Schwanenlied der Romantik. 356
Heine, Heinrich, Werke. 292
Hertzberg, Plautus. 331
Holtei, Gedichte. 403
Jordan, W., Shakspere's Sonette. 380
Keil, das deutsche Studentenlied. 153
Keudell, ein Glückskind. 307
Kiesselbach, Wilh., der Welthandel. 39
Klauhold, Staats-Archiv. 196
Lenz, deutsche Dichter und Denker. 38
Lübker, Reallexikon. 62
Mendelssohn, Reisebriefe. 300
Maioresen, Philosophisches. 61
Michelet, das Meer 295
Marino, Novellen. 219
Müller, H. A., der Dom zu Bremen. 82
Müller, Otto, Roderich. 107
Munch, Brautfahrt der Königstochter. 99
Nordenflycht, schwedische Lieder. 323
Oesterley, Theorie der Musik. 48
Otto, Luise, Nürnberg. 306
Pajeken, Reise-Erinnerungen. 371
Pauli, Bilder aus Altengland. 45
Pfaff, Adam, deutsche Geschichte. 284
Rinne, Ferd., Homers Ilias. 282
Rellstab, aus meinem Leben. 40
Roquette, Johann Christian Günther. 37
Schreenberg, Verbannt. 323
Scherr, Rosi Zurflüh. 147
Schmidt, Julian, Geschichte des geistigen Lebens. 283
Schnaase, bildende Künste. 16
Siebel, Karl, Arabesken. 7
Storm, drei Novellen. 332
Strauß, David, Ulrich von Hutten. 165
Wägener, Rom. 403
Waldmüller, Wander-Studien. 396
Warrens, Rosa, schottische Volkslieder. 236
Wauer, der Burggraf von Nürnberg. 364
Wegener, Hinaus. 276
Wichert, Licht und Schatten. 356
Willatzen, Gedichte. 411

Namen-Register.

Seite

Allmers, Hermann. 409
Andreae, Wilh. 389
Becker, G. 327
Bergmann, Werner. 52 57 261 353
Binder, L. 418
Bodenstedt, Friedrich. 401
Dünher, Heinrich. 301
Ehmck, D. 14
Freund, Leonhard. 345
Gerber, Eduard. 53 341
Gildemeister, Otto. 73
Gravenhorst, C. Th. 365
Hemsen, Wilh. 109
Hertzberg, W. 100 330
Hofmann, L. 184 322
Hoyer, R. 86
Jolowicz, Heinrich. 25
Karsten, J. 347
Keil, Robert. 225
Kiesselbach, Wilh. 17 49 101 157 189 221 285 317 374 381 405
Kohl, J. G. 1 213 349

Seite

Lanz, W. 6 306
Lenders, W. 314
Laun, Adolf. 7 37 113 136 177 206 249
Lotheißen, Ferd. 397
Lücke, A. 257
Niebour, W. 96
Pertz, Georg. 105 321 416
Pletzer, F. 129 139 173 253 277 354 360 371 378
Richtres, F. 297
Rocholl, F. 338
Romberg, Heinrich. 293
Ruperti, F. 88
Sägelken, E. 298
Schaefer, J. W. 93 125 144 216 333 410
Seifart, Karl. 85 137 181 335
Seubert, Herm. 413
Strackerjan, A. 117
Wendt, G. 325
Wilde, A. 205 373
Willatzen, P. J. 13 27 60 393
Ziehen, Ed. 197

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 6.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Ct.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 1. Bremen, 6. Januar. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Entstehung der Namen in der neuen Welt. Von J. G. Kohl.
Die Zeit der Originale. Von W. Lang.
Das Geheimniß der Ehe. Von Adolf Laun.
Literatur und Kunst.

* Entstehung der Namen in der neuen Welt.

Von J. G. Kohl.

Einer der interessantesten Punkte in der Entdeckungsgeschichte der anderen Hemisphäre ist die Art und Weise, wie die Namen der neuen Gegenden entstanden, wie sie ausgetheilt wurden, wie sie wechselten, und wie sie entweder bei diesem oder jenem Volke oder am Ende in ganz Europa in Schwung kamen und sich zuletzt bleibend in dem Verkehr und in der Geographie und Literatur der gebildeten Welt fixirt haben.

Die ganze merkwürdige Geschichte dieser Namengebung zu entwickeln, kann hier nicht unsere Absicht sein. Vielmehr wollen wir uns nur einige allgemeine und leitende Bemerkungen erlauben, welche zur Orientirung dienen können, und darauf aufmerksam machen, wie sich in den nach Amerika verpflanzten oder adoptirten geographischen Namen sowohl sehr natürliche allgemein menschliche Gefühle und Bestrebungen, als auch die individuellen und nationalen Charaktere der Entdecker, ihre religiösen und politischen Ansichten und Gewohnheiten abspiegeln.

In der Regel betrachteten alle Entdecker, und zwar namentlich die Commandeure der entdeckenden und erobernden Armeen und Flotten, als eines ihrer eigenthümlichsten Rechte das: den Vorgebirgen, den Flüssen, den Inseln, den Bergen, Gebirgen und Ländern, die sie zuerst sahen, diejenigen Namen beizulegen, die sie dazu zu bestimmen für gut fanden. In der That mußte dieß auch als ein, ihnen auf sehr natürliche Weise zukommendes Recht erscheinen. Denn da sie gleich in den an Bord ihrer Schiffe aufgesetzten Berichten und Tagebüchern von allen den geschauten Dingen sprechen, da sie Karten von ihnen aufnehmen und nach Hause bringen sollten, so mußten sie doch auch, um dieß zu können, einen bestimmten Namen für sie festsetzen. Es war dieß um so wichtiger, da sie nach europäischen Rechtsansichten mit der Entdeckung auch ein Besitzrecht für ihre Souveräne und Staaten an dieselben erlangten.

Diese Souveräne und Staaten mußten es daher auch den von ihnen ausgesandten Entdeckern sogar zur Pflicht machen, allen Dingen sofort gehörige Namen zu verschaffen, damit man die Sache nicht nur im Lande selbst, sondern auch insbesondere gegen das Ausland gehörig bezeichnen könne. Ein namenloses Land schien fast so gut wie ein herrenloses. Es war daher auch immer mit der feierlichen Handlung der Besitzergreifung eines Landes selbst schon eine feierliche Namengebung, — gewissermaßen eine Taufe —, verbunden.

Erst nachdem die neue Gegend einen christlichen oder europäischen Namen bekommen hatte, schien sie auch zu einer christlichen Besitzung eingeweiht. Gewöhnlich schmälerten auch die Könige und Regierungen in Europa dieses so natürliche Recht ihrer Capitäne nicht und ließen es bei den von denselben ausgetheilten Namen meistens bewenden. Und selbst wenn sie denselben zuweilen hätten ändern wollen, so hätten sie doch nicht einmal leicht damit durchdringen können. Denn gewöhnlich hatten solche Namen schon, ehe die Seefahrer nach Europa zurückkehrten, in den Gemüthern vieler Menschen und auch in vielen christlichen Documenten so tiefe Wurzeln gefaßt, daß es fast unmöglich war, sie wieder auszurotten. Die Offiziere und Mannschaften an Bord der Schiffe hatten dieselben bei ihren Unterredungen sogleich in Gebrauch genommen.

Kamen sie in Europa an, so erzählten sie alsbald hunderten von Landsleuten von der Insel so und so oder von dem Berge so und so, und flößten, indem der tausendzüngige Ruf mit dem Ruhm dieser Dinge auch den für sie erfundenen Namen schnell in der Welt ausbreitete, gleich ihre ihnen bald zur Gewohnheit gewordenen Erfindungen auch ihren Landsleuten als eine Gewohnheit ein.

Gegen diesen Strom der Gewöhnung vermochten dann die Befehle der Souveräne wenig. Indeß ist es allerdings zuweilen vorgekommen, daß die Könige mit den von ihren Commandeuren gegebenen Namen nicht zufrieden waren, vielmehr dieselben durch einen ausdrücklichen Befehl änderten. Das berühmteste Beispiel dieser Art aus der allgemeinen Entdeckergeschichte ist der Befehl des Königs Johann II. von Portugal, durch den er den Namen „Cap der Stürme“, den sein Admiral Bartholomäus Diaz der Südspitze von Afrika gegeben hatte, in den Namen „Cap der guten Hoffnung“ umwandelte. Da dieser königliche Name den Erwartungen und Hoffnungen der portugiesischen Nation, die bei jenem Cap nun das Paradies von Indien vor sich geöffnet sah, schmeichelte, und da er auch immer allen späteren Seefahrern, welche die Südspitze von Afrika umsegelten und dann die schlimmste Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, sehr gefiel, so wurde er denn von allen Nationen der Welt adoptirt und hat sich für ewige Zeiten festgesetzt.

Aehnliche officielle Namensänderungen kommen auch in der Entdeckungsgeschichte Amerikas mitunter vor. So wurde z. B.

Digitized by Google

auf Befehl des Königs von Spanien der Name der Insel Cuba zwei Mal verändert.

Da wir Europäer die neue Welt fast überall schon von anderen Menschen entdeckt und benannt fanden, so wäre es wohl am natürlichsten gewesen, wenn unsere Seefahrer und Entdecker die alten einheimischen Namen so viel als möglich beibehalten hätten. — Die Indianer wohnten schon sehr lange in jenem Welttheile und waren dort in hohem Grade zu Hause. Sie kannten am besten die Beschaffenheit der verschiedenen Naturgegenstände, aus denen ihre Lande componirt waren. Sie hatten daher auch, als wahre mit der sie umgebenden Schöpfung eng verwachsene Naturkinder, meistens sehr passende Benennungen für dieselben erfunden. Wie bezeichnend und zugleich wie wohlklingend die meisten alten geographischen Namen der Indianer waren, haben wir zum Theil erst später eingesehen, da wir ihre Sprachen besser kennen lernten.

Sogar die Namen der Eskimos haben wir bei näherer Untersuchung alle außerordentlich charakteristisch und treffend gefunden, und es ist als ein wahrer Verlust für die Länder-Erkenntniß anzusehen, daß wir so wenige von ihnen in unsere Geographie aufgenommen haben. Die Namen, welche die eingebornen Amerikaner adoptirt hatten, waren nicht durch einzelne Autoritäten ertheilt worden, vielmehr im Laufe der Jahrhunderte in dem Schooße der einheimischen Völker, aus ihrem Verkehr und aus einem langen Gebrauche des benannten Gegenstandes hervorgewachsen. Tausende von Menschen hatten diese Namen gewissermaßen als die rechten und besten allmälig anerkannt. Und dergleichen Namen pflegen schon deßwegen immer geschickter zu sein als die Benennungen, welche die entdeckenden Capitäne und Conquistadoren absichtlich und plötzlich erfinden sollten. Diese Entdecker kamen dabei häufig in große Verlegenheit, besonders wenn sich ihnen ein weites Land mit zahlreichen Vorgebirgen, Buchten, Abtheilungen und Flüssen auf ein Mal darbot, wo sie dann ein ganzes langes Register von Namen bei der Hand haben mußten.

Es wäre demnach, sage ich, sehr schön gewesen, wenn man die einheimischen Indianer-Namen von vornherein so viel als möglich adoptirt hätte. — Allerdings stand aber dieser Annahme sehr Vieles entgegen. — Zuerst die stolzen Vorurtheile der christlichen Eroberer. Dieselben waren voll von Verachtung gegen die armen heidnischen Amerikaner. Ihre Unternehmung hatte sowohl religiöse als politische Zwecke. Sie wollten daher wie an den Völkern, so auch an den Ländern alles Heidnische abstreifen und sie gewissermaßen zum guten Omen einem Märtyrer oder einem heiligen Symbole der Kirche weihen. Wie sie daher den Indianern selbst, wenn sie dieselben tauften, einen solchen Heiligen oder auch einem christlichen Könige zu Liebe Don Carlos, Don Pedro oder Paulo nannten, so machten sie es auch mit den Lokalitäten.

Da die Europäer, als sie nach Amerika hinüber kamen, nichts von der Sprache der Amerikaner verstanden, so war es ihnen natürlich auch sehr schwierig, die einheimischen Namen, selbst wenn sie dieselben zu adoptiren gewünscht hätten, sogleich zu erfahren. Im besten Falle hätte der Capitän sich erst durch Dollmetscher und wiederholte Anfragen gehörig und methodisch mit den Leuten verständigen müssen. Er mußte aber oft schnell weiter segeln, und doch sollte gleich ein Name für die Sache da sein. Er war daher wohl gezwungen, zu einem ihm zur Hand liegenden europäischen Ausdruck zu greifen.

Für viele Gegenstände konnten auch deßwegen die Europäer keine indianische Namen annehmen, weil für dieselben gar keine existirten. Die simpeln halbwilden Urbewohner hatten bei ihrer Benennungsweise der Gegenstände ganz andere Gesichtspunkte, als die Europäer. Ihnen schienen viele Dinge ganz unbedeutend und keiner Benennung werth, die zu markiren jenen äußerst wichtig war. So z. B. waren unsere Seefahrer natürlich von vornherein auf die Auffindung tiefer und geschützter Häfen und Baien bedacht, in denen sie ihre großen Schiffe bequem vor Anker legen konnten. Die Indianer, die ihre Canoes überall ans Ufer ziehen konnten, hatten solche Häfen meistens ganz übersehen. Ueberhaupt hatten sie, da sie keine Seefahrer waren, fast nirgends Namen für Dinge, welche die Seeschifffahrt und den Ocean angingen, für Meeres-Abschnitte, für Busen, Klippen, Sandbänke, Vorgebirge ꝛc., und für alle solche Theile des Küstensaumes war daher auch die europäische Namengebung besonders an ihrem Platze, während die indianische sich mehr auf das Innere des Festlandes beschränkte.

Obgleich allerdings viele eingeborne amerikanische Stämme große Reisende waren und sich in umfassenden Strichen ihres Welttheils sehr gut orientirt hatten, obwohl auch einzelne weit gehende Reiche, Staaten und Sprachen unter ihnen existirten, so war dieß doch nicht überall der Fall. Die meisten lebten wie arme Fischer oder Bauern bloß auf einer kleinen Insel, in einem Thale oder sonst in einem engen Distrikte beschränkt. Sie fühlten daher nur ein Bedürfniß für die Benennung der ihnen benachbarten Dinge. Für große weit gehende Länderabschnitte, für mächtige Gebirgsreihen, für länderverbindende Ströme hatten sie daher auch gar keine Nomenklatur ausgeprägt, und hier mußten denn die Europäer natürlich die Lücken wieder in ihrer Weise ausfüllen.

In welche Verlegenheit hätte man wohl z. B. die armen Indianer gesetzt, wenn man sie gefragt hätte, wie sie den von ihnen bewohnten Welttheil, oder wie sie Südamerika und wie Nordamerika bezeichneten. — Nur ein Volk, das eine Weltkarte, auf der auch Afrika und Asien dargestellt waren, besaß, konnte Amerika als etwas Besonderes erkennen und auf die Erfindung eines Namens dafür kommen. Hie und da war der Horizont der Eingebornen, ihre Kenntniß und ihr Verkehr so enge, daß sie ihre Insel oder ihr Thal »die Welt« und sich selbst nicht Eskimos oder Caraiben oder Tupis, sondern »die Menschen« nannten, weil sie glaubten, daß die Schöpfung und die Menschheit in ihrem Ländchen begriffen sei.

Daß die hunderte von Meilen langen Ketten der Andengebirge oder der Alleghany's ein Ganzes bilden, konnten die Indianer nicht wissen, und selbst wenn sie es gewußt hätten, konnte ihnen eine solche Kenntniß durchaus nicht interessant sein. Sie fühlten sich daher auf keine Weise veranlaßt, für dergleichen weit gehende Phänomene einen einzigen und zusammenfassenden Namen zu gestalten. — Nur einem Geographen oder Geologen Europas, der in jenen verschieden unter sich zusammenhängenden und von einander getrennten Bergreihen die Produkte einer Reihe von Erd-Revolutionen, und zugleich die gleichförmigen Ursachen vieler politischer und physikalischer Erscheinungen, die eben so weit reichen wie die Gebirge selbst, erblickte, nur einem solchen konnte es wichtig sein jedem großen Ganzen für sich und dann auch allen Aesten, Zweigen und Spitzen wieder für sich besondere Namen zu geben.

Sind doch selbst die gebildeten europäischen Völker noch keineswegs umsichtig, überschlichtig und methodisch genug verfahren. Sogar sie haben die Nomenklatur, welche ihnen unter den Händen erwuchs, noch keineswegs wissenschaftlich, oder nicht einmal naturgemäß genug eingerichtet. Der Historiker, der über ein Land handeln will, kommt dabei noch jetzt nur zu häufig in Verlegenheit, wenn er einen Erdoberflächen-Abschnitt als ein Ganzes oder einen Theil erkennt und ihn zu bezeichnen wünscht und bei unserer Geographen keinen Namen dafür vorgebildet findet. Er ist dann gezwungen der Namengebung unserer Entdecker, Colonieenpflanzer und

Digitized by Google

Staatenbegründer nachzuhelfen und ihre Lücken durch seine eigenen Erfindungen auszufüllen.

Auch die außerordentliche Mannichfaltigkeit der kleinen Stämme und Sprachenkreise der Indianer stand der Adoptirung ihrer alten Namen bei uns entgegen. — Jede größere Insel, jeder große Fluß hatte daher eine Menge einheimischer Namen, die zuweilen zwar alle dasselbe bedeuteten, nämlich „das fließende Wasser“, oder „der große Fluß“, oder „der Fischfluß“ oder dergleichen, doch aber alle vollkommen fremdartig lauteten. So werden uns bei den alten spanischen und französischen Schriftstellern wohl zwanzig verschiedene Namen für den Mississippi gegeben. Welchen von ihnen sollten nun die Europäer einer richtigen Methode gemäß für den wahren gelten lassen. Es ist klar, daß zuweilen eine solche richtige Methode gar nicht auszufinden war, und daß nichts übrig blieb, als irgend einen beliebigen neuen Namen hinzustellen.

Aus allen diesen Gründen also zusammengenommen sahen sich die Entdecker häufig veranlaßt, die indianischen Namen von vornherein zu zerstören und sie durch europäische zu ersetzen. Namentlich geschah dieß in allen Ländern in der ersten Periode ihrer frühesten Entdeckung, während dann nachher bei wiederholten späteren Reisen allmälig die einheimischen indianischen Namen mehr zum Vorschein kamen.

Auch dieß war ein sehr natürlicher Gang der Dinge. Die allerersten — um mich so auszudrücken, — An fahrer der neuen Welt hatten die größten Schwierigkeiten mit den indianischen Namen, konnten sie vielleicht oft nicht einmal geläufig aussprechen. Erst wenn sich die Europäer unter ihnen niederließen, ihre Sprache erkernten und sich nun nach dem Detail ihrer Länderbeschaffenheit erkundigten, erst dann wurden ihnen auch die einheimischen Benennungen geläufiger, und dieselben mischten sich dann auch mehr mit den europäischen. — Ja wenn die Christen sich in der neuen Welt anpflanzten, sich dort einbürgerten, und ihr altes Europa mehr vergaßen, so kam es dann sogar häufig vor, daß alte europäische Namen, die längst zur Geltung gekommen waren und eine Zeit lang gedauert hatten, einheimischen Namen wieder weichen mußten. So hat z. B. die größte Insel des Antillenarchipels drei oder vier verschiedene europäische Namen gehabt, welche theils Columbus, theils die Könige von Spanien ihr der Reihe nach auflegten, und doch hat ein indianisches Wort: „Cuba“ sie am Ende alle wieder verdrängt und sich selbst der ganzen civilisirten Welt dafür aufgedrungen.

So wurde der Mississippi von den Spaniern „der Fluß des heiligen Geistes“ (Rio del Espiritu Santo), von den Franzosen Rivière St. Louis, dann Rivière Colbert und auch noch anders genannt. Der große Strom hat alle diese europäischen Namen abgestreift, und hat sich wieder ein uraltes ihm gewohntes und einheimisches Namensgewand angelegt. — Aehnlich ist es in hundert Fällen gegangen.

Die Tendenz der Europäer, die indianischen Namen desto mehr hervorzudrängen, je mehr sie sich in Amerika selbst einbürgerten, läßt sich in allen Theilen des Continents bis auf die neuesten Zeiten herab verfolgen, z. B. selbst bei den Namen, welche die verschiedenen Staaten der großen nordamerikanischen Republik erhalten haben. Die zuerst begründeten dieser Staaten längs der atlantischen Küste haben fast alle europäische Namen erhalten, so Georgia, Carolina, Virginien, New-York, New-Hampshire ꝛc. Dagegen die, welche später und zum Theil erst in unseren Tagen gestiftet wurden, die Mississippi-Staaten, fast durchweg einheimische amerikanische Namen bekamen, so Alabama, Missouri, Jowa, Wisconsin, Minnesota ꝛc. Jetzt wird fast kein neuer Staat gestiftet, dem die nun nicht mehr für Europa, sondern für Amerika schwärmenden Republikaner nicht einen indianischen Namen beilegten. Ja während man früher sogar so weit ging, zuweilen den Nationen selbst ihre nationellen Namen zu nehmen und sie z. B. nach einem englischen Lord die „Delawaren“ oder nach einer Eigenthümlichkeit, welche die Europäer an ihnen bemerkten „Flatheads“ (Flachköpfe) oder „Nez-Percés“ (durchstochene Nasen) oder „Orejones“ (Groß-Ohren) oder „Patagones“ (Breitfüße) ꝛc. zu nennen, ging man später dann wieder umgekehrt sogar so weit, vollkommen neuen europäischen Schöpfungen, z. B. neuen Residenzstädten, an denen die Indianer gar kein Verdienst und keinen Antheil hatten, doch indianische Namen zu geben.

Dieselbe Tendenz der mit dem Alter der Entdeckungen zunehmenden Indianisirung der Nomenklatur offenbart sich auch bei den Namen der Flüsse, deren verschiedene Abtheilungen oft europäische oder indianische Namen haben, je nachdem sie früher oder später entdeckt wurden. So hat z. B. der Marañon oder Amazonenfluß in seinem Hauptkanale und Stamme einen europäischen Namen, eben so in seinen beiden größten Nebenzweigen Rio Madeira (Holzfluß), Rio Negro (der schwarze Fluß), während alle die andern großen Nebenflüsse, der Tapajoz, der Yutaii, der Purus ꝛc., die man erst später oft befuchte, nach einheimischen Indianerstämmen benannt werden. — So hat der große Strom des Südens in seinem untern Stück, wo er zuerst bekannt wurde, den europäischen Namen „Rio La Plata“ (der Silberfluß), während er in den obern Branchen indianische Namen trägt: Parana, Parraguay. — Im Ganzen kann man annehmen, daß so wie das Aeltere, so auch das Größere immer mehr europäisch ist, als das Jüngere und Kleinere, das immer mehr einheimisch blieb.

Manche Europäer haben von vornherein das Indianische mehr geachtet als andere und haben es nicht so durchweg zerstört. — So z. B. die Franzosen mehr als die Engländer. In der Geographie von Canada, Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, welche die Franzosen ordneten, findet man indianische Namen unendlich häufiger als z. B. in dem Labyrinth der Alleghany-Gebirge, das die Engländer durchspürten, in denen es so unzählig viele Jakobs-Flüsse und Wilhelms-Bäche, Johannes-Berge und Thomas-Thäler giebt.

Die einheimischen Worte, welche die Europäer später wieder hervorzogen oder von vornherein adoptirten, sind indeß keineswegs immer die eigentlichen wahren indianischen Namen der damit bezeichneten Lokalitäten. Abgesehen davon, daß unsere Seefahrer fast alle indianischen Namen von vornherein falsch aussprachen, und sich erst mundgerecht machten, so gaben sie jenen indianischen Ausdrücken dann auch nicht selten eine andere Anwendung. —

Oft waren es gar keine geographischen Benennungen, die sie auf ihre Fragen von den Indianern erhielten, sondern wurden von ihnen nur irrthümlich als solche genommen. So fragten z. B. die Spanier, als sie von Cuba aus zu der Halbinsel im Westen hinübersegelten, die Küstenbewohner, wie sie dieß Land nenneten. Diese antworteten: „Yucatan!“ was in ihrer Sprache so viel bedeutete als: „Ich verstehe dich nicht.“ Die Spanier aber meinten, sie hätten den Namen des Landes erhalten, und nannten dasselbe „Yucatan.“ So fragten die Franzosen, als sie den St. Lorenzo hinaufsegelten, die Anwohner, wie das Land hieße. Die Anwohner antworteten: „Canada“, d. h. ein Dorf, oder ein Gau. Und die Franzosen, die sich recht verstanden glaubten, gaben dann dem ganzen Lorenzo-Lande den Namen „Canada.“ Wenigstens ist dieß eine der Legenden über die Entstehung der Namen Yucatan und Canada. Denn es giebt noch viele andere Erzählungen darüber, und im Ganzen darf man nicht außer Augen lassen, daß die Entstehungsweise und Geschichte der Namen vielfach in Dunkel gehüllt ist.

Digitized by Google

Allein gewiß ist es, daß durch ganz ähnliche Mißverständnisse eine Menge indianischer Namen in Schwung gekommen sind. So z. B. auch der Name der Insel Cuba, der von dem indianischen Worte „Cubanacan“ entstanden sein soll, das die Insulaner den Spaniern häufig aussprachen, wenn sie ihnen von ihrer Insel erzählten und auf dieselbe hindeuteten, und das soviel bedeuten soll als: „Im Innern unserer Insel“, das die Spanier aber für den eigentlichen einheimischen Namen des Landes hielten. — In vielen der von den Europäern verstümmelten Urnamen, die sie aber doch, wenn sie in ihren Berichten sagten: „Die Indianer nennen dieß so und so“, für Indianisch ausgaben, würden die Eingeborenen ihre Ausdrücke wohl nicht besser und deutlicher wiedergegeben finden, als z. B. die Römer ihre Städtenamen Moguntiacum oder Augusta oder Bindobona in unseren von ihnen adoptirten Namen Mainz, Augsburg, Wien.

Viele nichteuropäische Bezeichnungen sind auch deßwegen nicht die rechten einheimischen Benennungen, weil unsere Leute, wie ich sagte, ihnen eine ganz andere Anwendung gaben. So fanden z. B. die Spanier, als sie vom Isthmus von Panama aus anfingen, südwärts vorzugehen, einen kleinen Fluß, den die Indianer Piru nannten. Der Cazike, der an diesem kleinen Flusse wohnte und den sie häufig besuchten, hieß auch Piru und auch der ganze kleine von diesen Caziken beherrschte Landstrich wurde eben so genannt. Da die Spanier oft zu ihm kamen, und da er in der Nachbarschaft von Panama berühmt sein mochte, so nannten sie denn bald überhaupt alle Fahrten nach Süden: „Fahrten nach Piru“ und am Ende schlich dieser kleine Name, zu Peru verändert, auf den ganzen großen Süden und auf das Reich der Incas über. Peru war also zwar ein amerikanischer Urname, aber keineswegs der im Inca-Reiche einheimische Urname des Landes, das jetzt damit bezeichnet wird.

Aehnlich ist es mit einer Menge jetzt berühmter Namen gegangen, namentlich mit denen der Völker, die selten oder doch keineswegs oft die von ihnen selbst erfundenen Nationalbezeichnungen behielten, für die vielmehr solche Benennungen in Schwung kamen, welche ihre Nachbarn ihnen beilegten. Da dieß zuweilen bloße Scheltnamen waren, so ist denn mancher Spitz- und Spottname zu der Ehre gelangt als Eigenname in der Geographie und Geschichte eine große Rolle zu spielen. So bezeichneten z. B. die friedfertigen Bewohner der Antillen dem Columbus ihre kriegerischen und feindseligen Nachbarn als „Räuber“ (Caraiben). Columbus glaubte, es sei ein Eigenname, und so mußten denn zuerst alle Insulaner der kleinen südlichen Antillen und dann auch alle Bewohner des großen Orinoco-Landes es sich gefallen lassen, als die Caraibische Race oder Nation bezeichnet zu werden.

Auf ähnliche Weise entstand der Name der weit verbreiteten und interessanten Völker des höchsten Nordens der neuen Welt. Die Franzosen in Canada hörten zuerst von ihnen aus der Ferne bei den Indianern des südlichen Labrador die mit jenen ihren nördlichen Nachbarn in ewiger Feindschaft lebten, und die sie mit einem Worte bezeichneten, das so viel bedeutete entweder als „Rohfleisch-Esser“ oder „Anthropophagen“ und das den Franzosen ungefähr so wie „Esquimaux“ zu lauten schien. — Diese Leute bekamen daher auf der ganzen Erde durch die Franzosen und ihre Indianer den Namen „Esquimaux“, der ihnen selbst völlig unbekannt ist, da sie sich durchweg bloß als „Innuit“ (Menschen) bezeichnen. — Auch in der Geschichte der alten Welt giebt es ja Beispiele genug von ähnlicher Umwandelung oder Entstehung berühmter Völkernamen, wie wir uns denn immer nur vor Augen zu halten brauchen, was bei uns selbst passirt ist, um die Namengeschichte in der neuen Welt besser zu verstehen. —

Viele der von den Europäern adoptirten Länder und Städtenamen waren anfänglich nur Personennamen, z. B. der Name eines den Landstrich regierenden Cazikes. — So hieß ein Cazike, den die Spanier am Isthmus von Darien trafen, „Nata.“ Von ihm bekamen sein Ländchen und am Ende auch die daselbst gegründete spanische Stadt den Namen Nata. Ebenso bekamen die Spanier weiter im Westen bald mit einem Caziken Nicorragua zu thun, und der Name dieses Königs Nicorragua blieb am Ende dem Lande und der Stadt Nicaragua. Aehnlich ist die Entstehung des Namens der Stadt Bogota und vieler anderen.

Daß Caziken, Land und Ortschaft denselben Namen trugen, war bei den Indianern Amerikas eben so gewöhnlich wie einst in England oder Frankreich, wo auch dieser oder jener Herzog: „Anjou“ oder „York“ hieß, wenn dieß der Name seines Herzogthums oder seiner Residenzstadt war. — Auch viele Völkernamen wurden nicht nur ihren Ländern, sondern einer eigenthümlichen Gattung und Beschaffenheit von Ländern beigelegt. So heißen z. B. jetzt in Südamerika alle flachen, grasigen, wüsten Landstriche „Pampas“, dasselbe was die Franzosen „Prärien“ oder „Savannen“, die Russen „Steppen“ nennen. Und doch war dieser Name Pampas weiter nichts als der Eigenname der kleinen dort vorgefundenen Nation der Pampas-Indianer. Nach ihnen nannten die Spanier zuerst alle Völker in der Nachbarschaft Pampas. Dann nannten sie auch das weite von ihnen bewohnte Land Pampas, und am Ende, indem sie ein nomen proprium in ein appellativum verwandelten, alle flache Grasländer, die dem Vaterlande der Pampas ähnlich sahen.

Fast alle die jetzt so großen viel umfassenden Namen für indianische Völker und Länder sind auf ähnliche Weise entstanden, entweder von einem kleinen Caziken oder von einem Volksstamme, den die Christen zuerst kennen lernten. Als die Offiziere des Pizarro durch das Thal des Titicaca-See's zu den westlichen Quellen des großen La Plata-Stromes kamen, fanden sie daselbst ein kleines Gebirgsvolk an den Quellen, das sich die „Charcas“ nannten. Die Spanier adoptirten diesen Namen, und je weiter sie von den Bergen in die Ebenen hinabrückten, desto weiter brachten sie den Namen Charcas mit sich. So wurde das Wort: „Los Charcas“ der Name einer großen Provinz und aller darin wohnenden Stämme.

Als die Jesuiten von den Bergen Peru's ihre Missionen in den weiten Ebenen des oberen Madeira ausbreiteten, fanden sie dieselben von zahlreichen Indianerstämmen, mit verschiedenen Sitten, Namen und Sprachen bewohnt. Einer derselben, den sie „Los Mojos“ nannten, gefiel ihnen besonders, schien ihnen am gelehrigsten und zugänglichsten, und sie nannten nach ihm auch alle übrigen Nachbarstämme Los Mojos, und am Ende auch die ganze große Missionen-Provinz, die sie dort stifteten, die ausgedehnter ist als ganz Deutschland, und jetzt das Hauptstück der großen Republik Bolivia bildet. — Diesem Allem nach nahmen also die Europäer nicht sogwohl die ursprüngliche indianische Geographie an, sondern sie schufen eine ganz neue indianische Geographie, von der die Indianer selbst zum Theil nichts wußten.

So wie mit den Völkern und Ländern, so verfuhren die Europäer auch mit den Benennungen der Produkte der neuen Welt. Da sie anfangs in Amerika nichts als eine Fortsetzung des ihnen schon bekannten Asien's erblicken wollten, so nannten sie anfänglich auch alle dort gefundenen Thiere und Pflanzen mit alten längst in Europa bekannten Namen, nannten „Pfeffer“ oder „Canehl“, was eigentlich kein Pfeffer oder Canehl, sondern eine besondere, nur etwas ähnliche amerikanische Pflanze war, nannten „Löwe“ oder „Schwein“, „Ochse“ oder „Büffel“ oder „Schaaf“, was eigentlich mehr ein Löwenartiges oder den Schweinen,

Digitized by Google

Ochsen, Büffeln oder Schafen ähnliches amerikanisches Thier war. —

Je weiter sie in's Innere des Landes vordrangen, je mehr sie die neue Welt als eine besondere und eigenthümliche Abtheilung der Schöpfung kennen lernten, desto indianischer wurden auch ihre Benennungen für jene Produkte. Viele dieser Produkte, jene wilden in den Bergverstecken lebenden Thiere, jene in entlegenen Thälern wachsenden Pflanzen bekamen sie nicht gleich selbst zu *sehen*, sondern *hörten* von ihnen nur bei den Amerikanern, welche längst die nützlichen oder schädlichen Eigenschaften derselben beobachtet hatten und ihnen davon erzählten. Die Indianer waren nicht nur gute Jäger, sondern auch fast durchweg sehr gute Kenner der Pflanzen, ihrer Färbestoffe, ihrer heilenden Kräfte. Sie wurden vielfach die Lehrer der Europäer in den Wäldern und auf den Prärien der neuen Welt, und die Folge davon war, daß diese denn am Ende zahlreiche indianische Thier- und Pflanzennamen adoptirten, die dann auch in Europa selbst so in Schwung kamen, daß sie jetzt so zu sagen *Jedermann* bekannt und geläufig geworden sind. Der Name Jaguar für den amerikanischen Tiger, Puma für den amerikanischen Löwen, Caiman für das amerikanische Crocodill, Caribu für das amerikanische Elenthier, die Pflanzennamen Ypecacuanha, Mandioc, Caoutschoue sind einzelne Beispiele unter Hunderten.

Gehen wir nun von der Betrachtung des Verfahrens der Europäer mit den amerikanischen Urnamen auf die europäischen Namen, welche sie an ihre Stelle setzten oder hinzufügten, über, so ist in Bezug auf die Methode, welche sie gewöhnlich dabei adoptirten, von vornherein nichts bezeichnender als die Art und Weise, in welcher gleich der erste Entdecker Amerika's dabei verfuhr. —

Das erste Gefühl, das den Columbus und die Seinen ergriff, nachdem sie den großen Ocean glücklich durchschifft hatten, war das des Dankes gegen Gott. Und der allererste Fund in der neuen Welt, die kleine von den Indianern »Guanahani« genannte Insel wurde daher dem Erlöser geweiht und San Salvador genannt – die zweite der heiligen Maria. Nach Gott gedachte Columbus zunächst seiner huldvollen Souveräne, die ihn ausgerüstet hatten, und in deren Namen er entdeckte und Besitz ergriff, und ihnen widmete er daher die nächsten Inseln und nannte sie zu Ehren der Souveräne und Prinzen des königlichen Hauses: Ferdinandina, La Isabella und Juana. Darnach zollte er der großen Nation, mit deren Hülfe er reiste, ein Compliment und nannte eine folgende große Insel die Spanische (Española). —

Im Ganzen kann man annehmen, daß diese Reihenfolge der Gedanken und Gefühle für Gott, König und Vaterland, so wie bei Columbus auf seiner ersten Fahrt, so auch auf seinen folgenden Reisen und so endlich bei den Unternehmungen der meisten späteren Entdecker das Verfahren bei der Namengebung bestimmte. Daher die vielen Baien, Caps und Inseln der Gnade Gottes, der heiligen Dreieinigkeit, der Mutter Maria ꝛc. Daher die vielen nach Königs- und Prinzennamen getauften Länder, die Ruperts-länder, die King-Williams-Länder, die Louisiana's, Carolina's ꝛc. Daher endlich die zahlreichen Neu-Spanien, Neu-England, Neu-Holland, Neu-Dänemark ꝛc.

Erst wenn man den drei mächtigsten und natürlichsten Empfindungen, der Gottesfurcht, der Ergebenheit loyaler Unterthanen, dem Heimweh und der Vaterlandsliebe genug gethan hatte, erst dann wurden auch minder wichtige Dinge, die Nebenheiligen der Kirche, die Persönlichkeiten der Entdecker, die Ereignisse der Reisen berücksichtigt und bei der Namengebung verewigt. — Man könnte darnach gewisse Hauptklassen der Namen machen, erstlich solche, die von Gegenständen religiöser Verehrung, zweitens solche die von einflußreichen Persönlichkeiten, drittens solche die von Dingen in der Heimath, viertens solche die von den Entdeckern selbst, von ihren Gefährten, ihren Schicksalen und den mit der Reise verknüpften Ereignissen hergenommen wurden.

Außerordentlich reich sind die Namen aus der ersten Klasse bei den Nationen, welche der katholischen Confession treu blieben, bei den Portugiesen und Spaniern. Die heiligen Gegenstände ihrer Kirche boten sich ihrer Phantasie so oft dar, daß daher eine gewisse sehr unbequeme Einförmigkeit in ihren Benennungen entstanden ist. Daher die zahllosen Santa Cruz, (heilige Kreuze), Santa Fé's (heilige Glauben), Trinidad's (Dreieinigkeiten). Die Spanier glaubten so oft unter dem Protektorate ihres großen National-Heiligen, des heiligen Jacob's, zu reisen, zu fechten und zu siegen, daß sie ihm unzählig viele Dinge widmeten. Daher die vielen St. Jago-Flüsse, St. Jago-Städte und St. Jago-Baien in den spanischen Colonieen.

Nicht bloß kleine Lokalitäten, sondern zuweilen große Inseln und Länder wurden einzelnen heiligen Personen und Gegenständen geweiht. So weihten die Portugiesen das weite Land, das jetzt Brasilien heißt, dem heiligen Kreuze, und nannten es das heilige Kreuzland. — So wurde der große Mississippi dem heiligen Geiste gewidmet und der Rio del Espiritu Santo genannt. Auch im Südmeere *gab* es ein großes heiliges Geist-Land. Sehr viele Lokalitäten wurden großen Kirchenfesten oder dem Heiligen des Tages zu Ehren genannt, an dem man sie zuerst erreichte. So nannte Ponce de Leon z. B. die Halbinsel Florida so, weil er ihre Küsten zuerst an einem Palmsonntage, der bei den Spaniern Pascua Florida heißt, entdeckte. Daher auch die vielen Weihnachts-Häfen, Oster-Inseln, Himmelfahrts-Städte, Mariä-Geburts-, und Mariä-Verkündigungs-Häfen, die Navidad's, die zahlreichen Assencion's, Assumcion's und Concepcion's.

Die protestantischen Seevölker, die Engländer, die Holländer, die Dänen ꝛc., die nicht so zahlreiche symbolische und heilige Gegenstände und Feste in ihrer Kirche haben, lieferten nicht so viele Benennungen aus der hier bezeichneten Klasse. Doch giebt es allerdings auch einige von ihnen herrührende Vorgebirge der »Gnade Gottes« (Capes of God's Mercy), einige »Dreieinigkeits-Busen« (Trinity-Bay's), einige »Weihnachts-Häfen (Port Natals) und Aehnliches, mitunter sogar auch auf den Teufel anspielende Benennungen: Teufelsfluß (Dovil's rivers) und dergleichen.

Viel häufiger sind bei ihnen, namentlich bei den so loyalen Briten, die Namen aus der zweiten Klasse, die Benennungen, welche an die Souveräne in Europa oder sonst an hohe Protektoren der Expeditionen erinnerten. Die Engländer sind nirgends erschienen, wo sie nicht ihren Königen und Lords einige Erstlinge ihrer Entdeckung geweiht hätten. Daher ist jetzt noch selbst die Geographie der republikanischen Vereinigten-Staaten voll von königlichen Namen und insbesondere von Erinnerungen an die königliche Familie der Stuarts. Die berühmten Cape Charles und Cape Henry bei der Cheasapeake-Bay heißen nach Prinzen aus diesem Hause. Ebenso die Staaten Carolina, das große Ruperts-Land, (die Hudsonsbay-Länder), die vielen James-towns, Elisabeth-towns und Charlestowns. Die Stadt und der Staat von New-York heißen dem Herzoge von York, späteren Könige Jakob II. zu Ehren. —

Sogar in den eisigen Regionen des Nordens haben in neuerer Zeit die Engländer eine Menge Schnee- und Felswüsteneien ihren Souveränen und Prinzen übergeben und sie »Victoria-Land« oder »Alberts-Land« oder »König Georgs« oder »Williams-Land« genannt. Bei zahllosen der von ihnen gegründeten Städte und Provinzen luden sie einflußreiche Lords, Ritter, Parlamentsmitglieder oder reiche Kaufleute als Taufpathen ein. So z. B. bei

Digitized by Google

oen Staaten und Städten Delaware, Baltimore, Richmond, bei den Vorgebirgen Diggs, Wolstenholm, bei den Meerbusen Smith, Lancaster ꝛc.

Die Franzosen widmeten ganze weite Landstriche ihren Königen, so z. B. das Mississippi-Land oder Louisiana ihrem großen Louis XIV.

Es ist bemerkenswerth, daß die Spanier und Portugiesen, obgleich sie so sehr königlich gesinnt waren, doch ihren Königen nicht so viele Gegenden und Punkte gewidmet haben, wie die Engländer und Franzosen. Wir haben zwar in Asien die nach Philipp II. genannten Philippinen, auch bestand zwar demselben Könige zu Ehren in der Magelhaens-Straße eine kurze Zeit lang die Stadt Philippopolis. Aber sonst haben wir kein spanisches Carolina, kein portugiesisches Juanina oder Manuelina, obgleich doch die Könige Karl V., Juan II., Manuel, die größten gekrönten Ländereindecker der Welt gewesen sind. Selbst die beiden von Columbus seinen Monarchen zu Ehren ausgetheilten Namen Fernandina und Isabella kamen sehr bald wieder bei den Spaniern außer Gebrauch. — Am auffallendsten ist dieß bei dem großen Kaiser Karl V., unter dessen Auspicien in Amerika doch so unermeßliche neue Länder gefunden, so zahlreiche neue Städte gestiftet wurden. Fast nichts erinnert in Amerika an seinen großen Namen, und er hat darin ein ähnliches Schicksal gehabt wie Columbus, dessen Namen auch in der neuen Welt wie verschollen schien.

Die Holländer konnten keinen Königs-Namen verewigen, weil sie zu der Zeit, als sie erobernd auftraten, Republikaner waren. Doch haben sie dafür ihren Generalstaaten, der Familie ihrer Statthalter und den einzelnen Mitgliedern derselben viele Lorbeeren gestreut. Ueberall wohin sie kamen, in Spitzbergen und Novaja Semlja, in Amerika wie in Asien haben sie „Staaten-Inseln“, „Staaten-Länder“, „Mauritius-Städte“, „Oranien-Berge“, „Willems-Städte“ genug geschaffen.

* Die Zeit der Originale.

Von W. Lang.

Man hört gegenwärtig häufig die, meistens mit Bedauern ausgesprochene Bemerkung, daß es in unserer Zeit keine Originale mehr gebe. Und in der That, sie sind verschwunden, jene wunderlichen Gestalten, von denen unsere Väter und Mütter erzählten; die seltsamen alten Herren, die sie täglich zu derselben Zeit, in derselben Kleidung, denselben Weg machen sahen, die unter schroffen abstoßenden Manieren oft eine reiche Bildung, ein warmes Gefühl verbargen; die, im Besitz eines großen Vermögens, mit spartanischer Einfachheit leben oder bei erwiesener Armuth die Manieren eines großen Herrn zur Schau trugen; die alten Jungfern, die in sonderbar altmodigen Kleidern auf der Straße gingen und in kleinen niedrigen Erkezimmern daheim waren, mit einem Mops oder einer Katze, die sie mit aller Sorge, aller Zärtlichkeit zu überschütten schienen, deren ihre verdorrten Gemüther noch fähig sein mochten. — Ach, diese verblichenen Kleider stammten wohl noch aus jenen schönen Tagen, da sie mit dem Geliebten ihrer Jugend sich im fröhlichen Reigen drehten; an die altmodigen Geräthe knüpften sich süße Erinnerungen an eine glückselige hoffnungsreiche Zeit; was wäre wohl Besseres einzutauschen für solche Angedenken? Und wenn Ihr nur die rechte Saite anzuschlagen wußtet, oder wenn ein Zufall Euch zu Hülfe kam, so möchtet Ihr auch gewahr werden, daß in solchem scheinbar verknöcherten oder versteinten Herzen sich doch noch ein warmes Gefühl regen konnte für die Menschen draußen in der Welt, die doch so ganz anders waren als sie.

Sie sind dahin! Wir kennen sie nicht mehr, jene Originale, die der Stolz ihres Stadtviertels, ihrer Straße, das Entzücken und das geheime Grauen der Straßenjugend waren, denn in einem entschieden guten Vernehmen mit der Straßenjugend sollen die Originale nur in sehr vereinzelten Fällen gestanden haben. Sie sind dahin, und das Bedauern, welches wir deßhalb fühlen, hat seinen Grund wohl nicht lediglich in dem seichten Wunsch, auf Kosten eines Andern unsere Lachlust zu befriedigen oder neben dessen Grillen und Schrullen um so mehr der harmonischen Ausbildung des eignen Ich froh zu werden; vielmehr wird dieses Bedauern doch wohl zumeist erregt durch die Ahnung, daß in dem größeren Theil jener Originale, trotz ihrer wunderlichen Außenseite, trotz ihres seltsamen Gebahrens, doch ein gesunder Kern gesteckt habe, und daß, wer so äußeren Einwirkungen zum Trotz die Eigenart in sich ausbilden konnte, ein ganzer und tüchtiger Mensch gewesen sein mußte, wie sehr er auch oft bemüht war, die Welt das Gegentheil glauben zu lassen.

Und weßhalb läßt unsere Zeit keine Originale mehr aufkommen? Diese Zeit, die den Schienenstrang über Friedhöfe wirft und das Dampfroß dahin schnauben läßt über die letzte Ruhestätte unserer Lieben, die in unsern Parks und Gärten Fabriken und Waarenlager erbaut, die unsere Eichenhaine ausrottet, um Weideplätze zu gewinnen, die für die Geschicklichkeit der Menschenhand die Kraft der Maschine, für den Fleiß und die Sorge des Einzelnen die Solidarität der Associationen einführt; unsere Zeit, die Alles nivellirende, ist der Entwicklung der Eigenart nicht günstig. — Unsere Väter lebten in engerer Begrenzung, räumlich wie geistig. Was sie ergriffen, an Arbeit, an Bildung, an Zu- oder Abneigung, sie förderten und festigten es in kleinem Kreise, langsam, meist nicht ohne Anstrengung, mehr aus sich selbst und durch eigne Kraft als durch äußere Anregung; und so in sich abgeschlossen, im Bewußtsein des eignen Werthes, mochte Mancher den eignen Sinn zum Eigensinn werden, die Ecken und Härten seines Wesens sich schärfen und versteinen lassen, unbekümmert und unbehindert durch die, welche neben ihm wandelten. Wir dagegen eilen auf flügeln des Dampfes von Paris nach Petersburg, von London nach Rio Janeiro, wir arbeiten in Compagnieen und Associationen, wir schreiben mit dem elektrischen Telegraphen, und für unsere Bildung sorgt die Presse. Taschenbibliotheken, Leitartikel, Conversationslexika, und wie alle Hülfsmittel der modernen Bildung heißen mögen, überheben uns der Mühe selbst zu denken, zu lernen; wenn sich da noch an den äußeren Menschen ein Eckchen ansetzen, eine Eigenheit hervorthun möchte, es sind tausend Hebel geschäftig sie abzuschleifen, und die Strömungen des Verkehr lassen ihn bald glatt und gleichförmig erscheinen, wie die tausend Andern, die unbemerkbar aufgehen in der Masse.

Selbst unsere heutige Art zu wohnen ist der Entwicklung der Originale hinderlich. Wie selten bewohnt jetzt der Mann das Haus, in dem er als Knabe spielte, dem Vater und Großvater den Stempel ihres Wesens aufdrückten, mächtig genug um das Gefühl der Berechtigung der Eigenart in dem Sohne und Enkel zu kräftigen. Weibliche Originale können vollends in unsern modernen Wohnungen nicht gedeihen. Wo fänden sich heutzutage die stillen Stübchen, die dämmrigen Winkel, wo ein armes Mädchen, unbelauscht von Neugierigen, einer unglücklichen Liebe nachweinen könnte; wo die heimlichen Erkerfenster, aus denen sie, wenn sie ihr wundes Herz zur Ruhe gebracht hat, unbemerkt herniederblickt auf die Welt, in der sie eine Fremde geworden ist. Heutzutage kennt man keine unglückliche Liebe mehr. Die junge Dame

Digitized by Google

hat höchstens ein Desappointement; bleiche Wangen und verweinte Augen lassen sich nicht verbergen hinter den großen Spiegelscheiben, die das ganze helle Tageslicht einlassen, noch unter den blendenden Gasflammen am Abend; die Kleider aus der letzten Saison trägt sie schon in der nächsten nicht mehr, weil die Mode dieselben unmöglich macht, und damit sie kein Erinnerungszeichen bewahre an eine Zeit, deren Wogen ihr Herz höher schlagen machten, wird beim nächsten Umzug in der neuen Wohnung ein neues Mobiliar angeschafft; und so hilft Alles miteinander, aus ihrem Herzen wieder eine tabula rasa zu machen, auf der eine neue Inclination, eine neue Fancy Platz nehmen kann, vielleicht um ebenso schnell wieder verwischt zu werden.

Die Zeit der Originale ist vorüber.

* Das Geheimniß der See.

Nach Longfellow von Adolf Laun.

Um die Beziehung dieses Gedichtes auf die in demselben angeregte spanische Romanze, eine der ältesten und schönsten des Romancero, klar zu machen, lasse ich diese in möglichst treuer Nachbildung vorausgehen.

Romanze vom Grafen Arnaldos.

(Anonym.)

Wer erlebte je ein Wunder
An des Meeres Wogenschlag,
Wie's erlebte Graf Arnaldos
Einst am Sanct Johannistag.

Jagend war er ausgezogen,
Einen Falken auf der Hand,
Und er sah ein Schiff von Weitem,
Das sich näherte dem Strand.

Gülden waren Kett' und Anker,
Seide wogt' am Mast entlang,
Und der Schiffer, der es führte,
Ließ ertönen den Gesang.

Da berub'gen sich die Wellen,
Und es schweigt der Winde Wuth,
Fische, die im Tiefen schwammen,
Blicken lauschend aus der Fluth.

Lauschend auf den Segelstangen
Sitzt der Meervogel Schar,
Und zum Schiffer flieht Arnaldos,
Hört, was seine Bitte war:

„Schiffer, Schiffer, der du drüben
Führst dein Schiff die Küst' entlang,
Lehr mich um des Himmels Liebe,
Lehr' mich singen den Gesang!“

Doch der Schiffer ihm entgegen
Ruft vom Schiff, das seewärts flieht:
„Den Gesang kann der nur lernen,
Der auf immer mit mir zieht.“

Das Geheimniß der See.

O wie tauchen mir Gestalte
Traut empor im Wellenschaum,
Altromantische Legenden;
Bieder kehrt manch holder Traum.

Last'ne Segel, seid'nes Tauwerk,
Wie's in alten Sagen blinkt,
Und der Schiffer fernes Singen,
Das am Ufer wiederklingt.

Und die spanische Romanze
Liegt im Sinn mir immerdar
Von dem edlen Graf Arnaldos
Und dem Schiffslied wunderbar.

Gleich der Seebucht langen Wellen,
Wo der Strand' wie Silber scheint,
Fließt dahin die sanfte Strophe,
Reimlos, Vers mit Vers vereint,

Kündend, wie der Graf Arnaldos
Einen Falken auf der Hand
Sah von fern ein stattlich Fahrzeug,
Das sich näherte dem Strand,

Wie vom hohen Bord der Bootsmann
Wunderbare Weisen sang
Und die Meervogelschaar lauschend
Saßen Mast und Tau entlang,

Bis ihm Sehnsucht schwoll im Busen,
Bis er rief mit flehndem Mund:
„Bootsmann, gieb um Himmels Liebe
Mir des Liedes Zauber kund!“

„„Willst du das Geheimniß wissen,
Sprach er, daß die See umhüllt?
Nur wer ihrem Fahrniß trotzet,
Ihm nur wird der Wunsch erfüllt.““ —

Stets wenn ferne Segel schimmern,
Wenn die Lüfte landwärts ziehn,
Seh' ich jenes flotte Fahrzeug,
Höre' ich jene Melodien.

Bis nach dem mir schwillt der Busen,
Was geheim die See umschließt,
Und des großen Weltmeers Seele
Mich mit mächt'gem Drang durchfließt.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Franz Schubert. Eine biographische Skizze. Von H. von Kreißle. — Die Frauen in der Geschichte. Ein historischer Versuch. 2 Bde. Von F. von Andlaw. — Das Verhältniß des Staates zu den bildenden Künsten. Von Wolfgang Müller von Königswinter. — Widerlegung des Goethe'schen Faust, seiner neuesten Kritiker und Erklärer. Von Heinrich Düntzer. — Historische Bilder. 2 Bde. Von St. Grabowski. — König Alfons. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Von J. N. Bachmayr. — Anna Boleyn. Trauerspiel in 6 Aufzügen. Von A. von Maltitz. — Authariß und Theodelinde. Dichtung in 9 Romanzen. Von W. Opel. — Der Prophet. Historischer Roman aus dem Bauernkriege. 2 Bde. Von Theodor Mügge. — Die Töchter des Barikan. Roman in 3 Bänden. Von Ernst Willkomm.

* Die Zahl der durch den deutschen Buchhandel im Laufe des Jahres 1860 in die Oeffentlichkeit getommenen Neuigkeiten hat sich auf nicht weniger als 11,120 Nummern belaufen.

Σ. **Arabesken.** Von Karl Siebel. Iserlohn, Julius Bädeker 1861. — Zu wiederholten Malen ist berichtet worden über poetische Produkte des hier genannten Verfassers und stets anerkannt, daß er ein nicht unbedeutendes Talent verrathe, wenngleich nicht verschwiegen werden konnte, daß er stets etwas Unfertiges, Unklares und einen nicht zu lobenden Hang nach Effekthascherei zeigt. Das vorliegende neueste Bändchen seiner Dichtungen giebt ihn und mit allen seinen Vorzügen und Mängeln. Neben einzelnen reizenden Liedern und Versen, wie z. B. „Heimath“, „Göttlicher Schutz“ und „Nun ist die Sonne aufgewacht“, finden sich Gedichte, die man, um sie mit möglichst schonendem Namen zu bezeichnen, wunderlich nennen muß, wie „Haus“, „Luise“, „Don Juan“ u. s. w. In der formlosen Form, die Heine seinen reizenden Nordseebildern gab — man könnte sie fast Verse im Negligé nennen — läßt Karl Siebel seine Geistesblitze los; nur schade, daß diese Blitze so wenig Leuchtkraft besitzen, daß man bei dem herrschenden Düster mit dem besten Willen den Geist nicht finden kann. Einen Vortheil hatte der Dichter freilich bei der

Digitized by Google

Aufnahme dieser und so mancher ähnlichen Dichtungen: er füllte eine gewisse Seitenzahl; denn wenn jede Zeile wie hier nur zwei, drei oder, wenn's hoch kömmt, fünf Worte zählt, kann ein anständiger Satz schon eine ganze Seite geben. Daß es überhaupt Herrn Siebel nur darauf ankam ein Buch zu machen, geht hervor aus der Aufnahme prosaischer Stücke, die wo möglich voller sind als reine kühnsten Poeme. Wie geistreich der Verfasser mitunter zu sein versucht, zeigt der Anfang einer Geschichte, die reichlich eine Seite Druck enthält, aber zwei Seiten glücklich bedrucken läßt. Diese Erzählung hebt nämlich an, wie folgt: „Es war einmal ein König, der war kein König, aber die Welt gehörte ihm.“ Wie könnten, ohne viel Raum zu vergeuden, das ganze Prosastück abdrucken, dem Leser geschähe damit jedoch kein sonderlicher Gefallen.

* Preußens Kriegsruf ertönte und die Kunst, sich mit den Franzosen zu schlagen, ist nicht die, — sie zu schlagen. Französische Antwort auf: „Eine militärische Denkschrift“ von P. F. C. Aus dem Französischen. Naumburg, 1861. — Der Verfasser dieser kurzen, im übermüthigsten Tone gehaltenen Erwiderung zeigt uns klar und deutlich, welcher Geist in der französischen Armee jetzt herrscht, wie man sich bemüht, den gallischen Hahn noch immer als das kecke, gänzende und hochherzige Bild dem französischen Soldaten hinzustellen. Es wird darin ausgesprochen, daß bei einem Kriege mit Deutschland wie die beste Zeit erst mit Debattiren verlieren, die Franzosen aber, dem Schlachtruf „en avant“ folgend, rasch und entgegen marschiren würden, um sich mit den Söhnen der Helden zu messen, welche Ihren von dem mörderischen Klima hingestreckten Vätern so ruhmvoll einst den Rest gaben! Als Schluß folgt dann noch der Rath, die Deutschen würden klug handeln, in den gegenwärtigen Zeiten der Umgestaltung der Landkarten den Gedanken aufzugeben, viel Ehre im Kampfe gegen die Franzosen zu suchen. — Das ganze Machwerk bricht die Gelegenheit vom Zaune, eine solche drohende Sprache gegen Deutschland führen zu können, denn, wie hinreichend bekannt, belebet und die „militärische Denkschrift“ (als deren Verfasser allgemein der preußische General Prinz Friedrich Karl gilt) darüber, wie die Franzosen kämpfen, wie sie z. B. die Bewegung, das Vorwärts-Marschiren als Hauptfactor ihrer Erfolge betrachten, indem sie die richtige Folgerung ziehen, daß das menschliche Blut durch rasche Bewegung schneller fließt, und daß der Soldat hierdurch zu größeren Anspannungen, also auch zu bedeutenderen Leistungen geeignet sei.

* Das Verhältniß Schillers zu der von ihm verherrlichten Laura hat den Literarschriftstellern immer viele Zweifel verursacht und zu großem Aufwand von Scharfsinn Veranlassung gegeben. Professor Hasy in Stuttgart hat nun auf Grund der besten Quellen festgestellt, daß die vielgenannte Hauptmanns-Wittwe nicht der Gegenstand von Schillers Leidenschaft war, sondern nur die Vertraute; die echte Laura war deren Nichte Wilhelmine Andreä, ein durch Geist und Schönheit ausgezeichnetes Mädchen. Gotthold Stäudlin, Philipp Conz und Graf Reinhard gehörten auch zu den Verehrern dieser Laura.

* Robert Prutz, dessen Krankheitszustand ein sehr trauriger, aber nicht hoffnungsloser ist, hat die von ihm redigirte Stettiner Montagszeitung eingehen lassen; dagegen wird er das „Deutsche Museum“ fortführen.

* Der in der Künstlerwelt als Biolinvirtuose bekannte August Pott in Oldenburg, einer der tüchtigsten Schüler von Spohr, hat wegen eines rheumatischen Leidens seine Entlassung als Hofkapellmeister erbeten und erhalten.

* Bremen, 3. Januar. Im Künstlerverein sprach gestern Herr Professor Dr. Nicolaus Delius aus Bonn über Dr. Samuel Johnson, den Lexikographen und Shakspere-Commentator, der im vorigen Jahrhundert (er lebte von 1709—1784) in England eine so bedeutende Autorität war und noch heutzutage viele Verehrer hat. Der Vortragende berichtete über die Lebensverhältnisse des wunderlichen Mannes und verbreitete sich ausführlich über Johnsons schriftstellerische Thätigkeit, seine politischen Pamphlete, die philologischen und literarhistorischen Arbeiten und die Shakspere-Ausgabe.

Δ Bremen, 3. Januar. Bericht aus dem Kunstverein. Neben sehr schönen Gemälden — auf welche wir in späterer Besprechung zurückzukommen gedenken — ist gegenwärtig ein Werk der Sculptur, ein Amor von Canova, in dem oberen Saale des Kunstvereins zur Ausstellung gebracht. Obgleich wir den künstlerischen Werth dieser Figur nicht sehr hoch anzuschlagen vermögen, so erfordert sie doch als ein Werk Canova's unsere Aufmerksamkeit. Da nun aber die Kunstansprüche an Sculpturen gegenwärtig ganz andere geworden sind, als sie zu Canova's Zeit waren, so müssen wir unser Leser bitten, und bei einem kurzen Rückblick in die Vergangenheit geduldig zu begleiten. Canova, der „moderne Phidias“, war der älteste von den berühmten Bildhauern der modernen Kunstepoche; ihm gelang es zuerst der Formvollendung der Antike in seinen Werken mit Glück nachzustreben, und an seinen Namen knüpft sich der Anfang des Aufschwunges, welchen die Sculptur mit den anderen bildenden Künsten am Ende des vorigen Jahrhunderts genommen hat. Wie Schinkel, der erste große Reformator auf dem Felde der Architektur, durch seine Vertiefung in die Antike zu dem Standpunkte gelangte, daß er die griechischen Formen unseren Verhältnissen entsprechend erklärte, ebenso wurde auch Canova durch seine Begeisterung für die Antike zu einer einseitig klassischen Kunstrichtung geführt, und zwar in dem Sinne, daß er nur die formale Schönheit im Auge behielt. Jüngeren Kräften blieb es vorbehalten, den Aufschwung der Kunst um einen Schritt weiter zu führen und außer nach dem Ebenmaß der Körperform auch nach geistigem Inhalt und Charakteristik zu streben. Namentlich war es Asmus Carstens, ein Schleswiger, welcher damals durch Schriften und Compositionen dieser Kunstrichtung Bahn zu brechen strebte und gleichsam als Vorkämpfer diente für die später entstandene neuromantische Schule. Canova hatte bereits das reife Mannesalter erreicht und seine Kunstrichtung mit klarer Entschiedenheit seit vielen Jahren verfolgt, als die ersten Regungen dieses reformatorischen Geistes an das Licht traten. Thorwaldsen hingegen — welcher der Repräsentant der Fortschrittsrichtung in der Sculptur wurde — kam gerade zu jener Zeit nach Rom und entwickelte sich unter dem directen Einfluß der Bewegung. Sein persönlicher Verkehr mit Josef Koch und während kurzer Zeit noch mit dem jung verstorbenen Carstens mußten bestimmend auf seine Kunstbestrebungen wirken. — So erklärt sich die Verschiedenheit zwischen der Kunstrichtung Canovas und derjenigen Thorwaldsens; und diese letztere ist hinsichtlich des Gegenstandes der alten Form gegen den geistigen Ausdruck auch noch diejenige der heutigen Zeit. Der Italiener Canova erkannte seine künstlerische Aufgabe darin, daß er durch Ebenmaß der Körperverhältnisse und durch Formvollendung eines edlen Stils das lautere Behagen der Sinne des Beschauers befriedigte; der Nordländer Thorwaldsen hingegen verstand es, den Geist und das Gemüth des Beschauers zu erwärmen. Er schuf nicht minder vollendete classische Formen als Canova, aber er vermochte außerdem auch seine Gestalten durch geistigen Ausdruck, durch charakteristische Formen und Bewegungen zu beleben. Der Sieg dieser Richtung war noch zu Canovas Lebzeiten entschieden. Nachdem er während eines langen Lebens nur mit Dankeer sich in die Bewunderung der Zeitgenossen getheilt hatte, sah er sich am Abend seines Lebens von Thorwaldsen vollständig überflügelt. Seine liebenswürdige Persönlichkeit ließ jedoch keine Mißgunst und Bitterkeit in ihm entstehen; mit edlem Freimuth schätzte er offen und laut das enorme Talent seines glücklichen Rivalen. — Es war eine natürliche Consequenz von Canovas Kunstrichtung, daß er vorzugsweise Einzelnfiguren — wie seine berühmte Venus — und seltener Gruppen — wie die Grazien — modellirte, und daß er fast nie gleich Thorwaldsen größere Reliefs componirte. — Eine dieser Einzelnfiguren, einen Amor, wollen wir jetzt hier kurz besprechen. Es mag billig erscheinen, daß wir das Werk vom Kunststandpunkt Canovas und seiner Zeit beurtheilen. Aber auch in diesem Falle können wir uns nicht für vollste begeistern. Der edle Charakter ist weder im Kopfe noch im übrigen Körper getroffen, und das Ebenmaß der Körperverhältnisse ist nicht der Art, daß man sich mit wahrem Behagen und mit Befriedigung großer Vollendung erfreuen kann. Hätte Canova in seiner Auffassungsweise etwas Vollendetes geschaffen, so hätte er in diesem Falle auch das Charakteristische getroffen. Hätte er statt eines ziemlich nüchternen, fast hageren Körpers eine elastische üppige Jünglingsgestalt — wie sich Jedermann den Amor denkt — gebildet, so wäre der Schönheit wie der Charakteristik gleiche Gerechtigkeit widerfahren. Canovas Amor trägt aber keineswegs das Gepräge der Jugend und der Elasticität, die Muskeln sind, — statt daß sie mit Fleisch umgeben sich leicht markiren, — so vollständig und stark aufgewölbt, wie es nur am Körper eines Mannes vorkommt, welcher das Jünglingsalter hinter sich hat. Aber auch den Eindruck der Kraft macht der Körper nicht, da die Formen auffallend lang gedehnt und flau sind. — Die Bewegung im Körper ist übertrieben und markirt sich an der rechten Hüfte in einer Weise, daß die anatomische Möglichkeit solcher Formen mehr als zweifelhaft erscheint. — Wenn wir in diesem Falle von dem Kunstwerk nicht gerade befriedigt sein können, so müssen wir doch das Bestreben der Directionen, Werke berühmter Bildhauer in unseren Bereine auszustellen, mit Dank anerkennen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. Z. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Cur.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 2. Bremen, 13. Januar. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Entstehung der Namen in der neuen Welt. Von J. G. Kohl.
Alt-Isländische Volksballaden. Von W. J. Wittgen.
Die Erbauung der Friedenau.
Ein Protest vom Sohn
Literatur und Kunst.

* Entstehung der Namen in der neuen Welt.

Von J. G. Kohl.

II.

Jedenfalls ist zu allen Zeiten und bei sämmtlichen Nationen die dritte der oben genannten Quellen neuer Namen, die im eigenen Vaterlande bereits vorräthige geographische Nomenklatur, diejenige gewesen, aus der man am allerneisten geschöpft hat. Dieß ist sehr begreiflich. Denn erstlich war es sehr bequem, die im Vaterlande bereits currenten der Nation schon sehr geläufigen Namen hervorzuziehen. Man brauchte keine neuen Worte zu componiren, wie dieß doch bei allen von Personen hergekommenen Benennungen immer mehr oder weniger geschehen mußte. Und zweitens war es den in Amerika gefundenen Zuständen viel angemessener, als in anderen neuentdeckten Ländern, z. B. in Asien.

Im südlichen Asien fanden die Europäer überall mächtige Reiche, stark bevölkerte Länder und eine hohe Kultur. Dort erhielten sich daher meistens durchweg die einheimischen Länder- und Städtenamen, in denen die Masse der Eingebornen stets die Mehrzahl blieb. Die bloß von der Jagd und vom Fischfang lebende Bevölkerung Amerikas aber schien ihnen fast so gut wie keine Bevölkerung. Durch den Ackerbau wurde so zu sagen erst ein neues Land geschaffen. Es bildete sich daher von vornherein nicht bloß die Idee der Eroberung, sondern namentlich auch die einer völligen Ueberfindung, einer ganz neuen Schöpfung von noch gar nicht dagewesenen Zuständen.

Es entstand in der neuen Welt ein ganz neues Europa, und man nannte die in Besitz genommenen bepflanzten, neubevölkerten und beackerten Länder, die zu einer neuen und bleibenden Heimath werden sollten, in welche die Spanier, die Engländer, die Holländer einzogen, daher auch gleich: Neu-Spanien, Neu-England, Neu-Holland, Neu-Frankreich. „Nueva Hispania“ hieß lange Zeit das ganze mexikanische Reich. „La Nouvelle France“ hieß so lange die Franzosen es besaßen, das ganze Lorenzo-Land oder Canada. „New-England“ wurde lange Zeit der nordöstliche Abschnitt der Vereinigten Staaten genannt. „Nieuw-Nederland“ war der Name des jetzigen Territoriums von New-York, so lange es die Holländer inne hatten. Man begnügte sich aber nicht, ein Schattenbild bloß der großen Heimathsländer in die neue Welt hinüberzutragen. Auch den einzelnen Provinzen, aus denen diese zusammengestückt waren, gab man dort ihre Pendants und Ebenbilder. Oft wünschte ein Entdecker seine besondere Heimathsprovinz zu verewigen. Oft glaubte er eine gewisse specielle Aehnlichkeit zwischen ihr und einer kleinen Abtheilung der neuen Welt wahrzunehmen. So z. B. glaubte der Conquistador Guzman, als er die nordwestlichen Theile von Mexiko, das Königreich Mechoacan, erobernd durchzog, daß es seiner spanischen Heimathsprovinz Galicien sehr ähnlich sei und daß es mit schroffen Gebirgsabsätzen gegen die Südsee eben so abfalle; wie jenes gegen den atlantischen Ocean und den biskaischen Meerbusen, und er taufte es daher zu „Neu-Galizien“ um.

Manch Mal mochten die Colonisten aus gewissen Provinzen sich mehr in eine bestimmte Gegend ziehen und dieselbe dann daher den Namen derselben erhalten. So wurden fast die ganzen Küsten der Orinoco-Lande bloß von Schiffern aus Andalusien entdeckt und vielleicht mit Rücksicht darauf wurde daher jenem Lande der Name „Neu-Andalusien“ zu Theil. So zogen in die wie ein Hammer gestaltete Halbinsel bei der Mündung des Lorenzo hauptsächlich schottische Britten ein, und sie wurde daher „Neu-Schottland“ (Nova-Scotia) genannt. Manche Provinzen, aus denen nur wenige oder gar keine Entdecker kamen, finden sich in Amerika daher auch fast gar nicht vertreten. So z. B. nicht die spanischen Provinzen Catalonien und Arragonien am mittelländischen Meere, deren Einwohnern es eine Zeit lang sogar nicht gestattet war, sich jenseits des Oceans anzusiedeln.

Am weitesten von allen scheinen es in dieser Beziehung die Engländer, die sich überhaupt in geschmackvoller und gefälliger Bildung neuer Namen nicht sehr geschickt gezeigt haben, getrieben zu haben. Denn sie haben auch bei den kleinen Distrikten und Bezirken ihrer neuen Provinzen fast durch den ganzen Norden von Amerika die Namen ihrer heimathlichen Somerset- Sussex- und Cumberland-Shires, so zu sagen, unersättlich oft beigelegt, und ihre Städte Oxford, Cambridge, London blicken sich dort wie eitle Schöne in zahllosen Spiegeln zugleich, so wie dort auch ihre Tames, Trent- und Savernriver fast dutzendweise gezählt werden können.

Indessen haben es freilich auch die Franzosen zuweilen an einem solchen Ueberfluß von Vorliebe für Heimathsnamen nicht fehlen lassen. Einmal fuhr ein französischer Entdecker (Ribault) längs der ganzen Ostküste von Nord-Amerika, indem er in die Mündung jedes der dort so zahlreichen Flüsse einen französischen Flußnamen schob. Er erschöpfte fast die ganze Hydrographie von

Digitized by Google

Frankreich und brachte eine amerikanische Seine, eine amerikanische Loire, Gironde, Rhone ꝛc. auf die Landkarten der neuen Welt. —

Zuweilen kann ein solches Namensschöpfen aus dem Borne der heimathlichen Geographie recht sonderbar und übel angebracht erscheinen. So haben z. B. die Holländer noch im Norden von Novaja Semlja ein wüstes Schneeland „Neu-Niederland“ genannt, die Engländer eben so rauhe Eisstriche im Norden von Amerika „Neu-Somerset“ oder „North-Devon“ oder „Cornwallis“, — Länder die doch nicht die geringste Aehnlichkeit oder Beziehung zu den Niederlanden oder zu Sommerset oder Devon-Shire hatten und bei denen auch nie die Hoffnung erwachen konnte, daß sie je von Einwohnern dieser Länder und Grafschaften bevölkert werden würden.

Eine auffallende Ausnahme haben dagegen in dieser Beziehung wieder die Portugiesen gemacht. Sie haben weder in Amerika noch auch sonst irgendwo ein Neu-Portugal gestiftet und haben auch nicht die Provinzen ihres kleinen Königreichs: Algarve, Alentejo, Beira ꝛc. über den Ocean gebracht. In Brasilien hatten jetzt und hatten auch von vornherein die vielen Capitanieen und Provinzen dieses großen Reichs nur Namen, die an Ort und Stelle selbst entstanden, so wie sich dort auch kein neues Lissabon, kein neues Oporto ꝛc. befindet, da doch in Spanien kein Truxillo, Valladolid, Merida, Cuenca ja fast kein Landstädtchen existirt, das jenseits des Oceans nicht irgend ein Echo gefunden hätte.

Eine weitere sehr gewöhnliche Veranlassung zur Erfindung neuer Namen gaben die Naturprodukte, Thiere, Pflanzen, Metalle, auf welche die Europäer in gewissen Gegenden stießen, oder die Waaren, welche sie von dort bezogen. Diese Benennungsweise scheinen die handelslustigen Portugiesen schon vor der Entdeckung Amerikas bei ihren afrikanischen Ländern eingeführt zu haben, wo sie alsbald den einen Strich „die Sklaveküste“, den andern „die Goldküste“, den dritten „die Elfenbein-“ oder „Pfefferküste“ nannten. Auch erfanden sie schon, ehe sie die Molukken selbst noch sahen, den Namen der „Gewürz-Inseln.“ Von dieser Entstehungsart ist der heutige Name des großen amerikanischen Landes Brasilien, von dessen Ufern die Portugiesen Anfangs nur jenes bellrothe Färbeholz holten, das sie mit einem schon längst bekannten Namen das Feuer oder Glühholz (Brazil) nannten. Da anfänglich, ehe sie dort Zucker- und Kaffee-Plantagen gründeten, nur dieses Holz „Brazil“ von jener Küste kam, so nannten sie dieselbe „a Costa do Brazil“ (die Küste des Feuerholzes), woraus nachher Brasilien geworden ist. — Weil die Antillen lange Zeit die einzigen oder doch die blühendsten Zuckerplantagen hatten, so nannte man sie auch lange Zeit bloß „die Zucker-Inseln“, welchen Namen sie noch neben dem der Antillen trugen. —

Zahllos sind die Lokalitäten in Amerika, die nach anderen Pflanzen benannt sind. Man kann sagen, daß es fast kein Kraut giebt, das nicht seinen Fluß oder sein Flüßchen bekommen habe. Wir haben Plum-Rivers, Reed-Grass-Rivers, Wild-rice-rivers, Willow-rivers. (Pflaumen-, Wilden Reiß-, Ried-Gras-, Weiden-Baum-Flüsse) ꝛc. Viele Partieen bekamen ihre Namen nach dem Vorherrschen einer gewissen Pflanzengattung, so verschiedene Schiffdistrikte (Cañaveralos) in Florida, so die „Fichten-Wüsten“ (die sogenannten „Pine-Barrens“ in Carolina und Georgia); so verschiedene Bergreihen: „Grassy-Mountains“ (Gras-Gebirge). Andere erhielten ihre Namen mit Bezug auf die völlige Abwesenheit von Pflanzen. So die weiten „Barren-grounds“ (Oeden-Gründe) längs der Polar-See. So vermuthlich auch die „Stony“ und „Rocky-Mountains“ (die Steinigen- und Felsen-Gebirge.) Da das Gold eine Waare war, die man wirklich vielerwärts fand, und der man jedenfalls überall nachspürte, so sind denn die „Rio d'Oros“, die „Rio do Ouro's“, die Gold-rivers außerordentlich zahlreich. Sogar im kalten Norden, auf der Insel Cap Breton haben wir noch einen langen Meerbusen „le Bras d'Or“ (der Goldarm) genannt. — Auch der Rio Plata's (Silberfluß) giebt es einige. Der große und berühmte Silberfluß der La Plata in Süd-Amerika, bekam diesen lockenden Namen nur deßwegen weil man durch die ersten Berichte von ihm irrthümlicher Weise die Entdeckung großer Silberschätze erwartete. — Auch der Kupferfluß haben wir mehrere, so z. B. den russisch-amerikanischen Kupferfluß (oder „Ama-“) im Nordwesten, und den „Kupfer-Minen-Fluß“ im Rupertsland. Zuweilen wurden solche von Landesprodukten entlehnte Ortsnamen, dann auch den Bewohnern als Völkernamen beigelegt. So haben wir z. B. „Copper-Indians“ (Kupfer-Indianer) „Hare-Indians“ (Hasen-Indianer).

Das Salz war ein anderes Mineral, dem viele Fluß- und Seenamen ihre Entstehung verdankten. So z. B. der große Salzsee (Great Salt Lake) in Californien. So der große „Rio Salado“, ein Nebenfluß des La Plata in Süd-Amerika, so ein anderer großer „Rio Salado“, ein Nebenfluß des Mississippi in Nord-Amerika. Andere mineralische oder erdige Substanzen, welche Einfluß auf die Farbe des Wassers hatten, gaben Veranlassung zu den zahlreichen: „Rios Vermejos“ (rothe Flüsse), „Rios Colorados“ (gefärbte Flüsse), „Rios Negros“ (schwarze Flüsse), „Rios Pardos“ (braune Flüsse).

Viele Flüsse bekamen ihre Namen von ihrem Reichthum an Fischen überhaupt, oder von einer besonderen Gattung von Fischen, und eben so viele Meeresstriche und Küstenpunkte von anderen Wasserthieren. So haben die Engländer im Norden eine Menge von „Salmon-River's“ (Lachsflüssen), von „Seahorse-Points“ (Seepferde Cays) ꝛc. Die Portugiesen nennen einen Abschnitt des großen Amazonas nach einer gewissen Gattung von Fischen, die bei ihnen Solimoës heißen, den „Rio dos Solimoës.“

Nach den in der Nachbarschaft vorhandenen vierfüßigen Thieren wurden mehrere Länder und Gewässer genannt. So z. B. der „große Bären-See“, (Great Bear-Lake) der „Elenthier-Fluß“ (Elk-river) der „Hirsch“ oder „Reh-Fluß“ (Red-dear-River), „Biber-Flüsse“ (Beaver-River), der „Büffel-Fluß“ (Buffaloe-River) in den Hudsonsbay-Ländern. Auch eine „Büffelstadt“ (Buffaloe) haben wir in den Vereinigten Staaten. Das Prärien-Land des Mississippi, der „weite Westen“ (the Far West) der Nord-Amerikaner wurde von den Spaniern wegen der Büffelheerden lange „das Land der Kühe“ (tierra de las Vaccas) genannt. —

Natürlich war die Geographie der eingebornen indianischen Fischer und Jagdvölker reich an Fischländern, Bärenflüssen, Thierdistrikten aller Art, und manche europäische Namen sind dann nur eine Uebersetzung des indianischen Urnamens. So z. B. heißt der große von Capitän Back im Norden von Amerika entdeckte Strom bei den Eingebornen „Thelew-wicho-dezzeth, was so viel als „Großer-Fisch-Fluß“ bedeutet, und die Engländer haben ihn daher „the Great-Fish-River“ genannt. Das berühmte „Cape Cod“ (d. h. Stockfisch-Cap) bei Boston hat seinen Namen von dieser zahlreich in seiner Nachbarschaft gefangenen Fischgattung. — Nach eben dieser Fischgattung hieß einmal eine Zeit lang ein ganzer großer Abschnitt von Nord-Amerika das „Stockfisch- oder Kabeljau-Land“ (Tierra de Baccallaos“). — Eben so zahlreich wie bei den Engländern die Seahorse-Ports sind bei den Spaniern und Portugiesen die „Cabo's de Lobos“ was dasselbe bedeutet, oder die „Puertos de Lobos“ (Seewolf-Häfen) und ferner die „Islas de Tortugas“ (Schildkröten-Inseln), oder die „Rios de Lagertas“ (Crocodillen-Flüsse).

Digitized by Google

Viele Gewässer sind nach den Vögeln benannt worden, von denen man sie besucht fand, so z. B. die große Laguna dos Patos (die Lagune der Gänse) im südlichen Brasilien, so viele andere kleine „Enten-Baien“ und „Enten-Häfen.“ So der Truthahn-Fluß (Turkey-river) in Nord-Amerika. So in den Hudsonsbay-Ländern der „Schwanen-Fluß“ (Swan-river) und nach ihm das große „Schwanen-Fluß-Land.“ Ja sogar die winzigen Mosquito's erhielten von den Engländern ihre zahlreichen „Mosquito-Baien“, „Mosquito-Häfen“, und in Central-Amerika sogar einen großen Küstenstrich, „die Mosquito-Küste“, und auch ihre Völkerstämme, die Mosquito-Indians, (die Mücken-Indianer).

Viele Dinge bekamen ihre Namen nach der äußern Gestalt und Figur, die sie darboten. So wurden namentlich unzählig viele Berge und Vorgebirge die „schroffen Berge“, oder die „runden Hügel“; oder die „gespaltenen Klippen“ ꝛc. genannt. — Viele Flüsse hießen nach der Form ihres Laufs oder nach der Art und Weise wie sie flossen z. B. „der gewundene Fluß“ (crooked Water). Die Franzosen haben einen schnellfließenden Nebenfluß des Missouri, „l'eau qui coule“ (das „laufende Wasser“) einen anderen „l'eau, qui parle“ (das redende Wasser) genannt. Der berühmte „Platte river“ bekam seinen Namen von der geringen Tiefe seines Bettes. Die Spanier in Mexiko und Peru nannten lange tief eingeschnittene Flußthäler, wie sie namentlich in den Tafelländern der Prärieen häufig vorkommen, und die sie mit dem ausgedehnten Laufe einer Kanone vergleichen „Cañones“ (Canonen). Mehrere Flüsse, die in solchen tiefen Thälern flossen, haben daher ihre Namen. So z. B. der große „Canadian-River“ ein Nebenfluß des Mississippi, den die Engländer fälschlich „Canadian-river“ (den Canadischen Fluß) nennen, als ob er von Canada seinen Namen empfangen hätte.

Eine fünfte und äußerst ergiebige Quelle für Namenaustheilung fanden die Entdecker von vornherein in den Begebenheiten, welche sich gleich bei der Entdeckung selbst hier oder dort zutrugen, und die den Entdeckern des Andenkens werth schienen. — Sie wünschten bald ihre eigenen Namen, bald die Namen ihrer Schiffe, dann ihre Rencontres mit den Eingebornen oder ihre Kämpfe mit den Natur-Ereignissen oder sonstige Begegnisse zu verewigen. Daher ist es gekommen, daß ein guter Theil der ganzen Entdeckungsgeschichte Amerikas in seiner geographischen Nomenklatur enthalten und gleichsam verewigt ist.

Zuweilen waren jene Ereignisse für die übrige Welt außerordentlich unbedeutend. Da sie aber den ersten Entdeckern wichtig schienen; so ließen sich diese nicht dadurch abhalten, dennoch dem Gedächtnisse der übrigen Welt das Andenken an ihre eigenen kleinen Angelegenheiten aufzudringen, und sie zu zwingen, die Erinnerung daran in ihre Annalen und wissenschaftlichen Werke aufzunehmen. Blies es sie einmal bei der Umsegelung eines Vorgebirges kalt an, so nannten sie das Vorgebirge das „Cabo Frio“ (das kalte Cap) und für Jahrhunderte blieb dann dieser Name von dem Wetterzustande jenes ersten Entdeckertages her, wenn auch nachher noch so viele Thermometer-Beobachtungen beweisen mochten, daß jenes „kalte Cap“ (bei Rio Janeiro in Brasilien) nichts weniger als auffallend kalt sei.

Wurden die Seefahrer einmal auf einer Insel in Nebel gehüllt, so nannten sie dieselbe „Foggy-Island“ (Nebel-Insel), und dieser Name blieb wie ein beständiger Nebel auf der Insel, so oft sie auch nachher im Sonnenscheine schimmern mochte. Der Entstehungsweise vieler der „stürmischen-, der „weißen-, der „schwarzen-, so auch der oben genannten „Enten-Baien-, „Seehundsbuchten-, „Bären-Häfen- muß man daher nicht in bleibenden Naturverhältnissen, sondern in der Entdeckungsgeschichte nachspüren. Als Ocampo im Jahre 1508 zum ersten Male die Insel Cuba umsegelte, pichte er seine lecken Schiffe in einem bequemen Hafen an der Nordküste der Insel aus, und er nannte ihn daher Puerto de las Carenas (Hafen der Auskalfaterung). Es ist ein Name, den der schöne, später „Havanna“ genannte Fleck eine Zeit lang getragen hat.

Zuweilen trugen die Schiffskapitäne manche Küstenpunkte in denen sie mit ihrer Mannschaft Hunger oder sonstige Noth erduldet hatten auf ihren Karten unter den Namen „Hunger-Hafen-, die „Unglücks- und „Elendsküste-, die „Bai der Entzweiung-, „Flüsse des Unglücks-, das „Vorgebirge der Täuschungen“ (Cabo Engaño) in ihre Karten ein, und verewigten so das Gedächtnis des Mißgeschicks ihrer Matrosen. Oft figirten sie an dieser oder jener Lokalität die Namen ihrer Schiffe, auf denen sie ihre Entdeckung ausgeführt hatten. Dieß haben namentlich die Engländer, denen ihre Schiffe so theuer sind, außerordentlich oft gethan. Daher die Namen der „Delphin- and Union-Strait“, der „Fury and Hecla-Strait“, der „Gripers-Bay“ und viele andere. Doch hatten auch schon die Spanier und Portugiesen diese Sitte. So nannte z. B. Magelhaeñs das südwestliche Vorgebirge seiner Straße „Cabo Victoria“ nach einem seiner Schiffe, nach der „Victoria.“ So hat auch der große Strom „Columbia“ in Kalifornien seinen Namen nach dem amerikanischen Schiffe „Columbia“, welches, — wenigstens nach der Meinung der Nordamerikaner), — das erste große Fahrzeug war, das in seine Mündung einfuhr, erhalten. —

Zuweilen thaten die kommandirenden Entdecker einigen ihrer Leute oder Offiziere die Ehre an, ihre Namen Ländertheilen beizulegen. So z. B. nannte der erste Besahrer der Küste von Mexiko Grijalva eine Reihe von Bergen, die „Martins-Berge“, weil einer seiner Matrosen Martin sie zuerst erspäht hatte und sie tragen diesen Matrosen-Namen noch heutiges Tages. So nannte der englische Entdecker Vancouver an der Nordwestküste von Amerika mehrere Inseln und Meeres-Kanäle „Johnson's-Straits“ oder „Thomson's-Island“ nach einem Lieutenant oder Ingenieur „Johnsohn“ oder „Thomson“, den er mit ihrer Recognoscirung beauftragt hatte. — Zuweilen haben auch die die Expeditionen commandirenden Entdecker selbst ihren Namen neuen Lokalitäten beigelegt. Doch sind die Beispiele häufiger, daß ihre Landsleute ihre Zeitgenossen oder die Nachwelt ihnen diesen Tribut der Bewunderung zollten. So nannte z. B. Magelhaeñs selbst keineswegs die von ihm gefundene Meerenge „Magelhaeñsstraße.“ Er ertheilte ihr den Namen des „Allerheiligen-Kanals.“ Erst da er sein Leben in dieser Unternehmung verlor, brachte eine dankbare Nachwelt jenen Namen in Schwung, und die „Heiligen- mußte dem Auffinder weichen. Eben so war es auch nicht Bering, der jene kleinen Inseln im Nordwesten Amerikas, auf welcher er sein Leben auf so elende Weise aushauchte und das benachbarte Meer: „Berings-Insel- und „Berings-Meer- nannte, sondern seine Zeitgenossen thaten es, um ihn gleichsam für sein frühzeitiges Ende durch eine ewige Dauer seines Namens zu entschädigen. So dachte auch Hudson, als er in den von ihm entdeckten Gewässern unkam, nicht daran, ihnen seinen Namen aufzulegen. Die Mit- und Nachwelt war es, welche die Namen „Hudson's-Straße-, „Hudson's-Bay- und „Hudson's-Fluß- erfand und berühmt machte.

Die Menschen schätzen aus einem natürlichen Mitleiden insbesondere immer die Märtyrer, die ihr Leben und ihr Alles für ihre Zwecke hingaben. Daher sind auch fast immer die Seefahrer und Reisenden, die bei ihren Unternehmungen umkamen, sehr hoch gehalten, nicht aber immer die, welche wirklich bloß große Verdienste hatten und sehr weite Entdeckungen ausführten, im übrigen aber nicht bei der Arbeit selbst, sondern anderweitig

Digitized by Google

ihr Leben verloren. So haben, um auch solche beispielsweise zu nennen, Columbus, Cortes, Pizarro gewiß Entdeckungen genug gemacht. Aber die beiden ersten starben in Spanien mitten in trauriger und gezwungener Unthätigkeit und der letzte wurde als ein großer Mann und Tyrann von Verschwörern mitten auf dem Gipfel seiner Macht ermordet. Man verguß sie beinahe bei der Austheilung der neuen Welt. Nur einige höchst unbedeutende „San Christoval's“ erinnern an den Vornamen des Columbus. Nur eine Stadt (Quito) widmete Pizarro's Unterfeldherr Benalcazar dem St. Franciscus, dem Namensheiligen des Pizarro, was übrigens auch bald vergessen wurde. Nur ein kleiner Fleck auf Cuba, bis auf den heutigen Tag „Cortes-Hafen“ genannt, zeigt, daß man den Namen des Cortes nicht ganz aus der Geographie verbannen wollte, denn daß der von Cortes entdeckte und durchforschte Californische-Meerbusen das „Cortes-Meer“ genannt wurde, hat auch nur eine kurze Zeit gedauert.

Wären Cortes, Columbus und Pizarro in irgend einem Meeresabschnitte auf eine tragische und unvergeßliche Weise untergegangen, so ist es beinahe gewiß, daß ihre Namen fest an einem solchen Meere gehaftet hätten. — Dem Columbus war es in dieser Beziehung nachtheilig, daß gleich so viele andere Entdecker in seine Fußstapfen sich nachstürzten. Und dasselbe läßt sich von Cortes, Pizarro und Andern sagen. Da, wo ein Entdecker für immer oder doch für eine einigermaßen lange Zeit, der einzige blieb, der eine Gegend berührt hatte, der einzige, der von ihr zu erzählen wußte, da ging diese Gegend dann fast allein unter seinem Namen. Einige schlagende Beispiele dieser Art finden sich z. B. in Grönland, wo wir die „Ebams-Land-“, „Hamkes-Land“ genannten Striche haben. Diese Striche wurden vor 200 Jahren, als der holländische Wallfischfang im Norden blühte, von den Capitänen Ebam und Hamke erblickt, befahren, dann aber von keinem ihrer Nachfolger wieder erreicht und blieben daher als Länder, von denen nur in den Berichten der genannten Capitäne etwas zu lesen war, unter ihrem Namen bekannt.

Ganz etwas ähnliches geschah schon in der spanischen Zeit in Amerika, namentlich in der Nordhälfte des Continents, wo Francisco Garay, der Gouverneur von Jamaica die Küsten in der Nähe der Mississippi-Mündung, ein gewisser Ayllon die Küsten der jetzigen Staaten von Carolina und Virginien, ein anderer Capitän Gomez die Küsten von Pennsylvanien und New-York erforschten, ohne daß bald nach ihnen diese Gegenden von Spanien wieder besegelt worden wären, und wo daher die besagten Striche bloß unter den Namen „Tierra de Garay“, „Tierra de Gomez“, „Tierra de Ayllon“ bekannt waren. Als später andere Entdecker häufiger dahin kamen, verloren sich dann diese Namen von den Karten und aus dem Gedächtniß der Leute. Daß die Baffins-Bai so lange und für immer seinen Namen behielt, hat der geschickte englische Seefahrer Baffin zum Theil wohl auch nur dem Umstande zu danken, daß mehr als 200 Jahr darüber vergingen, ehe ihm ein zweiter Capitän seinen Periplus nachmachte. —

Am häufigsten hat man die Namen von Flüssen von ihren Entdeckern hergenommen, viel häufiger als die von ganzen Landstrichen oder gar von Gebirgen. So z. B. trug der La-Plata-Fluß mehrere Jahre den Namen „Rio de Solis“ (der Fluß des Solis) von dem also genannten spanischen Entdecker, der seine Mündung auffand. So hieß der Amazonas von dem spanischen Offizier, der ihn zuerst 1542 von der Quelle bis zur Mündung befuhr „Orellana.“ Dieß hat man namentlich auch noch in unseren Zeiten bei Entdeckungen neuer Flüsse sehr häufig gethan. Der große „Mackenzie-Fluß“, der „Back-Fluß“ in Nord-Amerika sind Beispiele davon. Ja in den Ländern der Hudsons-Bay-Compagnie giebt es eine ganze Menge Flüsse und Flüßchen, die nach ihren ersten Entdeckern, meistens Officieren dieser Gesellschaft, „Frazers-River“, „Lewis-River“, „Clarkes-Rivers“ ꝛc. genannt werden. Es begreift sich dieß, denn ein Fluß konnte immer viel leichter auf einmal und von einem und demselben Menschen von Anfang bis zu Ende befahren werden, als z. B. ein Gebirge. Wir haben daher auch sehr wenige große Bergreihen, die nach einem einzigen Menschen benannt worden sind. Auch schien die Entdeckung eines Flusses oder wenigstens seiner befahrenen Hauptader auf einmal durch eine einzige Fahrt bekannt, während ein breitgedehntes Gebirgsland erst in mehreren Richtungen durchkreuzt werden mußte, ehe es als bekannt angenommen werden konnte, und dieß konnte dann nicht das Werk einer einzigen Person sein. Ganz kleine, mit einemmal leicht übersehbare Inseln, haben dagegen häufig für ewige Zeiten den Namen ihrer Entdecker behalten, sowie auch einzelne Berggipfel oder bedeutende Bergpässe z. B. „Walkers-Paß“, „Fremonts-Paß“ in den Rocky Mountains ihre Benennung von ihren ersten Auffindern erhielten.

Es ist merkwürdig, daß die neuen Völker bei ihren Entdeckungen in der neuen Welt allesammt umgekehrt verfuhren, als die römischen Feldherren bei ihren Entdeckungen und Eroberungen in Germanien, Gallien, Britanien ꝛc. Diese schmückten ihre Person mit Namen, die sie von den entdeckten Ländern, Völkern und Flüssen entlehnten (Germanicus, Britanicus, Rhenanus ꝛc.) und legten nie der Elbe oder Weser oder dem Main ihre eigenen persönlichen Namen bei. Und doch kann man kaum sagen, daß die Römer etwa Ursache gehabt hätten zu glauben, daß sie aus dem rohen Germanien und Britanien mehr Glanz und Zierde empfingen als sie ihm mittheilten. Nur zuweilen und in sehr beschränkten Umfange ist es auch in der Geschichte der neuen Welt vorgekommen, daß die Entdecker oder ihre Familien, Namen und Titel von den Ländertheilen, die sie eroberten, entlehnten; wie denn z. B. die Familie des Columbus lange Zeit den Titel der Herzöge von Veragua führte, wie denn Cortes alsbald zum Marquis von Oaxaca ernannt wurde, und wie denn der König von Frankreich mehrere Male Titel Baronieen und Marquisate schuf, in denen die Orte Hochelaga, Tadoussac und andere indianische Namen vom Ufer des Lorenzo-Stromes genannt wurden.

Das merkwürdigste und anomalste Faktum in der Geschichte der amerikanischen Namengebung aber ist dieß, daß ein einziger Mensch zu der Ehre und dem unerhörten Ruhme gelangt ist, dem ganzen gewaltigen Continente seinen Namen aufzuprägen. Die Welt hat immer gemeint, daß wenn überhaupt einem einzigen Sterblichen diese Ehre zu Theil werden sollte, dieß kein anderer als Columbus hätte sein dürfen. Wie es zuging, daß der bei weiten nicht so verdiente Amerigo Vespucci ihm den Lorbeer wegstahl, hat Humboldt nachgewiesen, und wir wissen nun, daß die Pathen zu dieser außerordentlichen Taufe aus Italien und Deutschland hervorgingen; daß durch die Drucker-Pressen und eifrigen Neuigkeitsträger dieser Länder die zahlreichen Schriften des „Amerigo“ und somit auch die Züge seines Namens rasch und weit verbreitet, und daß er oft mit der neuen Welt in Verbindung genannt wurde, daß daher am Ende zuerst ein deutscher Buchdrucker und Erdbeschreiber Namens Waldseemüller aus Freiburg im Breisgau in einem seiner Werke den Vorschlag machte, diese neue Welt „Terra Amerigi“, (das Land des Americus) zu nennen, gedruckt vorlegte, und daß dieser Vorschlag dann auch allmälig ein ferneres Echo fand.

Wir wissen auch, daß dieser Name Amerika Anfangs nur bei den nicht spanischen Völkern Europas zur Geltung kam und den Spaniern am Ende nur von außen her aufgedrungen wurde. — Die Spanier blieben lange, die spanische Regierung in ihrem

Digitized by Google

offiziellen Dokumentenstile fast immer, bei dem Namen, der sich von vornherein schon seit der ersten Fahrt des Columbus dargeboten hatte, bei dem Namen „Las Indias Occidentales“ (Westliches Indien). Dieser Name war aus der irrigen Meinung des Colombus, daß er sich in dem asiatischen Indien befände, und zwar in dem Theile, der sich westlich nicht allzuweit von Europa befinde, entstanden.

Die Spanier hielten diesen Namen fest, auch als sie die große Südsee zwischen Amerika und Asien gefunden hatten. Ja als sie wirklich in das asiatische oder östliche Indien eindrangen, da begriffen sie auch den Theil desselben den sie eroberten, die Philippinen, die Südsee-Inseln, und überhaupt Alles was innerhalb der ihnen vom Papste zugetheilten Erdhälfte lag, mit unter den Namen „West-Indien.“

Da die Portugiesen ihrerseits auch viele tropische Striche Afrikas und Arabiens mit unter den Namen Ostindien begriffen, so giebt es denn vermuthlich wohl keinen Flußnamen in der Welt, der ein so colossales Verbreitungsgebiet gefunden hat, wie der von Alexander des Großen und nachher von den Römern wieder entdeckte und mit Europa in Verbindung gebrachte Indus. Und mit dieser Bemerkung mögen wir unsere kleine Abhandlung schließen.

* Alt-Isländische Volksballaden.

Nach den Urtexten übertragen von P. J. Mikkapen.

1.

Das Hildebrandslied.

Hildebrand hatt' ein Schwesterlein,
Ein heidnischer Graf kam, sie zu frein.

Und ihren Schatz und ihre Hand
Gewann der Graf aus Heidenland.

Am ersten Tag kam sie zu Landen,
Am zweiten lag sie schon in Banden.

Sie blickte hin und sie blickte her,
Ob nah' ihr denn kein Helfer wär';

Sie blickte zur Wolke, die droben zog,
Und wo ein mächtiger Rabe flog.

Der saß am Fenster des Kerkers hin,
Ihr Trost zu sein im trüben Sinn.

„Ich will dir geben Kleider so roth,
Wofern du linderst meine Noth.“

„Was sollen mir deine Kleider so roth?
Um die nicht mindr' ich deine Noth.“

„Ich gebe dir Kleider grün und braun,
Wirst Hildebrand du mein Leid vertraun.“

„Auch nicht um Kleider, grün und braun,
Will ich dem Bruder dein Leid vertraun;

Wohl aber um Leber und Lungen,
Zu nähren meine Jungen.“

„Die sollst du haben, hör meinen Schwur,
Zu meinem Bruder, o eile nur!“

Der Rabe flog in die Weiten,
Wohl schneller als Schiffe gleiten.

Dann aus den Wolken senkt' er sich tief,
Am's Fenster der Burg sich setzend, und rief:

„Laß, Hildebrand, nun das Harfen sein;
In Banden schmachtet dein Schwesterlein.

Sie ward geschlagen und blutet so sehr,
Als hätte sie keinen Bruder mehr.“

Hildebrand fließ an den Tisch vor Zorn,
Zu Boden strömte des Methes Born;

Sprang erbittert aus dem Schloß,
Zog hervor sein braunes Roß.

Hildebrand sprach: „Wirst du es wagen,
Mich auf diesem Ritt zu tragen?“

„Gerne thu' ich den Willen dir,
Rede nur kein Wort mit mir.“

Fort ging's über Meer und Sand
Pfeilschnell, da rief Hildebrand:

„Niemals noch in allen Reichen
Sah ich, Rößlein, deines Gleichen!“

Und tiefer sank es und tiefer da,
Doch war der rettende Strand schon nah.

„Willkommen, Hildebrand, Schwager mein,
In meiner Halle koste den Wein!“

„Nicht begehr' ich deinen Wein;
Wo ist Tjodhjörg, mein Schwesterlein?“

„Tjodhjörg sitzt im Frauensaal,
Ein Söhnlein gebar sie mir, dem Gemahl.“

„Und wären es zwei und wären es drei,
Sehn will ich, wo meine Schwester sei.“

„Seit wann denn wär' es Männersitte,
Zur Wochenstube zu lenken die Schritte?“

Doch Hildebrand pocht an die Saalthür hell:
„Schließ auf, o Schwester Tjodhjörg, schnell!“

„Wie kann ich die Thür erschließen dir,
Sind doch die Hände gefesselt mir?“

Da brauchte er List und brauchte Gewalt,
Und Schloß und Riegel sprangen bald.

Er hieb ihr ab die eisernen Bande,
Daß es weit es scholl hin über die Lande.

Da heischte zum Zweikampf er den Grafen,
Den seine Streiche tödtlich trafen.

Und Hackend kam der Rabe gesprungen,
Ein Festmahl ward ihm an Leber und Lungen.

Zum Thinge dann sprengte das Roß hinan,
Zerrtat, zerriß manchen edeln Mann.

So fuhr es schnaubend und schäumend umher,
Erschlug wohl hundert Helden und mehr.

Tjodhjörg neigte zum Rosse sich:
„Wirst du es wagen zu tragen mich?“

„Gerne, wie gerne trag' ich dich fort,
Rede nur, rede mit mir kein Wort.“

Sie neigte sich tiefer und küßt' es zum Lohn,
Da ward es zum schönsten Königssohn.

2.

Junker Martin.

Der Junker Martin redet
Die Seinen also an:
„Wer sagt, wie aus dem Kloster
Mein Bräutchen ich holen kann?“

„Leg' hin dich auf die Bahre
Und thu', als wärest du todt,
Dann wirst du wohl in's Kloster
Getragen um's Abendroth.“

Da ging durch's Land die Rede
Von seiner Noth und Qual
Und wie sich mehre sein Leiden
Mit jedem Tage zumal.

Digitized by Google

Da ging durch's Land die Kunde,
Als fünf der Tage vorbei,
Daß Junker Martin plötzlich
Dahingeschieden sei.

Aus gingen die Klosterjungfern,
Die Schaar sie sang so helle,
Sie trugen Martins Leiche
Wohl hin in die Kapelle.

Vorüber ist die Messe,
Die Nonnen schreiten hinaus,
Zurück nur bleibt Lucia
Im stillen Gotteshaus.

Hier sang sie heilige Lieder,
Sang drei wohl oder vier,
Da ward der Todte lebendig
Und wandte sich zu ihr.

„O höret mich, Fräulein Lucia,
Und send nur nimmer bang,
Es harren in Fiskis Hofe
Viel Rosse unserer lang'.

O höret mich, Fräulein Lucia,
Laßt fahren Sorg' und Leid:
Wohl hundert gepanzerte Männer,
Sind uns zu folgen bereit."

Bald hörte man durch die Lande
Ein Lied zu Harfenklang,
Wie Martin aus dem Kloster
Heimführte seine Braut.

Da gingen die Klosterjungfern
Und sprachen jede bei sich:
„Gäb's Gott der Vater im Himmelreich,
Ein Engel holt' auch mich!"

* Die Erbauung der Friedeburg.

Bremen, 10. Januar. Im Künstlerverein schilderte gestern Herr Dr. Ehmck eine Episode aus den Fehden der Bremer und Friesen und stellte namentlich die Gründung und die kurze Geschichte der auf der Gränze des Stad- und Butjadingerlandes von den Bremern errichteten Friedeburg dar. Eingeleitet wurde die Darstellung durch den Nachweis, daß es ein schon früh als wichtig erkanntes Ziel der Politik Bremens gewesen sei, die Herrschaft über die Weser oder doch die ungehinderte Benutzung derselben sich zu sichern, ein Ziel, dessen Erreichung schon in den ersten Zeiten des selbstständigen, durch die erzbischöfliche Macht weniger behinderten Auftretens der Stadt wesentlich gefördert wurde, indem dieselbe sich bereits seit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts von den benachbarten Fürsten und Gemeinden das Zugeständniß verschaffte, daß ohne Bremens Einwilligung an beiden Ufern der Weser von der Stadt bis an die See keine Schlösser erbaut werden durften, und die thatsächlich ausgeübte Jurisdiction über die Weser, „die königliche Straße", durch kaiserliche Privilegien sich bestätigen ließ. Daran schloß sich eine Schilderung der Störungen des Verkehrs, welche durch das in der Sitte jener Zeiten begründete Strandrecht und die Neigung der Anwohner der Weser zum Seeraub hervorgerufen wurden; Hemmnisse, welche namentlich seit dem Entstehen der Häuptlingsherrschaften im alten Rüstringen (Stadland, Butjadingen, ꝛc.) und dem Aufkommen der sogenannten Vitalienbrüder in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts drückend wurden. In den vorzüglich zur Unterdrückung des Seeraubs geführten Fehden, die damals eine gemeinsame Angelegenheit aller Hansestädte bildeten, erwarb Bremen 1384 das Stadland, dessen Häuptlinge ihm huldigen mußten; auf dem rechten Weserufer wurden ungefähr um dieselbe Zeit die Schlösser Blumenthal, Stotel, Lunenberge und Bederkesa die Stützpunkte seiner Macht. Den unsicheren Besitz des Stadlandes zu befestigen und die Häuptlinge des Butjadingerlandes, welche den Seeräubern vielfachen Rückhalt und Unterstützung gewährten, im Zaume zu halten, wurde dann die Erbauung einer Burg bei Atens beschlossen und trotz der Hinderungsversuche des Erzbischofs Johann und der Feinde, welche er der Stadt zu erwecken wußte, im Jahre 1407 ausgeführt. Die Fehde, welche Graf Christian von Oldenburg darüber mit der Stadt begann, führte 1408 zu einer neuen Erwerbung; denn der hitzige Herr wurde gefangen und mußte für seine Lösung das Land Würden der Stadt verpfänden.

Auch die Versuche, welche die friesischen Häuptlinge in den nächsten Jahren — zum Theil mit Unterstützung der Grafen von Oldenburg — machten, um die Bremer von der Friedeburg zu vertreiben, schlugen fehl oder brachten der Stadt Zuwachs an Macht und Ruhm. Namentlich erhob sich im Jahre 1418 die Bevölkerung des Butjadingerlandes, über den Druck der Häuptlinge empört, und rief Bremen zu ihrem Schutze an. Der Krieg endete mit der Vertreibung sämmtlicher Häuptlinge aus dem Butjadingerlande, in dessen Besitz Bremen im Jahre 1420 von König Sigismund förmlich eingesetzt wurde. Schon konnte das Vordringen der Bremischen Macht auch den übrigen Häuptlingen Ostfrieslands, die gleichzeitig von anderen Hansestädten wegen des den Vitalienbrüdern gewährten Schutzes befehdet wurden, bedenklich werden; namentlich war der Häuptling von Jever und dem Viertel Bant bedroht, der bis dahin wenigstens durch seinen Einfluß das ganze friesische Wesergebiet beherrscht hatte. Diesem kühnen und thatkräftigen Manne, Sibet Papinga, gelang es, den mächtigsten und den kriegserfahrensten Häuptling Ostfrieslands, Ocko ten Brook zu Aurich, und Fokke Ulkena von Leer zum gemeinsamen Angriff auf Bremen zu verbinden. Die Bremer wurden durch den im Jahre 1424 von diesen Häuptlingen unternommenen Einfall ins Stadland vollständig überrascht, so daß sie denselben im Augenblick kein Heer entgegenzustellen hatten. Sie mußten auf den Besitz der beiden Länder verzichten, doch setzten sie in dem durch Lübecks und Hamburgs Vermittelung geschlossenen Vertrage durch, daß die Häuptlinge die eroberten Schlösser Friedeburg und Golzwarden zerstören mußten.

Ein kurzer Ueberblick über die spätere Zeit zeigte, daß Stad- und Butjadingerland sich sehr bald wieder eng an Bremen anschlossen und dadurch auch ferner vor der Herrschaft der Häuptlinge bewahrt blieben, bis sie im Jahre 1514, die Verbindung mit Bremen verschmähend, nicht der im Laufe des 15. Jahrhunderts entstandenen Grafschaft Ostfriesland, wie sie wünschten, sondern nach schwerem Kampfe dem Grafen von Oldenburg zu Theil wurden. Der Vortrag schloß mit der Hinweisung, daß Bremen auch in den folgenden seine Unabhängigkeit schwer bedrohenden Zeiten seine Politik, seines Stroms mächtig zu bleiben, zu behaupten versucht, diese aber mit der veränderten Anschauung der Zeiten in das Streben umgewandelt habe, die Freiheit des ungehinderten Stromverkehrs für Alle zu erlangen.

Ein Porträt von Sohn.

△ Bremen, 10. Januar.

Der Künstler kann in keinem Zweige der Malerei weniger auf das Verständniß und die Würdigung des Publikums rechnen, als in der Bildnißmalerei. Nur für die Aehnlichkeit eines

Digitized by Google

Porträts findet er Interesse. Ist diese vorhanden, d. h., sind alle Besonderheiten in den Zügen des dargestellten Wesens mit Genauigkeit wiedergegeben, so ist das Bild — nach der herrschenden Ansicht — gelungen und schön. Unserer Meinung nach ist damit jedoch nur noch wenig erreicht. — Richtig ist es freilich, daß ein Bild niemals ein Porträt ist, wenn es nicht vollkommene Aehnlichkeit mit dem gemalten Individuum zeigt, richtig ist es aber auch, daß eine solche Aehnlichkeit eo ipso in jedem Porträt vorhanden sein muß, und daß dasselbe durch sie allein noch nicht zu einem Kunstwerke wird. Um die Besonderheiten in den Zügen eines Kopfes auszufassen und darzustellen, mag Verständniß für Formenverhältnisse und technische Fertigkeit nöthig sein, aber künstlerischer Sinn wird dazu nicht erfordert. Dieser äußert sich auf andere Weise. Der Künstler sieht und erfaßt den geistigen Ausdruck eines Kopfes und weiß ihn zugleich zu offenbaren, wenn er die Besonderheiten in den Zügen des Individuums darstellt. Für ihn sind diese aber nicht Zweck seiner Kunst, sondern sie sind die Grenzen, innerhalb welcher er sich zu bewegen hat. Er betont sie deßhalb nicht in seiner Darstellung, sondern er beobachtet, fixirt und hebt die Regungen der Züge hervor, welche am lebendigsten und prägnantesten den geistigen Inhalt des darzustellenden Kopfes offenbaren.

Jeder geistige Vorgang im Innern eines Menschen prägt sich stark oder gering in seinen Gesichtszügen aus. Es gehört aber das Gefühl und Auge des Künstlers dazu, um diejenigen Momente zu erfassen, worin sich der geistige Mensch in seiner idealsten Richtung zeigt, und diese sucht der Künstler auszuprechen. Sein Endzweck ist also die Darstellung des Seelenlebens, des göttlichen im menschlichen Wesen, die Darstellung desjenigen, was den Beschauer erquickt, wenn ihn auch kein Interesse für das dargestellte Individuum gewinnt. Ist solcher Geist in einem Porträt vorhanden, so spricht reges frisches Leben aus demselben, und es enthält eine Naturwahrheit, welche Realisten durch Darstellung aller individuellen Eigenthümlichkeit vergebens ihm zu geben versuchen. Man wendet uns vielleicht ein, daß mancher Kopf porträtirt werden muß, worin ein geistiger Inhalt im Sinne der Schönheit gar nicht enthalten ist. Gewiß geben wir gern zu, daß die künstlerische Bedeutung verschiedener Porträts ganz entschieden durch die Originale bedingt wird; wir behaupten aber auch, daß in jedem Kopfe eine gewisse geistige Schönheit enthalten ist, und daß es Aufgabe des Künstlers bleibt, diese im Bilde zu verstärken, soweit es die individuellen Bedingungen und die Forderungen der Charakterisirung gestatten. Aber nur das Schöne soll die Kunst nachzubilden suchen.

Nirgends hat der Naturalismus leichteres Spiel gefunden und schnellere Eroberungen gemacht, als auf dem Felde der Porträtmalerei. Hier beruht der geistige Inhalt nur in der Feinheit des Geschtheaudrucks, während in der Historien- und in der Genremalerei der regressive Ausdruck der Idee auch durch die Composition gefordert wird. Eben deßhalb ist die wahre Kunst in der Porträtmalerei sehr hoch zu schätzen und zu bewundern, und eben deßhalb ist es erklärlich, daß ihr das Publikum nicht die Würdigung erweist, welche sie verdient —; dazu kommt, daß jene naturalistische Richtung es nicht verschmäht, nebensächlichen Dingen eine Bedeutung beizulegen, sie mit einer Liebe zu behandeln, daß die künstlerische einheitliche Wirkung des Ganzen zwar leidet, aber das Verständniß und die Bewunderung des Alltagspublikums gezeigt wird. — Wem sein künstlerisches Gewissen solche Mittel gestattet, der wird allerdings davon Gebrauch machen, um sich noch etwas vom Interesse des Publikums zu erobern, welches zur Zeit an Daguerreotypbildern und Photographieen vollständiges und alleiniges Genüge zu finden scheint.

Uns veranlaßt zu den obigen Bemerkungen die Ausstellung eines Porträts von Sohn aus Düsseldorf. Schon der Name, welcher seit Jahren — seit dem Erscheinen des Hylas, der beiden Leonoren u. s. w. — zu den gefeiertsten Deutschlands gehört, berechtigt zu großen Erwartungen, aber das Bild übertrifft dieselben vollständig. Wir gestehen aufrichtig, daß wir kein modernes Porträt gesehen zu haben glauben, welches im obigen Sinne dem Geiste der alten Meister so nahe kommt, wie dieser Kopf von Sohn. Es spricht eine weibliche Anmuth, ein Adel, ein Geist aus diesen Zügen, daß sich jedes Wesen von Empfindung dadurch angezogen fühlen muß. Die geistige Schönheit herrscht in der Weise vor, daß individuelle Besonderheiten, wie sie auch an diesem Kopfe vorhanden sind, kaum bemerkt sein werden. In der That fällt es nur dem prüfenden Blick auf, daß aus der Stellung der Nase zum Munde etwas Schiefes in das Gesicht kommt, und daß es vortheilhaft wirken würde, wenn die obere Fläche des Kopfes weniger lang erscheinen dürfte. Mit echt künstlerischem Sinne sind diese Kleinigkeiten und alle Nebendinge völlig untergeordnet behandelt. Daß die Technik in dem Bilde vollendet ist, bedarf kaum einer Erwähnung, denn die Darstellung der künstlerischen Intentionen in einer solchen lebendigen Weise, daß man an van Dyck'sche Lebenswahrheit erinnert wird, vermag allein die Meisterhand zu erreichen. Die Farbe im Bilde ist satt, kräftig und fein.

Erklärung.

Das bibliographische Institut in Hildburghausen erlaubt sich in der Ankündigung einer sogenannten Bibliothek der deutschen Klassiker auch die Namen einer Anzahl noch lebender Autoren aufzuführen, deren Werke in einer Auswahl dem Publikum dargeboten werden sollen, obgleich diese Werke sämmtlich im festen Verlage sind, und dem bibliographischen Institut nicht im entferntesten das Recht zusteht, über sie zu disponiren*). Diese Angelegenheit auf dem Wege Rechtens zu verfolgen oder nicht, muß den betreffenden Verlegern überlassen bleiben; die unterzeichneten Schriftsteller aber wollen sich wenigstens auf das allerentschiedenste gegen eine Methode der Plünderung verwahren, die selbst in Deutschland noch neu sein dürfte. Sie wollen selbst durch Schweigen nicht die Hand dazu bieten, daß der alten Rechtlosigkeit, unter der das geistige Eigenthum litt, aufs Neue und im weitesten Umfange Thür und Thor geöffnet werde. Sie fordern alle übrigen Autoren, die mit einer gleichen klassischen, gleichviel auf welche Weise ausgestatteten, Plünderung bedroht sind, auf, sich dieser Erklärung anzuschließen, und ersuchen alle ehrenwerthen Blätter Deutschlands um Aufnahme und Verbreitung derselben.

Es darf niemand darüber im Zweifel bleiben, daß die Unterzeichneten dies Unternehmen, einstweilen so weit es sie angeht, für einen Nachdruck erklären, wie er noch niemals zur Verhöhnung jedes Eigenthumsrechtes so offen ausgeboten und angepriesen wurde.

Berthold Auerbach.	**Edmund Hoefer.**
Friedrich Bodenstedt.	**H. Koenig.**
Ludw. Aug. Frankl.	**Louise.**
Gustav Freytag.	**H. Lingg.**
Emanuel Geibel.	**Marlitt.**
Grillparzer.	**E. Mörike.**
W. Herring (Willibald Alexis).	**Frh. Münch (Fr. Halm).**
Moritz Hartmann.	**J. G. Seidl.**
Friedrich Hebbel.	**Adalbert Stifter.**
Paul Heyse.	

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Harstlab. Eine Erzählung aus dem Libanon. Von M. S. Cummins. — Sara. Roman. Von A. Volckhausen. — Schloß Ellersheim oder ein Frauenherz. Roman in 4 Bänden. Von E. von Rottenfels.

Σ. **Die Genfer.** Epische Dichtung von J. L. F. F. Seyffardt. Herausgegeben von Emil Palleske. Elberfeld. Druck und Verlag der Bädeker'schen Buch- und Kunsthandlung (A. Martini und Grüterfeld). 1860. — Der Verfasser dieses kleinen Epos, von Geburt ein Holländer, ist bereits vor einen zwei Jahren gestorben, und so kömmt es, daß sein Schifflein unter fremder Flagge fährt. Dem Herausgeber gebührt der Dank des Publikums, daß er das früh dahin geschiedenen Freundes Werk veröffentlicht, denn in der That verräth es nicht geringe Begabung und läßt bedauern, daß es dem Dichter nicht vergönnt war, seine Anlagen zu entwickeln. Der Stoff, den Seyffardt behandelt, der Freiheitskampf der

*) Wir haben uns bereits vor einigen Wochen über das Unternehmen des bibliographischen Instituts und über das Raubsystem, welches dabei zur Anwendung kommt, ausgesprochen.

Red. des Dr. Sonntagsblattes.

Digitized by Google

Niederländer, ist außerordentlich dankbar und ward schon von mehreren Dichtern mit verschiedenem Erfolge benutzt. Das vorliegende Poem zeigt, wie Pallette in der demselben vorausgehenden kleinen Vorrede sagt, mit richtigem Takt für das Wesen der Poesie, wie der Einzelne, wie selbst das Herz des Weibes vom Kampf um das Vaterland ergriffen und bis zum Fanatismus umgestaltet wird. Allerdings hat der Vortrehner und Herausgeber auch Recht, wenn er die Bemerkung macht, daß manche Sprachwendung noch den Ausländer verräth, doch ist dies so bedeutend nicht, daß es den Eindruck, den die Erzählung im Uebrigen macht, störte. Oft bringt es der Verfasser zu schön plastischer Darstellung, so daß man seine Menschen wandeln und handeln sieht und für sie ein lebhaftes Interesse gewinnt.

* Schnaase, Geschichte der bildenden Künste, Band VI. Düsseldorf, Buddeus. — Unter den zahlreichen Werken, welche die Literatur in den verflossenen Wochen ans Licht gefördert hat, um dem alten Jahre einen glänzenden Scheidegruß zuzurufen oder, profaischer gesagt, um noch mit auf dem Weihnachtsmarkte ausgestellt zu werden, befinden sich zwei, durch welche auch die Kunstgeschichte eine erfreuliche Bereicherung erfährt. Das eine, das nach vierjähriger Pause eine vor 10 Jahren begonnene Arbeit zu Ende führt, sind die beiden Schlußbände von Förster's Geschichte der deutschen Kunst, die von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an bis auf unsere Tage herabgehend, das ganze Kunstleben der Gegenwart mit einer Wärme und Theilnahme schildern, daß man sagen muß: so konnte nur ein Historiker schreiben, der Forscher und Künstler zugleich ist, der so wie Förster die Periode des Wiedererwachens der deutschen Kunst mit durchlebt hat. Die andere Bereicherung hat mit jener den äußerlichen Umstand gemein, daß sie fast eben so lange auf ihr Erscheinen warten ließ; verschieden ist sie von ihr darin, daß sie ihr freilich weit größeres Werk noch nicht abschließt, sondern uns noch zwei, wir hoffen sogar noch mehr als zwei Bände erwarten läßt. — Nur aus Einem, den neunten Buche bestehend, nennt sich der sechste Band von Schnaase: Spätgriechische Mittelalter, geht aber, wie man daraus schließen sollte, keinesweges bis zu dessen letzten Ausläufern, sondern nur bis an die Epoche der Schule, behandelt also das 11. und die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts, aber auch nur in den Ländern diesseits der Alpen, so daß für die folgenden Bücher noch die italienische Kunst dieser Periode, sodann die spätere Zeit des Mittelalters, d. h. der Verfall der gothischen Architektur, der Realismus der Sculptur und der der Gebrüder van Eyck und ihrer Schulen, endlich noch die ganze Periode der Cinquecentisten übrig bleiben. Wenn das Alles den folgenden Band ausmachen wird, so bleibt für die Beendigung, dem Plane des Verfassers gemäß, nur noch der Umfang Eines Bandes übrig. Es sollte uns leid thun, wenn die drei letzten Jahrhunderte der Kunstgeschichte hier verhältnißmäßig eben so kurz, wie bei Kugler, abgefertigt würden. — Auch in diesem Bande, wie in den frühern, geht der ebenso geistreiche als gründlich forschende Verfasser von den allgemeinen Kulturzuständen des Mittelalters aus und setzt mit ihnen die Geschichte der Kunst in eine Verbindung, wie es in Deutschland kein Kunsthistoriker zuvor gethan hat. Er schildert in drei einleitenden Kapiteln das kirchliche und staatliche Leben der Zeit, die religiösen Zustände und ihre Schöpfungen, sowie das weltliche Leben und Treiben und bringt mit diesen Erscheinungen den geistigen und materiellen Lebens die Entwicklung, welche die Kunst in den einzelnen Ländern genommen hat, in innige Verbindung. Von den drei nächsten Capiteln (Baukunst) ist das erste der Gothik in Frankreich und den Niederlanden, das zweite der Gothik in England, das dritte, ausführlichste von allen, der Gothik in Deutschland gewidmet. Eben hier in der Architektur ist die Scheidewand, welche der Verfasser etwa durch die Mitte des 15. Jahrhunderts gezogen hat, unseres Erachtens ein Uebelstand; hier hätten wir gern noch die Bauwerke der Verfallzeit erblickt. Begreiflich ist es, daß die Architektur während dieser Periode fast mehr Raum einnehmen mußte, als die beiden anderen Künste zusammen. Sie füllen die zweite Hälfte des vorliegenden Bandes, der mit seiner anderen artistischen Beilage als mit 107 in den Text eingedruckten Holzschnitten versehen, die freilich großentheils nach anderen Abbildungen neu gefchnitten sein mögen), doch für seine 40 Bogen einen so exorbitanten Preis beansprucht, daß dieser Umstand seiner größeren Verbreitung, mithin auch der größeren Verbreitung der kunsthistorischen Erkenntniß, sicher im Wege stehen wird. — Warum grade diesem nicht abschließenden Bande ein sich auf drei Bände, also nicht auf alle frühern, noch auch auf das ganze Mittelalter erstreckendes Ortsregister hinzugefügt ist, während keiner der frühern Bände ein solches hatte, ist nicht abzusehen.

* Geographische Mittheilungen. Von August Petermann. Gotha, Justus Perthes. In Friedens- wie in Kriegszeiten bilden der großen Landesaufnahmen, die man gewöhnlich mit dem Namen „Generalstabs-Karten“ bezeichnet, die wichtigste Quelle für die Kunde eines jeden Landes; je weiter aber diese Aufnahmen vorschreiten und sich zu einem tiefigen Material anhäufen, desto schwieriger ist es, dieselben zu übersehen, ja, von allen diesen großartigen Arbeiten in den verschiedenen Ländern nur überhaupt Kunde zu erhalten, da über diese Arbeiten bisher nur spärliche oder gar keine Information veröffentlicht war. Im jüngsten Heft der „Geographischen Mittheilungen“ findet sich als Folge früherer Aufsätze, Majors von Sydow neuester Bericht über diesen Gegenstand, der sich nicht bloß über die Generalstabs-Karten, sondern auch über die wichtigsten neuesten kartographischen Erscheinungen aller europäischen Länder überhaupt verbreitet. Aus verschiedenen dieser Länder wurden für den Zweck vorliegender Arbeit Seitens der betreffenden Behörden wichtige Original-Berichte mitgetheilt, z. B. aus Schweden, Belgien und Spanien. Eine colorirte Karte nach schwedischem Original begleitet den Text.

* Ueber das früher von und besprochene Buch von Gustav Liebert „Milton, Studien zur Geschichte des englischen Geistes“, sagt die „Allgemeine Zeitung“: Milton gehört, wie sein Geistesverwandter Klopstock — der jedoch, als religiöser Epiker wenigstens, entschieden schwächer ist als der Engländer — zu jenen Dichtern, die heutzutage in Deutschland mehr gelobt als gelesen werden; und selbst unter seinen Landsleuten fehlt es nicht an Lesern, die von der Poesie lieber ein „weltliches Evangelium“ (mit Goethe zu reden) als einen „überpeischen Kreuzzug“ verlangen, und leichtfertig in Byrons ironisches Wort über den frommen Sänger mit einstimmen: „A little heavy, but not less divine — ein wenig schwerfällig, aber darum nicht weniger göttlich.“ Allein Milton ist nicht bloß ein männlich ernster und tiefsinniger Dichter, der ein eingängliches Studium erfordert und belohnt, sondern zugleich eine politische Persönlichkeit, welche in eine der wichtigsten und folgenreichsten Perioden von Englands Geschichte als Staatsmann und allgemeiner Publicist wirksam und eingriff. Diese beiden Seiten des Mannes finden sich in obengenanntem Buche so gründlich erforscht und so geistvoll nach allen Richtungen beleuchtet, daß, wie wir zu behaupten wagen, selbst die bänderreiche englische Literatur über Milton nichts diesem biographischen und literar-historischen Bild ebenbürtiges aufzuweisen hat. Und bei der Zeichnung dieses „idealsten Dichters, den die Engländer gehabt haben“, der aber darum „niemals den ehrenwerth beschränkten Patriotismus, die treue Liebe zur alten guten englischen Freiheit aufgab“, hat der Verfasser — wir kennen ihn bereits aus seiner Skizze über Ludwig Uhland — vormahrend die politischen Geschicke Deutschlands im Auge. „Eine mächtige Bewegung“, sagt er in der Vorrede, „hat das deutsche Volk ergriffen, deren Ziel kein anderes sein kann als die Erfüllung unserer größten Größe im Leben und in der Wirklichkeit.

* Ein neues Drama von Paul Heyse, „Die Grafen von der Esche“, ist an die Bühnen verschickt worden. Es ist ein fünfaktiges Schauspiel in Jamben, behandelt einen vom Dichter selbst erfundenen Stoff und spielt im sechszehnten Jahrhundert. Die Grafen von der Esche sind zwei Brüder, welche schon der eine des andern Todfeindschaft durch Tag und Tag geführet, bis er entlarvt wird und sich selbst den Tod giebt.

* Die bereits vor drei Jahren im Druck erschienene Tragödie „Brunhild“ von Emanuel Geibel ist am 3. Januar in München auf die Bühne gebracht worden und scheint gänzlich guten Erfolg gehabt zu haben. Ein Bericht in der Kölnischen Zeitung sagt: „Verschärfige Aenderungen, welche der Verfasser mit einzelnen Scenen des durch den Druck bekannten Stückes vorgenommen hatte, haben das Publikum über die im Stoffe liegenden Bedenklichkeiten hinweg, ohne daß dadurch der poetischen Macht des Werkes Eintrag geschehen wäre. Am entschiedensten wirkten der zweite, dritte und fünfte Aufzug. Die vorwiegend lyrische Abschiedsscene zwischen Siegfried und Chriemhild am Schlusse des vierten Aktes erschien zu lang. Vielleicht thäte man am besten, dieselbe bei künftigen Aufführungen ganz wegzulassen, da sie ohnehin kein neues dramatisches Motiv bringt.

* Bremen, 10. Januar. Unsere musikalischen Kreise hatten in diesen Tagen die Freude, Herrn Ferdinand Laub von Berlin als Gast zu begrüßen. Von den Vorträgen des außgezeichneten Künstlers im Privatconcerte vom 8. wird noch die Rede sein; heute wollen wir nur hervorheben, daß wir Gelegenheit hatten, Herrn Laub auch auf dem Gebiete der Kammermusik zu hören. In der gestrigen Versammlung des Künstlervereins übernahm der Künstler mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit die erste Violine im Mozartschen Quartett in G und führte dasselbe mit den Herren Saftedt, Cabisius und Böttjer aus. Sodann entzückte er die Zuhörer, die ihn mit Beifall überschütteten, durch den meisterhaften Vortrag eines Präludiums von Bach und einer Caprice von Paganini. Herr Laub geht von hier zu einem kurzen Besuch nach Holland, von wo Herr Musikdirector Reinthaler kürzlich zurückgekehrt ist. Er hatte die Freude, eine glänzende Aufführung seines Oratoriums „Jephta“, dessen Hauptpartie Herr Director Heinrich Behr sang, zu leiten. Kurz vorher war das Werk auch in Oldenburg aufgeführt worden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redakteur: Dr. Z. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℳ 12 ß Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℳ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 3. Bremen, 20. Januar. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Ludwig XIV. und das Edikt von Nantes. Von Wilh. Kiesselbach.
Alt-Italienische Volksballaden. Von H. J. Willmsen.
Die Walachen und die Ungarn.
Literatur und Kunst.

* Ludwig XIV. und die Aufhebung des Edikts von Nantes; von J. Michelet.

Von Wilh. Kiesselbach.

Oft genug ist es von verschiedenen Seiten her den französischen Geschichtschreibern vorgeworfen worden, daß sie bei ihren Darstellungen den Ruhm „der großen Nation“ auf Kosten der Wahrheit zu erhöhen trachten. Namentlich fällt es ihnen gar zu schwer, über andere Völker im Vergleich zu dem ihrigen richtig und gerecht zu urtheilen. Welcher Verdrehungen von Thatsachen haben sich selbst ihre ersten Federn z. B. in den Werken über die deutsch-französischen Kriege am Anfange dieses Jahrhunderts schuldig gemacht. Aber auch sogar bei der Behandlung der inneren Geschichte Frankreichs, wo sich ihnen gar keine Gelegenheit zur Eifersucht gegen das Ausland bietet, besticht der äußere Glanz der Erscheinungen nur zu häufig ihre Augen. Weil in der französischen Historiographie so vielfach die schwungvolle Phrase vorherrscht, wo die nüchternste Erfassung der Wirklichkeit geboten wäre, darum erlangt denn auch in der Tagespolitik, in der Publicistik und auf der Rednerbühne die Phrase in Frankreich eine so große Bedeutung. Die Form, welche einer Sache verliehen wird, nicht der Stoff der Sache selbst giebt bei unseren westlichen Nachbarn vorwiegend den Ausschlag. Erst ganz neuerdings unter dem nicht abzuweisenden Einflusse der ernsten Wissenschaftlichkeit von Deutschland und England beginnt in den hervorragenden Köpfen der Franzosen das leichtere, Galanteriewaaren-artige Urtheil der französischen Geschichtsanschauung sich zu ändern; sie fängt an, strenger gegen die eigenen Zustände und Verhältnisse zu werden, der erste Schritt zu einer vorurtheilsfreieren Würdigung der fremden.

Am unverkennbarsten zeigt sich diese eingetretene Wandlung zum besseren vielleicht bei dem neuen Maßstabe, der jetzt in der jüngeren Schule der französischen Geschichtsforscher an das Zeitalter Ludwigs XIV. gelegt wird. Die Epoche der angeblichen Classicität in der hohen Politik, in der Kunst und Literatur erscheint ihnen allmälig in einem weniger strahlenden Lichte; man gewahrt nach und nach, daß, als Frankreich von Versailles aus über Europa gebot, und außer einem halben Dutzend deutscher Fürsten selbst Karl II. von England im Solde des „großen Königs“ stand, gleichzeitig der entsetzliche Krebsschaden im Lande sich festsetzte, welcher im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts den französischen Staatsorganismus bis auf den Grund zerstörte. Um zu dieser Erkenntniß zu gelangen, mußte man freilich den Blick mehr von den gefeierten Kreisen des Hofes ab und dem Zustande der Volksmasse zu wenden; dann erst ließ sich das wenige Gold von dem vielen Flitterand unterscheiden, unter welchem die Tage von Mazarin's stolzem Zöglinge dahinrauschten. Daß schon jetzt auch die redlichsten französischen Federn den Richterspruch Buckle's unterschreiben sollten, ist zwar nicht zu verlangen. Wenn der nüchterne Engländer meint, Ludwig XIV. habe die vor ihm aufgeblühete Kultur seines Reiches, statt sie zu heben, gradezu ruinirt, so wird er gewiß von der Seine aus noch immer den lebhaftesten Widerspruch erfahren. Indessen beweisen bereits die Arbeiten von Pierre Clement über die Administration des Königs und das Leben Colbert's, daß die frühere Vergötterung jener Periode in Paris vorüber ist, und im letzten Jahre hat vollends Michelet's Werk über die Aufhebung des Edikts von Nantes einen Standpunkt der Kritik eingenommen, der weit weniger Rücksichten kennt, als die glatte Vorsicht unseres „objectiven“ Leopold Ranke nehmen zu müssen glaubte. Die Briefe der geistvollen Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte kommen jetzt auch an der Seine zu Ehren.

Wir können nicht gerade sagen, daß uns das Werk Michelet's durchweg gefällt; er legt zu viel Gewicht auf die Einzelnheiten der Vorgänge bei Hof, um das Lob einer pragmatischen Darstellung zu verdienen. Ein Courtisan mag es in seinen Memoiren rückwärts berechnen, an welchem Tage die „Hoffnung“ bei Madame, der Schwester Karls II., oder bei der La Valliere jedesmal eingetreten, um über die Liebesgänge des ausschweifenden Königs genau Buch zu führen; in einer ernsten historischen Darstellung wird eine derartige Statistik unpassend, abgesehen davon, daß sie nach dem Rechtsgrundsatze der Römer, welche der Natur eine Willkür von hundert Tagen zugestanden, nothwendiger Weise ungenau ist. Allein es weht trotz derartiger Verstöße ein im hohen Grade ehrenwerther Geist durch die ganze Arbeit hin; der Verfasser läßt den Hugenotten in politischer und religiöser Hinsicht die unumwundenste Anerkennung angedeihen. Schon in der Einleitung hebt er den Grundgedanken seines Buches, welches den 13. Band der „Geschichte Frankreichs“ bildet, scharf hervor: „Der Platz, den die Revolution im achtzehnten Jahrhunderte einnimmt, ist im siebenzehnten durch den Widerruf des Edikts von Nantes ausgefüllt, durch die Auswanderung der Protestanten und die Revolution Englands, die der Rückschlag davon war. Das ganze Jahrhundert zieht nach dem Widerruf, als seinem Schwer-

Digitized by Google

punkt, hin. Allmälig kann man ihn herankommen sehen. Seit dem Tode Heinrichs IV. befindet sich Frankreich auf diesem Wege. Es kann nicht in Spanien die Erbfolge antreten, als indem es dieselbe Bahn wandelt. Weder Richelieu noch Colbert sind im Stande, von derselben abzubiegen. Sie herrschen nur dadurch, daß sie diesem Geschick gehorchen und diese schiefe Ebene hinuntergehen.“ Allein, obgleich er demnach die Austreibung der Protestanten in ihrer letzten Ursachen aus der gesammten politischen Structur des Landes herleitet, so ist er damit doch weit entfernt, den König von seiner ungeheueren Schuld frei zu sprechen. Grade darin prägt sich die Kleinheit in dem Wesen Ludwigs am schärfsten durch, daß er, der den Staat in sich tragen wollte, gar keinen Versuch machte, die bösen Mächte seiner Zeit zu bannen, sondern ihnen vielmehr obendrein den reichlichsten Vorschub leistete. Der König selber war diesen Mächten völlig unterthan. Denn „der Stolz hielt ihn in seiner Mittelmäßigkeit fest“, und „daß er so sicher in seiner „Göttlichkeit“ dastand, ist seiner großen Unwissenheit zuzuschreiben. Hätte er auch nur einige Kenntnisse gehabt, ihm wäre Nie und da der Zweifel angekommen, er hätte gezaudert.“ So taumelte er, obgleich er als der selbstbewußte Autokrat zu herrschen glaubte, thatsächlich willenlos einer Katastrophe entgegen, welche zwar zunächst nur über die Protestanten in Frankreich, dann aber über ganz Frankreich entschied. Von der Aufhebung des Edikts von Nantes zieht sich eine grade Linie durch die Zerrüttung des Staates während der Regentschaft, durch den gänzlichen Verfall desselben unter Ludwig XV. bis zur Revolution hin, und auch heute noch wirken einzelne Fäden aus derselben weiter fort.

So verschieden nun aber die staatliche Entwicklung Frankreichs von der deutschen oder englischen ist, das protestantische Element spielt in derselben eine ähnliche Rolle wie in den beiden anderen Ländern; man muß nur den Protestantismus ebenso sehr in seinem socialpolitischen als in seinem religiösen Wesen erfassen. Es lebt in ihm nicht nur der national-kulturliche Gegensatz gegen die kirchliche Herrschaft von Rom, sondern ebenso gut die Opposition, welche der nach und nach erstarkende dritte Stand der Feudalität und dem Absolutismus entgegensetzt. Denn das Bürgerthum ist es vornehmlich, welches überall am Schlusse des Mittelalters als Träger des Protestantismus auftritt. Der Reichthum und die Bildung der Städte ist im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte eine politische Macht geworden, die nun bei allen Staatsfragen ihr Gewicht in die Schaale wirft. Auch läßt es sich schwerlich als Zufall ansehen, daß in Frankreich sowohl als in Deutschland der Protestantismus zunächst in den nördlichen Gebieten festen Fuß faßte. Es reicht indessen nicht hin, diese Erscheinung auf der Beimischung von deutschem Blute zu erklären, daß damals in der nördlichen Bevölkerung Frankreichs noch nicht völlig von den romanischen Bestandheilen ausgefogen war; vielmehr war auch in Frankreich an der atlantischen Küste das gesammte Volksleben ebenso wie in Deutschland ein anderes gewesen als in den südlichen, nach dem mittelländischen Meere zuneigenden Gegenden. Die föderativen Momente des Landes, welche der von Paris ausgehenden Staatsconcentration ihr eigenes Dasein gegenüberstellten, fanden im Norden ihren Boden; auch in Frankreich ringt der Föderalismus, das Recht der Individualität und ihrer kleineren und größeren Lebenskreise mit dem centralistischen Einheitsstaate; der schließliche Sieg des letzteren, zugleich ein Sieg des absoluten Königthums in Verbindung mit der absoluten Kirche, konnte nur auf Kosten der protestantischen und bürgerlichen Freiheit erfolgen.

Der erste Versuch die feudale Gliederung Frankreichs in ein einheitlicheres Gefüge umzusetzen, wurde im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts unter Philipp IV. gemacht; der König brauchte Geld zu einem Kriege gegen Flandern, um es zu erhalten, berief er die Stände und zog auch die Vertreter der bedeutenderen Städte dazu herbei. Gleichzeitig wurde an die Stelle des feudalen Seneschalls ein Finanzministerium eingerichtet, dessen erster Chef Marigny war. Ist damit nun auch der erste Schritt zu dem modernen Staatsleben in Frankreich gethan, so ruht doch ein eigenthümliches Geschick eben auf dem Finanzministerium, dem punctum saliens der neuen politischen Construction. Sechs französische Finanzminister, wie sie der Reihe nach folgen, sterben insgesammt an dem Galgen von Montfaucon, weil sie alle mehr oder weniger lange Finger gemacht und das Aerar betrogen hatten. Und wenn auch unter Jacques Coeur einige Ordnung in das französische Finanzwesen gebracht wurde, so fand doch anderthalb Jahrhunderte später, nach dem französisch-englischen Kriege und den inneren Religionskämpfen, Sully einen solchen Wirrwarr in demselben wieder vor, daß er von unten auf zu organisiren anfangen mußte. Mit dem Freunde Heinrichs IV. aber kam recht eigentlich ein protestantisches Moment in die französische Verwaltung. Protestantisch, wie der Minister selber war, suchte er auch bürgerliche Sparsamkeit auf den Staatshaushalt zu übertragen. Der Herzog von Navarra hatte, als er den französischen Thron bestiegen, in dem Edikte von Nantes 1598 seinen ehemaligen Glaubensgenossen, durch deren Hülfe er zur Regierung gelangt war, freie Religionsübung und die vollen staatsbürgerlichen Rechte gewährt; er besoldete selbst die reformirten Geistlichen und gestattete ihren Abgeordneten, Versammlungen zu berufen; sie behielten zu ihrer Sicherheit feste Plätze, ja sie durften unter den Übrigen sogar Steuern ausschreiben. Auf solcher Grundlage führte Rosny seine Staatsorganisation auf, wenn er dabei auch mehr die Ackerwirthschaft als das städtische Gewerbe begünstigte. Das Land gedieh unter seinen Händen, und mit der Wohlhabenheit der Bevölkerung wuchs ihre Bildung, ihre Opposition gegen die römische Hierarchie. Deßwegen traf denn auch der Dolch Ravaillac's nicht bloß die Brust des Königs, sondern ebenso sehr das protestantische Regierungssystem Sully's. Alle administrativen Schöpfungen des genialen Staatsmannes gingen wieder zu Grunde. Unter Richelieu war der Protestantismus nichts als ein Mittel zur diplomatischen Intrigue in den auswärtigen Angelegenheiten, die Staatscentralisation wurde immer stärker, das Finanzwesen immer mehr zerrüttet; das Bürgerthum in Frankreich ging seinem völligen Verfalle entgegen. Unter Mazarin und seinem Nachfolger Fouquet vollends diente der Staatsschatz nur dazu, um die Minister und ihre Creaturen zu bereichern. Als Ludwig XIV. den Thron bestieg, war er Fouquet gegenüber arm; erst der Sturz seines Dieners verschaffte dem Könige reichlichere Geldmittel.

Dergestalt war es die unabweibliche Finanznoth, welche die Prachtliebe und den Hochmuth des jungen Fürsten den ökonomisch-politischen Ideen Colbert's zugänglich machte. „In Betreff Colbert's, sagt Michelet, „gestehen Alle, die ihn kannten, sie hätten nie einen Menschen getroffen von so viel Herz, der einen so starken, aber auch so leidenschaftlichen Charakter gehabt.“ Als Intendant Mazarin's sah er dessen Diebereien durch seine Hände gehen, allein er selber erhielt sich die Hände rein. Deßhalb verstand es sich denn auch von selbst, daß als der ehemalige Kaufmann von Rheims das angefangene Werk Sully's wieder aufnahm und Frankreich seiner industriellen und mercantilen Entwicklung entgegenführte, er, obgleich selber in dem katholischen Glauben erzogen, thatsächlich auf die protestantischen, die bürgerlichen Schichten der königlichen Unterthanen zurückgreifen mußte. „Im September 1661 war das königliche Einkommen auf 21 Millionen Franken

Digitized by Google

zusammengeschmolzen und noch dazu auf zwei Jahre im Voraus aufgezehrt gewesen, im December 1682, in sechs Monaten, hatte er es um 50 Millionen vermehrt. Früher zahlte der König 90 Millionen an Zinsen, nun keinen Sou mehr; ehemals konnte die Krone in ihrer Abhängigkeit von den Finanzpächtern eine außerordentliche Ausgabe bestreiten, jetzt sah Europa Ludwig XIV., nachdem er Dünkirchen gekauft hatte, so reich, daß es ihm gern alle Plätze, die ihm paßten, verkauft hätte. Bis vor Kurzem gab es keine Flotte, sie war zu Grunde gegangen, inzwischen waren 84 Schiffe gebaut und ausgerüstet. Ehemals lebten die Minister in Luxus und Ueppigkeit, der König hatte nicht 8000 Franken zur Verschönerung seiner Häuser aufzuwenden; nun hatte er so eben zwei bis drei Millionen dazu verbraucht.« Natürlicher Weise konnte Colbert solche überraschende Resultate nur durch Wiederherstellung der Ordnung im Finanzwesen und durch Entfesselung der productiven Kräfte des Landes erreichen. Und wenn er auch zeitweilig die Hugenotten, die bei den katholischen Processionen den Hut nicht abgenommen hatten, zur Bemannung der Galeeren brauchte; er selber war in Glaubenssachen tolerant, weil er sehr wohl einsah, daß der Fleiß und die Arbeitsamkeit bei dem protestantischen Bürgerthum zu Hause war.

Wir brauchen hier indessen Colbert's Schöpfungen nicht im Einzelnen vorzuführen. Bekannt ist es, wie er ein neues einheitliches Zollsystem über einen großen Theil von Frankreich spannte, die einheimische Industrie auf jede Weise zu heben suchte, wie er durch die Stiftung der ostindischen und der westindischen Gesellschaft die Ausdehnung des auswärtigen Handels bezweckte, die Kopfsteuer ermäßigte, die Schulden der Städte zu verringern suchte. Ihm verdankte Frankreich eine größere Einheit in Maß und Münze, das Consulatswesen wurde organisirt, aus seinen ordonnances commerciales ist der Code de commerce Napoleons I. hervorgegangen, er baute den berühmten Canal von Languedoc, der das atlantische Meer mit dem mittelländischen verbindet; die Wunder von Versailles, die nach den neu aufgefundenen officiellen Nachweisen 165 Millionen Franken gekostet haben, wären nicht ins Leben gerufen, wenn nicht unter Colbert's Leitung das Steuern zahlende Bürgerthum in Frankreich sich in nie geahnter Weise gekräftigt hätte. So sehr aber auch der König die wohlthuenden Folgen aus dem System seines Ministers für seine Machtvergrößerung empfand, indem er allein dadurch die Mittel erhielt, seine Kriege zu führen, so feindlich blieb er von vornherein dem protestantischen bürgerlichen Elemente seines Reiches. Michelet weist es unwiderleglich nach, wie Ludwig nicht etwa in der frömmelnden Periode des höheren Alters den Jesuiten und ihrer Maximen verfallen ist, sondern von Anfang an, trotzdem daß er für sich den Freigeist Molière beschützte, in der römischen Curie die beste Stütze für seine Autocratie suchte. Der Jansenismus bot die geeignetste Basis zu einer selbstständigen gallicanischen Kirche dar. »Aber diese stolze Kirche, Bossuet an der Spitze, richtete bei dem ersten Winke des Königs eine ehrfurchtsvolle Abbitte nach Rom, indem sie sich als das zeigte, was sie ist, die Magd des Königthums, nichts als der Schatten einer Kirche, welche sich vor einem Schatten erniedrigte.« Die Sittenlosigkeit des Hofes war eine Sache für sich, das von Demarets gelehrte »Aufgehen des Menschen in Gott« wurde durch die »kleinen Vergnügungen« nicht weiter beeinträchtigt; Michelet läßt es als wahrscheinlich durchblicken, daß selbst Molière sein eigenes Kind in der Tochter der Bejart zur Frau nahm; Madame, des Königs Schwägerin, und die La Valliere bekamen königliche Sprossen um die Wette. Aber der Schwärmer Morin, der den König zu seinem Glauben bekehren wollte, wurde schon 1663 lebendig verbrannt, und seine Anhängerin Malherbe nackt auf dem Schaffot gegeißelt. Die katholische Kirche hatte sich zu fest mit den Interessen der herrschenden Klassen zu verbinden gewußt, als daß eine Beeinträchtigung derselben von ihnen zugegeben werden konnte. Namentlich waren es die kleinen Herren auf dem Lande, die ihre, sich bis in die Brautkammer der Leibeigenen erstreckenden feudalen Vorrechte unter die Aisseurang der römischen Hierarchie gebracht hatten. »Sie benutzten die Güter der Kirche zur Aufbesserung ihres eigenen Vermögens, indem sie ihren nützigen und unfähigen jüngeren Söhnen fette Pfründen zuwandten und die Klöster mit ihren Töchtern anfüllten. Daher der glühende Eifer des Adels für die Kirche, die über jenes ungeheure Kapital für die Faulheit verfügt.« Mit der Verfolgung der Hugenotten traf der Adel aber zugleich auch das ihm gefährliche bürgerliche Element. So ziehen sich denn die Bedrückungen der Protestanten durch die ganze Regierung Ludwigs hin. Bereits 1665 gab der König die beabsichtigte Reform der Geistlichkeit auf, weltliche Richter durften sich nicht in die Angelegenheiten der Priester mischen, der Grundsatz lautete »die Kirche sitzt über die Kirche zu Gericht.« Eine königliche Verordnung verwandelte alle gegen die Hugenotten seit zehn Jahren erlassenen lokalen Verfügungen in Gesetze; die Geistlichkeit nahm ihnen die Kinder weg, um sie katholisch zu erziehen, und wenn man versuchte, sie ihr wieder zu entreißen, »so setzte sie die ganze Armee ihrer Frommen, ihrer Bettler und sonstigen Agenten in Bewegung.« »Kranke Protestanten auf dem Todtenbette wurden von den Mönchen gradezu überfallen. Um diesem Uebel angeblich zu steuern, machte man es nur noch schlimmer. Der Mönch oder der Pfarrer mußte an der Thüre warten, aber der Ortsrichter trat im Namen des Königs ein und fragte den Kranken, in welchem Glauben er sterben wolle — eine grausame und oft den Tod herbeirufende Scene. Dieser feierliche Einritt des richterlichen Beamten regte den Kranken auf; wer dem Priester vielleicht Widerstand geleistet hätte, gab dem Richter nach aus Furcht, die man ihm in Betreff seiner Familie einflößte, und starb dann aus Verzweiflung, durch die Machtvollkommenheit des Gerichts gegen seinen eigenen Willen im Schooße der katholischen Kirche.«

Vorübergehend freilich trat etwas mehr Milde ein; als Marilly 1669 aufs Schaffot geschleppt wurde, gestattete ihm der König die Begleitung eines protestantischen Geistlichen. Bald jedoch huben die Verfolgungen von Neuem an. Man suchte durch scheinbare Zugeständnisse von Seiten des Katholicismus eine Wiedervereinigung beider Kirchen einzuleiten, um bei dieser Gelegenheit den Hugenotten ihre Kirchen zu nehmen. Als jedoch ihr passiver Widerstand nicht übermunden werden konnte, wurde ein anderer Schlag gegen sie vorbereitet. Michelet hat gewiß Recht, wenn er den Krieg gegen Holland vorwiegend als einen Religionskrieg ansieht. Der Feldzug gegen Flandern war ein reines Hofvergnügen gewesen, wobei das Heer der Damen eine ebenso große Rolle spielte als die wirkliche Armee. In den Niederlanden galt es dagegen, das bürgerlich protestantische Element des Jahrhunderts in seiner eigentlichen Hofburg zu vernichten, wozu der katholisirende Karl II. von England um so lieber die Hand bot, als der Kampf zugleich gegen die britischen Handelsrivalen gerichtet war. Der Verfasser wird förmlich begeistert in seiner Schilderung des alten Hollands, des republikanischen Staatenbundes von Jean de Witt und Ruyter. Ihren Charakteren gegenüber unterzieht er Wilhelm III. von Oranien, den Liebling Mignet's und Macaulay's, einer scharfen Kritik. »Das falsche Holland schied sich von Anfang an von dem wahren; die Katholiken von Utrecht unterwarfen sich schnell ihrem naturgemäßen Fürsten, die Juden von Amsterdam boten beim Heranrücken des Königs Millionen an Abstandsgeldern.« Aber das

Digitized by Google

wahre Holland ließ die Schleusen los und erinnerte sich des Kampfes gegen Philipp II. Mischten sich nun auch handels-politische Zwecke mit in den Krieg, verschloß Colbert, freilich zum Schaden der französischen Winzer, den holländischen Schiffern die französischen Häfen, so ward doch die Unterwerfung des protestantischen Landes unter den katholischen Glauben die Hauptfriedensbedingung in den Augen Ludwigs XIV. Unterstützt wurde er dabei von dem mächtigen Orden der Jesuiten, deren unbewußtes Handwerkszeug er war. Denn als Oesterreich und Spanien sich der Ueberwucht der französischen Politik widersetzten, „paralysirten sie das erstere und machten es unfähig, ernstere Maßregeln gegen Frankreich zu ergreifen. Die politische Unterdrückung, welche die Habsburgische Dynastie auf Ungarn ausübte, verwandelten sie nämlich in eine grausame persönliche Verfolgung. Bis dahin hatte der leitende Minister Lobkowitz, der Vernichter der ungarischen Freiheit, nur die Großen verfolgt; aber in diesem Augenblicke eröffneten die Jesuiten einen Kreuzzug gegen das Volk, gegen die protestantischen Massen. Am 2. Januar begannen die österreichischen Dragonaden, die bewaffneten Missionen, wodurch diese Väter, indem sie die Soldaten mit sich führten, das stolzeste Volk peinigten. Sie überraschten und umzingelten auf türkische Weise jede Hütte, und bekehrten mit Gewalt den Ungarn, der seine Frau und seine Kinder unter den Flinten sah. Wer hat jedoch die Einzelnheiten von alle dem erzählt? Die Feinde der Jesuiten? Keineswegs! Sie haben Niemanden die Ehre gelassen, das Andenken ihrer Heldenthaten auf die Nachwelt zu bringen. Der warme, aber verständige und genaue Verfasser des „österreichischen Cabinets“ Michiels, citirt die guten und reinen jesuitischen Quellen, aus denen er geschöpft hat. „Die Pfarrer wurden an einem langsamen Feuer lebendig verbrannt, die Frauen auf glühend rothes Eisen gespießt, Haufen von Menschen an die türkischen und venetianischen Galeeren verkauft; das war es, was das Wunder bewirkte. Die Ungarn fanden diese Beweisgründe der Jesuiten unwiderstehlich, was nicht aus dem Lande floh, gab nach und spürte die Erleuchtung.“

Michelet unterwirft bei der Darstellung dieses Krieges die auswärtige Politik des Königs einer einschneidenden Kritik. Schon vorher hatte er es ausgesprochen: „Wie hoch ich auch die wissenschaftlichen Werke schätze, die über die Regierung Ludwigs XIV. veröffentlicht sind, ich kann nicht damit übereinstimmen, daß dieselbe eine Fortsetzung der früheren auswärtigen Politik ist. Ich sehe darin ein hastiges, verwirrtes, plötzliches Abweichen von dem bisherigen Wege; das Talent der französischen Agenten, die Gewandtheit von Lyonne, einem Geschöpf Mazarin's, ändern im Grunde Nichts darin; sie machen die Herausforderung um Nichts vernünftiger, die ein Theaterkönig dem ganzen Europa hinwirft — ungestraft wie es scheint für den Anfang, aber sie säet überall tiefen Haß, ruft eine Menge Hemmungen für die Zukunft hervor, und führt unter lauter Prahlereien zur Schande, zum Bankerott und einer solchen Erniedrigung Frankreichs, daß das Land sich ein Jahrhundert lang nicht davon erholen kann.“ Die Lage des Staates während des Feldzuges gegen Holland bringt ihn noch einmal darauf zurück; Frankreich wird in Europa immer mehr isolirt, und im Innern frißt die Verschwendung des Hofes die Ernte des Volkes auf. Wenn die dicke Montespan, die Erfinderin des Reifrocks, an einem Abend 700,000 Thaler verspielen kann, mußte Colbert wohl immer neue Steuern aufsuchen. Dabei war der „große König“ selber in einem traurigen körperlichen Zustande. Sein unmäßiges Essen bei geringer Bewegung verursachte ihm unaufhörlich Beschwerden; die Aerzte haben eine förmliche Verdauungsgeschichte von ihm geschrieben; die üble Laune, wie sie aus Ueberfütterung der Leber entspringt, machte sich in der Behandlung der Geschäfte sehr stark geltend, seine frömmelnde Periode begann, der Maintenon war die Bahn bereitet.

Im Frieden von Nymwegen feiert daher Frankreich, bei Lichte besehen, auch eben keine Triumphe; der „religiöse Kreuzzug“ gegen den Sitz bürgerlicher und protestantischer Freiheit hatte sein Ziel verfehlt, und außerdem war Colbert's Protectionspolitik gendthigt, dem niederländischen Handel mannichfache Zugeständnisse zu gewähren. Was demnach das hierarchisch-absolutistische Gelüste nach Außen zu nicht hatte erlangen können, mußte es nach Innen um so mehr zu erreichen suchen. So wurde denn die Bewegung der „Schwestern vom heiligen Herzen Jesu“, denen man binnen dreißig Jahren nicht weniger als 428 Klöster gab, recht eigentlich gegen die Hugenotten gerichtet. Schon 1677 hatte man in Frankreich zahlreiche Häuser eingerichtet, in welche man die protestantischen Mädchen sperrte. „Die barbarischeste Art der Verfolgung, die Kinderentführung wurde wieder in ihrer ganzen Ausdehnung angewandt. In Paris unter den Augen des Publikums brauchte man dabei wohl noch sanfteren Zwang, aber die entfernteren Anstalten waren geradezu Zwangshäuser, um die Rebellen zu zähmen.“ Mit der steigenden Frömmigkeit des Königs, den jetzt die kluge Maintenon aus den Armen der Montespan, Soubise und Fontanges, als guten Ehemann nach zwanzig Jahren wieder der verlassenen Königin zuführte, stiegen indessen auch die Bedrückungen der Protestanten. Auf den Rath Louvois' wurden die Hugenotten mit Einquartirungen überbürdet, während die Convertiten derselben frei ausgingen; dann (17. Juni 1681) wurde den siebenjährigen Kindern der Protestanten gestattet, ihre Eltern zu verlassen und den Glauben zu wechseln, wie sehr auch Colbert zu Gunsten seines Bürgerthums dagegen protestirte. Colberts Stellung selber war freilich längst erschüttert. Schon 1671 hatte ihm der König zu verstehen gegeben, daß er ihn entbehren könne; nach dem Frieden von Nymwegen kämpfte er vergebens gegen die furchtbare Verschwendung des Hofes. Wie der König die Königin zu Grunde richtete, mit der er eine lange Reise in der Sommerhitze machte, um fünf Tage nach ihrem Tode schon die Maintenon thatsächlich an ihre Stelle zu setzen, ebenso rieb er auch seine Finanzminister auf. „Er starb an dem öffentlichen Ruin, an dem Gefühl, daß er Nichts mehr vermochte, in der Verzweiflung daß es noch wieder besser mit dem Reiche werden könne.“ Auf seinem Todtenbette sprach er, wie Pierre Clement berichtet, die bitteren Worte aus: „der König soll mich jetzt in Ruhe lassen, wenn ich so Viel für Gott gethan hätte, als für ihn, so könnte ich ruhig sterben.“

Mit Colbert verloren die Protestanten ihren letzten politischen Halt in Frankreich. Was ihnen nun bevorstand, hatte ihnen der Gouverneur Noailles, der auf Befehl des Königs im Sommer 1683 im südlichen Frankreich entsetzliche Verfolgungen vornahm, bereits gezeigt. Sie waren längst wegen ihrer Wohlhabenheit und Bildung der Gegenstand des Neides bei den zum Müßiggange privilegirten Klassen geworden, und ihre strengen Sitten ließen die Verworfenheit ihrer Gegner nur noch schärfer ans Licht treten. Die Verfolgung der Hugenotten wurde ein Bereicherungsmittel für den ruinirten Adel. So bedurfte es denn nur des wachsenden Einflusses der Maintenon, um den König zu veranlassen, daß er sein schuldbeladenes Gewissen auf Kosten der Protestanten erleichterte. Dazu kam endlich noch, daß nach dem Tode Karls II. von England sein Nachfolger Jakob II. mit offener Gewalt die Puritaner seines Landes zu bekehren suchte; man konnte also diesseits des Kanals in so löblichem Thun nicht zurückbleiben. Als daher die Jesuiten in die Verheirathung der Maintenon mit dem Könige eingewilligt hatten, zahlte „die alte

Digitized by Google

Zott«, wie die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte sie nennt, den dafür bedungenen Preis. Gleichzeitig mit der Hochzeit, welche der bereits zahnlose, hinkende, von einer Mundfistel geplagte Ludwig heimlich zu Versailles im Spätherbste 1685 mit der aufgetrockneten Wittwe Scarron beging, wurde das Edikt von Nantes widerrufen.

Michelet führt es uns nun, gestützt auf die Berichte der Zeitgenossen, in grausigen Einzelnheiten vor, wie eine viehische Soldateska auf die wehrlose Schaar der fleißigen, stillen Protestanten losgelassen wird. Der Leser steigt mit ihm in die furchtbaren Höhlen der Gefängnisse hinab, die entsetzlichen Qualen der auf die Galeeren verbannten Hugenotten treten uns entgegen. Nicht ohne Zittern vermag man die nächsten Capitel zu beenden. Wollust an der Grausamkeit verräth das Thier nicht, sie ward dem Menschen vorbehalten, wenn er unter das Thier hinunter gesunken ist. Was teuflische Bosheit an Körper- und Seelenqualen erfinden kann, ist in den Jahren 1685 und 86 gegen die Hugenotten in Anwendung gebracht. Wir dürfen dem Franzosen, der die Geschichte seines eigenen Landes schreibt, wohl Glauben schenken. Leopold Ranke freilich, wie er die Bartholomäusnacht »objectiv« darstellt so daß selbst die Königin Mutter, Katharina von Medici, zu einer ganz anständigen Person wird, weiß auch die Protestantenverfolgung unter Ludwig XIV. den Ohren eines Hofcirkels anzupassen. Michelet dagegen nennt die Dinge bei ihrem rechten Namen; er spricht es offen aus, daß das Blutbad der Revolution von 1793 an grausigen Scenen sich gar nicht diesem »zur größeren Ehre Gottes« ins Werk gesetzten Staatsstreich vergleichen läßt. Wir können und mögen aber ihm hier nicht ins Detail folgen. Daß eine ihr Kind stillende Mutter festgebunden, und an Ueberfülle von Milch wahnsinnig wird, während der Säugling vor ihr, den sie nicht erreichen kann, vor Hunger stirbt, ist eine Qual, wie sie Dante's Höllenphantasie nicht erdacht hat; sie ist indessen noch lange nicht das oberste in der Reihe der Verbrechen, die damals von Staatswegen an friedfertigen Unterthanen begangen worden sind, um ihnen das Verständniß der rechten Religion zu eröffnen. Henker, welche dreißig Jahre lang in ihrem Geschäft gearbeitet hatten, fühlten sogar zuletzt Mitleiden mit den Unglücklichen; als deßwegen die Männer die standhaften protestantischen Frauen nicht genug marterten, nahm man zu den Executionen weibliche Schergen; sein Geschöpf ist ja grausamer, als ein Weib gegen das andere!

In sich selbst erlahmte endlich die satanische Verfolgung der Protestanten; die Blutgier hatte sich erschöpft; man legte der Flucht der Hugenotten weniger Hindernisse mehr in den Weg; das übrige Europa nahm die Auswanderer gastlich auf. Als die Verfolgungen begannen, waren die Protestanten recht eigentlich der Kern des französischen Bürgerthums. Man zählte, wie M. Ch. Weiß berichtet, »in der Champagne über 1200 Werkstätten für Wollen- und Seidenstoffe, die Norddeutschland versorgten; die leichten Stoffe cadis und serges brachten 2 bis 3 Millionen Livres jährlich ein. Auvergne und Anjoumois besaßen zahlreiche Papierfabriken, die von Ambert producirte im Jahre für 80,000 Thaler. Die Leinwandfabrikation von Contonces brachte jährlich 800,000 Pfd. Sterl.; Rennes, Nantes, Vitré, Morlaix setzten nach England für 450,000 Pfd. Sterl. Segeltuch ab, Tours hatte 8000 Werkstätten für Seidenstoffe, wovon 3000 allein für Bänder — in wenigen Jahren war das Alles zertrümmert. Im Ganzen sollen 350,000 Protestanten aus Frankreich fortgezogen sein. Von ihnen gingen 75,000 nach England, 25,000 nach Brandenburg, 55,000 nach Holland und anderen Gegenden, um, überall wohin sie kamen, den Gewerbfleiß neu zu beleben. In Frankreich stand jetzt dem absolutistisch-hierarchischen Staate Nichts mehr im Wege. Verarmte auch der König bald so sehr, daß er oft zu den Spielgewinsten der Maintenon seine Zuflucht nehmen mußte, um seine täglichen Bedürfnisse zu bestreiten, oder eine Anleihe von 2,000,000 Livres von dem holländischen Banquier Bernhard erbettelte, die Kirche war ja gerettet, und die weiteren Folgen dieser Rettung, der Bankerott unter der Regentschaft, die Revolution — er erlebte sie nicht mehr!

Daß Michelet bei den gegenwärtigen Zuständen in Frankreich den Muth gehabt hat, seinen Stoff in der dargelegten Weise zu behandeln, ist ihm hoch anzurechnen; ob man aber an der Seine oder an der Donau aus der Geschichte etwas lernt, bleibt eine andere Frage!

* Alt-Isländische Volksballaden.

Nach den Urtexten übertragen von P. J. Millatzen.

3.

Die Giftmischerin.

Drei Söhne hatte Frau Gunhild,
Sie war ihnen allen unmild.

Sie mochte Keinen vor Augen sehn
Und schwur, sie müßten untergehn.

Da rief sie eine von ihren Fraun:
»Verstehst du gift'gen Trank zu braun?«

»Ich kann's und thu' es gern für Sohn,
Ich übt' es neun der Winter schon.«

Aufgrub sie gift'ge Würmerlein
Und mischte sie dann in den Wein.

»Trink du, mein Sohn, den Labetrank,
Du wirst mir's sicher wissen Dank.«

»Trink du vom Horn, o Mutter, erst,
Ich meinte, daß du durst'ger wärst.«

»Ich darf nicht trinken, ob ich's mag,
Heut' ist es für mich Fastentag.«

Sie ward vor Aerger blaß und Zorn,
Doch leerte sie zuletzt das Horn.

Und als der Trank die Junge genetzt,
Da schrie sie qualvoll auf entsetzt.

Und als er floß wie glühend Erz
Die Adern durch, zersprang ihr Herz.

»Verzeih dir's Gott, o Mutter mein,
Mir mischtest du den gift'gen Wein!«

4.

Das Tristramslied.

Tristram hatt' einen harten Strauß
Mit einem heidnischen Hunde,
Gar manchen Recken trug man heraus
Mit blutiger, klaffender Wunde.

Auch ihn trug man auf seinem Schild,
Den jungen, wackren Degen,
Da zeigten Viele sich gewillt
Zu heilen ihn und pflegen.

Nicht Balsam will er, nicht Verband,
Er spricht mit bleichem Munde:
»Allein der lichten Isold Hand
Mag heilen meine Wunde.«

Und Boten sollen über's Meer
Und über die braune Haide:
»Der lichten Isold sagt, wie sehr,
Wie namenlos ich leide.«

Digitized by Google

Zu den Getreuen spricht er dann,
Indem sie fürder eilen:
„Der lichten Isold saget an,
Sie komme, mich zu heilen.

Und kehret sie mit zurück, dann spannt
Nur blaue Segel, ihr Mannen;
Doch wenn mein flehn Gebör nicht fand,
Mögt schwarze ihr aufspannen."

Sie eilen sonder Rast und Ruh
Und bringen diese Kunde:
„Königin, Tristram fleht, daß du
Ihm heilest seine Wunde."

Isolde schreitet in den Saal
Und flehet unverweilet:
„Laßt mich zu Tristram, mein Gemahl,
Daß meine Hand ihn heilet."

Da nahm der König streng das Wort
Und ohne die Stirn zu glätten:
„Und ruft der Tod den Tristram fort,
Wie magst du ihn dann retten?"

Die lichte Isold war's, sie hat
Gefleht im tiefsten Harme
Und schlang dem König, wie sie ihn bat,
Um den Hals die weißen Arme.

„Nun wohl, ich ließe dich ziehen gern,
Nach des jungen Verwandten Begehren,
Bäte' ich nur, daß du aus der Fern'
Ohn' alle Gefahr magst kehren."

„Ob ich der Wiederkehr mich freu',
Nur Gott kann das ermessen;
Doch gegen meinen Herrn die Treu
Will nimmer ich vergessen."

Da warf sie um das Mardelkleid
Und rief herbei die Mannen;
Die hohe Frau, in Sorg' und Leid
Zog sie darauf von dannen.

„Nun rüstet euch und denkt allein
Des Worts im treuen Sinn:
Blau sollen, blau die Segel sein
Des Schiffs, auf dem ich bin."

Da setzte man die Segel bei,
Wie es die Frau gebot,
Daß sie dem Tristram Hülfe sei
In seiner bittern Noth.

Das Schiff durchschnitt die wallende Fluth
Der Tage sechs oder sieben,
Der Himmel war klar, der Wind war gut
Und hat sie fürder getrieben.

Die finstre Isold saß am Strand
Und thät das Schifflein schauen,
Da hat sie sich zur Burg gewandt,
Die Kolgrete der Frauen.

Die finstre Isold nahm das Wort,
Die Kolgrete der Frauen:
„Ein Schiff legt bei mit Segeln dort,
Mit schwarzen, nicht mit blauen."

Und Tristram kehrte zur Wand sich um
In namenlosem Schmerz,
Und seine Lippe ward bleich und stumm
Und stille stand sein Herz.

Dort unten aber am Meeresstrand,
Wo die Wogen schäumen und schlagen,
Da lag das Schiff, schon ward an's Land
Isolde, die lichte, getragen.

Der Pfad war mühsam und war lang'
Und die Gasse war so enge:
Da tönte heller Glockenklang,
Da hallten ernste Gesänge.

Und Isold eilte zur Kirche schnell
Mit ihren hundert Mannen,
Wo schon die Priester an heiliger Stell'
Ihre Prozession begannen.

Und über der theuren Leiche bricht
Erbleichend sie zusammen —
Die Priester flehn, in den Händen das Licht,
Unruhig flackern die Flammen.

Da war zu Ende alles Leid,
Zu Ende jede Noth:
Sie lag, von Gram und Sorge befreit,
An seiner Seite todt.

Nur die finstre Isold nicht begann
Zu jammern und zu klagen,
Als nun der Leichen zwei man
Mußt' aus der Kirche tragen.

Die finstre Isold aber gebot
Und schwur mit wilden Eiden:
„Vereinen soll sie selbst nicht der Tod,
Auch jetzt will ich sie scheiden!"

Und sprach und winkte mit der Hand:
„Ihr soll ein Grab man graben
An dieser Kirchenmauerwand,
Er soll's an jener haben."

Zwei Linden aber wuchsen gemach
Aus ihrem Grab und dem seinen
Und thäten über dem Kirchendach
Die grünen Wipfel vereinen.

5.

Die Stiefmutter.

Der König segelt' aus zu frein,
Des Landes Schönste sollt' es sein.

Und als er Sigurlöd gewann,
Gab's Hochzeit bald, und heim ging's dann.

Der Winter ferden war sie fein
Und schenkt' ihm zween Kinderlein.

Da kam in's Land die böse Pest
Und Sigurlöd starb am Gebrest.

Und wieder fuhr der König aus,
Ein Weib zu führen in sein Haus.

Die er erkieset, war im Land
Die schönste Frau, Svanborg genannt.

Da weinte oft der jüngste Knabe;
Die Mutter hört's in ihrem Grabe.

Sie bröhen in der Ewigkeit
Vernahm der kleinen Kinder Leid.

„Gestatt', o Herr, mir aufzustehn,
Um zu den Weinenden zu gehn;

Laß auf mich stehn zu diesem Gang,
O, bleiben will ich dort nicht lang!"

Am Himmel still der Vollmond glitt,
Als Sigurlöd vom Kirchhof schritt,

Vom Kirchhof hin zum Schloß den Pfad,
Wo Svanborg stand, vor die sie trat.

„Willkommen, Sigurlöd, alhier,
Trink mit dem König Wein und mir!"

„Nicht will ich trinken deinen Wein,
Es jammern ja die Kindlein mein.

Haus und Gesinde, Feld und Wies'
Einst reichlich ich dir hinterließ;

Ich hinterließ den Kinderlein
Für weiche Bettchen weichen Lein."

Und drohend hob sie dann die Hand
Und wies der Hölle Qual und Brand.

Digitized by Google

„Verpflegt du wohl die Kleinen mir,
Belohnt's der Himmel reichlich dir.

Ich muß nun scheiden; es ist spät,
Zweimal hat schon der Hahn gekräht.“

Und Svanborg trug die Kindlein gleich
Hin auf ein Lager warm und weich.

Der König aber flucht' und schwur:
„Laß sie doch auf der Diele nur.“

„Gering und ehren mag's und zieren,
Wenn so sie auf der Diele frieren.

Stiefmutter war ich, streng und wild,
Von nun an bin ich muttermild;

Stiefmutter sonst mit Grimm und Groll,
Bin ich nun Mutter liebevoll.“

Die Walachen und die Ungarn *).

Die Walachei ist ein schönes und fruchtbares Land, allein das Volk ist in einem traurigen, verkümmerten Zustande, was sich freilich zum Theil aus seiner Geschichte erklärt. Diese ist im Wesentlichen nichts als eine Erzählung der verschiedenen Arten und Grade von Despotismus, mit welcher die Hospodare (die von den Türken den Walachen gesetzten Oberherren griechischer Abkunft) das Volk bedrückten und aussaugten. So ist denn namentlich der Adel, die sogenannten Bojaren, verderbt und zeigt kaum eine lobenswerthe Seite. Man könnte sie ihrem ganzen Wesen nach Orientalen nennen, die nur französisch reden oder deutsch sich geberden, aber sonst gegen westländische Bildung durchaus unempfänglich sind. Nicht einmal reiten und jagen mögen sie, wie doch sonst der Adel pflegt, aus Abneigung gegen Anstrengungen aller Art. Sie leben am Hofe des Fürsten, jagen da nach Stellen, machen einen ihren Vermögensverhältnissen durchaus unangemessenen Aufwand, während ihre verfallenden Schlösser den Hirten oder gar den Bären und Adlern zum Aufenthalte dienen. Selten hat sich ein walachischer Bojar durch besondere geistige und sittliche Kraft hervorgethan, denn die Familienverhältnisse sind zum großen Theil zerrüttet. Die niederen Schichten des Volkes ähneln den höheren. Der Haupterwerbszweig ist die Viehzucht. Die walachischen Hirten ziehen mit ihren Heerden bis tief in den Balkan, wo sie Weidegerechtigkeiten haben, und der Viehhandel die Donau auf- und abwärts wird zum guten Theil von Walachen betrieben. Die Zeichen der Verkommenheit treten Einem überall entgegen, wenn man durch das Land zieht. Die Wege sind, je nach der Witterung, entweder ein tiefer Morast oder eine Staubwüste. Die Hütten sehen dürftiger und ärmlicher aus als selbst bei den Ungarn und Kosaken. Sein Vieh behandelt der Walache gut. Wenig säen und viel ernten! ist der Wahlspruch des walachischen Ackerbauers bei 200 treulich gehaltenen jährlichen Festtagen, und der fruchtbare Boden kommt dieser seiner Faulheit zu statten. Einen seltsamen Anblick gewährt ein walachisches Ackerfuhrwerk: die 6 Ochsen, voran der urthümliche Pflug und dahinter der Mann, wild und düster dreinschauend und das Haar mit Speck gesalbt, das Abbild eines ungehobelten Cyclopen; oder gar solch ein walachischer Schulmeister, sonst als das sanfte Licht der Gemeinde zu erkennen, hier wie ein wilder Rinaldo. Energische, edle Charaktere scheint es auch im Volke selten zu geben. Dagegen sind Händelsucht, unstäter Sinn, Mangel an Treue und die Charakterschwäche, welche im Unglück den Muth verlieren, im Glücke zügellos werden läßt, allgemein bemerkbar. Gastfreundschaft und strenge Rechtgläubigkeit sind die einzigen Tugenden, welche selbst nur ein Walache, Fürst Kantemir, der am Hofe Peters des Großen lebte, seinen Landsleuten nachrühmen kann. Indessen giebt es auch Gemeinden im Lande, welche eine erfreuliche Ausnahme von der traurigen Regel machen, und wo es mit den Wohnungen und der Wirthschaft überhaupt besser bestellt ist, wo namentlich auch die Bienen- und Obstbaumzucht in einer erfreulichen Blüthe begriffen ist.

Im Südosten Europas liegen eine Reihe weiter Gebirgskessel, namentlich Böhmen, Mähren, die Walachei mit Bulgarien, Ungarn. Letzteres ist ein von Gebirgen umgebenes Tiefland, dessen mittlere Ebenen wahrscheinlich sonst Binnenseen waren, deren Gewässer jetzt die Flußadern des Landes bilden. Im Norden und Osten dieses großartigen Bassins ragen die Karpathen, während in einem gewaltig geschwungenen Halbbogen die Alpen westlich und südlich die Grenze bilden. Im Nordwesten ist ein Durchbruch, hier strömt die Donau herein. Ein solcher findet sich ferner auch im Südosten; hier arbeitet sich die Donau durch lange Felsengalerieen wieder hinaus. Von allen Seiten fallen aus dem Gebirge Gewässer herab: vom Westen her die Drau und Sau, vom Norden und Osten die Theiß, Ungarns fischreichster Strom. Die Karpathen bilden eine schroffe klimatische Grenze. Das südlich angrenzende ungarische Land ist bekannt durch seine Rebenhügel, seine Heilquellen und seinen Metallreichthum. Im Süden Ungarns, der weniger Bergbau hat, gedeiht selbst die Baumwollstaude. Die Insel Schütt trägt wegen ihrer Fruchtbarkeit den Namen „goldner Garten.“ Der mittlere Theil Ungarns ist, wie bemerkt, ein Flachland, hinsichtlich seiner Oberfläche dem glatten, wellenlosen Spiegel eines Binnensees vergleichbar. An Ausdehnung kommt dieser ungarischen Ebene keine andere in Europa, einzig die russischen Steppen ausgenommen, gleich, und so scheint es, als ob ein Stück des asiatischen Steppenlandes mitten in Europa hineinversetzt wäre. Es sind großentheils quellenarme Haiden; bedeutende Striche unterliegen den Ueberschwemmungen der Donau. Andere Abschnitte sind förmliche Einöden (Pußten), und das häufige Vorhandensein von Salzen läßt schließen, daß sie einst den Boden eines Binnenmeeres bildeten. Hier zeigt sich auch zuweilen die fata morgana. Das Klima gleicht völlig dem der Steppen am schwarzen Meere: im Sommer glühender Sonnenbrand, im Winter fortwährend scharfer Wind. Harte Winter kommen nur ausnahmsweise vor, sie bringen den Heerden Untergang. Diese Steppennatur des Kerns von Ungarn ist für die Geschichte des Landes sehr einflußreich gewesen. Als tristenreiche Weide war Ungarn immer bei den Asiaten besonders beliebt, und hierher haben sich die Völkerfluthen von Osten ergossen. Die Urbewohner sollen ein kühnes Reitervolk, die Jazygen, welche vom kaspischen Meere herkamen, gewesen sein. Ihnen folgten die Hunnen unter Attila, und nun begann Ungarn zuerst eine größere Rolle in Europa zu spielen. Von den Reiterheeren, welche an der Theiß lagerten, wurde der erste Streich gegen das Römerreich geführt und Germanien erschüttert.

Zu verschiedenen Zeiten ergossen sich verschiedene Völkerströme vom Osten her nach Ungarn herein. Sie alle nahmen ihren Weg durch den großen Völkerpaß zwischen dem Siebenbürgischen und dem Tatra-Gebirge. Hier zogen im 6. Jahrhundert die Avaren verheerend ein, um sodann West-Europa anzufallen. Aber Karl der Große brach ihre Macht in der Schlacht an der Raab und errichtete mit deutschen Colonisten seine Avarenmark (das jetzige Oesterreich). Bulgaren folgten den Avaren. Sie erlagen den

*) Wir berichten weiter über die Vorlesungen des Herrn J. G. Kohl. Was sich heute hier zusammengestellt findet, bildet den Inhalt der Vorträge vom 7. und 14. Januar. D. R.

Digitized by Google

Magyaren, einem kühnen Reitervolke, welches sich vom Ural her durchgeschlagen hatte und an der Theiß und Donau Halt zu machen beschloß. Die Magyaren waren die ersten und einzigen, welche dem gewöhnlichen Geschicke aller politischen Stiftungen der Asiaten in Europa entrannen; sie schlossen sich als festes Glied der europäischen Völkerkette an. Sie stifteten eine erbliche Monarchie, ausgezeichnet durch eine Reihe heldenmüthiger Herrscher. Nachdem sie, wie alle ihre Vorgänger, bei ihrem weiteren Vordringen nach Westen blutig zurückgeworfen worden waren, kamen sie ziemlich schnell zur Besinnung, nahmen das abendländische Christenthum und die westliche Kultur an und beschlossen in Europa zu bleiben. Sie rieten Deutsche und Italiener ins Land, errichteten mit ihnen Städte, lernten von den Deutschen und Slaven den Ackerbau. Die Gesammtzahl der eingewanderten Magyaren soll nur 300,000 betragen haben. Zur Zeit seiner größten Blüthe umfaßte aber das ungarische Reich fast alle mittleren und unteren Donaulandschaften und das Land bis zum adriatischen Meere hin; unter Ludwig dem Großen gehörte selbst Polen mit einem Stück Ostseeküste dazu. Diese Macht wurde durch die vom Süden hereinbrechenden Türken gebrochen. Es folgte nun für das ungarische Volk eine lange Zeit der Ohnmacht und Verwilderung. Nur das Grenzland an den Karpathen blieb frei vom türkischen Einflusse. Daß die Ungarn doch noch ihre nationale Eigenthümlichkeit retteten, verdanken sie ihrer Verbindung mit dem österreichischen Kaiserhause und vornehmlich den tapferen Waffenthaten des Prinzen Eugen und des Fürsten Karl von Lothringen. Ein Wunder ist es aber dennoch zu nennen, daß die Ungarn, bei so vielen fremden Elementen und Einflüssen und vornehmlich trotz des späteren Eindringens der Deutschen und Slaven, den Kern des ureigenen Volksgeistes sich so frisch, gesund und kräftig erhalten haben. Sie sind ein sittlich und körperlich durchaus tüchtiges Volk, wohlgestaltet, besonders auch in der Gesichtsbildung, derb und gewandt; von männlicher Entschiedenheit und kriegerischem Stolze zeugen Bewegung und Gang des Ungarn, und auch die Frauen des Magyarenlandes sind wegen ihrer Reize hochberühmt. An weniger löblichen oder gradezu üblen Eigenschaften fehlt es dem Magyaren auch nicht. Man hat ihm Rohheit und wilden Sinn, Raubsucht und Härte vorgeworfen. Der Raub ist fast eine Art Handwerk; gefährlich, aber nicht entehrend. Muth, so meinen sie, Kraft und Tapferkeit zieme dem Manne mehr als peinliche Moralität, und das Volkslied preist die Thaten großer Räuber. Des Ungarn feuriges Temperament läßt ihn den „Schwaben“ (den Deutschen) phlegmatisch und matt schelten, wenngleich er selbst andererseits schweigsam ist und jenen daher einen Schwätzer nennt. Auch den Slaven mißachtet der Ungar.

Literatur und Kunst.

* Von dem ausgezeichneten Handbuch der Geographie von Daniel in Halle erscheint in Kurzem die erste Lieferung des dritten Bandes, welcher Deutschland behandelt.

* Von einer allgemeinen Geschichte des Welthandels von A. Beer ist die erste Abtheilung in den Buchhandel gekommen.

* In Düsseldorf starb am 3 Januar Heinrich von Arnim, der preußische Minister im Jahre 1848, im Alter von 62 Jahren. Mit ihm ist einer der tüchtigsten und ausgezeichnetsten deutschen Männer geschieden. Er ward 1798 als der jüngste von elf Geschwistern in Berlin geboren. Er besuchte das Pädagogium zu Halle und machte, erst 15 Jahre alt, mit fünf seiner Brüder die Freiheitekriege mit. Zwei von seinen Brüdern blieben auf dem Schlachtfelde. Ihm selbst ward bei einem Gefechte das Pferd unterm Leibe erschossen; auch erhielt er eine Schußwunde in den Fuß, was an seinem Gange bemerkbar blieb.

* Die neue Regierung von Neapel hat die Arbeiten in Pompeji von Neuem aufnehmen lassen und 400 Arbeiter dazu bestimmt.

* Die Musik Beethovens zu den „Ruinen von Athen“ war lange Zeit fast verschollen. Das Festspiel war mit seiner Musik durch den abgeschmackten Text von Kotzebue in Vergessenheit gerathen. Es ist nun vor zwei Jahren durch Robert Heller in Hamburg wieder lebendsfähig gemacht worden, indem der Musik ein neuer, verständiger Text untergelegt wurde. In dieser Gestalt ist das Werk seitdem schon in vielen Städten aufgeführt worden und soll auch im Privattheater in Berlin am 22. Januar durch die Singakademie und das Orchester zu Gehör gebracht werden. Ueber die Entstehung des Festspiels mag bei dieser Gelegenheit Folgendes mitgetheilt werden: „Als im Jahre 1812 das neuerbaute Pesther Theater eröffnet werden sollte, wandte man sich an Kotzebue und Beethoven, mit dem Ersuchen, gemeinschaftlich ein Festspiel für diese Feier zu liefern. Kotzebue „dichtete“ die „Ruinen von Athen“, ein Meisterstück an Unsinn und Geschmacklosigkeit. Das Festspiel beginnt damit, daß Minerva, die aus Neid den Sokrates sterben ließ, anstatt ihn der „Gefahr im Ru zu entziehen“, und die für diese That zweitausend Jahre aus dem Olymp verbannt blieb, die Verzeihung ihres Vaters Zeus erhält. Merkur kommt, ihr dies anzukündigen. Nun will sie vor Allem ihr liebes Griechenland wiedersehen und geht mit Merkur nach Athen. Hier findet sie aber zu ihrem Erstaunen Ruinen, Sklaverei und die Herrschaft der Türken. Da ruft Minerva im ihrem Innern:

So ist kein Plätzchen mehr auf diesem Erdenrund,
Wo Wissenschaft und Künste blüh'n
Im schönen, schwesterlichen Bund?

Merkur antwortet ihr, mit einer ebenso kühnen als genialen Wendung, daß Kunst und Wissenschaft sich von Athen nach Pesth geflüchtet hätten, und der Beweis dafür sei die Erbauung eines neuen Theaters. Hierauf verwandelt sich Athen in Pesth; es erscheinen alle Musen, umgeben von den Hauptpersonen der dramatischen Meisterwerke Lessings, Schillers, Goethes, Collins, und zum Schluß krönt Minerva mit höchst eigener Hand die Büste des Kaisers Franz. Zu diesem kolossalen Unsinn schrieb Beethoven eine Musik, aus neun Nummern bestehend (Ouvertüre, Chor, Duett, Chor der Derwische, Marcia alla Turka, Harmonie, Marsch, Arie mit Chor und Schlußchor), die, ohne zu dem Schönsten und Bedeutendsten zu gehören, was der große Meister in Tönen gedichtet, doch immer so werthvoll ist, daß man bedauern mußte, dieselbe der Vergessenheit anheimfallen zu sehen. (Bei dieser Eröffnungsfeier des Pesther Theaters wurde auch noch, vor dem „Ruinen von Athen“, ein kleines Gelegenheitsdrama „König Stephan“ gegeben, zu welchem Beethoven die Ouvertüre schrieb). Auch in Wien kamen übrigens die „Ruinen von Athen“ bei einer ähnlichen Gelegenheit wie in Pesth zur Aufführung. Als im Jahre 1821 der beliebte Volksdichter Karl Friedrich Hensler (Verfasser des „Donauweibchen“, des „Rinaldo Rinaldini“, der „Teufelsmühle am Wienerberg“ und einer Unzahl längst verschollener Stücke) das Privilegium des Josefstädter Theaters an sich brachte und das gegenwärtige Schauspielhaus bauen ließ, wurde Beethoven angegangen, die „Ruinen von Athen“ für die Eröffnungsvorstellung etwas umzuarbeiten. Der Dichter Karl Meißl veränderte den Kotzebueschen Text dergestalt, daß statt Pesth Wien genannt wurde. Beethoven änderte wenig an seiner Partitur; nur schrieb er einen neuen Chor mit Tanz, sowie die große C-Ouvertüre im Händel'schen Stil, Op. 124. Die Eröffnungsvorstellung fand am 3. October 1822 statt, und Beethoven dirigirte seine Musik persönlich. Seitdem wurden wohl zuweilen einzelne Nummern der „Ruinen von Athen“, wie die Ouvertüre, der Derwischchor und der Marsch, in Konzerten zur Aufführung gebracht; aber das Ganze im Zusammenhange mit dem Kotzebue'schen Texte dem Publikum vorzuführen, konnte, wie man aus den obigen Andeutungen wohl ersehen haben wird, nicht gewagt werden. — Nach der neuen Texteinrichtung wird die beschämende Göttin Griechenlands von Zeus aus ihrer zweitausendjährigen Haft befreit, weil endlich Griechenland genug gedultet und der Tag der Rettung und Befreiung herandreibt. Athene eilt nun hinab in ihre Lieblingsstadt, wo sie nur Knechtschaft und Ruinen findet. Hier hört sie Klagen der Griechen, den Gesang der Derwische, das Lästern der Bezwinger. Bis hierher hat sich der Bearbeiter soweit an die ursprüngliche Dichtung gehalten, daß er an den Kotzebue'schen Text der Gesangnummern nichts zu ändern brauchte. Nun aber schlägt er einen ganz anderen Weg ein. Anstatt nach Pesth oder Wien verlegt zu werden, bleibt der Schauplatz in Athen, und es gelingt, an dem folgenden Gesangstexte einzelne Worte zu verändern, um sie auf das neuerstandene Griechenland beziehen zu können. Zum Schluß wird dann statt des Kaisers Franz die Statue der Freiheit durch die Göttin gekrönt. Noch ein Vorzug der neuen Einrichtung ist, daß die verbindenden Deklamationsstrophen kurz, sachlich und fließend sind.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 ß Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Cour.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 4. Bremen, 27. Januar. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Samuel Rogers. Von Heinrich Jolowicz
Das neue Bild von G. E. Lessing.
Obertorf Friedrich Dahlmann
Literatur und Kunst.

* Samuel Rogers.

Ein Beitrag zur Geschichte der englischen Literatur.

Von Heinrich Jolowicz.

I.

Länger als ein halbes Jahrhundert war ein nicht zu umfangreiches Haus in einem ruhigen Winkel Londons der anerkannte Sitz und Mittelpunkt des feinen Geschmackes und der beneidete Versammlungsplatz von Witz, Schönheit, Gelehrsamkeit und Genie. Dort haben die hervorragendsten Dichter, Maler, Schauspieler, Künstler, Kritiker, Redner und Staatsmänner zweier Menschengeschlechter gesessen und sich im vertrauten Verkehre bewegt, umgeben von den ausserlesensten Schätzen der Kunst, und in einem Lichte, welches von den Meisterwerken Guido's und Titian's zurückgestrahlt wurde. Es war dies das Haus des Banquiers und Dichters Samuel Rogers, welches auf diese Weise ausgezeichnet, dem Besitzer, außer dem Ruhme eines Klassikers der neuen englischen Literatur, noch den eines Mäcens der Künste und Wissenschaften verlieh.

„Seitdem Monarchen nicht mehr in großen lovées die Bäsche wechseln", sagt ein englisches Blatt von ihm, „würden wir in Verlegenheit sein, eine gleichzeitige Berühmtheit zu nennen, deren Privatleben so der Oeffentlichkeit angehörte, wie das seine, gleichviel ob er es liebte oder nicht. Rogers kannte Jeden, und Jeder kannte ihn. Seine Gewohnheiten, seine Lebensweise, seine Liebhabereien, seine Abneigungen, seine ironischen Aussprüche, seine wohlthätigen Handlungen wurden als öffentliches Eigenthum angesehen, so lange das jetzt lebende Geschlecht zurückdenken kann. Sie sind in allen Gesellschaften besprochen und auch gelegentlich in größerer oder geringerer Genauigkeit veröffentlicht worden."

Samuel Rogers wurde am 30. Juli 1763 zu Newington Green in der Nähe von London geboren und starb am 18. Dec. 1855 in seinem Hause zu London St. James' Place Nr. 22. Sein Leben erstreckt sich also über 92 der ereignißreichsten und anregendsten Jahre der Weltgeschichte, und seine Biographie heischt nothwendig die Inbetrachtnahme des Zustandes der englischen Gesellschaft, besonders in literarischer, künstlerischer und intellektueller Hinsicht, während der letzten 70 Jahre. Und daß aus der Weisheit und Erfahrung eines 92jährigen Greises, der durch die seltene glückliche Vereinigung eines langen Lebens mit bedeutenden materiellen und geistigen Mitteln, gebildetem Geschmacke, edler Gastfreiheit und dichterischer Berühmtheit, so reiche Gelegenheit hatte, die Welt und die Menschen zu beobachten, Nutzen und Lehre zu ziehen sind, wer wollte das in Abrede stellen? Samuel's Vater war ein wohlhabender Banquier in London, seine Mutter eine hochgebildete Frau von tief religiösem Sinne, den sie auch auf die gesammte Familie zu übertragen wußte. Beider Väter waren intelligente Kaufleute gewesen und durch ihre Frauen mit bedeutenden Gelehrten und Künstlern verwandt. Dieser Zusammenfluß geistiger Kräfte hat gewiß viel zur Ausbildung der einzelnen Familienglieder in Newington Green beigetragen, doch sicherlich nicht alles; denn des Menschen Anlagen und Geschmack sind nicht ein ihm nur von seinen Ahnen überkommenes Erbstück, und darum dürfen wir auch in diesem Falle den verschiedenen Lehrern des Dichters ihr Theil nicht vorenthalten, müssen vielmehr ihren Einfluß auf seine Geistesrichtung gebührend hervorheben.

Samuel genoß den ersten Unterricht in einer Dorfschule zu Hackney. Dort machte er 1773 die erste Bekanntschaft eines zwei Jahre jüngeren Knaben, William Maltby, der nachmals Bibliothekar der London Institution wurde. Wie als Knaben, so hatten sie später als Männer gleichen Geschmack für die Dichtkunst und Liebe zu den Wissenschaften und ermuthigten einander im Streben nach Vervollkommnung. Die in der Schule geschlossene, auf gegenseitige Achtung und gleichen Geschmack begründete Freundschaft währte 80 Jahre ununterbrochen fort, und als Maltby ein Jahr vor Rogers starb, errichtete ihm dieser ein Denkmal der Freundschaft auf dem Kirchhofe Norwood. Der Dorfschule entwachsen, empfing Samuel mit seinen beiden älteren Brüdern Privatunterricht von einem Lehrer, der sich mehrfach durch schriftstellerische Arbeiten über Erziehung und Unterrichtswesen ausgezeichnet hatte. Dieser Unterricht war den Knaben von dem größten Nutzen; denn Mr. Burgh war ein Mann von bedeutendem Verstande, großer Belesenheit und scharfem Blicke. Er entließ Samuel Rogers, als er 17 Jahre alt war, mit der Ueberzeugung, er werde für seine fernere Ausbildung selber Sorge tragen.

1776, also im 14. Jahre, verlor Samuel seine vortreffliche Mutter, welche ihre Kinder zur Güte und Sanftmuth erzogen hatte. In ihrer letzten Krankheit entbot sie dieselben zu sich und sagte ihnen, es bedeute wenig, was aus ihnen werde nach ihrem Tode, vorausgesetzt daß sie gut blieben. Sie starb, und von den zurückgelassenen acht Kindern folgte ihr eines in wenigen Monaten, und die übrigen, vier Söhne und drei Töchter, erwuchsen, um den Grundsätzen, in denen sie erzogen wurden, Ehre zu machen.

Digitized by Google

Wie groß und bedeutend der Einfluß der klugen Frau auf das Familienleben war, beweist am deutlichsten der Umstand, daß sie schnell die Bekehrung ihres Gatten, der vor der Verheirathung der Hochkirche angehörte, zu ihrem eigenen, dem unitarischen Glauben, bewirkte; und als Samuel alt genug war, um von solchen Dingen berührt zu werden, zählte bereits die gesammte Familie zu den eifrigsten Anhängern des berühmten Dr. Richard Price, des Gegners von Burke. Dies war eine Thatsache von großer Wichtigkeit, welche die ganze fernere geistige Entwickelung unseres Dichters beeinflußte. Denn die Jahrbücher der damaligen Unitarier weisen einen seltenen Reichthum von literarischen Erscheinungen auf, und Namen wie Defoe, Dr. Price, Mary Wollstonecraft, Mutter der Mrs. Shelley, Mrs. Barbauld und andere nicht minder ausgezeichnete sind eng mit der Gemeinde von Newington Green verbunden, die noch jetzt in voller Blüthe unter der geistlichen Leitung des Dr. Cromwell (aus des Protektors Familie) besteht und die höchstgeachteten Verwandten unseres Dichters zu ihren Mitgliedern zählt.

Wie so oft, waren auch bei Rogers der väterliche Wille und die eigene Neigung im Widerspruch. Samuel wünschte aus Vorliebe und Bewunderung für Dr. Price Prediger zu werden, während der Vater ihn wie den ältern Bruder Thomas für den Kaufmannsstand bestimmt hatte. Der wohlerzogene Sohn ging nach kurzem Widerstreben, und vielleicht auch geleitet durch den ihm eigenen Trieb für das Nützliche, auf des Vaters Wunsch ein, trat in dessen Bankgeschäft, entledigte sich pünktlich der ihm obliegenden kaufmännischen Pflichten, ohne jedoch seine Anlage und Neigung zur wissenschaftlichen Fortbildung zu vernachlässigen. Ja, er leistete ihnen Genüge während des jährlichen Sommeraufenthaltes in einem Seebade, welches er zu jener Zeit aus Gesundheitsrücksichten, besonders aber wegen Augenschwäche besuchen mußte, indem er mit Eifer die Schriften Johnson's, Goldsmith's und Gray's studirte. Diese eingestandene Lieblingen, von denen er besonders Gray so sehr bewunderte, daß er, nach eigenem Bekenntnisse, stets eine Taschenausgabe seiner Gedichte bei sich führte, darin jeden Morgen auf dem Wege nach des Vaters Contor las, so daß er sie alle noch im hohen Alter auswendig hersagen konnte, blieben und waren die Vorbilder zu seinen ersten schriftstellerischen Versuchen. Zwar hatte er nur geringe klassische Kenntnisse in der Schule erworben, war im Lateinischen und Französischen wenig bewandert und wußte fast nichts im Griechischen und in der Mathematik; dafür hatte er die meisten englischen Schriftsteller gelesen, früh den Geschmack für Poesie gewonnen und verstand die Schönheiten eines reinen, wohlgeordneten Stils in prosaischen Schriften richtig zu würdigen: es dauerte daher nicht allzulange, daß er seine eigenen Gedanken zu Papier brachte und die ersten schriftstellerischen Versuche machte.

Die Allen angenehme, für Viele beraubende Empfindung, das erste Mal etwas von sich gedruckt zu sehen, erfuhr Rogers 1781, als er 18 Jahr alt war, und seine „The Scribbler" betitelte und mit den Anfangsbuchstaben S. R. unterzeichnete Arbeiten in acht Nummern des „Gentleman's Magazine" veröffentlicht wurde. Es war dies dasselbe Blatt, in welchem die Jugendarbeiten Johnson's erschienen, und wahrscheinlich war es auch dessen Einfluß, der diesem ersten schriftstellerischen Versuche die ihm eigenthümliche Form gab; denn der große Lexicograph gehörte zu den Idealen des Jünglings. „Mein Freund Maltby und ich", pflegte er zu erzählen, „waren von dem Wunsche beseelt, Dr. Johnson zu besuchen und uns selbst bei ihm einzuführen. Wir begaben uns nach seiner Wohnung, aber kaum hatte sich die Hand an den Thürklopfer gelegt, als uns der Muth entfiel und wir wieder forteilten. Nach Jahren erzählte ich dies Boswell, dem Freunde des 1785 gestorbenen großen Gelehrten, der mir sagte: „Wie schade, daß Sie nicht dreist hineingingen, er würde Sie auf's freundlichste aufgenommen haben."

Doch erstreckte sich Rogers' Bewunderung nie bis auf Johnson's Stil, denn gerade die Correctheit desselben und die völlig entsprechende Kraft des Ausdruckes sind die augenfälligen Eigenthümlichkeiten des „Scribbler." Erfindung und Gedanken des in Rede stehenden Journal-Artikels sind unbedeutend und lassen sich ohne Schwierigkeit in den Musterbildern nachweisen, die dem Verfasser vorschwebten; trotzdem verdient der eine Artikel über „die Mode" besondere Hervorhebung, weil er mit einer Gewandtheit und einem rythmischen Flusse geschrieben ist, wie man es selten bei Anfängern von 18 Jahren findet.

Mit knabenhafter Spannung harrte er jeden Monat dem Tage entgegen, an welchem das Blatt erschien. Da das Magazin des Morgens ankam, wurde es in sein Schlafzimmer gebracht, noch ehe er das Bett verlassen; und mit jedem Male, wenn er die noch feuchten Blätter aufschnitt und fand, daß der Herausgeber seinen Aufsatz der Veröffentlichung werth erachtet, wurde sein Vorsatz, Schriftsteller zu werden, fester in ihm. So eilte er, ohne gehörige Vorbereitung, mit ungeeignetem und erborgten Waffen, in die Reihe der Kämpfer.

Die in Rede stehende Periode war das Augusteische Zeitalter für Geschichtschreiber und Novellisten. Hume, Robertson, Gibbon, Fielding, Smollet, Richardson und Goldsmith standen damals auf der Höhe ihres Ruhmes. Die von den Essayisten Samuel Johnson, Steele, Swift, Addison aufgedeckte Goldmine war erschöpft und blieb bis gegen das Jahr 1760 fast ganz unbearbeitet, während über der Poesie durch die Erinnerung an Pope eine eisige Decke lag. Keine Schule ist ihren Nachfolgern wohl so schädlich gewesen in Betreff der Originalität als die seine, ungeachtet oder vielleicht gerade wegen der reichen Phantasie, die dem Genie ihres Begründers eigen war, aber nicht durch Nachahmung erlangt werden kann. Der Einfluß späterer Dichterschulen war von geringer Dauer, und so wurde der eigentliche Zauber erst wieder gehoben, als Walter Scott den Geschmack für metrische Erzählungen, in denen Leidenschaft und Abenteuer gleichmäßig kunstvoll behandelt werden, erregte.

Collins und Gray, „welche die Natur beseelte", traten zwar mit einigen schönen lyrischen Erzeugnissen, wie „die Ode auf die Leidenschaft" und „der Barde" hervor; im Ganzen jedoch bewegte sich die englische Dichtung über 50 Jahre nach dem Tode des Sängers von Twickenham fast ausschließlich auf dem didaktischen, beschreibenden und elegischen Gebiete, mit gelegentlichen Abschweifungen in das satirische. Die didaktische Richtung war vorwaltend, und obwohl einzelne hervorragende Talente dieselbe mit großem Erfolge anbauten und in ihren didaktisch-descriptiven Leistungen viel Schönes zu Tage förderten, so artete dieselbe doch so aus, daß man zuletzt jeden Gegenstand für geeignet hielt, auf diese Weise verherrlicht zu werden, sobald nur ein materieller Nutzen sich daraus ziehen ließ. „An der Poesie" sagt Allan Cunningham, „war so lange gefeilt und geglättet worden, bis wenig mehr als Flittern übrig blieb; aus dem Munde der Muse hörte man nur noch den gedankenlosen, melodischen Ton einer modernen Sängerin. . . . . Die Pfade der Natürlichkeit und dichterischen Leidenschaft wurden verlassen; die Muse, im gestickten Schleppkleide und künstlichen Blumen im Haar, floh den waldumschlossenen Wiesenplan und den Ufersrand des Flusses, um ihre Saiten neben Wasserkünsten und gemachten Kaskaden, bei Nymphen von Stein und Faunen mit gespaltenen Hufen, und zwischen Blumen und Sträuchern aus dem Treibhause, ertönen zu lassen. Vieles hievon kommt auf Rechnung Johnson's, der durch eine

Digitized by Google

Reihe an Wissen, Schärfe und Sarkasmen unerreichter Kritiken einen großen Theil von dem in Mißcredit zu bringen suchte, was Cowper und Burns seidem unsterblich gemacht. . . . . Er unterstützte das Gekünstelte gegen das Natürliche und machte aus der Dichtkunst eher ein mühsam einförmiges Geschäft, als den Erguß mannichfaltiger Gefühle eines innig angeregten Herzens.“ Nur wenige wirklich geniale Leistungen kamen zuletzt zum Durchbruch, aber selbst die talentvollsten Männer, wie z. B. Oliver Goldsmith, der nächste wichtige Vorgänger Cowper's, welche den Uebergang zu freier Natürlichkeit vermitteln, wagen doch nicht gänzlich frei die poetischen Flügel zu rühren. Es ging so weit, daß man, wie bei den späteren Alexandrinern, ordentliche Compendien in Versen schrieb und selbst die abstractesten Wissenschaften darin zu behandeln versuchte.

Im Jahre 1786 veröffentlichte Rogers das erste Bändchen Gedichte, betitelt „Eine Ode auf den Aberglauben und andere Gedichte“ („An Ode to Superstition, with some other Poems.“) Die Ode schildert in leidenschaftsloser Verständigkeit die Macht und Uebel des Aberglaubens, führt Beispiele und Belege dafür aus fernen Landen und vergangenen Zeiten an, spielt nur leichthin, gegen den Schluß, auf die Unduldsamkeit der eigenen Zeit an, die Hoffnung und Ueberzeugung für die Zukunft aussprechend, die Vernunft werde doch endlich über ihren alten Feind, den Aberglauben, den Sieg davon tragen.

„Canst thou, with all thy terrors crowned,
Hope to obscure that latent spark,
Destined to shine, when suns are dark?“

„Vermagst du, wenngleich gekrönt mit Schrecken,
Den Funken zu verdunkeln meinen,
Bestimmt, sind Sonnen trüb, zu scheinen?“

Die Wahrheit wird uns zuletzt den Segen des Friedens und der Frömmigkeit bringen:

„Her touch unlocks the day-spring from above,
And lo! it visits man with gleams of light and love.“

„Ihr Ton erschließt den Keim der höchsten Triebe,
Durchzuckt das Menschenherz mit Licht und Liebe!“

Rogers hatte schon vorher andere Verse geschrieben, doch hielt er sie zur Veröffentlichung nicht gut genug. Dieses Bändchen gab er ohne seinen Namen heraus, weil er dessen günstige Aufnahme seitens des Publikums bezweifelte; nur seinen literarischen Freunden gegenüber gab er sich als Verfasser zu erkennen, und diesen machte er später folgende Mittheilung darüber: „Ich schrieb dieses Bändchen, als ich noch nicht zwanzig Jahre zählte, und legte nachher nur verbessernde Hand daran. Dem Verleger zahlte ich baar 30 Pfund, um ihn vor Verlust sicher zu stellen. Nach zwei Jahren fand ich, daß er etwa 20 Exemplare verkauft hatte, tröstete mich indeß damit, daß ich in einer Kritik mich einen gewandten Schriftsteller genannt sah.

Bis jetzt war das Leben des reichen Jüngers der Musen ruhig dahingeflossen. Am Tage im Contor beschäftigt, blieben ihm nur die Abende frei, welche er mit seinen Studien ausfüllte oder im Kreise seiner Familie verlebte, deren einzelne Glieder eng mit einander verbunden waren. Um so tiefer traf ihn daher der Tod seines achtzehn Monate älteren Bruders Thomas im Jahre 1788. Von frühester Kindheit unzertrennliche Gefährten, waltete unter den Brüdern das innigste Verhältniß, sowohl im Hause selbst, als im Geschäfte, in das sie zu gleicher Zeit eingetreten waren. Der älteste Bruder Daniel hatte das Elternhaus gegen Cambridge und Lincoln's Inn vertauscht, und der jüngere Henry war noch auf der Schule. Durch den Tod des Bruders wurden, als durch den ersten bewußten Schmerz, alle Saiten in dem Herzen unseres Dichters angeschlagen, und es trat gleichzeitig ein großer Wechsel in seinem täglichen Leben ein. Er wurde Vertreter und Berather des Vaters, der ihm fortan alle Geschäftsangelegenheiten überließ.

Die Veröffentlichung des Bändchens Gedichte, die immerhin günstige Art, in der sie aufgenommen wurden, und sein deutlich hervortretender literarischer Ehrgeiz gewannen ihm die Achtung seiner Familie und verliehen ihm eine gewisse Wichtigkeit in seines Vaters Augen. Samuel nahm jede Gelegenheit wahr, mit Männern von schriftstellerischer Bedeutung bekannt zu werden, und ward hierin vom Vater bereitwilligst unterstützt; doch blieb der Kreis seiner gelehrten Freunde noch immer beschränkt. Dr. Price, Dr. Towers, Mrs. Barbauld und Dr. Kippis zählten zu den hervorragendsten. Denn London war damals so sehr in Politik verwickelt, daß fast jede geistige Kraft sich ihr zuwandte, und so war Edinburgh, wenn auch nicht der Hauptsitz der Literatur, doch der Sammelplatz der Gelehrten-Gesellschaften geworden. Dahin machte Rogers im Jahre 1789 eine Reise, die ihm gleichzeitig Gelegenheit gab, Schottland kennen zu lernen. Er ritt, nach damaliger Sitte, zu Pferde, mit einem Diener auf einem zweiten hinter sich. Mit Empfehlungsbriefen versehen, ward er bald mit den dortigen Berühmtheiten bekannt. An einem einzigen Sonntage hatte er mit dem Geschichtsschreiber und Prediger Dr. Robertson gefrühstückt, ihn am Dormittage, Dr. Blair am Nachmittage predigen hören, mit Mr. und Mrs. Piozzi, der Freundin Samuel Johnson's, Kaffee getrunken und mit dem großen National-Oekonomen Adam Smith zu Abend gespeist. Er lernte Mr. Mackenzie, den Verfasser des „Man of Feeling“ kamen, und traf in einer Gesellschaft mit dem Chemiker Dr. Black und dem Mathematiker Playfair zusammen. Aber so groß immer das Vergnügen blieb, mit dem er sich dieses Auserwählten in Schottland erinnerte, und so gern er des Genusses gedachte, der ihm durch die Bekanntschaft mit diesen Männern wurde, so groß war sein fortwährendes Bedauern, daß Einer dort gelebt hatte, den er nicht gesehen. Robert Burns hatte bereits die besten seiner Gedichte veröffentlicht; aber so wenig hielt man damals von ihnen, daß keiner von Rogers' Edinburgher Freunden, mit denen er sich über den einzuschlagenden Weg berathschlagte, ihn darauf aufmerksam machte den Verfasser von Cotter's Saturday Night zu besuchen.

In demselben Jahre, da der mit poetischen Gedanken ganz erfüllte Rogers sich nach Schottland begab, um die dortigen literarischen Größen kennen zu lernen, war Burns aus Noth gezwungen, eine Zolleinnehmerstelle anzunehmen: so wenig verstand man den größten schottischen Volksdichter zu schätzen und zu würdigen! Doch mag ein Theil der Schuld der damaligen politischen Aufregung zuzuschreiben sein. Denn in jener Zeit gerade wurden die politischen Hoffnungen und Befürchtungen der englischen Nation durch die Vorgänge in Paris auf die höchste Spitze getrieben. Die französische Revolution war ausgebrochen. Das Volk hatte sich gegen die Tyrannei der Regierung und des Adels erhoben, es hatte seine Ketten gebrochen, aber sich noch nicht jene Ausschreitungen zu Schulden kommen lassen, welche die Freunde der Freiheit in England beunruhigten. Der Pöbel hatte die Bastille gestürmt, der König nach dem Kampf der Schweizergarden in Versailles seine uneingeschränkte Macht abgegeben und war — fast ein Gefangener — nach Paris geführt. Erbliche Titel wurden abgeschafft und eine neue Staatsverfassung verkündet. Die Tories in England hegten die Furcht, der revolutionäre Geist könnte sich auch in ihrem Lande regen, während die Freunde der Reform Muth gewannen und die Zeit für günstig hielten, viele Mißbräuche und Uebelstände aus dem Staatsgrundgesetze zu entfernen. Die Dissenters standen auf der Seite der

Digitized by Google

Hoffenden, Dr. Price wünschte in seiner „Rede über die Liebe zum Vaterlande“ seinen Zuhörern Glück zu der Aussicht einer Verbesserung des Staatswesens, „wenn endlich die Herrschaft der Könige und Priester der Herrschaft des Gesetzes und des Gewissens weichen würde.“ Für die Sache des Königs trat Burke mit der Veröffentlichung seiner „Betrachtungen über die französische Revolution“ in die Schranken, für die des Volkes Payne mit seinen „Menschenrechten.“ Rogers fühlte auf das Wärmste mit den Whigs und Dissenters und machte im Januar 1791 eine kurze Reise nach Paris, einzig von dem Wunsche geleitet, Zeuge zu sein von den großen Schritten einer großen Nation auf dem Pfade der Freiheit, nachdem sie so viele Menschenalter hindurch in Ketten geschlagen war. Die Kirchengüter waren vom Staate eingezogen und die Priester Gegenstände des Hasses und Spottes. In der Kathedrale zu Amiens konnte er nicht die Messe hören, denn die Kapellen waren versiegelt, bis die Priester den Civileid geleistet. Einige Franzosen, an die Rogers Empfehlungsbriefe hatte, fühlten sich bereits durch die Excesse beunruhigt, welche durch Aufhebung des alten Zwanges zu folgen drohten. Rogers im Gegentheil sah mehr Grund zur Hoffnung als zur Furcht. „Es ist ein erhebendes Gefühl“, schrieb er nach Hause, „so viele Tausende zu sehen, wie ihr Herz in der gemeinsamen Sache der Freiheit und des Vaterlandes in einem Pulse schlägt, wie sie sich auf jedem öffentlichen Spaziergang in Massen zusammen finden, um frei jene edlen Gefühle auszusprechen, die sie sonst kaum zu denken gewagt.“

Zu Anfang des nächsten Jahres, 1792, gab Rogers „die Freuden der Erinnerung“ (Pleasures of Memory) heraus, welchen er sechs Jahre fleißiger Arbeit gewidmet hatte, hielt es jedoch noch nicht sicher, sich als Verfasser zu nennen, bezeichnete ihn viel, mehr als den der „Ode auf den Aberglauben.“ Indeß diese Vorsicht erwies sich als überflüssig, denn das mit gereifter Beobachtung, schönen Schilderungen von Menschen und Sitten und feinen Bemerkungen über sociale und häusliche Verhältnisse in stilistischer Vollkommenheit und Anmuth verfaßte Gedicht fand sofort die günstigste Aufnahme und allgemeine Bewunderung. Die „Monthly Review“, noch immer das Hauptorgan des Lobes und Tadels, pries es höchlich mit den Worten: „Richtiger Gedankengang, zarte Empfindung, reiche Einbildungskraft und Einklang der Verse sind die Hauptzüge, welche dieses schöne Gedicht in einem Grade auszeichnen, daß es ihm an Erfolg nicht fehlen kann.“ Dieser blieb denn auch in der That nicht aus, das Gedicht drang in alle Schichten der Gesellschaft, wurde zur klassischen Literatur gezählt und gehört noch heute zu den Lieblingswerken des englischen Volkes. Den also anerkannten Dichterruf genoß Rogers ungeschmälert, selbst als in der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts Männer erstanden, die bedeutender waren als er und seine derzeitigen Dichtergenossen.

Die Zeit der Veröffentlichung des Gedichtes war übrigens überaus günstig, um die Aufmerksamkeit des Publikums dem Erzeugnisse des jungen Dichters zuzuwenden. Der alten Schule war man überdrüssig, und die neue, mit Moore, Byron und Scott an der Spitze, war noch nicht hervorgetreten. Wohl hatte Crabbe damals schon mancherlei Gutes geschrieben, aber sein Dichterruhm war noch sehr begrenzt; Darwin, Beattie, Mason und Andere halten nie viel Talent, und Burns, unzweifelhaft das größte Dichtergenie dieser Generation (1759—1796) wurde, wie schon bemerkt, während seines Lebens nicht nach Gebühr erkannt und anerkannt, sonst hätte man ihn einer besseren Lebensstellung als der eines Zollbeamten würdig gehalten. Cowper war der einzige Dichter, der durch frisch erworbene Volksthümlichkeit auf gleicher Höhe mit Rogers stand, dessen Gedicht glücklich die Mitte getroffen halte zwischen dem steifen überkommenen und dem freien natürlichen Stile. Kein Wunder also, daß dieses einen außerordentlichen Erfolg hatte und dem Geschmacke des Publikums zusagte! „Das Gedicht“, sagt Allan Cunningham eben so wahr als schön, „ist reich an trefflichen und glänzenden Gedanken, an Stellen, welche sich dem Gedächtnisse einprägen, und die gleichwohl mehr gefallen als bezaubern und sich des Herzens mehr im Stillen bemächtigen, als es unmittelbar in Entzücken versetzen.“ Freilich erinnert der Anfang und das Idyllische im Gedichte an Goldsmith und manche ins Einzelne gehende Schilderung an Crabbe; allein in der Kunst Phantasie und Gefühl mit geschichtlichen Begebenheiten und philosophischen Gedanken in einander zu verweben, ist Rogers nie übertroffen worden.

Das Gedicht schließt mit den Worten:

Heil dir, Erinn'rung! Unverfänglich ziehn
Die Aehren deines Schatzhaus durch Zeiten hin!
Die Schattenbrut, die der Gedanke schuf,
Und Zeit und Ort gehorchen deinem Ruf.
Du wehst den Einsamen mit Donne an,
Der einz'gen, welche unser heißen kann.
Der Hoffnung Sommerstraum wie Dunst entflieht,
Sobald ein Wölkchen durch den Himmel zieht;
Ein Strahl der nächternen Vernunft — und wie
Schmilzt blum'ge Frostarbeit der Phantasie!
Doch keine Bosheit raubt, mit Macht im Bunde,
Die Angedenken einer guten Stunde;
Sie sind es, die den Pfad aus Licht gewebt
Ausbreiten, wenn der bange Geist entschwebt,
Und jenes reine Friedenslicht verschönen,
Wo Siegesklänge wehn der Tugend Söhnen.
(Alexander Schmidt.)

Von diesen Versen pflegte Macintosh zu sagen, sie glichen dem Schlusse der „Dunciade“ von Pope. Ein höchst gewagter Vergleich, da selbst die vollendetste Form des Stils keineswegs auf eine Stufe mit wahrer Größe des Geistes zu stellen ist. Indessen läßt sich nicht leugnen, daß Rogers Pope gleichkam oder vielleicht ihn noch übertraf in Schilderung psychischer Erscheinungen und Vorgänge, durch fein erlesenen Ausdruck, glückliche Bilderwahl und verlockende Ausmalung der Reize der Empfindung und Poesie.

Aber gerade das mitunter Angstliche Streben nach Kürze und Eleganz und die Ueberbesorgniß für Glätte und Wohllaut des Verses thaten der Popularität des Gedichtes Eintrag, obwohl es, wie Jeder weiß, der ferneren Entwickelung der englischen Literatur durch die Reinheit der Sprache und Gediegenheit des Ausdruckes einen wesentlichen Dienst geleistet hat. Campbell nahm sich's zum Muster seiner „Freuden der Hoffnung“ („Pleasures of Hope“), in welchen sich in wohlgerundeten Versen „viel Phantasie, tiefes Gefühl, echte Auffassung des Malerischen, ein brennender Durst nach Freiheit und edler Zorn über alles Gemeine und Sklavische offenbart“, und Lord Byron würdigte es in seinen: „Englische Barden und schottische Kritiker“ („English Bards and Scotch Reviewers“) mit den Worten:

„Melodischer Rogers, mache dich bereit,
Zeig' und von Neuem die Vergangenheit!
Auf! die Erinn'rung giebt dir frische Schwingen;
Laß deiner Laute heiligen Ton erklingen,
Bring Phöbus wieder in sein Heiligthum,
Vertheidige deinen und des Landes Ruhm.“
(Adolf Böttger.)

Im Jahre 1813 schreibt Byron: „Ich habe wiederum die „Freuden der Erinnerung“ und die „der Hoffnung“ gelesen und gebe noch immer den ersteren den Vorzug. Die Eleganz des Gedichtes ist wirklich wundervoll, auch nicht eine einzige Zeile hat eine vulgäre Färbung.“ Rogers scheint wie Milton sich's vorgesetzt zu haben, „nach Arioſto's Beispiel allen Fleiß und alle Kunst, die er zu vereinigen im Stande wäre, auf die Verherrlichung der Sprache seines Volkes zu richten“, scheint, wie

Digitized by Google

dieser sich vorgenommen zu haben", die besten und weisesten Dinge den Bürgern seines geliebten Inselandes in der Muttersprache zu verkünden und zu deuten." Und dieser Vorsatz fand allgemeine Anerkennung. Der Verkauf der „Freuden der Erinnerung" ging äußerst schnell von Statten; eine zweite, dritte und vierte Auflage in verschiedenen Formaten war bis 1793 abgesetzt und hiemit ein für alle Mal ein unerschütterlicher Grundstein zu der Berühmtheit des Dichters gelegt. Die neue Auflage war um zwei neue kleine Gedichte: „eine Thräne" und „ein italienisches Lied", um die „Ode auf den Aberglauben" und die kürzeren Gedichte, mit Ausnahme des einen „an eine Dame beim Tode ihres Geliebten", welches nach des Dichters Dafürhalten den anderen nachstand, vermehrt worden.

In mitten der Bekümmernis über des Vaters letzte Krankheit, welche 1793 mit dessen Tod endete, schrieb Rogers die Verse „In einem Krankenzimmer" („In a Sick Chamber"), deren Anfang lautet:

„Im sorglam dicht verhängten Bette dort,
Zum Schattenbild geworden, fahl und bleich
Ein Vater schläft! . . ."

überliefs nach eingetretener Katastrophe seinen Schwestern und dem jüngsten Bruder Henry das Haus in Newington Green und miethete sich eine Wohnung im Temple in London. Zur Zeit dreißig Jahre alt und Herr eines bedeutenden Vermögens, gewann er zwei Jahre später durch Einführung seines Bruders Henry als obersten Geschäftsführer seines Bankhauses die nöthige Muße für Literatur und Gesellschaft. Er blieb allerdings bis zu seinem 60 Jahre später erfolgten Tode in dem Geschäfte, allein die Verwaltung und Leitung desselben war während dieses langen Zeitabschnittes stets die Obliegenheit der verschiedenen auf einander folgenden Theilhaber an der Firma.

Im Jahre 1795 wurde Rogers mit der Schauspielerin Mrs. Siddons bekannt, die damals auf der Höhe ihres Ruhmes stehend, durch ihre Erscheinung das englische Publikum bezauberte. Lord Byron sagt von ihr: „Mit ihr starb Lady Macbeth, sie war das „beau ideal" eines theatralischen Spieles. Ich wollte Miß O'neil nicht sehen, aus Furcht den Eindruck zu schwächen, den nur diese Königin der Tragödinnen hinterlassen hatte. Wenn ich die Rolle der Lady Macbeth lese, ist Mrs. Siddons meinem Geiste gegenwärtig, ja meine Einbildungskraft ersetzt selbst die Stimme, deren Klänge übermenschlich waren und einen übernatürlichen Einfluß auf die Seele machten." Rogers schrieb für ihre Benefizvorstellung einen Epilog, der nach der Aufführung eines Trauerspieles gesprochen werden sollte, und der in gefälliger heiterer Weise das Leben einer Modedame im Stile von Shakspere's sieben Altersstufen des Menschen schildert. Er gefiel der Schauspielerin sehr; doch nahm sie sich die Freiheit, ihn, wie sie sich ausdrückte, des Bühnenessekts wegen, ein wenig zu verändern und zuzustutzen.

Die Vertheirathung seiner Schwester Maria im Jahre 1795 blieb nicht ohne Einfluß auf Rogers' Geschmack. Sein Schwager Satlon Sharpe liebte und pflegte eifrig die schönen Künste. In seiner Jugend hatte er in der königlichen Akademie nach der Antike und nach dem Leben gezeichnet und lebte noch immer in der innigsten Freundschaft mit den bedeutendsten Künstlern wie Flaxman, Shee, Opie, Füßeli, Bewick, Holloway und Anderen. Mit diesen Künstlern und großen Theils auch mit der Kunst selbst machte er Rogers bekannt und weckte dessen noch schlummernde Neigung für dieselbe. Jetzt begann der Dichter, seine Zimmer mit Abdrücken und Kupferstichen nach den besten Antiken und Kupferstichen nach Rafael'schen Gemälden im Vatican zu schmücken, und zeigte seine Liebe zur Kunst an der geschmackvollen Ausstattung seiner Werke, indem er seinen Band Gedichte mit Stichen nach Zeichnungen von Westall und Stothard zierte, zweien Künstlern, deren Genius er erkannte und großmüthig unterstützte, ehe sie die öffentliche Meinung für sich hatten.

Einige Jahre später war Rogers durch seinen Freund William Maltby mit Richard Sharp bekannt geworden. Dieser war ein gescheuter, ehrgeiziger Mensch von großer Belesenheit, vortrefflichem Gedächtnis und gesundem Urtheile, der als Kritiker und geschätzter Freund einem jungen Autor die wesentlichsten Dienste leisten konnte. In späteren Jahren wurde er ein reicher westindischer Kaufmann und Mitglied des Parlaments. Seine Gesellschaft war, wegen seiner geistreichen Unterhaltung, sehr gesucht, weßhalb man ihn oft den Conversations-Sharp nannte. Während Rogers in Newington Green wohnte, besuchte sein Freund Sharp die fashionablen und literarischen Zirkel im Westend von London und empfahl ihm eifrig, seinem Beispiele zu folgen. Dieser Umstand veranlaßte die „Epistel an einen Freund" („Epistle to a Friend") in dem Geiste wie die des Horatius an Fuscus und des Sonnetes von Petrarka an Colonna. Gerade um diese Zeit hatte ein Freund des Dichters, Dr. Aikin, die Uebersetzung der Epistel des Frascatorius an Turrianus zum Lobe des Landlebens für einen Gelehrten veröffentlicht, und dieser ist die Epistel Rogers' am meisten verwandt, welche 1798 erschien, und auf die wiederum mehr als ein Lustrum fleißiger Arbeit verwendet worden war. Bieten die „Freuden der Erinnerung" einen treuen Spiegel seiner Seele im Alter von 29 Jahren, so zeigt die „Epistel" die Geistesrichtung und Anschauung des 35jährigen Mannes. Das Glück und die Annehmlichkeit des Lebens schildert er als hauptsächlich abhängig, oder doch sehr beeinflußt von der Wahl des Wohnortes, der Einrichtung, Bücher, Gemälde und Gesellschaft; er empfiehlt Einfachheit und bescheidene Zurückgezogenheit und zeigt sich als einen Mann, dem wohlfeile Vergnügen genügen, der außerhalb der Stadt und getrennt von dem Glanze und der Herrlichkeit der Londoner Zirkel gelebt hatte.

Ein Wechsel des Geschmackes zu Gunsten des Stadtlebens machte sich indeß bei dem Dichter bald geltend, und in demselben Jahre in welchem er die „Epistel" als Schutzrede für ein literarisches Leben auf dem Lande veröffentlichte, verkaufte er das Elternhaus in Newington Green und wohnte fernerweit in London. Seit der Zeit erweiterte sich der Kreis seiner Bekanntschaft sehr schnell, und seine Gesellschaft wurde eifrig sowohl von geistreichen Frauen als von Männern der Wissenschaft gesucht. Auch sein Vater hatte in der Jugend viel in aristokratischen Kreisen gelebt, doch war dies mehr auf Wunsch des Großvaters als aus eigenem Antriebe geschehen. In Bezug auf die vornehme Welt hatte er seinem Sohne die gemessene Weisung gegeben: „Geh' ihnen nie zu nahe, Sam!" Dennoch weigerte sich der junge wohlhabende Dichter nicht einzutreten, als ihm die Thüren der Salons geöffnet waren; ja man muß ihm noch besondere Anerkennung zollen für seine erfolgreichen Bemühungen, die künstlichen Barrieren zwischen der Aristokratie der Geburt und der des Geistes und Genies niederzureißen. Ein kurzer Blick auf die Anfangs zu überwindenden Hindernisse wird dies deutlicher darthun und zugleich manches Licht auf seinen Charakter werfen.

Moore erzählt, als Sheridan mit seiner ersten Frau nach London kam, war es ein Gegenstand eifriger Debatte, ob der Sohn eines Schauspielers in Devonshire-House aufgenommen werden könne, obgleich dieser Schauspieler durch Geburt und Erziehung ein Gentleman war. Miß Berry will dies durch den Charakter der damaligen Gesellschaft, in welcher sie ihre Jugend verlebt, entschuldigen, und sagt: „Schriftsteller, Schauspieler, Sänger, Compo-

Digitized by Google

nissen wurden allesammt als Vagabunden angesehen. Selbst diejenigen, deren guter Geschmack, oder größere Weltkenntniß zu einer Ausnahme berechtigte, verfielen dieser Kategorie. — Erst spät unter der Regierung Georg III. wurden Bildhauer, Architekten und Maler (mit alleiniger Ausnahme von Sir J. Reynolds) in die feine Gesellschaft aufgenommen und bildeten den besten und gewähltesten Theil derselben.“ Diese Angabe ist etwas zu grell, besonders betreffs der Schriftsteller. Doch mochte das Leben einiger der hervorragendsten, z. B. das Fielding's und die von Johnson beschriebenen Jugendkämpfe Savage's Grund zu der Beschuldigung der Lasterhaftigkeit und des Vagabundenthums geben haben. Unbezweifelte Thatsache bleibt es aber immer, daß erfolgreiche Schriftstellerei erst lange, nachdem Rogers leitendes Haupt war, einen Empfehlungsbrief für die feinere Gesellschaft verlieh, und auch seine ersten vorsichtigen Versuche machte er eher als liberaler Wirth, denn als volksthümlicher Dichter. Die Einrichtung seines eigenen Hauses in St. James Place, bei welcher er nicht ohne Erfolg die in der „Epistel“ ausgesprochenen Ideen zu verwirklichen suchte, bildet den eigentlichen Anfang seiner Laufbahn als Mäcenas. Von nun an gab er viele Diners und empfing viele Einladungen der höchsten Gesellschaften. Doch wurden einige seiner bedeutendsten Bekanntschaften schon in früherer Zeit geschlossen, wie dies aus folgender, von ihm selbst erzählten Geschichte deutlich hervorgeht. Sie bezieht sich auf ein Mittagbrod, das er Fox, Sheridan, Erskine, Perry und andern Whigs gab, als er noch im Temple wohnte. „Das Mittagbrod war in einem nahen Hotel bestellt und sollte zu bestimmter Zeit ankommen. Die festgesetzte Stunde verging und keine Schüssel erschien. Ich stahl mich aus der Gesellschaft und eilte in das Hotel. Was ist aus meinem Diner geworden?“ „Ihr Diner ist zu morgen bestellt.“ Ich stand bestürzt da, und einen Augenblick durchkreuzten selbstmörderische Gedanken mein Gehirn. Indeß befreiete mich der Wirth selbst aus meiner Verlegenheit, als er sagte, er habe so viele Diners heute auszurichten, daß, hätte man das meinige auch wirklich bestellt, es ihm ganz und gar entfallen wäre. „Also haben Sie heute viele Diners? Nun, wenn Sie mir von jedem die beste Schüssel senden wollen, bezahle ich Ihnen den doppelten Preis, wollen Sie das nicht, dann sehen Sie mich nie wieder.“ Da ich ein guter Kunde war, wählte er den klügern und vortheilhaftern Vorschlag und nach einer Stunde konnten wir uns zu Tische setzen und wurden bedient.“ — „Und wie war das Diner?“ — „O, ganz gut; meine Gäste hatten schlechtes Essen, aber eine gute Anekdote, mich damit auszuziehen.“ Der Schluß ist charakteristisch für ihn, denn er selbst fühlte sich jederzeit durch eine gute Geschichte für ein schlechtes Mittagbrod entschädigt.

Mit Fox war er bei einem gemeinschaftlichen Freunde bekannt geworden. Er feiert ihr Zusammensein auf dem Lande in folgenden Zeilen:

„St. Anne! Sitz, wo keine Sorgen sind,
Wie lieblich, einfach, schmucklos, wie ein Kind!
Wie oft von Bank zu Bank, von Hain zu Hain
Luſtwandelt' ich dort mit Dir im Abendſchein;
Wir ſah'n die Sonne ſinken! Ach, und dann
Rieſt Du, o Freund, manch' hehre Geiſter an,
Ein Shakespeare und ein Dryden ward gebaut,
Du trugſt der Dichter Werk in Deiner Hand.
Und, wenn Du dann, zum Aufbruch gewandt,
Mit Deines Geiſtes hoher Leidenſchaft,
Mit Deines Tones mild erhabner Kraft
Ein großes Sängerwerk uns neu geſchaffen,
Dann tauſchten wir Genuß.“

(Gustav Schwetschke.)

Mit dem Irländer Grattan wurde er bei einem Besuche von Tonbridge Wells bekannt, und er beschreibt einen Spaziergang mit ihm folgendermaßen:

„Ein Gang im Tanz — o Grattan und mit Dir!
Am Haidesaum, (wer neidet ihn nicht mit?)
Dort unter Linden, wo im Junimond
Beim Blüthenduft das Volk der Bienen wohnt,
Wenn ſprechend Du, wer war ſo groß und weiſ
Von jener Schaar im aufgeregten Kreiſ,
Der Deines Wortes Kraft empfanden nicht?“

Und wohl muß Grattan solcher Lobsprüche würdig gewesen sein, denn drei Dichter haben sich bemüht, den Ruhm des Mannes zu besingen, der mit unerschrockenem Muthe für das bedrängte Irland aufstand und im Parlamente durch seine Rednergabe selbst die Gegner zum Schweigen brachte. Byron's schöne Verse aus dem Irish Avatara verdienen hier eine Erwähnung:

Unſterblicher Grattan! der Beſte der Guten!
In Allem ſo groß, doch von Herzen ſo ſchlicht!
In dem des Demoſthenes Gaben ruhten
Geſteigert, und ſeine Gebrechen nur nicht.

Eh' Tullius' Stern Roms Pfade zu leiten
Begann, war an Kleineren Geiſtern nicht Noth, —
Doch Grattan erſtand nur dem Grabe der Zeiten,
Der erſte, der letzte, ein Heiland, ein Gott!

Ein Prometheus, der Menſchenſeelen entzündet
Ein Orpheus, der Thiere, die wildeſten, zähmt, —
Vor dem die Gemeinheit im Staube ſich windet,
Der ſelbſt die Tyrannen rührt und beſchämt.

(Alexander Schmidt.)

In der „Epistel an einen Freund“ beschreibt Rogers ausführlich, welchen Werth er auf die Gesellschaft und die Unterhaltung mit reichbegabten Männern legt, und spricht zugleich seine Absicht aus, sich durch reges Streben ihres Umganges würdig zu machen, sowie dessen würdig gehalten zu werden:

„Bewußt, nicht dünkelhaft,
Beſcheiden-ſtolz ob der Geneſſenſchaft,
Strebt' ich mit eignem Trieb, wo in der Welt
Das Schickſals nur des Wirkens Kreis beſtellt.“

Hatte er in der Gesellschaft dieser begabten und ausgezeichneten Männer eine Stunde verlebt, so pflegte er öfter die gehörten Meinungen und Aussprüche, welche einer Aufzeichnung werth waren, in sein Tagebuch nieder zu schreiben. Auf diese Weise hinterließ er einige ausgewählte Blätter, die seine Unterhaltungen mit Horne Tooke, Erskine, Fox, Grattan und Sheridan enthielten, und zu denen er später noch andere hinzufügte. In späteren Jahren pflegte er seinen Freunden diese Aufzeichnungen vorzulesen, und 1858 sind sie von seinem Neffen William Sharpe unter dem Titel: „Recollections of Samuel Rogers“ bei Moxon in London herausgegeben worden.

* Das neue Bild von G. E. Lessing.

Bei der Besprechung der „Literaturbilder“ von J. W. Schaefer wurde neulich hervorgehoben, daß die Verlagshandlung von Brandstetter in Leipzig diesem Buch einen schönen Schmuck verliehen habe durch ein treffliches Bild von Lessing. Dasselbe ist nun auch in einem besonderen Abdruck erschienen, und wir empfehlen es unsern Lesern dringend. Es ist eins der besten Bildnisse, vielleicht das vorzüglichste, welches wir von dem großen Dichter besitzen, ist überdies durch Format und Ausstattung geeignet, eine große Verbreitung zu erlangen. Das Portrait ist die wohlgelungene und alleinberechtigte Copie eines in Halberstadt befindlichen Originalgemäldes, das bisher fast ganz unbekannt blieb und nie vervielfältigt worden ist. Es rührt nach dem Ausspruche von Rietschel in Dresden und Lucanus in Halberstadt von G. O. May her. Adolf Stahr äußert sich folgendermaßen über das Bild:

Digitized by Google

Es giebt von Lessing mehrere Bildnisse. Das älteste soviel mir bekannt, steht vor dem zwölften Bande der Nicolai'schen Allgemeinen Deutschen Bibliothek (1770). Es sollte nach einem im Besitze von Lessings Familie zu Kamenz befindlichen Jugendbilde gemacht sein, war aber wahrscheinlich ein bloßes Phantasiebild und dem Originale absolut unähnlich. (Man sehe Nicolai's Brief an Lessing XIII., 125 Lachm. und Lessings Antwort Ebendas. XII., 260.) Ein zweites Bild von Lessing malte der berühmte Dresdener Hofmaler Anton Graff im Jahre 1771 bei Lessings Besuche in Berlin, wo sich Lessing vielleicht für seine spätere Frau Eva König malen ließ, die ihm um dieselbe Zeit ihr Portrait schickte (s. Lessings Werke XIII., 369 Lachm.). Dies Bildniß, von Sichling gestochen, befindet sich in der Breitkopf'schen Bildersammlung großer Deutschen (s. Gubrauer II. 2, 321). Ein drittes Portrait der Angabe nach von Tischbein gemalt, bewahrt die Großherzogliche Bibliothek zu Weimar, und nach demselben ist der Stich des im ersten Bande der Lachmannschen Ausgabe von Lessings Werken befindlichen Brustbildes gemacht.

Alle diese Bildnisse Lessings aber werden übertroffen von demjenigen, welches Gleim für seinen Freundschaftstempel malen ließ, und das mit der ganzen Portraitsammlung, welche der letztere enthielt, durch Vermächtniß an das Domgymnasium zu Halberstadt gekommen ist. Es ist dies daselbst Portrait Lessings, welches Rietschel, der es selbst zu diesem Zwecke mit Bleistift kopirte bei seiner Denkmalsstatue für die Gesichtszüge zum Grunde gelegt hat, und das Goethe, der es von Halberstadt bei Gelegenheit eines Besuchs, den er dort im Jahre 1805 dem Gleim'schen Hause abstattete, entliehen hatte, lange Zeit in seinem Arbeitszimmer bewahrte, und nur schwer zu bewegen war, sich später davon zu trennen. Es ist nach den Aeußerungen der »Weimarischen Kunstfreunde« d. h. Goethe's und Mayer's, in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gemalt, — »frei mit Geist und Kraft behandelt, frisch von Farbe und von lebhaftem Ausdruck.« — ein volles behagliches Gesicht, das Auge ganz ungemein lebhaft, die festen Theile, besonders die Stirn, schön und regelmäßig gebaut. Auch ohne weitere Nachricht würden aufmerksame Beobachter einen ausgezeichnet klaren, geistreichen, fähigen Mann in diesem Bilde erkennen.« Dieses Portrait nun, das bis daher wenigen bekannt war, hat die obengenannte Verlagshandlung durch einen wohlgelungenen Stich von der Hand des Kupferstechers Ad. Neumann vervielfältigen lassen. Auf dem uns vorliegenden Blatte wird als der Maler des Originals G. O. May genannt und wir hätten in diesem Portrait Lessings somit ein Werk desselben geschickten Künstlers, dem wir das bekannte trefflich gelungene Portrait Goethes aus dem Jahre 1779 verdanken, diesen Stahlstich einer Ausgabe von »Goethes Iphigenie in ihrer ersten Gestalt nach einer Handschrift der Großherzoglichen Bibliothek zu Oldenburg« (Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung) beigegeben ist. Diese Angabe muß ich jedoch auf sich beruhen lassen, da die Weimarischen Kunstfreunde selbst nicht angugeben wußten, von welchem Künstler das Lessingsche Portrait gemalt sei, und in Lessings Briefen sich nirgends eine Notiz darüber findet. So viel aber ist gewiß, daß es die Arbeit eines tüchtigen Künstlers, und unter allen Bildnissen des großen Mannes dasjenige ist, welches seinem Wesen und Charakter, sowie den Schilderungen, die wir von seiner äußern Erscheinung besitzen, am vollkommensten entspricht. Zudem ist es aus einer Zeit, in welcher Lessing in der Blüthe seiner Kraft stand und wir mögen uns bei dem Anblicke dieser geistdurchleuchteten, energischen Züge und dieser feinen Ironie, die den wohlgebildeten Mund leise umspielt, wohl vorstellen, daß Lessing so ausgesehen habe, als er die »Hamburgische Dramaturgie« schrieb, und den Kampf gegen Voltaire und das deutsche Franzosenthum ausfocht. — Die Verlagshandlung hat von dem Stiche, welcher auch den so eben bei ihr erschienenen »Literaturbildern« von J. W. Schaefer beigegeben ist, eine Anzahl Separatabdrücke auf chinesischem Papier veranstaltet, welche zu dem billigen Preise von zehn Silbergroschen (Abdrücke vor der Schrift 1 Thaler) verkauft werden.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Der Pabst und Italien. Eine Neujahrbetrachtung. Von Karl Hase — Die Reise nach dem Vorderkranz. Humoristisches Lebensbild. 2 Thle. Von A. Zeising. — Der Wald. Den Freunden und Pflegern des Waldes geschildert. Von A. F. Roßmäßler. — Don Juans erste und letzte Liebe. Historischer Roman. 4 Bde. Von L. von Alvensleben. — Bosporus und Attika. Von G. Reisewitz.

* Der »Romancero der Spanier und Portugiesen«, den Emanuel Geibel und A. F. von Schack im Cottaschen Verlage herausgegeben haben, ist erwähnt worden. Der Inhalt des Buches, über welches die »Allgemeine Zeitung« berichtet, ist ein ungemein reicher. Die Uebersetzer wollten eine Auswahl aus dem Romanzenschatze der beiden Völker geben, welche die gesammte Blüthe jener poetischen Gattung umfaßte. Dabei blieben die Lieder vom Cid ausgeschlossen. Und so bilden den Inhalt des Buches Romanzen von Kaiser Karl und den Paladinen, Romanzen aus der Geschichte und Sage der pyrenäischen Halbinsel, und schließlich vermischte Romanzen. Eine Zierde der ersten und der letzten Abtheilung ist eine Reihe vortrefflicher Dichtungen. Wie unser großer Kaiser Karl Franzosen und Italienern zum Nationalhelden geworden, so haben ihn auch die Spanier als solchen in volksmäßigen Liedern gefeiert, und zwar in einer so eigenthümlichen Auffassung, daß sich alsbald die gänzliche Unabhängigkeit und Selbständigkeit ihrer poetischen Darstellung ergibt, und so ist denn, sicher mit vollem Recht, der Sagenkreis von Karl dem Großen durch dreißig Romanzen vertreten. Weit reicher als die erste ist ihrer Bedeutung und Beschaffenheit gemäß die zweite Abtheilung ausgestattet. Sie bringt siebenzig Romanzen, in welchen die vortragendsten Gestalten der spanischen Heldensage an uns vorüberziehen: König Rodrigo, die sieben Infanten von Lara, Bernardo del Carpio (9. Jahrhundert), Fernan Gonzalez, der erste unabhängige Graf von Castilien im 10. Jahrhundert, andere geschichtliche Persönlichkeiten wie König Alfonso X., Pedro der Grausame; es tauchen die Kämpfe mit den Mauren vor unsern Blicken wieder auf mit all den wunderbaren Schimmer, der darüber gebreitet liegt, mit all dem Zauber an den wir schon bei dem Namen der einzigen Stadt Granada zu denken und gewöhnt haben. Es knüpft sich, um die Worte eines ausgezeichneten Kenners spanischer Litteratur zu gebrauchen — es knüpft sich der Inhalt dieser zweiten Abtheilung aber epischer Dichtung der Spanier an das Sagen- und Heldencyclalter des Volkes, nämlich an die Periode seines Nationals und Glaubenskampfes gegen die Araber — eines Kampfes der, wenn auch in den ersten Jahrhunderten nur von geringen und wenig geschetten Erfolgen begleitet, doch an denkwürdigen, geschwollen, wunderbaren, Gemüth und Phantasie des Volks auf's mächtigste erregenden Begebenheiten reich war wie wenige. Kriegs- und Liebesabenteuer der mannichfaltigsten Art, tollkühne Unternehmungen, überraschende Zufälle und Fügungen, Familienzwist, Verrath, Rachethaten, zu welchen die Wirren der Zeit benutzt wurden, und Thaten der Großmuth, der Ritterlichkeit und der Aufopferung, von welchen sich nicht minder häufige Beispiele fanden — alles dieß lieferte einen überaus reichen Stoff, der an und für sich schon geeignet war in jedem Volke den poetischen Geist zu wecken und wach zu erhalten, vor allen aber in den Spaniern, deren poetische Anschauungsweise, durch die steten Berührungen mit dem phantasiereichen Orient ganz besonders gefördert wurde. Der Umfang der dritten Abtheilung nähert sich dem der ersten; wir finden hier im ganzen siebenundzwölf Romanzen. Vermischte heißen sie, weil sie, entweder vorwiegend lyrisch oder novellenartig, wie die Ritterromanzen, so verschiedenen und allgemeinen Inhaltes sind, daß sie nicht leicht mehr unter eine bestimmte Aufschrift gebracht werden können, wenn man etwa diejenigen abrechnet, welche dem bretonischen Sagenkreis angehören. So sind denn also nicht weniger als einhundert und siebenundzwölf spanische und portugiesische Romanzen von unsern Dichtern in dem »Romancero« vereinigt worden, ein glänzender Reichthum vollendeter Uebertragungen mit streng durchgeführter Assonanz, wie wir bis jetzt keinen besessen, wie er früher, hätten sich auch zwei gleichbegabte Meister wie Geibel und v. Schack zusammengefunden, nicht wohl hätte geboten werden können.

Digitized by Google

* Das Drama „Die Hermannsschlacht“ von Heinrich v. Kleist ist von Feodor Wehl neu bearbeitet und in dieser Gestalt kürzlich auf mehreren Bühnen aufgeführt worden. In Dresden gab Dawison den Hermann.

* Das neue Schauspiel von Paul Heyse „Die Grafen von der Esche“ ist in diesen Tagen auf dem Burgtheater in Wien und auf der Bühne in Köln zur ersten Aufführung gelangt. Der Erfolg war ein getheilter.

: Bremen, 24. Januar. In der gestrigen Versammlung des Künstler-Vereins hielt Herr Major Riebow vor einem zahlreichen Auditorium die zweite Hälfte eines acht Tage zuvor begonnenen Vortrages über den „Feldzug Napoleon's nach Rußland im Jahre 1812“, in welchem der Redner ein getreues Bild des Zuges der „großen Armee“ von Napoleons Einmarsch in Rußland an bis zum Brande von Moskau entrollte; ein Bild, das durch den völlig freien Vortrag an Frische und Lebendigkeit, sowie durch eine dem Zuhörerkreise wenigen erkennbare Karte der betreffenden Länder und ihrer historisch wichtig gewordenen Puncte an Anschaulichkeit und klarem Verständnisse nichts vermissen ließ. Was der Redner sowohl beim Beginn des ganzen Feldzuges als bei jeder einzelnen Begebenheit und ihrem meistens unglücklichen Ausgange insbesondere hervorhob, das waren die oft klaren und einfachen, oft aber auch weit entfernten, schwer zu erkennenden Ursachen ihres Mißlingens. Häufig diente die Angabe derselben dazu, manche weit verbreitete Irrthümer oder Vorurtheile zu widerlegen. Nachdem dieser erste Vortrag den ganzen Hinwege der Franzosen bis Moskau gefolgt war und mit dem Brande der Stadt geschlossen hatte, begann der gestrige den Rückmarsch der damals schon nicht mehr großen, sondern in erschreckender Weise zusammenschmelzenden Armee von Moskau an und führte sie, mit steter Rücksicht auf ihre Feinde und insbesondere auf das Verhalten Kutusow's gegen Napoleon, durch alle die Schreckniße und das namenlose Elend hindurch, bis es der Kaiser für gut gut fand, sich von dem kleinen Reste des Heeres zu trennen und seiner französischen Hauptstadt zuzueilen.

* Zur Erinnerung an Dahlmann. In den „Grenzboten“ finden wir eine treffende und vortreffliche Besprechung des in Bonn verstorbenen Historikers Dahlmann von A. Springer. Der Verfasser sagt zum Schlusse seines mit Wärme gezeichneten Lebensbildes: Wer sollte uns führen, wenn nicht der Mann, der vor den Männern der politischen Erfahrung das umfassende Wissen, vor den Theoretikern die reiche Fülle der Erfahrung, die Erprobtheit in Staatsgeschäften voraus hatte, dessen Besonnenheit dem Fürsten, dessen Vaterlandsliebe dem Volke für ein gedeihliches Werk bürgte. Regierungen und Regierte, Fürsten und Unterthanen riefen gleich laut nach ihm, wähnten ihn mit wettereifendem Uebereinstimmung zum Manne ihres Vertrauens. Er wurde der Ratgeber der Könige und Völker. Diese Seite seiner Thätigkeit, die ihn zu einer Correspondenz mit halb Europa veranlaßte, ist bei der strengen Diskretion Dahlmann's den weiteren Kreisen unbekannt geblieben. Sollten einmal die Briefe Dahlmann's aus dem Jahre 1848 veröffentlicht werden, wir würden dann gewiß nicht nur seine Hingebung, seine offene Wahrheitsliebe seinen rastlosen Eifer bewundern — wie wußte er nicht hier zu ermuthigen, dort zu warnen, die Einen spornte er an, die Anderen suchte er wieder zur Mäßigung zu gewinnen, überall sah er nur die heilige Sache, nirgends und niemals die eigene Person — sondern gewiß auch beklagen, daß wir so bald seiner Führung verlustig wurden. Denn freilich, seiner öffentlichen politischen Thätigkeit machten die überstürzenden revolutionären Ereignisse ein rasches Ende. Die Hoffnungen, mit welchen erfüllt Dahlmann nach Frankfurt zog, waren schon nach wenigen Monaten gebrickt. Gegenwärtig, wo wieder ähnliche Parteibildungen anschießen, wie sie uns im Jahre 1848 spalteten, wäre es wohl am wenigsten thunlich, über Dahlmann's Stellung in der Revolutionszeit ein abschließendes Urtheil zu fällen. Nur so weit sein persönlicher Charakter mit in den Streit gezogen wurde, sei es gestattet, einige Worte der Verständigung zu äußern. Wenn der augenblickliche Erfolg den Werth eines Staatsmannes bestimmt, gewiß, dann hat Dahlmann über sich selbst das Urtheil gesprochen. Nimmermehr hätte er aber die Richtigkeit dieser Grundsätze anerkannt, nimmermehr zugegeben, daß, wenn nur das beabsichtigte Ziel erreicht werde, alles Andere dem freien Belieben und der krassesten Willkür anheim gestellt sei. Sein Glaubensbekenntniß in dieser Beziehung hat er schon in einer Kammerrede in Hannover 1832 aufgestellt: „Der guten Zwecke rühmt sich Jedermann: der Absolutist, weil der Liberale; jener von der Ordnung, dieser von der Freiheit ausgehend; eben darum soll man die Menschen nicht nach ihren gepriesenen guten Zwecken, man soll sie nach ihren Mitteln beurtheilen. Einen Liberalismus von unbedingtem Werthe, das heißt, einerlei durch welche Mittel er sich verwirklichte, giebt es nicht. Ich kann die Politik durchaus nicht als getrennt von der Moral betrachten und erkläre mich hierin eines ganz altväterlichen Glaubens. Wenn jemals der Tag erschiene, an welchem ich meines Irrthums inne würde, an welchem mir klar würde, Moral und Politik wären ganz getrennte Gebiete, ich würde keine Stunde mehr mich mit Politik lehrend oder lernend beschäftigen; ich würde von dem Augenblicke an den Staat als eine Erfindung des Verderbens für die Menschheit betrachten.“ So dachte und handelte Dahlmann auch im Jahre 1849. Er war sich wohl bewußt, daß ein Aufgeben seiner Grundsätze den Erfolg seiner Thätigkeit begünstigen würde; er kannte die Wege, welche ihn zur Macht, seine nächsten politischen Zwecke zur Verwirklichung gebracht hätten. „Aber“, pflegte er damals und später zu sagen, „ich konnte doch nimmermehr mit Robert Blum zusammen ein Ministerium bilden.“ Gewiß nicht, er hätte sich selbst aufgeben müssen, hätte seinem Halt und seine Kraft, Alles was ihn befähigte, eine politische Rolle zu spielen, was ihm den Glauben an seine Wirksamkeit verlieh und Vertrauen zu sich selbst gab, verloren. So verbrannte er denn, nachdem in Gotha und Berlin auch die letzten Illusionen in Bezug auf Deutschlands Befreiung odirt, was dasselbe ist, Einigung schwanden, die Schiffe der politisch-praktischen Thätigkeit und zog sich nach Bonn zurück, um fortan seiner akademischen Wirksamkeit zu leben. Niemals ein Mann einer Worte, jetzt verschlossener als je, freiwillig auf den Kreis der Treuen sich einschränkend, wußte er sich es wohl gefallen lassen, daß ihn Thoren bald für zusammengebrochen bald für abgestumpft erklärten. Wer ihm näher stand, konnte über solche Meinungen nur lächeln. Das Alter hatte ihn wohl in der Bewegung schwerfälliger gemacht, seinen Rücken beim Gange ein wenig gebeugt. Aber der Kopfschmud, das reiche schwarze Haar, war ihm in jugendlicher Frische geblieben. Und so hatte er sich auch Kopf und Herz jugendlich frisch und empfänglich erhalten. Wer ihn sah, als die Kunde von Wilhelm Grimms plötzlichem Ableben einlief, wie er beinahe den eignen Schmerz in der zärtlichen Sorge für Jakob vergaß, wer Zeuge war, wie ihn alles Gute, was einem Freunde widerfuhr, bis in das innerste Herz hinein erfreichte, wer sich noch des wahrhaftigen Tones erinnert, mit dem er seine theilnehmende Freude zu äußern pflegte, wer ihn in seiner stillen Behausung kannte, immer wohlwollend, immer seine eigne Person beschränken in den Hintergrund schiebend, unter wenigen guten Freunden zu gutmüthigem Scherze, zu harmlosem Necken stets aufgelegt, der konnte nimmermehr zugeben, daß Dahlmann alt geworden war. Das Gold seiner Freundschaft verschwendete er nicht. Es wäre ja nicht das reine Gold geblieben, hätte er es jedem, der an ihm vorüberging, bereitwillig zugeworfen. Wem er es schenkte, der bewahrte es als seinen köstlichsten Schatz. Wenn wir Dahlmann entgegen traten, da war es uns, als mußten wir ihm die innersten Herzensgedanken offenbaren, sein Vertrauen löste alle Hüllen, seine Wahrheitsliebe forderte zu gleicher Aufrichtigkeit auf. Und wenn wir von ihm gingen, immer hatte er uns etwas, was uns freute, erfreute, erhob, auf den Weg mitgegeben. Sein Trost war stets wirksam, sein Rath stets bewährt, Alles rein, lauter und unpersönlich, und von keiner Nebenrücksicht bestimmt. Zur Fortsetzung seiner literarischen Thätigkeit war er nicht zu bewegen. Wenn man ihn zur Herausgabe seiner deutschen Geschichte drängte, antwortete er: den Weg aus der Vergangenheit heraus darf ich nicht weisen, und wenn ich dies nicht kann, hat das Werk keinen Werth für mich. Doch verfolgte er mit emsigem Fleiße den Gang der Wissenschaft, betrachtete mit gespannter Aufmerksamkeit alle politischen Ereignisse. Seinem alten Grundsatze getreu, das Wissen mit den lebendigen Interessen zu verknüpfen, wußte er gern für seine Vorlesungen Gegenstände, die mit den, was die Welt gerade bewegte, in einem gewissen Zusammenhang standen. So las er, als der orientalische Krieg tobte, die Geschichte Rußlands seit Peter dem Großen, so hatte er noch in diesem Winter wohl im Hinblick auf den Zustand Deutschlands, die Geschichte Friedrichs des Großen zu erzählen begonnen. Auch in seinen Vorlesungen über deutsche Geschichte verweilte er in den letzten Jahren gern und ausführlich bei den Ereignissen, deren Zeuge er selbst gewesen war. Wir haben leider nicht den Trost, daß Dahlmann von uns und schied, mit Zuversicht das Auge auf unsere Zukunft gerichtet, mit freudiger Hoffnung auf bessere Zeiten das Herz erfüllt. Trübe und traurig war der Inhalt seiner Gedanken, welche die politische Lage Europas und insbesondere die Zustände Deutschlands zum Gegenstand hatten. Sein Vertrauen zu den bestehenden Gewalten wankte, seine Furcht vor dem drohenden Uebergewicht zerstörender Mächte stieg. Oft wenn er von politischen Dingen sprach, von dem, was wir erduldet, und von jenem, was uns bevorstehe, und wenn er dann seine Besürchtungen und Sorgen laut werden ließ, umspielte seine Lippen die Miene, als wollte er aufstehen, was er in jenen schlimmen Göttinger Tagen in sein Handexemplar der „Verfändigung“ eingeschrieben: „Ich bitte für mein Vaterland, wenn ich bedenke, daß Gott gerecht ist und das diese Gerechtigkeit nicht immer schlafen kann.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strad. Redacteur: Dr. J. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strad.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 62.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 5. Bremen, 3. Februar. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Samuel Rogers. Von Heinrich Jolowicz
Johann Christian Günther. Von Adolf Laun
Zur Kunde des klassischen Literatur.
Literatur und Kunst.

* Samuel Rogers.

Ein Beitrag zur Geschichte der englischen Literatur.

Von Heinrich Jolowicz.

II.

Da Rogers' Gesundheit noch immer sehr zart war, mußte er auf Anrathen seines Arztes den Winter 1799—1800 in Devonshire zubringen. Auf der Hin- oder Rückreise besuchte er Gilbert Wakefield, der damals wegen einer politischen Flugschrift im Gefängnisse zu Dorchester saß. Er folgte dabei seinen aufrichtigen Gefühlen für einen literarischen Freund und gab gleichzeitig in scharfer Weise sein Mißfallen über die harten Gesetze der Tory-Regierung kund, welche einen unbescholtenen, von Allen geehrten Gelehrten so behandeln konnte. Während des Aufenthaltes in Devonshire las er hauptsächlich griechische Schriftsteller in englischen Uebersetzungen und vermerkte sich in seinem Tagebuche die vortrefflichsten Stellen und Aussprüche des Thukydides, Herodotus und Euripides. Aber er vermißte doch schmerzlich die heimathliche Gesellschaft und bemerkte, er bilde sich ein täglich weiser zu werden, nicht etwa durch Vervollkommnung, sondern durch die Wahrnehmung so geringer Geistesthätigkeit um sich her. Indeß machte er dort doch die Bekanntschaft eines schätzenswerthen Freundes, des berühmten Componisten und Schriftstellers William Jackson von Exeter, dessen Liebe zur Literatur er bewunderte und aus dessen Unterhaltung er Belehrung zog. Jackson vermachte auf dem Todtenbette an Rogers seine Exemplare des »verlorenen Paradiese« und der »Feen-Königin«, beider ersten Ausgaben dieser Gedichte.

Bald darauf machte er die Bekanntschaft des Lords und der Lady Holland, in deren Haus er später viel lebte. Man kann kaum eine literarische Lebensgeschichte aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts schreiben, ohne dieser Beiden und ihres Hauses, in Kensington, Erwähnung zu thun. Es war während dieser langen Zeit der Sammelplatz aller zur Whigpartei gehörigen einflußreichen Persönlichkeiten und ausgezeichneten Schriftsteller, die vorzüglich die Frau des Hauses um sich zu scharen verstand, wobei sie indeß von ihrem liebenswürdigen und ehrenwerthen Gatten unterstützt ward. Rogers hatte für Letzteren eine große Achtung und schätzte besonders dessen Liebe zu den Wissenschaften, so wie seinen Sinn für bürgerliche und religiöse Freiheit. Als Schriftsteller trat er ebenfalls auf, aber ohne Erfolg. Doch ist es im Allgemeinen auch zu viel verlangt, daß Jemand die Gastfreundschaft eines Mäcenas entfalte und gleichzeitig der Rival seiner Gäste sei. Haus und Wirthe sind auf die vielfältigste Weise beschrieben und besprochen worden, und man braucht nur Moore's Tagebuch zu lesen, um den Einfluß zu sehen, der ihnen jedenfalls zuerkannt werden muß. Auch Macaulay hat ein rosiges Bild von der Anziehungskraft dieses Salons entworfen und sein ganzes Talent der Wortmalerei aufgeboten, die dort gewährten geistigen und leiblichen Genüsse zu beschreiben. In diesen Räumen war Rogers ein oft und gern gesehener Gast. Eine Bank am Ende des Gartens trug die von Lord Holland verfaßte Inschrift:

»An Rogers' Sitz mich hier stets beglückt
Die Freude, die sein Lied entzückt.«

Nach dem Frieden von Amiens, 1802, besuchte Rogers wiederum Paris. Seit er das letzte Mal dort gewesen, hatte sich viel geändert. Der König und die Königin, die er in der Messe gesehen, waren enthauptet, der Adel war zur Auswanderung getrieben, Bonaparte unter dem Namen erster Consul der Regent des Landes. Die Häfen Frankreichs, während der Revolution und des darauf folgenden Krieges den Engländern verschlossen, waren wieder geöffnet, und viele Reisende begaben sich nach Paris. Die Gallerieen des Louvre waren damals mit den erlesensten Gemälden und Statuen Europas gefüllt, denn die Franzosen hatten Italien, Spanien, Deutschland, Holland und Flandern geplündert und die vorzüglichsten Kunstwerke nach Paris geschleppt. Den Stolz aller dieser Länder sah man nun im Louvre vereinigt, und die bedeutendsten englischen Künstler eilten nach Paris, noch ehe ihr neu ernannter Gesandte dort akkreditirt war. Rogers folgte ihnen bald und fand dort den Vorsitzenden der Academie West mit seinem Sohne, Fuseli, Farrington Opie, Flaxman, Shee, die Kunstsammler Townley und Champernown, seinen Schwager Sutton Sharpe und den Alterthumsforscher Millinger, alle warme Bewunderer der Malerei und Skulptur. Er machte Bekanntschaft mit vielen französischen Künstlern, mit Denon, Gerard und Masquerier und mit dem Italiener Canova. In solcher Gesellschaft waren seine Gedanken ausschließlich auf Werke der Kunst gerichtet, und während seines dreimonatlichen dortigen Aufenthaltes nach der Rückkehr seiner Freunde in die Heimath brachte er die meiste Zeit im Louvre zu, um seinen Geschmack und sein Urtheil nach den besten Meistern zu bilden. Die Dichtkunst trat für den Augenblick ganz in den Hintergrund, und nur 14 Zeilen lassen sich aus dieser Zeit anführen, welche er auf den gebrochenen Rumpf einer kolossalen Statue des

Digitized by Google

Herkules schrieb. Diese Verse, die einzig versuchte Annäherung zu einem Sonette drücken die Gefühle aus, die der warme Bewunderer antiker Kunst bei dem Anblicke dieses großartigen Meisterwerkes empfand, das von unwissender Rohheit verstümmelt, ohne Haupt und Glieder, dennoch das Entzücken aller Künstler ausmacht, die anerkennen, daß dieser Leben athmende Stein das erhabenste Modell sei, welches sie besitzen. (Die Werke des Phidias waren damals noch nicht von Lord Elgin aus Griechenland weg und nach dem britischen Museum geschleppt worden.) Man ergänzt, daß nach dem Funde dieses Kunstwerkes der schon erblindete Michel-Angelo sich täglich zu diesem Bruchstücke habe führen lassen, um es mit den Händen zu betasten und sich an dem Ebenmaße und der Vollkommenheit der Arbeit zu laben.

Im Jahre 1803 besuchte Rogers zum zweiten Male Schottland, dieses Mal in Begleitung seiner Schwester Sarah, und traf dort mit den Dichtern Wordsworth, Coleridge und Scott zusammen, die von nun an zu seinen besten Freunden zählten. Er spricht von dieser Reise, als er 1812 wiederum dort war und zum dritten Male die graue Sonnenuhr auf dem Kirchhofe zu Luss erblickte:

„Traut alter Sonnenzeiger hier,
Der manche dunkle Stunde maß!
Geliebte Schwester, seit mit dir
Ich dieses Steines Inschrift las."
(Gustav Schwetschke.)

Während der Jahre 1800—1803 hatte sich der Dichter mit dem Bau und der Einrichtung eines eigenen Hauses beschäftigt, das er von den bedeutendsten Künstlern mit vielem Geschmack und großem Kunstsinn ausführen ließ, und worin er bis zu seinem Tode lebte. Dieses Haus erstreckt sich in einer schmalen Gasse von St. James' Place bis zum Green Park, auf welcher Seite es durch ein dreifaches Bogenfenster mit geschnitztem und vergoldetem Balkon in die Augen fällt. Es hat nur ein Vorder- und Hinterzimmer auf jeder Seite, die durch die Treppe von einander getrennt sind. Der Eingang von der Straße führt durch einen schmalen Flur gleich in's Speisezimmer. Trat man in dieses Zimmer, so verscheuchte augenblicklich das mit Epheu überschattete große Fenster jedes beengende Gefühl, welches mit einem Hause in der Stadt verbunden zu sein pflegt. Dem Fenster gegenüber befand sich ein schönes, dunkel und monumental aussehendes Mahagonigestell, auf welchem eine prachtvolle Steinvase emporragte, letztere ein kostbares antikes Stück, ersteres eine Arbeit des berühmten Bildhauers Chantrey, als er noch ein Arbeitsmann war. Rechts vor der Thür stand ein offenes Büffet, und auf demselben befanden sich Pope's Kopf aus terra cotta und antike gemalte griechische Vasen. Ueber dem Spiegel war ein Fresko von Giotto angebracht. In der Ecke zur Linken nach dem Kamine zu befand sich das Originalmodell aus terra cotta von Michel Angelo's Statue des Herzogs Lorenzo. Ueber dem Kamine hing die Skizze von Velasquez „Infanten Don Balthasar." Zwischen dem Kamine und dem Fenster stand der Schreibtisch des Dichters, und in gleicher Höhe mit seinen Augen hingen drei kleine Gemälde. Rechts Christus am Oelberge von Rafael, links die Jungfrau mit dem Kinde, angebetet von Heiligen von Ludovico Caracci und in der Mitte eine köstliche Landschaft von Claude. An derselben Seite hing auch die prächtige Skizze von Tintoretto zu seinem berühmten Gemälde „das Wunder an dem Sklaven", und nahe dabei eine schöne Titianische Originalstudie, Karl V. zu Pferde. Unten, nahe dem Fenster, sah man einen der herrlichen Köpfe von Rembrandt — sein eigenes Porträt, in welchem Farbe und Behandlung ans Wunderbare streifen. An der Wand, dem Kamine gegenüber, hing die große Studie von Paul Veronese zu dem berühmten Gemälde im Durazzo Palaste, von welchem sie indeß in mancher Hinsicht abwich. Rogers kaufte sie 1816 für 90 Pfund und war über diesen Kauf außerordentlich glücklich. Viele der größten Gemälde konnten durch eine einfache Vorrichtung von der Wand bewegt und fast nach jeder Richtung gewendet werden.

Unmittelbar vor der Thür des Speisezimmers führte eine Wendeltreppe durch eine Thür in eine verdeckte Gallerie, die das Wohnzimmer mit einem kleinen viereckigen nach vornheraus gelegenen verband; letzteres war des Dichters berühmte Bibliothek. Die Gallerie erhielt ihr Licht durch ein Glasfenster von der Treppe aus, deren Wände mit den gewählftesten Abdrücken aus dem Parthenon geschmückt waren. Hier hing, kaum sichtbar, die prachtvolle Skizze von Titian für seine „Gloria" in Madrid; hier standen im Halbdunkel einige der prächtigsten gemalten griechischen Vasen und egyptische Skulpturen, und auf einem Tische lagen einige seltene Abdrücke von Antiken. Auf den Bücherschränken der Bibliothek standen griechische Vasen, von denen jede einzelne durch ihre ausgezeichnete Form Bewunderung verdiente. An dem vergoldeten Holzwerke der Bücherschränke hingen in Rahmen einige der schönsten Originalskizzen von Rafael, Michel Angelo und Andrea del Sarto, auch ausgeführte Gemälde von Angelico da Fiesole und Fouquet von Tours, so wie neuere Werke von Turner, Wilkie und Mulready. Die Schränke bargen Bücherschätze. Des Dichters Sammlung seltener Stiche, Originalzeichnungen der alten Meister, Studien von Flaxman, Stothard und Turner, die Jeden überraschen mußten, befanden sich hier. Das schöne Gemälde „Cupido und Psyche" von Reynolds hing über dem Kamine dieses Zimmers; über dem des Wohnzimmers, der von Flaxman mit Skulpturen versehen war, hing dagegen Rubens' Studie von Julius Cäsars Triumphzug nach Andreas Mantegna; nach Dr. Waagen's Bemerkung eine freie Kopie. Unter diesem Gemälde war eine Reihe interessanter Miniaturbilder und verschiedene Reliquien, unter Anderem Orangenblüthen unter Glas und Rahmen, angebracht. Gegen das Fenster hin war das Hauptgemälde, Titian's schönes Noli me tangere, über dem Sopha hingen Gemälde von Watteau, Le Nain und Jan van Eyck, dem Fenster gegenüber ein kühnes allegorisches Bild von Rembrandt und eine weiche Mondscheinlandschaft von Rubens. Dem skulpturirten Kamine gegenüber befand sich ein Kabinet von hellem Holze, das mit Gemälden von Stothard ausgelegt war und Gegenstände aus Shakspere's Dramen, den Pilgern von Canterbury und dem Dekameron darstellten. In diesem Kabinette standen, in Schränken sorgfältig geordnet, Proben egyptischer und etruskischer Zierrathe von Gold, Juwelen; geschnittene Steine, seltene alte Medaillen und anmuthige Werke aus terra cotta. Außer Gemälden von Correggio, Annibal Caracci und Lorenzo di Credi schmückten dieses Zimmer noch sieben ausgezeichnete von Sir Joshua Reynolds, darunter dessen berühmter Puck. Um den Leser nicht zu ermüden, wollen wir nur noch die wundervollen Statuetten von Rafael und Michel-Angelo und Cupido und Psyche von Flaxman erwähnen und bemerken, daß das Angeführte nur einen kleinen Bruchtheil dieser ausgewählten Kunstschätze bildete. Wie groß der Reichthum an Kunstwerken war, den dieses kleine Haus umschloß, kann man daraus ersehen, daß die prächtige Anbetung der Könige von Francesco Bassano nur am Fuße der halbdunkeln Treppe einen Platz erhalten konnte. Die beiden Schlafzimmer des Dichters und seiner Schwester, auf deren Wunsch er eine schöne Skizze von Rubens „die Schlacht von Constantine" und Proben von Andreas Mantegna, Hemling und Benozzo Jozzoli erworben, enthielten meist neuere

Digitized by Google

Werke, von denen viele ihren Platz in diesem Hause nur dem Wohlthätigkeitssinne des Besitzers verdanken; doch hatte Rogers in dem seinigen auch einen von ihm werthgeschätzten Karton von Rafael. Nach seinem Tode wurde ein umfangreicher Katalog seiner Sammlungen herausgegeben, den Tausende lasen. Die Kunstschätze sind wochenlang unter jedem möglichen Nachtheile der Unordnung für Kenner ausgestellt gewesen, dennoch war der allgemeine Eindruck Erstaunen über Geschmack, Urtheil, Kennerschaft, Umsicht und Auge für Schönheit, die in jedem einzelnen Stücke walteten. Natürlich muß man Dinge abrechnen, die, wenn sie ihm je gehört, in Schubladen und Rumpelkammern geworfen waren. Aber so mannichfach auch seine Schätze, waren sie doch nicht auf einander gehäuft oder in unpassende Verbindung gebracht; Gemälde, Statuen, Vasen, Medaillen, merkwürdige Bücher und kostbare Handschriften ersetzten die Stelle des gewöhnlichen Zimmerschmuckes anderer Häuser, und jeder Gegenstand, auf den das Auge fiel, war ein schätzbares Kleinod, eine gesuchte Seltenheit oder ein anerkanntes Meisterstück. Treffend bemerkt Byron in seinem Tagebuche, 22. November 1813: „Rogers ist schweigsam, und man sagt, streng. Wenn er aber spricht, dann spricht er gut, und gilt es Geschmackssachen, dann ist seine Ausdrucksweise so zart wie in seinen Dichtungen. Tritt man in sein Haus, sein Empfangszimmer, seine Bibliothek, so sagt man sich unwillkürlich, hier wohnt kein gewöhnlicher Mensch. Nicht ein Kleinod, Münzstück oder Buch liegt auf dem Tische, Sopha oder Kamin, das nicht eine fast lästige Eleganz des Besitzers verriethe. Aber gerade dieser zarte Sinn muß das Elend seiner Existenz ausmachen. Wie oft im Leben mag er verletzt worden sein!“

Und dieses Haus war es, wo 50 Jahre hindurch die bedeutendsten Menschen Englands in heiterem und geistigem Verkehre zusammenlebten. In dieser Bibliothek war es, wo Wordsworth den Vertrag Milton's wegen des „verlornen Paradieses“ (1600 Abdrücke für 6 Pfd. Sterl.) in die Hand nehmend, zu seiner eigenen vollständigen Genugthuung bewies, daß gediegener Ruhm im umgekehrten Verhältnisse zur Popularität stehe, während Coleridge mit seinem Finger auf Dryden's Vertrag über seine Uebersetzung des Virgilius die Vortheile hervorhob, welche der Literatur erwachsen wären, wenn der herrliche John die Ilias gewählt und Pope die Aeneide überlassen hätte. In jenem Speisezimmer war es, wo Erskine die Geschichte seines ersten und Gratlan die seines letzten Duells erzählte, wo der eiserne Herzog „Waterloo als eine Schlacht der Riesen“ schilderte, wo der Bildhauer Chantrey, seine Hand auf das vorbeschriebene hölzerne Postament legend, sagte: „Erinnern Sie sich, Herr Rogers, eines Arbeiters für 5 Schilling den Tag, der durch jene Thür trat, um Ihre Befehle für diese Arbeit entgegen zu nehmen? Jener Arbeiter war ich!“ Dort war es ebenfalls, wo Lord Byron's Freundschaft mit Thomas Moore, nach vorangegangenem Zwiste bei dem berüchtigten Gerichte Kartoffeln mit Essig *), begann, wo Frau Staël nach einer triumphirenden Beweisführung gegen Mackintosh von Sheridan in die Enge getrieben wurde. Jenes bis auf den Boden reichende und durch den Garten in den Park führende Fenster war es, von wo aus der Wirth den Winterspaziergang mit Sheridan's begabter Enkelin, Mrs. Norton, machte, den diese so anmuthig und gefühlvoll geschildert hat.

Während der letzten Hälfte seines Lebens hielten es die meisten Fremden von einiger Bedeutung für eine Ehrensache, sich ihm vorzustellen oder vorstellen zu lassen, was gewöhnlich eine Einladung zum Frühstück zur Folge hatte. Daß unter diesen Gästen viele Neugierige und gar häufig auch solche sich befanden, die keinen weiteren Anspruch auf seine Aufmerksamkeit hatten, kann man leicht ermessen. Auch Lamartine war einst der Frühstücksgast unseres Dichters, der mit regem Interesse ihn fragte, was Beranger für ein Mann sei, und was er gegenwärtig thue? Lamartine, der sich wahrscheinlich für einen mehr berechtigten Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit hielt, antwortete kurz: „Je ne lo connais pas.“ „Alors je vous plains!“ war was Alles, was Rogers erwiederte. Noch unglücklicher erging es ihm mit August Wilhelm von Schlegel, den er fragte, ob es in Deutschland in letzter Zeit außer Goethe noch Dichter gegeben habe. „Ich bin ein Dichter“ war die entrüstete Antwort. Als Frau von Staël zum ersten Male in der Blüthe ihres Ruhmes nach England kam, wurde sie zu einer großen Abendgesellschaft in Landsdowne House eingeladen. Nachdem sie lange mit Rogers über ihr erstes Debut Rath gepflogen, bat sie ihn, sich mit ihr im Hauptsaale an einen auffallenden Platz zu stellen, damit die Londoner seine Welt sie zuerst in Berührung mit der Literatur sähe.

Wie schon Byron bemerkt, konnte Rogers' Unterhaltung nicht glänzend genannt werden; sie war gedrungen und epigrammatisch; auch besaß er selbst nicht viel Witz, aber er schätzte und liebte ihn bei Anderen. Oft erzählte er Anekdoten aus seinem früheren Leben und Begegnisse mit ausgezeichneten Personen seiner Bekanntschaft, und zwar mit einem Takte in der Wahl der Wörter, der seiner Eleganz im schriftlichen Ausdrucke gleichkam. Der werthvollere Theil seiner Unterhaltung bestand indeß in dem seinen, mit Kenntniß der Literatur und Kunst gepaarten Sinn und besonders in dem stets sich kundgebenden regen Streben nach Vervollkommnung und der Mühe, die er sich gab, seine Freunde auf Gegenstände zu leiten, die der Unterhaltung werth waren. Das Gespräch drehte sich bei ihm hauptsächlich um Bücher, Gemälde, Sitten, Literatur, Geschichte, Dramen, geistvolle Männer und Frauen, kurz um jeden würdigen Gegenstand, nur nicht um alberne Klatschereien, wie sie die gewöhnliche, und oft auch die feine Welt, nur zu sehr liebt, um die Zeit auszufüllen. Ein Morgen an seinem Frühstücktische war fast nie ein verlorener; denn hohlköpfig und ungebildet mußte der Mensch sein, der nicht weiser und besser fortging. Er selbst war in seinen glücklichsten Stunden nicht heiter und seine Laune immer gemäßigt; lautes Sprechen und Lachen war ihm zuwider, und befand sich nicht ein ausgezeichneter Mensch oder ein hervorragender Witzling am Tische, die das Eis durchbrachen, so stockte die Unterhaltung nicht selten. Trotzdem wurden seine Gesellschaften mit Recht zu den vergnüglichsten der Residenz gezählt, wie die Tagebücher und Denkwürdigkeiten der bedeutendsten Männer Englands in den letzten fünfzig Jahren und die Reiseschilderungen Ausländer, welche sein Haus besucht und seine Unterhaltung genossen, bezeugen. Ja, die Tagebücher und Denkwürdigkeiten von Moore und Byron enthalten allein so viel Erinnerungswerthes über Rogers' Gesellschaften, um ihm Unsterblichkeit zu verleihen, und sie zeigen überdies, daß er nie in die Schwäche verfiel, große Diners für Personen von Rang und Stand zu geben, um närrische Männer und thörichte Frauen um sich zu sehen.

Schon 1796 hatte Rogers auf Ansuchen Aufnahme in die „royal Society“ gefunden, was er that, um mit Männern der

*) Byron soll häufig in Gesellschaften nichts oder auffallend wenig und einfache Speisen genossen haben, um eine ungewöhnliche Mäßigkeit zu affektiren. „Wie lange wird Byron fortfahren dies zu thun?“ fragt Moore den Wirth, als Byron die Gesellschaft verlassen. „So lange Sie fortfahren, es zu bemerken“ war Rogers' Antwort. Thatsächlich erfuhr man, Byron habe sich direct aus der Gesellschaft in ein Gasthaus begeben und dort seine Esslust gestillt.

Digitized by Google

Wissenschaft bekannt zu werden; im Jahre 1804 meldete er sich aus gleichem Grunde zur Aufnahme in den „literarischen Klub“, der fünfzig Jahre früher von Johnson und Reynolds gestiftet, neben den vorzüglichsten Staatsmännern, Gelehrten und Literaten noch manches Mitglied aus der Stiftungsperiode zählte. Hier indeß traf den Dichter eine Zurückweisung; er erhielt beim Ballotement eine schwarze Kugel, die er nur der persönlichen Feindschaft Malone's, des Herausgebers des Shakspere, zuschreiben mochte, obgleich es wahrscheinlicher ist, daß das politische Fieber, welches der französischen Revolution folgte und zu der Zeit noch nicht gedämpft war, Grund genug abgab, ihn, den Whig, nicht in eine vorzüglich aus Tories bestehende Gesellschaft aufzunehmen.

Dieser Ostracismus ward indeß bald vernichtet, als nur einige Jahre später London den Ausbruch des Liberalismus in Versen erfuhr, die dem vergangenen halben Jahrhundert Glanz verliehen. Das war ein goldenes Zeitalter für die Whigs, als Moore seine irischen Melodieen zum Entzücken aller Musikliebhaber in London sang, wie keiner sie bis dahin gesungen hatte; als Moore's und Byron's neue Epigramme cursirten und die Satiren, die in der Gesellschaft von Scott, Wordsworth u. A. im Holland House verfaßt waren. Wie Moore, Byron und Rogers häufig zusammenkamen und vertraulich sich unterhielten, zeigen die Denkwürdigkeiten und Tagebücher dieser berühmten Männer, aber sie geben zugleich den Beweis, daß dieser freundschaftliche Verkehr durchaus nicht einen Pakt gegenseitiger Schonung einschloß, wenn ein scharfer Vers geschrieben, ein witziges Wort gesprochen und ein geistreicher Brief verfaßt werden sollte. Als indeß Byron England verließ und Moore nicht mehr in London war, blieb der Dichter der „Freuden der Erinnerung“ zurück, von Morgens bis Abends ein Mann der Oeffentlichkeit, Frühstück gebend, außer dem Hause dinirend, dann in der Oper, einem klassischen Concert oder in einer jener Versammlungen, die man Gesellschaft nennt.

Nach dem Leichenbegängniß seines Freundes Charles James Fox, im Jahre 1806, schrieb er die „Verse in der Westminster Abbey“, die ihm die Bewunderung für Fox als Whig-Staatsmann und Gelehrten eingab. Er bewunderte seine Reden zu Gunsten des Friedens, als England mit Frankreich Krieg führte, bewunderte seine Liebe zu Homer und Virgil und schätzte nicht minder seinen Geschmack in der englischen Poesie und seine Vorliebe für Dryden's Verskunst. Aber auch der Staatsmann hatte einen hohen Werth gelegt auf die Freundschaft mit dem Dichter, und als Rogers sein Haus in St. James' Place fertig hatte, wünschte er zur ersten Mittagsgesellschaft geladen zu werden.

In demselben Jahre war des Dichters geliebte Schwester Maria Sharpe gestorben, und er beschreibt in einem späteren Gedichte: „das menschliche Leben“ („Human Life“), was Alle bei solchem Verluste empfinden, mit den schönen Worten:

„Mein Sorgen war's — es ist wie gestern mir —,
An deinem Morgen lehn nur mit die,
Ach, er war heim, Maria! sonder Harm,
Und soll zu sterben dann in Schwesterarm.
O liebes Bild, o süße Traumgestalt!
Da, als besiegelt neu dein Segensbund,
Gab sich dein Tod als Liebesopfer kund
Für deines Kindes Heil.“

(Gustav Schwetschke.)

Im Jahre 1812 veröffentlichte er „die Fahrt des Columbus“ („The Voyage of Columbus“) in demselben Bande mit seinen anderen Gedichten. Das Gedicht war zwei Jahre früher als Manuscript gedruckt worden, machte die Runde unter den Freunden des Verfassers, der dadurch eine eingehende Beurtheilung hervorrufen wollte. Auf diese Weise ward es viel besprochen und von denen, die es nicht gesehen hatten, mit Sehnsucht erwartet. Als es endlich dem größeren Publikum zugänglich gemacht wurde, war man enttäuscht durch die fragmentarische Gestalt, den weniger regelmäßigen Versbau und den Mangel eines eigentlichen Motivs. Er hat dies später selbst eingesehen und geringen Werth auf dies Gedicht gelegt, welches „durch eine Reihe von Scenen, entlehnt der malerischen Begebenheit der Reise, der Phantasie des Lesers den Ueberblick des Ganzen zu verschaffen sucht.“ Trotzdem aber daß das Ganze unbefriedigt läßt und wenig zu Herzen spricht, finden sich doch einige Stellen, in denen Naturerscheinungen mit dem dem Dichter eigenen Talente geschildert werden. Zu diesen gehören die Stellen, wo er die Wasserhosen und Passatwinde beschreibt, und in denen Kühnheit des Ausdrucks und freier Schwung mächtig hervortreten.

„Und sieh! der Himmel sinkt, das Meer steigt auf,
In Säulen schießt's zum Wolkenfirst hinauf,
Die ragend stehn und wandelnd nun verrechn,
Gleich wie der Wüste heil'ge Feuer gehn
In stiller Majestät — bis tief die Nacht
Herabsinkt und verlöscht des Bildes Pracht.“

(Gustav Schwetschke.)

Als Rogers den „Columbus“ schrieb, war Amerika noch das Land der Hoffnung für die Freunde der Civilisation, während England, durch die französische Revolution abgeschreckt, jede Staatsreform bis auf den Namen haßte. Die Engländer hatten noch nicht den Negersklaven die Freiheit gegeben und die Amerikaner ihnen nicht auf's Neue die Ketten angelegt. Rogers hatte Dr. Priestley und andere Freunde der Freiheit nach Amerika auswandern sehen, um dem Druck der herrschenden Klasse in der Heimath zu entgehen; daher schildert er es als eine Zufluchtsstätte für alle bedrückten Europäer:

„Hier ist den fremden Völkern allen Frieden,
Den Trauer'gen Trost, den Müden Ruh' beschieden;
Der Sklaven Fessel fällt von selbst alsbalde.“

Die letzte Voraussagung harrt leider noch der Erfüllung. Aber nichts desto weniger sah Rogers Amerikaner gern in seinem Hause und liebte sie mit Parteilichkeit, theils wegen seiner Volksthümlichkeit in den Vereinigten Staaten, theils auch deßwegen, weil sie ihn nicht nöthigten französisch zu sprechen, was er nie gelüsig konnte und darum nicht gern that.

In Europa hörte man damals von nichts Anderem, als von dem Ruhme und dem Elende des Krieges. Napoleon hatte die Oesterreicher und Preußen geschlagen, Holland, Italien und Spanien erobert, und in Portugal kämpfte die englische Armee unter Wellington mit Löwenmuth und großer Gewandtheit, aber noch zweifelhaftem Erfolge gegen die französische. In England vernehmte man den Kriegsschall, illuminirte die Fenster, wenn man von einem Siege auf dem Festlande hörte, und füllte die St. Paul's Kirche mit Statuen und Denkmälern zu Ehren der im Kampfe Gefallenen, ob zur See oder in Spanien und Portugal. Das war ungefähr der politische Zustand und die daraus hervorgegangene Volksstimmung, als Rogers, treu seinen Grundsätzen, den schönen Eingang zum sechsten Gesange seines „Columbus“ schrieb:

„Den Krieg, die Helden singe Andrer Sang,
Blut, Raub und Thräne und Triumphesklang,
Den Morgenherzug, hell in Sonnenpracht,
Ein Mahl der Geier, wenn der Tag vollbracht,
Für Einen Mann so vieler Männer Schlacht.
Ihn singt mein Lied, den Dulder wunderbar,
Der rang und litt in Demuth immerdar
Der Andern mild, sich selber streng nur war.“

(Gustav Schwetschke.)

Digitized by Google

In späteren Jahren, nach seiner Bekanntschaft mit Wellington, fügte er diesen Versen eine Anmerkung hinzu, welche hervorhebt, daß nichts desto weniger das Waffenhandwerk zu allen Zeiten edle Naturen voller Selbstverleugnung aufzuweisen hatte.

So wenig nun auch der „Columbus“ das Publikum und in späteren Jahren den Verfasser selbst befriedigte, so war er doch, nach dem Zeugnisse Moore's, für Byron die erste Anregung zur Idee eines Gedichtes in Fragmenten, zum „Giaur.“ Ueberhaupt schätzte und stellte Byron Rogers sehr hoch. So schreibt er in seinem Tagebuche (24. November 1813.) „Walter Scott ist unzweifelhaft der Beherrscher des Parnassus und der englisch gesinnteste der Dichter. Ich würde Rogers unter den lebenden Dichtern ihm zunächst stellen — (ich schätze ihn so hoch als den letzten der besten (Pope's) Schule) — Moore und Campbell in die dritte Reihe — dann Southey, Wordsworth und Coleridge, und dann die übrigen, οἱ πολλοι.“ An Moore schreibt er am 11. April 1817: „Ich ließ Ihnen neulich eine Botschaft durch Rogers zukommen, von dem ich hoffe, daß es ihm gut gehe. Er ist der Tithonus der Dichtkunst — jetzt schon unsterblich. Sie und ich, wir müssen noch darauf warten.“

Ein Epigramm von Rogers bezog sich auf den unlängst in Indien verstorbenen Lord Dudley, damals Mr. Ward, Parlamentsmitglied und mit Rogers befreundet, der in der Quaterly Review einen scharfen Artikel über den „Columbus“ geschrieben hatte, in welchem es unter anderem hieß, das Gedicht sei allerdings für einen Banquier gut genug geschrieben, sonst aber wenig werth. Der Kritiker verdiente um so mehr einen harten Tadel, als er während der Bearbeitung des Gedichtes mit dem Verfasser in freundschaftlichem Verkehr gestanden und von ihm häufig zu Rathe gezogen worden war: die Kritik war demnach heyllos und hinterlistig zugleich. Während des Zerwürfnisses mit Ward wurde Rogers von einer Dame gefragt, ob er Ward lange nicht gesehen. „Welchen Ward?“ — „Nun, natürlich, unsern Ward.“ — „Unsern Ward! Sie können ihn ganz allein für sich behalten.“

Dies führt uns zu einer Eigenthümlichkeit seines Charakters, welche seine Gegner — und der Whig- und Dissenter-Dichter hatte deren mehrere — als lähmendes Gegengewicht zu seinen unbestrittenen vorzüglichen Eigenschaften mit vieler Selbstgefälligkeit hervorkehrten; wir meinen den Sarkasmus, welchen Rogers in seinen mündlichen Kritiken nicht selten über die Gebühr walten ließ, und zwar selbst gegen seine besten Freunde, was ihm oft später sehr leid that. Allein dieser Charakterzug erklärt sich aus des Dichters beschaulicher Natur und der Mischung seines Wesens aus Humor, feiner Ironie, wahrer Bescheidenheit und strenger Rechtlichkeit, zu dem sich noch ein meist prüfendsinnender Blick der dunkeln Augen im bleichen Gesichte gesellte, welcher zu Zeiten eine durchbohrende Schärfe annahm, wodurch das Wort schärfer verwundete, als beabsichtigt war. Er selbst, fern von Hochmuth, fühlte sich durch Zudringlichkeit verletzt; Eitelkeit und Selbstüberschätzung waren ihm eine beklagenswerthe Erfahrung.

---

* Johann Christian Günther.

Von Adolf Laun.

Leben und Dichten Johann Christian Günther's. Von Otto Roquette. Stuttgart, Cotta'scher Verlag. 1860.

Fast jedes Land hat von jungen, vielversprechenden Künstlern und Dichtern zu erzählen, die als Opfer ihres Talentes und ihres poetischen Triebes durch eigne und der Zeiten Schuld früh zu Grunde gegangen sind, Deutschland aber vor allen. Johann Christian Günther ist einer der merkwürdigsten und interessantesten unter ihnen, denn neben der pathologischen Theilnahme, die sein zwiespältiges, stets im Kampf mit sich und der Welt begriffenes Wesen, sein rasch durchstürmtes, im Elend erlöschendes Leben einflößt, sind es vor Allem seine große Begabung und die Ursprünglichkeit seiner lyrischen Produkte, die dies Interesse auf ihn hinlenken. Er ragt einsam aus der dürrsten Periode unserer poetischen Literatur hervor, seine Erscheinung läßt sich nur aus sich selber erklären und findet in dem, was seine eigentliche Bedeutung ausmacht, im Leide, keinen ebenbürtigen Vorgänger und bis auf Goethe kaum einen entsprechenden Nachfolger. Seit dieser ihm in „Wahrheit und Dichtung“ ein so schönes Denkmal gesetzt und ihn einen Poeten im vollen Sinne des Wortes genannt hat, weist die Literaturgeschichte gern auf ihn hin; doch laufen die Urtheile über ihn sehr auseinander, je nachdem die Donangebenden in ihren großen wissenschaftlichen Werken den populairsirenden Nachschreibern ihren Ausspruch dictiren. — Gegen Gervinus' hartes Urtheil, das mehr auf dem moralischen als ästhetischen Standpunkt steht und das bei Menzel noch rigoristischer geworden ist, bildeln Prutz und Koberstein ein Gegengewicht, und Hoffmann von Fallersleben hat in den „Spenden zur deutschen Literaturgeschichte“, Band II., in objectiver, einfacher und gediegener Weise ein Mittel geboten, den Dichter kennen zu lernen und zu würdigen, indem er Leben, Charakter und Dichten desselben aus aneinandergereihten Notizen und poetischen Belegstellen sich erklären läßt.

Die vorliegende Arbeit des Herrn Roquette, des Dichters von „Waldmeisters Brautfahrt“, ist mit großer Wärme und Theilnahme verfaßt, behandelt Günther und alles auf ihn Bezügliche noch ausführlicher und eingehender und wird ohne Zweifel dazu dienen, den Vielgenannten und Wenigbekannten dem größeren gebildeten Publikum in ein klareres Licht zu setzen, denn die Vorliebe für seinen Helden macht den Verfasser keineswegs blind gegen den starken Schatten, der bei ihm neben dem hellen Lichte steht.

Die Zeit, in der Günther lebte, der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, war eine poetisch trostlose, es fehlte an allem lebenden Inhalt, den das nationale und sociale Leben hätte bieten können. Bei den höheren Ständen umkleidete sich innere Rohheit und Sittenlosigkeit mit dem Flitter äußerer, von Frankreich entlehnter Eleganz; das Bürgerthum, dem Günther angehörte, verkändcherte in devoter ängstlicher Philisterhaftigkeit und verlor stellenweise die altgewohnte Sittenstrenge, um es den Vornehmen an Frivolität gleich zu thun; in den Schulen herrschte Pedanterie und auf den Universitäten im Leben der Studenten eine Rohheit, die sich nur allzu oft und stark in Günthers Gedichten ausspricht. — Kurz, es war ein ernsteliger, prosaischer, gedrückter Zustand der Dinge, und die Poesie, in der derselbe sich spiegelt, ist fast nichts als die geschmackloseste und lederste Hof- und Gelegenheitsdichterei, in welcher der Schwulst der zweiten Schlesischen Schule zu Nüchternheit und blasser Correctheit sich abklärte, ohne daß die nachgeahmten französischen Muster mit ihren besseren Seiten darauf einwirkten.

Im einleitenden Vorwort giebt Herr Roquette hierüber Andeutungen, die uns in die Zeit einführen sollen und die bei dem Reichthum einschlagender kulturgeschichtlicher Werke, unter denen Biedermanns „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert“ hervorzuheben ist, gern hätten umfassender sein können. Der Verfasser erzählt Günthers kurzes, mit keinen großen Ereignissen in Verbindung stehendes, aber äußerlich viel bewegtes und innerlich tief erregtes Leben (er war geboren zu Striegau in Schlesien 1695 und starb zu Jena 1722) in fortwährendem Hinblick auf seine Poesieen, die da, wo sie nicht bestellte Gelegenheitsgedichte sind und wo der wahre Dichter im Verdrusse zum Vorschein kommt,

Digitized by Google

allerdings der unmittelbarste Ausdruck seiner äußeren und inneren Erlebnisse sind. Die Theilnahme, mit welcher der Verfasser erzählt, die individuellen Farben, die er in den besten ihm zugänglichen Quellen, vor allem aber in den Selbstbekenntnissen, welche durch alle Günther'schen Gedichte zerstreut sind, findet, machen dies Lebensbild zu einem ebenso anziehenden wie erschütternden. Die dürftige, aber glückliche Jugend, die ersten Dichterversuche und Erfolge auf der Schule zu Schweidnitz, wo sein erstes und letztes Drama von den Schülern aufgeführt wird, sein Liebesverhältniß zur vielbesungenen Leonore Lachmann, ihre erzwungene Untreue, seine Verzweiflung darüber, aus der Herr Roquette zum Theil seine Wandlung, sein Verfallen in ein wüstes Studentenleben in Wittemberg motivirt; sein Aufenthalt in Leipzig, wo er vermöge seiner Liebenswürdigkeit und seines Talentes Gönner findet und sich wieder in gebildeten Kreisen bewegt; das Fehlschlagen der Hoffnung auf eine Hofdichteranstellung in Dresden und Wien, sein Zurückfallen in die frühere Zerfahrenheit, die Wiederanknüpfung mit der Wittwe gewordnen Jugendgeliebten, sein erneutes Schwelgen in Sinnesgenüssen mit ihr, der Hoffnungsschimmer, der ihm in Breslau in günstigeren Verhältnissen lächelt, das Zerschlagen aller seiner Pläne, die fünfmal vergeblichen Bemühungen, vom harten Vater Vergebung zu erlangen, sein Umherirren im Schlesischen Gebirge, seine letzten Tage in Jena, wohin er gebrochenen Herzens wandert, und wo er im achtundzwanzigsten Lebensjahre im Elend stirbt, — das alles sind Ereignisse und Zustände, die an und für sich nicht bedeutend, doch in dem sie sich in einem und tief und lebendig empfindenden Dichtergemüthe, in einem reichbegabten Geiste spiegeln, ein überwältigendes Interesse in Anspruch nehmen, die hier mit wärmeren und lebhafteren Farben geschildert werden, als es bis jetzt geschehen war.

In der Gesammtbetrachtung, die der Verfasser in einem längeren Kapitel den Dichtungen Günthers widmet, zeigt sich eine große Empfänglichkeit für das, worin derselbe alle seine deutschen Zeitgenossen überragt, und was ihn unseren größten lyrischen Dichtern nahe bringt. Die formellen Vorzüge, die Abrundung und einschmeichelnde Leichtigkeit seiner Liederstrophen, in deren neuer Bildung er einen schöpferischen Reichthum entfaltet, wo die Stimmung selber den Rhythmus dictirt und dieser sich bei der Fülle überraschender, spielend verbundener Reime dem Ohre wie Melodie aufdringt, die Reinheit und Correctheit seines Ausdruckes, der nur da, wo er sich gehen läßt, in die Geschmacklosigkeiten seiner Zeit verfällt, und dann freilich mit vielen Rohheiten, Trivialitäten und Cynismen behaftet ist — dies alles steht dem Verfasser, dessen Urtheil mit dem Goethe's übereinstimmt, nur in zweiter Reihe. Ueber das, was er mit Recht noch höher stellt, spricht er sich so aus: „Die Stimmung ist es, welche selbst noch in den am meisten formell verwahrlosten Gedichten bezaubernd wirkt, denn zum ersten Mal dringt uns die ganze enthüllte Innerlichkeit der Menschenbrust entgegen, jener tiefe und volle Gemüthston, die Seele des Dichters. Aufrichtig, bis zum Erschrecken aufrichtig spricht er seine Empfindungen aus. Seine Freude, der wildeste Jubel seiner Jugendverirrung, sein reinstes Glück, seine Leidenschaft, seine Verzweiflung, Alles quillt schrankenlos ungeheuchelt und ohne Phrase aus seiner Brust, trägt immer den Stempel der Wahrheit. Die unverhüllte Menschlichkeit ist es, die in ihrer Kraft, so wie in ihrer Schwäche und in ihrem Erliegen aus seinen Liedern spricht." — Neben dem Liebeslied, in dem Günthers größte Stärke besteht (der Verfasser giebt in den in die Biographie eingeflochtenen Auszügen vielfache Proben davon) sind auch seine zahlreichen religiösen Gedichte bemerkenswerth, doch haben nur wenige davon den Charakter eines Kirchenliedes, da sie wie Alles, was Günther dichtete, durchaus persönlich gehalten sind. Aehnlich ist es mit den Satiren, die neben dem literargeschichtlichen ein gewisses kulturgeschichtliches Interesse gewähren, obgleich sie in kürzeren oder eingehenderen Bruchstücken zerstreut aus der Unzahl seiner Gelegenheitsgedichte herausgelesen werden müssen, bei ihrer persönlichen Heftigkeit und subjektiven Haltung kaum dem hergebrachten ästhetischen Charakter dieser Dichtform entsprechen und nur mit Vorsicht als Zeitgemälde benutzt werden dürfen.

Statt dem Verfasser in die Besprechung derselben und der anderen lyrischen Dichtungsarten, von denen Günther keine unversucht ließ, zu folgen, erwähnen wir noch, daß der Friedensode, die den Türkenbesieger Prinz Eugen in fünfhundert Versen feiert und ihrer Zeit sehr berühmt war, eine ausführliche Besprechung zu Theil wird, und lassen hier das Schlußwort der Lebensskizze folgen, das dem entspricht, was Goethe von Günther sagt: Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben und sein Dichten. — „Sein Leben fiel in eine elende, poesielose Zeit, die sich wie eine lange Nacht des Uebergangs zu um so helleren Tage noch über Deutschland hin breitete. Er tauchte auf, ein überraschendes, prächtiges Gestirn, das all sein Feuer in eine kurze Stunde sammelte und sich so in der eigenen Gluth verzehrte. Wir können ihn um seiner Fehler willen beklagen und bemitleiden, aber ihn, wie es häufig geschieht, verdammen, wäre ungerecht. Zeitumstände und fremde Schuld haben mitgewirkt, ihn zu verderben. Aber wie ein warnender Mahner steht er für alle da, die sich vermöge ihrer dichterischen Individualität über einem sittlichen Gesetz, über einem ernsten Lebensplane wähnen. Sei die Zeit dem Dichter günstig oder ungünstig, er soll wirken und schaffen, denn nicht bloß durch innere Erfahrung, erst durch Plan und Arbeit kommt der Mensch zur Reife."

Eine Auswahl der besten Günther'schen Gedichte bildet den Anhang zu dieser Lebensskizze. Wir halten ihn für eine unerläßliche Beigabe, denn außer dem, was in den gewöhnlichen Anthologieen steht, kommt wohl selten eins dieser Lieder noch vor die Augen des Publikums, es müßte denn das bekannte Studentenlied sein: „Brüder, laßt uns lustig sein. Weil der Lenz der Jugend währet." — Nur hätten wir die Auswahl umfassender gewünscht. Herr Roquette hat aus den alten voluminösen Ausgaben, die nur noch ein Literaturforscher durchzulesen im Stande ist, in Wust und Spreu die Goldkörner des Schönen ausgelesen, aber um den Menschen, den Dichter und seine Zeit ganz zu charakterisiren, wären doch auch einige der uns jetzt so ungeheuerlichen Produkte, die immer noch Spuren seiner überlegenen Begabung tragen, nöthig gewesen. Selbst einige, wenn auch abgekürzte Gelegenheitsgedichte, mit ihren wunderlichen Ueberschriften gehörten dazu.

* Zur Kunde der klassischen Literatur.

Deutsche Dichter und Denker. Herausgegeben von Ludwig Lenz. Hamburg, Vereinsbuchhandlung.

Dieses bestweise erscheinende Werk ist nach der im Programm ausgesprochenen Absicht des Herausgebers dazu bestimmt, die Kenntniß unserer klassischen Literatur, hauptsächlich der letzten hundert Jahre, in den weitesten Kreisen gebildeter Leser allgemeiner zu machen. Das erste Heft, welches gleichsam als Ankündigung und Probe des Unternehmens erschienen ist, verspricht Gutes und ist ganz geeignet, demselben die allgemeine Beachtung zuzuwenden, zumal wir gleich im Beginn Namen von bestem Klange begegnen, welche erwarten lassen, daß es sich um Dar-

Digitized by Google

stellungen von mehr als flüchtigem Reiz, daß es sich um werthvolle Besprechungen der Schätze unserer Nationalliteratur handle.

Der Herausgeber beabsichtigt nicht eine fortlaufende Geschichte der deutschen Literatur, sondern sucht das Interesse der Leser dadurch rege zu erhalten, daß er die namhaften Vertreter derselben und die hervorragendsten Werke ohne feste chronologische Folge in einer Reihe selbständiger Abhandlungen ihnen vorführt. Proben aus den besprochenen Werken und Illustrationen, auf deren künstlerische Ausführung — nach dem im ersten Hefte Dargebotenen zu urtheilen — ganz besonders Bedacht genommen zu sein scheint, dienen zu näherer Veranschaulichung. Ist auch an Literaturgeschichten — von berufenen und unberufenen Verfassern — gegenwärtig kein Mangel, denn deren bringt fast jede Buchhändlermesse, so darf doch die anziehende und unterhaltende Form, die hier gewählt ist, auf großen Beifall rechnen, vorausgesetzt, daß der Herausgeber in der Wahl tüchtiger Mitarbeiter Geschick und Glück hat. Es ist ein beherzigenswerthes Wort, das Adolf Stahr in dem einleitenden Aufsatze „über Goethe's und Schiller's Bedeutung für das deutsche Geistesleben“ äußert: Wie die Weisen des Alterthums in dem gewissenhaften Gebrauche der von der Gottheit verliehenen Gaben den besten Dank an die Geber und Verleiher derselben erkannten, so ergeht billig auch an unser Volk die Aufforderung: den wahren Dank für den Besitz dieser seiner Geistesheroen dadurch abzutragen, daß er sich in diesem Besitze seinem ganzen Umfange nach in allen Richtungen immer tiefer in Leben und Streben, in Literatur und Wirklichkeit des nationalen Daseins beseflige. Hier ist noch viel zu thun. Jahrhunderte noch werden die Geschlechter der deutschredenden Menschen zu streben und zu arbeiten haben, um diese große Verlassenschaft der Vergangenheit sich voll anzueignen und den großen Bau eines Volkslebens auszubauen, der, getragen von den Säulen der Wahrheit, Schönheit und Freiheit und überwölbt von den erhabenen Gedanken der Humanität, dem deutschen Geiste, wie ihn Goethe und Schiller gefaßt und dargestellt haben, die seiner würdige Wohnstätte bereitet.“

Außer der eben erwähnten warm geschriebenen Abhandlung hat Adolf Stahr zu diesem ersten Heft noch einen vortrefflichen Aufsatz über Schiller's „Kabale und Liebe“ geliefert, nicht sowohl eine ästhetische Würdigung, als eine klare Darlegung der vielfachen Beziehungen, in denen jene Tragödie zu den sittlichen und socialen Zuständen jener Zeitepoche steht, in welcher sie im Sturm und Drange des jugendlichen Dichterherzens geschaffen ward. Außerdem finden wir Aufsätze über Goethe's und Schiller's Eltern, über die Stuttgarter Karlsschule (von Julius Rodenberg), über Goethe's Götz von Berlichingen (von Josef Rank) und über Wieland's Oberon. Die Illustrationen gehören zu dem Besten, was in dieser Hinsicht bei uns geleistet worden ist.

F. W. S.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Dios no quiso. Spanische Kriegs- und Friedensscenen. 2 Thle. Von F. vom Thurm. — Die Söhne des Grafen von Benneval. Historischer Roman in 4 Theilen. Von E. Breier. — Alte und neue Geschichten aus Bayern. Von H. Schmidt. — Der Landdoktor. Von F. Pocci. — Novellen. Von Ferdinand Kürnberger. — Epische Dichtungen. Von Julius Grosse. — Stillleben. Lyrische Dichtungen. Von Karl Beck. — Lucifer oder die Demagogen. Drama in 5 Akten. Von Robert Giseke. — Memoiren meines Lebens. Gefundenes und Empfundenes. Von J. F. Castelli.

* In der bekannten Tauchnitz-Ausgabe der englischen Werke erscheint in Kurzem die Fortsetzung der großen Geschichtswerke von Macaulay, soweit sich dieselbe im Nachlasse des Geschichtsforschers vorfand. Seine Schwester, Lady Trevelyan, hat die Herausgabe übernommen. Leider geht des Verfassers Manuscript nur bis zum Tode Wilhelms III. im Jahre 1702. Das letzte Capitel hat zwei Lücken.

* Es liegt und der letzte Jahrgang der illustrirten Monatsschrift des Bernischen literarischen Vereins „die Schweiz“ vor, welche unter der Redaction von Ludwig Eckardt und Paul Volmer in der Sieckr'schen Verlagshandlung zu Frick im Aargau erscheint. Sie ist ein erfreulicher Beweis, wie sehr das geistige Leben des stammverwandten Schweizervolks sich im engen Verkehr mit der deutschen Nation erhält, während das kleine Rachbarvolk an unserer nördlichen Grenze, das einst in der deutschen Bildung die reichste Quelle seiner geistigen Kraft fand und sich mit ihr in lebendigster Wechselwirkung befand, sich jetzt in seiner gespreizten Eitelkeit in seine insularische Abgeschiedenheit zurückzieht, wo seine Geistesthätigkeit außerhalb seiner engen Grenzen von Mit- und Nachwelt unbeachtet bleibt und in sich selbst verkümmern wird. Zwar ist der Inhalt der erwähnten Zeitschrift vorzugsweise schweizerisch, allein wie sehr dabei die Herausgeber sich des idealen Zusammenhangs bewußt sind, geht aus den Worten hervor, mit denen sie dem Vorwurf des lokalen Particularismus begegnen. „Wir glauben vielmehr,“ heißt es in dem Programm zu dem letzten Jahrgang, „daß unser Blatt nur dann für Deutschland einen Werth hat, wenn wir, statt die Zahl der deutschsprechenden Zeitschriften um eine überflüssige zu vermehren, entschieden schweizerisch sind. Es ist die Zeit gekommen, wo Deutschland das Beispiel der Schweiz verstehen und mit Erfolg benutzen kann. Die Schweiz hat den altgermanischen Geist innerlich und äußerlich (in der Sprache) besser bewahrt, als Deutschland selbst, und ihn in einem freien Staatsleben entwickelt. Wenn der Schweizer erst jetzt nach vollendetem Ausbaue seines politischen Ideals Zeit gewinnt, Kunst und Wissenschaft mit größerer Liebe und Ruhe zu pflegen, so ruft dagegen eine neue Zeit den Deutschen von der einseitigen ästhetischen und intellectuellen Kultur zum Baue eines freieren Staates. Wir sehen im Schillerfeste diesen Standpunkt, an welchem der Schweizer und der Deutsche ihre bisherige Hauptaufgabe tauschen. Möge es uns daher gelingen, dem deutschen Volke in Dichtung und Abhandlung ein Bild des schweizerischen, eines freien, vorzuhalten! Dann wird dem Deutschen unser Blatt um so werther sein, je schweizerischer wir sind.“ — Wir bemerken noch, daß, außer einigen biographischen Beiträgen, der Inhalt vorzugsweise novellistisch ist. Wenn auch in diesen Bildern auch dem Volksleben schweizerische Landschaft und Sitte sowohl Staffage als Motiv bilden, so wird doch das Interesse deutscher Leser dadurch keineswegs beeinträchtigt.

* Ueber das neueste Buch von Wilhelm Kieffelbach „Der Gang des Welthandels und die Entwicklung des europäischen Völkerlebens im Mittelalter“ äußert sich eine Kritik in der „Allgemeinen Zeitung“ folgendermaßen: „Wenige Erscheinungen der neueren staatswissenschaftlichen Literatur haben wir mit gleicher Befriedigung, gleich großem Gewinn an Anregung und Belehrung aus der Hand gelegt wie die genannte neueste Arbeit von Kieffelbach. Was dem Verfasser als einem der bedeutendsten staatswissenschaftlichen Schriftsteller seit langer Zeit Anerkennung und Freunde erworben hat, berührt er im „Gang des Welthandels“ in hervorragender Weise: großartig socialpolitische Conception in Auffassung der volkswirthschaftlichen Seite des Kulturlebens, verbunden mit jener das publicistische Talent ausmachenden Fähigkeit, die Lapidargedanken auch zugleich in kleine blanke Münze auszuprägen. Zu beidem ist er befähigt durch ein nicht gewöhnliches formelles Talent und durch eine umfassende Bildung, welche zwar dem staatswissenschaftlichen Schwerpunkte folgt, aber auch auf andern Gebieten, wie Rechts- und Kirchengeschichte, überhaupt im ganzen Umkreise der Kulturgeschichte mit seltener Leichtigkeit und weitreichendem Wissen sich bewegt.

* Die Selbstbiographie von Ludwig Relistab, „Aus meinem Leben“, reicht in den beiden vorliegenden Bänden nur bis in das Jahr

Digitized by Google

1825, bis zum letzten Besuche bei Beethoven in Wien. Die Kölnische Zeitung sagt: Hoffentlich wird aus dem Nachlasse des Verstorbenen die weitere Folge seiner biographischen Aufzeichnungen der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten bleiben. Hat doch Aelstab selbst verheißen, daß sie mit dem Schlußbande bis in die Zeiten seines späresten Alters hinaufreichen, wenn auch vielleicht bis zu seinem Tode ungedruckt bleiben sollten. Daß die Biographie eines Mannes wie Aelstab, der mit den bedeutendsten Schriftstellern und Künstlern seiner Zeit in lebendigem Verkehr gestanden, sehr interessant sein muß, darf mit Recht vorausgesetzt werden. Die erste Bekanntschaft mit K. M. von Weber und Tieck wird im 5. Kapitel des 2. Bandes geschildert. Das 7. Kapitel ist Jean Paul gewidmet. Weiter begegnen wir dann in bunten Wechsel Johanna Schopenhauer, Maler Müller, Hummel, Goethe, Fritz Mendelssohn-Bartholdy, der Mara, Radowitz, Hebel, Hammer-Purgstall, Henriette Sontag, Fr. v. Schlegel und zuletzt Beethoven, dem das ganze letzte Kapitel des zweiten Bandes gewidmet ist.

* In der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin hielt am 5. Januar Heinrich Barth einen Vortrag. Nach einer Mittheilung desselben ist der Baron v. Decken in Begriff, über Zanzibar in das Innere von Afrika einzudringen; diese Nachricht ist ihm durch den britischen Consul am letzteren Orte zugegangen. Derselbe Brief berichtet, daß die Mörder Roscher's ihre Strafe erlitten haben, erwähnt des großen Wasserreichthums des Nyassa-See's und der bedeutenden Ausfuhr von Elfenbein und Sclaven über Zanzibar. Zuletzt sprach Herr Barth über die verschiedene Gestalt der Alpen und der Potenzen, mit Bezug auf die Eisenbahnen, welche dort bereits in Angriff genommen sind oder deren Bau später bevorsteht, zum Theil nach eigener früherer Anschauung. Die Pyrenäen bieten größere Schwierigkeiten dar, als die Alpen, weil sie steiler als diese anlegen; auf demselben Grunde ist der Bau auf der spanischen Seite schwieriger, als auf der französischen. Die Gletscher sind bei den Pyrenäen begränzter, als in den Alpen. Zum Schluß machte der Vortragende auf die schwer zu überwindenden Pässe in den Pyrenäen aufmerksam. — Das Januarheft von Petermann's Geographischen Mittheilungen erstattet Bericht von den Ergebnissen der Zeichnungen für Th. von Heuglin's Expedition nach Inner-Afrika zur Aufrichtung der Schicksale Dr. E. Vogel's und zur Vollendung seines Forschungswerkes. Bis jetzt sind im Ganzen 10,710 Thaler eingegangen; die vierte Quittung schließt mit 3755 Thlr., während die erste, vom 15. August, nur 1095 Thlr. nachwies; ein Wachsen der Theilnahme ist daher nicht zu verkennen. Bis jetzt haben 105 Ortschaften beigetragen; kleine Orte sind oft durch stattliche Beiträge vertreten. Ein specielles Gesuch zur Unterstützung wurde direct an 33 deutsche Fürsten und Senate freier Städte gerichtet, von denen bis jetzt 21 einen Beitrag bewilligt haben, voran der Herzog von Coburg mit 1200 Gulden, der Großherzog von S. Weimar-Eisenach mit 400 Thlr., der König von Baiern und der König von Würtemberg jeder mit 285 Thlr. 21 Sgr. 5 Pfg., der Großherzog von Baden mit 200 Thlr., der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin mit 100 Thlr., der Senat von Bremen 200 Thlr., der Senat von Hamburg 200 Thlr., der Senat von Lübeck 60 Thlr., der Senat von Frankfurt a. M. 342 Thlr. 25 Sgr. 6 Pfg.

* Bremen, 31. Januar. Der Künstlerverein beging gestern in einer sehr zahlreich besuchten Versammlung, an welcher die Damen theilnahmen, eine Erinnerungsfeier zu Ehren Franz Schuberts. Es wurde nach einer kurzen biographischen Einleitung eine Reihe von Compositionen des Meisters ausgeführt, unter denen das Trio in Es dur (Op. 100.) vorgetragen von den Herren D. Engel, Bötijer und Cabisius, den Mittelpunkt bildete. Einige der schönsten Lieder wurden von Fräulein Charlotte Beste und Herrn Director Behr gesungen; die Herren der Liedertafel führten den »Nachtgesang im Walde« mit Hornbegleitung aus. Besonderes Interesse gewährte ein reizendes Ständchen für Frauenstimmen (Op. 135), zu welchem sich eine Anzahl von Damen unter der Leitung des Herrn Musikdirectors Reinthaler vereinigt hatte.

Die zweite deutsche allgemeine Kunst-Ausstellung.

* Die deutschen Künstler, welche im August des vorigen Jahres in Düsseldorf ihre Versammlung hielten, haben bekanntlich beschlossen, im Jahre 1861 in Köln zu tagen. Gleichzeitig soll die zweite deutsche allgemeine Kunstausstellung, nach Art der zu München stattgefundenen, in Köln erfolgen. Der Hauptvorstand der deutschen Kunstausstellung, bestehend aus den Herren Bendemann, A. Achenbach, C. Sohn, Jul. Roeting, F. Heunert und A. Michelis, machen von Düsseldorf aus das Nähere über die Ausstellung und die Versammlung in folgender Weise bekannt.

Die deutsche Kunstgenossenschaft hat auf der 5. General-Versammlung beschlossen, eine zweite deutsche allgemeine Kunst-Ausstellung, und zwar in Köln, abzuhalten; ein von jener Stadt eingereichter Antrag wurde mit der entschiedensten Majorität angenommen. Durch die Freigebigkeit eines edlen Bürgers stehen dort die Räumlichkeiten des neuen Museums zur Verfügung, ein Ausstellungs-Local, wie es nicht leicht eine zweite Stadt unseres Vaterlandes aufweisen dürfte. Die Räume, welche bestimmt sind, später die Kunstschätze aller Zeiten, durch langjährigen Fleiß gesammelt, aufzunehmen, sollen im Sommer 1861 ihre Weihe dadurch erhalten, daß die deutschen Künstler der Gegenwart dort ihre Schöpfungen vereinigen, um eine Uebersicht dessen zu geben, was die letzte Zeit geschaffen. War die Aufgabe der Münchener Ausstellung hauptsächlich die, Alles zu vereinigen, was deutscher Geist seit Carstens in den bildenden Künsten geleistet, und hat sie vielelbe auf das glänzendste gelöst, so soll die zweite deutsche Ausstellung sich dieser anreihen; sie soll einestheils Kunstwerke der letztvergangenen Zeit, welche durch verschiedene Umstände der Münchener entgehen blieben, möglichst vollständig sammeln, anderntheils soll sie die Schöpfungen der allerneuesten Zeit in sich vereinigen und das Zeugniß ablegen, daß echt deutscher Geist noch immer in der deutschen Kunst waltet, daß die Jünger des Erbe ihrer Väter bewahrt haben. Der unterzeichnete Haupt-Vorstand verhehlt sich nicht, daß eine Nachlese von älteren Kunstwerken nicht die Bedeutung haben könne, wie eine Ausstellung in München, bei welcher man in die Schätze, die 70 Jahre geschaffen und gesammelt, hineingreifen durfte; er hält sich um so mehr verpflichtet, die verschiedenen Local-Vorstände gerade auf diesen Punkt besonders aufmerksam zu machen und sie auf das dringendste zu ersuchen, keine Mühe und keinen Fleiß zu sparen, um diesen Theil des Programms möglichst zu vervollständigen. Allerorten sind noch Kunstschätze zerstreut, und darunter Sachen von größter Bedeutung; es ist Aufgabe der Vorstände, diese zu sammeln, so wie dahin zu wirken, daß die Künstler ihre Schöpfungen der letztern Jahre möglichst vollständig auf dieser Ausstellung zu vereinigen.

Der Hauptvorstand wendet sich an die Besitzer von Gemälden und Galerieen, er wendet sich vertrauensvoll an die deutschen Fürsten und Großen mit der Bitte, zu einem edlen Zwecke sich auf kurze Zeit ihrer Kunstschätze entäußern zu wollen und sie in einer Stätte zu vereinigen, welche durch deutschen Edelsinn für die Kunst geschaffen worden ist.

1. Die zweite deutsche allgemeine Ausstellung beginnt am 1. Juli und endigt am 1. October 1861.
2. Die Ausstellung findet Statt in den Räumen des neuen Museums »Wallraf-Richarz« und umfaßt Gemälde, Cartons, Zeichnungen, plastische Arbeiten, architektonische Entwürfe, Kupfer- und Stahlstiche, Holzschnitte, Lithographieen, Photographieen, (in so weit diese zur Ergänzung der kunstgeschichtlichen Seite der Ausstellung mitwirken können).
3. Nur Werke von Künstlern deutscher Nation oder solcher, welche ihre künstlerische Ausbildung auf deutschen Kunstschulen empfangen haben oder sonst thatsächlich solchen Schulen angehören, werden aufgenommen.
4. Nicht nur Werke lebender Künstler werden aufgenommen, sondern auch solche Verstorbener, welche auf eine charakteristische Weise den Entwicklungsgang der deutschen Kunst bezeichnen, und zwar soll dieser von dem Beginne der künstlerischen Thätigkeit von A. Carstens, Schick und Bächter an gerechnet werden.
5. Kunstwerke, welche bereits auf der ersten allgemeinen deutschen Kunstausstellung in München ausgestellt waren, sind nicht zulässig. sei es denn, daß sie zum Verständniß eines Cyclus oder einer historischen Reihenfolge nöthig sind.
6. Die lebenden deutschen Künstler werden dahin mitwirken, daß das Beste und Gelungenste ihrer Schöpfungen zur Ausstellung gelange.
7. Einzelne Künstler, welche an Orten wohnen, wo kein Schiedsgericht besteht, haben ihre Arbeiten dem Schiedsgericht zu unterwerfen, welches von dem nächstwohnenden Künstlerverein gebildet wird.
8. Die Namen der Besitzer der Kunstwerke werden im Kataloge erwähnt.
9. Nur für solche Kunstwerke, welche bis zum 15. Juni einlaufen, und welche von einem legalen Schiedsgericht begutachtet sind, übernimmt das Geschäfts-Comite die Frachtspesen der Hin- und Rücksendung. Zuschriften werden unter der Adresse des Schriftführers (A. Michelis) erbeten.

Se. königl. Hoheit der Großherzog von Sachsen-Weimar haben gerucht, für die Ausstellung der deutschen Kunstgenossenschaft eine goldene Medaille für jedes Kunstfach auszusetzen.

Die Künstler-Versammlung findet im Jahre 1861 am 14., 15. und 16. August in Köln Statt; das Nähere wird seiner Zeit mitgetheilt werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℳ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℳ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 6. Bremen, 10. Februar. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Samuel Rogers. Von Heinrich Jolowicz.
Bauli's Bilder aus Altengland.
Zur Beurtheilung der Künsten.
Literatur und Kunst.

* Samuel Rogers.

Ein Beitrag zur Geschichte der englischen Literatur.
Von Heinrich Jolowicz.

III.

Zwei Jahre nach dem „Columbus“ erschien 1814 Rogers Gedicht „Jacqueline“ in einem Bande mit Byron's „Lara.“ Beide Dichter hatten sich nicht genannt, obgleich ihre Verfasserschaft kein Geheimniß war. Der Verleger, Murray, zahlte ihnen den enormen Preis von einer halben Guinee für die Zeile, und anstatt sich über dieses Geschäft zu beklagen, gestand er später, es sei sehr vortheilhaft für ihn ausgefallen. Es war dies übrigens das einzige Mal, daß Rogers nicht selbsteigen den Druck seiner Arbeit veranlaßte. „Jacqueline“ ist zwar kein hervorragendes, aber doch ein sehr ansprechendes kleines Gedicht, mit ausgezeichnetem Versbau, welches, so leicht der Gegenstand ist, doch Stellen enthält, die durch das Ohr auf das Herz wirken und von Allen, deren Geschmack nicht ganz dem neuen Stile mystischer Wortfügungen und schlechter Reime ergeben ist, immer werden festgehalten werden.

Doch, die sanfte, liebenswürdige, anmuthige „Jacqueline“ war eine unpassende Begleiterin für die finstere, geheimnißvolle, rachsüchtige „Lara“ und wurde Veranlassung zu manchem Scherz; daher löste der Verleger die Verbindung bei der zweiten Auflage auf. Wie hoch Byron das Gedicht von Rogers stellte, besagt sein an denselben am 27. Juni 1814 gerichteter Brief, welcher mit den Worten beginnt: „Sie hätten mir kein angenehmeres Geschenk als „Jacqueline“ machen können, — sie ist ganz Grazie, Sanftmuth und Poesie. Letztere ist so vorherrschend, daß man gar nicht den Mangel der Handlung fühlt, die einfach, aber hinreichend ist. Ich wundere mich, daß Sie nicht öfter dergleichen arbeiten. Ich habe Sympathie für sanftere Regungen, wenngleich sehr wenig in meiner Weise, und Niemand kann sie so treu und glücklich malen, wie Sie.“ Und als ein Kritiker sich's herausnahm zu behaupten, „Jacqueline“ sei eine fleißig ausgearbeitete, aber etwas alberne Idylle, da sagte Byron: „der Mann ist ein Narr; „Jacqueline“ ist „Lara“ so überlegen, wie Rogers mir“, ein Ausspruch, den er übrigens mit anderen Worten bereits in der Vorrede zur ersten Auflage that.

Der im Frühjahre 1814 nach der Verbannung des Kaisers Napoleon auf die Insel Elba und der Rückkehr der Bourbonen mit Frankreich geschlossene Friede hatte den englischen Reisenden wieder den Kontinent geöffnet, und Rogers machte sich im Herbste mit seiner Schwester Sarah auf den Weg nach Italien, ging über Paris und die Schweiz und benutzte dabei den Simplon-Paß. Er besuchte Mailand, Venedig, Bologna, Florenz, Rom und Neapel, wo Murat noch als König herrschte. Von Neapel trat er die Heimreise an; bei der Ankunft in Florenz, Anfangs April 1815, erfuhr er die Flucht Napoleons von Elba, dessen Rückkehr nach Frankreich und den bevorstehenden Wiederbeginn des europäischen Krieges. Dies beschleunigte seine Heimkehr durch Tyrol und Deutschland, wo die Nachbut der verbündeten Heere sich zu einer entscheidenden Schlacht gegen die Franzosen rüstete. Er kam durch Brüssel, als es von Wellington's Armee besetzt war, durch Gent, als Ludwig XVIII. dort residirte, und erreichte London gerade sechs Wochen vor der Schlacht bei Waterloo.

Am 7. Juli 1818 starb Sheridan, und wieder finden wir Rogers als Helfer und Tröster, wenn alle Anderen sich zurückzogen. Richard Brinsley Sheridan, berühmt als Schauspieler, Dichter und Gelehrter und einer der thätigsten und beredtesten Oppositionsmänner im Parlamente, war theils durch eigene, theils durch der Seinen Schuld in die härteste Lebensbedrängniß gerathen, aus welcher ihn nur der Tod endlich ganz erlöste. Noch während seiner letzten Krankheit sollte ein Gerichtsdiener einen Personalarrest an ihm vollziehen und ihn, in Decken gehüllt, ins Gefängniß abführen, was nur auf Einspruch der Aerzte unterblieb. Um nun dem sterbenden Dichter das armselige Recht zu verschaffen, ungestört sterben zu können, schoß Rogers 150 Pfd. Sterl. vor, „nicht die erste Summe dieses Betrages“ sagt Moore in seinem Leben Sheridan's. Am folgenden Sonntage wurde der große Todte durch ein öffentliches Leichenbegängniß in der Westminster-Abtei geehrt, welchem sich zwei Herzöge aus der königlichen Familie und viele hervorragende Mitglieder des hohen Adels anschlossen. „Und es war interessant zu beobachten“, sagt Moore, „wie in dem Zuge von allen diesen Herzögen, Marquis, Grafen, Baronen, Ehrwürden, Hochehrwürden, Prinzen von Geburt und ersten Staatsbeamten, Seite an Seite die beiden einzigen Männer einhergingen, welche nicht darauf gewartet hatten, bis sie ihre Eitelkeit befriedigen konnten — Dr. Bain und Samuel Rogers“. — Während des Aufenthaltes in Italien betrachtete Rogers Alles, was ihm entgegentrat, mit dem Auge des Dichters und Malers, füllte sein Tagebuch mit

Digitized by Google

genauen Aufzeichnungen über Landschaft, Klima, Volk und Sitten, brachte auch die ihn auf dem klassischen Boden belebenden Ideen zu Papier, um das Ganze für ein späteres Gedicht zu benutzen; vorläufig jedoch wurde es bei Seite gelegt, da ein anderes halbfertiges Gedicht das Abschlusses harrte: wir meinen das im Jahre 1819 veröffentlichte „menschliche Leben“ („Human Life“). In diesem Gedichte erreichte Rogers' Talent den Höhepunkt seiner Begabung; Gefühle, Empfindungen, häusliche Scenen und Lebensregeln sind darin mit einer Meisterschaft, Erhabenheit und Klarheit geschildert, welche selten, wenn überhaupt je übertroffen worden. Der Eingang des Gedichtes, welcher die Aufeinanderfolge der Lebensereignisse von der Geburt bis zum Tode beschreibt, lautet:

„Der Lerche Danklied schmolz im Aetherblau,
Die Biene summte schläfrig heim zum Bau;
Doch rings im Thal blieb keine Glocke stumm,
Auf hohem Schloß geht hell die Freude um.
Dort glänzen Lichter, goldig perlt der Wein,
Und manche Freudenthräne glänzt d'rein,
Denn froh umtaumt, auf Daunen hold geschmiegt,
Ein schlummernd Erdenkind des Grafen liegt. —

Ein Kurzes wohl — und jene Glocke grüßt
Durch's Thal den Tag, von Neuem lustversüßt;
Zum Jüngling ward das Kind, der Jüngling Mann,
Der Preis und Ruhm, den Vätern gleich, gewann;
Dann giebt sein Lendenstück der Riesenstier,
In duft'gen Flaschen schäumt ein Meer von Bier,
Und schluchzend läßt am sodennten Kamin
Der Kindheit Bilder dann vorüberzieh'n
Die treue Amme bis zur späten Nacht —:
„'s war dieser Schooß, wo er so oft gelacht!“ —

Und wieder klingt und schwillt es süß und weich,
Was wälzt vom Schloß sich dort! sieh, durch's Gezweig
Erglänzt ein bräunlich Weiß, die Hymne schallt,
Gestreut ruh Veilchen ringst, und Jung und Alt
Lugt freudig aus dem grüngeschmückten Thor,
Und Segenswünsche gieß'n zu Gott empor,
Dieweil gesenkten Blicks, zur Seit' ihm traut,
Im Spitzenschleier wallt die zarte Braut. —

Und aber, wenn ein Kurzes noch entfloh'n,
Da hebt vom Thurme dort ein and'rer Ton,
Wenn die Gemächer schwarz verhängt mit Flor,
Und Schlusgen herrscht, wo einst der Freude Chor;
Wenn langsam, feucht von frommer Kindeszähr',
Die Schwelle weicht, auf Nimmerwiederkehr,
Und ein zur Gruft der Väter geht auch Er!

So ist das Leben — flücht'ger denn der Quell,
Ein Meteor so glänzend, schön und schnell;
Wie kurz es sei, ein Lenz so hold erkleint,
Ein Mädchen dächt's so mild und süß gereint,
Daß buntern minnet der Indianer lauscht
Am Wigwamfeuer, wenn der Urwald rauscht,
Und fesselnder kein Lied, das gluthbeschwingt
Zur Geisterstunde aus der Harfe springt!“

(Georg Berg.)

Aechte Weisheit und edle Gesinnung walten durch das ganze Gedicht, es lehrt Achtung der Mitmenschen, malt die Freuden und Versuchungen des Lebens und ermuthigt zum Streben nach Vervollkommnung, deren Erreichbarkeit nachgewiesen wird. Die Scenerie ist ganz englisch, und das Gedicht, schon vor der italienischen Reise begonnen, hat wenig Spuren von den Gedanken, welche dieser klassische Boden in dem Verfasser erweckte, diese blieben vielmehr, wie schon bemerkt, einer späteren Arbeit vorbehalten. Die meisten Leser werden, wie auch die Kritik es einstimmig that, das „menschliche Leben“ als Rogers' bestes Werk ansehen; er selbst hielt es auch dafür und nannte gegenüber dieser Frucht gereiften Urtheils und reicher Erfahrung die „Freuden der Erinnerung“ die Arbeit eines jungen Mannes.

Siebenundzwanzig Jahre waren seit der Veröffentlichung der „Freuden der Erinnerung“ verflossen, und seit damals zählte Rogers zu den Dichtern Englands. Alle, die vor ihm sich durch ihre Arbeiten das Ohr und die Gunst des Publikums erworben, hatten zu wirken aufgehört und waren zur Ruhe gegangen. Eine neue Dichterschule, mit neuem Geschmack und neuen Kunstregeln, war erstanden, und Crabbe, Scott, Wordsworth, Coleridge, Southey, Campbell, Moore und Byron hatten ihre Stelle neben ihm eingenommen. Er bewunderte ihren Genius und bewillkommnete sie als Freunde, obgleich sie nicht dem Lichte folgte, das ihn geleitete. Der alten Schule Pope's, deren Ziel Kürze und Klarheit des Ausdruckes war, konnten vielleicht nur noch Crabbe und Campbell beigezählt werden, die anderen hatten sich gegen den Schulzwang aufgelehnt, einige gegen die geforderte Regelmäßigkeit und sorgfältige Ausarbeitung der Verse, und einige gegen die Nettigkeit und Abrundung der Gedanken. Wäre Byron seinem eigenen Urtheile gefolgt, so hätte er sich zur alten Schule gehalten; aber da „Childe Harold“ die Leser entzückte, so schrieb er demgemäß, obgleich er selbst seine „Hints from Horace“ am höchsten stellte. „Wir befinden uns Alle“, schrieb er 1820, „in einem falschen revolutionären Systeme, von dem Rogers und Crabbe allein frei sind. Jetzt ist Alles bei uns Horatius und Claudianus.“ So hatte denn der poetische Geschmack der ganzen Nation einen Wechsel erfahren, der sich bei den Schriftstellern wie Lesern gleichmäßig kund gab, und der auch in den letzten Arbeiten Rogers', der „Fahrt des Columbus“ und dem „menschlichen Leben“, offen zu Tage tritt. Unser Dichter lebte freilich lange genug, um noch einen weiteren Wechsel des dichterischen Geschmackes bei dem lesenden Publikum zu beobachten, das Klarheit und Gedankenordnung ferner nicht mehr verlangte; aber er tadelte nachdrücklich derartige Hohlheit und Stilosigkeit und pflegte zu sagen, der Schriftsteller sei heutigen Tages der uneigennützigste, der sich Mühe giebt, einen einfachen Stil zu schreiben und seine Gedanken dem Verständnisse des Lesers möglichst klar zu unterbreiten. Das Publikum liebe jetzt im Allgemeinen so sehr das Dunkele, Unverständliche, daß es oft den Dichter um so weniger achte, jemehr er sich der Klarheit befleißige. Er selbst sparte nie Arbeit und Mühe beim Dichten; als er die „Epistel an einen Freund“ schrieb, pflegte er von Zeit zu Zeit das Fertige seinem Freunde Richard Sharp zu zeigen, der es höchlich lobte und sagte: „Lassen Sie es nun gut sein, es kann nicht besser werden.“ Doch Rogers war nicht so leicht zufrieden gestellt und versuchte denselben Gedanken auf die verschiedenste Weise umzuformen; las er dann wieder die betreffende Stelle Sharp vor, so mußte dieser mit noch gesteigertem Lobe anerkennen, sie sei jetzt etwas ganz Anderes geworden. Dieses ängstliche Feilen am Ausdruck und unermüdliche Streben, ein würdiges harmonisches Verhältniß zwischen Wort und Gedanken zu schaffen, verlieh seiner Dichtung die Zierde der Eleganz und Correctheit, lähmte aber den Flügelschlag. „Ich habe immer mein Bestes gethan“ war die Beurtheilung eigener Leistung, und er pflegte zu sagen: „Was man mit Leichtigkeit schreibt, liest sich oft nur mit Schwierigkeit; worauf man überdies nur kurze Zeit verwendet, lebt nur kurze Zeit: wer die Zeit vernachlässigt, an dem rächt sie sich.“

Ohne so weit zu gehen wie Byron, der eines Tages zu Moore sagte: „Meinen Sie nicht auch, daß Shakspere eine Art Humbug war?“ ist es doch Thatsache, daß Rogers wenig wirkliche Bewunderung für den größten dramatischen Dichter hegte, von dem er oft wünschte, er hätte sich in Bezug auf Eleganz mehr Mühe gegeben. Mit Nachdruck pflegte er die Stelle aus Ben Jonson's „Entdeckungen“ („Discoveries“) vorzulesen, wo

Digitized by Google

es heißt: „Ich erinnere mich, daß Schauspieler es oft als besondern Ruhm Shakspere's hervorhoben, er habe nie eine Zeile in seinen Schriften gestrichen von dem, was ihm einmal in die Feder floß. Ich hätte gewünscht, daß er es bei Tausend gethan.“

Im Jahre 1822 veröffentlichte Rogers, ohne sich zu nennen, unter dem Titel „Italien, ein Gedicht; 1 Theil“ („Italy, a Poem; Part the first“) jene auf der italienischen Reise empfangenen Eindrücke, und gestand selbst seinen Freunden die Autorschaft nicht. Um die Sache noch mehr zu verbergen, hatte er nicht nur dem Verleger das Versprechen des Geheimhaltens abgenommen, sondern war auch während der Herausgabe des Buches nicht in England und führte den Leser über den St. Bernhard nach Italien, während er den Simplonpaß benutzt hatte. Das Geheimniß ward wirklich bewahrt, bis er nach England zurückkehrte und den Schleier für seine Freunde lüftete; der Lesewelt gegenüber bekannte er sich durch den zweiten Theil, 1828, der seinen Namen wieder trug, als Verfasser beider. Während der erste Theil des Gedichtes in London gedruckt wurde, besuchte der Dichter zum zweiten Male Italien, um mit neuem Entzücken die Plätze zu besuchen, welche er vor neun Jahren gesehen, und die noch nicht geschaueten in Augenschein zu nehmen. Er ging wieder über den Simplonpaß bis nach Neapel und kehrte über Pisa, Genua, Turin und Paris in die Heimath zurück. Auf dieser Reise traf er mit Byron und Shelley, die damals in Italien lebten, zusammen und beschreibt in „Italien“ das Zusammentreffen mit Ersterem folgendermaßen:

„Er hatte viel erlebt,
Seit wir zuletzt uns sah'n. Fünf kurze Jahre,
Viel hatten sie gethan. Die dichten Locken
Grau, seine Spur von jenem Jüngling mehr,
Der nach Abydos' schwamm von Sestos. Aber
Noch süß klang seine Stimm', und wie ein Blitz
Zuckt' aus den Augen der Gedank' ihm, harrend
Auf Worte nicht. So saßen wir und sprachen
Tief in die Nacht hinein — willkommne Stunde,
Die uns vereint! — und mit der Morgenröthe
Erklommen wir den rauhen Apennin.

Noch seh' ich's vor mir, wie die gold'ne Sonne
Mit ihrem Strahl die tiefen Schlünde füllte
An unserm Weg, und wie den Berg entlang
Durch Cistus, welsche Eichen, wilde Feigen
Sein bunt Gefolge zog. Der ersten einer
Battist, der auf der meerdeglänzten See
Benedigs ihm so eifrig, so geschickt
Gedient hatt' und sein Ruder weggeworfen,
Ihm durch die Welt zu folgen; der so lange
Das Gegenzeichen eines Gondoliers
Im Hause eines Nobili getragen,
Werth unbegrenzten Zutrau'n's. Dann auch du,
Wenn schon nicht mehr in voller Kraft und Schönheit,
Getreuer Mohr du bis zur letzten Stunde
Der Wächter seiner Kammerthür, und nun
Durch Missolunghi's öde, finst're Gassen
Heulend vor Schmerz!

Verlassen hatt' er eben
Die Stadt des alten Ruhms am Meeresstrand,
Ravenna, wo von Dante's heil'gem Grabe
So oft er, wie es mancher Vers bezeugt,
Begeist'rung eingesogen, wo im Zwielicht
Mit schlaffem Zügel durch den Pinienwald
Er ritt und sich verlor; da erfah er oft —
Denn was sieht eines Dichters Auge nicht? —
Des Ritters Geist, der Höllenhunde Jagd,
Die Beute, die Zerstörung und die Festlust
In Graun verwandelt. Dieses Thema lieh' er,
Doch And're traf die Reihe. Mancher Thurm,
Zertrümmert von dem Felsen weggerissen,
Einst eines Heldenalters Stolz und Hort,
Erschien und schwand, und manch ein Sitter gejocht
Und ungejocht, indeß ein Geist hinaus

In schön're Tage schweifte. Alles Freude,
Vergangenheit vergessen, wolkenlos
Die Gegenwart und Zukunft!

Und nun ruht er.
Und Preis und Tadel fällt ihm gleich in's Ohr,
Das taub im Tode. Byron, ja du bist
Dahin gegangen, wie ein Stern am Himmel
Herabschießt und verlischt, in seinem Sturze
Verblendend und verwirrend. Doch hein Herz
War groß und edel — edel in dem Hohn
Der kleinen niedern Dinge; nichts in ihm
Gemein und knechtisch. Wenn die Einbildung
Erstirnter Unbill dich verfolgt' und drang,
Zu thun, was lange ward von dir bereut,
Wer weiß nicht — Keiner so wie ich — wie gern
Auf leichtem Grund dein dankbar Herz gebaut?
Im Leben glücklich nicht, bist du's im Tode!
Du hast's erreicht, bist in dem Land gestorben,
Wo einst entzündet ward dein junger Geist,
In Hellas, und in wie glorreichster Sache! —

Ach, Keiner des Gefolges um dich her
Gedachte damals, daß, sobald sie säßen
In Trauer bei dir und ein Volk in Trauer
Um dich sein Freudenfest in Leichenjammer
Verwandelte, und des Geschützes Donner
Am Morgen, der deschien, was Irdisches
Von dir geblieben, über See und Land
Ausspräch' die Zahl der Jahre deiner Freuden
Und Leiden!

Ja, du bist dahingegangen!
Laßt ruhen ihn und greifet ihn nicht an
Im Grabe! denn, wer von uns Allen, wer
Versucht, wie er, schon von den ersten Jahren,
Als er, ein unverdorb'ner Hochlandsknabe
Umherzog, wer, wie er, ein Feuergeist,
Dem ihren Zauberchor an die Lippen
Die Lust gedrückt, als Flaum sein Kinn noch deckte,
Wer von uns Allen mag von sich wohl sagen,
Er hätte nicht so viel gesirrt? — und mehr!
(Wilhelm Müller.)

Das „Italien“ unseres Dichters ist eine in blank verse (fünffüßigen ungereimten Jamben) verfaßte poetische Reisebeschreibung und enthält in buntem Wechsel Schilderungen, Betrachtungen und Erzählungen, die zum Theil sogar in Prosa geschrieben sind, aber deßhalb nicht weniger schätzenswerth. Denn Rogers wog in der Prosa jedes Wort mit derselben Gewissenhaftigkeit, wie im Verse, und verwandte dieselbe Zeit und Sorgfalt darauf wie auf jenen. Das Italien der Ruinen und des Weinstocks, die edleren Erscheinungen seiner verhängnißvollen Schönheit sind selten anmuthiger besungen worden, als von unserm Dichter, und wenn seine Bilder beim ersten Lesen zu schwach und sanft erschienen, so sind doch Alle, welche die Alpen überschreiten, ganz erstaunt, wie die Wahrheit der Töne und Züge, die ruhige melodische Harmonie einzelner Verse mit der Wirklichkeit stimmt, die der Anblick des Weges bietet. Engländer und Amerikaner haben darum dieses Gedicht zum Führer auf dieser Reise ausersehen, und mit ihm in der Hand wandern sie bis zur Kerkerthüre in Venedig und lesen von — „jener grausigen Kammer, die sich gierig der Beute öffnete, die enger und enger wurde, so sie das Opfer aufnahm, bis nur noch ein schmaler Raum blieb, und eine eiserne, sich nach innen drehende Thür den Unglücklichen in den Tod stürzte.“

Im Jahre 1830 erschien eine neue Auflage von „Italien“ mit Illustrationen als Prachtwerk in großem Format und ist bis auf die Gegenwart ein ideales Muster kostbarer Ausstattung geblieben. Die beiden ersten Auflagen von „Italien“ und die später mit gleichen Stichen herausgegebenen Gedichte kosteten dem Verfasser ungefähr 15,000 Pfd. Sterl., und es gab eine Zeit, wo die Speculation eine verlorene schien, was aber nachgerade nicht der Fall war. Jeder Band nahm Rogers' Aufmerksamkeit zwei

Digitized by Google

bis drei Jahre in Anspruch, während welcher er den Künstlern das nöthige Material an die Hand gab, den Fortgang ihrer Zeichnungen beobachtete, manche wünschenswerthe Veränderung andeutete und dann die Stecher ebenso beaufsichtigte, damit sie treu den Originalzeichnungen folgten. Als das Werk fertig war, fand er sich durch den Erfolg belohnt, denn es fand sofort die beste Anerkennung und weiteste Verbreitung und wurde als das Beste geschätzt, was in dieser Weise geliefert worden.

„Italien“ war das letzte Gedicht, mit welchem Rogers vor die Oeffentlichkeit trat, doch schrieb er noch bis in sein achtzigstes Jahr manche schöne Verse und beschäftigte sich, so lange seine geistigen Kräfte vorhielten, unausgesetzt damit, an seinen Werken zu feilen, sie mit neuen Anmerkungen zu versehen, alte zu verbessern oder zu berichtigen.

Das Gedicht „Italien“ schließt mit einem Abschiedswort an den Leser, in welchem der Dichter sich selbst mit großer Wahrheit also schildert:

„Natur versagt' ihm viel,
Doch gab sie ihm, was er am meisten schätzte:
Die heiße Liebe für Musik, Skulptur und Malerei,
Für Poesie, der Götter Liebessprache,
Für alle Dinge hier, die groß und schön:
Der Sonne Glanz, der bezaubernd floß'ne See,
Den Geistesblitz im klugen Angesicht,
Und über Alles noch, die edle That!
Natur versagt' ihm viel, doch gab ihm mehr!
Drum soll' er immer, immer dankbar sein,
Wenn auch von seiner Wang' Gesundheit floh,
Eh' noch das Alter kam. In schweren Stunden
Empfand er Freude noch, wie jetzt nicht mehr.
Noch immer konnte er voll von Liederdurst
Parnaß bestiegen, wo die Musen thronen,
Der Gaben schönste, welche er besaß.“

Die schnelle Verbreitung seiner Gedichte machte ihm große Freude, und er gestand, daß er nicht zu stolz wäre, den Verkauf durch Preisermäßigung und Verschönerung der Illustrationen zu fördern. Häufig verschenkte er Exemplare höchst freigebig an seine Besucher, und als einst ein Nachdruck der Gedichte in billiger Ausgabe erschien und um einen Sixpence verkauft wurde, that er dem Treiben keinen Einhalt durch gesetzliche Mittel, kaufte vielmehr selbst viele Exemplare, um sie zu vertheilen und den Kreis ihrer Leser zu vergrößern. In Frankreich und Amerika sind ebenfalls Nachdrücke erschienen, und viele einzelne Gedichte sind in's Italienische und Deutsche übertragen worden.

Rogers hatte, wie er selbst gesteht, einen eingewurzelten Widerwillen gegen Briefschreiben; dessungeachtet aber sind seine im achten Bande von Thomas Moore's Denkwürdigkeiten, herausgegeben von Lord John Russell, veröffentlichten Briefe wahre Muster des Stils und mit jener peinlichen Sorgfalt abgefaßt, die in Allem zu Tage tritt, was aus seiner Feder floß. J. J. Rousseau's Grundsatz: „Der Briefschreiber müsse beim Beginn nicht wissen, was er schreiben wird, und enden ohne zu wissen, was er geschrieben hat“, fand bei Rogers keinen Eingang, dessen Billets selbst im gewöhnlichen Tagesverkehr wahre Muster eines präcisen Stiles sind. „Wollen Sie morgen mit mir Frühstücken? S. R.“ war die kurze Einladung für eine witzige Schönheit. „Warum nicht? H. D.“ die lakonische Antwort. Entsprach und verrieth je die Handschrift den Charakter eines Menschen, so war es die seine; klar, rein und nicht ohne Eleganz, ein Umstand, aus dem seine Gegner folgerten, er sei kein genialer, freier Dichter. Wie frei das lange reiche Leben unseres Dichters von armseliger Engherzigkeit, von geistesleerer und fruchtloser Kurzweil und von so manchem andern Flecken war, der oft dem Reichthume anklebt, ist zur Genüge angedeutet worden; hier sei nur noch erwähnt, daß die meisten Akte seiner Großmuth erst nach seinem Tode allmälig an den Tag gekommen sind, und daß, obgleich er jährlich große Summen in dieser Weise fortgab, sein Name nur selten in Subscriptionslisten prangte. — Rogers besaß keinen überflüssigen Reichthum und lebte von einer Jahresrente aus seinem Bankgeschäft; wäre diese ausgeblieben, so hätte sein Privatvermögen nicht hingereicht, ihm die Bequemlichkeiten zu verschaffen, welche Alter, Gebrechlichkeit und langjährige Gewohnheit ihm zur Nothwendigkeit gemacht hatten. Ein Diebstahl, von dem er in den letzten Jahren heimgesucht worden, schien ihn allerdings Beschwerden aussetzen zu wollen. Da aber zeigte sich das großmüthige Vertrauen und die Anhänglichkeit seiner Freunde, denn kaum war der Raub bekannt geworden, so stellte ihm einer 10,000 Pfd. Sterl., ein anderer 30,000 Pfd. Sterl. und ein dritter 100,000 Pfd. Sterl. zur Verfügung. Er ertrug diesen harten Schlag, obgleich er hätte ernste Folgen haben können, was er glücklicher Weise nicht hatte, mit großem Gleichmuthe und meinte, diese Prüfung wäre gut gewesen, einmal um ihn die Wirkungen eines widerwärtigen Geschickes kennen zu lehren. und dann um die guten Eigenschaften seiner Freunde an den Tag zu bringen. Mit Genugthuung erzählte er oft, wie Hoch und Niedrig sich beeilt hätten, ihm zu helfen und Theilnahme zu erweisen.

Der ungünstige Gesundheitszustand in früher Jugend hatte Rogers ungewöhnlich vorsichtig in seiner Lebensweise gemacht; er wurde mit zunehmendem Alter stärker und kräftiger und behielt nur eine krankhafte Blässe im Gesichte zurück, die seinem Aussehen etwas Kaltes verlieh. Gewohnt an viel körperliche Bewegung, war er noch im hohen Alter ein nicht leicht zu ermüdender Fußgänger, ging oft als Greis um Mitternacht, bei schlechtem Wetter im dünnen Anzuge, zu Fuß aus Gesellschaften nach Hause, jede Begleitung zurückweisend, wie Wellington that, als er nicht mehr sein Roß besteigen konnte. Sopha oder Lehnstuhl hatte er nicht in dem Zimmer, welches er am meisten bewohnte, und machte davon nur dann erst Gebrauch, als er im sechsundachtzigsten Jahre durch Zufall sein Bein brach. Noch kurz vorher erzählte er, er habe im eigenen Hause eine Frühstücksgesellschaft gegeben, sei dann zu einem Hochzeitsbejeuner gegangen, von da nach Chiswick, wo er einer kaiserlichen Hoheit vorgestellt worden, darauf zum Diner, dann in die Oper, dann auf eine Weile zu einem Balle und endlich zu Fuß wieder nach Hause, und das alles in einem Zeitraum von 14 Stunden. Nichtsdestoweniger ertrug er den Unfall mit seltener Geduld und Ruhe, obgleich er nun für den Rest seines Lebens an Bett oder Stuhl gefesselt war. Nie murrte er darüber, und wenn er je davon sprach, geschah es nur mit dem Ausdrucke des Bedauerns, daß er Anderen zur Last falle und Mühe bereite. Sich selbst aber rief er oft die Worte Galilei's in Erinnerung: „Wenn es Gott gefällt, daß ich lahm sei, wie sollte es mir nicht gefallen?“ Eine Dame seiner Bekanntschaft schreibt darüber: „Als ich ihn das erste Mal nach seinem Falle wiedersah, fand ich ihn im Bette liegend, welches an das Fenster gerückt war, damit er einen freien Blick auf den Park hätte. Er nahm meine Hand, küßte sie, und ich fühlte eine Thräne darauf fallen — das war Alles, was er an Klagen und Bedauern je kund gab. Nie sprach er mit mir über sein Unglück, noch, wie ich glaube, zu einem Andern.“

Als Wordsworth 1850 und Moore 1852 gestorben, blieb Rogers, 89 Jahre alt, allein von dem glänzenden Dichterkreise am Leben, der die erste Hälfte dieses Jahrhunderts zierte. Byron schreibt ihm am 26. März 1814: „Sie zählen zu den Wenigen, mit denen ich eine intime Freundschaft unterhalte“; und nun trauerte Rogers als der Letzte von Allen. Wohlwollend

Digitized by Google

hatte er sich ihnen, wie jedem anerkannten oder aufstrebenden Talente, gezeigt, und stets war er mit Rath und helfender That bei der Hand, wo es eine Unterstützung oder die Abhülfe einer Verlegenheit galt. Mrs. Norton schreibt darüber folgendes: „Ich kannte den freundlichen alten Mann 25 Jahre lang. Ich sage absichtlich freundlich, weil nie ein Mensch so viele freundliche Thaten an Solchen übte, die nicht schwer arbeiten können und zu betteln sich schämen. Seiner scharfen Aussprüche blieb man eingedenk, weil sie so geistreich waren. Die Anderer sind eben so bitter, aber nicht so geistreich. Er war durch und durch ein Gentleman, durch Erziehung, durch Gesellschaft, und sein Benehmen war vollkommen..... Er gab nicht allein aus freiem Antriebe und großmüthig, sondern suchte nach Gelegenheiten freundlich zu sein. Mein Vater sah ihn einmal und fragte nach einer beiderseitigen Bekanntschaft: „Wie geht es Herrn K.?“ „So gut, wie es einem Manne mit neun Kindern und einem geringen Einkommen gehen kann.“ Den nächsten Tag schickte Rogers dem Manne eine 50 Pfundnote. — Ein Freund bat ihn einst um eine Unterstützung für einen jungen Mann, der die Universität besuchte; sofort gab er 20 Pfd. Sterl., kehrte aber mit der Bemerkung zurück: „Wenn nöthig, ist noch mehr Geld aus derselben Quelle zu beziehen.“ ..... Man findet ihn immer als Friedensstifter, weisen Rathgeber, großmüthig und freundlich.“

In dieser Zeit schrieb ihm Prinz Albert im Auftrage der Königin und bot ihm die Ehrenstelle des Hofdichters (poeta laureatus) an, aber Rogers verweigerte die Annahme, schützte sein hohes Alters vor, das nur noch einen Schatten seines frühern Selbst zurückgelassen; der eigentliche Grund indeß war, daß er einen von hundert Pfund jährlichen Einkommens begleiteten Ehrenposten für eine sehr zweideutige Ehre hielt, und da er in günstigen Verhältnissen lebte, so überließ er die Ehre und das damit verbundene Geld einem bedürftigeren Dichter. Prinz Albert hatte ihm schon früher einen Ehrengrad der Universität Cambridge angeboten, aber er wies auch diesen zurück. Wohl aber verwaltete er drei unbesoldete und unbekleidete Aemter im Staate, die ihm wegen seiner Kunstkennerschaft verliehen waren, das eines Curators der Nationalgallerie, eines Bevollmächtigten zur Ermuthigung der schönen Künste beim Baue des neuen Parlaments und eines Verwaltungsvorstandes des Brittischen Museums.

Rogers starb in seinem Hause zu London am 18. Decbr. 1855, hoch in Jahren und Ehren; nur in der letzten Zeit hatte er die Liebesdienste einer Nichte angenommen die sich gern und mit Eifer ihm weihete. Er wurde nach eigenem Wunsche auf dem Hornsey-Kirchhofe zur Ruhe gebracht und in dem Grabe seiner ihm vorangegangenen unverheiratheten Geschwister beigesetzt. Seine Kunstschätze, Gemälde, Zeichnungen, Stiche, Vasen, Münzen und Bücher wurden öffentlich versteigert. Der Verkauf dauerte 22 Tage und brachte eine bedeutende Summe ein, ungefähr so viel als er von seinem Vater geerbt hatte.

* Pauli's Bilder aus Alt-England.

Bilder aus Alt-England, von Reinhold Pauli. Gotha, A. Perthes.

Allmälig verschwindet doch auch in Deutschland die, lange Zeit hindurch festgewurzelte, Ansicht, daß der eigentliche Charakter der Wissenschaftlichkeit in der Beschränkung auf einen kleinen Kreis Auserwählter, in der vornehmen Ausschließlichkeit bestehe. Ob dieses Zurücktreten derselben einer aufkeimenden größeren Bescheidenheit der Gelehrsamkeit oder etwa der Erfahrung entspringt, daß ein für eine geringe Schaar von Lesern berechnetes Werk auch eben wenig Abnehmer findet, mag dahin gestellt bleiben; die Thatsache an sich ist zu erfreulich, als daß es nöthig wäre, sie mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit auf ihre Ursachen zurückzuführen. Denn erst, wenn die Wissenschaft das Wesen des Publikums ins Auge faßt, dem sie die Ergebnisse ihrer Forschungen mittheilt, schlägt sie eine Brücke zu dem wirklichen Leben hinüber, erst dann wird sie wahrhaft wirksam. Nicht für die Bibliotheken, sondern für die sie in der Gegenwart umgebende Menschheit sollen ja die Gelehrten arbeiten; und deßwegen müssen sie ihre Stoffe so weit thunlich in eine Form kleiden, welche dieselben der größeren Menge auch zugänglich macht. Richte man doch nur einmal seine Aufmerksamkeit darauf, wie viele Menschen bei den täglichen Berufsarbeiten Zeit zum Lesen, und wie viel Zeit sie zum Lesen zu verwenden haben. Sogar völlig unabhängige Rentiers können doch unmöglich den ganzen Tag auf Lektüre verbringen; das anderweitige menschliche Dasein hat auch sein Recht. Will man ihnen nun obendrein die beschränkte Zeit zur Lektüre durch die ganze Schwerfälligkeit des wissenschaftlichen Apparates noch weiter beschränken? Es ist aber ein Wahn zu glauben, daß durch eine allgemeine Verständlichkeit der wissenschaftlichen Werke die Wissenschaft selber nothwendig einschlafen müsse; die echte Wissenschaft, die eigentliche schriftstellerische Kunst besteht vielmehr in der Klarheit und Einfachheit; es ist viel schwieriger bei Behandlung eines Stoffes in der Darstellung das Unnöthige wegzulassen, als das Nöthige zu geben. Der Leser hat die Arbeit des Forschens nicht mit durchzumachen, sie muß der Autor für ihn vollbringen.

Auf solche Weise ist neuerdings auch in Deutschland der Essay in sein literarisches Recht eingesetzt, und wenn er bei uns auch noch nicht den englischen Meister des Essays erreicht hat, so beurkunden doch unsere hervorragenden Zeitschriften und sogar selbstständige Bücher, daß die deutsche Wissenschaft ebenfalls anfängt, den akademischen Amtsrock auszuziehen. Unter die gelungensten jüngst erschienenen Arbeiten dieser Art dürften aber wohl Reinhold Pauli's „Bilder aus Alt-England“ zu rechnen sein. Der Tübinger Professor, dessen englische Geschichte sich auch auf dem Inselreiche der wohlverdienten Anerkennung erfreut, hat in dem so anspruchslos auftretenden Buche kleinere Studien zusammengestellt, die sich ihm in Verbindung mit seinen Gesammtforschungen auf dem Gebiete der brittischen Historie nothwendig aufwarfen. Von Liebe für das englische Leben erfüllt, das er durch langjährigen Aufenthalt jenseits des Kanals gründlich kennen gelernt hat, schildert er, auf dem Hintergrunde der ihm wohlbekannten Oertlichkeiten in einer Reihe sein ausgeführter Skizzen, Zustände und Persönlichkeiten des englischen Mittelalters. Unmittelbar freilich schließen sich die verschiedenen gegebenen Bilder nicht aneinander, indessen herrscht doch sowohl der Zeit nach eine gewisse Folge als auch in Betreff der Gegenstände ein unverkennbarer Zusammenhang unter ihnen vor, während die anmuthige Schilderung es den Leser völlig vergessen macht, daß er sich mit schwerer mittelalterlichen Geschichte befaßt.

So werden wir durch den ersten Aufsatz „Canterbury, Bekehrung und Heiligendienst“ zu dem Ursprunge der christlichen Kirche in England hingeführt, die dann eben in der genannten Stadt ihren Centralpunkt findet, wie ihn gleichzeitig etwa Mainz für Deutschland bildet, und in welcher Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury, ungefähr das nämliche Fundament der Hierarchie legt, welches Bonifacius in der rheinischen Metropole errichtete. Da indessen auch in England die römische Kirche bei dem reichen Grundbesitz, über welchen sie verfügt, in kurzer Zeit ihre feste Gliederung zu verlieren droht, und die Schwelgerei ihrer Angehörigen sie ebenso sehr in der Achtung des

Digitized by Google

Volkes herabsetzt, als sich in Folge davon ihre Abhängigkeit von Rom lockert, so sendet der Papst die beweglichen Schaaren der Bettelmönche auch auf das Inselreich. In dieser Verbindung schließt sich der zweite Aufsatz „Mönch und Bettelbruder“ an den ersten an; der Kampf der Franciscaner und Dominicaner gegen die größere Selbständigkeit der Kirche und der Klöster in England tritt und entgegen. Allein wenn auch dadurch stellenweise die versallene Kirchenzucht wieder hergestellt wird, der Wandel in der brittischen Geschichte beginnt erst mit dem Einsetzen des Parlamentes im vierzehnten Jahrhundert. Gerade in der Darstellung des Ursprungs der englischen Verfassung zeigt sich hier die sichere Hand des Historikers. Er kennt die durchschlagenden Gesetze in der Entwicklung des Staatsorganismus, allein er faßt sie in ihrer geschichtlichen Besonderheit; unter den Formen des normannischen Feudalstaates wächst der Mittelstand auf dem Lande und in den Städten kräftig hervor und weiß sich die politische Anerkennung zu erringen. Dann geht der Verfasser in den beiden folgenden Abhandlungen: „Englands älteste Beziehungen zu Oesterreich und Preußen“ und „Kaiser Ludwig IV. und Edward III.“ zu den Lebensregungen des beginnenden englischen Nationalstaates auf dem Gebiete der auswärtigen Politik über, die er auf dem Felde des Handels bei einer Betrachtung des „hansischen Stahlhofes in London“ weiter verfolgt. Und damit der Leser gewahrt, wie auch das kulturliche Leben des Landes mit der Durchbildung des staatlichen Gefüges gleichen Schritt hält, legt er an den beiden Dichtern Gower und Chaucer vornehmlich den Proceß dar, welchen inzwischen die Sprache in der Verschmelzung ihrer verschiedenen Bestandtheile durchgemacht hat. Chaucers „Pilgerfahrt nach Canterbury“, dieses englische Decameron, ist mit unverkennbarer Vorliebe im Einzelnen analysirt.

Den eigentlichen Brennpunkt des Buches möchten wir jedoch in dem Aufsatze „John Wiclif“ finden; für ihn bilden alle vorhergehenden Abhandlungen gewissermaßen nur das Postament, auf welchem die Statue des berühmten Oxforder Professors steht. Die alte Universität selber mit ihren prächtigen Collegien und der hocharistokratischen Richtung ihrer Wissenschaft wird dabei in Scene gesetzt; wir sehen, welche protestantischen Stoffe sich schon fast anderthalb Jahrhunderte früher in England regen, als Heinrich VIII. den nationalen englischen Protestantismus im Interesse seiner Krone benutzt. Wer Oxford aus eigener Anschauung kennt, wandert mit Pauli noch einmal im Geiste durch die alterthümlichen Straßen hin, bis er sich und seine Erinnerungen bei einem Glase trefflichen akademischen Ales im Mitra-Hotel zur Ruhe bringt. Allein in Wiclif und den Lollarden kommt mehr als eine Regung des englischen Lebens zur Erscheinung; im deutschen Reiche gerathen ähnliche Elemente in Gährung. Aus dem Grabe von Lutterworth gehen die geistigen Schwingungen nach Böhmen hinüber, und auf solche Art treffen „Heinrich V. und König Siegmund“ in den Bestrebungen zusammen, die demokratische Ketzerei in ihren Reichen auszurotten. Auf dem Constanzer Concil wird eben so gut über den Gang der englischen als der deutschen Geschichte entschieden. Außerdem sucht Siegmund in dem englisch-französischen Kampfe zu vermitteln, er selber geht von Frankreich nach London, lebt dort mehrere Monate als Gast des ritterlichen Heinrichs, bis er endlich mit ihm ein Bündniß abschließt, welcher das Reich noch mehr in den französischen Erbfolgekrieg verflicht. Man kann eigentlich nicht sagen, daß der deutsche Historiker den deutschen König in seinen Beziehungen zu England besonders in Schutz nimmt; desto anschaulicher wächst jedoch das persönliche Begegnen beider Fürsten an der Themse dem Leser entgegen. Auch Pauli theilt die Shakspere'sche Vorliebe für den energischen Charakter Heinrichs V., obschon seine Regierung der Durchbildung der Volksfreiheit nichts weniger als günstig ist. Dafür tritt er indessen in der zehnten Abhandlung: „Die Jungfrau von Orleans“ um so unbedingter auf die Seite des Mädchens von Dom Remy. Fast möchte man sagen, er vergißt zu sehr, sie als einen Ausdruck der französischen Volkskraft aufzufassen; sie ist ihm allein das liebliche, gottbegeisterte Wesen. Aber die Welt hat ein entsetzliches Verbrechen an der Jungfrau begangen, und da darf es denn auch wohl dem Historiker erlaubt sein, über der edlen Persönlichkeit etwas seine pragmatische Geschichtsschreibung in den Hintergrund treten zu lassen. Nicht ohne Rührung bringt man den Abschnitt zu Ende; es thut förmlich wohl, daß der folgende: „Herzog Humfried von Gloucester“ den Sinn wieder auf weniger ernste Dinge lenkt. Es ist ein Fürstenleben aus dem fünfzehnten Jahrhunderte, in dessen Einzelnheiten wir hier eingeweiht werden. Der Enkel des Herzogs von Lancaster, der ein mächtiger Halt für Wiclif war, der Bruder des Königs Heinrich V., der Gatte der wilden Jacobäa von Baiern läßt an sich selbst und an seinem Thun recht eigentlich die Uebergangsperiode erkennen, in welcher er lebt. Sinnlich, ehrgeizig, rücksichtslos in Betreff seiner Ziele und Mittel, hat er doch Sinn für Wissenschaft und Kunst. Wenn aber Pauli sagt: „Der Mangel an Zucht und Sitte trieb endlich auch seine Neugier, seine Lust an der Forschung auf schlimme, verderbliche Abwege; ihnen ist er schließlich selber erlegen, nicht unähnlich einem uns Deutschen so viel vertrauteren, kühneren Vorkämpfer derselben Geistesrichtung, dem Ritter Ulrich von Hutten“, so müssen wir mit David Strauß sehr ernstlich gegen eine solche Zusammenstellung protestiren. Denn einerseits ist in Hutten Nichts von alchymistischer Neigung zu spüren, und andererseits darf man ihm fürwahr nicht einen Mangel an Zucht und Sitte vorwerfen. Seine Krankheit ist eine von der damaligen Arzneikunst nicht zu heilende Folge eines jugendlichen Fehltritts, der doch unmöglich über den ethischen Inhalt eines Mannesleben entscheiden kann und vollends im Mittelalter sehr leicht wiegt. Damit berühren wir aber eine Schwäche des historischen Urtheils bei Pauli; er frömmelt nämlich bie und da in Jeremias Bunsen'scher Weise, die sonst seiner männlichen Auffassung der Dinge zuwiderläuft. Das Buch schließt mit einem Bilde Londons im Mittelalter. Wer einmal als Reisender durch die Weltstadt an der Themse gewandelt ist, der hat gewiß die Frage an sich gerichtet, wie denn wohl die ungeheure Häusermasse sich nach und nach aneinander gesetzt hat, und diesen Vorgang führt uns eben der Verfasser vor. Allerdings ist ein großer Theil der alten City durch den Brand von 1666 zerstört worden, allein es bleiben in den Straßennamen noch genug geschichtlicher Stützen über, um im Geiste das mittelalterliche London heraufzubeschwören; und so erblicken wir denn hier Paternoster-Row und Blackfriars, Charingcroß und Templebar in dem Lichte der Vergangenheit, die noch hie und da in einigen seltsamen Amtstrachten der Menschen in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hineinragt.

Wir können von dem Buche nicht Abschied nehmen, ohne dem Autor noch einmal unsere unbedingte Anerkennung über die anmuthige Leichtigkeit auszusprechen, mit welcher er seine gründlichen Studien dem Leser zugänglich macht; er belehrt, ohne daß uns das Lernen Mühe kostet.

W. K.

Digitized by Google

* Zur Beurtheilung der Türken.

Bremen, Februar 1861.

In den beiden Vorlesungen am 21. und 28. Januar behandelte Herr Kohl die Osmanen. Er verbreitete sich zuerst ausführlich über die Geschichte dieses merkwürdigen Volkes. Gegenwärtig wohnen in Europa (in der europäischen Türkei) schwerlich mehr als 1½ Millionen. Diese gehören vorzugsweise dem Stande der Civil- und Militärbeamten und dem Grund besitzenden Adel an. Nur wenige wohnen in Dörfern. Konstantinopel zählt allein etwa 500,000 Osmanli. Die Hauptmasse der Türken wohnt, etwa 10 Millionen Köpfe stark, in Asien. Was den Charakter der Türken angeht, so ist der Einfluß der Religion auf Sitte und Thätigkeit der Nation viel auffallender als bei den Europäern. Besonders eifrig sind sie im Gottesdienst, in der äußeren Frömmigkeit. Sie haben vielerlei Aberglauben. Ihr echt muhamedanischer Glaube an das Fatum hat sie allerdings mächtig und siegreich gemacht, durch ihn sind sie aber auch starrsinnig und für den Fortschritt unzugänglich geworden. Eben daher kommt ihr unüberwindlicher Muth, ihre Abgeneigtheit gegen alles energische Eingreifen in das eigne Geschick, ihre Resignation im Unglück, ihre Ergebung in das traurigste, widerwärtigste Schicksal. Eben darum sind auch dauernde moralische Leiden, Störungen der Geistesthätigkeit selten bei den Türken, und die Aerzte werden unter allen Umständen gern von ihnen entschuldigt.

Höhere wissenschaftliche Erkenntniß empfingen die Türken von den Arabern. Muhammed selbst war bekanntlich den Wissenschaften hold, er sagte: „die Dinte der Gelehrten und das Blut der Märtyrer des Glaubens sind vor Gott von gleichem Werth“, und des sterbenden Osman Wort zu seinem Nachfolger soll gewesen sein: sei die Stütze des Glaubens und der Beschützer der Wissenschaften. Doch haben Intelligenz und Wissenschaft bei den Türken sich nie einer so allgemeinen und eigenartigen Pflege zu erfreuen gehabt, als bei den Arabern. Die arabische Sprache war für die türkischen Gelehrten, was für uns das Lateinische und was für die alten Römer das Griechische. Trotz zahlreicher Beimischungen aus dem Arabischen und Griechischen hat sich die türkische Sprache in ihrem Kerne rein erhalten. Ebenso haben sich die Türken in Religion, Rechtsanschauungen und Gewohnheiten den fremden Einfluß fern zu halten gewußt.

Die Türken zeichnen sich durch eine Reihe von Tugenden vor vielen Christenvölkern aus; dahin gehören namentlich ihre Gradheit und Ehrlichkeit, welche besonders von dem schlauen, hinterlistigen Wesen des Arabers absticht, ihre Schweigsamkeit und ihr Gleichmuth. Sie haben keine so heftigen Affekte, wie die Westeuropäer, und vergleichen deren unruhiges Wesen einem beständigen Rausche, während ihnen ihr eigenes Dasein mehr wie ein Traum dahinzufließen scheint. Sie haben in gewissem Maße eine große sociale Freiheit, und im geselligen Verkehr giebt es keine durch Stand und Rang gezogene Schranken. Bekannt ist ihre große Liebe zu den Kindern; Adoptivkinder heißen bei ihnen Kinder der Seele. Die Kinder hinwiederum zeigen große Ehrfurcht und Liebe gegen die Mutter. Eine besonders sorgfältige und menschliche Behandlung lassen die Osmanen den Thieren angedeihen. Auch ihre Pietät gegen die Todten ist berühmt, wie sie denn die Kirchhöfe meistens an besonders schön gelegenen Plätzen angelegt haben und sorgfältig pflegen. Hübsch sind die türkischen Familienfeste, z. B. das Tulpenfest, welches Nachts im Haremsgarten gefeiert wird.

Was die Geistesgaben der Türken angeht, so ist ihr Verstand nicht vernachlässigt und ihre Auffassungsgabe schnell, auch das Gedächtniß scharf, allein es fehlt ihnen an Rührigkeit, sie sind indolent, und den Arbeitsdrang, die Wißbegier der Europäer kennen sie nicht. Glücksspiele sind den Türken unbekannt, und die Jugend hat keine gymnastischen Uebungen, welche ein Ringen um die Wette erzeugen. Ja sie tanzen nicht einmal, sondern lassen sich nur von den Frauen etwas vortanzen. Sie lieben die Musik, aber nicht Türken, sondern Griechen und Armenier singen ihnen die Lieder vor. Verwundert sehen die vornehmen Türken die in Konstantinopel residirenden europäischen Gesandten selbst malen oder Klavier spielen. Warum, fragen sie, macht ihr das selbst, da es euch Andere machen können? Nur in der Dichtkunst haben die Türken etwas geleistet. Sie haben einen großen Reichthum an sinnreichen Sprüchwörtern, z. B. folgende: „Sitze meinetwegen krumm, mein Sohn, sprich aber gerade.“ „Wer von der Lüge sich entfernt, der nähert sich Gott.“ „Wandle nicht über die zerbrechliche Brücke des Lügners; besser, mein Freund, schwimm durch den Strom.“ „Höre tausend Mal, sprich einmal.“ Ferner gegen thörichte Schwätzer: „Der Hund bellt, der Wolf geht seinen Gang“, oder auch: „Der Hund heult, die Karavane zieht vorüber.“ „Thust du was Gutes, wirf's in's Meer, erfährt's der Fisch nicht, erfährt's der Herr.“ „Thue Gutes bei dem, der dir Uebles thut, so wirst du bei ihm und bei Gott Gnade finden.“ „Wer sich selbst begreift, begreift Gott.“ „Wer am Abend noch schlecht ist, ist niemals gut.“ „Ein Undankbarer zählt nicht unter den Menschen.“ „Wandle ruhig, du überholst den Hasen.“ „Wer einen Freund sucht ohne Fehl, der bleibt ohne Freund.“

Literatur und Kunst.

* Ueber den neuesten Roman von Ernst Willkomm, „Weiße Seelen“, (Leipzig, Brockhaus, 3 Bde.) giebt die Kölnische Zeitung folgendes Urtheil ab: Dieser Roman ist ein überraschend gelungenes Werk. Ist es überhaupt allgemein anerkannt, daß Willkomm seine Stoffe nach sicherm Plan bearbeitet und in sauberm Stil seine Gedanken ausmünzt, so haben wir doch von ihm die Fülle des Stoffes noch nie so gewandt bewältigt und die Erzählung so blühend gefunden, wie in diesem Romane. Die Gestalten (namentlich Kathrine, der Stiftsfundieus, Förster Frei, Baron Kaltenstein, die Baronin ꝛc.) sind von der größten Lebenswahrheit.

* Das neueste Stück von Redwitz heißt „Der Doge von Venedig“ und behandelt die auch von Lord Byron poetisch gestaltete Geschichte des Dogen Foscari.

* Die dramatische Trilogie, welche Hebbel nach dem Nibelungenstoffe gedichtet, hat in Weimar die Bühne beschritten. Am 31. Januar gab man dort bei Anwesenheit des Dichters den ersten und zweiten Theil dieser Trilogie; „der gehörnte Siegfried“ und „Siegfrieds Tod“ sind die Separattitel der Dramen. Dieselben sollen einen tiefen Eindruck gemacht haben.

* Eine Schubertfeier hat, wie in Bremen, so auch in Wien und Weimar am Geburtstage des Componisten stattgefunden. Die Feier in Weimar war besonders dadurch interessant, daß Franz Liszt nach vielen Jahren zum ersten Male wieder öffentlich spielte. Ein Versuch, den sein Schüler Tausig in Wien mit einem Concerte machte, das nur Compositionen von Liszt enthielt, ist gänzlich fehlgeschlagen.

* Man schreibt aus Stettin: Professor Robert Pruß hat vor einigen Tagen das Unglück gehabt, seinen zweiten Sohn, einen an Geist und Körper ungewöhnlich reichbegabten hoffnungsvollen Jüngling von 16 Jahren, durch einen plötzlichen Tod zu verlieren. Es war dieß derselbe kühne und geistbegabte Jüngling, der vor zwei Jahren, wie damals auch die öffentlichen Blätter meldeten, als kaum vierjähriger Knabe einem ertrinkenden Kind ins Wasser nachsprang und es mit eigener Lebensgefahr rettete; der beste Schwimmer, der kühnste Turner der Stadt, ein tüchtes

Digitized by Google

Blik kräftig-freudiger Jugend, der Stolz und die Hoffnung aller, die ihn kannten. Nun ist er nach nur fünftägiger Krankheit von einem Lungenschlag dahingerafft worden. Das Begräbniß war außerordentlich feierlich. Ein besonderes ergreifender Anblick war es als der hartgetroffene Vater, der bekanntlich selbst schon seit längerem von einem hartnäckigen Nervenleiden geplagt ist, und bei dieser Gelegenheit zum erstenmal seit mehr als drei Monaten das Krankenzimmer zu verlassen gewagt hatte, inmitten der Leidtragenden aus dem Wagen gehoben und an die offene Gruft geführt ward, um die erste Hand voll Erde auf den Sarg zu streuen. Den tiefgebeugten Eltern bleiben noch drei Kinder: ein Sohn, der seit Jahresfrist in Jena dem Studium der Philosophie obliegt; und zwei Töchterchen.

* Karl Philipp Emanuel Bach. Die Direction der Privatconcerte in Bremen ließ am 5. Februar, nach dem Vorgange des Leipziger Gewandhauses, eine im Jahre 1776 componirte Symphonie von Karl Philipp Emanuel Bach, dem zweiten Sohn des großen Johann Sebastian und sängeren Bruder von Wilhelm Friedemann Bach, aufführen. Wir finden folgende Skizze von Leben und Wirken des Componisten in den neuen Universalsprechern der Zukunft von Berndorf. K. Ph. E. Bach war geboren zu Weimar 1714, wo der Vater damals Concertmeister war. Des Sohnes Talent für Musik zeigte sich schon sehr früh, und eine große geistige Lebendigkeit überhaupt ließ ihn unter der Leitung seines großen Vaters die schönsten Fortschritte machen. Auch in den Wissenschaften hatte er sich wacker ausgebildet und brachte von der Leipziger Thomasschule, an die Sebastian unterdeß als Kantor gekommen war, die besten Zeugnisse mit auf die Universität, welche er nach dem Wunsche seines Vaters besuchte, um die Rechte zu studiren. Daß er das trockene Fach nicht sonderlich nach seinem Geschmacke fand, wird man begreiflich finden, und eben so, daß er auf den Universitäten Leipzig und Frankfurt a. O. mehr seiner geliebten Musik als seinem harten Brotstudium oblag. Er spielte und componirte frisch weg, führte seine Compositionen auch öffentlich auf, und nach vollendetem akademischen Kursus begab er sich 1738 nach Berlin, wo er bis 1740 privatisirte. Der alte Bach schien sich endlich darin ergeben zu haben, daß Emanuel die Rechtswissenschaft an den Nagel hing und sich der Musik vollständig und berufsmäßig widmete, denn im Jahre 1740 noch schrieb er beim König Friedrich dem Zweiten von Preußen die Stelle als Akkompagnateur in dessen Kammermoncerten. Beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges hatte Friedrich natürlich Dringlicheres zu thun, als sich um seine Musik zu kümmern, und die Folge davon war, daß die Gehalte der Musiker zuerst sehr unregelmäßig und zuletzt gar nicht mehr bezahlt wurden. Der sorgenvollen Lage, in die Emanuel dadurch versetzt wurde, sah er sich im Jahre 1767 durch einen Ruf als Musikdirector nach Hamburg, an Telemann's Stelle, enthoben; angesehen und geachtet führte er in genannter Stadt ein sorgenfreies und glückliches Leben bis zu seinem im Jahre 1788 am 14. September erfolgten Ende. Zwei Söhne und eine Tochter, die er hinterließ, hatten zu des Vaters Leidwesen gar kein musikalisches Talent. Eine Charakteristirung des Emanuel, der von seinem Aufenthalte in Berlin und Hamburg auch der „Berliner“ oder „Hamburger B.“ genannt wird, würde in Kürze etwa Folgendes ergeben: Er hatte sich die kunstvolle Theorie seines großen Vaters vollständig zu eigen gemacht, besaß aber bei Weitem nicht dessen Erhabenheit und Tiefsinnigkeit; er war mehr elegant als gewaltig, mehr geistreich als ergreifend, und wenn er zuweilen einen höhern Aufschwung nahm, wie z. B. in seinen kirchlichen Chören, so ist doch nicht selten Steifheit und absichtliche Künstlichkeit bemerklich. Seine schöne Eigenthümlichkeit spricht sich in seinen Clavircompositionen aus, und hier hat er, auf der Manier seines Vaters fußend, äußerst feine und liebenswürdige Sachen geliefert. Durch diese, wie überhaupt durch seine Instrumentalcompositionen (21 bis 30 Sinfonien, Trios für Pianoforte, Violine und Cello) hat er den ausgesprochenen Einfluß z. B. auf Haydn ausgeübt, der Emanuel's Sachen täglich spielte und von seiner Manier Vieles annahm. Sein „Versuch über die wahre Art das Clavier zu spielen“ ist wohl der Anfangspunkt jenes heutigen Clavierspiels, dem Clementi, Mozart, Kramer, Hummel u. s. w. haben mit vollem Bewußtsein darauf in Lehre und Praxis weiter gebaut, und die Grundprinzipien sind, trotz der großen Umgestaltung, die das Clavier erfahren hat, noch bis auf den heutigen Tag geltend. Daß er selbst das, was er in seinem Werke gelehrt und anempfohlen hat, auch auf's Wundervollste auszuführen verstand, daß er mit einem Worte ein vortrefflicher Clavierspieler nach allen Seiten hin war, wird von allen seinen Zeitgenossen übereinstimmend bestätigt. In seinen Gesangscompositionen, von denen wir die „Melodien zu Gellert's geistlichen Liedern“ und „Kramer's Psalmen“ als die besten hervorheben, ist er auch durch vorgrößerte Mannichfaltigkeit des Rhythmus und durch reicheres Akkompagnement als weiterbildend aufgetreten. Von seinen größeren Werken für die Kirche sind zu nennen: das Oratorium: „die Israeliten in der Wüste“, das zweichörige „Heilig“, der „Morgengesang am Sabbsfungstage“ (Text von Klopstock), eine Passion und „die Himmelfahrt und Auferstehung Jesu.“ Trotz der oben angetegten Mängel einer absichtlichen Künstlichkeit u. s. w. zeigen viele Stellen in diesen Werken ihn doch als den würdigen Sohn seines großen Vaters. (Ein genaues Verzeichniß seiner unendlich vielen Compositionen ist in Gerber's Lexikon zu finden.)

* Ueber die Theorie der Musik hat Dr. Hermann Oesterley in Kiel an der dortigen Universität im vorigen Sommer Vorlesungen gehalten und dieselben dem Druck übergeben. (Leipzig, Breitkopf und Härtel.) Er bezeichnet sein Buch als eine Einleitung zu jedem Lehrbuche eines speziellen musikalisch-theoretischen Faches und als eine Ergänzung zu jedem Musikunterricht, so daß sowohl Musiker als Dilettanten es benutzen können. Der Verfasser äußert sich in folgender Weise über seine Aufgabe und seinen Standpunkt. „Aber genug Interesse für das innere Wesen der Musik hatte, um den Wunsch zu hegen, sich damit vertraut zu machen, hat bisher das ihn Interessirende mühsam aus den verschiedenen Lehrbüchern der Specialfächer zusammensuchen müssen, und er wird doch nur in den seltensten Fällen genügende und erschöpfende Belehrung gefunden haben. Wenn wir von der unverantwortlichen Vernachlässigung der musikalischen Theorie in dem gewöhnlichen Musikunterrichte hier auch absehen wollen: welche Menge unglaublicher Irrthümer, völliger Unwahrheiten und baarer Sinnlosigkeit finden wir in den technischen Lehrbüchern, besonders in allen Klavierschulen, die sich mit einer Darstellung des Tonsystemes überhaupt befassen; welcher Leichtfertigkeit, Oberflächlichkeit und Zusammenhangslosigkeit begegnen wir gerade in dem begründendsten, allgemeinen Theile der bei weitem meisten Lehrbücher der Harmonie, des Contrapunkts und der musikalischen Formen, und wie wichtig sind dagegen gerade die allgemeinen Kenntnisse für die Beurtheilung eines so complicirten, aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzten Organismus, wie unsere heutige Musik; wie wichtig ist es für solche Beurtheilung, daß jene allgemeinen Verhältnisse der musikalischen Theorie in der Bekanntschaft mit ihrer historischen Entwicklung eine Stütze und eine Erläuterung finden! Es ist unter solchen Verhältnissen kaum zu verwundern, daß die Unbekanntschaft mit dem Wesen der Musik, mit seiner geschichtlichen Einfaltung und mit dem Zusammenhange seiner Elemente unter sich und unter einander sich nicht auf die Dilettanten allein beschränkt, sondern in nur noch auffallenderer Weise auch bei den Musikern, selbst bei tüchtigen und guten Musikern fast allgemein verbreitet ist; unter solchen Verhältnissen kann es kaum befremden, daß die erste bedeutende Schrift über die Natur der Harmonik und der Metrik von M. Hauptmann sogar bei den Musikern fast spurlos vorübergegangen und, obwohl schon 1853 erschienen, bis jetzt fast völlig unverdaut und unverarbeitet geblieben ist, weil die Vorkenntnisse und Voraussetzungen, auf denen sie beruht, zu wenig bekannt und geläufig sind. Sonst wäre es unerklärlich, daß eine wirklich kritische, wirklich wissenschaftliche Kritik dieses Buches, die der Schrift selbst wie ihren Lesern so außerordentlich nützlich sein würde, bis jetzt noch immer gefehlt hat; sonst wäre es unerklärlich, daß selbst erst in dieser Jahre erschienene musikalisch-theoretische Lehrbücher die Hauptmann'schen Forschungen und Resultate ganzlich bei Seite schieben und ignoriren, die trotz ihrer theils ausländergezogenen, theils zusammengedrängten Formen, die ihnen auf dem Procrustesbette der Schelling-Hegel'schen Philosophie gegeben sind, doch wahrlich dazu angethan erscheinen, für die Theorie der Musik eine neue Epoche zu begründen. Ich wünschte, die vorliegenden Vorlesungen möchten dazu beitragen, die Bekanntschaft mit dem Wesen unseres Tonsystems so weit und allgemein zu verbreiten, daß Hauptmann's Buch, wenn auch nur allmälig, seine richtige Würdigung finden könnte; es ist bis jetzt wohl verehrt und angestaunt, aber leider nur sehr wenig verstanden. Das Vorliegende wird also als eine Einleitung zu jedem Lehrbuche eines speciellen musikalisch-theoretischen Faches, es wird also als eine Ergänzung zu jedem unter den gegenwärtigen Verhältnissen fast nothwendig mangelhaften und ungenügenden Musikunterrichte betrachtet werden können, und es wird sich, wie ich hoffe, für Musiker eben so nützlich und fördernd erweisen, wie für Dilettanten, wenn Jene auch mehr ihnen Bekanntes und Geläufiges darin finden werden, als Diese; freilich ist es schwer, beim Aufsprechen dieser Erwartung den Wunsch zu unterdrücken, daß die Zahl der Musiker, die in einer Darstellung der musikalischen Theorie Belehrung zu suchen nöthig hätten, geringer sein möchte, als sie leider in Wahrheit ist.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Plener. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℳ 12 ßr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 45.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℳ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 7. Bremen, 17. Februar. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Erinnerungen an Freiherrn von Bruck. Von Wilh. Kiefselbach.
Lieder. Von Werner Bergmann.
Schauspieler-Briefe. Von E. Gerber.
Literatur und Kunst.

* Erinnerungen an Freiherrn von Bruck.

Von Wilh. Kiefselbach.

In der Cotta'schen Vierteljahrsschrift — Juliheft 1851 — steht ein größerer Aufsatz, betitelt: „Die Verwaltungsperiode des Freiherrn von Bruck.“ Die Abhandlung enthält zunächst eine Vertheidigung des genannten Staatsmanns gegen die Angriffe in den Journalen, welche unmittelbar bei seinem im Mai des bezeichneten Jahres erfolgten Rücktritte vom Handelsministerium, wie nach Commandowort, sich auf ihn richteten. Man sieht aus dieser Thatsache mithin, daß die Verfolgungen, denen vor nun bald zwölf Monaten eines der größten politischen Talente der Gegenwart endlich erlegen ist, von langer Hand eingefädelt wurden. Neben der Abweisung jener elenden Beschuldigungen Bruck's deutet jedoch der Essay auch bereits auf die Quelle hin, aus welcher sie hervorflossen. Es heißt nämlich darin an einer Stelle: „In der Herrengasse zu Wien“ (wo das Handelsministerium lag) „wurden im December 1850 folgende Worte gewechselt: „„Hüten Sich Ew. Excellenz vor einer Maßregel in Oesterreich, die Aehnlichkeit haben könnte mit der Aufhebung des Edikts von Nantes!“ Der Minister entgegnete: „Meinen Sie, weil ich Protestant bin?“ — „Nein! Allein Alles was Sie thun und anstreben, ist akatholisch. Sie wollen ein arbeitsames, gebildetes Bürgerthum für Oesterreich ins Dasein rufen, das wird Ihnen die römische Kirche nie zulassen.“ Der Verfasser jenes Aufsatzes selber hatte diese Unterredung mit Bruck gehabt, er flocht die Erzählung derselben, gleichsam als zweite Warnung, nochmals in seine Vertheidigungsschrift ein. Leider hat der Verlauf der Geschichte seinen Befürchtungen Recht gegeben, Bruck's Leben wie Bruck's Tod erinnert grades Wegs an Colbert!

Für jetzt freilich wäre der Versuch, die Stellung des so jäh zusammengebrochenen österreichischen Finanzministers zu seiner Zeit in einem historischen Rahmen zusammenzufassen, gewiß verfrüht; nicht bloß die Parteien, sondern auch die Dinge selber fahren an der Donau noch so bunt durch einander, daß sie dem nahe darauf gerichteten Auge keinen sicheren Hintergrund für die Gestalt des Dahingeschiedenen darbieten. Die eigentliche Geschichte Bruck's ist ja eine Geschichte der Habsburgischen Monarchie während des letzten Jahrzehnts, die Zukunft spielt dabei noch eine bedeutende Rolle mit, sie bleibt daher abzuwarten. Allein es wird bis zur weiteren Aufklärung der in der Gegenwart mit einander kämpfenden trüben Strömungen inzwischen wohl gestattet sein, daß wir einige persönliche Erinnerungen an einen Staatsmann hier festhalten, zu dem tausende von Menschen in innigster Verehrung hinaufgeschaut haben, und der jedenfalls, wie man auch über ihn urtheilen mag, eine Zeitlang der einzige innere Halt Oesterreichs gewesen ist. Vieljährige nähere Beziehungen zu dem Menschen wie dem Minister setzen den Schreiber dieser Zeilen dazu in den Stand, und es drängt ihn ein Gefühl wärmster Anhänglichkeit an die stolze, edle Natur, auch heute wie vor einem Decennium für ihren unbefleckten sittlichen Gehalt unbedingt einzutreten.

Es mag häufig vorkommen, daß wenn man Ende Februars von Wien über den Sömmering und Karst nach Triest fährt, die Stephanskirche noch eine Schneedecke hat, während dem Reisenden auf der Höhe von Opatschina, wo er das adriatische Meer zuerst erblickt, schon wonnige Frühlingslüfte entgegenwallen. In den letzten Tagen des Februars 1848 gesellten sich jedoch bei dieser Tour zu den klimatischen Verschiedenheiten beider Städte noch ganz andere Unterschiede; der Tourist ließ in der Kaiserstadt die metternichsche Zeit völlig unangetastet zurück, und am Seegestade kündete ihm schon eine scharfe Brise den von Paris nachkommenden Revolutionssturm an. Das hatte in Wien der alte Baron D . . . auch wohl nicht geglaubt, als er in seinem Polizeisanctissimum den Paß des Fremden sorgfältigst prüfte und dabei nach den geheimsten Zwecken des beabsichtigten Ausflugs in den Orient feinstens schnüffelte, das seine Paschaherrlichkeit so bald ein Ende haben würde! Noch lag das volle Amtsgewicht in dem faltigen Gesichte dieses Jüngers von Seldnitzki ausgeprägt; kein Zweifel an seinem hohen Werthe für die Aufrechterhaltung der Ordnung im Himmel und auf Erden schien je die Seelenruhe des kleinen Gnomen gestört zu haben. Gott! wie war der Kerl das echte Abbild einer österreichischen Polizeimaschine! Dummpfiff, jeder Zug der Physiognomie eine Gemeinheit; ich habe nur noch ein Antlitz der Art bis jetzt wiedergesehen, und das gehörte ebenfalls einem Polizeichef Seldnitzki'schen Gelichters erb- und eigenthümlich! In der That, bei Schritt und Tritt in Wien fühlte man den unerträglichen Druck, den jenes verruchte System auf die Bevölkerung ausübte — ich floh förmlich ins Freie. Zwei Tage weiter, und in Triest begann man schon dem Staatskanzler und seinen Trabanten zu Grabe zu läuten. . . . . Damals redigirte noch Ernst von Schwarzer das Blatt des österreichischen Lloyd; ein Heidelberger Empfehlungsbrief führte mich bei ihm auf seinem Redactionsbüreau ein. „Nun, wie ist denn das Pariser Reform-

Digitized by Google

banquett ausgegangen, ich habe in Wien keine Zeitung zu Gesichte bekommen?“ — „„Uns fehlen seit drei Tagen alle Nachrichten aus Frankreich; aber da bringt gerade der Ausläufer die neueste Post!““ Es waren drei Briefe, die gleichzeitig ankamen; der erste meldete den Rücktritt Guizot's und des-Ministerium Molé, der zweite die Flucht des Königs, die Regentschaft, der dritte: Lamartine an der Spitze der Republik! So, damit werde Einer in wenigen Minuten bei sich fertig, wenn man dazu noch immer an das vermaledeite Gesicht des Baron D... zurückdenkt! Das ziemlich zahlreiche Personal der Redaction raste bei dieser Kunde wie toll durch einander. Schwarzer riß eine Karte von der Wand und theilte Europa in seine neuen Theile. Die Leute schrieen sich ihre eben geborenen politischen Gedanken förmlich zu; die österreichische Revolution war schon fix und fertig. Man hätte direct aus dem Zimmer eine telegraphische Depesche an Metternich richten können: „es sei nun ergebenst Nichts mehr mit ihm und er dürfe sich jetzt schleunigst aus dem Staube machen.“ Mitten in diesem wüsten Lärm, in welchem selbst Corrector und Factor sich zu Staatsmännern und künftigen Ministern emporschwangen, obgleich nur Schwarzer später wirklich für einige Monate Minister wurde, trat ein Herr in den Saal mit dem ruhigen Anstande eines Mannes, der gewohnt ist, zu befehlen, eine hochgewachsene Gestalt am Ende der vierziger Jahre, mit schönem, freien, ausdrucksvollen Kopfe. „Was geht hier vor?“ Schwarzer, als er seiner ansichtig wurde, stürzte ihm sogleich mit den Worten entgegen: „In Frankreich Republik!“ Auf dem Gesichte des Neueingetretenen zuckte keine Muskel, die Anrede hätte ebenso gut lauten können: „Es ist heute schönes Wetter!“ Nur die Briefe nahm er alsbald zur Hand und las sie langsam durch. „Sagen Sie mal, Herr von Schwarzer, wer ist das?“ — „„Das ist der Stifter unseres Lloyd, Herr von Bruck!““

Einige Jahre später, als zufällig die Unterhaltung sich auf diesen Augenblick lenkte, sprach ich dem Minister meine Verwunderung über seine damalige Fassung aus, er hätte ja in jenem Moment die Wendung seines Lebenslaufs selber am klarsten erkennen müssen. Bruck lächelte auf die Interpellation ein wenig; doch erzählte er gleich nachher, wie er zu selbiger Zeit sehr eifrig mit der Durchführung der Wagborn'schen Ueberlandspost beschäftigt gewesen sei, und kurz vorher in deren Angelegenheit eine Audienz bei Metternich gehabt habe. „Der Staatskanzler wollte die Wichtigkeit des Unternehmens gar nicht einsehen; das voraussichtlich vermehrte Reisen der Engländer durch sein Land schien ihn zu beunruhigen. Erst als man ihm auseinandersetzte, wie der Courier von Alexandrien auch frische Datteln für die fürstliche Tafel mitbringen würde, begriff der alte Herr die commercielle Bedeutung der bezweckten Verbindung.“ In Triest gab sich übrigens wenig Gelegenheit, die imposante Erscheinung näher zu beobachten; bloß eine Danksagung für einige Empfehlungskarten an die Lloydsagenten in Kleinasien und Konstantinopel führte mich noch einmal zu dem Manne der nächsten Zukunft.

Auch im Herbste 1848, als Bruck im Frankfurter Parlamente saß, bot sich nur einmal eine Veranlassung zu einer kurzen Begegnung; die „Oesterreicher“ standen den übrigen Kreisen ferner, und der Kaufmann von Triest hielt sich außerdem absichtlich mehr zurück. Bald darauf, als Fürst Schwarzenberg Wien wieder eingenommen hatte, verließ er obendrein die Mainstadt, um das neu errichtete österreichische Handelsministerium zu übernehmen. An und für sich war freilich dieser Posten damals noch unbedeutend; derselbe erschien gewissermaßen bloß als ein Zugeständniß an die Wünsche des österreichischen Bürgerthums; allein er genügte, um Bruck's staatsmännischen Geist alsbald zur Geltung kommen zu lassen. Es ist gewiß nicht zu viel gesagt, daß Bruck es war, welcher der schwarzenbergischen Politik ihren positiven Inhalt verlieh. Denn der Fürst selber konnte bei aller seiner Gewandtheit und Thatkraft doch auf wirkliche Kenntnisse keinen Anspruch machen; der Cavalier mußte einen Staatsmann zur Seite haben. So ist denn der Plan, Oesterreich auf großdeutscher Grundlage zu reorganisiren, recht eigentlich von Bruck ausgegangen, und je mehr Preußen nach Abweisung der Kaiserkrone sich die Gemüther der Nation entfremdete, um so zahlreicher wurde damals der Anhang des genialen Handelsministers in Deutschland. Der Gedanke der Zolleinigung blendete durch seine Großartigkeit.

Es war ein eigenthümlich anregendes Leben während des Winters 1850—51 in Wien; man glaubte damals durchweg an eine Wiedergeburt der Monarchie, man ging ihr in der Bevölkerung mit aller Liebe und Hoffnung entgegen. Die österreichische Presse begann sich zu entwickeln, Kuranda doeirte gern, Edward Warrens führte seine furchtbaren Keulenschläge gegen die Wiener Bank; eine Menge junger Kräfte versuchte sich zum ersten Mal auf dem Gebiete der Publicistik. Laube brachte neue Bewegung in's Burgtheater; an seinen Montagsabenden versammelte er bei sich unter dem feinen Scepter seiner höchst geistreichen Frau die künstlerischen und literarischen Notabilitäten Wiens; Laroche, dessen ausgeprägter Kopf den Vater Goethe keinen Augenblick verleugnet, Wagner, die Baier-Bürck, Sternberg, Lewinsky am kleinen Theetisch versammelt. Selbst in den alten Hammer-Purgstall war neue Frische gefahren. Wenn er den Besucher auf seinen mit arabischen Inschriften gestickten Sopha nöthigte und ihm seine Streitigkeiten mit der Wiener Akademie auseinandersetzte, oder erzählte, wie er grade sechstausend arabische Worte zusammengestellt, die alle sich auf das Kameel bezögen — gewiß ein in der Wissenschaft tief gefühltes Bedürfniß! — sprang die kleine Gestalt mit den glänzenden Augen in jugendlicher Lebendigkeit im Zimmer umher. Indessen die weitaus am meisten anziehende Persönlichkeit des sich verjüngenden Wiens war und blieb doch immer Bruck! Es liegt gerade nicht in Jedermanns Natur, mit besonderer Vorliebe stundenlang bei einem Minister geduldig anticchambriren zu können, und vollends sind wir Norddeutschen nicht daran gewöhnt. Um so freundlicher war es daher von dem Chef des Handelsministeriums, daß, so oft er Jemanden sprechen wollte, er demselben vorher genau die Stunde bestimmte, und ihn auch keinen Augenblick warten ließ. Dann liebte er es, in dem großen Saale neben seinem Arbeitszimmer im Gespräch auf- und abzugehen, ungemirt die Cigarre im Munde, und dem Besucher in allgemeinen Umrissen seine großen Pläne auseinander zu setzen. Kein Zug seines ganzen Wesens verrieth dabei den „Parvenü.“ Für die Atmosphäre, in welcher er stand, schien er unbedingt geboren. Nur in seiner freien, männlichen Offenheit war er vielleicht nicht „ministeriell.“ Ihn beherrschte die unleugbare hohe Poesie des staatsmännischen Schaffens; er suchte sie auf die Anderen zu übertragen. Die Phantasie, ohne welche es überhaupt nie einen schöpferischen Staatsmann gegeben hat, ließ ihn dann oft sein Werk in der Zukunft vollendet sehen, den neuen, auf der Basis des Bürgerthums erbauten Staat! — „Hüten Sich Ew. Excellenz vor einer Maßregel in Oesterreich, die Aehnlichkeit haben könnte mit der Aufhebung des Edikts von Nantes!“ Er glaubte jedoch über die Hindernisse siegen zu können, und seine Begeisterung riß auch die Umgebung mit sich fort.

Allein schon im Mai 1851 sollte Bruck es erfahren, wie unzuverlässig der Boden war, auf welchem er stand. Jetzt nach seinem Tode darf es wohl ohne Indiscretion in die Oeffentlichkeit kommen, daß sein damaliger Rücktritt aus dem Handelsministerium deßwegen erfolgte, weil er vergebens auf Verwirklichung der constitutionellen Versprechungen gedrungen hatte. Er sah ein, daß

Digitized by Google

eine finanzielle Gesundheit des Landes nur durch die Umgestaltung des Finanzwesens erfolgen konnte, und diese die Mitbetheiligung der Nation unbedingt erfordere. So schnöde man ihm jedoch auch den Stuhl vor die Thür setzte und alsbald, wie oben erwähnt worden ist, die erkaufte Preßmeute auf ihn los ließ, seine Hoffnungen verlor er keinen Augenblick. Im Gegentheil, in einem nach Heidelberg gerichteten Briefe sprach er die Ueberzeugung aus, daß gerade diese Zwischenperiode ein nothwendiger Durchgang sei, die Gegner würden von selbst in die neue Bahn gedrängt werden.

Nach einem längeren Aufenthalte in London zur Besichtigung der Industrieausstellung langte Herr von Bruck am 8. September desselben Jahres auf der Rückreise nach Triest mit seinem jüngsten Sohne in Heidelberg an. Er hatte Metternich auf dem Johannisberge besucht und dann in Frankfurt das ihm angebotene Präsidium des Bundestages abgelehnt. Eine tiefe Erbitterung war an ihm nicht zu verkennen. In der Eschenheimer Gasse hatten sie grade über den Verkauf der deutschen Flotte verhandelt; „sie wollen eben die schwarzrothgelbe Flagge nicht, sie werden es theuer büßen müssen.“ Die Post nach Heilbronn ging Abends zehn Uhr; lange spazirte er vor ihrer Abfahrt in der schönen Mondnacht am Bahnhofe umher. Seine Pläne beschäftigten ihn lebhafter als je: „hätte ich nur für zwei Jahre die Macht eines Dictators!“ . . . Er wurde jetzt wieder, was er gewesen war, Director des Lloydetablissements im alten Tergeste.

Achtzehn Monate verflossen nun dem zurückgetretenen Handelsminister an der Adria inmitten seines glücklichen Familienlebens. Er hatte aus Deutschland einen Erzieher für seinen jüngsten Sohn verlangt. Dr. M., ein Schüler von Gervinus und früher Mitredacteur der „Deutschen Zeitung“, siedelte darauf hin zu ihm hinüber. Aber selbst dieser hart gesottene „Gothaer“ vermochte der gewinnenden Persönlichkeit des Hausherrn nicht zu widerstehen. Sobald sich einmal der geeignete Biograph für Bruck findet, stellen wir ihm gern die aus dieser Zeit herrührenden in unseren Händen befindlichen Schriftstücke von Dr. M. zur Verfügung; sie lassen einen vollen Blick in das Dasein des Menschen thun, der erst die Auffassung seiner staatsmännischen Natur ergänzt.

Indessen konnte man eine solche Kraft in Wien nicht lange entbehren. Schon der Beginn des Jahres 1853 rief Bruck in die kaiserliche Residenz zurück, er wurde nach Berlin zur Abschließung des bekannten Handelsvertrags geschickt. Alsbald war auch wieder seine ganze Spannkraft da und mit ihr seine erstaunenswürdige Arbeitskraft. Trotz der knappen Zeit in Berlin schrieb er damals lange Privatbriefe, um die Bedeutung des Tractates in das rechte Licht zu setzen. Derselbe war ihm eine sichere Vorstufe zu der Zollreinigung, frischer als je ging er der Zukunft entgegen.

So gefeiert Bruck aber auch an der Spree geworden war, so wichtige Dienste er dort seinem Vaterlande geleistet hatte, man wollte ihn doch in Wien in der rechten Stellung nicht haben. Jedermann erwartete damals nicht anders, als daß der unfähige Finanzminister von Baumgarten ihm Platz machen würde; indessen ernannte ihn der Kaiser — zum Internuntius in Konstantinopel! Vergebens bot sofort der Kreis seiner intimen Anhänger Alles auf, ihn von der Annahme dieses Postens abzuhalten. „Excellenz, das ist ja eine Verbannung, keine Beförderung, der Schwerpunkt der orientalischen Frage liegt nicht am Bosporus; entweder Finanzminister in Wien oder Privatmann in Triest!“ — die politische Thätigkeit war ihm ein unabweisbares Bedürfniß. Er forderte, statt auf die Abmahnungen der Näherstehenden zu hören, einen derselben auf, ihn nach Konstantinopel zu begleiten, „er wolle ihm dort seine Memoiren dictiren;“ als ob ein Mann seiner Befähigung in jener gefährlichen Lage Oesterreichs Zeit haben dürfte, der Vergangenheit zu leben.

Allerdings stellte Bruck mit seiner gewohnten Energie das Ansehen der Internuntiatur bei den Türken, das der armseelige Graf Stürmer so kläglich hatte verfallen lassen, in kurzer Zeit wieder her. Allein unterdessen schloß man in Wien das Nationalanlehen und den Verkauf der Staatseisenbahnen ab — Herr von Bach pfuschte in die Nationalökonomie — zwei finanzpolitische Mißgriffe, wie sie wohl nicht schlimmer gedacht werden können. Erst als der Karren des Aerars so tief im Sumpfe steckte, daß die Kraft der Andern nicht genügte, um ihn herauszuziehen, rief man wider Willen endlich Bruck aus dem Oriente zurück. Er sollte nun wieder gut machen, was jene verschuldet hatten, und was kaum noch wieder gut zu machen war. Und er kam wirklich. „Hüten Sich Ew. Excellenz vor einer Maßregel in Oesterreich, die Aehnlichkeit haben könnte mit der Aufhebung des Edikts von Nantes!“ . . . . Das Concordat war nahe. Der Minister selber täuschte sich jetzt über die drohende Gefahr nicht mehr; aber er glaubte ihr gewachsen zu sein. Ernster als früher, mehr in sich gekehrt, ging er dem Kampfe entgegen. Ich brauche hier nicht an die zusammenhängenden, tief eingreifenden Maßnahmen zu erinnern, mit denen nun der Chef des Aerars die Production und den gesunkenen Credit des Landes zu heben suchte; auch über sie wird erst später die Geschichte ein richtiges Urtheil fällen. Während er jedoch dergestalt das österreichische Bürgerthum auf alle Weise begünstigte, und ihm jede noch so geringe Kraft willkommen war, die ihm dabei zur Seite ging, sprach der Bischof von Olmütz das Wort „daß die Protestanten in der Selbstmörderecke der katholischen Kirchhöfe zu begraben seien“, wurde das Concordat unterzeichnet — die Antwebung des Edikts von Nantes war da!

Noch einmal beschworen jetzt einzelne Stimmen, denen der Minister ein rückhaltloses Aussprechen ihrer Ansichten zu gestatten pflegte, den immer mehr auf sich selbst zurückgewiesenen Staatsmann, nun wenigstens mit dem vogue la galère! vom Steuer zu treten, und das Schiff zu verlassen. Fast finster wies er solche Zumuthungen von sich ab; er wollte den Andern nicht zugestehen, worüber er selber sich doch nicht täuschen konnte. War es bei ihm wirklich ein ehrgeiziges Hängen am Portefeuille, war es der düstere Muth eines verzweifelnden Spielers? Er hätte damals dem Protestantismus und dem Bürgerthum von ganz Europa einen nicht hoch genug anzuschlagenden Dienst leisten können, wenn er, der Protestant, der Bürgersohn, der Minister des Bürgerthums, in diesem Wendepunkte sich vor jeder Gemeinschaft mit der österreichischen Regierung losgesagt und ihr den noch deckenden Mantel seines Namens abgerissen hätte; er that es nicht, er blieb freiwillig auf dem verlorenen Posten!

Vielleicht ist unter den Papieren, die Bruck am Morgen seines Todestages durch den Diener ins Feuer werfen ließ, auch ein Brief mit durch den Schornstein geflogen, dessen Schlußsatz lautete: „Wenn der Mohr seine Schuldigkeit gethan hat, wird der Mohr gehen müssen!“

So weit reichen des Verfassers persönliche Berührungen mit diesem seltenen Manne; Jahre lang ruhten sie dann ganz; bis die Uebersendung der bremischen Beschlüsse über das internationale Seerecht im Anfange 1860 von ihm eine kurze Entgegnung hervorriefen, die noch einen festen Muth und eine lebendige Hoffnung auf das endliche Gelingen seiner Pläne aussprach. Dann kam am 23. April die Nachricht von seinem Tode, er hatte selber sich das Leben genommen.

Als Colbert gestorben war, wollte der von der Geistlichkeit aufgehetzte Pöbel von Paris seinen Leichnam durch die Straßen der

Digitized by Google

Stadt schleifen. Die Verschwendung des Königs hatte den Minister gezwungen, Steuern auf die eigentlichen Arbeiterschichten zu legen; sein todter Körper sollte es büßen, was Ludwig XIV. gesündigt hatte. Bruck's Leiche ist ungefährdet zur Ruhestatt gekommen; aber seinen Namen, seine Ehre hat der Pöbel versucht durch den Gassenkoth zu ziehen, und zwar der Pöbel oben, nicht der Pöbel unten. Der angebliche Druckfehler der officiellen „Wiener Zeitung“, die Bruck als Mitschuldigen neben Cynaiten stellte, ist ein Streich, für welchen die deutsche Sprache keine volle Bezeichnung hat. Das militärisch-katholische System Oesterreichs hatte auf den Schlachtfeldern von Magenta und Solferino eine Epilepsie erlitten, deren krampfhafte Zuckungen sich vor ganz Europa verriethen. Sich die eigene schwere Schuld einzugestehen, vermochte es natürlicher Weise nicht; da galt es denn, sie auf andere Schultern abzuwälzen. Und indem man sich dabei gegen Bruck richtete, suchte man zwei Zwecke auf einmal zu erreichen. Der Finanzminister war während der letzten Jahre recht eigentlich der Träger des constitutionellen Systems in Oesterreich gewesen. Er konnte sich die Folgerichtigkeit seiner Schöpfungen nicht verhehlen, und er wußte, daß nur dann ein näherer Verband zwischen Deutschland und der Habsburgischen Monarchie möglich sein würde, wenn diese zu einem wahren Verfassungsleben übergegangen sei. Außerdem war er Protestant und „Parvenü“, und was noch viel mehr sagen will, der einzige Staatsmann in der ganzen Schaar charakter- und geistloser Creaturen. Deßhalb spricht sich denn auch in dem kaiserlichen Handschreiben, welches ihn von seinem Posten entband, eine Rücksichtslosigkeit aus, wie sie nicht härter sein konnte. Das also war der Lohn für alle die geleisteten Dienste, das der Dank einem Manne, der noch allein einen Rest von Achtung für Oesterreich in den politischen Kreisen Deutschlands aufrecht erhielt! Bruck hatte den Schlag, der ihn treffen sollte, gerade damals nicht im Entferntesten geahnt. Um so furchtbarer fühlte er sich davon verletzt. „Daß die unseeligen Zeiten ihm auch am späten Abend zukommen mußten“, schrieb kurz nach der Katastrophe ein sehr nahe stehender Freund aus Wien, „er war allein, er hatte keine Bekannten um sich, die ihm den Glauben an sich selbst zurückgaben!“ Ist denn nicht eben der geistig hochstehende Mensch den schlimmsten Zweifeln über das eigene Ich unterworfen? Da lag vor seinen Füßen seine zwölfjährige Arbeit, der sein ganzes Herz, seine ganze Seele gehörte, von solchen Händen zerschmettert! Was hatte das Leben nun noch einen Reiz für ihn? Gewiß ist sein freiwilliger Tod, was man auch über den Selbstmord moralisch urtheilen mag, ein großer staatsmännischer Fehler gewesen. Bei kalter Ueberlegung hätte er sich sagen müssen, daß sein Sturz den Sturz des Systems nach sich ziehen und ihm schon in der nächsten Zeit die persönliche Genugthuung nicht ausbleiben würde. Außerdem lag es nahe, daß seine Feinde den Todten mit den schwebenden Processen in Verbindung brachten, wie sie es schon bei dem Lebenden versucht hatten. Aber in jener Nacht besaß er die kalte Ueberlegung nicht; er war in den furchtbaren Stunden ganz Mensch, nicht Staatsmann, der erregbare, an seinen Ideen mit Leidenschaft hängende, fühlende und leidende Mensch; und fürwahr diese Menschlichkeit, neben seinem reichen Geiste, wir Alle haben sie nicht am wenigsten in ihm geliebt!

Es wäre unter der Würde, hier noch ein Wort über den Verdacht zu verlieren, den eine politisch wie moralisch gleich große Verworfenheit auf Bruck's Namen zu wälzen gesucht hat. Seine Bücher, in kaufmännischer Ordnung geführt, liegen vor der Welt da; der österreichische Finanzminister ist ärmer gestorben, als der triestiner Kaufmann war.

Wer als Wanderer auf den stillen Kirchhof von Kufstein tritt, wo ein einfacher katholischer Geistlicher dem Protestanten von Reutlingen, trotzdem daß er freiwillig abgeschieden war, die Ruhestätte bereitet, und das Vaterland ihm den Stein auf's Grab gelegt hat: „Deutschland seinem Friedrich List“, der wird den Platz gewiß nicht ohne sehr schmerzlichen Ernst verlassen. Eine gleiche Trauer schwebt um den Hügel Bruck's — das sind zwei der edelsten Streiter, die in dem Kampfe um Deutschlands Wiedergeburt gefallen — wie viel Opfer wird sie wohl noch weiter verlangen?

* Lieder.

Von Werner Bergmann.

I.

Am Allerseelentage
Erschallet das Geläut:
Gedenken sollt, gedenken
Ihr curer Todten heut!

Dir lebt ja Vater, Mutter
Und der Geschwister Schaar:
Wem weinst du und wem legst du
Den Kranz auf den Altar?

Ach, Eins ist mir gestorben
So früh und frühlingsroth;
Dem weih' ich Kranz und Thräne:
Mein Herz, mein Herz ist todt.

II.

Nacht, du wartest, daß die Sonne
Ihren lichten Lauf vollbracht,
Und auf dich mit Sehnsuchtswonne
Wart' ich selbst, o süße Nacht.

Immer bist du mir willkommen,
Denn der Liebe stilles Glück,
Das der Tag mir hat genommen,
Bringst mitleidig du zurück.

Du versammelst die Gedanken,
Die des Tages Lärm zerstreut,
Endigst der Seele Schwanken
Zwischen Schmerz und Seligkeit.

III.

Abends, wenn du sangst im Garten
Oder drinnen am Klavier,
Dichtete ich meine Lieder,
Und so dank' ich sie nur dir.

Sollen Seelen sie bewegen,
Sollen Leben sie empfahn,
Segen, Frische, Kraft und Leben;
Singe sie, so ist's gethan.

IV.

Es glänzt ein Bergsee droben,
Der heiß und sonnig ruht
Und dem der Stürme Toben
Nicht kühlen kann die Gluth.

Ein Bach fließt tief im Grunde
Durch Wiesen und Gebüsch;
Drin singt zu jeder Stunde
Die Welle klar und frisch.

Du bist der Bach im Grunde
Und ich der heiße See;
Ich träum' mich jede Stunde
Hinab in deine Näh.

Digitized by Google

V.

Gieb mir einen Kuß, o Mädchen,
Daß ich dein Herzliebster sei.
Gieb mir einen Ring, o Knabe,
Als ein Pfand von deiner Treu.

Meinen Ring hab' ich zerbrochen,
Hab' zum Goldschmidt ihn gebracht,
Und der hält ihn fest verwahret
Weit von hier, der Meilen acht.

Lieber Knabe, fest verschlossen
Zwischen Lippen liegt mein Kuß.
Meine Mutter trägt den Schlüssel
Zwanzig Meilen überm Fluß.

VI.

Du betest, will ich deine Lippen küssen,
Und kniest zur Erde, will ich dich umfahn;
Faß' ich die Hand, du wirst sie fallen müssen.
Nichts als Bereiter bist du, von Fleisch umhan.

VII.

Als draußen Rosen blühten,
Du warest nicht dabei.
Du weiltest fern im Süden,
Und traurend schwand der Mai.

Nun Silberrosen funkeln
Am Fenster im grimmen Nord,
Nun kommst du an im Dunkeln
Mit Kuß und Liebeswort.

Ich hab' es nun verstanden,
Was du gesagt, wenn oft
Im Schnee wir Veilchen fanden:
Der Lenz kommt unverhofft.

* Schauspieler-Briefe.

Von C. Gerber.

Die schriftlichen Ergüsse des darstellenden Künstlers erhalten im Ganzen dadurch ein eigenthümliches Merkzeichen, daß sie meist seine Kunst und was damit in Verbindung steht, oder seine Person selbst zum Gegenstande haben; andere, seinen Beruf nicht unmittelbar treffende Gebiete berührt der Schauspieler selten. Vielleicht begleitet uns die Theilnahme freundlicher Leserinnen und Leser, indem wir einige Schriftdenkmale hervorragender Gestirne verschiedener Epochen der deutschen Schauspielkunst zusammen stellen, die ihr Selbst, ihre Bestrebungen, ihr Benehmen zu einander beleuchten und kennzeichnen; denn einen guten Gedanken, sagt Goethe, den wir lesen, etwas Auffallendes, das wir gehört, tragen wir wohl in unser Tagebuch ein. Nähmen wir uns aber zugleich die Mühe, aus den Briefen unserer Freunde eigenthümliche Bemerkungen, originelle Ansichten, flüchtige, geistreiche Worte aufzuzeichnen, so würden wir sehr reich werden. Briefe hebt man auf, um sie nie wieder zu lesen, oder man vernichtet sie wohl gar zuletzt aus Discretion, und so schwindet der schönste, unmittelbarste Lebenshauch für uns und Andere.

Beginnen wir mit Konrad Ekhof. Da fällt uns gleich eine bemerkenswerthe Briefstelle von ihm ins Auge, die lautet: „Den Zuschauern allein kommt es zu, den Werth des Akteurs zu bestimmen; der größte Akteur verliert, wenn er dem Publikum zu verstehen giebt, daß er groß ist." — Aus einem Schreiben an Nicolai (1774) entnehmen wir: „Die süßeste Belohnung des Fleißes, die stolzeste Zufriedenheit des Künstlers, ist ohnstreitig wohl die Gerechtigkeit, die ihm solche Kenner wiederfahren lassen, von denen er mit Recht befürchten kann und als Mensch mit Recht befürchten muß, daß sie vieles, wie Gellerts Maler, mit gutem Grunde tadeln können; zumal da der laute Beifall, sowohl als der Tadel des großen Haufens und besonders in meinem Metier, oft schwankend und unbedeutend ist, daß Lessing wohl sagen mochte: wir haben wohl Schauspieler, aber keine Schauspielkunst, und wenn wir eine gehabt haben, so ist sie verloren gegangen. Wie oft hängen nicht Lob und Verachtung bei der Komödianterei in den Augen der öffentlichen Kunstrichter von Dingen und Umständen ab, die eigentlich zur Kunst nicht gehören und als Dekorationen derselben betrachtet werden sollten. Eine Thräne, die ich aus einem empfindenden Herzen erpreßte, ein Lächeln, das ich einem denkenden Manne abgezwungen, habe ich daher immer für einen weit untrüglicheren Probierstein gehalten, und leugne deßwegen das innere Vergnügen nicht, das ich auch in meiner Schlafmütze empfand, als ich Thränen in Ihre Augen lockte und es mir nachher gelang, die Bebmuth Ihres Gesichts durch ein aufgeheitertes Lächeln zu verdrängen, ohne die Requisiten, welche so viele meines Metiers für die unentbehrlichsten Stützen halten, und ohne diese keine Wirkung zugestehen, zu meiner Hülfe zu haben, obgleich ich selbst sie für kräftige Mitwirker halte." Späterhin setzt Ekhof's bescheidener Sinn noch hinzu: „Ich habe noch nicht gesagt, was ich eigentlich wollte; freundschaftlich bitten wollte ich Sie, ja die Drohung, mich deßwegen öffentlich zu loben und zu vertheidigen, nicht ins Werk zu setzen. Es hat mich schon lange den größten Verdrießlichkeiten ausgesetzt, daß die Zuschauer zu viel, und die Komödianten zu wenig von mir gehalten haben. Von den öffentlichen, oft schimpflichen Anfällen (die geheimen nicht zu berühren), haben Sie noch kürzlich einen bereits gelesen. Da Sie hier gewesen sind, da ich die Ehre gehabt mit Ihnen umzugehen, so brauche ich Ihnen als einem denkenden Manne nicht erst weitläuftig auseinanderzusetzen, was man davon für eine Auslegung machen könnte."

Ekhof's letzte, einige Monate vor seinem Tode im März 1773 an Schröder in Hamburg geschriebenen Zeilen beweisen, daß er sich nicht als Hoftheaterdirektor vornehm zurückzog, sondern auch noch den Abend seines Lebens für das Beste des gesammten deutschen Schauspielerstandes edelmüthig und selbstverleugnend hingab: „Die Hindernisse, die meinem Gang zum Werke, nach nunmehr lange zurückgelegten 38 Jahren, in den Weg gelegt worden sind, und meine Neigung, so viel Vortheilhaftes für dasselbe zu stiften als möglich, zu unterdrücken gesucht, haben mich bis zum kriechenden Wurm erniedrigt. Die Unwissenheit von Seiler und Löwen, und Kochs schwarze Seele, sein ausgehauchtes und wurzelngefaßtes Gift haben mir Herkuls Arbeit aufgelegt. Ich habe Alles versucht, bloß durch mich die Ordnung wieder herzustellen, wie ich sie bei meinem Anfange gefunden, und 16 Jahre unterhalten habe. Der Strom ist ausgetreten und sucht sich immer weiter zu verbreiten. — Im Anfange des vorigen Jahres brachte mich die Kränkung der niederträchtigsten Undankbarkeit nur einen Schritt vom Grabe; eine Art, beinahe als worüber Beaumarchais von der d'Eon klagt, die er auch, wie er sagt, aus der Erde wie einen Pilz gehoben hat. Zur höchsten Zeit ermannte mich die Vernunft mit der Vorstellung des Laufs der Welt, Davids Klagen und Judas Exempel. Indessen habe ich doch das ganze Jahr gehustet und gekränkelt, und Gott weiß, was künftig mein Schicksal sein wird. Seit der Mitte des Januars hatte sich ein schleichendes Fieber eingefunden, welches ich endlich mit 72 Chinapulvern zur Flucht gebracht, und ihm gewiß so lange damit nachsetzen werde, daß es sobald ans Wiederkommen nicht denken soll. — Ich habe wie Herkul, das blutige Hemd der Dejanira getragen, und bei

Digitized by Google

Omphale gesponnen. (Dies Bild zielt auf seine blödsinnige Frau und die Schauspielerin Seiler.) Umsonst. Die Erfahrung, die ich gemacht, war: ist man strenge, so schreit man über Tyrannei und Despotismus; und ist man gelinde, so treten sie einem auf den Kopf und spielen auf der Nase. — Der Löwe lag schlummernd an einem dünnen Stricke; glaubte, sein Alter, sein Ansehn, die Vorstellung seiner Kraft und übrigen Eigenschaften würden die hüpfenden Füllen, wenigstens in seiner Gegenwart, an ihre Bestimmung, nämlich tragen, erinnern. Vergebens! Jetzt, da man es gar so weit treibt, ihn in Ketten schließen zu wollen, um ihm den Kopf eintreten zu können, wacht er auf, steht gerüstet als Löwe und als ein Eichbaum. Ich wünsche keinen Krieg; ich liebe und suche den Frieden, und für meine wenigen übrigen Tage Ruhe. Aber meine Lenden sind umgürtet; meine Feldequipage ist fertig, und kommt es zum Streiten, will ich wenigstens nicht als Feigherziger fallen und sterben. Aber alles dieses erstickt in mir nicht das Verlangen, der Komödiantenei überhaupt so viel zum Besten zu thun, als ich kann. Ich sehe aufs Ganze und lasse mich durch die Individua nicht abschrecken. Ich möchte gar zu gern noch einen guten Gedanken mehr mit in die Grube nehmen: segnen, die mich fluchen, wohlthun denen, die mich hassen. Ich will Ihnen meinen Plan vorlegen, und nach Ihrer Antwort soll das Circulare an alle mir bekannten Gesellschaften wegen einer allgemeinen Pensions- und Todten-Casse für alle deutsche Schauspieler abgefaßt werden. Wissen Sie welche, die mir nicht bekannt sind, etwa unter den neuen noch kleinen, — denn was klein ist, kann auch groß werden —: so nennen Sie mir solche, und geben mir Ihre Meinung baldigst zu verstehen. Sie sollen hierin mein Flügeladjutant sein, dem ich meine Dispositionen anvertraue, damit, wenn mich der Tod in der Ausführung übereilt, Sie vollenden können, was mir nicht möglich ist. Ich werde die Vorschläge so leicht einrichten, daß sie, wie ich hoffe, kein Schauspieler verwerfen wird. Ich werde den Beitrag zu dieser Pensions- und Wittwen-Kasse, nicht wie bisher geschehen, nach den Gagen, sondern untrüglich nach den Theaterjahren einrichten. Z. E. Jeder zahlt für jedes Jahr, das er auf dem Theater ist, wöchentlich Einen Pfennig, also das erste Jahr Einen Pfennig, das zweite zwei Pfennige, und so fortan, wie die Jahre steigen. Dafür genießt bei seinem Sterben die nachbleibende Frau, oder vice versa der Mann, eine nach der bisherigen Einlage proportionirte Pension auf Lebenszeit, die vierteljährlich praenumerando ausbezahlt wird: um allenfalls, wenn es nöthig ist, die Leichenkosten zu bestreiten. — Sie sehen wohl ein, daß das nur ein entfernter Schritt ist, zu einem weit andern Ziele. Ich will ins große Ganze mehrere und engere Verbindung und Rechenschaft zu bringen, und mit der Zeit den Orden der Sancta Genovefa wiederherzustellen suchen, der im vorigen Jahrhunderte unter Ludwig XIV. unter den Französischen Comödianten bekannt war, und von dem wohl noch einige Glieder leben mögen. Die Artikel dieses Ordens, die Ihnen vielleicht unbekannt sind, bleiben, wenn ich sterbe, Ihr Legat. (Dieselben sind Schröder nie zugekommen.) Noch eins habe ich oben vergessen. Stirbt eine Person beim Theater ledig, und sind keine nachbleibende Kinder da, so genießt sein ältestes Geschwister oder Blutsverwandter die Pension, wenn er volle vierzig Jahre ist, zeitlebens, ist er darunter, zehn oder zwanzig Jahre, nach Proportion seines Alters, worauf wie auf seinen frühern Tod Rücksicht genommen wird. Von Kindern, wenn sie noch minorenn, genießt sie das älteste bis zur Volljährigkeit, oder nach vorhin aufgeführtem Satze. Behalten Sie diesen ganzen Vorschlag geheim für sich, bis ich nach Ihrer Antwort die Resolution meines Herrn deswegen weiß, ohne die ich nichts unternehmen darf. Sobald ich Ihnen die Circulare an die Gesellschaften Ihrer Gegend zuschicke, können Sie es der Ihrigen bekannt machen. Ich hoffe nicht, daß ein großer Herr, der auch bereits eine Pensionsanstalt errichtet hat, diesen Gedanken mißbilligen, und seinen Dienern, wenn sie schon gut leben, besser leben zu können verweigern werde. Welch eine Wonne für mich, wenn ich auf meinem Sterbebette denken kann: Gottlob! nun kann sich der Mangel zwischen keinem deutschen Schauspieler und seinem Grabe mehr einschleichen! Die Aussicht eines gewissen Einkommens auch nach seinem Tode, wird ihm Credit und Unterhalt verschaffen, und er darf nicht mehr betteln gehn, oder den Bauern zu diesem Behufe die Gänse hüten, wie ich leider! nach Herrn Josephi's Erzählung, von meinem seligen Schwager Steindrecher, nach seinem Tode, habe erfahren müssen, welches, wie dieser Mann versichert, seine Frau gewußt haben soll. Warum denn nicht lieber ihn auf den Pesthof gethan, und wenn man ihn ja nicht für krank hätte angeben können, zwei oder höchstens drei Mark wöchentlich zu seinem Unterhalt gegeben! — Bei Ihrer Gesellschaft wird die Vorsicht unnöthig sein; in dem Circulare werde ich mit einschließen lassen, daß die Direkteurs sich vorher nach Jedes Theateralter erkundigen, bevor sie den Plan kund werden lassen. Noch einen Satz werde ich in dem Circulare selbst anführen.

Antworten Sie mir bald wieder, und leben Sie wohl!"

Ekhof's Plan hat in seinem ganzen Umfang keine Ausführung gefunden; Schröder machte ihn jedoch in weiser Beschränkung für Hamburg allein erreichbar, und bis heute steht er in Wirksamkeit. Die vor einigen Jahren durch den Hofrath Schneider gestiftete Alters-Versorgungscassa für deutsche Schauspieler, Perseverantia, die auf Ekhof's Grundgedanken theilweise gebaut ist, läßt leider ihre Auflösung wieder befürchten. — Wie groß Schröder als Schauspieler, so human und edel dachte er als Director. Die hochgeachtete Schauspielerin Johanne Christine Starke (geb. in Breslau den 19. Juni 1731; gest. den 2. März 1809 auf dem Schröder'schen Gute Kellingen bei Hamburg) war, als plötzlich die Dreyer'sche Direction in Hamburg am 26. März 1783 endete, nach Leipzig gereist und glaubte von den Interessen eines Kapitals von 3000 Thalern fern von der Bühne leben zu können. Sie täuschte sich. Ihre Freundin Koch und Ramler vermochten sie 1786 sich Döbbelin anzutragen, der ihr auch ein Engagement bewilligte, aber in ihr Zartgefühl empörenden Ausdrücken. Schröder hörte von jener Unterhandlung und deren Zusammenhang und schrieb von Hamburg am 22. Mai 1787 an Frau Starke:

„Mit dem größten Vergnügen habe ich erfahren, daß Sie, würdige Frau, dem Theater noch nicht absterben wollen, und daß ich die Hoffnung nähren darf, Sie wieder zu besitzen. Gern erfüllte ich jede Ihrer Bedingungen. Ich habe nur zu bemerken, daß hier Gesetze eingeführt sind, die auf Ordnung und Sittlichkeit abzwecken, denen ich unterworfen bin, wie jeder Andere. Für Sie sind es also eigentlich keine. Madame Seyler will gern ihrem Manne nach Schleswig folgen, und geht ab, sobald ich ihre Stelle besetzen kann. Sie können also kommen, wenn Sie wollen. Zweifeln Sie nicht, daß weder mein Betragen, noch die Achtung, welche ich ehemals für Sie hatte, sich je ändern werden; und so darf ich hoffen, daß nur der Tod uns trennen wird."

Frau Starke erwiederte von Leipzig, am 2. Juni 1787: „Ganz unerwartet, und doppelt angenehm, war mir Ihr gütiger Brief, lieber Herr Schröder! Sie erzeigen mir die Ehre, mich wieder auf Ihr Theater zu berufen, und erlauben mir Bedingungen zu machen. Ich muß sie in Bitten verwandeln. Die erste ist um Nachsicht, sowohl in Ansehung des Einlernens als des Spiels; denn ich bin seit vier Jahren vom Theater entfernt. Die zweite: ich habe mich hier häuslich niedergelassen, und kann nicht sobald reisen, als ich wünsche; zudem bin ich jetzt etwas

Digitized by Google

unpäßlich. Die dritte und vorzüglichste Bitte ist — um Ihre Freundschaft. Besitze ich die, so hoffe ich die paar Jahre, welche ich noch zu leben habe, vergnügt zu sein. Ihren Gesetzen unterwerfe ich mich gern, denn sie sind gewiß gut und vernünftig. Mit acht Thalern wöchentlich will ich zufrieden sein; und wenn Sie gegen meine Bitten nichts einzuwenden haben, und ich wieder gesund bin, Anstalt machen, daß ich Sie, meinen vorzüglichsten Freund auf dieser Welt, umarmen kann. Haben Sie die Güte mich Ihren Willen bald wissen zu lassen. „Empfehlen Sie mich Ihrer theuern Familie!“

Schröder's Brief vom 6. Juni 1787 lautete: „Wie höchst angenehm ist es mir, daß ich Sie, den Stolz des deutschen Theaters, besitzen soll! Fürchten Sie keine Anstrengung in Ansehung des Einlernens; die ist selbst in den Gesetzen verboten. Es soll mir und meiner Frau eine heilige Pflicht sein, Ihr Leben angenehm zu machen, und unsre Freundschaft durch die That zu beweisen. Nur in Ansehung des Gehalts sind wir auseinander. Zwar kann ich Ihnen nicht geben, was Sie nach meinem Gefühl verdienen: aber Ihre Forderung ist unter dem System, das ich mir festsetze; und Sie müssen sich entschließen, monatlich wenigstens 725 Mark anzunehmen. Nein, meine Freundin, Sie sollen sich nicht so einschränken dürfen. So lange ich lebe, sollen Sie so gewiß vor Mangel geschützt sein, als ich Anspruch auf den Charakter eines ehrlichen Mannes mache. Richten Sie die Reise nach Ihrer größten Bequemlichkeit ein. Es freut mich, daß der gute Martini Sie begleiten will. Lassen Sie mich durch ihn wissen, ob ich das Reisegeld übersenden, oder nach Ihrer Ankunft berichtigen soll. Meine Familie umarmt Sie herzlichst.“

Frau Starke antwortete unterm 14. Juni 1787: „Ihre edeln Anerbietungen übertreffen alle meine Erwartungen, und lassen auch nicht den kleinsten Wunsch in meiner Seele zurück. Ordnen Sie mein künftiges Schicksal, ich überlasse es Ihnen gänzlich. Was ich übrig behalte, sollen Sie nach meinem Tode redlich wieder haben. In Ansehung der Rollen habe ich keine Wahl; ich werde sie alle scharf nachsehen müssen. Ich will die Oberförsterin lernen. Es hängt aber ganz von Ihnen ab, womit ich anfangen soll. Das Reisegeld werde ich besorgen, und Herr Martini wird es Ihnen berechnen. Ich bitte um die Güte, mir ein Quartier im Opernhofe zu bestellen. Ich denke die Woche nach Johannis abzureisen. Herzliche Grüße. Mit solchem Vergnügen das Theater wieder zu betreten, hätte ich nie geglaubt!“

Sie debütirte am 23. Juli 1787 mit der alten Gräfin in „Jeannette.“ Der gerade anwesende Brockmann spielte den Grafen. Ein würdiger Empfang ward ihr bereitet, und am 9. August entzückte sie das Publikum und die Mitspieler in der Oberförsterin. Unübertroffen in vielen Charakteren, entwickelte sie besonders als Mamsell Reinhold in Iffland's Hagestolzen ein meisterhaftes Spiel. Mit Schröder's Ausgabe des Hamburger Theaters sehnte auch sie sich nach Ruhe. Sie trat zum Letztenmale am 29. December 1797 als Oberförsterin in Iffland's „Jägern“ auf.

Wir schließen diese BriefFragmente, die gelegentlich fortgesetzt werden sollen, mit einem von Seydelmann. Hören wir ihn für seine Kunst sprechen, als er einen seiner Kollegen, wenn auch vergebens, anging, die freie Bewegung an die Stelle des Rollen-Monopols zu setzen. Ueber alle nur persönliche Rücksichten sich erhebend, versicht er seine Sache mit ebenso viel Wärme, als Adel der Gesinnung. Seydelmann sagt:

„Nicht als zwei Spinnen in Einer Schachtel, als Künstler gehören wir der Bühne. Sie bedarf der tüchtigen Kräfte, uns dagegen fördert gutes Beispiel, Fleiß und künstlerische Rast. Kann Einer Alles thun?

„Alleinbesitz: erquicklich in der Ehe. Die Kunst gestattet freiere Bewegung, will sie. Rollen-Monopol: ein fürchterliches Wort! Es müßt' es denn die blinde Selbstsucht, Mißverstand und schlecht versteckte Ohnmacht übersetzen. Dem Unbefangenen, dem Talent, der Sache gegenüber heißt es kurzweg: Ungerechtigkeit und Stillstand — Tod! — Weil z. B. vielerprobte Schauspielerinnen erst vollkommen absterben müssen (und sie sterben ganz entsetzlich langsam! —) bleiben junge, schöne Kräfte unversucht und welken ab. Das ist offenbare Sünde und verbreitet Stickluft, wo der Odem Gottes wehen sollte — wehen könnte: — in der Kunst! Der Tempel wird ein Sumpf.

Weil ich, Herr Seydelmann, den „Nathan“-spiele lebenslang (!), soll ihn, bei gleicher, wo nicht größerer Befähigung und Lust, ein Anderer nur hinter meinem Rücken spielen dürfen, wenn ich nämlich fort bin. — Armselig, komisch. Gäste aber kommen — und wir haben uns zu fügen, still und stumm. Den Gästen und der Krankheit! — Erlösen wir die gegenseitigen Kräfte von dem Druck und der Moderluft des Schlendrians. Benutzen — üben wir sie frisch und frei; in edlem künstlerischen Muth und an Allem, was sie hebt und adelt; sie und uns! Thun wir's; geben wir ein Beispiel, still, honnett und friedlich! Es gelte zwischen uns kein starr verbissenes „Mein und Dein!“ — Der fromme Sinn für Kunst verbinde uns; der grobe Egoismus, Furcht und dummer Neid verschwinde. Fördern wir die Sache, stark und stolz! Wir fördern dann uns selbst. In diesen Ruhm — in diesen Vortheil wollen wir uns theilen; nicht in das rage Urtheil derer, die vom Klatsch, vom Zank und von unsern Schwächen leben; schadenfroh und uns verhöhnend. Dies sollte uns empören und bewaffnen; dies allein!! — Man nennt uns „Gottbegabte.“ Machen wir uns diesem Lobe Ernst. Wir können viel. Geben wir zuvörderst unsere besten Kräfte frei. — Nicht fordern, oder quälen, oder intriguiren will ich. Wenn es mir nicht gelingt auf offenem, gutem Wege, dann leiste ich Verzicht. Es wird mir weh thun, nicht so sehr der Rollen wegen, denn die kann ich doch wohl spielen, da oder dort. Nein, weil mein Glaube, daß es doch wohl Künstler gebe, die dem bösen Vorurtheil, mit dem die Masse unserm Stand sich entgegenstellt, ein würdiges Beispiel zeigen mögen — wieder einen Stoß bekommen soll. — Nicht ekelhafte Selbstanbetung, oder Minderschätzung fremden Werthes lockte mich zu meinem Vorschlag, freudig sah ich nur die Sache und wie wir ihr dienen wollten: wie zwei gutgesinnte, rechte Männer, Hand in Hand, zur Ehre unseres Standes, dem zur Schmach so viel geschieht. Darf von dem Kampf erbärmlicher Parteien die Rede sein, wenn's gilt: auf gute Weise edle Kräfte üben? Kein Federball macht höhere Reisen und auch tiefer, als mein Name machen musste! „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt!“ — Aber diese Kämpfe haben meinen Muth gestählt, die Kräfte wach erhalten und erhöht. Wer weiß, wie viel ich Ihnen mag zu danken haben! — Und jetzt, nachdem ich Ihre Nützlichkeit erkannt, soll ich Sie fürchten? — Wenn mich Richard, Lear und Wallenstein begeistern, wenn sich meine Kräfte, meine Wünsche, stets von neuem regen, diesen Charakteren auch einmal Gestalt zu geben, (so gut ich eben kann); wenn der Künstler, um nicht geistig zu ermatten, sich an das Schwerste, Edelste zu halten haben soll und wenn uns endlich die Geschichte jeder Kunst erzählt, wie sich zu gleicher Zeit, an gleichem Orte, so manche Wackere für denselben Gegenstand begeistert fühlten und ihm Leben gaben: wird mich dann ein Wunsch, ein Vorschlag, wie ich ihn gemacht, beschämen — wird er dazu dienen dürfen, mich dem Spotte oder niedrigen Verdachte, schmutzigen Kämpfen im Parterre preis zu geben? — Und pfiffen mich die Buben ringsum aus: dagegen hab' ich Stolz und Ruhe, denn gewiß: nicht Eitelkeit verlockt mich. Was mich drängt, ist edler Art. — Wenn wir auf dem Sterbebette auszusagen hätten, daß wir Gutes

Digitized by Google

darum unterlassen, daß wir darum und der schönen künstlerischen Freiheit nicht bedienen mochten, weil es uns an Muth gebrach vor hösen Buben, oder vor dem Koth der Presse, müßten wir nicht seufzen: Ach wie dumm! Bringen wir dem Himmel für die Kräfte, die er uns gegeben, solche Zinsen?«

Diese Zeilen schließe eine andere Briefstelle Seydelmann's: »Die freundlichste liebreichste Lehrerin der Menschheit ist die Kunst; indem sie uns erfreut, adelt sie uns auch.«

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Hermann der Cheruskter. Dramatisches Gedicht in zwei Theilen. Von Haug Koester. — Huß in Constanz. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen. Von C. J. Diepenbrock. — Bertha und Ludwig. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Von F. H. Frey. — Zur Geschichte der Musik und des Theaters in Dresden. Von M. Fürstenau. — Mecklenburg. Ein niederdeutsches Land- und Volksbild. Von L. Fromme. — Das Königthum Georgs von Podriebad. Von M. Jordan.

† **Deutsche Kunst in Bild und Lied.** Originalbeiträge deutscher Maler und Dichter. Herausgegeben von Dr. Karl Rohrbach. Dritter Jahrgang. 1861. Leipzig. Druck und Verlag des lithographischen Instituts von J. G. Bach. — Nikolaus Delius sang in dem Sonett »Deutschlands Wiedergeburt«:

Freyheck' und winke, denn es kehren wieder
Die Musen und die Musenalmanache;

allein dies war nicht gestern, sondern zu Anfang des vorigen Jahrzehnts, und daß nicht nur die Kleidermoden schnellem Wechsel unterworfen sind, beweisen eben die Musenalmanache, denn von dem halben Dutzend derselben, das saft gleichzeitig damals emporwuchte, ist — unsers Wissens — heute keiner mehr am Leben: der Schadsche erschien 1859 zum letzten Male, nachdem der von D. F. Gruppe herausgegebene bereits mehrere Jahre vorher verblichen war. Der Ursachen, die dies rasche Verschwinden bewirkten, gab's wohl mehrere; Laune des Publicums war nicht der alleinige Grund. Wieder der eine noch der andere von den genannten beiden Musenalmanachen — und dies waren noch die hervorragendsten und einzig nennenswerthen — konnte den heutigen Anforderungen genügen, denn theils waren die Beiträge nicht gehörig gesichtet, weil wahrscheinlich manchettei Rücksichten genommen werden mußten, theils verschwächten es eben die namhaftesten Dichter Etwas beizusteuern, und wenn sie Etwas lieferten, war es meistens nur Abhub. Aus dem Guten, das in den verschiedenen derartigen Erscheinungen zerstreut enthalten war und nun zwischen der Spreu übersehen ward, hätte sich allenfalls ein Bändchen zusammentragen lassen, welches den heutigen Stand der Poesie (streik) zu repräsentiren verdiente; so aber mußten sie uns so schneller untergehen, als nun gar eine Concurrenz entstrat, die selbst in diesem günstigsten Falle gefährlich zu werden drohete. Albums in großem Format, mit herrlichen Einbänden und mehr oder weniger guten Illustrationen geschmückt, erschienen auf den Weihnachtstischen. Das versetzte bald den Musenalmanachen, die nur Poesie brachten, während jene zugleich im Bilderschmuck prangten, den Gnadenstoß. Namentlich das Düsseldorfer Künstler-Album errang sich durch tüchtige Leistungen die Gunst des Publikums. Da erschien, dieses überdietend an prachtvoller Ausstattung, die Argo, an der sich fast ausschließlich Berliner Dichter und Maler betheiligten; allein es erwies sich bald, daß dieser übertriebene Luxus doch nur in kleinen Kreisen Begünstiger fand, und für 1860 kam das Berliner Argonautenschiff nicht mehr zum Vorschein. Inzwischen war aber neben dem Düsseldorfer Album ein neuer Preisbewerber um die Gunst des Publicums erschienen in dem Eingangs erwähnten »Deutsche Kunst in Bild und Lied,« von welchem der dritte Jahrgang in einem stattlichen Quartbande vorliegt. Dieses Prachtwerk hat mit Recht Aufsehn erregt und bricht sich glänzend Bahn, was um so schwieriger werden mußte, als das Düsseldorfer Künstler-Album sich in weiten Kreisen zu einem liebgewordenen Bekannten gemacht hat. Der »deutschen Kunst« gebührt aber in einer Hinsicht unbestreitbar der Vorzug vor dem andern Album: es ist mannichfaltiger in seinen Kunstthätten. Schon die beiden ersten Jahrgänge boten sehr viel Schönes dar, weit überflügelt werden sie jedoch durch den vorliegenden von 1861. Wir können diese trefflichen Lithographien mit und ohne Farbendruck und die meisterhaften Oelbilder nicht einzeln aufzählen; nur das entschieden Hervorragende soll genannt werden. Den Reigen beginnen »schwebende Musen« (Lithographie) von B. v. Reher in Stuttgart, ein werthvolles Bild, dem eine Ansicht der Nil-Insel Philä von E. Weidenbach (Holz. mit Farbendruck) folgt. Beide Kunstblätter, wie schön sie sind, werden übertroffen von E. Nietschels »Amor auf dem Panther« (nach einem Bastelief). Dies dahinsausende, scheinbar fliegende Thier in seiner Muskelkraft, und als Reiter oben darauf der verzweifelt sich anklammernde Götterknabe, der, so ganz und gar alles Uebermuthes bar, das sämmerlichste Gesicht schneidet, während Pfeil um Pfeil aus seinem Köcher geschleudert wird, das ist unter des Künstlers Meisterhand zu einem ungemein drastischen Bilde geworden. Unter den Lithographien möchten wir aber die Krone dem »schmollenden Liebespaar« von H. Auftige in Stuttgart zuerkennen. Unter den Oeldruckbildern zeichnen sich aus: Theobald von Oer's »Aus Goethes Dichtung und Wahrheit«, Hauschild's »San Miniato bei Florenz«, die »italienische Brunnenscene« von des Goudrel, »das Sabinemädchen« von Seuchon und ganz besonders Fritsche's »Waldpartie.« Von diesen Kunstblättern verdienen mehrere saft vollendet genannt zu werden. Im literarischen Theile finden wir unter Andern vertreten: Friedrich Bed, Gastell, Dahn, Hamerling, Hermann Kurz, Anna Lohn, Mosenthal, Emil Rittershaus, Leopold Schefer, Joh. Nep. Vogl, Wichmann und den Herausgeber. Wenn diese Gedichte auch begreiflicher Weise verschiedenen Werth haben, dürfen wir doch behaupten, daß die Sammlung uns den Besitzmehr als eines Musenalmanachs verschmerzen läßt. Einen curiosen Druckfehler, vielleicht des einzigen bedeutenden in diesem mit größter Sorgfalt redigirten Werke, müssen wir noch Erwähnung thun. Den Schluß dieses Jahrgangs der »Deutschen Kunst in Bild und Lied« bilden zwei Compositionen, von denen das erste Lied das bekannte »Leise zieht durch mein Gemüth« ist, welches hier aber Goethe zugeschrieben wird. Nun, der hätte es schreiben können und wird es sicher nicht als eine Beleidigung ansehen, wenn man, wie hier, aus Versehen einer solchen Perle Heines seinen Namen beifügt. Doch damit genug. Bei einer kaum erklärlichen Billigkeit muß das Album einen großen Erfolg gehabt haben, was wir auch aus dem Umstande schließen, daß, wie wir zu unserer Freude vernehmen, der Jahrgang 1862 schon vorbereitet wird.

* **Shakspere's »Wintermärchen«** ist von Franz Dingelstedt für die Bühne neu bearbeitet und von Flotow mit Musik versehen worden. Vor einigen Jahren schrieb der verstorbene Ludwig Pape eine Musik zum »Wintermärchen«, welches damals in Bremen aufgeführt wurde.) Die Dingelstedtsche Bearbeitung ist in Dresden auf die Bühne gebracht worden. Wir schließen uns einer Notiz an, welche bei dieser Gelegenheit von der »Kölnischen Zeitung« gemacht wird: Ein literarischer Schlaukopf aus Dresden schreibt in der »Allgemeinen Zeitung« gelegentlich der Aufführung des Wintermärchens in der Dingelstedt'schen Bearbeitung folgende tiefsinnige Worte: »Ergriffen von der Fülle und Mächtigkeit dieses Eindrucks, wurde es mir klar, worin der Grund liegt, warum selbst begeisterte Shakspearefreunde an dieser herrlichen Dichtung mich so befremdet vorübergehen. Es ist sächerlich, hier von sinnender Gestaltungskraft des Dichters sprechen zu wollen. Der Grund ist ein Fehler in der Composition. Und der glückliche Griff Dingelstedt's war, daß er diesen Fehler klar erkannte und ihn mit einer kunstvollen Einrichtung vertauschte.« Armer Shakspere! Daß er sich von einem Dresdener Theater-Attaché so etwas muß sagen lassen.

* Ein Veteran der deutschen Bühne, Leonhard Meck, starb am 19. Januar in Frankfurt a. M., wo er an die dreißig Jahre der Liebling des Publikums gewesen ist, nach schweren Leiden. Meck war ein würdiger Vertreter der Schröder'schen Schule, deren Wesen die höchste Natur und Wahrheit ist. Meck verdiente sowohl in ernsten Väterrollen als im Fache der komischen Alten den ersten Künstlern an die Seite gesetzt zu werden. Sein Thomas Hild z. B. (»Garrik in Briskol«) war das wohl plus ultra von Natur und Wahrheit. Meck wollte nicht um jeden Preis komisch sein, und deßhalb war er es gerade. In den Karrikaturen endlich wirkte er à la Hogarth. Er bot Karrikaturen, aber nie Verzerrung, sondern Leben.

* Man meldet aus Königsberg in Preußen vom 8. Februar: Vorgestern ereignete sich hier ein beträubender Fall, der durch die begleitenden Nebenumstände zu einem erschütternden wurde. In dem überfüllten Concertsaal wurde das Mendelssohn'sche Oratorium »Elias« aufgeführt. Eben hatte Elias das einleitende »So wahr der Herr, der Gott Israels, lebet«, gesungen, als der Dirigent, der königl. Musikdirector Pabold, mit dem Tactstock in der Hand, leblos zu Boden stürzte. Der im jugendlichen Alter stehende, gesunde Mann war von einem Nervenschlage getroffen. Die Bestürzung des Auditoriums, unter welchem sich auch die Gattin des Dahingeschiedenen befand, vermögen wir nicht zu schildern. Pabold, früher Cantor in Erdmannsdorf in Schlesien, war Organist an der hiesigen Schloßkirche und Director der musikalischen Akademie, ist auch in weiteren musikalischen Kreisen durch gelungene Compositionen nicht unbekannt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strad. Redacteur: Dr. J. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strad.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℳ 12 ß Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 62.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ Sgr.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 8. Bremen, 24. Februar. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Reisebilder. Von Werner Bergmann.
Blätter im Winde. Von W. J. Wittmann.
Populäre Philosophie.
In der Mittermachtstunde.
Zur Kunde des klassischen Alterthums.
Literatur und Kunst.

* Reisebilder.

Von Werner Bergmann.

I.

Ueber den Gotthard.

Ihr Reist hinauf dem Strom der Reuß entgegen,
Die wilden Laufes von den Bergen stürzt.
Dann kommt ihr auf die Brücke, welche stäubet
Wenn ihr sie glücklich hinter euch gelassen,
So weist ein schmaler Felsenpfad sich auf,
Der führt euch in ein heitres Thal der Freude;
Dann immer steigend kommt ihr auf die Höhe
Des Gotthard, wo die ew'gen Seen sind,
Die von der Himmels Strömen selbst sich füllen.
Dort neben ihr Büchsen von der deutschen Erde,
Und munters Laufs fließt euch ein andrer Strom
Ins Land Italien hinab.

Schiller.

Rasch rollte der mit fünf kräftigen Rossen bespannte Postwagen einer in zwei Bogen über die schäumende Reuß sich schwingenden Brücke entgegen, welche zum Dorfe Amsteg führt. Es liegt am Fuße der hohen Windgelle, deren Haupt in Wolken gehüllt erschien, am linken Ufer der Reuß, mit der sich hier der wilde Kerstelenbach, der aus dem Maderanerthale hervorbricht, unter lautem Geschäume vereinigt. Die Umgebungen Amstägs bilden das Eingangsthor der nun folgenden wilden Felsscenerien.

Schon hier beginnt die Gotthardsstraße zu steigen. Die für Wagen unbefahrbare frühere Saumstraße, ehemals der einzige Verbindungsweg zwischen dem Norden und Italien, auf welchem jährlich nahe an 16,000 Fremde und 9000 Pferde oder sogenannte Saumthiere auf- und abwärts zogen, ist vor einer Reihe von Jahren, um mit der Simplonstraße, der großartigen Schöpfung Napoleons, rivalisiren zu können, in eine 20 Fuß breite, sichere und bequeme Kunststraße umgewandelt. Diese Umwandlung war das Werk zweier Kantone, des Kantons Uri und Tessin, und zugleich ein Werk, zu dem nicht allein finanzielles Interesse trieb, sondern auch die Pflicht der Menschlichkeit. Es hatten sich nämlich an der Saumstraße und in den Felsschluchten Gasthäuser, Handwerksstätten und Ortschaften angebaut, welche von den lebhaften Durchzügen Geschäft und Gewinn zogen, und diese würden in Folge der zunehmenden Verödung des unbequemen Weges nahrungslos geworden sein. Die Straße zieht sich in einem anfangs ziemlich weiten, zwischen hohen, nackten, zerklüfteten Höhen sanft aufsteigenden Thale empor, durch welches zur Linken der Straße die grünlich milchigen Wellen der Reuß, bald ruhiger, bald zwischen Felsblöcken rauschender hinabströmen. Bald tritt der Fluß näher an die Böschungen, auf deren Höhe die Straße längs Felsenwänden fortläuft, und verschwindet hinter Tannengruppen und Gesträuch dem Auge, während nur sein dumpfes Tosen ihn verräth; bald strömt er wieder hellschimmernd im Sonnenscheine durch die Mitte der Thalsohle. Immer höher steigt die Straße, immer höher thürmen sich die Berghöhen zu ihrer Rechten und jenseits des Thales zur Linken, und immer mehr verengt sich der blaue Himmel über und vor uns. Die Straße zieht sich jetzt wellenförmig am Fuße der Höhen hin, so daß man die Reuß bald im tiefen Thale, bald in fast gleichem Niveau mit jener zur Seite erblickt. Wir befanden uns gleichsam mehr im als am Gotthard. Die Station Wasen liefen Knaben zu beiden Seiten des Wagens und schrieen: Bergtopas', Bergtopas'! Es sind weiße und blaßlilla farbene, vier und fünfseitig zugespitzte Bergkrystalle, von der Dicke eines halben und ganzen Zolls, die sie anbieten.

Unweit Wasen überschreitet die Straße eine hübsche Steinbrücke, die sich über eine Bergschlucht schwingt und auf der die Sage eine Stelle durch den Namen „Pfaffensprung" verewigt hat, weil hier ein Mönch mit einem entführten Mädchen über die Reußschlucht gesprungen sein soll. Jetzt, unweit eines einsamen, hoch an der Straße stehenden massiven Gebäudes oder Umspanns, verengt sich das tief unter uns liegende Reußthal zu der kahlen, im Frühlinge oft von Lawinen bedrohten schauerlichen Schöllenenschlucht. Wildverstrentes Gestein, gleichsam Bergegebeine, durch welches die Reuß dahin schäumt, hat alle Vegetation ertödtet. Man sieht auf die Ruinen einer kleinen Welt. Der Tod hat seinen stummen Thron dort. Man fühlt den Eindruck einer grauenvollen Erhabenheit.

Von den jenseitigen zerklüfteten Bergwänden ziehen sich weißliche Fäden thalwärts. Das sind die Rinnen, in denen die kleinen Gletscherwasser lautlos in die Reuß fließen. In einem scharfen Bogen nach links zieht sich die Straße, dem Laufe der Reuß folgend, an schrägem, mit großen Felsstücken bedecktem Bergrücken empor. Die Postpferde gehen im Schritt. Das einsame Gebäude an der Schöllenenschlucht liegt unter uns. Der Wagen hält.

Vous plait il, Messieurs et Mesdames, de faire une promenade? Le chemin monte! ruft der Konducteur und öffnet. Das Postwesen ist in der Schweiz noch trefflich, bis die

Digitized by Google

Schienenwege auch hier ihnen Abbruch thun werden. Der bequeme Wagen besteht aus dem Cabriolet, Interieur und Coupé. Die Kondukteure und Postillone tragen blaue Uniformen mit rothen Aufschlägen, weiße Knöpfe und gleichfarbige Mützen mit dem Kreuze.

Wie weiland dem Bauche des trojanischen Rosses entlud sich dem Wagen sein lebendiger Inhalt. Auch er führte seine Waffen, Cigarren, Pfeifen, Brillen, Handblöcke und siegverkündende Augenblitze. Die Mehrzahl der Passagiere bestand, wie fast gewöhnlich, aus Engländern.

Auf Nebenwegen, auf denen der Kondukteur den Führer bildete, über Gletscherrinnen und Felsblöcke springend, schnitten wir die Windungen der Straße ab. Zur Linken starrt der Blick weiter rückwärts in die Schöllenenschlucht und näher in den sich hier verengenden Schlund, durch welchen, dem Auge unsichtbar, die wilde Reuß strömt, in deren Rauschen sich der ferne dumpfe Donner ihrer Wogen von dorther mischt, wo sie durch Blöcke und natürliche Felsentreppen eingezwängt unter der Teufelsbrücke hindurch rast. Nachdem wir an in die Bergwände getriebenen Nischen zum Schutze vor Lawinen vorübergegangen, führt die Straße in scharfer Biegung zur Rechten dicht an einem Abgrunde vorbei, dessen diesseitige Wand aus chaotisch durcheinander gestürzten Steintrümmern besteht, zwischen denen tiefe Schluchten gähnen, während auf der einen Seite der Straße jähes überhängendes Gestein zu Fall droht. Man wandelt wie auf der tiefen Rippe eines Felsenkessels. Immer lauter schlägt das Brausen der Wellen an unser Ohr.

Wir stehen hoch neben einem tiefen Einschnitte, aus welchem weißer Wasserstaub uns entgegensiegt, und sehen vor uns droben die Reuß oder vielmehr ein brausendes und siedendes Schaumgewirr, über welches sich ein schwarzer Brückenbogen wölbt. Er steht, im erhebenden Kontraste mit der hastigen, blindwüthenden Beweglichkeit des Gewässers unter ihm, fest, sicher und reglos, wie der Glaube auf den Trümmern einer Welt, wie ein Bogen der Iris über dem Getümmel einer Schlacht.

Wir stehen auf der Brücke und lehnen uns mit süßem Schauer über die Brüstung hinunter: Welch' ein Kampf auf beiden Seiten ohne Entscheidung. Die Felsen weichen nicht dem Anprall der Wogen, und die Wogen stürzen über die Felsen fort, die sie mit ihrem Schwall bedecken oder bespritzen. Sie zerschellen zwar im finstern Gelüfte, aber sie steigen in verwandelter Gestalt als eine gespenstische Staubwolke wieder empor, und dieser Schemen verdichtet und verkörpert sich im Falle wieder zur Fluth. Und dennoch herrscht im Kampfe ein tiefer Frieden, wie immer, wo der Weltgeist die Elemente ringend zusammenführt, denn das Resultat dieses Ringens ist immer eine neue herrliche Schöpfung.

Nach mehreren schönen Wendungen der Straße, die wir auf zum Theile steilen Nebenwegen abschnitten, standen wir vor dem »schwarzen Felsenthore,« dem Urner Loche, einer durch den Kirchberg getriebenen 180 Fuß langen und 18 Fuß hohen Felsengallerie mit einzelnen Tagesöffnungen, durch die man auf 100 bis 1000 Fuß hohe, nackte, schwärzliche Bergwände des Gotthard blickte. In der Nähe dieses Tunnels, dessen Bau schon 1707 begann, trank der Boden österreichisches und französisches Blut, das hier 1799 in mörderischen Gefechten vergossen wurde.

Die Straße neigt sich allmälig, die Bergwände treten zurück. Der Wagen rollt in raschem Trabe an Stellen vorüber, wo die bisher ertödtete Vegetation in spärlichem Grasbuchse wieder Lebenszeichen giebt; noch eine Wendung, und es öffnet sich eine neue Welt.

Wie an beschneite Gipfel ein grünes Zauberthal, so gränzen an die nackte Bergwüste ebene Wiesengründe, welche zur Rechten sanft aufsteigende Höhen umschließen. Die vorher so zürnende Reuß hat sich in einen klaren Bach verwandelt, der zwischen Weiden und Erlenbäumen geräuschlos dahin fließt. Zur Linken und vor uns ragen mächtige Höhen empor, unter ihnen der unweit des Fußes bewaldete St. Annaberg. Vor uns in der Ferne liegen auf der grünen Alpenwiese freundliche Ortschaften, und zur Linken schmiegt sich die schönste Station auf dem ganzen Wege, das anmuthige Andermatt, an das Bannwaldchen des lawinengeschirmten St. Annaberges. Das ist das 4000 Fuß über dem Meere liegende Urserenthal.

Es geht die Sage, daß es früher ein Alpsee gewesen, dessen Gewässer sich nach der tieferen Schöllenenschlucht hin entleert haben. Die Thalbewohner scheinen in Betracht ihres von der übrigen Bevölkerung des Kantons Uri verschiedenen Temperaments eingewandert zu sein. Sie sind aufgeweckten Geistes, freisinnig und gesanglebend. Sie treiben Viehzucht, sammeln zum Verkaufe Mineralien und leben vom Transitohandel. Ihr Urthaler Käse, der unter Anderm das Dessert unserer Mittagstafel im Gasthofe zu den drei Königen abgab, verdient vollkommen das Lob, welches ihm zugesprochen wird. Er ist hochfett und von lieblichem Arom.

Die Straße führt in schnurgerader Richtung durch den Wiesengrund, läßt Hospenthal mit seinem alten Longobardenthurme, der sich malerisch über den an eine Berghalde sich lehnenden Ort erhebt, zur Rechten und beginnt auf Serpentinenwegen zu steigen. An mehreren Reußfällen vorbei, durch wilde steinigte Gegenden, über den Gemsboden, eine immer noch steigende Felseneinöde, und über die Robuntbrücke nähern wir uns der schon auf Tessiner Boden liegenden Paßhöhe des Gotthard. Eine empfindliche Kühle und eine kaum 200 Fuß über der Straße mit Schnee bedeckte Bergseite verkünden uns, daß wir in einer Höhe von 6443 Fuß athmen.

Nachdem der Postwagen zwei Gletscherseen von klarem grünen Wasser passirt hatte, hält er vor dem neuem Hospiz,' einem unschönen, aus rauhen Quadern errichteten Gebäude mit Stallungen. Der Wirth hat die Verpflichtung, Reisende gegen geringe Vergütung oder nach Umständen unentgeldlich zu beherbergen und ihnen bei vorkommender Gefahr durch Knechte und Hunde Beistand zu leisten. Einer der Ställe ist in Form eines Achteks erbaut. Etwas tiefer an der Straße steht ein ebenfalls massives Wirthschaftsgebäude, die Dogana genannt, und in der Nähe auf einem der isolirten Felsblöcke soll eine kleine Kapelle, eine Art Morgue, stehen, worin die Leichen verunglückter Reisender ausgestellt werden.

Von einer Aussicht ist hier keine Rede, weil der Gotthard kein einzelner Gipfel, sondern ein aus vielen Gletschern und Alpenthälern bestehender Bergstock ist, welcher zwischen Uri und Tessin eine Art Gränzscheide bildet. Da die Straße sich nun fortwährend senkt, erhielten wir statt der bisherigen Bespannung zwei Pferde, welche, wie der Leser gleich erfahren wird, weniger ihre Kraft als ihre Geschicklichkeit anzuwenden hatten. Kurz vor der Abfahrt sprang ein Alpenhase, an denen die Gegend reich ist, quer über den Weg. Ein Engländer feuerte aus dem Interieur eine Pistole auf ihn ab, aber ohne ihn zu treffen.

Die Straße führt nun durch das öde, zu Zeiten durch Schneestürme gefährliche Trümmelthal (Val tremolo), in dessen Felswand die Inschrift: Suwarow victor an die hier durchgefochtenen Kämpfe dieses Generals erinnert, allmälig abwärts und zieht sich dann in 46 ziemlich scharfen Windungen in das schöne Tessinerthal hinab, in welchem in einer Tiefe von 5000 Fuß Airolo am Ausgange des wilden gemsenreichen Bedrettothals liegt, welches der Ticino durchströmt, der aus dem Alpsee Lucendro unweit des Hospizes entspringt.

Digitized by Google

Der Postwagen fährt mit gehemmten Rädern fortwährend im Trabe hinab. Da die Windungen ziemlich scharf sind und die Straße nirgends durch Barrieren von Holz oder Stein geschützt ist, so wird die Sicherheit der Fahrt dadurch neben Anderm bedingt, daß die Pferde den Wagen richtig wenden, d. h. durch Aufhalten an zu raschem Umschwunge hindern und den Kreis jeder Wendung weder zu sehr verengen, noch zu sehr erweitern, und sie leiseten darin zu unserer Beruhigung Außerordentliches.

In fortwährend paralleler Richtung zog sich unter uns die tiefere Fortsetzung der Straße hinab. Das Auge des nicht ganz Schwindelfreien haftet deßhalb gern auf diesen Straßenwindungen, um nicht darüber hinaus in die schauerliche Tiefe blicken zu müssen, in welcher mitten in einem Kranze von Wiesen und Baumgruppen in einem, durch die Entfernung zusammengeschrumpften Umfange Airolo liegt.

Obgleich indeß diese Thalfahrt gefährlicher scheint, als sie ist, wurde dennoch eine Französin, die neben mir im Kabriolet saß, ohnmächtig.

Im Scheine der Abendsonne glühten schon die Alpenkuppen, als wir durch Airolo fuhren. Wir fühlten in der milden, weichen Luft die ersten Athemzüge Italiens. Die ebene, mit Ulmen und Erlengebüschen bepflanzte Straße verläßt nach einiger Zeit ihre gerade Richtung und schlägt sich mittels einer plötzlichen Wendung zur Rechten durch ein Felsenthor in das enge, reich und hochbewaldete Livinerthal, welches der Ticino in anfangs tiefen Ufern wilden Laufes durchströmt. Die Straße überschritt innerhalb einer Stunde sechs Brücken, durch welche wir bald auf die eine, bald auf die andere Seite des engen Thales gelangten.

Die Dämmerung brach ein und hüllte das von bewaldeten Höhenzügen umschlossene Thal in eine Dunkelheit, welche nur durch den Schimmer des Mondes, dessen erstes Viertel klar am Himmel stand, gemildert wurde. Schattenhaft flogen Baumgruppen, Bergwände und überhangende Felsplatten an uns vorüber, während das Rauschen des Ticino von Zeit zu Zeit selbst das Rollen der Räder übertönte. Die Nacht war mild und duftig. Die Seele lag in süßem Halbschlummer und schwelgte doch in dem immer wachen Gedanken, daß jeder Umschwung der Räder sie dem sonnigen Süden näher führte.

In halbem, träumerischen Wachen
Schweift müd' das Auge durch die Nacht.
Vorbei fliegt Baum und Busch im schwachen
Halblicht milder Mondenpracht.

Dumpf donnern unter mir die Brücken,
Dumpf rauscht der Fluß im tiefen Grund.
Vorbei an wilder Berge Rücken
Fliegt das Gefährte Stund auf Stund.

Die Glieder löst ein süß Ermatten;
Die Wimper fällt und schlägt sich auf.
Das Leben wird ein Spiel von Schatten:
Vorbei, dahin, hinab, hinauf.

Doch süßer als der Liebsten Küsse
Durch alle Träume klang das Wort:
Es führen diese Finsternisse
Zum warmen Land der Sonne fort.

Die Luft, die meine Wange fächelt,
Verwandelt sich in Duft und Ton,
Und wie ein liebend Auge lächelt
Das ferne Licht der Station.

Mitternachts waren wir in Bellinzona; die meisten Engländer verließen hier den Wagen, um über Magadino den Lago maggiore zu erreichen.

II.

Lugano.

Es ist ein eigenes Gefühl, wenn man in der Geisterstunde einer Mondnacht eine fremde Stadt betritt. Wir betrachten die schweigenden Gebäude wie durch Schleier. Die einzigen Töne, die sie von sich geben, sind die Echo's unserer Schritte. So durchwanderte ich Lugano. Ein alter Facchino des Posthofes, der im Gehen zu schlafen schien und der meine französischen Fragen mit einem Gemurmel beantwortete, das halb italienisch, halb französisch klang, führte mich zum Hôtel du Parc, dem einzigen, in welchem deutsche Ordnung besteht und deutsch gesprochen wird. Es hat eine reizende Lage am See. Im schönsten Morgenlichte strahlte derselbe, auf den die Fenster des Gastzimmers eine entzückende Aussicht boten. Bewaldete Höhen, welche sich meistens steil ins Wasser hinabsenken, umkränzen ihn. Links streckt sich weit in die Fluth ein Vorgebirge, dessen Gipfel einige Villen und ein Kloster krönen. In zierlichem Halbbogen schwingt sich die Stadt um den See und zieht sich terassenförmig an den reichbewaldeten Höhen empor, aus deren verschiedenfarbigem Grün Landhäuser hervorleuchten. Gebäude und Vegetation tragen schon den italienischen Charakter. Die Gebäude massiv, zwei- und mehrstöckig, mit Balkonen und weinlaubumschlungenen Veranden geschmückt, lassen uns vergessen, daß wir noch auf Schweizerboden stehen, aber ein Rückblick auf die Geschichte belehrt uns eines Andern. Die Nacht tausendjähriger Knechtschaft, an welche sich die Bevölkerung der italienischen Schweiz gewöhnt hatte, wich erst gegen den Beginn des 18. Jahrhunderts einer schwachen Dämmerung. Bis dahin war sie eine zerrissene, knechtische Masse, dem Schwerte und Krummstabe aristokratischer, weltlicher und geistlicher Machthaber unterworfen. Das Bewußtsein ihrer Kraft war erloschen und der Gedanke an Vereinigung derselben in Selbstsucht, Feigheit und Knechtssinn entschlafen. Der Sturm der ersten französischen Revolution fuhr zwar belebend, aber nicht ordnend und befreiend durch die erstorbenen Glieder. Sie wechselte nur die Herren. Die Republik bestand dem Namen nach, die entfesselte Anarchie politischer Leidenschaften der That nach, und zugleich rangen der ein- und zweiköpfige Adler im blutigen Kampfen dort um die Herrschaft. Die Gassen Lugano's selbst waren 1799 der Schauplatz eines durch den Fanatismus der Kirche und die Wuth des Pöbels angestifteten Aufruhrs und Mordes.

Erst Napoleons Vermittelungsurkunde wurde zu einem unter die Bevölkerung gewortenen Friedensstabe und Freiheitsbriefe, den das Jahr 1815 wieder zerriß, bis 15 Jahre später der Kanton Tessin sich einmüthig erhob, die aristokratische Oligarchie stürzte und die Verfassung in freisinnigerem Geiste reformirte.

Ein Reisender, ich glaube Bertoletti, der Lugano vom See aus sah, wo sie sich in malerischer Beleuchtung in der Fluth spiegelt mit dem ganzen Reichthum der Vorposten südlicher Vegetation, ihren Oel-, Maulbeer-, Kastanien-, Pinien-, Mandel-, Lorbeer- und Orangenbäumen und Weinbergen, nannte sie kühn das Neapel der Schweiz.

Ein Ausflug auf die die Stadt überragenden Anhöhen und die sie trennenden Thäler ist sinnentzückend. Viele Gärten öffnen sich dort auf wenige Worte der Erklärung den schaulustigen Fremden. Bassins mit Springbrunnen, Statuen, Blumenvasen, Volieren, tiefblauer Himmel und Blumendüfte versetzen ihn nach Italien. Die Stadt ist schön und regelmäßig, ja mit einer gewissen Behaglichkeit gebaut und der Verkehr lebhaft. In den längs des Sees sich fortziehenden Straßen, in denen Läden und Bazare mit einander abwechseln, arbeiteten die Handwerker draußen, während Verkäufer von Fischen, besonders Forellen des Sees und

Digitized by Google

Südfrüchten in der Nähe, theilweise unter Schirmen, ihre Waaren feilbieten. Ihre Sprache ist ein italienisches, schwerverständliches Patois.

Der fast 10 Stunden lange und 1 Stunde breite See ist reich an Höhlen und weiten Buchten. Aus den ersteren strömt eine so kühle Luft, daß die Bewohner in denselben ihren Wein aufbewahren. Zu dem Ende sind die Eingänge vieler derselben durch starke Gitterthüren verschlossen. Die Buchten des Sees bieten verschiedene liebliche Aussichten auf die gegenüberliegenden Uferseenerien und als eine der schönsten die unterhalb des Monte San Salvadoro gelegene. Dieser Berg, westlich von Lugano, wird von Reisenden der Aussicht wegen und von Pilgern nicht selten bestiegen, da sich auf seiner Gipfelpyramide eine Wallfahrtskapelle erhebt. Ein im Ganzen schattiger Weg, der bis auf eine Strecke auch für Reiter ersteigbar ist, windet sich kaum zwei Stunden lang hinauf. Die Aussicht ist bezaubernd schön.

Nördlich ruht das Auge auf der fernen Südseite der Alpenkette mit ihren bewaldeten Ausläufern und Schluchten unten und ihren leuchtenden Fernern oben, schweift dann staunend an dem Rigi der südlichen Schweiz, dem Monte generoso, vorbei über Flecken und Dörfer, welche theils an Höhen gelagert, theils von Baumgruppen halbversteckt, theils in grünen Thälern ausgebreitet liegen. Links schimmert wie ein Silberstreif der Lago maggiore, dessen duftigen Hintergrund wieder die Alpen bilden, rechts der Comersee mit seinen weißen Villen, und südlich dehnen sich die italienischen Ebenen wie ein vielfarbiger Garten aus, und unter uns lächelt Lugano wie aus einem Blumenstrauße hervor, den der See an seinem Busen trägt.

Das nordöstliche Ufer des Sees gegen Porlezza beherrscht schon der österreichische Doppeladler*). Unter seinem Zeichen treten uns neben den weißuniformirten Mauthsoldaten zum ersten Male Gestalten entgegen, welche uns erinnern, daß wir die Schweiz verlassen haben. In anmuthiger Nachlässigkeit lehnen dunkeläugige schlanke Gestalten am Geländer der Landungsbrücke und harren mit blitzenden Augen, um ihre Facchino- oder Vetturindienste den Reisenden anzubieten, welche den Comersee besuchen wollen. Das Dampfschiff, welches seit ungefähr 2 Jahren den See befährt, legt an, zischend entweichen der Röhre die Dämpfe; die Mauthbeamten rufen uns ihre stereotypen Weisungen zu, und bald darauf rüsten wir uns innerhalb eines, durch breite Barrieren abgesperrten, jedoch luftigen Raumes eine der unvermeidlichen Reiseplagen mit größerem oder minderem Glücke zu überstehen.

*) Jetzt nicht mehr.

* Blätter im Winde.

Von P. J. Willazen.

I.

Frühling.

Wie sich all die Knospen bräunen!
Wie das sprießt im Sonnenstrahl!
Primeln blühn schon an den Zäunen,
Und die Quelle rauscht zu Thal.

Frühling, Frühling ist es wieder!
Eine Lerche schmettert dort —
In die Herzen strömt's hernieder
Wie ein Auferstehungswort.

II.

Ich war ein Falk.

Ich war ein Falk, ein wilder Falk
Und maß die Welt im Flug.
Bis mich, du loser, du lieber Schalk,
Dein Blick in Fesseln schlug.

Da bin ich sanft und taubengleich
Durch dich geworden alsbald
Und sehne mich nicht in mein luftiges Reich
Und nicht in den grünen Wald.

Seh ich dein strahlend Angesicht,
Wenn nun mein Arm dich hält,
Begehr' ich andre Sonne nicht
Und nenne mein die Welt.

III.

Das Glockenblümchen.

Hier auf abgelegenster Flur
Grüßt gleich einem Waisenkinde
Mich ein Glockenblümchen nur,
Leis gewiegt vom Abendwinde.

Ach, wo sind die Rosen all,
Die mit Duft mich einst berauschet?
Wohin flog die Nachtigall,
Der beseligt ich gelauschet?

Läute, frommes Glöckchen du,
Das zurückblick unterdessen,
Läute mir das Herz zur Ruh,
Daß ich Alles mag vergessen.

IV.

Sieh mich nicht an so liebevoll!

Sieh mich nicht an so liebevoll,
Erloschne Gluthen zu entfachen;
Es schlummern in mir Lieb' und Groll —
Sieh mich nicht an, daß sie erwachen!

Nun ist mein Herz in Schlaf gelullt;
Zufrieden, wenn es ruhig bliebe,
Will ich vergessen deine Schuld,
Will ich entsagen deiner Liebe!

Drum wende von mir ab den Blick!
Es zeigt sein blitzend Lichtgefunkel
Ja nur wie herbe mein Geschick,
Zeigt nur wie meine Nacht so dunkel.

V.

Die Möwe.

Am öden Dünenstrande,
Wohl über dem rauschenden Meer,
Fliegt einsam eine Möwe,
Einsam und klagend umher.

Das ist eine arme Seele,
Die rastlos in irrender Flucht
Das Meer und Himmel und Erde
Nach einer Seele durchsucht.

Ich höre die klagenden Rufe,
Starrend auf's dunkle Meer,
Und in mir erwacht ein Echo,
Und mein Herz, mein Herz ist schwer.

VI.

Ich schleudre meine Harfe hin!

(April 1863)

Verdrossen ist und trüb mein Sinn,
Mir pocht das Herz, das unruhvolle.
Ich schleudre meine Harfe hin,
Stütze das Haupt und groll' und grolle.

Digitized by Google

Und was es ist, das mich bedrückt? — —
Es rüstet sich die Welt zum Kampfe,
Und doch ist Deutschland noch zerstückt,
Daß es der Feind, wie einst, zerstampfe.

O dieser Noth! O dieser Schmach!
Und nutzlos alles Warnen, Rufen!
Sie werden wach, wenn wild und jach
Der Feind herbraust auf schnellen Hufen;

Sie werden wach, wenn auf das Dach
Den Hahn er ihnen setzt, den rothen;
Wach werden sie, sie werden wach,
Zermalmt die Faust sie des Despoten!

So lange hadern sie voll Neid,
Die Hüter, die wir Deutschen haben.
Wie ist's! und flattern noch zur Zeit
Um den Kyffhäuserberg die Raben?

Herauf, herauf aus deiner Gruft
Mit deinen heiligen Symbolen,
Du deutsche Einheit! Warnend ruft
Das Schicksal dir des armen Polen!

Was nützt ich denn? — — Thor, der ich bin!
Vergaß, daß ich nicht singen wolle. —
Ich schleudre meine Harfe hin,
Grüße das Haupt und grolle und grolle.

* Populäre Philosophie.

Einiges Philosophische in gemeinfaßlicher Form. Von **Maiorescu.** Berlin, 1861.

Wolle nicht ein Philosoph sein im Unterschied vom Menschen, — sei nichts als ein denkender Mensch. —

Der Verfasser, der Abstammung nach ein Wlache, seiner ganzen Bildung nach ein Deutscher, — erzählt uns in dem zu Paris geschriebenen Vorwort, daß sein Buch aus freien, in Privatkreisen zu Berlin gehaltenen Vorträgen entstanden ist, — nicht also ein vollständig abgerundetes, fertiges System enthält. Er bezeichnet es als die Aufgabe der Philosophie unserer Tage, sich selbst als ausschließliche Wissenschaft Preis zu geben, — dafür aber sich ins Leben einzuführen, und er ist daher bestrebt gewesen, in anziehender Form, so populär als möglich, dasjenige zum Gemeinbewußtsein zu bringen, was Kant, Fichte, Hegel, Herbart und andere errungen haben.

Zuvörderst wirft der Verfasser, der nebenbei durch häufige Citate nachzuweisen bemüht ist, wie sehr schon unsere großen Dichter, Lessing, Goethe, Schiller ꝛc. von den philosophischen Wahrheiten durchdrungen sind, - die Frage auf: „Was heißt Philosophie?“ —

Nachdem er in leichtester Weise zwei Menschen skizzirt hat, von denen der eine in jeder Gesellschaft gefällt, weil er Herz und Gemüth besitze, oder wie die unbestimmte Bezeichnung sonst lauten möge; — der andere aber, trotz aller Kenntnisse und Gelehrsamkeit eher abstößt und jedenfalls kalt läßt, — und den Letzteren als einen Egoisten, der Alles nur auf sich bezieht, den Ersteren aber als den Philosophen bezeichnet hat, der nicht bloß die Dinge in Beziehung zu sich auffaßt, sondern in ihrer Folge, ihrem Grunde, als Bestandtheil eines großen Ganzen, d. h. im Verhältniß zu einander; — definirt er dann die Philosophie (Liebe der Wissenschaft) als die Wissenschaft von den bloßen Verhältnissen. Da er mit Recht glaubt, den Nichtphilosophen dadurch noch keine klare Vorstellung gegeben zu haben, so bemüht er sich, seine Erklärung durch einige Beispiele von der Anwendung der Philosophie deutlicher zu machen. — Wenn man in der Geschichte sich nur mit den Thatsachen beschäftigt, so studirt man Geschichte im gewöhnlichen Sinne, — setzt man aber die Thatsachen als bekannt voraus und betrachtet sie in ihren Folgen, oder im Verhältniß zu ihrem Ursprung, oder im Verhältniß zur Civilisation, — so treibt man Philosophie der Geschichte; — betrachtet man das Recht, nicht in seinen einzelnen Bestimmungen, sondern als Ausdruck der Lebensverhältnisse einer Gesammtheit von Menschen, — so hat man Rechtsphilosophie; — beschreibt man einzelne Thatsachen der Natur, so treibt man Naturwissenschaften, — faßt man aber die Gegenstände der Naturbetrachtung in ihrem Verhältniß zum Weltall auf, so erweitert sich der Blick zur philosophischen Weltanschauung, — durch welche allein der „Kosmos“ Alexanders von Humboldt so hoch dasteht.

Jede wahre Wissenschaft ist philosophisch und wird von der Philosophie durchdrungen, — da nun aber in jeder einzelnen Wissenschaft nur unbedeutende Bruchstücke der Philosophie enthalten sind, so treibt einer um so mehr Unphilosophie, je mehr er sich einseitig auf seine Fachwissenschaft beschränkt. Die wahre, d. h. philosophische Bildung findet der Verfasser nur in der Vielseitigkeit.

Als Theile der Philosophie werden sodann die Psychologie als Wissenschaft von den Verhältnissen der Vorstellungen; — die Logik, welche die Begriffsverhältnisse zum Gegenstand hat; — die Aesthetik, welche sich mit dem sinnlich, d. h. körperlich Schönen, die Ethik, welche sich mit dem moralisch Schönen, und die Metaphysik, welche sich mit den Verhältnissen des Widerspruchs beschäftigt, — kurz und so verständlich erklärt, daß höchstens die bei der Metaphysik herangezogenen Beispiele von der unendlichen Theilbarkeit der Körper, von der Unmöglichkeit, das Wesen der Dinge aus ihren Eigenschaften zu erkennen, dem Ungeübten einige Schwierigkeiten machen werden.

Eine weitere Ausführung hat dann hauptsächlich die Psychologie erfahren. Es wird nachgewiesen, daß und wie eine Vorstellung die andere verdrängen, schwächen oder verstärken kann, — daß aber keine irgend je einmal ins Bewußtsein getretene Vorstellung ganz vernichtet wird. — Die Reproduction einmal gehabter Vorstellungen ist Erinnerung und geschieht nach bestimmten näher entwickelten Gesetzen durch das Gedächtniß. — Die Einbildungskraft, in ihrem höheren Grade Phantasie genannt, ist eine ungenaue Reproduction durch Veränderung der früher gehabten Vorstellungen; — nicht aber schafft sie jemals irgend etwas materiell Neues. — Ihr Werth besteht hauptsächlich darin, daß sie uns befähigt, von den störenden Einzelnheiten der Vorstellungen zu abstrahiren, als Biograph also nur das Bedeutende (darin sind besonders Varnhagen und Lewes groß), als Maler nur das Entsprechende zu geben. — Bloße Einbildungskraft ist nach dem Verf. nur Zeichen eines schwachen Kopfes, — und nur dann kann die Phantasie etwas Bedeutendes schaffen, wenn ihr eine Fülle von Kenntnissen zu Gebote steht.

Es würde zu weit führen, den Verf. weiter Schritt für Schritt bei seinen Erklärungen: der Nothwendigkeit (unter Beseitigung des Zufalls), — der Moral, — des Gefühls, — der Empfindung, — des Begehrens und Wollens, — des Characters, der Reue u. s. w. zu folgen. Nur über die letztere, als Merkmal eines vorhandenen Seelenkampfes, möge des Verfassers Ausspruch hier Platz finden: „der tüchtige Mensch unterdrückt die Reue durch gute Vorsätze.“ — Zur Erläuterung wird hierzu ein Citat aus Gutzkow's Uriel Acosta „der Held bereut durch eine zweite That um so mehr erforderlich sein, als die Auffassung, daß die bloße Reue an sich weder verdienstlich noch moralisch gut sei, keineswegs schon allgemein sein dürfte.

Digitized by Google

Was der Verfasser weiterhin über Theismus und Atheismus, — Tod und Unsterblichkeit sagt, wird gegenwärtig noch im Volksbewußtsein auf den meisten Widerstand stoßen. — Kaum wird man ihm aber widersprechen können, wenn er sagt »unmittelbar angeboren ist uns keine Vorstellung, also auch nicht die Vorstellung eines höchsten Wesens, — vielmehr wird diese Vorstellung je nach der Bildungsstufe eine verschiedene sein: der Gott ist edel im Edlen, rein im Reinen, finster und intolerant im verkehrenden Gläubigen.« — Im Uebrigen steht der Verf. hier ganz auf den Schultern Ludwig Feuerbach's, den er auch nicht selten in Dichtung und Prosa citirt.

Schließlich wird das gediegene in tief sittlichem Geiste geschriebene Buch um so mehr den Frauen aufs Wärmste empfohlen werden dürfen, als der Verfasser, welcher im Schlußkapitel ausführt, daß und warum »tiefe wissenschaftliche Frauenbildung das »erste Erforderniß unserer Zeit ist.« — entschieden seine Darstellung der weiblichen Lesewelt anzusprechen bemüht gewesen ist; — von der gewöhnlichen Hegel'schen Sprache, von der Negation der mit sich identischen Wahrheit, vom Umschlagen eines Begriffes in sein Gegentheil, von absoluter Causalität u. dergl. nirgends eine Spur.

W. N.

* In der Mitternachtstunde.

Es war eine kalte Winternacht, scharfer Wind peitschte die eisigen Schneeflocken durch die Straßen Bremens und lärmte und polterte mit den rasselnden Wagen um die Wette, die trop der späten Abendstunde dem hell erleuchteten Schauspielhause zueilten. Dort war ein buntes, lebhaftes Treiben; ungewöhnlich seltsame Gestalten huschten vorüber und verschwanden in den inneren glänzend erleuchteten Räumen. Eine Weile hatte das so gewährt, die draußen Stehenden verloren sich frierend nach und nach, um ihre häusliche Behaglichkeit aufzusuchen, drinnen aber erscholl nach wie vor lustige Musik, oft unterbrochen vom Jubelruf der versammelten Menge. Da schlug es 12 vom Dom, langsam und feierlich hallte der Klang der Glocke durch die Stadt, und ein paar Neugierige, die sich bis dahin noch immer nicht von der Thür des Schauspielhauses hatten trennen können, sagten zu einander: »Es wird wohl endlich Zeit, daß wir heimgehen, wenn wir uns bei der Gelegenheit nicht tüchtig erkälten wollen. Gute Nacht!«

In diesem Augenblick sprach eine ernste, tiefe Stimme an ihrer Seite: »Ihr Leute, sagt mir doch, was ist dies für ein Haus, und warum erleuchtet man es lange nach Bürgerglocke?« Die Beiden sahen sich verwundert um, denn es war doch abhanderlich, daß es Menschen in Bremen geben sollte, die in dieser Nacht solche Fragen stellen könnten; als sie aber vor sich die zwei Männer erblickten, welche sie angeredet hatten, brachen sie in ein schallendes Gelächter aus. »Das ist vortrefflich!« riefen sie, »so treu nachgemachte Kostüme haben wir heute Abend noch garnicht gesehen; ein richtiger Bürgermeister und Bürger aus dem 14. Jahrhundert!« — »Welche Jahreszahl schreiben wir denn heute,« entgegnete der also Angeredete. — »Immer besser,« erscholl es zurück; »Alter, Ihr macht Eure Sache vortrefflich; damit Ihr es aber wißt, wir schreiben 1861.« Hierauf drehten sich die beiden Zuschauer um und gingen lachend ihres Weges. »1861,« wiederholte die tiefe Stimme des alten Mannes; »habt Ihr es gehört, Hude? Und wir hätten 500 Jahre geschlafen, um heute Nacht einmal wieder die Straßen unserer guten Stadt zu durchwandern?« — »Habt Ihr denn die Prophezeiung vergessen, Doneldei, von der Ihr mir in Eurer Jugend erzähltet?« entgegnete dieser. »Nach 500 Jahren sollte es Euch vergönnt sein, mit einem Eurer Zeitgenossen, an dessen Namen Ihr Euch zuerst erinnern würdet, auf eine Stunde Eure Gruft zu verlassen, um zu sehen, ob Eure geliebte Vaterstadt den alten biedern Sinn bewahrte und groß ward vor vielen Städten des Reiches. Die Stunde wird rasch vergehen; kommt, wir wollen sie benutzen.«

Niemand wehrte den Beiden, als sie hineintraten in die glänzend erleuchteten Räume des Hauses, Niemand schien sich zu wundern über die seltsamen Gestalten des alten Bürgermeisters und seines Freundes. »Meine Bremer sind brav und gut geblieben,« sagte dieser, nachdem sie einige Male auf und ab gegangen, der Unterhaltung und den Scherzen der Versammlung horchend; »auch erkenne ich sie an der Kleidung, die sie mit kleinem Unterschiede seit 500 Jahren sich treu erhalten haben. Heil Bremen!« — »Die Sprache hat sich desto mehr verändert,« sagte Hude; »aber nein, da tönen doch noch die alten Klänge an mein Ohr: »Use Bremen, use Bremen,« erschallte es rings umher als Refrain eines Liedes, das ein Bänkelsänger vortrug, von den Umstehenden begeistert wiederholt. Der alte Bürgermeister nickte, eine helle Thräne trat in seine Augen, und zitternd mischte sich seine Stimme mit den übrigen, daß es klang wie ein Gruß aus ferner, ferner Vergangenheit. Noch standen die beiden Alten und freuten sich des biederen Sinnes ihrer Nachkommen, als plötzlich in einem Fasse ein Mann hereingetragen wurde, den die Menge jubelnd umringte. Er redete scherzend und fröhlich zum Volke, und als er geendet, drängten sich Viele herzu, um aus seinen Händen eine Denkmünze zu empfangen, für die sie in das Faß ihre harten Thaler warfen. Die beiden Alten schauten sich verwundert an; »also ein Spiel ist das Ganze, und die Domglocke rief uns nach 500 Jahren aus unserm tiefen Schlafe, um diesen Mummenschanz zu schauen?« sagte nach einer Pause der von der Hude. Der alte Bürgermeister aber nickte fröhlich. »Wenn wir uns geirrt haben, Freund, so war das nur in wenig wichtigen Dingen; meine Bremer sind noch vom alten Schlage — kräftig und treu, hoch hält der Bürger seine Ehre, und sein Name hat einen guten Klang jetzt wie zu unserer Zeit in den deutschen Gauen. Mag die Stunde schlagen, die uns wieder zurück treibt zu unserer Gruft, ich habe gesehen und gehört, was mein Herz mit Freude erfüllte. Heil Bremen!«

Die Glocke schlug eins, und die beiden Alten verschwanden aus der wogenden Menge. Die Musik erschallte zu neuen Tänzen, draußen aber hielten die lustigen Schneeflocken auch einen Reigen und erzählten sich von den zwei wunderbaren mitternächtlichen Gästen, die sie hatten kommen und verschwinden sehen. Drinnen funkelten die kostbaren Geschmeide der Damen, draußen erglänzte der Schnee auf den stillen Grabsteinen der Borfahren, welche nun ungestört fortschlummern, träumend von den neuen Geschlechtern, die ihrer würdig bleiben mögen bis in die späteste Zeit.

* Zur Kunde des klassischen Alterthums.

Reallexikon des klassischen Alterthums für Gymnasien, im Vereine mit mehreren Schulmännern herausgegeben von Dr. Friedrich Kübler, Director des Gymnasiums zu Parchim. Zweite durchgängig verbesserte Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, B. G. Teubner. 1860. Lexik.-Octav.

Die Liebe zum klassischen Alterthume ist keineswegs heutzutage in Abnahme begriffen, wie manche meinen, welche die scheinbar vorherrschende materielle Richtung unserer Zeit anklagen; im Gegentheil hat keine frühere Zeit ein allgemeineres und regeres

Digitized by Google

Interesse für jene Studien bethätigt, als die unsrige, keine hat so viel gethan für die Verbreitung derselben und sie so zugänglich gemacht sowohl durch feinsinnige kritische Bearbeitung und hübsche handliche Ausgaben der Texte der alten Schriftsteller, wie durch Sprache und Sachen gründlich erläuternde Commentare, geschmackvolle und gewandte Uebersetzungen und Schriften aller Art, in welchen die Kunst und Wissenschaft, die Philosophie und Religion, das öffentliche und Privatleben der alten Griechen und Römer nach den vorhandenen Resten dargelegt werden. Und wie weit die Kenntniß der alten Sprachen, ihres Baus und Organismus, ihrer geschichtlichen Entwickelung, ihrer Synonymik u. s. w. fortgeschritten ist, bezeugt eine große Anzahl werthvoller Leistungen, die fort und fort zu Tage gefördert werden in Wörterbüchern und Grammatiken der alten Sprachen, ohne deren genaue Kenntniß natürlich ein tieferes Eindringen in die schriftlichen Urkunden des Alterthums nicht möglich ist.

Aber auch den reichen realen Inhalt desselben muß in Bereitschaft haben, wer zum vollen Verständniß der alten Schriftsteller gelangen will. Man ist daher früh darauf bedacht gewesen auch den sachlichen Stoff entweder in seinem Zusammenhang zu ordnen, oder lexikalisch zu vertheilen. Diese letztere Art der Verarbeitung ist zum augenblicklichen Nachschlagen besonders bequem, da hiebei jedem einzelnen Gegenstande sein Recht und der Zusammenhang mit anderen durch Hinweisung auf die bezüglichen Artikel angedeutet werden kann. Wie sehr dergleichen lexikalische Arbeiten geeignet sind Kenntnisse in Fluß zu bringen, ist zur Genüge anerkannt und hat viele schätzbare Leistungen hervorgerufen, die dem Bedürfnisse sowohl universeller Bildung wie in einzelnen Fächern des Wissens entgegen kamen und bald eine sehr große Verbreitung fanden.

Das neueste Werk dieser Art im Fache der klassischen Alterthumswissenschaft ist das von dem durch mehrere gelehrte und geistvolle Schriften über Horazens Oden, über die Theologie des Sophokles und andere philologische und pädagogische Schriften rühmlichst bekannten Directors des Gymnasiums zu Parchim, Dr. Friedrich Lübker, zuerst im Jahre 1855 herausgegebene Reallexikon des klassischen Alterthums. Den gesammten reichen Stoff so zu bewältigen, daß er in einen handlichen Octavband zusammengefaßt werde, nichts Wesentliches ganz zu übergehen, dem Wichtigeren in einer gewissen bündigen Ausführlichkeit sein Recht zukommen zu lassen, das Zusammengehörige nicht zu sehr auseinander zu reißen, sondern in geeigneten Collectivartikeln zu verbinden und zur Uebersicht zu bringen, waren Aufgaben, welche bei der nothwendigen Raumbeschränkung die Redaction des Ganzen sehr schwierig machten. Dieser mühsamen und eine taktvolle Consequenz erfordernden Arbeit unterzog der gelehrte Herausgeber mit großer Umsicht sich selbst allein, während eine Anzahl gelehrter Schulmänner, deren Namen (Classen, Eckstein, Rein, Stoll, Witzschel u. a.) die sicherste Bürgschaft leistet für die Richtigkeit und Tüchtigkeit des von ihnen Beigesteuerten, in Herbeischaffung des Materials und Bearbeitung einzelner Artikel ihn unterstützte.

Wie vielfache Anerkennung schon diese erste Bearbeitung fand — auch eine holländische Uebersetzung erschien davon zu Dortrecht 1858 — und wie sehr sie einem Bedürfnisse der Zeit entsprach, geht schon daraus hervor, daß bereits nach 6 Jahren eine neue Auflage erforderlich ward. Bei Besorgung dieser zweiten Ausgabe begnügte sich der Verfasser keineswegs mit einem bloßen Wiederabdruck der ersteren, sondern unterwarf sowohl den gesammten Plan wie die einzelnen Artikel einer wiederholten sorgfältigen Musterung und, wo es zweckmäßig schien, Umarbeitung. Auch hiebei erfreute er sich nicht nur der Beihülfe seiner früheren Mitarbeiter, sondern auch noch andere wackere und gelehrte Schulmänner, von denen er Professor Obbarius in Rudolstadt, Dr. Engelbert Sägelken in Bremen, Dr. Jos. Schlüter in Bonn in der Vorrede dankend namhaft macht, waren dem Werke durch schätzbare Beiträge und werthvolle Bemerkungen förderlich. Ueberdies erhielt die neue Auflage einen ansehnlichen Zuwachs bildlicher Darstellungen; es sind im Ganzen sechsundachtzig. Auch die typographische Ausstattung ist sehr anständig, der Preis billig. Und so verdient denn dies gediegene Werk als eine reiche und lautere Quelle der Belehrung nicht nur den gelehrten und höheren Bildungsanstalten, für die es zunächst bestimmt ist, mit vollem Rechte empfohlen zu werden, sondern namentlich auch Künstlern, ja jedem, der Sinn hat für die Herrlichkeit des klassischen Alterthums.

L. A. M.

Literatur und Kunst.

* Vom dritten Bande des Handbuchs der Geographie von Daniel in Halle ist die erste Lieferung ausgegeben worden.

† Ein literarisches Curiosum. Terra tremens, die zitternde oder bebende Erde ... bei diesen höchstgefährlichen Zeiten zu nohtwendiger Betrachtung zusammengetragen von M. P. S. A. C. — das ist der Titel eines im Jahre 1670 zu Nürnberg erschienenen Buches, das seine Entstehung offenbar dem im selben Jahre zu Nürnberg auch vom Verfasser (dessen Bett sich als eine Wiege bewegte) verspürten Erdbeben verdankt und dessen ergötzlich fromme Naivetät in unserer ungläubigen Zeit nicht ohne Interesse ist. Die ganze erste Seite ist angefüllt mit Bibelsprüchen zur Verherrlichung Gottes, und es beginnt dann die eigentliche Auseinandersetzung mit ... nun man rathe ... mit der Geschichte vom abgöttischen König Nebucadnezar, welcher die drei liebenswürdigen Jünglinge Sadrach, Mesach und Abednego in den feurigen Ofen werfen läßt. — Der Umstand, daß diese Männer im Ofen u. a. sangen: „Die Erde lobe den Herrn, preise und rühme ihn ewiglich“ ... wird dann zum Anlaß, um auf vier vollen Quartseiten 13 verschiedene Arten herzuzählen, wie die Erde Gott lobet. Darunter lobet Nro. 3 z. B. Gottes Allmacht, indem, obschon der Erde „Umberäiß“ 5400 Meilen betrage, so ist sie doch gegen die unaussprechliche Weite des Sternenhimmels, dessen Cirkel die Gelehrten auf 75,000 mal 1,680,000 teutsche Meil weges rechnen, — nur der Punkt im Cirkel. — Ein eingeschobenes Sonett behandelt dann die Frage, ob verschlossener Dampf die Erde erschüttere, — neigt sich aber der Ansicht zu, daß die Erde durch ihr Erzittern nur Kund machen wolle, „wie hart der Sünder Fuß sie drucket.“ — Nach einer Abschweifung, daß, da die Bibel ausdrücklich sage, die Erde stehe fest, es nicht richtig sei: Terrae motus, — Erdenbewegung zu sagen, sondern daß man mit Helmont besser Tremor: Zitterung sage — werden dann sieben Arten von Erdbeben aufgeführt, von denen Nro. 7 Mycetias „mit einem brüllen komt.“ — Nebenbei erfahren wir, daß Keckermannus davor hält, in Europa seien Constantinopel und Basel am meisten den Erdbeben unterworfen, — letztere Stadt, weil sie am Rheim liegt und „mit steinern Grund darein gebauet,“ auch die heißen Quellen von Baden (Schweiz) in der Nähe sind. — Nachdem dann die verschiedenen Meinungen des Thales, Aristoteles, Anaxagoras und vieler anderen über die Ursachen der Erdbeben als: unterirdisches Wasser, Windstauchungen, Dünste, besonders warme und trockne Spiritus, aufgezählt, auch zugegeben worden, daß eine zufällige Ursache sein könne: wenn allzu kalte Winter lange währen und die Erddämpfe nicht ausrauchen können; — nachdem Helmont citirt worden, „die Erde zittert auf Gottes Befehl, der uns anzeiget daß die Sünde aufgestiegen vor seinen Thron um Rache schreie“ — spricht sich der Verfasser schließlich dahin aus: daß, wenn auch Wasser, Winde, Dämpfe oder unterirdisches Feuer die natürlichen Ursachen der Erdbeben sein möchten, die Hauptursache doch der Zorn Gottes über der Menschen unbereuete Sünde sei. — Der umfangreiche Rest des Buches beschreibt dann die Wirkungen der Erdbeben und zählt die „vornembsten“ derselben auf, wobei indessen auch andere Naturerscheinungen, Notizen über wohlfeile und theuere Zeiten ꝛc. mit unterlaufen. Zum Schluß wird dann nochmals hervorgehoben, daß Gott vornehmlich die Erdbeben zur Warnung gebrauche, und wenn das nicht helfe, zur Vertilgung der Rotte Korah, — kurzum, die Erdbeben „seynd ein wahres Vorbild und Vortrab des Jüngsten Tages und letzten Gerichts!“

* Eine neue komische Oper der Firma Scribe und Auber, „La Circassienne,“ hat zu Paris in der Opéra comique, den freilich immer sehr günstig gestimmten Musikzeitungen zufolge, einen „glänzenden“ Erfolg errungen. Die Handlung geht im Kaukasus vor sich, ist sehr abenteuerlich gehalten und überreich an echt Scribe'schen „Unmöglichkeiten.“

* Sophie Schröder. Die in Wien erscheinende Wochenschrift: „Recensionen und Mittheilungen über Theater und Musik“ enthält die folgende Aufforderung, welcher wir uns von Herzen anschließen: „Sophie Schröder begeht am 1. März d. J. ihren achtzigsten Geburtstag. Als neunjähriges Mädchen hat sie ihre Bühnenlaufbahn begonnen, schon damals die Aufmerksamkeit der Kritik — in den „Schweriner Theaterannalen“ — beschäftigt, hat im November 1859 am Schillerfeste noch einmal die Bühne betreten und durch die Gewalt ihres Vortrages hingerissen; wir haben also einen fast siebenzigjährigen thätigen Antheil am deutschen Bühnenleben vor uns und der ruhmvollsten Art. Es bedarf wohl nur dieser — von Direktor Eduard Devrient ausgehenden — Kundgebung, die hoffentlich von allen bühnenfreundlichen Zeitungen verbreitet werden wird, um die gesammte Theaterwelt zu veranlassen: der berühmten Kunstveteranin Zeichen der Theilnahme und der Verehrung zu dem seltenen Festtage zu weihen.

Digitized by Google

* In Berlin starb in diesen Tagen nach kurzer Krankheit der bekannte und beliebte Romandichter Theodor Mügge unter den Vorarbeiten zu einem großen historischen Roman. Der Verstorbene, ein Mann von rastloser Thätigkeit, war auch als Mensch hochgeachtet und beliebt. — In Weimar ist der Capellmeister Eberhard im Alter von 72 Jahren gestorben. Er verdankt seinen Ruf hauptsächlich der einst mehrfach gegebenen Oper »Macbeth,« die noch vor Kurzem in Weimar wieder aufgeführt wurde. Eberhard war längst in den Ruhestand versetzt.

* Bremen, 21. Februar. In der gestrigen Versammlung des Künstlervereins sprach Herr Aeddersen über »das Turnen nach seiner geschichtlichen Entwickelung, mit besonderer Rücksicht auf die Schulen.« In den einleitenden Worten wurde hervorgehoben, daß zur Zeit die Nützlichkeit und Nothwendigkeit des Schulturnens an sich kaum irgendwo bezweifelt werde, dagegen über die Organisation und die Betriebsweise desselben die Meinungen noch sehr getheilt seien. Es wurde für die weitere Darstellung und Beurtheilung der Satz aufgestellt, das Schulturnen müsse eben so sehr die nationale Erziehung der Jugend mit besonderer Rücksicht auf die allgemeine Wehrthätigkeit wesentlich fördern, wie gleichzeitig den rein diätetischen und den allgemeinen erziehlichen Anforderungen in genügender Weise gerecht werden. In der nun folgenden Darstellung der geschichtlichen Entwickelung des Turnwesens wurde zuerst der Gymnastik der Griechen und Römer gedacht. Weiterhin wurden die gymnastischen Uebungen der angehenden Ritter, wie sie später auch von Luther so warm empfohlen, erwähnt, und schon etwas ausführlicher die von Rousseau ausgehenden Bestrebungen, die Gymnastik in die Jugenderziehung allgemeiner einzuführen, dargestellt, wobei besonders Guthmuths hervorgehoben wurde. Sehr eingehend besprach der Redner die Gründung der deutschen Turnkunst durch Jahn und deren nächste glänzende Erfolge. Die Hoffnung, daß dieselbe in den nach 1815 folgenden Friedensjahren in gleich erfreulichem Betriebe fortbestehen werde, wurde schon bald durch die mannigfachen Ausschreitungen der Turner sehr herabgedrückt und sodann im Jahre 1820 durch die von übertriebenem Argwohn und wenig gegründeten Anklagen begleiteten Verordnungen der deutschen Regierungen gänzlich vernichtet. Erst im Jahre 1843 wurde das Turnen aufs Neue in die Schulen eingeführt; aber weil man bei der neuen Organisation die ursprüngliche Jahn'sche Betriebsweise nicht anerkannt wissen wollte, brachte, waren die Resultate in sehr geringem Grade befriedigend. Der Redner ging hier weiter in die Einzelnheiten ein und stellte das seit verbreitete Vorurtheil gegen ein solches Schulturnen in der Hauptsache als völlig berechtigt dar. In Preußen wurde dann auch im Jahre 1851 das Jahn'sche System gegen das Ling'-Rothstein'sche System vertauscht. Inzwischen ist ein anderes Schulturnen durch Spiel ausgebildet und dasselbe bereits namentlich in Mitteldeutschland zur praktischen Durchführung gebracht. Die Frei- und Ordnungsübungen, sowie die in beschränkterer Weise auftretenden Rüstübungen haben sich allerdings auf der Jahn'schen Turnkunst entwickelt, bilden indessen in ihrer besonderen Verbindung mit Spiel und Wettkampf und insonderheit für den Betrieb bei größeren Schulgemeinschaften ein eigenes Schulturnsystem. Dasselbe wurde ausführlicher nach seinen Hauptübungen dargestellt; seine erzieherische Bedeutung für Knaben- und Mädchenschulen an sich, so wie seine besonderen Vorzüge in Bezug auf die in gezielende allgemeine Wehrthätigkeit, fanden eine besondere Hervorhebung. Schließlich vermeilte der Redner noch einige Augenblicke bei der schwedischen Gymnastik, die vieler Orten wohl nicht genug gewürdigt werde, weil man das Ling'sche System lediglich nach der Heilgymnastik und der in den Kursälen getriebenen pädagogischen Gymnastik beurtheile. Es wurde auf Preußen hingewiesen, wo in der ganzen Armee nach diesem System verfahren werde, während man in dortigen Schulturnen neuerdings die Ling'-Rothstein'sche Gymnastik mit dem deutschen Turnen in möglichst nahe Verbindung zu bringen suche. Betreffenden Orts wurden auch manche hierhergehörige, allgemeine pädagogische Fragen berührt und namentlich die Forderung nach Schulexerzierplätzen, nach Einführung rein militärischer Waffenübungen u. s. w. wenigstens kurz besprochen.

* Friedrich Tiedemann. In München starb am 22. Januar der berühmte Anatom und Physiolog, frühre Professor in Landshut und Heidelberg, Professor Friedrich Tiedemann, im Alter von fast 80 Jahren. Er war geboren am 23. August 1781 in Kassel, wo sein Vater Professor am Carolinum war, studirte in Marburg und Würzburg und begann seine Laufbahn als Privatdocent der Medizin. Auf großen wissenschaftlichen Reisen erwarb er sich die Gunst von Sömmering, Cuvier und anderen ausgezeichneten Männern, wurde 1805 Professor in Landshut und ließ 1809 seine ersten Werke auf den Gebieten der Zoologie und Anatomie erschienen. 1816 wurde er Professor zu Heidelberg und entwickelte hier auf das Glänzendste seine Vielseitigkeit als Lehrer und Schriftsteller, indem er sich übrigens vorzugsweise der Physiologie zuwandte. Unterdessen hatte ihm das Schicksal drei Kinder, zwei in der Blüthe der Jahre geraubt, und das Jahr 1848 und 1849 schlug ihm durch die Theilnahme seiner Söhne an der badischen Revolution eine Wunde, von der er sich nicht wieder erholen konnte. Seine Gesundheit litt sehr, und das Licht seiner Augen trübte sich durch einen beginnenden grauen Staar. Da entschloß er sich, das geliebte Heidelberg, dem er zwei glänzende Aufe, im Jahr 1818 an die neuerrichtete Universität Bonn, und im Jahr 1833 nach Berlin an die Stelle Rudolphi's, in uneigennütziger Weise geopfert hatte, zu verlassen. Nach 44 Dienstjahren erbat er sich seine Entlassung vom Lehramt und zog mit seiner Gattin nach Frankfurt a. M., wo er von zahlreichen Freunden und ehemaligen Zuhörern auf das freundlichste aufgenommen wurde. Hier lebte er in zurückgezogener Muße, aber noch immer in eifriger literarischer Beschäftigung, als deren Frucht noch 1854 seine Geschichte des Tabaks und ähnlicher Genußmittel erschien, in der sich eine Reihe interessanter Beobachtungen und Versuche befindet, durch welche die Wirkung des Nikotins erläutert, und die Lehre von der selbständigen Irritabilität der Muskeln aufs neue erwiesen wurde. Am 10. März 1854 feierte er unter großer Betheiligung vieler seiner Freunde, Verehrer und gelehrter Körperschaften sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum. Im Frühjahr 1855 wurde er von Professor Chelius in Heidelberg glücklich am grauen Staar operirt, so daß er sich wieder seiner Augen zum Lesen und Schreiben bedienen und selbständig bewegen konnte. Im Sommer 1856 verlieh Tiedemann das gastliche Frankfurt und folgte seinem Schwiegersohn (dem Professor Bischoff) und dessen Familie nach München, wo er am 30. Mai 1857 seine goldene Hochzeit feierte. Mehrermale konnte er sich noch den für ihn hohen Genuß eines Aufenthalts in dem herrlichen Italien hochgehoben und am Starnberger See bereiten. Allein seit vorigem Frühjahr fingen seine Kräfte an sichtlich abzunehmen. Im vorigen Sommer zeigten sich hydropische Anschwellungen der untern Extremitäten, so wie auch Wassererguß in der Bauchhöhle, und als diese gegen Weihnachten nachließen, warf ihn ein Katarrh auf das Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erhob. Eine hinzugekommene beschränkte Lungenentzündung mit Lungenlähmung machte am 22. Januar d. J. seinem thatenreichen Leben ein Ende, nachdem er 79 Jahre und 6 Monate alt geworden war. — Tiedemann war ein schöner Mann und stattlicher Greis, der in seiner straffen Haltung und wohlwollenden Miene bei allen einen angenehmen Eindruck machte. Verstand und Nachdenken überwogen bei ihm Phantasie und Gefühl, doch war er sehr tiefer Empfindungen fähig, und hatte ein scharfes Auge für das Schöne, besonders in der Erscheinung der menschlichen Gestalt und den Erzeugnissen der Kunst. In hohem Grad empfänglich war er für Naturereignisse. Der Aufenthalt in einer schönen Gegend, Reisen, namentlich in Gebirgsgegenden, gewährten ihm einen hohen Genuß und eine erquickende Erholung, die er sich daher auch so oft als möglich gestattete. Sein Interesse beschränkte sich keineswegs ausschließlich auf Gegenstände seines Faches, sondern Geschichte, Geographie und Völkerkunde waren Lieblingsunterhaltungen für ihn, die er in seinen Stunden und Zeiten eifrig betrieb. Er besaß in denselben wirklich ausgebreitete Kenntnisse, so daß man oft erstaunen mußte, wie er in China, Indien, den amerikanischen Ältern und neuern Staaten fast ebenso zu Hause war wie in den nächsten europäischen Ländern. Er besaß ein außerordentliches, man kann sagen riesenhaftes Gedächtnig, welches alle Namen und Thatsachen selbst der entferntesten Zeiten und fern liegenden Gegenstände festhielt. Sein außerordentlicher Fleiß, mit welchem er Winter und Sommer von Morgens 4, 5 Uhr bis spät Abends thätig war, gestattete ihm eine Masse von Kenntnissen zu sammeln, die ihm stets zur Hand waren. Strenge Rechtlichkeit, Festigkeit und Ausdauer waren seine vorherrschenden Charakterzeichen. Ein Mann in des Wortes vollster Bedeutung war er immer sich selbst gleich, und stets wußte man wie man mit ihm daran war. Ohne irgendeine Zweideutigkeit war er ein eben so treuer Freund als offener Gegner. Im Leben und in der Wissenschaft war er Aristokrat, und hielt etwas auf Autorität. Dabei mußte er manchen unbequem sein, und bei manchen Anstoß erregen; aber die ihn näher kannten wußten ihn zu schätzen und zu lieben. In frühern Zeiten war er sehr heiter, lebenslustig, ein liebenswürdiger und vortrefflicher Gesellschafter. Wenn diese natürlichen Anlagen später einer mehr ernsten Stimmung und zeitweise selbst Verstimmung wichen, so fand sich dafür in bittern Erfahrungen und und in seiner Gesundheit eine hinreichende Erklärung. Viele die den sonst so humanen und liebenswürdigen Mann und Greis in solchen trüben Stimmungen sahen, wird es interessiren zu erfahren, daß sich bei der auf Anordnung des Verstorbenen aufgeführten Section eine wahrscheinlich auf frühester Jugendzeit stammende starke Verzerrung und Verwachsung des Netzes vorfand. Auch der Blinddarm war sehr erweitert, und die Leber wesentlich degenerirt. Da kann man wohl noch sagen, daß er seine Beschwerden und krankhaften Gefühle männlich ertrug. Wir scheiden von Tiedemann mit der Ueberzeugung, daß er einer der tüchtigsten und verdientvollsten Männer der deutschen Nation war.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redakteur: Dr. F. Pfeyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℳ 12 ß Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℳ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 9. Bremen, 3. März. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Reisebilder. Von Werner Bergmann.
Schauspieler-Briefe. Von G. Gerber.
Zur Geschichte der Juden.
Sybille Schreiber.
Literatur und Kunst.

* Reisebilder.

Von Werner Bergmann.

III.

O Comersee,
Noch immer steh'
Ich träumend still vor dir und blick'
In dein tiefsinnig Aug' zurück
Und lausche an der Terrasse lang
Der wundergläsernen Fluth Gesang.
Sei mir gegrüßt viel tausendmal,
Du laues, sonn'ges, duft'ges Thal.

O sieht du je
Den Comersee,
Den wundergrünen Wald umfängt,
Den Eldorado Sonnenschein beglänzt,
Dein Schlösser, Blumen gleich von Stein,
Sich spiegelnd schaun Jahr aus und ein;
Zaudst dann die Scele auf in die,
Grüß' ihn auch tausendmal von mir!

Der Weg von Porlezza zum Comersee ist reich an Naturschönheiten. Anfangs zieht er sich zwischen niedrigen Mauern fort, welche aus rauhen Quadern bestehen, und durch welche das Erdreich der Weingärten gehalten wird.

Ranken voll köstlicher blauer und weißer Trauben hängen von den Mauern nieder und bieten sich dem Fußwanderer zum Genusse dar. Grünlich glänzende Lagerten sonnen sich am Gesteine oder schlüpfen mit Behendigkeit bald zwischen den Blättern hindurch, bald verschwinden sie in den Steinritzen. Von Zeit zu Zeit schiebt sich, durch das Geroll des Wagens hervorgelockt, der schwarze Kopf eines Knaben oder Mädchens durch das Weinlaub. Neugierig drehen sich die dunkeln Augen. Weinberghäuschen und Landhäuser schimmern durch das Blättergewebe, und darüber hinaus ragen Maulbeer-, Wallnuß- und Maronenbäume in Pflanzungen, und einzeln Sumachs und Akazien. Die fruchtbare Landschaft des Vordergrundes schließen zur Linken terrassenartig aufsteigende Waldhöhen, deren fernste Spitzen schon ein bläulicher Duft überfließt. Mit den Weingärten wechseln üppige Maisfelder; der Weg wird breiter und der Blick in die Landschaft tiefer. Zwischen hohen schattenden Kastaniengruppen schwindet jede Aussicht. Die Straße wird wieder frei und sonnig. Duftige Waldgebirge tauchen vor uns auf und versinken wieder hinter hohen Platanen.

Eine scharfe Biegung zur Linken, und am Fuße einer sanften Abdachung breitet sich der Comersee mit hohen waldbekränzten Ufern und seinen zwanzig und mehr Villen, Gärten und Weinbergen aus, welche der Adel Mailands als Sommerasyle dort erbauen ließ. Der See erscheint als ein silberbläulicher Spiegel in grünem Rahmen. Gondeln und Segelböte beleben ihn. So glänzte er schon, als die beiden Plinius dort ihre Villeggiatur hielten und junge Senatorentöchter, von lateinischen Segeln beschattet, ihn durchfuhren. Geschlechter sind untergegangen, aber die von der Natur ihnen angewiesenen Schauplätze ihrer Thaten und Leiden dauern unter den schwachen Verwandlungen nachkommender Geschlechter fort. Diese Wahrheit hat ihr Tröstliches für den Nachruhm und ihr Demüthigendes für den Stolz.

Die Gestalt des Sees gleicht einem Rumpfe, der zwei Beine von sich streckt. Die ganze Länge desselben beträgt zwölf Stunden. Den Rumpf bildet der nördliche Theil des Sees und die Beine die beiden, durch eine lange gebirgige Landzunge getrennten südlichen Ausläufer, der Lago di Como und Lago di Lecco. Den letztern durchfließt in seiner ganzen Länge die Adda. Auf einer zwischen Weinbergen abwärts führenden Straße erreichen wir das vom See fast bespülte Fischerdorf Menaggio. Die Aussicht über den See ist von hier aus eine beschränkte, weil der Lago di Lecco durch eine gebirgige Landzunge und der südliche Theil des Sees durch vorspringende Uferhöhen verdeckt wird. Jene mehrerwähnte Landzunge, auf deren Spitze in malerischer Umgebung Bellaggio, ein aus wenigen, zerstreut liegenden Häusern und ansehnlichen Hotels bestehender Ort, liegt und sich in der Fluth spiegelt, gewährt, besonders von der hoch auf der äußersten Spitze thronenden Villa Serbelloni herab, den schönsten Ueberblick über den See. Eine Gondel führt uns dahin. Wir bemerkten, daß der Gondolier sich dem gegenüberliegenden Bellaggio in einem weiten Bogen näherte, und er erwiederte auf unsere Frage, weßhalb er von der corsa diritta abweiche, daß ihn der conträre Wind dazu nöthige. Hotel Gennazini liegt nahe am Strande. Der Eingang führt vom Lande ab durch ein kleines Bosket von Oleanderbäumchen und Lauben. Es liegt auf einer Terrasse und zieht sich bis zum See, dessen Wellen die Mauern derselben bespülen. Aus den Fenstern des Speisesaals, dessen Glasthüren sich auf die Terrasse öffnen, sieht man immittelbar auf den See hinab, so daß zuweilen Engländer in den Fenstern liegend dort angelten. Die einzige Person, die dort deutsch sprach, war ein Hausmädchen, während der Wirth nicht einmal französisch verstand.

Vom Hotel aus führt in sanftem Bogen, das aufgemauerte Seeufer entlang, eine breite, durch zwei Reihen Kastanien beschattete und mit steinernen Ruhebänken geschmückte Straße zur Villa

Digitized by Google

Melzi. Man gelangt in den parkartigen Garten, worin sie in reizender Lage am See liegt, entweder durch ein hohes Gitterthor, vor welchem die Straße endet, oder man folgt zur Linken einer landeinwärts zwischen hohen Mauern sanft aufsteigenden, gepflasterten Straße. Die Mauern stützen auf beiden Seiten die über sie emporragenden Gärten und Weinberge. Blumen und Moose sprossen aus den Fugen des Gesteins und werden auch hier durch Schaaren glänzender Eidechsen belebt. Auf der Höhe der Straße gelangt man zu freundlichen Häusergruppen, die sich um ein Kirchlein mit hübschem Säulenportale reihen. Die sich wieder senkende Straße nähert sich dem See, und bald hat man den zweiten, jenem ersten gegenüberliegenden Eingang zur Villa erreicht. Eine Allee, auf beiden Seiten mit den üppigsten Rasenteppichen, in denen Gruppen exotischer Gewächse stehen, eingefaßt, führt zu dem seitwärts liegenden Schlosse, dessen Fronte auf den See sieht. Es ist im schönsten Renaissancestile erbaut. Man steigt auf zwei Treppen, welche auf beiden Seiten zu einer mit Geländer versehenen Platform, unmittelbar vor der Haupteingangsthür, führen, ins Innere. Vier Leoparden aus Marmor schmücken die Treppenwangen. Das Innere ist eben so reich als geschmackvoll eingerichtet. Jedes der Zimmer und Kabinete hat Kunstschätze aufzuweisen. Zu den vorzüglichsten mögen folgende gehören: ein Oelgemälde von Appiani, Napoleon als Consul darstellend. Abgesehen von dem Interesse, welches ein so großer Geist immer erweckt, bewundert man hier, oder richtiger, er läßt hier Etwas bewundern, worauf er stolz war, nämlich seine feinen Hände. Zwei Meisterwerke Canova's, nämlich eine Büste von Eugen Beauharnois und eine Bacchantin, werden Jeden fesseln. In demselben Kabinete trug die flache Einfassung eines englischen Kamins einen eigenthümlichen Schmuck, nämlich marmorne Medaillonbildnisse italienischer Dichter, und auf einem Tische, dessen Platte geschmackvoll eingelegte Arabesken trug, bewunderten wir eine vortreffliche in Marmor von Marquesi ausgeführte verkleinerte Copie der Laocoon-Gruppe. Der Plafond eines Gartensaals bestand aus trefflich gemalten Blumen und Arabesken von Bianchi. Unter den Oelgemälden befinden sich, außer vielleicht einer Kreuzabnahme von Lucas von Leyden, keine besonders werthvollen. Eine Alexanderschlacht von Le Brun, deren Original sich in Paris befinden soll, ist zu einförmig und skizzenhaft. Von seltsamer Naivetät zeugt eine, angeblich von Henricus de Clark 1612 gemalte Winterlandschaft, in welcher Johannes Baptista tauft. Der Besitzer der Villa, Prinzeiye Melzi, hat auch den Erbauer derselben, Albertoni, durch die Kunst verewigen lassen. Eine Marmorbüste desselben ist in einem der Zimmer aufgestellt. Des Beschauens werth sind außerdem noch drei Marmorbüsten, nämlich die des Homer, eine Nachbildung der im Museo borbonico in Neapel befindlichen, und die der Ariadne und des Michel Angelo. Der Plafond und die Wände des Speisesaals sind mit gastronomischen und pomologischen Fresken sinnreich geschmückt.

Hinter dem Schlosse führen sanft aufsteigende Wege, welche auf beiden Seiten mit exotischen Blumen, Bäumen und Gesträuchen bepflanzt sind, zu den großartigen Gewächshäusern, welche von Gärtnerwohnungen umgeben sind. Auf dem Rückwege schimmerte uns aus der Allee eine Marmorgruppe entgegen. Dante, den Seherblick emporgerichtet, umfaßt die sterbende Beatrice. Der herrlichen Gruppe konnte wohl keine schönere Stelle gegeben werden, da sie sich vom dunkeln, saftigen Grün der Kastanien scharf abhebt. Der Dichter hat uns, nicht länger zu verweilen, weil der Principe sogleich landen werde, und als wir eben den Garten verlassen hatten, sahen wir, wie sich eine elegante Barke mit vier weißgekleideten Ruderern, die Scharlachbinden um die Hüfte trugen, der dem Schlosse gegenüberliegenden Ufertreppe näherte, und hörten zugleich das Signal einiger Böllerschüsse. Gleich hinter dem Hotel erhebt sich ein aufsteigender gepflasterter Weg, der in Zwischenräumen von je zehn Fuß durch quer durchlaufende und schwacherhöhte Quadersteinstufen zu einer Art Treppe wird. Eine Häuserreihe faßt die eine Seite, hohe Mauern, über welchen im dunkeln Laube Goldorangen glühen, die andere Seite des Weges ein. Allmälig macht er eine Wendung zur Rechten und führt an einer flachlichen, an die Höhe gelehnten Gärtnerwohnung, die zugleich Gasthaus ist, vorbei auf ein Gitterthor, den Eingang zum Garten der

Villa Serbelloni.

Man zieht eine Glocke. Der Gärtner kommt und öffnet. Der Leser denke sich eine breite, allmälig steigende Bergkuppe, deren Wände ziemlich schroff in den See abfallen. Diese Kuppe, bis zum Gipfel von Wegen durchkreuzt und spiralförmig umschlungen, ist durch Natur und Kunst vom Fuße bis zur Mitte zu einem Garten und von da bis zum Gipfel zu einem Lustwäldchen mit entzückenden Aussichten umgeschaffen. Die Villa, ein massives Gebäude, das an allen Theilen starke Spuren der Verwahrlosung zur Schau trägt, und dessen Inneres nichts Sehenswerthes enthält, liegt, umgeben von Nebengebäuden, einsam und schweigend auf der mittleren Höhe. Ebendaselbst führt einer der sich oft verwirrend kreuzenden Wege an amphitheatralisch aufgemauerten Terrassen vorbei, welche auf Treppeneinschnitten erstiegen werden. Blumenbüste wehen uns entgegen. Zwischen Zwergorangen, Citronen und Camellien zerstreut, liegen in vielfarbigem Schmucke Blumenrabatten. Riesige Cacteen, von verschiedenen Schlingpflanzen umwunden und überrankt, stehen in ihrer sich spreizenden Steifheit und drohenden Stachelwehr an den Mauern. Auf der höchsten Treppenstufe angelangt, treten wir nach einigen Schritten in kühle, sich durchkreuzende Grottengänge, welche künstlich aus Tuffgestein geformt und durch rauhe Bogenpfeiler and demselben Stoffe getragen werden. Die verschiedenen Ausgänge öffnen sich auf fortwährend steigende, schattige Waldwege. Wir nähern uns dem Gipfel. Die Vegetation erinnert an den Norden. Fichten, Tannen, Buchen und Birken, zwischen denen Spinden, Lonicieren und andere Gesträuche sich ausbreiten, umragen uns und verhüllen so weit noch die Aussicht, daß das Auge zwischen den Stämmen hindurch nur einzelne sonnenbeschienene Wasserstreifen schimmern sieht. Der Gipfel ist erreicht; die Aussicht zwischen den Baumstämmen wird freier. Tief unter uns neben schmalen Wegen liegt der See. Von einem auf dem steilen Ufer errichteten Balkone sieht man, über die Brüstung gelehnt, zwischen einer tiefen Felsschlucht hinab auf die beschattete Fluth und weiter hinaus auf den grünlichen im Sonnenscheine blitzenden Spiegel, der immer matter gegen Norden hin in die Ferne verschwimmt. Südlich liegt Bellaggio uns zu Füßen, am jenseitigen Ufer schmiegt sich Cadenabbia an bewaldete Höhen, und Villa Sommariva leuchtet wie ein weißer Marmorwürfel aus dunkeln Baumgruppen hervor.

Um den Lago di Lecco in seiner ganzen Schönheit zu sehen, begiebt man sich auf demselben Wege zurück zur mittleren Höhe auf ein gegen jenen Seearm sich absenkendes Plateau, auf welchem Ruhebänke zur Betrachtung neuer Landschaftsbilder einladen. Ein säulengetragener Pavillon liegt einige Schritte tiefer, von Boskets umgeben, vor uns und bildet die Staffage des Vordergrundes. In wechselnden Grün bald verschattet, bald besonnt, umkränzen Kastanien- und Wallnußwaldungen, aus denen die weißen Mauern und Giebel zerstreuter Gebäude hervorschimmern, beide Ufer des Sees. Tief neigen sich die Aeste der Kastanien und Hängebirken auf den See hinab und bilden jene geheimnißvollen Laubdächer, welche die Phantasie immer so anmuthig beschäftigen. Einsame

Digitized by Google

Nachen gleiten darunter hin. Eine ferne Biegung des Sees, und noch entfernetere duftig-blaue Waldgebirge schließen die Aussicht.

Ich war in die Schönheiten des Gemäldes so vertieft und dann durch das Aufnehmen einer Skizze so beschäftigt, daß ich anfangs nicht bemerkt hatte, daß zwei Damen auf der nächsten Ruhebank saßen, deren eine, eine ältliche, in einem Buche las und von Zeit zu Zeit aufsah, um die Gegend vor ihr aufs Neue zu betrachten, während die jüngere in ihrem Album emsig zu zeichnen schien und, wie ich aus ihrem öfteren Aufblicken schloß, in derselben Weise, wie ich, beschäftigt war. Ich hatte meine Arbeit fast vollendet, als ich die ältere Dame, wenn auch leise, doch vernehmlich auf Englisch sagen hörte: „Olivie, der Herr dort skizzirt auch." — Die junge Dame sah zu mir, neigte wie bejahend ihr Haupt und zeichnete weiter. Sie glich ihren Landsmänninnen in der lieblichen Biegung des Nackens, dem röthlich blonden Haar und geschmeidigem Wuchse, aber nicht im Teint, denn sie war blaß wie Marmor und ihr blaues Auge scheinbar geistlos und matt. Ich erhob mich und näher tretend sagte ich: „Verzeihen Sie, würden Sie mir gestatten, einen vergleichenden Blick auf Ihre Skizze zu werfen, da ich denselben Gegenstand gezeichnet habe?" Die Dame sah langsam zu mir auf und hielt mir schweigend das Album hin. Ich hielt nun beide Skizzen so, daß sie dieselben vergleichen konnte. „Sie zeichnen besser," sagte sie mit leiser wohllklingender Stimme. „Ich finde das nicht," erwiderte ich; „im Gegentheile haben Sie weit richtiger dadurch, daß Sie den Pavillon vor uns so scharf ausgeführt hervortreten ließen, dem Hintergrunde eine weit schönere Perspective zu geben verstanden."

Ich reichte ihr mit den Worten das Album zurück. „Den Pavillon?" sagte sie mit leisem Kopfschütteln, „Sie meinen das Grabmal." — Ich sah sie etwas befremdet an. „Olivie!" sagte rasch die ältere Dame, und in ihrem Tone lag eine sanfte Zurechtweisung. Die Dame schrak unwillkürlich zusammen, eine schwache Röthe färbte auf einen Augenblick ihre Wangen. Beide Damen verneigten sich gegen mich und entfernten sich rasch.

Seltsame Leute, diese Engländer, dachte ich. Am duftig lauen gestirnten Abende ließ ich auf der Terrasse im Grünen das Abendessen auftragen und war' dann eben im Begriffe, einen Arzt aus Quedlinburg aufzusuchen, mit dem ich eine Lustfahrt auf dem See verabredet hatte, als mir auf einem der Terrassenwege die ältliche Dame vom Nachmittage begegnete. Sie war, wie ich erfuhr, die Tante jener jüngeren. Sie entschuldigte sich in ihrem und ihrer Nichte Namen und erklärte mir den Vorfall. Olivens Vater starb früh. Die Mutter war leidend. Olivie war mit einem englischen Officier verlobt gewesen, und Beide liebten einander leidenschaftlich. Ihr Verlobter kehrte aus dem Krimfeldzuge schwer verwundet heim und starb bald darauf in ihren Armen. Seit seinem Tode war sie schwermüthig geworden. Sie saß stundenlang vor Bildnissen von ihm, einigen, zu denen er ihr im Leben gesessen hatte, und einem, das ihn im Tode darstellte. Sie wünschte ihm ein Denkmal errichten zu lassen. Tage-, wochenlang war sie nun damit beschäftigt, Denkmäler zu zeichnen, die sie dann wieder verwarf, um schönere zu ersinnen. Keines wollte ihr genügen. Taub gegen die Vorstellungen der Ihrigen durchstreifte sie die Kirchhöfe. Ihr Geist sah überall Grabmonumente, ihre Phantasie erfüllten Embleme des Todes. Endlich stand ein Monument auf dem Grabe, aber sie verhehlte es nicht, daß es ihr nicht genüge. Sie begann körperlich zu leiden. Auf den dringenden Rath der Aerzte sollte sie reisen. Die Tante begleitete sie. Luftveränderung, beständiger Wechsel der Gegenstände und Vorstellungen wirkten allmälig wohlthuend. Zeichnen war eine ihrer liebsten Beschäftigungen gewesen, und sie blieb es. Anfangs skizirte sie noch immer mit Vorliebe jene düstern Gebilde, allmälig gewann sie Geschmack an landschaftlichen Scenen. „Das heutige Begegniß," schloß die Dame, „war ein Rückfall. Sie verspricht, daß es der letzte sein solle. Wir werden, da sie es wünscht, morgen mit dem Frühesten weiter reisen." Ich dankte ihr für ihre Mittheilungen und sprach ihr meine Wünsche aus. Sie empfahl sich.

Sommernacht auf dem Comersee! Der aufgegangene Mond im ersten Viertel, in dessen Lichte die sanftbewegten Wellen blinken und zittern und die glänzenden Fische emporspringen, die laue von Blumendüften geschwängerte Luft, der violettblaue, von einzelnen weißen Federwölkchen durchschwommene Himmel, die einsamen Lichter, die aus Fenstern und fernen Fischernachen ihren langen Abschein auf die Fluth warfen, der magische Dämmerschein, der über die waldigen Uferhöhen ausgegossen lag, und dazu der sabbathstille Frieden, in welchem die Schöpfung schlummerte: das Alles läßt sich fühlen, aber schwer beschreiben. Bei unserer Heimkehr sahen wir im hellerleuchteten Speisesaale noch einige englische Herren und Damen gut heimatlich um die dampfende Theemaschine vereinigt.

Am nächsten Morgen galt unser erster Besuch der am jenseitigen Ufer nahe bei Cadenabbia belegenen Villa Sommariva oder Carlota. Durch hohe Gitterthore betritt man den vom Ufer terrassenförmig sich erhebenden Garten. Vor uns liegt zunächst ein Rasenrund, in dessen Mitte ein marmorner Springbrunnen seine flüssige Säule steigen läßt. Ueber aufgemauerten mit Orangen und Lorbeern geschmückten Terrassen erhebt sich das in edelstem Stile erbaute Schloß. Auf beiden Seiten des Rasenrundes führen Stufen zu aufsteigenden Gartenwegen, deren eine Seite anfangs mit hohen Camellien, die andere mit einer Hecke von doppelblühenden Myrten eingefaßt ist; weiter oben führen sie unter langen oben geschlossenen, aus Latten bestehenden Gittergängen hindurch, welche rings mit spaliermartig gezogenen und verschlungenen Orangenbäumen voll Blüthen und Früchten so bekleidet sind, daß man in einer fortlaufenden Laube geht. An diese schließen sich ähnliche mit Wein überzogene Laubengänge. Verläßt man diese, so durchwandert man Gruppen von Oleandern, von der Höhe und Dicke mäßiger Obstbäume, von Apfelsinenstämmen, fruchttragenden Lorbeerbäumen, Magnolien mit ihren weißen Blumenkelchen und Camellien, an denen theils Blüthen, theils große schwarze Samenkapseln hängen, und unzähligen andern Südgewächsen, deren Namen der Botaniker nennen mag. Der Blumenreichthum bildet keine Beschreibung. Die südliche Natur hat ihr Füllhorn von Terrasse zu Terrasse ausgegossen. Das Schloß, jetzt Eigenthum des Erbprinzen von Sachsen-Meiningen, ist im Innern reich und geschmackvoll eingerichtet. Unter den plastischen Bildwerken zeichnen sich aus die Marmorbüste der Fürstin Pauline Borghese, einer Schwester Napoleons, die zu ihrer Zeit wegen ihrer Schönheit Venus maritima genannt wurde. Sie hat das Kinn und die Nase ihres Bruders. Bezauberend ist der Schnitt ihrer großen mandelförmigen Augen. Diese Büste wie auch die des Amor und der Psyche ist von Canova. Von ergreifender Schönheit ist auch ein Relief von Thorwaldsen, den Alexanderzug darstellend. Unter den zahlreichen Gemälden verdienen zwei genannt zu werden, nämlich: der Tod des Themistocles und der seine Gedichte vor Augustus recitirende Virgil.

Nördlich von Bellaggio liegen die Varenner Felsengallerien, die einen Theil der mit eben so bewunderungswürdiger Kunst und Kühnheit erbauten, als mit ungeheuern Kosten (jährlich 17,000 Gulden) erhaltenen Stilfser-Jochstraße bilden. Diese mit Lichtöffnung versehenen Gallerien sind in die Felsen gesprengte Tunnel. Der Blick von oben herab auf den See ist schön und schauerlich. Am Bord des täglich von Colico kommenden Dampfers durch-

Digitized by Google

schnitten wir den südlichen Theil des Sees. Langsam zogen die malerisch schönen Ufer mit ihren zum Theil prachtvollen Landhäusern, mit der düstern Villa Pliniana, der ernstmajestätischen, fenster- und balkonreichen Villa d'Este, dem Aufenthalte der unglücklichen Königin Caroline von England, der thurmartigen Villa Bovarmé, der kolossalen Villa Raimondi, der im Stile der Schweizerhäuser erbauten Villa Taglioni und andern an uns vorüber, und bald landeten wir in Como.

* Schauspieler-Briefe.

Von C. Gerber.

Wir haben kürzlich aus Briefen von Schröder und Seydelmann Mittheilungen gemacht. Lassen wir heute Iffland folgen.

Iffland gehörte unter die am meisten angefeindeten, häufig verlästerten Schauspieler. Welche Anfechtungen hatte er zu bestehen! Wie heftig fielen die Romantiker über sein Spiel, wie bitter die Kritik über seine Dramen, wie giftig die allgemeine Klatschsucht und Koulissenkabale über seine Verwaltung her! Man sollte meinen, auch auf ihn und seinen Charakter hätten diese Ungerechtigkeiten zurückwirken, auch ihn hätten sie bitter und feindselig machen müssen? Dem war nicht so: er blieb gerecht, und sein ganzes Auftreten färbte eine höhere Stimmung. Wenn nach Schröder, ein Mensch auf den Brettern wandelte, der Iffland den Kranz rauben konnte, so war es Fleck. — Fleck hatte einst eine mündliche Beschwerde gegen Iffland gethan, und dieser beantwortete dieselbe schriftlich am 10. Juni 1798:

„Mit Mühe erhole ich mich von der traurigen Ueberzeugung, die mir Ihre heutigen bitteren Aeußerungen gegeben haben, daß mein reinstes Wollen für Sie von Ihnen nicht nur nicht erkannt, sondern gänzlich verkannt wird. Haben Sie mein bisheriges offenes Betragen für das genommen, was es ist, Anhänglichkeit an einen großen Künstler und wackeren Mann, so muß dieser Versuch, nicht Sie zu gewinnen, sondern Ihre Ueberzeugung, auf Sie wirken. Haben Sie mein zeitheriges Betragen für eine Manier genommen, so war mein Betragen selbst vergebens, so ist dieser Schritt und Alles vergeblich. Ihr Benehmen wird mir sagen, was Sie denken, und wird mich, nach Ihrem Willen und Selbstgefühl, bestimmen.

Sie haben geäußert, es sey sonderbar, daß Sie zweite Rollen zu spielen hätten, und thun müßten, was Sie fünfzehn Jahre nicht gewöhnt gewesen wären. Auf meine Bitte, mir eine solche Rolle zu nennen, sagten Sie sehr hart, es seyen deren sechs bis sieben. — Also so oft hätte ich Sie übel placirt? Das wäre Mangel an gutem Willen, Einsicht und Delikatesse — wenn wir die Freundschaft gar nicht in Anschlag bringen wollen. Wer sich, wie ich, bewußt ist, was er gethan und was er unterlassen hat, wie er seinen Weg geht, kann das wohl nicht gleichgültig anhören. —

Vor allem entscheide das Verzeichniß der gegebenen Stükke. (Folgt ein Verzeichniß von 34 Stücken, in welchen Fleck theils nicht spielen wollte, theils — kurz Iffland hat Recht.) Wo sind nun die sechs bis sieben Rollen, wo Sie unter Ihrer Stelle gestanden haben? Sie sehen aus dem unläugbaren Verzeichnisse, daß das nicht der Fall war, — aber gar nicht! — Ich bin mir der äußersten Delikatesse, von allen und jeden Seiten, aufgefordert, oder nicht aufgefordert, gegen Sie bewußt. — Ich habe selbst die unbeschränkte Vollmacht limitirt, die mir gegeben werden sollte, ich lebe für das Vergnügen eines Jeden, weshalb sollte ich das Ihre nicht befördern? Ich suche einen Stolz darin, Ihnen zuvorzukommen, und muß nicht ohne Rauheit hören, daß Sie sich zurückgesetzt finden.

Ist das möglich bei Ihnen und nach der Rechtlichkeit meines Betragens gegen Mann und Frau — so zweifele ich daran, daß ich je noch Menschen werde gewinnen können, wie offen sie auch sein mag.

Der Hochmuth ist eine Eigenschaft der Dummköpfe, aber die Ehre kenne ich! Ich biete meine Freundschaft willig dar und setze keinen hohen Preis darauf, aber wenn ich sie anbetteln wollte, wäre ich ein Narr. Ich hoffe mich und mein Betragen und meine Verrichtungen so zurück- und auf die letzte Linie gesetzt zu haben, daß ein mir gleicher Künstler nie hat sehen können, daß ein Director da ist. —

Ich habe Alles gethan, was ich thun kann. Ich weiß künftig nichts mehr zu thun. Habe ich Ihnen bis jetzt nicht mehr gefallen können? — Ist denn nichts zu thun, mich zu erhalten, so muß ich hier stehen bleiben und von der Zukunft, bei Gleichheit meines Betragens, Billigkeit ruhig abwarten, ohne zudringlich zu seyn. — Ich habe den Prolog gearbeitet, für Sie so gut geschrieben, als ich vermochte, ich spiele Ihre Rolle so gern als meine. — Ich frage Sie unbefangen, Sie äußern mir Dedain, daß das nicht für Sie sey, aber Sie wollten es mir zu Gefallen thun. —

Mein lieber Fleck! — Auf die Art, in meiner Arbeit zum zweitenmale von Ihnen mit meinen Geringfügigkeiten zurückgeschreckt, müßte ich weder Empfindlichkeit noch Empfindung haben, wenn ich Ihnen das Opfer, und mir die Art Geschenk, die Sie geben wollen, zumuthen wollte. — Ich hätte auch keine Freude daran, mit Jemand zu spielen, der seinen Widerwillen so deutlich über diese Sache geäußert hat. — Die Gerechtigkeit lassen Sie mir vielleicht wiederfahren, daß ich Wärme der Empfindung habe. Sie selbst haben Sie und werden begreifen, daß auf die Art ich das Geschenk Ihres Spieles nicht annehmen kann, wie viel ich auch verliere, da ich auf Ihre Art Kunst, Gefühl, Ton, selbst auf die Einigung unserer beiden Gestalten so viel gerechnet hätte.

Warum ich dies schreibe? — Weil das Reden — das Unerwartete der Lage, das ganz Unerwartete mich als einen Schuldigen von oben herab behandelt zu sehen, wo ich treu bin und rein wie Gold — noch mehr angreift, wie Sie glauben, und ich morgen einen kritischen Punkt der Arbeit habe. — Ich kann aber nicht arbeiten ohne mein Herz ausgeschüttet zu haben. —

Haben Menschen oder Umstände Ihr besseres Gefühl verstimmt, so werden Sie sich finden; eine jede Wendung wird mir das sagen und mich sehr erfreuen. Ist es ein Ehrenpunkt geworden, mich im schiefen Lichte zu sehen, so sagen Sie mir gar nichts. Handeln wir alsdann beyde nach unserer Ueberzeugung. Keiner von uns wird unedel seyen, aber zu sagen habe ich dann nichts mehr, wenn ich anders Ihre Achtung und meine eigene Achtung für mich selbst erhalten will.

Ich kann mir nicht sagen lassen, was gegen den Seelenwerth streitet, den ich in mir fühle. — Immer derselbe Iffland."

Fleck's Antwort auf obigen Brief vom 11. Juni 1798 lautete:

„Nur ein paar Worte vergönne mir, mein liebenswürdiger Freund, der, ich will durchaus nicht sagen, die Kunst versteht ein ehrlich Herz sich eigen zu machen — nein! — dessen edle Gefühle es durchaus an sich reißen. Aber eben deßhalb muß ich dieser Ihrer Gutmüthigkeit und Edelmuths auch nicht unwürdig scheinen, ich würde mich verachten, wenn Sie nur nicht meine ganze Seele füllten! — Nehmen Sie mich nur mit meinen Ecken, die freilich oft scharf sein mögen, gerade immer wie Sie wollen, unedel werden Sie mich nie finden. Wenn Ihnen vorgestern meine Aeußerung bitter geschienen, wenn Sie darin etwas anderes zu finden geglaubt haben, als die freimüthige Seele eines graden

Digitized by Google

Mannes zum graden Mann, so hat die durch meine Kur jetzt hervorgebrachte Reizbarkeit meiner Nerven, meinen Tönen eine Rauheit gegeben, die außer meinem Herzen liegt. Ich fühle sehr gut, daß mein Blut sich in einer gewissen Wallung befand, die nie zur Erörterung taugt, und hatte mir vorgenommen, den anderen Morgen zu Ihnen zu kommen, um offen mit Ihnen zu sprechen, daß ich mich gekränkt fühlte. Ihre etwas heftige Aufforderung verhinderte dies. Ich kann den Leser in Ihrem trefflichen Stükke nur für die zweite Rolle halten. Wenn aber ein Direktor und Verfasser nicht das Recht haben soll, die erste Rolle zu wählen, so giebts noch meiner Meinung kein Recht mehr. — Von den ersten Rollen des Stükkes ist also gar nicht die Rede. Es war auch gar keine Frage, ob ich wollte, mir war keine Wahl zwischen Wollen und Nichtwollen gelassen, das dem Stükke beygefügte Zettelchen entschied. Mein geliebter Freund, setzen Sie sich einen Augenblick an meine Stelle, und ich bin überzeugt, als ich's von meinem Daseyn bin, Ihre Billigkeit und Unpartheilichkeit wird gewiß mein gekränktes Gefühl entschuldigen und rechtfertigen. —

Schon nach Ihrem ersten Briefe bekam die Sache eine andere Lage, und ich muß erwarten, ob Sie diese Rolle noch von mir oder lieber von einem anderen dargestellt sehen wollen.

Laß mich, mein würdiger Iffland, nur noch ein paar Worte beifügen.

Der Ausdruck erste Rolle ist sehr relativ. Die erste Rolle in einem Stükke ist oft keine erste. Von dieser ersten Sorte habe ich dies Jahr manche gespielt; wahr ist es, daß Sie mir bey mehreren freye Wahl ließen und ich wollte dann und mochte nicht reüsiren. Doch hatte ich nicht immer die Wahl, wie Ihre eigenhändigen Vertheilungen erweisen.

Offen und redlich gesprochen, und eben so von Ihnen aufgenommen: Bey einem Künstler wie Sie, ist es schwer, eine untergeordnete Rolle zu spielen. Doch ich rede in dem Augenblic, als wenn ich der erpichteste Mensch auf Rollen wäre, das bin ich wahrlich nicht. — Ich wiederhole, was ich Ihnen vorgestern sagte, was ich hundert Menschen gesagt, Sie würden mehr spielen, wenn Sie schon mehr einstudirt wären. — Zuweilen beschuldigen Sie mich, daß ich die Rolle des Amtmanns im Gewissen nicht gern gespielt hätte. Anfänglich wär mir der Geheimrath lieber gewesen, — vorher haben Sie doch immer gefunden, daß ich sie mit guter Laune gegeben habe. Wie ich Sie zu kennen glaube, lieber Iffland, nach Ihrem Betragen gegen mich und meine Frau, müßte ich der letzte seyn, der an Ihrer Delikatesse zweifeln könnte. Aber eben, weil ich daran nicht zweifeln konnte, setzte ich mich vielleicht selbst außer Stande, über manche Sachen Rükfrage zu machen. —

An mir wollten Sie zu dem Zweifel kommen, je noch Menschen gewinnen zu können! — O mein Freund, dann bin ich zu bedauern. Mit Ihrer Freundschaft machten Sie mir ein mir ewig schätzbares Geschenk.

Weder Menschen noch Umstände haben mein Gefühl für Sie verstimmt. Ich liebe in Ihnen eben so sehr den biederen Mann, als ich den großen Künstler schäze, und die vorgefallene Geschäftsbesprechung hat auf mein freundschaftliches, dankbares Herz nicht den mindesten Einfluß. Und meine Freunde — aufhören mußten sie, meine Freunde zu sein, wenn sie nicht ähnliche Gefühle für Sie hegten. Keine Umstände, keine Lage kann ich mir denken, die ein Gefühl in mir verschieben könnte, das sich in meinem Herzen so fest gesetzt hat.

Zu einem Ehrenpunkte. Sie in schiefem Lichte zu sehen — ich weiß nur nicht eigentlich, ob ich die Stelle recht verstehe — kann es in Ewigkeit bey mir nicht kommen. Ein Mann von wahrer Ehre, ein Mann wie Iffland ist dem nie ausgesezt.

Und so habe auch ich nun Ihnen mein ganzes Herz hier ausgeschüttet und bin überzeugt und glaube nun fest, im Innern Ihrer Seele so von Ihnen beurtheilt zu werden, als ich es bei Wohl und Wehe meiner Familie geschworen, sehnlichst — ja fordernd wünsche. Ich bin jezt sehr kränklich — ich bin nervenschwach. — Sie wissen, der muskulöseste Mann wird es bey solcher Kur. Aber Ihr zweiter Brief hat mir Freude und Ruhe gebracht.

Behaltet mein offnes Herz, so gern und willig dargebracht. Meine Frau — meine Kinder und Iffland! — Ich sterbe der Eurige aus voller Seele. Fleck."

Iffland sprach und fühlte gegen Fleck wie ein echter Künstler. Hier ein untrüglicher Beweis, der lange Zeit bei dem Buchhändler S. J. Josephy, dem Erben der Firma „Haude und Spener", vergraben lag. Gegen Fleck war nämlich bei Herrn Spener, dem Redacteur und Inhaber der Zeitung, ein Gedicht eingelaufen, das Iffland en priés und seinen großen Nebenbuhler tadelte. Der selige Spener hatte es im Manuscripte dem General-Direktor mitgetheilt, wohl ahnend, daß dieser sich kaum daran ergötzen dürfte. Iffland antwortete darauf unterm 10. April 1799:

„Hier meine offene Meinung: Der Verfasser will mir wohl, das freut mich und ich danke ihm herzlich und ungeheuchelt. Will er unserer Bühne wohl, so muß dies Gedicht mit der Strophe auf Fleck nie, nirgend gedruckt werden. Hat er Recht, so ist das nicht die Art zu bessern, da dem unleugbaren Genie des Mannes mehr Achtung gehört, als hier erwiesen ist. Hat er Unrecht, — wohin führt die Bitterkeit?

Fleck und ich leben in wahrer Eintracht. Fleck ist Künstler, wenn auch zu viel thun müssen, ihn etwas verringert hätte. Kraft und Geist liegt in ihm. Er wird sich schnell wieder finden. Soll aus dem Chaos des Berliner Theaters etwas werden, so kann es nur unsere Eintracht schaffen. Kann sie bei solchen Ausfällen bestehen? Und wie stehe ich dann neben Fleck?

Sehnsuchtsvoll wünsche ich, daß dies nicht erscheine! Schreiben Sie dem Verfasser ein Resultat aus diesem. Ist er ein edler Mann, wie ich glaube, so wird er das fassen und Sie haben das Verdienst, daß dem Theater eine tödtliche Wunde nicht wiederfährt.

Ich komme in ein Paar Tagen zu Ihnen. Mich, in meinen Wanderungen treffen Sie schwerlich. Ihr Iffland.

P. S. Vermögen Sie ihn, daß es nirgend erscheine! Der Schaden ist zu groß! Sie werden es mit Güte und Erfahrung behandeln. — Jahrelanges Bemühen kann nicht halb ersetzen, was dies schaden würde. Das Publikum würde dabei leiden, mehr als ich."

* Zur Geschichte der Juden.

Bremen, Februar 1861.

Wir fahren fort, aus den Vorlesungen des Herrn J. G. Kohl über die Völker Europas Mittheilungen zu machen. Der Vortragende sprach an einigen der letzten Abende über die Juden. Er gab zuerst einen Abriß der so interessanten Geschichte des jüdischen Volkes und wendete sich sodann zu den Schicksalen der Juden in einzelnen Ländern Europas nach ihrer Zerstreuung. — Die Gesammtzahl der Juden in Europa beläuft sich auf drei Millionen. Davon wohnen allein 1,700,000 in Polen und 500,000 in Deutschland. Seit den Römerzeiten haben sich die

Digitized by Google

Juden in den Rhein- und Donaustädten eingenistet. Furchtbare Verfolgungen wurden da ihr Loos. Die Kreuzritter glaubten ihre äußere Mission mit einer grausamen inneren Mission gegen die in Deutschland einheimischen Juden eröffnen zu müssen und begannen die Eroberung Jerusalems am Rhein und an der Donau. Der wüthenden Menge gegenüber zeigten die Juden einen bewunderungswürdigen Heldenmuth und Dulderſinn. Seit jener Zeit bis ins 14. Jahrhundert hinein waren Judenverfolgungen in Deutschland etwas Gewöhnliches. In Folge deſſen wanderte eine große Anzahl aus den weſtlichen Theilen nach Mähren, Schleſien, Polen. Daher findet man noch jetzt in Polen und Ungarn die deutſche Sprache unter den Juden als Haus- und Umgangsſprache.

Über die Hälfte der Juden Europas wohnt in Polen, namentlich an der Weichſel und Düna und am Dnieper. Dort begegnet ihnen ſelten religiöſer Fanatismus, weßhalb ſie es ihr Paradies nennen; dagegen haben ſie allerdings die Racenverachtung zu leiden. Als die Juden in Polen einwanderten, gab es dort keinen dritten Stand, ſie traten daher an deſſen Stelle als Händler, Handwerker, Künſtler. So kam es, daß Polen die Juden am Ende nicht mehr vertreiben konnte, ohne ſich ſelber zu verwüſten. Sie hatten meiſtens die Bankiergeſchäfte der großen, faſt allein herrſchenden Edelleute in Händen, und dieſe nahmen ſie dafür unter ihren einflußreichen Schutz. In Rußland ging es anders. Zwar wurde früher das Chazarenreich an der Wolga lange von jüdiſchen Fürſten beherrſcht, allein ſeit dem Regierungsantritt Wladimirs, der ſich zur griechiſch-katholiſchen Kirche bekannte, waren die Juden nur gelitten. In den Beſchäftigungen, welche ſie mit ſo großem Erfolg in Polen trieben, konnten ſie in Rußland nicht ſo aufkommen, da die Großruſſen dieſelben Naturanlagen dazu zeigten und überdem die Edelleute lange nicht ſo ſelbſtändig daſtanden als in Polen. In der Krim und Konſtantinopel findet ſich eine beſondere Secte der Juden: die Karaiten. Sie haben ſich mit dem Muhamedanismus verbreitet und ſind unter den Juden, was die Proteſtanten unter den Chriſten ſind, haben ſich alſo freigemacht von dem Satzungswuſt der talmudiſtiſchen und rabbiniſtiſchen Juden. Daher ſchreibt ſich's wohl, daß dieſe Secte bei den Muhamedanern eine größere Achtung und einen höheren Grad bürgerlicher Freiheit genießt, als die übrigen Juden. Sie ſind umgänglich, redlich, reinlich und ordnungsliebend, den Bücher- und Trödelgeſchäften wie überhaupt vielen Schwächen und Laſtern ihrer Brüder abgeneigt. Bettler giebt's bei ihnen nicht. In Rußland leben einige Tauſend Karaiten, und zwar reden dieſelben die tartariſche Sprache.

Eine Geſchichte der ſkandinaviſchen Juden beginnt erſt, wenn ſie im Weſten Europa's aufhört. Portugieſiſche Juden ſind nach Dänemark gegangen, wo ſie gut behandelt wurden. Schweden, wo ſie in Stockholm und Gothenburg etwa 1000 an der Zahl leben, hat ſich ihnen erſt neuerdings eröffnet. Auch in der Schweiz wird die Zahl der Juden ſich nur auf etwa 1000 belaufen. Norwegen darf noch jetzt von keinem Juden betreten werden. Ueberhaupt iſt der ganze Norden Europa's noch wenig von den Juden ausgebeutet worden.

Bei den Türken ſind die Juden nie ſo geplagt worden als bei den Chriſten. Sultan Suleiman der Prächtige that in Beziehung auf die Juden eine bezeichnende Aeußerung, indem er eine buntfarbige Blume anſah: „warum ſoll nicht bei den Menſchen ſchön und gut ſein, was es bei den Blumen iſt? Je mehr Farben der Meinungen ein Staat faßt, deſto vollſtändiger iſt er.“ Manche Claſſen von Staatsämtern in der Türkei wurden vorzugsweiſe mit Juden beſetzt, z. B. die an der Münze und die Leibarztſtellen des Sultans.

Endlich erwachte das übrige Europa aus ſeiner langen mittelalterlichen Nacht. Es unterminirte die Gewalt ſeiner rohen Ritter, die Wiſſenſchaften wuchſen, die Bildung wurde allgemeiner, man ſchuf den Staat um und reformirte die Kirche; ſo ſchritt man denn endlich auch zur Emancipation der Juden. Damit begannen zuerſt die Niederländer, dann ergriff man in England Maßregeln in dieſem Sinne, und es folgte in Deutſchland die Toleranzpolitik Friedrichs des Großen und Joſephs II. Ein energiſcher Schritt wurde aber doch eigentlich erſt ſeit der franzöſiſchen Revolution gemacht. Denn viele alte Vorurtheile, Geſetze, widerſtreitende Intereſſen waren zu beſeitigen.

Der Redner gab ſodann ein ergreifendes Bild der Behandlung der Juden in früherer Zeit unter Hinweiſung darauf, wie dieſe üble Behandlung nothwendig die Folgen haben mußte, welche ſie gehabt hat. Starre Abgeſchloſſenheit und ein in ſich gekehrtes Weſen bezeichnet ein Schriftſteller als die Haupteigenſchaft der Juden, daneben iſt ihre Schlichtheit, ja Feigheit, ihr ſarkaſtiſcher Witz zu bemerken. Eine großartige feine Bildung, geiſtige und namentlich künſtleriſche Schöpfungen konnten ſich aus den Judenvierteln der mittelalterlichen Städte nicht entwickeln. Sie vergruben ſich in ſich ſelbſt und wurden voll unnützer Wiſſenſchaft. Sie betrieben die Kram-, Trödel- und Schachergeſchäfte, welche Andere verſchmähen. Zu verwundern iſt es, daß ſie nicht ganz verkamen, aber ſie hielten feſt am Glauben ihrer Väter. Die Juden ſind das einzige Volk, welches ſeit ſeiner Exiſtenz nie die Religion gewechſelt hat. Stark iſt bei ihnen immer die Familienliebe geblieben. Sie haben ihr geiſtiges und körperliches Gepräge durch Jahrtauſende hindurch ſich erhalten; die Bilder von Juden auf den alten ägyptiſchen Monumenten gleichen der Phyſiognomie der heutigen Juden völlig. Neuerdings haben ſich Juden durch eine Reihe ausgezeichneter Geiſtesthaten hervorgethan: z. B. Spinoza, der Denker von Amſterdam, Mendelsſohn, der Philoſoph von Berlin, der Mathematiker Meyer Hirſch u. a. Manche tüchtige Rechtsgelehrte, Aerzte, Geſchichtsſchreiber, Redner waren Juden. Auch Dichter und Künſtler haben ſie jetzt im Gegenſatz zum Mittelalter aufzuweiſen, wie Beer, Heine, Meyerbeer, Moſcheles, Dawiſon, Bendemann, die Rachel.

Die Juden in Europa kann man nach drei Hauptſchlägen in deutſche, polniſche und portugieſiſche Juden theilen. Auffallend iſt die Erſcheinung, daß unter den europäiſchen Juden noch vielfach große Sehnſucht nach ihrem alten Vaterlande Paläſtina herrſcht. In Odeſſa kommen alljährlich Hunderte von jüdiſchen Greiſen auf der Wanderung von Polen nach Jeruſalem an.

* Sophie Schröder.

Die Mutter der Wilhelmine Schröder-Devrient, Sophie Schröder, Deutſchlands größte Schauſpielerin, — deren Ruhm ſich als Vermächtniß einer theilweiſe ſchon dahingegangenen Generation auf die neue Zeit und das neue Geſchlecht vererbt hat — feierte am 1. März 1861 ihren achtzigſten Geburtstag und faſt kann man hinzufügen, ihr ſiebenzigjähriges Bühnenjubiläum. Bei dieſer Veranlaſſung giebt die Wiener Wochenſchrift „Recenſionen“ den folgenden Lebensabriß der großen Künſtlerin.

Sophie Bürger ward am 1. März 1781 in Paderborn geboren. Ihr Vater ſtarb bald. Ihre Mutter heirathete ſodann den Schauſpieler Keilholz und war längere Zeit bei der Tilly'ſchen Geſellſchaft in Petersburg engagirt. Dort betrat Sophie zum erſten Male die Bretter, und zwar als Lina in Ditterdorf's Oper „Rothkäppchen.“ Mit fünfzehn Jahren bereits heirathete ſie den

Digitized by Google

nachmaligen Hofrath Smets, der damals unter dem Namen Stollmers Theaterdirector in Reval war. Diese Ehe — aus welcher der durch seine poetischen und theologischen Schriften bekannte Kanonikus Wilhelm Smets hervorgegangen war — wurde nach fünf Jahren wieder gelöst.

An das Wiener Burgtheater wurde Sophie Stollmers, auf Verwendung Kotzebue's, der sie in Reval kennen gelernt hatte, im Jahre 1798 für das naive Fach engagirt. Indeß nach einem Jahre schon verließ sie dieses Engagement und ging nach Breslau, wo sie hauptsächlich in der Oper wirkte. Von 1801 bis 1813 war sie in Hamburg engagirt. In diese Zeit fällt ihre Verheirathung mit dem Sänger und Schauspieler Friedrich Schröder (1804) und die entschiedene Wendung ihres Talents zum hochtragischen Fache. Aus Hamburg ward sie durch die Franzosen vertrieben, weil sie einmal mit einer russischen Kokarde auf der Bühne erschienen war. Bis 1815 spielte sie nun in Prag, und von da ab bis 1830 am Wiener Burgtheater, wo sie, im Verein mit Sophie Müller, Julie Löwe, Korn, Anschütz und Löwe zur Mitschöpferin einer Glanzperiode dieser Bühne ward. Nachdem ihr zweiter Mann, der im Burgtheater kleine Rollen spielte, 1818 gestorben war, erwählte sie sich in der Person des Heldenspielers Wilhelm Kunst (1825) einen dritten, welche Ehe jedoch, da das beabsichtigte Engagement Kunst's im Burgtheater nicht zu Stande kam, — sofort wieder gelöst wurde.

Im Jahre 1830 unternahm Sophie Schröder eine Kunstreise, spielte dann fünf Jahre am Münchener Hoftheater, wofür sie noch jetzt eine Pension bezieht, gastirte mittlerweile (1833 und 1835) am Burgtheater und kehrte 1836 wieder dahin zurück, wo sie 1840 in den Pensionsstand trat.

Vierzehn Jahre später erlebten die älteren Burgtheaterbesucher das Wiedererscheinen ihres Lieblings, sahen die jüngeren zum ersten Male mit „staunender Bewunderung“ die greise Künstlerin auf denselben Brettern, wo sie sechsundfünfzig Jahre früher aufgetreten war. Auf Veranlassung Director Laube's war nämlich eine Benefizvorstellung für Sophie Schröder veranstaltet worden, welche am 14. Mai 1854 um die Mittagsstunde stattfand. Die Künstlerin eröffnete diese Vorstellung mit dem Vortrage von Klopstock's „Frühlingsfeier“, und sprach dann im Verein mit Anschütz das „Lied von der Glocke.“

Noch fünf Jahre vergingen, und abermals betrat die deutsche Kunstveteranin die Bühne, und zwar das Münchner Hoftheater, bei Gelegenheit der Schillerfeier. Sophie Schröder sprach hier das ganze „Lied von der Glocke“, unter enthusiastischem Zurufe der Hörer.

Ein reiches künstlerisches Wirken schließt hiemit in glänzendster Weise ab.

In Wien hat Sophie Schröder 75 verschiedene Rollen dargestellt; darunter waren 37, welche sie dort zuerst gab. Zu den bedeutendsten der von ihr geschaffenen Rollen gehören Sappho und Medea von Grillparzer, Antonina im Belisar von Schenk, Howwalds Margarete und Raupachs Brunhilde. Ihre erste künstlerische Periode fiel in die Blüthezeit von Iffland und Kotzebue; späterhin gab sie die Hauptfiguren in den Dramen von Grillparzer, Müllner, Zedlitz, Houwald, Babo, Raupach. Zu ihren größesten Leistungen gehörten Elisabeth in der Marie Stuart, Isabelle in der Braut von Messina, Lady Milford, Gräfin Terzky, Iphigenie, Lady Macbeth.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Briefe des jungen Börne an Henriette Herz. — Reise in Sicilien. Von J. Chni. — Die Türkei. Reisehandbuch. Von Moritz Busch. — Banitas. Roman in 3 Theilen. Von Karl Frenzel. — Herr Frank-Pickharter. 3 Bände. Von E. Salinger. — Die Marketenderin von Köln. Roman in 3 Bänden. Von Levin Schücking. — Des Hauses Ehre. Drama in 3 Akten. Von C. Hugo.

* Nach längerer Pause erscheint demnächst wieder ein Heft mit Liedern von Robert Franz in Halle. Denselbe hat den Freunden der alten Musik ein schönes Geschenk gemacht mit einer Sammlung von 36 Arien, welche er aus verschiedenen Cantaten von Johann Sebastian Bach entnommen und für Pianoforte bearbeitet hat. Es sind ihrer je neun für Sopran, Alt, Tenor und Baß. Sie bilden einen wahren Schatz von tiefsinniger religiöser Gesangsmusik und sind vorzüglich bearbeitet. Bei der Erwähnung derselben sprechen die „Signale“ den Wunsch aus, daß Franz ähnliche Sammlungen aus den Kirchenwerken von Handen und Mozart veranstalten möge.

* Geographische Mittheilungen. Herausgegeben von Dr. A. Petermann. Gotha, J. Perthes. 1861. Heft 2. — Mit Beendigung der Franklin-Expeditionen ist den Reisen nach dem hohen Norden keineswegs ein Ziel gesteckt, man betrachtet im Gegentheil die weitere Erforschung der arktischen Regionen als eines der interessantesten und wichtigsten Probleme der Wissenschaft, und deßhalb sind in diesem Augenblicke nicht weniger als drei Expeditionen auf diesem Felde thätig, und eben so viel andere sind projectirt; außerdem gilt es, die große Telegraphen-Verbindung zwischen der alten und neuen Welt über die eisige Zone zu führen. Unter sämmtlichen Expeditionen der letzten 30 Jahre ist die der schwedischen Naturforscher Torell, Nordenskiöld und Quennerstedt im Jahre 1858 dem Nordpol am nächsten gekommen. Ueber die Resultate dieser Reise enthält das neueste (2.) Heft der Geographischen Mittheilungen von A. Petermann nach Otto Torell eine wichtige Abhandlung, die sich zugleich über die physikalische Geographie der arktischen Region im Allgemeinen verbreitet. Ein anderer Aufsatz nebst ausführlicher Karte von Petermann (Maßstab 1 : 1,500,000) betrifft die Viti- oder Fiji-Inseln, die größte Inselgruppe im stillen Ocean, die wegen ihrer natürlichen so wie politischen Verhältnisse von hohem Interesse sind, da es sich gerade jetzt darum handelt, daß sie von der englischen Krone entweder unter Protectorat gestellt oder in Besitz genommen werden.

* Die englische Regierung hat Gottfried Kinkel aufgefordert, zunächst für ein Jahr Vorträge über Kunstgeschichte vor den Zöglingen der königl. Kunstschule in dem großen Hofsaale des neuen Museums von South Kensington zu halten. Für Illustrationen sind ihm die reiche Bibliothek und Kunstsammlung jenes Instituts zur Verfügung gestellt worden. Die Zahl der Zöglinge, junger Männer und Damen aus den höheren Ständen, welche sich dort zu praktischen Künstlern vorbereiten, beläuft sich ungefähr auf 500; sie werden gegen eine bloß nominelle Einschreibegebühr an den Vorlesungen Antheil nehmen können, während dem großen Publikum, so weit es der Raum des Saales erlaubt, gegen ein mäßiges Honorar der Zutritt gestattet werden soll. Kinkel wird seine Vorlesungen am 7. des nächsten Monats beginnen.

* In Speyer soll in diesem Jahre ein großartiges Domfest begangen werden zur achthundertjährigen Jubelfeier der Einweihung des Kaiserdoms.

* Die aufgezeichnete Gemäldegallerie des verstorbenen Consuls Wagener in Berlin, welche mehrere Meisterwerke von Lessing, Hasenclever, Koeckkoet und anderen neueren Malern enthält, wird nach Bestimmung des Besitzers Eigenthum der Stadt Berlin. Man schätzt den Werth derselben auf 200,000 Thaler.

* Am 14. Februar beging der Concertmeister Ferdinand David in Leipzig das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner Anstellung daselbst, die bald auf die von Mendelssohn folgte, welcher etwa seit der Zeit der Entstehung des „Paulus“ jener Stadt angehörte. David wurde an seinem Ehrenabend vielfach und herzlich gefeiert; im Concert, welches an demselben Abend im Gewandhause stattfand, wurde er am reichbekränzten Pult mit Orchestertusch und donnerndem Beifall der Zuhörer begrüßt. Zwei Gesangsvereine und das Orchester der großen Concerte hatten ihn am Vorabend und am Morgen des 14. mit Musik und Geschenken begrüßt; im Conservatorium erfolgte eine Aufführung durch Schüler und Schülerinnen des Jubilars. Aus manchen Städten kamen telegraphische Depeschen von Musikern, u. A. von Joachim, der damals in Wien anwesend war.

Digitized by Google

* Die durch die Pensionirung von Pott erledigte Hofkapellmeisterstelle in Oldenburg ist dem Musikdirector Dietrich in Bonn übertragen worden.

* Die Musik von Liszt zum „entfesselten Prometheus“ von Herder, bestehend aus Ouverture, Soloſätzen und Chören, ist in einem Concerte der Euterpe in Leipzig aufgeführt worden, hat aber kein Glück gemacht. Die „Signale“ sagen über das Werk: Es entzieht sich der musikalischen Kritik dadurch, daß es eben nur sehr wenig Musikalisches darbietet. Das zumeist Hervortretende sind Mißklänge aller Art, die das musikalische Ohr schmerzhaft berühren. Inmitten dieser Musikunthaten finden sich auch einige ganz gewöhnliche Gemeinplätze, die ebensowenig als die Absurditäten den Stücken den Namen eines musikalischen Kunstwerks zu verleihen vermögen.

* Die „Fabier“ von Gustav Freytag sind nun auch in Berlin auf der Hofbühne gegeben worden und haben einen bedeutenden Eindruck gemacht. Von den „Sabinerinnen“ von Paul Heyse erscheint eine zweite Auflage im Miniaturformat.

* Eine Oper von Franz Schubert, „Die Verschwornen,“ welche in Wien noch nie gehört wurde, kam am 1. März in der Gesellschaft der Musikfreunde zur Aufführung. Die Veranlassung zur Composition dieser Oper dürfte wohl das Vorwort, welches Castelli seinem Texte voranſetzte, gegeben haben. Es heißt dort nämlich: „Die Klage der deutschen Tonſetzer geht meistens dahin: Ja, wir möchten gerne Opern in Musik ſetzen, schafft uns nur Texte dazu! Hier ist einer, meine Herren. Wollen sie ihn mit Tönen begleiten, so bitte ich auch meine Worte etwas gelten zu lassen, und der Vollständigkeit der Intrigue nicht zu schaden, indem Sie Neuländer der musikalischen Charakteristik vorgehen. Ich glaube, die Oper müsse eine dramatische Handlung mit Musik begleitet, nicht eine Musik mit daruntergelegtem Texte ſein, und der Totaleindruck gilt, meinem Erachten nach, mehr, als einem einzelnen Sänger Gelegenheit geben, seine Gurgelfertigkeit zu zeigen. Laſt und etwas für die eigentliche deutsche Oper thun, meine Herren!“ — Der geniale Liedercomponist, durch diese Worte angestachelt, machte sich 1819, in der schönsten Zeit seines Künstlerischen Schaffens, an die Composition der „Verschwornen,“ welche er wahrscheinlich in Berücksichtigung der damaligen Censur-Verhältnisse in „Der häusliche Krieg“ umtaufte. Leider aber hatten Dichter und Componist vergessen, daß es in Wien keine Bühne gibt, welche die Werke junger Tonſetzer aufführt, und so ist es den Wienern erst nach zweiundzwanzig Jahren möglich gemacht, diese Oper ihres Schubert zu hören.

* Die Mitglieder von Theodors von Heuglin Expedition nach Inner-Afrika ſind, einem gedruckten Circular des Comite's zufolge, nun endlich unterwegs (Ihert v. Heuglin verließ Stuttgart am 26. Januar) und werden ſich voraussichtlich Anfangs März zum Rendezvous in Alexandria einfinden. Die etwas verſpätete Abreise wird jedoch für die Expedition von keinerlei Nachtheil ſein, da ihr wenigstens noch ſieben Monate Zeit gelaſſen iſt, um Chartum zu erreichen und von da in günstiger Jahreszeit nach Wadai aufzubrechen. Da die gewöhnliche, mindestens drei Monate in Anſpruch nehmende Reiseroute von Kairo nach Chartum den Nil hinauf den ſo beſchwerlich und koſtſpielig als viel bereiſ'r und deßhalb unintereſſant iſt, ſo wird ſich die Expedition von Suez auf einem Dampfboote nach Suakin oder einem anderen geeigneten, etwa in der Breite von Chartum gelegenen Hafen des rothen Meeres begeben. In den hochgelaſenen, äußerſt geſunden Bogosländern, in denen Werner Munzinger ſeit einer Reihe von Jahren anſäſſig war, ohne ein einziges Mal krank geweſen zu ſein, wird ſich die Expedition ſodann während der in den Niederungen ſo lebensgefährlichen Regenzeit aufhalten und in dieſer Zeit bereits alle möglichen Einleitungen und letzten Vorbereitungen für die Reiſe nach Wadai treffen, um den Aufenthalt in dem ſo ungeſunden Chartum ſo viel als möglich abzukürzen.

* Am 22. Februar wurde Theodor Mügge in Berlin beſtattet. Den Sarg, der in dem Leichenhauſe des Friedhofes unter Blumen und brennenden Kerzen aufgebahrt war, umſtand, nächſt den Angehörigen des Hingeſchiedenen, ein zahlreicher Freundeskreis von namhaften Schriftſtellern, Künſtlern, Beamten, Buchhändlern. Auch die Mitglieder des Schiller-Comite's, das in dem Verſtorbenen eines ſeiner thätigſten Mitglieder verloren hat, ſo wie die Genoſſen ſeines Bezirks und Abgeordnete des Handwerker-Vereins hatten ſich eingefunden, um dem als Menſchen wie als Schriftſteller ſo hochgeachteten Manne die letzte Ehre zu erweiſen. Von dem Leichenhauſe ward dann der Sarg hinausgetragen nach dem Friedhofe zu der Stelle, wo auch ſeine Eltern einſt eingeſenkt worden waren. —

Die Kölniſche Zeitung ſtellt folgende Notizen über das Leben des Dichters zuſammen: Am 8. November 1806 zu Berlin geboren, hatte Mügge Naturwiſſenſchaften, Geſchichte und Philoſophie in Berlin ſtudirt, um die akademiſcher Laufbahn einzuſchlagen. Aber ſeine Schriften „Frankreich und die letzten Bourbonen“ (1831) und „England und die Reform“ (1831) tauchten, wie denn Cenſor, bei denſelben die Druckerlaubniß gegeben, das Amt, ihm jede Ausſicht zu einer Anſtellung im Staate. Seitdem widmete er ſich ausſchließlich der Schriftſtellerei. Seine politiſchen Aufſätze zogen ihm mehrfach polizeiliche und gerichtliche Verfolgungen zu, namentlich ſeit ſeiner Schrift über „die Cenſurverhältniſſe in Preußen“ (Leipzig, 1845). Im Jahre 1850 half er die berliner „Nationalzeitung“ begründen und leitete in den erſten Jahrgängen deren Feuilleton. Seine Hauptthätigkeit entwickelte er aber auf belletriſtiſchem Gebiete, wo es ſich nicht nur durch unermüdlichen Fleiß, ſondern auch durch leichte und anmuthige Darſtellung, realiſtiſche Auffaſſung des Lebens, Mannigfaltigkeit der Erfindung und Reichthum der Ideen rühmlichſt ausgezeichnete. Schon 1829 waren ſeine „Bilder aus dem Leben“ erſchienen. Seitdem dichtete er eine große Zahl von Novellen und Erzählungen, die, zuerſt in Zeitſchriften und Taſchenbüchern zerſtreut, ſpäter verſchiedene Male geſammelt wurden. In den letzten 11 Jahren gab er alljährlich bald Taſchenbuch „Vielliebchen“ heraus. Von ſeinen größeren Werken zeichnen ſich namentlich der „Touſſaint,“ der „Vogt von Sylt,“ die „Afrikaja,“ „Ulrich Hutdal“ durch meiſterhafte Schilderung der Verhältniſſen (Sankt's, Sylts, Norwegens) aus. Auch ſeine Reiſeſchriften, namentlich über Skandinavien, ſind wegen der genauen Beobachtungen, die darin niedergelegt ſind, von hohem Werthe. Die Thatſache, daß viele ſeiner zahlreichen Dichtungen in faſt alle lebenden Sprachen überſetzt worden ſind, zeugt von der Anerkennung, welche ſein ſeltenes Talent in der ganzen Welt gefunden hat. In ſeinem Nachlaß befindet ſich ein eben vollendeter geſchichtlicher Roman aus der Zeit der Bauernkriege.

* In Paris ſtarb in dieſen Tagen am Schlagfluſſe der allbekannte Luſtſpieldichter Eugen Scribe im Alter von 70 Jahren. Er wurde zu Paris am 24. December 1791 geboren. Frühzeitig Waiſe, kam er unter die Vormundſchaft des berühmten Advocaten Bonnet, der ihn für das Barreau beſtimmte. Ein unwiderſtehlicher Hang zog ihn jedoch zum Theater, und trotz aller Abmahnungen fing er an, Vaudevilles zu ſchreiben. Anfangs hatte er kein Glück, denn er wurde mehrmals ausgepfiffen; allein er verlor den Muth nicht, was ihm freilich weniger ſchwer fiel, da er von ſeinen Eltern ein anſtändiges Vermögen ererbt hatte und es mit weiſer Sparſamkeit zuſammenzuhalten wußte. Allmälig drang er durch, ſein Name wurde immer bekannter, und er brachte es dahin, daß faſt ein halbes Jahrhundert lang ſeine Stücke auf allen bedeutenden Bühnen Europa's eingebürgert waren. Fünfundzwanzig Jahre lang hat er ſogar auf gewiſſen Theatern von Paris beinahe als unumſchränkter Gebieter geherrſcht. Die Zahl ſeiner Stücke beläuft ſich auf nahe an 500, und, ſo viele Mitarbeiter er auch zur Anfertigung derſelben verwandte, ſo wurde doch aller Orten beinahe immer nur ſein Name genannt und bekannt. Seine Popularität war groß; nicht minder war es ſein Vermögen. 1836 erlangte Scribe den durch Arnault's Tod erledigten akademiſchen Seſſel. Damals war es, daß Billemain in ſeiner Erwiderungsrede folgendes bald ſchmeichelhafte, bald boshafte Urtheil über ihn fällte: „Das Geheimniß Ihres Glückes auf dem Theater beſteht darin, den Geiſt Ihres Jahrhunderts glücklich erfaßt und eine Art Schauſpiel geſchaffen zu haben, das unſerer Zeit am meiſten zuſagt und ihr am meiſten gleicht.“ Trotz dieſes zweideutigen Lobes des lebenslänglichen Secretärs der Akademie werden gar manche der Scribe'ſchen Stücke ihre Zeit überleben. Im Privatleben war Scribe eine äußerſt achtbare Erſcheinung; er war in hohem Grade wohlwollend und wohlthätig, namentlich gegen manche ſeiner ärmeren Collegen, und viel Gutes, das er insgeheim und geräuſchlos that, wird jetzt erſt nach ſeinem Tode offenbar werden. Sein großes Vermögen, das er ſich durch ſeine Arbeit erworben, wie er es ſelbſt durch eine goldene Feder mit der Inſchrift „Indo fortuna et libertas“ auf ſeinem Wagenſchlage zur Schau trug, verbleibt, da er kinderlos ſtarb, ſeiner Frau und deren Kindern erſter Ehe. Uebrigens ſoll ſein Teſtament verſchiedene bedeutende Legate für wohlthätige Stiftungen ausmerken.

* Bremen, 28. Februar. Im Künſtlerverein hat geſtern der zweite Damenabend dieſer Winterſ ttgefunden. Vor einer zahlreichen Verſammlung wurde zunächſt das Pianoforte-Quintett von Robert Schumann durch die Herren Streubner, Böttjer, Roedel, Saſtedt und Cabiſius ausgeführt. Sodann hielt Herr Senator Gildemeiſter einen Vortrag über Desdemona, in welchem er nach einigen allgemeinen Bemerkungen über Frauengeſtalten und deren Darſtellung durch Shakſpere die weibliche Hauptfigur im „Othello“ und dieſe Tragödie beleuchtete. Wir werden den Vortrag demnächſt im Sonntagsblatte mittheilen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 10. Bremen, 10. März. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Desdemona. Von Otto Gildemeister.
Der Dom zu Bremen.
Ein Reisebericht aus dem 15. Jahrhundert.
Literatur und Kunst.

* Desdemona.

Von Otto Gildemeister.

Die Natur gleicht dem Bienenkorbe: sie ist voll nie ruhenden Schaffens, Wandels und Werdens und voll tiefer Dunkelheit. Wir sehen wohl das Schwärmen, Kriechen und Tummeln der rastlosen Insecten; wir erblicken den Honig und den Wachs welcher die Frucht ihres Fleißes ist, aber das innere Getriebe des Bienenkorbes verhüllt sich unserem Auge in schwer zu durchdringender Finsterniß. Ist es nicht ähnlich mit dem menschlichen Leben um uns her? Wissen wir viel mehr von ihm als daß es lärmend, rastlos, bunt in steem Wechsel dahin jagt? Sehen wir etwas von den eigentlichen Kräften welche es bewegen und erregen? Etwas wohl, — aber wie wenig! Wie oft gehen wir Jahrelang neben einander hin, und bilden uns ein, Einer den Anderen zu kennen, und Keiner von uns ahnt im geringsten was die Seele seines Nächsten am mächtigsten beherrscht, was sein Herz Tag und Nacht erfüllt, was seine Gedanken quälend oder erhebend beschäftigt. Wir bemerken uns eine oder die andere Eigenschaft welche sich in dem Thun und Lassen unseres Freundes oder unseres Feindes kundgiebt, und nach dieser einseitigen, fragmentarischen, vielleicht ganz zufälligen Offenbarung seines Wesens bilden wir unser Urtheil über ihn. Wir sagen dann: der Mann ist brav, oder er ist schlecht; er ist gutmüthig oder er ist hartherzig, — und die Acten werden geschlossen. Zu einem Einblicke in das Ganze eines menschlichen Wesens, zu einer Anschauung der vielfältigen, vielverschlungenen dunklen und hellen, feinen und derben, schwachen und zähen Fäden, aus denen das Gewebe eines Charakters entsteht und täglich neue Combinationen ansetzt, gelangen wir kaum jemals. Und weil Keiner das Ganze, weil Jeder nur Bruchstücke sieht, darum sind die Urtheile über einen und denselben Menschen so verschieden. Der Eine erblickt einen dunklen, der Andre einen lichten Faden, und der Eine verdammt, der Andere lobt. Beide haben Recht und Beide haben Unrecht, und wer weise ist, erinnert sich des Spruches daß wir „nicht richten“ sollen.

Wie nun menschliche Erfindung auf den Einfall gekommen ist Bienenkörbe von Glas anzufertigen, um dem Beobachter Einsicht in das räthselhafte Treiben des Immenschwarms zu gestatten, so hat der große Baumeister dieser Welt einzelne Menschen mit der Gabe ausgestattet, Charaktere, Seelen und Herzen von Glas zu bilden, durchsichtige Individuen, in deren Innerem es genau so zugeht wie in unserem eigenen, nur mit dem Unterschiede daß alle Welt zusehen kann wie in ihnen gute und böse Gedanken, hohe und niedre Gefühle, edle und gemeine Eigenschaften mit rastlosem Bienenfleiße durch einander wühlen und arbeiten. Diese Menschen, die Dichter, die großen Dichter, erweitern auf solche Weise unseren menschlichen Horizont durch die Eröffnung eines Gebietes, welches ohne sie uns ewig verborgen bleiben würde und welches doch für uns interessanter ist als irgend ein anderes. Sie zeigen uns, was die Wirklichkeit uns niemals zeigt, den inwendigen Menschen als etwas Ganzes, und sie machen uns zu Zeugen dessen was in der Wirklichkeit nur das Auge Gottes sieht, zu Zeugen der Leiden und Freuden, der Kämpfe, Siege und Niederlagen im Verborgenen. Sie erheben uns über die Schranken der kurzsichtigen Sterblichkeit hinaus, daß wir „Herzen und Nieren prüfen“ und damit gleichsam überirdische Attribute uns zu eigen machen. Darum hat man auch von jeher die Dichtkunst eine „göttliche“ Kunst genannt.

Der Größeste unter diesen Propheten einer unsichtbaren Welt, ja, der Einzige welcher den Namen in vollem Maße verdient, ist Shakspere. Alle anderen vor ihm und nach ihm sind dem Ziele nur nahe gekommen, weniger oder mehr; er hat das Ziel erreicht. Seine Dramen sind wirkliche, vollständige Offenbarungen des inwendigen Menschen. Sie sind es in einem so hohen Grade und dabei in so strenger, objectiver Einfalt, daß die Welt welche er uns sehen läßt wiederum zu einem Gegenstande des Studiums, des Zweifels, der Meinungsverschiedenheiten wird, genau so wie die wirkliche Welt in unserem eigenen Innern es werden würde, wenn durch irgend ein Wunder sie dem Auge bloßgelegt wäre. Shakspere giebt uns einen ganzen, vollständigen Menschencharakter, dessen innere Wahrheit wir unmittelbar empfinden, aber er hält es nicht seines Amts uns auch noch einen Commentar dazu zu geben; er verschmäht es uns auseinander zu setzen wie die Ingredienzien dieses Charakters sich zu einander verhalten, auf einander wirken, sich wechselseitig modificiren, und notwendig gerade die Resultate herbeiführen müssen, die wir vor uns sehen. Das Alles überläßt er unserem eigenen Nachdenken, wie der Mann der den Bienenkorb von Glas machte, die Betrachtung der Bienen, die Schlußfolgerungen aus ihrem Treiben demjenigen überläßt der sich belehren will.

Freilich nicht Alle beobachten gleich genau, nicht Alle ziehen ihre Schlüsse mit gleicher Folgerichtigkeit. Der Eine wird diesen,

Digitized by Google

der Andere jenen Umstand übersehen; der Eine hält für wichtig was dem Anderen nebensächlich erscheint; der Eine verbindet zu Folgerungen, was der Andere zusammenhangslos findet. So geschieht es denn daß, wie die Wirklichkeit, so auch die Dichtung Shakspere's auf verschiedene Menschen verschieden wirkt. Ihre wunderbare Wahrheit und Ursprünglichkeit feiert darin ihren merkwürdigsten Triumph daß die Leute ebenso ernsthaft und ebenso abweichend über ihre Gestalten urtheilen wie über die Gestalten der Natur. Seine Charaktere erwecken Antipathieen und Sympathien; sie werden gelobt, getadelt, in Schutz genommen, wie lebendige Menschen. Ob Hamlet neben seinem verstellten auch einen Anflug von wirklichem Wahnsinn in sich trage, darüber haben Aesthetiker und Psychologen, ja selbst Mediciner sich des Weiteren vernehmen lassen. Ophelia's Ehrbarkeit ist der Gegenstand kritischer Untersuchungen geworden. Ob Othello's Leichtgläubigkeit durch die Umstände entschuldigt werde oder ein Fehler seines geistigen Organismus sei, ist eine gründlich erörterte Streitfrage, und noch heute giebt es gefühlvolle Seelen, welche es quält daß Cordelia ihrem alten Vater nicht ein freundliches Wort gönnen wollte, wodurch sie so viel entsetzliches Elend hätte abwenden können.

Mit der fast überirdischen Hoheit die solcher Schöpferkraft beiwohnen zu müssen scheint, bildet eine oft wiederholte und weit verbreitete Ansicht einen seltsamen Widerspruch, — die Ansicht daß Shakspere's Frauencharaktere an psychologischer Tiefe und Wahrheit unter den männlichen Gestalten seiner Phantasie ständen. Indem man dies ausspricht, leugnet man dasjenige worin seine Größe, vor jeder anderen dichterischen Vortrefflichkeit, besteht; man leugnet den prophetischen Blick mit welchem er das menschliche Dasein in seiner Ganzheit und Harmonie vor sich schaute. Die Frauenwelt bildet die ganze Hälfte unserer Existenz; ja mehr als das: die andere Hälfte würde nicht sein was sie ist, wenn man den steten, leisen, mächtigen Gegendruck hinwegnähme den das Weib auf die Welt des Mannes ausübt. Sagen also daß Shakspere dieser einen Hälfte anders gegenüberstehe als der anderen Hälfte, heißt behaupten daß er das Ganze unvollkommen erfasse. Nun ist man in der That so weit gegangen nach Erklärungen für diesen angeblichen Mangel des Dichters zu suchen. Man hat behauptet, Shakspere habe absichtlich seine weiblichen Charaktere im Hintergrunde gehalten, weil sie ja zu seiner Zeit von Knaben und Jünglingen gespielt werden mußten, also doch nicht vollkommen hätten dargestellt werden können. Oder man hat gesagt, sein Genius sei zu erhaben gewesen, als daß er sich in die engen Sphären des weiblichen Lebens hätte versenken können. Man könnte solche scharfsinnige Absurditäten bis zum jüngsten Tage fortspinnen, und man würde doch nie die Erklärung finden, aus dem einfachen Grunde weil die Thatsache die man erklären möchte gar nicht existirt. Die Wahrheit ist daß Shakspere in seinen Frauengestalten eben so groß, reich und tief, ebenso einzig und unerreicht ist wie in seinen Männern.

Es ist wahr, das Leben der Männer tritt breiter, mannichfaltiger, großartiger, glänzender in seiner dramatischen Welt auf als dasjenige der Frauen; die letzteren nehmen beinahe durchweg eine untergeordnete Stellung ein. Aber genau das nämliche Verhältniß wiederholt sich in der wirklichen Welt. Der Dichter hält auch in diesem Punkte der Natur den Spiegel vor. Weil im Leben die Sphäre des Mannes größere Verschiedenheiten zeigt als die des Weibes, weil folglich männliche Charaktere im Leben sich verschiedenartiger entwickeln, so entfaltet sich auch auf der Bühne Shakspere's eine reichere Farbenmannichfaltigkeit, wenn er Männer als wenn er Frauen malt. Und nicht allein eine reichere Mannichfaltigkeit, auch eine lebhaftere Energie der Farbe. Auch dies ist der Natur angemessen. Das Weib ist nicht allein von Haus aus minder energisch in seinen Leidenschaften und folglich minder geneigt seinen Leidenschaften nach Außen hin einen möglichst deutlichen Ausdruck zu verleihen, sondern es kommt auch noch hinzu daß die Macht der Sitte diese ohnehin vorhandene größere Stille des weiblichen Lebens mit den Schranken gewohnheitsmäßiger Zurückhaltung und Selbstbeherrschung umgiebt. In dem nämlichen Verhältnisse wie die Schamhaftigkeit des Weibes größer ist als die des Mannes, in dem nämlichen Verhältnisse ist die Verdrbsamkeit ihrer Empfindungen geringer. In allen Frauencharakteren Shakspere's finden wir daher eine gewisse Abblassung der Tinten, im Vergleiche mit den Analogien die seine Männerwelt darbietet. Allein weit entfernt, hierin einen Mangel dichterischer Kraft zu erkennen, sehen wir in solcher Abstufung des Colorits einen Ausfluß dichterischer Weisheit. Daß die Leidenschaft Julia's, stürmisch wie sie ist, nicht die rasende Gewalt der Seelenerschütterungen Othello's erreicht, — daß Lady Macbeth neben Richard dem Dritten sanft und menschlich erscheint, — daß Constanze's Wahnsinn bei dem Verluste ihres Kindes zu dem Toben König Lear's sich verhält wie ein Gewitter zu einem Erdbeben, — das zu tadeln wäre eben so verkehrt, als wollte man einem Maler einen Vorwurf daraus machen, wenn er den Mondschein minder hell malt als den Glanz der Mittagssonne.

Um gerecht gegen den Dichter zu sein, muß man freilich zwei Dinge nie vergessen. Einmal nicht, daß er für die Bühne schrieb, die er selber leitete, und daß er daher in seinem Texte oft nur andeutete, die Ergänzung dem Schauspieler überlassend, wo der heutige Dichter, welcher mehr den Leser als den Zuschauer vor Augen hat, wahrscheinlich seine Absichten in den Worten selbst breiter ausgeführt haben würde. Dies ist, — wiederum völlig naturgemäß, — in den weiblichen Rollen ganz besonders der Fall. Völlig naturgemäß, weil der weibliche Charakter unvereinbar ist mit einer geräuschvollen Entfaltung des inneren Lebens durch viel Reden und Argumentiren. Es ist erstaunlich wie wenig manche von den wundervollsten Frauen- und Mädchengestalten Shakspere's im Stücke zu sagen haben. Desdemona, Cordelia, Ophelia sind lauter Rollen von sehr geringer räumlicher Ausdehnung. Gleichwohl, wenn wir sie aufmerksam studiren, realisiren wir, wenn ich so sagen darf, ihr Wesen vollständig. Das wenige was sie sagen ist hinreichend, um unsere Phantasie zu selbstschöpferischer Thätigkeit zu befruchten, oder, mit anderen Worten, diejenige ergänzende Ausmalung vorzunehmen welche Shakspere von den Darstellern der Rolle verlangte. Man darf freilich diese Dramen nicht wie einen Hachländerschen Roman durchblättern, — man muß sie lesen, wie man die Fresken Rafaels ansieht oder einer Symphonie Beethovens zuhört, mit voller Anspannung der empfänglichen Organe der Seele.

Das zweite was man nicht vergessen soll ist dies, daß Shakspere, so hoch er auch über seine Zeitgenossen hinausragt, doch in vielen Stücken von der Zeit in welcher er lebte abhängig bleiben mußte. Dies ist für uns besonders auffallend, wenn wir den Ton welchen seine Frauen anschlagen, mit demjenigen vergleichen was nach unseren Begriffen wohlanständig ist. Nichts kann alberner sein als in den Unanständigkeiten des Shakspereschen Dialogs einen Beweis seiner Roheit zu finden. Ebenso gut könnte man sagen, der Prophet Hesekiel oder der Apostel Paulus seien roh gewesen. Die Begriffe von Decenz und Indecenz in Worten wie in Handlungen wechseln wie die Begriffe von Wohlgeschmack und Wohlgeruch nach Ländern und nach Zeiten. Die Einen haben mit der wahren Sittlichkeit so wenig zu schaffen wie die Andern. Im Orient entblößt man die Füße, im Abendlande entblößt man das Haupt, wenn man geweihten Boden be-

Digitized by Google

tritt, und wer will behaupten daß der Hut und die Schuhe an sich mit der religiösen Ehrfurcht etwas zu schaffen haben? Unsere Urgroßmütter trugen Moden die uns höchst antößig vorkommen, und unsere Urgroßmütter würden sich im Grabe umwenden, wenn sie sehen könnten wie manche Regel der Ehrbarkeit, an welche sie wie an ein Evangelium glaubten, heutzutage für altfränkische Pedanterie gehalten wird. Allerdings, wenn die Sitte unserer Zeit gewisse Dinge als unziemlich verpönt, so haben wir diese Dinge zu vermeiden, nicht weil wir sie als an sich unsittlich anerkennen, sondern weil es unsittlich sein würde, wenn wir über den Ausspruch der Gesellschaft in welcher wir leben, ohne daß eine höhere Pflicht uns dazu zwingt, eigenmächtig uns erheben wollten. Ein Dichter des 19. Jahrhunderts welcher die Derbheiten des Shakspereschen Dialogs nachahmen wollte, würde sich nicht allein an der Wahrheit versündigen, weil eben solche Derbheiten in unserer Zeit in anständiger Gesellschaft nicht mehr vorkommen, sondern er würde auch den Vorwurf der Roheit verdienen, weil er mit Bewußtsein ein Rebell gegen die gute Sitte seiner Zeit wäre.

Die Frauen selbst haben alle Ursache gegen den oberflächlichen Vorwurf der Roheit, welchen man gegen den Shakspereschen Dialog erhoben hat, (— laut und öffentlich nicht mehr, aber leise und in Theecirkeln noch immer —) Verwahrung einzulegen. Wenigstens sollten sie nicht einstimmen. Und zwar nicht bloß deswegen sollen sie lieber schweigen als tadeln, weil eine übertriebene Prüderie gewöhnlich das Gegentheil von innerer Unschuld verrät, sondern namentlich auch deshalb weil es von ihrer Seite der schwärzeste Undank wäre Shakspeare zu verlästern. Denn Shakspeare ist unter allen Dichtern aller Zeiten und aller Völker derjenige welcher das Weib am glänzendsten verherrlicht hat. Diese Behauptung klingt vielleicht paradox, aber sie wird von Jedem als wahr anerkannt werden, der sich die Mühe gegeben hat, die Gallerie von Frauenbildnissen, welche er gemalt hat, aufmerksam zu betrachten. Es ist wahr, an überschwenglicher Vergötterung des schönen Geschlechts, an galanter Schmeichelei gegen die Damen haben ihn Andere weit übertroffen. Seine Frauen und Mädchen sind weder Göttinnen noch Engel; sie sind gebrechliche Wesen von Fleisch und Blut, behaftet mit Fehlern, verwirrt von Leidenschaften, oft befleckt von Lastern. Aber durch die Mängel der Zeitlichkeit, welche ihnen wie den Männern ankleben, leuchtet stetig und unverkennbar das heilige Feuer, welches die weibliche Natur, wo sie nicht völlig entartet oder abgestumpft ist, auch in ihren Verirrungen und in ihren Schwächen zum Gegenstande unserer Verehrung und Bewunderung macht. Der »rohe« Shakspere hat, wie kein anderer, den Adel weiblicher Tugend, nicht etwa bloß gepriesen, — das könnte Jeder, — sondern mit so edlen Linien gezeichnet, mit so zarten Farben gemalt, daß man sagen möchte, während die Poeten des Mittelalters ihre Frauen aus dem Himmel, die Poeten der Renaissance ihre Frauen aus dem Olymp herunterholten, Shakspeare durch bloße irdische Mittel die Frauen bis in den Himmel emporhob. Der Minnecultus des Mittelalters läßt sich mit den goldenen Heiligenscheinen vergleichen, welche die ältesten Maler um ihre Mariengesichter klebten, — prächtig, aber starr, kindisch, unnatürlich; Shakspere's Frauenverherrlichung mit den Glorien welche die Madonnen Murillo's und Guido's umfließen. Jener ist ein fremder Zierrat, der mit dem Antlitz selbst in gar keiner Beziehung steht; diese machen den Eindruck als seien sie nur die Ausströmung einer angeborenen Herrlichkeit.

Shakspere hat andere Begriffe von Schicklichkeit als Oberhofmeisterinnen, Stiftsfräulein und Vorsteherinnen von Pensionsanstalten für junge Damen. Aber er hat von dem was weibliche Tugend ist, nicht allein sehr feusliche, sondern auch die allerhöchsten und allerstrengsten Begriffe. Wenn er das Laster schildert, wenn er mit der sittlichen Schwäche scherzend spielt, so giebt er doch nicht einen Augenblick die ewige Grenzscheide zwischen Gutem und Bösem, zwischen Leidenschaft und Pflicht auf. Er transigirt nicht mit dem Schlechten; er beschönigt nicht den Fehltritt; er macht nicht die sittliche Häßlichkeit schön und nicht die Verworfenheit liebenswürdig. Seine Lasterhaften haben ihre guten Seiten; seine Tugendhaften haben ihre sittlichen Gebrechen, aber niemals verwischt er durch verführerische Halbtinten, durch magische chiaroscuri die strenge Linie welche Sünde und Nichtsünde trennt. Er schildert die böse Leidenschaft, aber er schmeichelt ihr nicht; er zeigt uns den Zweifler an Ehre und Tugend, aber er macht uns vor ihm schaudern; er verhehlt uns nicht daß Roheit und Verderbtheit den Glanz weiblicher Seelenhoheit mit Schmutz zu entstellen liebt, aber er läßt diesen Glanz wie einen Schwan aus den trüben Gewässern einer sündigen Welt leuchtend emportauchen.

In diesen Dingen zeigt der Dichter einen großen und ernsten Trieb nach der Wahrheit. Er verschmäht die Traditionen der Comödie und der Tragödie, welche mehr den augenblicklichen Effect als die Natur im Auge haben. So alt wie die Bühne sind gewisse Dogmen über Schwächen, Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten des weiblichen Geschlechts, welche immer von neuem den dramatischen Dichtern Stoff zu mehr oder minder wirkungsvollen Darstellungen geliefert haben. Von Euripides bis auf unsere Tage ist die Neugier, Plauderhaftigkeit, Unverträglichkeit, Eifersüchtelei, Furchtsamkeit der Frauen ein unerschöpfliches Thema für den Witz und die Entrüstung der Poeten gewesen. Shakspere läßt sich nie verführen, solche Traditionen, die in ihrer Allgemeinheit immer mehr Unwahrheit als Wahrheit enthalten, seinen Dramen zum Grunde zu legen. Er verschmäht es ein Gelächter auf Kosten der Gerechtigkeit zu erregen. Wenn er die Frauen nicht besser machen will als sie sind, so ist er noch viel weiter entfernt sie schlechter zu schildern als die Wirklichkeit. Alles was in ihnen gut, schön und liebenswürdig ist, läßt er zu voller Geltung kommen, mag es noch sehr mit hergebrachter Bühnen-Routine im Widerspruche stehen.

Um ein Beispiel anzuführen, — die Unfähigkeit der Frauen unter einander eine wirkliche Freundschaft zu halten, ist unzählige Male im Ernste behauptet und im Scherze geschildert worden. Frauen, sagt man, empfinden die Vorzüge einer anderen Frau immer als eine eigene Demüthigung; ist eine Andere schöner, geistreicher, gewinnender, so wird sie gerade deswegen um so mehr gehaßt. Da nun Freundschaft eben aus der Freude an fremden Vorzügen entspringt, so ist es klar daß eine Frau nicht Freundin einer Frau sein kann, in dem Sinne wie Männer Freundschaft verstehen. Shakspere denkt anders. Ihm wird nicht entgangen sein daß allerdings Mißgönnen persönlicher Vorzüge und persönlicher Erfolge bei engherzigen Weibern häufiger ist als bei engherzigen Männern, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Persönlichkeit für die Frau viel wichtiger ist als für den Mann, — aber er hütet sich wohl aus dieser Beobachtung eine allgemeine Regel dahin zu formuliren, daß nun eben die Frauen überhaupt engherzig oder auch nur häufiger engherziger seien als Männer. Ebenso wenig wie er folgert daß die Männer im Ganzen weniger Selbstbeherrschung haben als Frauen, weil allerdings gewisse Resultate der Selbstbeherrschung, z. B. Mäßigkeit, bei letzteren häufiger sind als bei ersteren. Er hat daher edle Frauenfreundschaften nicht zu den Unmöglichkeiten gerechnet, — Freundschaften zwischen Personen gleichen Rangs, gleichen Alters, gleicher Ansprüche an das Leben, in solchen Lagen also, wo alle Elemente gegenseitiger Mißgunst vorhanden sind. Beatrice und

Digitized by Google

Hero in „Viel Lärm um Nichts,“ Rosalinde und Celia in „Wie es euch gefällt,“ selbst Helena und Hermia im „Mittsommernachtstraum“ lieben einander mit der Liebe wahrer, neidloser Freundschaft. Ihre Freundschaft ist freilich ganz weiblich, ganz mädchenhaft, in Art und Geberde verschieden von der Freundschaft des Brutus und Cassius, Hamlet's und Horatio's, Romeo's und Mercutio's, aber nicht minder uneigennützig, aufopfernd und treu. Und auch abgesehen von eigentlichen Freundschaftsgefühlen, sind Shakspere's Frauen in ihrem Verhältnisse zu einander weit entfernt von jener gemeinen, vielbelachten Carricatur, welche alle Weiber darstellt als nur von einem Streben beseelt, die Gunst der Männer zu gewinnen, einem Streben welches Eifersucht bei den jungen, neidischen Haß bei den alten erzeugt. Die anmuthige Gestalt Viola's in „Was ihr wollt“, Julia's Großmut gegen ihre Rivalin Sylvia, Helena's Edelsinn gegen Diana, der alten Gräfin gegen Helena, das Mitleid der Königin Gertrud gegen Ophelia, — alles dies und manches Andere beweist wie erhaben Shakspere über der vulgären Weiberverachtung war, welche in den Literaturen einen kaum minder breiten Platz einnimmt als das entgegengesetzte Extrem der Weibervergötterung.

Weiber — als eine Regel — sind feige, Männer sind tapfer; wer bezweifelt es? Shakspere ganz gewiß. Er, mit seinem durchdringenden Blicke, welcher Schein und Wesen von einander trennt, sieht in dem weiblichen Herzen die nämlichen Anlagen zum Heldenmut wie in dem männlichen. Er ist freilich nicht so ungereimt gewisse Erscheinungen der Tapferkeit, z. B. Ruhe der Nerven und Kaltblütigkeit, Drang nach Kampf und Gefahr, Freude an gewagten Unternehmungen um ihrer selbst willen, welche der männlichen Natur eigen sind, seinen tapferen Frauen anzudichten. Ihr Heroismus ist ein weiblicher Heroismus, der um so größer ist, weil er mit erregbareren Nerven, mit dem Bewußtsein größerer Schwäche, mit zärtlicher Verwöhnung zu ringen hat. Der Mut des Mannes ist oft nichts weiter als eine körperliche Eigenschaft; eine Frau um mutig zu sein, muß ihren Körper zuvor besiegen. Der Mann muß mutig sein bei Strafe der Entehrung; es ist kein großes Verdienst, wenn er die Gefahr der Schande vorzieht. Eine Frau ist mutig, ohne diesen Sporn der Ehre; man verlangt von ihr nicht daß sie tapfer sei. Wenn sie es ist, so ist sie tapfer von Herzen, und das ist die einzige Tapferkeit welche den Namen verdient. Sie kann bleich vor Angst sein, ihre Kniee können schlottern, ihre Gebeine können beben, alle Symptome daß das Fleisch feige ist können hervorbrechen, und dieses erblaßte, zitternde, halbohnmächtige Weib, ein Bild memmenhaftester Furcht, kann doch in dem nämlichen Augenblicke eine Heldenthat vollbringen. Bei einem Manne wäre das, unmöglich will ich nicht sagen, aber höchst unwahrscheinlich. Denn ein Mann, indem er sich zu einem heldenhaften Entschlusse zu erheben die Kraft hat, wird immer auch so viel Stärke haben um zu vermeiden was für ihn unschicklich sein würde. Wer nicht einmal im Stande ist den äußeren Anstand der Tapferkeit aufrecht zu erhalten, der wird schwerlich innerlichen Heldenmut besitzen. Für Frauen existirt das Gesetz dieses Anstandes nicht, es ist daher auch ganz in der Ordnung daß sie sich nicht daran kehren, wenn ein schrecklicher Augenblick ihre ganze Seele erschüttert, mag diese Seele auch noch so stark sein. Julia ist halb wahnsinnig vor Angst, wenn sie an das Leichengewölbe denkt, in welches sie lebendig sich flüchten soll, um ihrem Gatten treu bleiben zu können; sie macht gar kein Hehl daraus; sie schweigt gewissermaßen in Gefühlen anticipirten Entsetzens; aber sie schwankt darum nicht; sie thut was sie für ihre Pflicht hält; sie trinkt ihren Kelch aus. Nur ein tiefer Erforscher des menschlichen Herzens konnte die Schlaftrunk-Scene so darstellen. Ihre Wahrheit überzeugt uns unmittelbar.

Gerade so, denken wir uns sogleich, wird ein hochherziges Mädchen sich benehmen, welchem eine klar erkannte heilige Pflicht den dunkeln Weg des Schreckens anweist, — nicht mit pathetischen Declamationen, nicht mit stolzen Aeußerungen heroischer Erhebung, sondern schaudernd und zusammenbrechend, wird sie thun was zu thun ist. — höchster Triumph des Geistes über das schwache Fleisch. — Julia ist übrigens nicht etwa eine vereinzelte Ausnahme; auch in Imogen, in Cordelia, in Hermione, ja beinahe in allen seinen edleren Frauencharakteren berührt der Dichter die Frage des weiblichen Muts, sei es des duldenden, sei es des handelnden, um sie bald mit größerem, bald mit geringerem Nachdrucke zu bejahen. Weiblicher Mut ist freilich ein gar stilles Wesen, in der Natur und folglich auch bei Shakspere; bei Shakspere wie in der Natur springt er nicht in Stahl rasselnd, nicht unter Trompetenfanfaren ins Kampfgetümmel; hier wie dort schwebt er leise mit seinem Cherubschwerte dahin, und man muß lauschen, um das Wehen seiner Fittige zu vernehmen.

Selbst Desdemona hat Eisen in ihrem Blute; die kritische Chemie fördert das Metall unverkennbar zu Tage. Aber der Mut erscheint bei ihr mit einem so individuellen Anflug, er ist so eng mit dem Ganzen ihres Charakters verwoben, daß man ihn erst bei genauem Zusehen — dann aber freilich sehr deutlich — bemerkt. Und ist es nicht in der Wirklichkeit mit den Aeußerungen weiblicher Tapferkeit meistentheils ebenso? Ist es nicht gewöhnlich erforderlich sich in den Charakter einer lebenden Frau bis in die stillsten Tiefen zu versenken, ehe man die Perlen gewahrt, die auf dem Grunde schlummern, die erst ein Sturm empor an die Oberfläche treiben könnte? Betrachten wir also, nicht eine einzelne Eigenschaft, sondern sie selbst, die Gemahlin Othello's, deren furchtbares und rührendes Schicksal den Stoff für die größeste Tragödie des größesten Dichters geliefert hat. Sie steht wie ein beseeltes Wesen vor unseren Augen, eine vollendete Gestalt, in greifbarem Relief und in voller Wärme lebendigster Färbung. Sie ist schön, wie sich von selbst versteht, und ihre Schönheit ist in vollkommner Harmonie mit ihrem Wesen. Wir brauchen nicht viel zu fragen wie sie ausgesehen habe; wir wissen es, ehe es uns gesagt wird. Es ist die Schönheit der venezianischen Patrizierin, goldblondes Haar, dunkle Augen, zarte aber reiche Farben, voll sinnlichen Reizes, aber zugleich voll vornehmer Stille. Selbst Jago, der wüste Cyniker, der Inbegriff schmutziger männlicher Roheit, greift unwillkürlich zu sanften, lieblichen Bildern, wenn er sie schildern will. Ein schwarzer Bock bezwingt euer weißes Lamm! ruft er dem Vater zu, dem der Mohr die Tochter abwendig machte. Die lockere Jugend Venedigs, als deren Vertreter Rodrigo auftritt, ist von ihrem Liebreize entzündet, aber so rein, so unschuldig ist die Besiegerin dieses Liebreizes, daß es undenkbar erscheint, eine Annäherung zwischen ihr und den üppigen, eleganten Cavalieren der lebenslustigen Stadt herbeizuführen. Der Vater, als er Rodrigo unter seinen Balkon erblickt, hat keinen Gedanken eher, als „Meine Tochter ist nicht für dich.“ Diese Tochter wohnt in seinem Palaste wie eine verborgene Blume, umgeben von aristokratischem Glanze, auf den Teppichen des Morgenlandes, unter den Gemälden des Tizians und Paul Veronese's einherwandelnd, aber mit dem Dufte ihres Zaubers nur die Räume ihrer Häuslichkeit erfüllend. Nichts weniger als eine Salondame, durchaus nicht geistreich oder witzig; sie sagt im ganzen Verlaufe des Stücks nichts Glänzendes; aber der Augapfel ihres Vaters, der Abgott ihrer Untergebenen, mit Lautenspiel und alten süßen Liedern und mit stillen Träumen von einem Mannesideal, einem Manne welcher bis in die Fingerspitzen gut, tüchtig, ehrenhaft sei, ihre jungfräulichen Tage dahinlebend, von der Welt aus der Ferne

Digitized by Google

bewundert, sie selbst der Welt völlig fremd, nicht aus Reflexion, nicht aus Menschenverachtung, — im Gegentheil sie ist voll sanften Erbarmens gegen jedes ihr noch so ferne Unglück, — sondern weil ihre reine, ruhige Seele gar keinen Berührungspunkt mit der sie umgebenden lärmenden, funkelnden, ehrgeizigen, Zerstreuung und Macht erjagenden Gesellschaft findet. Nicht aus Tugend, sondern von Natur ist sie allen Lockungen sinnlichen Genusses verschlossen; die Schwärmerei ihres Herzens sehnt sich nach einer schönen männlichen Seele, nicht nach einer schönen männlichen Gestalt, und so innig ist diese Schwärmerei daß sie gar nicht bemerkt was Venedigs junger Adel an Anmut und Feinheit des Aeußerlichen ihr zu Füßen legt. So schildert sie ihr Vater: „Ein Mädchen, so zärtlich, lieblich und glücklich, der Ehe so abgeneigt, daß sie die reichen lockigen Lieblinge unseres Volks vermied." „Ein Mädchen niemals kühn, von Geist so still, so ruhig, daß jede Bewegung an ihr selbst errötete."

Desdemona ist ihren Umgebungen eine verschlossene Welt. Ihr eigner Vater hat keine Ahnung von dem tiefen, sehnsuchtsvollen Leben welches hinter dieser „lieblichen und glücklichen" Außenseite wohnt. Daß die schöne, sanfte, unschuldige Patrizierin eine innige Liebe, eine Liebe auf Leben und Tod zu dem schwarzen, häßlichen, rauhen Othello fassen könne, dünkt Allen ein unerklärliches Rätsel. Brabantio, Rodrigo, der Senat wissen sich nicht anders zu helfen als indem sie an Liebestränke und Zaubermittel denken; Jago, in seinem cynischen Atheismus, hält diese Liebe für eine krankhafte Ueberreizung der Sinne, die in dem Monströsen ihre Befriedigung sucht; Othello selbst betrachtet die Sache als eine Art von Wunder. Und doch ist gerade die Liebe Desdemona's zu Othello so sehr in Einklang mit ihrem stillenthusiastischen Wesen, daß keine andere als sie, von allen Frauen Shakspere's, an ihre Stelle gesetzt werden könnte, ohne der Geschichte den Stempel größter innerer Unwahrscheinlichkeit aufzudrücken. Porzia mit ihrer edlen Intelligenz und ihrem sicheren Urtheil würde Othello geachtet haben, wie sie den Kaufmann Antonio achtete; Julia, mit ihrem poetischen Frühlingsherzen, sich wiegend im Genusse des süßesten Jugendrausches, hätte ihn kaum bemerkt neben dem schönen, ritterlichen Romeo; Miranda hätte sich angstvoll von ihm abgewandt; Desdemona allein konnte ihn lieben. Die Entstehung dieser vor den Augen so unbegreiflichen Liebe hat Shakspere in jener meisterhaften Rede geschildert, durch welche Othello sein Betragen vor dem venezianischen Senate rechtfertigt; — einer Rede welche gleichzeitig Desdemona's Seele wie mit hellem Lichte beleuchtet und den Mann zeigt, dem solch ein Mädchen ihre Neigung schenken konnte, einen Helden in Krieg und Not, bedeckt mit Ehren, aber unschuldig wie ein Kind, bescheiden, einfach, ohne Falsch, voll rührender Selbstvergessenheit, fast in allen Stücken das Gegentheil von den jungen glänzenden Cavalieren, die Venedig mit ihrer Pracht und ihren Lastern erfüllten, welche zwar auch in ihrer Art tapfer waren, die aber vor Othello, wenn es auf große und schwere Thaten ankam, ehrerbietig und scheu zurücktreten mußten. In der Stille ihres väterlichen Hauses sieht Desdemona den berühmten, sieggekrönten Mohren zuerst; sie ist weit entfernt sich in ihn zu verlieben, wie Julia in den jungen hinreißenden Montechi sich verliebt, im ersten Augenblicke. Naturen wie die ihrige reifen ihre Neigung nur langsam, nur in der warmen Atmosphäre der Verehrung, nicht unter dem Gluthauche der Leidenschaft. Verehrung aber setzt Kennen voraus; Leidenschaft kann auch Unbekanntes lieben. Desdemona's Neigung ist das Werk der Zeit. Der alte Brabantio bringt den gefeierten Feldherrn mit nach Hause und läßt sich oft von ihm aus seinem abenteuerreichen Leben erzählen. Man kann sich darauf verlassen daß Othello nicht prahlte und aufschnitt, daß er nicht anfing von sich selber zu sprechen. Der Alte drang in ihn, fragte ihm seine wundersamen Erlebnisse ab, und Othello erzählte schlicht und natürlich was er durchgemacht hatte, Schlachten und Belagerungen, Siege und Gefangenschaften, Schiffbruch, Sklaverei, wunderbare Rettungen und gefahrvolle Reisen durch ferne Wunderländer. „Solchen Dingen zuzuhören," sagt er, „pflegte Desdemona ernstlich sich zu neigen; die Geschäfte des Hauses zogen sie fortwährend von hinnen; aber diese besorgte sie hurtig, wie sie nur konnte, und kam dann zurück, und mit gierigem Ohr verschlang sie meine Rede. Ich, dies bemerkend, nahm einst eine gefällige Stunde wahr und fand Mittel von ihr eine Bitte aus eifrigem Herzen zu gewinnen: daß ich ihr meine ganze Pilgerschaft ausführlich berichten wolle, von welcher stückweise sie einiges gehört habe, aber nicht mit voller Aufmerksamkeit. Ich willigte ein, und oft stahl ich ihr ihre Thränen ab, wenn ich von irgend einem Unglücksschlage sprach, den meine Jugend erduldet. Als meine Geschichte aus war, gab sie mir für meine Mühe eine Welt von Seufzern. Sie schwur, — wahrhaftig, es war seltsam, über die Maßen seltsam, es war rührend, wunderbar rührend, — sie wollte, sie hätte es nicht gehört! und doch wünschte sie, der Himmel hätte aus ihr einen solchen Mann gemacht. Sie dankte mir und sagte, wenn ich einen Freund hätte der sie liebte, so sollte ich ihn nur lehren meine Geschichte zu erzählen, und das würde sie gewinnen. Auf diesen Wink sprach ich. Sie liebte mich um der Gefahren willen die ich bestand, und ich liebte sie, weil sie mit ihnen Mitleid hatte. Dies ist die einzige Hexerei die ich gebrauchte."

So wie die beiden Wesen einander gefunden haben, entfaltet sich ohne Zwang und Kampf mit einem Schlage Desdemona's ganze weibliche Natur. Aus der stillen, sanften, nachgiebigen Tochter wird derselbigen Tages das in seiner Liebe völlig sichere und ruhige Weib, ganz Milde und Weichheit, aber ganz Unbeugsamkeit ihren neuen Pflichten gegenüber. Sie kämpft und ringt nicht gegen ihre Liebe, von der sie doch weiß daß ihr Vater sie nie gut heißen wird; keine Spur von Zweifeln, Bedenken und Sorgen in diesem Conflikt zwischen Kindespflicht und ihrem Herzen. Ihr Weg liegt ganz klar und offen vor ihr; da ist der Mann den sie liebt, der treue, edle, brave Othello, — häßlich, was kümmert es sie? schon hinabsteigend „in das Thal der Jahre," was fragt sie danach? — der Theuerste, der Beste auf dem ganzen Erdenrund, und von ihm soll die ganze Welt sie nicht scheiden. Zu ihm muß sie stehen, mag kommen was da will; ohne Grübeln, ohne Sophismen, trifft sie ihre Wahl, und ihr Gewissen ist frei von jeder Reue. So unbedingt, so grenzenlos ist ihr Gattenbewußtsein. Othello weiß es. Angeklagt vor dem Senate der Republik dem reichen mächtigen Brabantio sein Kind geraubt zu haben, antwortet er ganz ruhig: „Schickt nach der Dame und laßt sie selber reden." Er ist sicher daß sie vor diesem hohen Rat nicht weibisch zusammensinken, ihn nicht verleugnen wird. Und nun beachte man, was dramatische Wahrheit ist. Ein anderer Dichter hätte Desdemona vor dem Dogen und den Magnifico's eine schöne pathetische Rede halten lassen, voll rührender Schilderungen der allgewaltigen Leidenschaft, voll beredter Appellationen an die Herzen ihrer erlauchten Zuhörer und an die Thränendrüsen ihres Vaters. Die Desdemona Shakspere's denkt gar nicht daran sich viel zu rechtfertigen oder Andere zu rühren; sie hat das Recht auf ihrer Seite, und sie ist zufrieden dies einfach zu bezeugen, — mögen die Anderen sagen, meinen und thun was sie wollen. Wie ihr Vater auf sie einstürmt und sie fragt, wem in dieser hohen Versammlung sie zumeist Gehorsam schulde, ist ihre ganze Antwort: „Mein edler Vater, ich sehe hier eine getheilte Pflicht. Euch bin ich verpflichtet für mein Leben und meine Erziehung. Mein Leben und meine Erziehung, beide lehren mich Euch zu achten. Ihr seid der Herr des Gehorsams; ich bin so weit Eure Tochter.

Digitized by Google

Aber hier ist mein Gemahl, und so viel Gehorsam meine Mutter Euch erwies, indem sie Euch vor ihrem Vater den Vorzug gab, so viel verlange ich zeigen zu dürfen dem Mohren, meinem Herrn.“ — Und das ist Alles; keine Bitten, keine Thränen, kein Kniefall. Auch ist der Alte nichts weniger als gerührt. Er stößt sie von sich, wie Lear Cordelia von sich stößt, unfähig den edlen Stolz zu begreifen, der das Weib hindert um Gnade zu flehen wo ihr Gatte im Spiele ist. Aber wie Cordelia hat auch Desdemona keine Widerworte gegen ihren zürnenden Vater, so ungerecht er sein mag. Sie läßt schweigend über sich ergehen, was unabänderlich erscheint. Erst als die plötzliche Trennung von ihrem Manne sie bedroht, findet ihre schüchterne Bescheidenheit Worte, um dem Dogen selbst ihre schwere Lage vorzustellen. Othello soll gegen die Türken nach Cypern gesandt werden, sie soll allein in Venedig zurückbleiben, — gegen diesen Gedanken empört sich, nicht etwa ihre Zärtlichkeit, sondern ihr Zart- und Schicklichkeitsgefühl, dem es unerträglich erscheint, ohne den Schutz ihres Gatten ihre eigenthümliche Stellung der venezianischen Gesellschaft gegenüber zu vertheidigen. Nun läge es am nächsten den Dogen zu bitten, er möge doch Othello daheim lassen und einen Andern nach Cypern abordnen. Aber ein solcher weibischer Gedanke findet keinen Einlaß in eine Seele welche liebt „um der Gefahren willen, die Othello bestand.“ Nein, sie will ihren Gemahl in Krieg und Drangsal begleiten; die zarte Tochter patrizischer Opulenz, gewöhnt an alle Bequemlichkeit des Reichthums, an sanfte Gondelfahrten und schattige Marmorsäle, denkt keinen Augenblick an die Gefahren und Beschwerden der See, an Lärm und Getümmel des Krieges, wenn sie nur da bleiben kann wo ihre Stelle ist, an der Seite ihres Mannes. Und er soll nicht darunter leiden; sie wird ihn nicht hindern seine rauhe Pflicht zu thun. Sie weiß wen sie geheirathet hat, und sie weiß was einer Frau zukommt deren Gatte ein Kriegsheld ist. So sagt sie in ihrer Bedrängniß zum Dogen: „Daß ich den Mohren liebte um mit ihm zu leben, (d. h. um ihm eine ächte, rechte Ehefrau zu sein,) das mag mein offner Gewaltschritt, mein stürmisches Schicksal der Welt ausposaunen; mein Herz hat sich unterworfen selbst unter den Stand meines Herrn. Ich sah Othello's Antlitz in seiner Seele, und seiner Ehre, seiner Tapferkeit hab' ich mein Herz und mein Geschick gewidmet. So daß, werthe Herren, wenn ich daheim bleibe, eine Motte des Friedens, und er in den Krieg zieht, der Preis, um dessen Willen ich ihn liebte, mir geraubt wird und ich ein schweres Interim zu tragen haben werde durch seine theure Abwesenheit. Laßt mich mit ihm gehen.“ —

Hier ist nichts von heroischen Phrasen, wie heldenmäßige Weiber sie auf den Bühnen auszukramen pflegen; man fühlt daß Desdemona nicht recht wagt zu sagen wie es ihr ums Herz ist, und doch spricht das Herz, gleichsam unwillkürlich, in jedem ihrer Worte. Es ist die wahre Sprache einer Frau, die von Männern bittet: „Erlaubt mir doch daß ich meine Frauenpflicht thue.“ Othello versteht dieses Herz. Er ist erhaben über falscher Scham, wo es gilt ein gerechtes Begehren seiner Gattin zu erfüllen. Männer wie er sind feige vor dem Hohnlächeln der Welt, die sich aufhalten wird über die Zärtlichkeit des jungvermählten Paares, das sich gar nicht von einander trennen kann. Aber in offnen Rate der Republik trotzt er dem Ridicule mit welchem der Neid der feinen Gesellschaft an der Schaustellung häuslichen Glückes sich rächt. Er bittet die Herren des Rates, dem Willen seiner Frau einen freien Weg zu lassen. Der Himmel ist sein Zeuge daß er dies nicht wünscht, um seinen eigenen Liebhabereien zu fröhnen, sondern lediglich „um freigebig und milde gegen ihren Sinn zu sein,“ und er verschwört sich daß die großen und ernsthaften Geschäfte der Republik nicht darunter leiden werden, weil Desdemona bei ihm ist. Dies gehört zu der Kunst großer Dichter daß sie uns Dinge welche selbst keine Darstellung gestatten, erraten lassen aus dem Eindrucke den sie auf Andere machen, wie man uns die Sonne welche unser Auge nicht erträgt, in dem Bilde zeigt den sie in der Flut abspiegelt. Othello ist von dem Zauber der edlen Persönlichkeit seines Weibes wie von einem Abglanze verklärt; die venezianischen Senatoren, ferner stehende und kühlere Zuschauer, sind ergriffen und überzeugt. Die kleine anmutige Frau rührt die harten Staatsmänner, und einer derselben sagt bezeichnend: „Lebt wohl, tapfrer Mohr; behandelt Desdemona wohl!“ Nur der starre weltliche Vater, erfüllt von Ingrimm über das Wunder das er nicht begreift, verkennt sie gänzlich und ruft ihr eine Schmähung nach: „Nimm sie in Acht, Mohr! hab' ein offnes Auge zu sehen! sie hat ihren Vater betrogen, und kann auch dich betrügen.“ „Mein Leben für ihre Treue;“ versetzt der Mohr. In dieser Rede und Gegenrede liegt die Dissonanz, deren Auflösung die Tragödie erfüllt. Das unbedingte Vertrauen eines treuen unerfahrenen Herzens zu einem anderen treuen Herzen, ihre werdend weil es sich verleiten läßt die gemeinen Maßstäbe weltlichen Argwohns anzulegen, und in diesem furchtbaren Conflikte zu Grunde gehend. Wenn ich nicht allzu undeutlich gewesen bin, so glaube ich nachgewiesen zu haben daß gerade zwei solche Charaktere wie Othello und Desdemona geschaffen werden mußten, um einen solchen Conflikt zugleich natürlich, entsetzlich und versöhnend, mit einem Worte tragisch wirken zu lassen. Denn „Othello“ ist nicht eine Tragödie brutaler Eifersucht, jener Leidenschaft welche auch die Thiere kennen, sondern sie ist eine Tragödie des zerstörten ehelichen Vertrauens in einer Ehe welche nur darum nicht vollkommen ist, weil sie eine menschliche ist.

Man bemerke wohl daß kein eifersüchtiger Hauch unirdischen Othello's Seele trübt. Keine vorandeutende Klänge bereiten in den ersten Akten auf den späteren Ausbruch der Leidenschaft vor. Seine ganze Seele ankert in felsenfester Sicherheit. Er ist seiner äußeren Häßlichkeit, seines reifen Alters sich wohl bewußt, aber er besinnt sich keinen Augenblick Desdemona allein mit seinen Offizieren über See reisen zu lassen, während er in einem anderen Schiffe voranseilt. Sie liebt ihn, und das ist ihm genug, und daran zweifeln kann er eben so wenig wie an seinem eignen Dasein. „Mein Leben für ihre Treue.“

Nachdem Jago ihm die ersten Tropfen Gift eingeträufelt und ihn heuchlerisch gewarnt hat, nicht der Eifersucht sich hinzugeben, antwortet er sehr charakteristisch:

Glaubst du,
Ich würd' aus Eifersucht ein Leben machen,
Mit neuem Argwohn stets dem Mondeswechsel
Zu folgen? Nein! einmal in Zweifel sein
Ist gleich entschlossen sein. Verlauscht mich für'ne Geis,
Wenn ich die Arbeit meiner Seele wende
An solche wind'ge, aufgedunsne Grillen!
Wie du vermeinst. Mich macht's nicht eifersüchtig
Zu hören: mein Weib ist hübsch, wohlauf, und liebt Gesellschaft,
Ist frei von Rede, singt und spielt und tanzt gut:
Wo Tugend ist, ist dies nur tugendhafter.
Auch nicht aus meinen eignen Mängeln schöpf' ich
Die kleinste Furcht und Argwohn ihres Abfalls.
Sie hatte Augen und sie nahm mich. Nein:
Sehn will ich, eh' ich zweifle. Wenn ich zweifle
Will ich Beweis, und ihr's beweisen, — dann
Nur gleich hinweg mit Lieb' und Eifersucht!

Aber es ist klar, daß eine solche Erhebung über die gemeine Eifersucht, eine Eifersuchtslosigkeit die nicht auf Trägheit der Empfindungen, sondern umgekehrt auf voller Energie des Glaubens an die Tugend beruht, — es ist klar daß dieses hohe Vertrauen der Seele sofort in die schrecklichste Seelenfolter umschlagen muß, wenn auch nur ein Stäubchen den Glauben trübt, aus dem es hervorging. Jago bewährt sich in diesem Punkte als ein tiefer

Digitized by Google

Kenner. Um in die zarten Geheimnisse der Seele Desdemona's hinabzusteigen, ist er viel zu roh; um ihre Reinheit zu sehen, ist seine eigene Phantasie viel zu schmutzig, aber den Othello zu begreifen, reicht sein Scharfblick vollkommen aus, und gerade auf den inneren Adel dieses großen Herzens baut er seinen teuflischen Plan. „Daß Cassio sie liebt,“ sagt er, „das glaub' ich gern. Daß sie ihn liebt ist natürlich und von großer Wahrscheinlichkeit. Der Mohr (obschon ich ihn nicht ausstehen kann) ist von einer treuen, liebevollen, edlen Natur, und wird, wie ich denke, sich für Desdemona als ein höchst vortrefflicher Ehemann erweisen. Wenn ich nun sie selber nicht verführen und mich dadurch rächen kann, (was er keineswegs für unmöglich hält,) dann will ich wenigstens den Mohren in eine so heftige Eifersucht versetzen, welche der Verstand nicht heilen kann. Ich will seinem Frieden und seiner Ruhe bis zum Wahnsinn mitspielen.“ Der Bösewicht erkennt deutlich genug daß es für Othello nur zwei Möglichkeiten giebt, entweder Sabbathruhe oder Orkan. Die erstere braucht nur aufzuhören, so ist der letztere da. Sein Eheglück ist so verwachsen mit seiner Existenz, daß, wenn man es ihm vergiftet, sein Leben in blinder wahnsinniger Wut sich zu Tode schäumen muß.

Shakspere hat gestissentlich der Annahme vorgebeugt, als ob Othello von Haus aus eine eifersüchtige Natur sei. Der ganze Sinn, die Seele der Tragödie ist dieser Annahme zuwider. Es giebt ohne Zweifel Herzen welche zu gleicher Zeit lieben und zweifeln können. Othello kann es nicht. Seine Liebe und ein unbedingter, grenzenloser Glaube an Desdemona sind eins und dasselbe. Gerade daraus, gerade aus dieser Unmöglichkeit, ohne den unbedingten Glauben zu lieben, entspringt der tragische Keim. Desdemona hat nicht die geringste Furcht vor seinem Mißtrauen. Seine ersten Zornesausbrüche hat sie erlebt, ohne entfernt auf den Gedanken zu kommen, daß Zweifel an ihrer Ehre in der Seele ihres Gemahls Wurzel geschlagen haben. „Lieber als das Tuch,“ sagt sie ihrer Kammerfrau, „hätt' ich meinen Beutel voll Zechinen verloren. Wäre nicht mein edler Mohr so ächt von Seele, und nicht geformt aus solcher Gemeinheit wie eifersüchtige Geschöpfe, es wäre genug ihn auf böse Gedanken zu bringen.“ Und als die Kammerfrau fragt: „Ist er nicht eifersüchtig?“ antwortet sie: „Wer? er? Ich glaube, die Sonne seiner Heimat zog alle solche Dünste aus ihm heraus.“

Othello liebt Desdemona, weil er in ihrem Wesen drei der edelsten Kleinode weiblicher Seelenschönheit findet: den Hang zu hingebender Verehrung, — selbstvergessenes Mitleid, — und vollkommene Einfalt bewußtloser Unschuld. „Ich liebte sie um ihres Mitleids willen“ sagt er vor dem venezianischen Senate. Jener stille Enthusiasmus des Mädchens für den großen und tapferen Kriegshelden, von dem die Republik als dem „Alles in Allem genugsamen“ spricht, ist gerade solchen Naturen eigen, wie Desdemona, die an sich selbst nie denken, die von instinctmäßiger Güte gegen Andere übervollen, ohne von eigner energischer Geistesthätigkeit abgezogen zu werden, und deren Herzenseinfalt gar kein Organ zu haben scheint, um das Schlechte auf dieser Welt zu bemerken. Daß ein solches Mädchen sich in eine, aller Welt unglaubliche, süße Schwärmerei für einen Mann wie Othello versenke, ist eben so naturwahr, wie umgekehrt daß Othello alle Sehnsucht nach dem Schönen, dem Reinen, dem Guten, alle Sehnsucht nach dem Ewig-Weiblichen, welche er aus einem von Kampf und Sturm erfüllten Leben gerettet hat, vor einer Desdemona befriedigt und beruhigt fühlt. Selbst das Aeußerliche, ihre patrizische Feinheit, ihre häuslichen Fertigkeiten, das Blonde in ihrer Erscheinung hat gerade für ihn, den rauhen Sohn des Heerlagers, den sonnverbrannten Afrikaner einen doppelt süßen Zauber. Sie ist der liebliche Contrast alles dessen was er in der Welt bisher gesehen hat, und bei ihr findet er daher die Stätte wo er „sein Herz aufspeichert.“

Mit einer wunderbaren Kunst hat Shakspere aus den Fäden, durch welche die Herzen der beiden Gatten an einander geknüpft sind, zugleich das Gewebe der tragischen Ereignisse gewirkt, von denen diese Herzen nicht besiegt, wohl aber zernalmt werden. Nicht Jago's Bosheit, sondern Desdemona's weibliche, Othello's männliche Liebe ist die Macht welche den verhängnißvollen Knoten schürzt. Desdemona's enthusiastische Liebe ist nahe verwandt mit der Hingebung religiöser Schwärmerei. Ihr Gatte ist in ihren Augen vollkommen und fleckenlos, und sie ist daher ihm gegenüber, als das Ungewitter losbricht, gänzlich wehrlos. Seine ersten, ihr völlig unerklärlichen Beleidigungen wirken auf sie wie die Donner des Himmels, welche betäuben, aber nie den Gedanken an Widerstand erwecken. Es ist ja Gott welcher donnert. Es ist ja Othello welcher zürnt. Sie beugt ihr Haupt, aber sie erhebt nicht die Hand, sie öffnet nicht die Lippen. Es fehlt ihr an jeglichem Maßstabe für ihre Lage. Ihre Unschuld selbst wird ihre gefährlichste Feindin. Sie vermimmt wohl des rasenden Mannes entsetzliche Vorwürfe, aber sie begreift ihren Sinn nicht. In ihrer Bedrängniß hat sie wohl eine dämmerhafte Ahnung von etwas Schrecklichem das sie bedroht, aber ihre angeborene Herzensreinheit ist blind für die Wirklichkeit. Als die wetterkluge Emilia ihr auseinandersetzt wie „das grünäugige Ungeheuer Eifersucht“ von seinen eignen, aus dem Nichts geborenen Phantasien sich nähre, senkt sie prophetisch: „Gott schüz' Othello vor dem Ungeheuer!“ — aber sie denkt nicht daran daß man unter Umständen mit diesem Ungeheuer kämpfen müsse. Wie eine abgerissene Blume wird sie widerstandslos von den wilden Wassern dahingetrieben. Ihr erschüttertes Herz macht sich nur in halb traumhaften, rührenden, aber unwirksamen Bewegungen Luft. Man soll ihr Brautkleid auf ihr Bett legen. — wenn sie sterben sollte, in dem Kleide will sie begraben sein, — das alte Lied von dem Weidenbaume klingt ihr durch die Seele, — und dann sagt sie sich unterbrechend: „Mein Auge juckt mich: bedeutet das Weinen?“ Unsinn! sagt die Kammerfrau. Aber Desdemona träumt weiter: „Ich habe es sagen hören. O diese Männer! diese Männer!“ Und nun auf einmal, wie ein Kind, nach allen den schrecklichen Auftritten mit ihrem Gemahl, fragt sie: „Glaubst du wahrhaftig, — sag mir Emilie, — daß es Frauen giebt, die ihre Männer so gröblich betrügen?“ Einige giebt es, ohne Zweifel, antwortet die Kammerfrau. „Würdest du so etwas thun für die ganze Welt?“ Die Welt ist eine große Sache, meint die Andere; es ist ein großer Preis für eine kleine Sünde. Und Desdemona versetzt: „Ganz gewiß, du würdest es nicht thun.“ — Sehr schön! „Du würdest es nicht thun;“ nicht etwa: „Ich würde es nicht thun.“ Die frivolen Sophismen, mit denen Emilia die Leichtfertigen ihres Geschlechts in Schutz nimmt, prallen unbeachtet an Desdemona's Herzen ab. Sie bekämpft dieselben nicht, sie setzt ihnen keine begeisterte Vertheidigung der Tugend entgegen; sie sagt nur: Ich kann mir nicht denken daß es solche Dinge giebt.

Im zweiten Act landet Desdemona in Cypern. Jago und Emilia geleiten sie. Othello ist noch auf See. Die junge Frau wird von den Cavalieren am Lande empfangen. Ihre erste Frage ist nach Othello. Aber sie benimmt sich wie eine venezianische Dame; sie läßt sich freundlich in ein Gespräch mit ihrer Umgebung ein. Die Sorge um ihren Gemahl bricht nur unwillkürlich durch die Phrasen der Höflichkeit hindurch. So, wenn sie mit Jago scherzt, die plötzliche Frage, ob auch wohl Jemand zum Hafen geschickt sei? Dies Gespräch mit Jago ist höchst bezeichnend. Die vornehme Frau hält die Conversation im Gange; der Offizier benutzt die Gelegenheit zu sehr witzigen, aber sehr cynischen Sarkasmen über das weibliche Geschlecht. Desdemona ist nicht verletzt, sondern vollkommen gleichgültig, und es ist unmittelbar aus

Digitized by Google

dem Leben gegriffen, wenn sie das Gespräch mit den Worten abbricht: „Lerne nicht von ihm, Emilia, obwohl er dein Mann ist. Was sagt ihr dazu, Cassio? ist er nicht ein recht prosaner, ungezogener Rathgeber?“ Der Zuschauer aber fühlt ein ahnungsvolles Grauen, wenn er den Abgrund sieht an welchem, selbst ahnungslos, die lächelnde schöne Frau in ihrer Arglosigkeit, ganz ausgefüllt von einem einzigen Bewußtsein vollkommenen Glückes, dahin wandelt. Ihre Liebenswürdigkeit, ihre Freundlichkeit, die feinen Zwang kennt, weil sie von nichts Argem weiß, wird von der gemeinen Weltmeinung, die nur niedere Motive, nur den äußeren Schein anerkennt, gegen sie ausgebeutet; sie selbst giebt der gemeinen Wahrscheinlichkeit die Waffen in die Hand gegen die Wahrheit. Selbst ihre Herzensgüte muß als Belastungszeugin wider sie dienen. Ihre eifrigen Bemühungen, die Begnadigung des Cassio, des schönen jungen Cavaliers, zu erwirken, werden als Eingebungen einer sträflichen Leidenschaft angesehen, während sie in Wahrheit gerade durch ihre eheliche Zärtlichkeit zu so hartnäckiger Beredsamkeit angespornt werden. Mit großer Feinheit läßt Shakspere ihr allgemeines Mitleiden mit den unglücklichen jungen Manne verstießen mit ihrer Sorge um Othello selbst. Cassio ist ein Verehrer ihres Mannes; darum interessirt sie sich so lebhaft für Cassio. Ein ächt weiblicher Zug! Die Argumente mit welchen sie gegen die Strenge der militärischen Zucht plaidirt, sind alle dieser frauenhaften Auffassung entnommen. „Ihr liebt meinen Herrn,“ sagt sie dem Cassio, „Ihr habt ihn lange gekannt und sieh versichert, ich will Euch und ihn versöhnen. Er soll keine Ruhe haben; ich will ihn zahm wachen und seine Geduld todt sprechen; sein Bett soll eine Schule, sein Tisch ein Beichtstuhl scheinen; in Alles was er thut will ich Cassio's Gesuch einmischen.“ Und so beginnt sie auf der Stelle: „Mein theurer Herr, wenn ich einige Gunst und Macht habe Euch zu rühren, so nehmt Cassio's Sühne jetzt augenblicklich. Denn, wenn er nicht Einer ist der Euch treulich liebt, der in Unwissenheit fehlt und nicht aus Arglist, so verstehe ich mich nicht auf ein ehrliches Gesicht. Ich bitte Euch, ruft ihn zurück.“

Othello. Ging er eben von hier fort?

Desd. Ja, und so gekränkt, daß er einen Theil seines Grams mit hinterlassen hat. Ich leide mit ihm. Liebes Herz, ruft ihn zurück.

Oth. Nicht jetzt, süße Desdemona: ein ander Mal.

Desd. Aber bald?

Oth. Bald, um deinetwillen.

Desd. Heut Abend, beim Nachtessen?

Oth. Nein, nicht heut Abend.

Desd. Dann morgen zum Mittagessen?

Oth. Ich speise nicht daheim. Ich bin bei den Hauptleuten in der Citadelle.

Desd. Gut, dann morgen Abend. Oder Dienstag Morgen. Oder Dienstag Mittag oder Abend. Oder Mittwoch Morgen. Ich bitte dich, nenne die Zeit. Aber laß sie nicht drei Tage überschreiten. Wirklich, er bereut. Und sein Vergehen, vor unser gemeinen Vernunft (außer daß sie sagen daß der Krieg an seinen Besten ein Beispiel aufstellen muß) ist kaum ein Fehler her einen verträuflichen Tadel verdient. Wann darf er kommen? Sag mir, Othello. Ich wundere mich in meiner Seele, was du wohl fordern könntest, daß ich es abschlage. Bin! Michael Cassio! der mit dir werben kam! und manches Mal, wenn ich geringschätzig von dir sprach, deine Partei nahm, und nun so viel zu thun, um ihn wieder einzusetzen! Glaub mir, ich könnte viel thun . . . .

Oth. Bitte, nicht mehr! Er mag kommen wann er will. Ich will dir nichts abschlagen.

Desd. Nein, dies ist kein Opfer. Es ist als wenn ich dich bäte deine Handschuhe zu tragen oder nahrhafte Speisen zu essen oder dich warm zu halten, oder die selber einen besonderen Vorzug anzuthun. Nein, wenn ich einmal eine Bitte habe, so soll sie voll Gewicht und Schwierigkeit sein und furchtbar zu gewähren.

Wenn man diese kleine häusliche Scene, die unschuldige Schlauheit und harmlose Koketterie der jungen Frau, sich ergänzt durch den Zauber guten Spiels, so wird man es natürlich finden daß Othello, entzückt, in den Ausruf ausbricht: „Vortreffliches Mädchen! Verdammniß packe meine Seele, wenn ich dich nicht liebe! Und liebt' ich dich nicht, dann ist der Chaos wieder da!“ — Dies sind dramatisch wichtige Worte. Sie bezeichnen genau Othello's Seelenzustand; höchstes Glück inniger Liebe, begründet auf der Erkenntniß der inneren Vortrefflichkeit Desdemona's, — ohne diese Liebe Verdammniß und Chaos. Eins oder das Andere. Kein Mittelding möglich. Es war schwierig, dem Zuschauer einen rechten Begriff von der Art und Natur dieser Liebe zu geben. Zärtliche und freundliche Scenen waren unzulässig gewesen, weil sie den Eindruck der ernsten, heldenhaften Männlichkeit welchen Othello machen soll, geschwächt hätten. Eine solche Natur ist karg mit Worten und Kundgebungen ihrer tiefsten Gefühle. Aber das Drama fordert gleichwohl daß, was im Innern des Menschen vorgeht, äußerlich an den Tag trete. Manches hat nun in dieser Beziehung der Schauspieler durch Ton und Haltung zu ergänzen, aber der Dichter hat ihn keineswegs ohne Anhaltspunkte gelassen. Die so eben angeführte Scene in welcher Desdemona für Cassio bittet, zeigt, wenn auch nur in wenigen Strichen, Othello als den Ehemann, der mit ruhigem Bewußtsein sich dem gewinnenden Einflusse seines Weibes hingiebt, ohne stürmische wie ohne schwächliche Zärtlichkeit, vielmehr mit vollem Verständniß der ihm entgegentretenden Herzensgüte huldigend. In einem Augenblicke des Wiedersehens nach längerer Trennung schickt es auch wohl für den Feldherrn sich seinem Herzen mit lebhafteren Worten Luft zu machen. Und so thut es Othello, als er nach der Seereise Desdemona in Cypern wiedersieht.

„Mein Staunen ist so groß wie meine Freude,
Vor mir dich hier zu sehn. — O, meiner Seele Glück!
Wenn jeden Sturme solche Stille folgt,
Dann mag der Wind wehn, bis er Tode aufweckt,
Bis das gehetzte Schiff emporklimmt Seen
Hoch wie Olymp, und wieder taucht, so tief
Wie Hölle fern vom Himmel. — Jetzt zu sterben
Wär jetzt am glücklichsten; denn meine Seele
Hat, fürcht' ich, jetzt so völlig ihr Genüge,
Daß nie die unbekannte Zukunft andre Labsal
Gleich dieser bieten wird . . . . .
Ich kann von dieser Zufriedenheit genug
Nicht sprechen; hier verstagt's. — 'ö ist zu viel Freude.

Und dann, als schäme er sich seines Entzückens, geht er plötzlich in den Ton des Feldherrn über, begrüßt die Hauptleute und ertheilt Befehle. Man sieht, das Glück empfindet er als eine Zufriedenheit, ein „völliges Genüge der Seele“, ein gänzliches Gleichgewicht zwischen Wunsch und Wirklichkeit, über welches hinaus die Zukunft nichts zu bieten vermag, ein Stück Unendlichkeit, Angesichts dessen die Zeit verschwindet und der Tod selbst gleichgültig wird. Einen tieferen Ausdruck für die über Zeit und Endlichkeit hinaus hebende Macht des Glücks in der vollkommenen Liebe giebt es nicht.

Wohl aber hat Shakspere Othello's Liebe auch in flammende Beredtsamkeit auflodern lassen, von dem Augenblicke an, wo sie ihre Lebensquelle, ihren Glauben an Desdemona's schöne Seele verliert, wo in dem Sturm der Leidenschaft alle Zurückhaltung, alle männliche Scham, alle Selbstbeherrschung verweht, und nun das Herz, unbekümmert um alles Andere, zum Himmel schreit in seiner Qual. Die Raserei selbst mit welcher er nun wütet, ist nichts als der unsichtbare seiner Liebe; grenzenlos wie diese war, so grenzenlos ist nun der lohende Jammer seiner Seele. Nun das Haus in Flammen steht und die Mauern einstürzen, sieht man in der furchtbaren Beleuchtung, durch die klaffenden Spalten die köstlichen Schätze die es in Innern barg. „Wenn sie falsch ist, o dann verhöhnt der Himmel sich selbst!“ ist sein erster Ausruf, als er Desdemona sieht, und dann, wie der Zweifel wieder auf-

Digitized by Google

steigt, kommt die deutliche Erkenntniß daß mit ihm sein ganzes Dasein vernichtet ist. Alles geht unter, und er ruft:

O nun, auf immer
Lebwohl zufriedner Sinn! Ruh', lebewohl!
Lebwohl, befiedert Heervolk, mächt'ges Krieg
Der Ehrgeiz macht zur Tugend! O lebwohl!
Lebwohl du wiehernd Roß und Kriegsdrommete,
Mutmeckende Trommel, ohrdurchbohrende Pfeife,
Und königlich Panier, und alle Ehre,
Stolz, Pomp und Zuhrhör glorreichen Kriegs!
Und du, tödlich Geschütz, beß rauher Schlund
Des ew'gen Jovis furchtbar Krachen nachahmt,
Lebwohl! Othello's Handwerk ist zu Ende!

„Wenn du sie verleumdest und mich folterst“, sagt er zu Jago,

„Dann bete nie mehr, aller Reu' entsage,
Rufs Haupt des Grauens Häufe Graun, thu Dinge
Darob der Himmel weint, die Erd' erstarrt,
Denn nichts kannst du hinzuthun zur Verdammniß
Größer als dies.“

Je mehr der Beweis Jago's wirkt, desto lebhafter wird Othello in Worten des Preises über seinen verlorenen Schatz. „Ein schönes Weib! ein holdes Weib! ein süßes Weib!“ ruft er mitten in dem blutigsten Rachetaumel. „Mein Herz ist Stein geworden; ich schlage dran und es thut meiner Hand weh. O die Welt hatte kein holdseliger Geschöpf!“ Jago tadelt diese Rührung und Othello, fährt fort: „Häng sie auf! ich sage nur was sie ist! — so zierlich mit ihrer Nadel! — eine wundervolle Sängerin! — o sie würde die Wildheit aus einem Bären wegsingen. — Von so reicher und spruderlnder Laune und Erfindung.“ —

Jago. Sie ist um desto schlimmer.
Oth. O, tausendmal, tausendmal! — Und dann von so freundlicher Art!
Jago. Nur allzu freundlich!
Oth. Ja, das ist gewiß. Aber doch, welcher Jammer darum, Jago! — O Jago! welcher Jammer darum!

Und dann in der erschütternden Scene, in welcher Othello zuerst Desdemona mit voller Ueberzeugung des Ehebruchs beschuldigt und er unter der Last seines Strafamtes fast zusammenbricht:

Hätt' es Gott gefallen,
Mit Trübsal mich zu prüfen; hätt' er Krankheit
Und Schmach geregnet auf mein nacktes Haupt,
In Armut mich getaucht bis an die Lippen,
In Knechtschaft mich gethan und all mein Hoffen,
Ich fänd' in meiner Seele irgendwo
Ein Tröpfchen Zuflucht, — aber ach! aus mir
Ein festes Bild zu machen, drauf der Hohn
Den starren unbewegten Finger weist, —
O! O!
Doch das selbst könnt' ich tragen, — leicht, sehr leicht,
Da aber, wo mein Herz ich aufgespeichert,
Wo ich leben muß, oder sein Leben tragen,
Der Born aus dem mein Strom entspringen oder
Vertrocknen muß, — von da verstoßen sein
Oder als einen Pfuhl ihn fallen müssen,
Wo ekle Krötenzucht sich mengt und paart,
Verwandle da dein Angesicht, Geduld!
Du junger Cherub mit den Rosenlippen,
Ja, da schau grimm wie Hölle!

In furchtbarster Schönheit offenbart sich diese verhängnißvolle Liebe in der entsetzlichen Mordscene. Ehe Othello Desdemona tödtet, schweigt sein Herz noch einmal in allen Erinnerungen an das verlorene Glück. Er küßt die Schlafende. Er weint. Aber er ist unbeugsam, weil sein Zorn und seine Liebe in Wahrheit nur Eins sind. Er weint, aber er sagt:

„Dieser Gram ist göttlich:
Er tödtet wo er liebt!“

Es wäre zu unerträglich grauenhaft, zu übermenschlich und unmenschlich zugleich gewesen, wenn Othello in dieser feierlichen Stimmung den physischen Akt der Tödtung vollzogen hätte. Die Leidenschaft muß von Neuem aufflammen, um das Schrecklichste menschlich zu machen. Desdemona muß erwachen, und beide Gatten müssen noch einmal Aug' in Auge einander sehen. Wie in einem Tonwerke vor dem Finale noch einmal das musikalische Motiv des Ganzen mit höchstem Nachdrucke auszuklingen pflegt, so hier in der Tragödie vor der Katastrophe das psychologische Motiv. Othello läßt schon halb erweicht die rächende Hand sinken. — wie kann der starke Mann ein schwaches wehrloses Weib tödten? — da versetzt ihn Desdemona's kunstlose Unschuldsbetheuerung, die ihm als letzte Lüge, als letztes verächtliches Symptom moralischer Häßlichkeit erscheint, in neue blinde Wuth, welche sich noch steigert, als sie — selbst in dieser Stunde äußerster Not — sich selbst einen Augenblick vergessend um Cassio's Schicksal in plötzliche mitleidvolle Thränen ausbricht. „Weinst du um ihn mir ins Gesicht?“ ruft der gereizte Gatte, und damit ist das Maß voll. Es wird schwarz und dunkel um ihn her, und die Schatten des Wahnsinns verhüllen die mörderische That. Desdemona verhaucht ihre Seele in einem Seufzer, der durch den Tumult der empörten Elemente wie ein Harfenklang schwebt. „Ich selbst habe dies gethan!“ antwortet sie sterbend der hereinstürzenden Zofe. „Empfiehl mich meinem theuren Herrn. O lebewohl!“ — Es ist in tragischer Verkörperung das Wort des Apostels. „Die Liebe höret nimmer auf.“ Hölle und Tod haben keine Macht über sie.

Die Katastrophe ist vorbei, Desdemona's Unschuld wird offenbar, und nun entfaltet sich Shakspere's Dichtergröße in ihrer ganzen Hoheit. Es kommt nach dem ersten Entsetzen über seine Verblendung, eine Ruhe über Othello's Seele, die nach und nach alle Zuckungen der Qual überwindet. Er hat eine gräßliche That verübt, er hat mit eigener Hand sein Glück zertrümmert, aber er hat seinen Glauben und seine Liebe wieder gefunden. Darum ist nun, neben der Leiche seines Weibes, seine Stimmung eine fast getrostete, verglichen mit der Pein welche er neben der Lebenden erduldete. Als sie lebte, glaubte er sie schuldig; nun sie todt ist, weiß er sie rein. „Das Leben ist der Güter höchstes nicht“: er hat in diesen letzten Augenblicken mehr wieder gefunden als er verloren hatte. Darum machen die ersten Ausbrüche der Verzweiflung sehr bald Raum einer unwiderstehlichen Sehnsucht durch den Tod mit Desdemona sich wieder zu vereinigen. Das Rachegefühl gegen Jago, welches die meisten Dichter gewiß grell und farbig gemalt haben würden, verblaßt vor der lichten Glorie in welcher dem Helden nun sein gemordetes Weib erscheint. Auf Erden ist es für ihn Nacht geworden; und seine nach Oben gerichteten Blicke streifen kaum mehr die Gestalt des Frevlers der ihn so unheilbar verwundet hat. Er entläßt ihn mit den Worten: „Ich möchte dich leben lassen: denn in meinen Augen ist es Glück zu sterben.“ Ein Glück zu sterben, — das ist in Othello's Munde keine theatralische Redewendung; der Tod ist ihm gleichsam eine Erneuung seiner Ehre, deren er, wie er deutlich fühlt, durch seine That sich nicht unwürdig gemacht hat, deren ewiges Theil, über die Schrecken der Zeitlichkeit siegend, unversehrt geblieben ist. In diesem Sinne spricht er zu den entsetzten Venezianern:

„Ich bitte Euch, in Euren Briefen,
Wenn Ihr die unglückselge That erzählt,
Sprecht von mir wie ich bin. Beschönigt nichts
Noch auch in Bosheit schreibt. Dann müßt ihr sprechen
Von Einem der nicht weise liebte, sondern
Der allzu sehr geliebt; von Einem der
Nicht leicht mißtraute, aber aufgehetzt
Blind war aufs Aeußerste; von Einem der,
Dem schönden Juden gleich, ein Kleinod wegwarf,
Reicher denn all sein Volk;

Digitized by Google

Von Einem dessen unbezwungne Augen,
Sonst nicht gewöhnt an schmeichend Roß, nun Thränen
Schnell träufeln wie die Bäum' Arabias
Ihr heilsam Harz."

Und dann nichts als ein Dolchstoß und der Abschied:

„Ich küßte dich, eh' ich dich tödtete!
Nun bleibt kein andrer Schluß,
Mich selber tödtend, stets' auch ich im Kuß."

Das Irdische sinkt unter den Füßen hinweg; die vergängliche Form liegt zerschlagen am Boden, und das Unsterbliche, das Unendliche in der Liebe, welches mit feuriger Glut die leibliche Hülle verzehrt hat, schwingt sich, unversehrt in seinem innersten Wesen, unversehrt noch durch die entsetzlichste Verirrung, triumphirend empor; denn die blutige Zerstörung selbst verwandelt sich in ein Zeugniß seiner Allgewalt und seiner Herrlichkeit.

* Der Dom zu Bremen.

Der Dom zu Bremen und seine Kunstdenkmale. Von Dr. Herm. Alex. Müller. Bremen, C. E. Müller.

Es ist während der letzten dreißig Jahre in allen Theilen Deutschlands außerordentlich viel geschehen, um durch eingehende Beschreibungen und Abbildungen charakteristischer Bauwerke die Geschichte der Baukunst zu ergänzen und zu bereichern. Die Resultate solcher Bestrebungen, welche in unserer Gegend angestellt wurden, sind namentlich in einer Zeitschrift, „dem Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte," veröffentlicht, und der Gründer dieses Blattes, Herr Mithoff in Hannover, hat sich besonders große Verdienste um Niedersachsens Kunstgeschichte erworben. Aber auch andere tüchtige Männer haben redlich mitgearbeitet, so daß bereits ein Material gesammelt ist, welches über die Denkmale dieser Gegend sehr interessante und wichtige Aufschlüsse giebt.

Aus Bremen fehlten die Beiträge jedoch fast gänzlich, bis in neuester Zeit Herr Dr. Müller einen dankenswerthen Anfang gemacht und eine Beschreibung des Doms und seiner Denkmale veröffentlicht hat. Bei Durchführung seiner Aufgabe hat der Verfasser sicherlich große Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, da die Quellen sehr spärlich sind, worauf er seine Untersuchungen basiren konnte. Es ist ihm jedoch gelungen, das bekannte Material durch eigne Forschungen ansehnlich zu bereichern und klar und übersichtlich zu ordnen, so daß man durch die Lectüre des Buches mit der Entwickelungsgeschichte des Doms und seiner künstlerischen Bedeutung vollständig vertraut gemacht wird. Die Darstellung hätte unserer Ansicht nach wohl eine etwas leichtere, unterhaltendere Form gewinnen können, wenn der Verfasser bei dem Gebrauch von Kunstausdrücken sich der äußersten Sparsamkeit befleißigt hätte. Es scheint uns, daß diese Vorsicht sehr zu empfehlen gewesen wäre, da das Buch neben seiner Bedeutung als Beitrag zu Niedersachsens Kunstgeschichte, sicherlich auch den Zweck haben soll, jeden Bremer mit der Geschichte und dem Werth des vornehmsten kirchlichen Bauwerks der Stadt näher bekannt zu machen. Dem Laien, welcher zum Studium ähnlicher Werke selten gelangt, hätte die Lectüre des Buches wohl etwas erleichtert werden können; jedoch ist dieser Umstand von zu geringer Bedeutung, als daß sich dadurch Jemand abhalten lassen dürfte, den Gang der Darstellung mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Das Resultat seines Studiums wird ihn in der That reichlich belohnen.

Das Buch zerfällt in drei Hauptabschnitte. Im ersten wird die Baugeschichte, im zweiten die Baubeschreibung, im dritten eine Untersuchung über die Kunstdenkmale des Doms geliefert. — Freilich ist die Baugeschichte des Doms sehr lückenhaft, doch enthält sie namentlich aus früherer Zeit viel Interessantes, welches der Verfasser in klarer Ordnung und in unterhaltender Weise mitgetheilt hat.

Er beginnt mit dem höchst interessanten Stiftungsbriefe Karls des Großen, durch welchen in dem wohlhabenden Fischerorte Bremen in der Provinz Wigmodia ein Bischofssitz und ein Gotteshaus „von wunderbarer Schönheit" errichtet wird. Auf einem Hügel, welcher von Haide und Brombeergesträuch bewachsen war, wurde dieses Gotteshaus aus Holz erbaut und im Jahre 789 zu Ehren des Herrn Jesu Christi „sub invocatione Petri" vom Bischof Willehadus geweiht. Schon im ersten Viertel des folgenden Jahrhunderts führte Willehadus Nachfolger Willerich statt dieses hölzernen einen steinernen Dom auf, welcher aber durch einen furchtbaren Brand im Jahre 1042 wieder zerstört wurde. Der damals regierende Bischof Bezelin schritt dann schnell zu einem Neubau, nach dem Muster des Kölner Doms, wurde aber vom Tode ereilt, bevor er den Dom vollendet sah. Sein Nachfolger Adelbert von Bremen führte den Bau fort, aber nach einem anderen Muster, als bislang, nämlich nach dem Vorbild des Doms von Benevent; — diese unter Adelbert erbaute Pfeilerbasilika finden wir in der Hauptanlage unseres heutigen Domes wieder; ihr gehören, wie der Verfasser im zweiten Abschnitt näher nachweist, die Anlagen des Hauptschiffes, zweier Nebenschiffe, des Kreuzschiffes, der beiden Chöre und der beiden Krypten an. Ueber die Umbauten des Doms während des 13. Jahrhunderts fehlen leider die geschichtlichen Nachrichten ganz und treten erst sehr spärlich wieder auf, wo von den Veränderungen des Doms während des 14., 15. und 16. Jahrhunderts die Rede ist.

Nicht minder lesenswerth als diese Baugeschichte des Doms ist die zweite Abtheilung des Buches: die Baubeschreibung. Mit Hülfe des vom Baumeister der Kirche, Herrn Wegel, mitgetheilten Grundrisses gewinnt auch der Laie ein so klares Bild von dem Dom, wie es sich gewiß nur wenige unserer Mitbürger vor dem Erscheinen des Müllerschen Buches angeeignet hatten. Die Bedeutung der einzelnen Theile, ihr Zusammenhang mit dem Hauptkerne des Bauwerks, seine allmäligen Umgestaltungen, das Anfügen jüngerer Theile — alles dieses wird von Müller gründlich beleuchtet. Daß wir uns jedoch bei den spärlichen historischen Nachrichten, welche dem Verfasser zu Gebote standen, auch bei einigen Hypothesen beruhigen müssen, liegt in der Natur der Sache. Als solche müssen wir z. B. die Annahme ansehen, daß der westliche und östliche Chor früher runde Abschlüsse statt der jetzigen geraden Schlußmauern besessen haben; die Begründung dieser Ansicht hat uns in der That nicht überzeugen können, vielmehr scheint uns die Beschaffenheit der westlichen Façade des Doms entschieden gegen diese Annahme zu sprechen. Beiläufig möchten wir auch erwähnen, daß es nicht ganz buchstäblich mit der Angabe genommen werden darf, es gehörten die Arkaden des Mittelschiffes in ihrer jetzigen Gestalt dem 11. Jahrhundert an. Denn unzweifelhaft sind die Basilikenpfeiler bei der später ausgeführten Einwölbung des Mittelschiffes großentheils abgerissen worden, um den hinzuzufügenden Säulenbündeln durch ein gemeinschaftliches verbandmäßiges Aufmauern mit den Basilikenpfeilern einen genügenden Halt zu geben. Daß dann die neuen Pfeilergefimse nach dem Vorbilde der vorhandenen angefertigt sind, ist freilich möglich, doch keineswegs verbürgt. Wir erklären aber gern, daß wir selbst auf diesen Einwurf kein großes Gewicht legen, daß wir vielmehr dem Verfasser eine gründliche Beobachtung

Digitized by Google

und glückliche Schlußfolgerung ausdrücklich nachrühmen müssen. Wir halten ihn z. B. wohl berechtigt zu dem sehr wichtigen Schluß, daß an der nördlichen Langseite einst zwei Seitenschiffe vorhanden gewesen seien, ähnlich wie sich noch jetzt eine Kapellenreihe neben dem südlichen Seitenschiffe findet, und daß also „der Dom zu irgend einer Zeit fünfschiffig war.“ Ebenso ist uns auch der Schluß, daß nie ein nördlicher Kreuzgang bestanden habe, vollkommen einleuchtend. Ueberhaupt können wir uns mit den Entwickelungen dieser Abtheilung im großen Ganzen vollständig einverstanden erklären.

Die dritte Abtheilung des Buches, die Beschreibung der Kunstdenkmale des Domes, hat der Verfasser mit besonderer Liebe bearbeitet. Unseren Lesern können wir daraus Zusammenhängendes kaum mittheilen, ohne zu ausführlich zu werden, sondern müssen sie auf die eigne Lectüre mit der Versicherung verweisen, daß sie gewiß viele interessante hübsche Aufschlüsse erhalten werden.

Ueber das Verdienst des Verfassers, welches er sich durch Herausgabe des Buches erworben hat, brauchen wir nach obiger Besprechung nichts mehr zu erwähnen. Auch hat darüber bereits die öffentliche Meinung entschieden, denn wie wir zu unserer Freude hören, erfreut sich das Buch bereits der lebhaftesten Theilnahme des Publikums.

* Ein Reisebericht aus dem 15. Jahrhundert.

Bremen, 7. März. Gestern hielt Herr Dr. E. Sägelken im Künstlerverein einen Vortrag über die Reise des böhmischen Herrn Leo von Rozmital, eines Schwagers des Königs Georg von Podiebrad, die derselbe mit vierzig Begleitern in den Jahren 1465, 66 und 67 unternahm. Zunächst sprach der Redner im Allgemeinen über den Werth derartiger Documente für die Culturgeschichte der betreffenden Epoche und hob dabei hervor, wie das vorliegende Actenstück unter denselben noch einen besonders hervorragenden Rang einnehme, sowohl wegen der Wichtigkeit der Zeit, in die der Reisebericht falle, als auch wegen der bedeutenden Persönlichkeiten, mit denen die Böhmen in Berührung kommen. Gerade fündundzwanzig Jahre vor der Entdeckung Amerikas ist die Reise vollendet, und die Beschreibung derselben, die uns in einer lateinischen Uebersetzung des verloren gegangenen böhmischen Originals, sowie in einem zweiten deutschen Berichte vorliegt, führt uns ganz in die Vorstellungsweise der damals lebenden Menschen ein und lehrt uns ihre Gewohnheiten, ihre Anschauungen, ihre Gebräuche und Irrthümer kennen. Ein interessanter Bericht über wunderbare Meerfahrten, die von Portugal aus auf des Königs Befehl gemacht wurden, zeigt, wie lebhaft die Entdeckungen zur See die Phantasie der Küstenbewohner des westlichen Europas die letzten Decennien vor der Entdeckung Amerika's bereits beschäftigten. Die Reise, die von Prag aus durch Deutschland den Rhein- hinab, durch Belgien nach Calais und von dort nach England gemacht wird, dann über die Bretagne und Frankreich nach Spanien und Portugal und durch Südfrankreich und Oberitalien nach Böhmen zurückführt, bringt die Reisenden mit einer großen Anzahl von Personen in Berührung, worunter viele sich einen bedeutenden Platz in der Geschichte bewahrt haben. Wir machen die Bekanntschaft des schwachen Kaisers Friedrich III. von Deutschland, des Vaters und Vorgängers von Maximilian. Wir begleiten die Reisenden an den Hof Eduard's IV. von England, bekannt als Vater der unglücklichen Prinzen, die auf Anstiften ihres Oheims Richard von Gloucester ermordet wurden, und wohnen einem Mahle bei am Hofe von Eduard von Clarence, dem durch seine sonderbare Todesart in einem Fasse Malvasier bekannten Bruder des Königs. Ludwig XI. von Frankreich, dieser für Frankreichs Geschichte so wichtige und so verschieden beurtheilte Fürst, sowie sein ritterlicher Gegner, Karl der Kühne, damals wo sein Vater Philipp der Gute noch lebte, bloß Herzog von Charolais, wetteifern mit einander, die Reisenden an ihrem Hofe möglichst glänzend zu empfangen. Von der Jungfrau von Orleans, die 30—40 Jahre vorher gelebt hat, heißt es, sie sei nach London geführt und dort, und nicht in Frankreich, zu Asche verbrannt worden.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Jugurtha. Ein dramatisches Gemälde in 5 Handlungen. Von E. Ruland. — Charlotte Corday. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Von C. von Appen. — Bilder aus dem deutschen Ostseeleben. Von P. J. Wilcken. — Der Dom zu Paderborn. Von Ld. C. Giesers. — Handbuch der Handels-Wissenschaft, mit besonderer Berücksichtigung der in Deutschland bestehenden Verhältnisse. Von F. A. Strackerjan. — Ornithologischer Beitrag zur Fauna Madagascars. Mit Berücksichtigung der Inseln Mayotta, Nossi-Bé und St. Marie, sowie der Mascarenen und Seychellen. Von Gustav Hartlaub. — Zur Theorie des Erkennens durch den Geschichtsinn. Von M. J. Schleiden. — Ein Weltuntergang. Von O. Marbach. — Juliane von Krüdener und Kaiser Alexander. Ein Zeitbild in 3 Bänden. Von Amely Bölte.

* Die römische Geschichte von Theodor Mommsen, welche eine Art von Revolution auf dem betreffenden Gebiete veranlaßt hat, erscheint soeben in dritter Auflage.

* Bei Brockhaus in Leipzig erschien eine Auswahl klassischen englischen Dichtungen, über welche die Kölnische Zeitung sagt: Die „Selections from the works of the British classical Poets, arranged with biographical and critical notices by Maria Mary Marinneck“ empfehlen sich durch Tresslichkeit, Reichhaltigkeit und sittliche Reinheit der Auswahl, so wie durch Correctheit des Textes und gute Ausstattung ganz besonders denjenigen Töchterschulen in Deutschland, auf denen der Unterricht in der englischen Literatur und Sprache mit einiger Gründlichkeit gelehrt wird. Die Auswahl reicht von Shakspere bis Shelley und ist Lord Bloomfield gewidmet; die den Musterstücken vorausgeschickten Notizen sind als Grundzüge für den Lehrer zureichend; die Erläuterungen zum Texte und die Erklärungen schwieriger Wendungen und Ausdrücke sollten reichlicher geboten sein. Die angekündigten Ergänzungsbände über die ältere und neuere Lyrik werden den Werth dieser Auswahl bedeutend erhöhen.

* Der Cyclus wissenschaftlicher Vorlesungen, welcher alljährlich in München im Liebigschen Hörsaale stattfindet, wurde in diesem Jahre von Riehl mit einem Vortrage über nationale Arbeit eröffnet. Der Verfasser ist mit einem größeren Werke über dies Thema beschäftigt. Später sprach Sybel über deutsche Geschichte, Lübke über das attische Theater, Blumtschli über Friedrich den Großen, Carriere über das indische Epos, Bodenstedt über das russische Theater in seiner nationalen Bedeutung.

* Die Beerdigung Scribe's hat am 23. Februar in Paris in großartiger Weise stattgefunden. Academie, Literatur und Kunst waren vertreten; die Bühnen, für welche Scribe thätig gewesen ist, blieben an dem Abend geschlossen.

* Zum Besten des Lessing-Denkmals, welches zu Kamenz in Sachsen, dem Geburtsorte des Dichters, errichtet werden soll, hat in Leipzig eine Lessingfeier stattgefunden, bei welcher Adolf Stahr die Festrede hielt.

* Der außerordentlich thätige Claviervirtuose und Componist Anton Rubinstein hat nach dem „Janko“ von Carl Dec eine Oper „Die Kinder der Haide“ in vier Acten componirt. Dieselbe ist auf der kaiserlichen Opernbühne in Wien aufgeführt worden, scheint aber den hochgespannten Erwartungen nicht entsprochen zu haben. Ein Wiener Blatt sagt zart, sie habe diese Erwartungen nicht grade Lügen gestraft. An Zeichen der Anerkennung habe es nicht gefehlt, auch errege das Werk das besondere Interesse des Fachmusikers und der musikalisch Gebildeten überhaupt, während der Laie sich für die Steigerung der Handlung interessiren könne. Bei so geringem und kühlem Lob in einem Wiener Munde läßt sich annehmen, daß die Oper durchgefallen ist.

Digitized by Google

* Am 20. Februar hielt in Berlin Berthold Auerbach einen glänzenden Vortrag über Goethe und die Erzählungskunst. Vom Gedankengange des Redners theilen wir Einiges nach dem Berichte der Nationalzeitung mit: Herr Auerbach begann mit dem Citat des Goethe'schen Distichons: „Welchen Leser ich wünsche; den unbefangenen, der sich, mich und die Welt vergißt, u. s. w." Dies konnte Goethe, so knüpfte der Vortragende an den citirten Ausspruch an, nur von einem Leser im eigentlichen Sinn verlangen, mit anderen Worten von einem Menschen, dem das köstliche oder sachliche Interesse das Wichtigste ist, und der streng genommen mit einer einmaligen Lektüre das Buch, dessen Inhalt er verfolgt, absolvirt oder ausgelesen hat. Ungleich höher steht der, welcher ein Buch zu wiederholten Malen liest; er ist kein bloßer Leser mehr, sondern ein Freund des Verfassers, ein Kunstverständiger. Dabei kommt noch ein anderer bedeutsamer Umstand in Betracht. Bücher, die uns nicht zu einer wiederholten Lektüre reizen, haben keine echte Vitalität in sich; das zweite Lesen ist gleichsam erst die Garantie für das wirkliche Bestehen oder für den monumentalen Charakter eines Werkes. Ein solches Werk von Dauer behält auch bei wiederholtem Lesen den Eindruck der Neuheit, die nicht in flüchtigen Ueberraschungen und äußeren Reizen besteht, sondern in der Echtheit nach Innen zu. Aehnlich verhält es sich mit der Naturbetrachtung. Wir treten in jedem Frühjahr hinaus in die Natur und was wir schauen, bleibt immer dasselbe. Wechselerscheinungen erscheinen und Alles wieder neu, je nach unserer Stimmung und nach den Fortschritten unserer Entwicklung. So erschließen und auch Goethe's Werke gleichsam stets einen neuen Inhalt. Wie ein Familienvater die Seinen z. B. in verschiedenen Perioden des Lebens und wiederholt malen läßt, um die Veränderungen dieser Perioden oder eine stufenweise Altersanschauung der Seinen zu besitzen; ebenso etwa macht es Goethe mit uns, seinen oftmaligen Lesern: er stellt uns durch die wiederholte Lektüre seiner Werke, namentlich der größeren, auf jeder Stufe unserer Entwicklung unser Innere vor die Augen. Wir haben, um es anders auszudrücken, an ihm einen Gradmesser unserer eigenen Fortschritte. Nachdem Goethe eine gewisse Stufe der Entwicklung erreicht und sich in sich gefestigt hatte, sagte er über sich selbst das stolze Wort: „Ich lerne mich als Natur achten." Es enthält dieser Ausspruch eine Formel für das sich selbst Begreifen und zugleich für das Nachbegreifen; und es erscheinen in Goethe „Natur" und (wie das Wort „achten" ursprünglich) „Erkenntniß" als die beiden Seiten (oder sagen wir geradezu als die „beiden Attribute") der einen und selben genialen Substanz. — Man wird bei dieser Stelle des Vortragenden unwillkürlich an die Spinoza'schen Definitionen erinnert werden; und in der That machte Herr Auerbach im Folgenden noch öfter Gebrauch von der Hinweisung auf den großen Philosophen, mit dem er sich selbst in früheren Jahren so eifrig beschäftigt. Ja, er suchte das Interesse, welches Goethe, wie bekannt, für Spinoza hegte, auf eine tiefere innere Verwandschaft zwischen dem Dichter und dem Philosophen zu deuten und zog gelegentlich Parallelen zwischen Goethe'schem Schaffen und Spinoza'schem Denken. — Goethe, fuhr der Vortragende fort, konnte sich auf jene, seine Natur verlassen; aber das Element der „Erkenntniß" war dabei keineswegs überflüssig, indem der Dichter durch letztere seiner Natur erst ihre freie Entfaltung bereitete. Und allmälig wurden die Gesetze der Kunst seine eigene Natur: er erhob das Sein (d. h. das eigene Sein) zum Bewußtsein. Der Leser sieht Goethe: der Kenner thut mehr, er sieht ihn nicht blos, sondern er versteht ihn. Goethe würde es keineswegs als zweckmäßig erachten, wenn man aus seinen Werken eine förmliche ästhetische Dogmatik ziehen wollte; aber er würde es billigen, wenn man die Gesetzlichkeit seines Schaffens aus ihnen nachweisen wollte. — Keine andere Nation besitzt einen Dichter ersten Ranges, der so wie Goethe alle Gattungen der Darstellung, die Lyrik, Dramatik und Epik, in sich einschloß. Mit besonderer Vorliebe indeß neigte er sich der letzteren Form, der Erzählung zu und von seinem dreiundzwanzigsten bis zu seinem zweiundachtzigsten Jahre kehrte er immer wieder zu dieser Gattung zurück. In sein Leben selbst erscheint ganz anders als das Schillers, als eine breit angelegte Erzählung, ohne specifisch dramatische Wendepunkte, vielmehr ganz episch und der Art, daß spätere Phasen die Erklärung der früheren zu Tage fördern. Wäre Goethe wie Schiller mit sechsundvierzig Jahren gestorben, so hätten wir an seinem Leben viele, ungelöste Fragezeichen.

* Ernst Rietschel. Am 20. Februar starb nach langen und schweren Leiden der große Bildhauer Ernst Rietschel in Dresden, der Meister der Lessingstatue in Braunschweig, der Goethe-Schiller-Gruppe in Weimar und des Uebersstandbildes in Dresden. Die Vorarbeiten für das kolossale Lutherdenkmal in Worms schienen glücklicherweise von dem auch unter schweren Leiden rastlos thätigen Meister so weit gefördert zu sein, daß die Ausführung des Planes gesichert ist. Der Tod Rietschels erregt weithin die tiefste Theilnahme, eine besonders schmerzliche in Dresden, wo der ausgezeichnete und persönlich liebenswürdige Künstler allgemein hochgeschätzt wurde. Noch vor Kurzem hatte die Regierung, um ihn an die Stadt zu fesseln, alle Wünsche Rietschels erfüllt und ihm ein neues Atelier gebaut, in welchem er nicht lange mehr wirken sollte. Ueber die unter großer und tiefer Theilnahme am 24. Februar erfolgte Beerdigung des Meisters berichtet das Dresdener Journal: Am Tage vorher war die Leiche in den Atelier-Räumen des Verstorbenen feierlich aufgebettet, jedem zugänglich, der sich noch eine letzte bleibende Erinnerung dort holen wollte. Und es kamen ihrer viele mit trauerndem Herzen, die den Meister noch einmal sehen wollten an der geweihten Stätte wo sein schöpferischer Genius rastlos thätig war. Von der Arbeit ruhend, still und voller Frieden lag er da zwischen den lauterdenden Zeugen seiner unsterblichen Schaffens, überschirmt von dem gottvertrauenden Glaubensbekenntniß, der Kolossalstatue seines Luther, welche über seinem Haupte sich erhob, während zur Rechten das Modell Wichels stand, und links der Entwurf des Lutherdenkmals. Am Fußende des Katafalks, auf dem die Leiche ruhte und welchen brennende Candelaber umgaben, lagen auf weißen Atlaskissen die Orden, mit denen die Fürsten dieser Erde den Künstler geehrt, und Zweige und Blumenkränze als letzte Opfer der Liebe und Verehrung. Die Wände waren schwarz ausgeschlagen, und dochaufstrebende Palmen bildeten den Hintergrund der Statuen. Am Katafalk hielten von gestern Mittag an zwei Professoren und Schüler der k. Akademie die Ehrenwache. Die ganze Ausstellung, welche das Gepräge tiefempfundener Trauer und ernster Feier trug, war von ergreifender Wirkung. Am Morgen des 24. Febr., gegen 11 Uhr, als die Zeit zum Beginn des Conduct gekommen war, wurde der Sarg geschlossen, und unter dem von dem Kreuzschülerchor gesungenen Liede: „Jesus meine Zuversicht," aus dem Trauerhause nach dem Wagen gebracht. Unter fortwährendem Glockengeläute und den feierlichen Klängen eines Trauermarsches setzte sich nun der Zug in Bewegung. Vier Rathswächter mit besterten Partisanen eröffneten ihn. Denselben folgten der Stadtfourier und die Dienstdiene des Verstorbenen, sowie ein gegen 80 Mann starkes Militärmusikchor. Drei frühere Schüler Rietschels, umgeben von vier Trauermarschällen, schritten vor dem Sarge einher, und trugen auf Kissen die Orden des Entschlafenen und einen Lorbeerkranz. Den Leichenwagen, auf welchen unter andern Liebesgaben ein vom Stadtrath am Morgen des Tags geschicker frischer Lorbeerkranz auf einem Kissen in den Farben der Stadt sich befand, umgaben zunächst die Schüler des Verstorbenen, Palmzweige tragend, und Trauermarschälle, zehn auf jeder Seite des Wagens. Unter Vorantritt eines Adjutanten des Königs, des Hofmarschalls des Kronprinzen und eines Adjutanten des Prinzen Georg, folgten sodann den Sarg die Hh. Staatsminister Frhr. v. Beust, Dr. v. Nostitz-Wallwitz, Frhr. v. Friesen, und der Gesandte des Großherzogthums Sachsen-Weimar und der sächsischen Herzogthümer, dem sich der akademische Rath, die Professoren der Akademie und ein langer Zug Leidtragender anschlossen, unter welchen wir Obergemeräthe und Räthe verschiedener Ministerien, die Spitzen der städtischen Behörden, so wie den Superintendenten Dr. Kohlschütter, die große Mehrzahl der hiesigen selbstständigen Künstler, die Vertreter des k. Hoftheaters und der k. Capelle, endlich die Directoren aller hiesigen Institute für Kunst und Wissenschaft, Lehr- und Schulanstalten haben; ihnen schloß sich die Presse und alles was in der Schriftstellerwelt von Bedeutung ist, ferner Abgeordnete der hiesigen Gesangvereine und eine große Anzahl von Männern aus allen Ständen der Bevölkerung an, darunter die Schüler der k. Akademie. Den langen Zug schlossen die Trauerwagen mit den leidtragenden Familienglidern des Verstorbenen und eine Anzahl Equipagen. Umwogt von Tausenden, die eine musterhaft würdige Haltung beobachteten, bewegte sich der ernste Zug von dem Trauerhaus auf der Ammonstraße durch die innere Stadt nach dem Trinitatis-Kirchhof. Hier angekommen trugen die Schüler ihren Meister, unter Assistenz der gewöhnlichen Leichenträger, an seiner letzten Ruhestätte. Ein Sängerchor empfing den Sarg am Grabe, um welches von den Trauermarschällen ein Kreis gebildet wurde, in den die Leidtragenden eintraten. Der der Familie Rietschels nahe befreundete Diakonus Schulze hielt die Leichenrede, und spendete christlichen Trost; indem er des Charakters des Entschlafenen gedachte, zeigte er wie Demuth der Hauptcharakterzug desselben gewesen, und wie dieser Demuth Wurzel in der Gottesfurcht des Verstorbenen zu suchen sei. Nach einem kurzen Gesang trat sodann der Vorsitzende des akademischen Raths, Ministerialdirector Geheimrath Kohlschütter, an das Grab, und gab in lebendiger, tief und warm empfundener Rede ein Bild des Meisters, seines Lebens und seines Wirkens. — Nach der Rede des Hrn. Geh. Raths Kohlschütter sprach ein Schüler Rietschels, Hr. Dondorf, noch einige herzliche Worte des Abschieds, und nachdem der anwesende Geistliche den Segen gesprochen, wurden dem Todten Lorbeerkranz und Palmzweige mit in das Grab gegeben, als frische Symbole des Sieges und der Verklärung. Mit mancher Handvoll Erde, die in das Grab fiel, wurde dem Entschlafenen ein wehmüthig folgel Lebewohl nachgerufen: ein wehmüthiges, daß er schon von uns gehen mußte; ein stolzes, daß er uns angehörte.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ Sgr. incl. Postversendung.

Neunter Jahrgang.

№ 11. Bremen, 17. März. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Neue Sagen und Schwänke aus Hildesheim. Von Karl Seifart.
Das Grimmsche Wörterbuch. Von W. Hoyer.
Poetische Kleinigkeiten. Von F. Ruperti.
Die Remenier und die Zigeuner.
Zur Erinnerung an Rietschel.
Literatur und Kunst.

* Neue Sagen und Schwänke aus Hildesheim.

Von Karl Seifart.

Obschon ich in meiner Sammlung von Sagen, Märchen, Schwänken und Gebräuchen aus Stadt und Stift Hildesheim so ziemlich Alles eingeheimst habe, was in der alterthümlichen Bischofsstadt und auf ihren schönen, reichen Fluren von alten Volksüberlieferungen zu ernten war, so findet sich doch dort unter der Spreu moderner Anekdoten und dem Unkraut von Traktätchen-Geschichten, welches leider auch in der sonst so gesunden Luft des südlichen Niedersachsen zu wuchern beginnt, hin und wieder noch eine volle Ähre gesunder Volkspoesie, die zu den gesammelten Garben gelegt werden mag. Dahin gehören folgende sagenhafte Geschichten von dem Ansehen und der Bedeutung der alten Freiungen, von welchem die erstere zwar in „Ruthes Leben, Leiden und Widerwärtigkeiten eines Niedersachsen“ (Berlin 1841) als ein historisches Factum mitgetheilt wird, die wir aber mit gutem Grund für rein sagenhaft halten, weil weder in den Proceßacten des dort erwähnten Mörders eines solchen Vorgangs gedacht wird, noch anzunehmen ist, daß man in so später Zeit (in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) noch so pedantisch, wie die Sage erzählt, die Unverletzlichkeit der Freiungen aufrecht erhalten habe.

Zur Erläuterung der Sagen über das Ansehen der Freiungen möge folgendes dienen: Die aus der antiken in die christliche Welt verpflanzten Asyle, „Freiungen“, „Freistätten“, „Freiheiten“, gehörten in rohen und zur Gewaltthat geneigten Zeiten zu den wohlthätigsten Einrichtungen; aus edlem, menschlichen Mitgefühl entsprungen, schützten sie ebensowohl den unschuldig Verfolgten als auch den durch die Härte drakonischer Gesetze allzu schwer bedroheten Uebelthäter. Die Furcht vor den Göttern oder den Heiligen sicherte die sacrosancte Freistatt nachdrücklicher als Wall und Mauer, weßhalb mancher offene Ort, Hain, Straße oder Kirchhof dem Verfolgten einen ebenso sichern Schutz gewährte, wie die Mauern eines befestigten Klosters oder einer Kirche. Freilich wurde das Asylrecht nur allzuhäufig mißbraucht, und die Stadtchroniken sind reich an Nachrichten über den Mißbrauch der Freiung, durch welchen sich mancher verruchte Verbrecher der nach den Begriffen und dem Rechtsgefühl der Zeit wohlverdienten Strafe entzog. — Noch häufiger als dieser Uebelstand waren Tumulte, Aufläufe und gefährliche Revolten im Gefolge des Gebrauchs der Freiungen, wenn nämlich das Volk bei groben Rechtsverletzungen die Asyle nicht respektiren und den gravirten Flüchtling mit Gewalt seiner Zufluchtsstätte entreißen wollte; darüber kam es mitunter zu den heftigsten Kämpfen mit den Behörden (im Mittelalter in der Regel Bischöfen, Aebten, Klostervögten), welche die Unverletzlichkeit der Freiung zu überwachen hatten. Von solchen Kämpfen und Tumulten weiß besonders die vortreffliche Gemeiner'sche Regensburger Chronik viel zu erzählen; wir heben nur folgende Fälle als besonders charakteristisch hervor: Im Jahr 1146 hatte sich zu Regensburg ein Missethäter in eine Freiung geflüchtet, das Volk aber verlangte Bestrafung des Verbrechers, entriß ihn mit gewaffneter Hand dem Asyl und verübte, als es auf Widerstand stieß, Mord und Todschlag; der Bischof erklärte die Freiung (eine Kirche) für entweiht und sprach den Bannfluch über die Stadt aus. — Im Jahr 1311 war große Theuerung, drum ließ der Rath von Regensburg den Becken (Bäckern) kund thuen, daß jeder Becke, der zu klein backe, das erstemal um ein Pfund Pfennige gestraft, im Wiederholungsfalle aber „geschupft“, d. h. Allen zum Gespött in ein Pfuel schmutzigen Wasserß, welcher nachher den Namen „Beckensprengbekam, gestoßen werden solle. Auf Grund dieses Gesetzes wurde im Jahr 1320 an einem Bäcker, der zu leicht gebacken hatte, die angedrohete Strafe im Beisein einer großen Volksmenge vollzogen. Einer der Zuschauer stieß den durch die Schmach und die Nässe tief erbitterten Bäcker wieder in den Pfuel zurück, als dieser bereits seine Strafe überstanden hatte; darüber ergrimmte der Bäcker aufs heftigste und schwur seinem Beleidiger den Tod. Wenige Tage nachher bot sich die gewünschte Gelegenheit zur Rache, indem der Bäcker seinen Beleidiger während einer Procession vor dem vorbeigetragenen Allerheiligsten kniend fand und ihn meuchlings niederstieß. Der Mörder rettete sich sofort in die Freiung des Bischofs. Das Volk und der Rath aber war der Ansicht, daß die Freiung in diesem Fall nicht schützen könne, weil der Flüchtling sich nicht gescheut habe, in Gegenwart des Gekreuzigten zu morden, und forderte die Auslieferung des Verbrechers. Als aber der Bischof sich weigerte, wurden bewaffnete Rathsdiener ausgesandt, welche die Thore der Freiung mit Gewalt erbrachen und den Mörder der Strafe überlieferten; als derselbe hingerichtet wurde, belegte der Bischof die Stadt wegen gebrochener Freiung und „Heilthumsschändung“ mit dem Bann.

Digitized by Google

Aehnlicher Geschichten weiß Gemeiner eine große Menge aus dem mittelalterlichen Regensburg und selbst noch aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu erzählen. Es mögen nun die sagenhaften Geschichten aus Hildesheim folgen, die ihre Entstehung allerdings der Anregung historischer Facta verdanken, die aber in ihrer fabelhaften Ausmalung die dichtende Volksphantasie verrathen, welche noch von dem Ansehen und Gewichte des Freiungsrechtes erfüllt war.

Auf der Freiheit.

Es war wohl so um Anno neunzig, als ein alter, grämlicher und bösartiger Junggesell, welcher in Langenhagen wohnte, eine haustrende Judenfrau ermordet, beraubt und in seinem Hause verscharrt hatte. Das Haus lag auf der St. Michaelisfreiheit, und deshalb konnte man dem Mörder nicht an den Kragen kommen, obwohl alle Nachbarn und die ganze Stadt überzeugt waren, daß er den Mord verübt habe, denn die Nachbarn hatten die Judenfrau wohl in das Haus hineingehen, aber nicht zurückkehren sehen. Der Bösewicht hütete sich in seinem Schuldbewußtsein auch wohl die Freiheit zu verlassen, war aber so frech, daß er am hellen Tage auf der Straße spazieren ging, denn die Freiheit erstreckte sich von der Schwelle seines Hauses bis an den Rinnstein, der damals durch die Mitte der Straße floß. Viele Monate hindurch versuchte man durch allerlei Kniffe und Pfiffe den Bösewicht bis über die Mitte der Straße und den Rinnstein hinauszulocken, allein vergebens, er spottete allen Verlockungen, pochte auf sein Recht und schlug den Leuten ein Schnippchen. Endlich, nach langer Zeit, ward er doch überlistet. Einer seiner früheren Bekannten nämlich war eines Tags, während der Mörder immer dreister wurde und sich gern mit den Leuten auf der Straße unterhielt und von seinem guten Recht prahlte, das ihm weder Bischof noch Kaiser oder Rath antasten dürfte, mit ihm in ein eifriges Gespräch gerathen und spazirte plaudernd jenseits des Rinnsteins, während der Mörder diesseits auf und abging. Der Listige näherte sich unvermerkt mehr und mehr der Grenze und reizte den prahlerischen Mörder durch Widerspruch, so daß dieser mehr und mehr in Eifer kam und nicht darauf achtete, daß er nahe daran war, die Grenze zu überschreiten. Da zog sein Meister die Tabaksdose aus der Tasche und bot ihm mit unschuldiger Miene eine Prise an. Der Mörder dachte nichts arges, griff nach der Dose und wurde in demselben Augenblick über die Grenze gerissen. Sofort sprangen, wie es verabredet war, von allen Seiten Leute herbei, banden den Mörder und überlieferten ihn der wohlverdienten Strafe. — In einem Hause auf der Kreuzesfreiheit wohnte „ganz vor Diesem“ eine steinalte Frau, die vor vielen, vielen Jahren ihren ungetreuen Liebhaber erstochen hatte. Sie war damals ein junges, rasches Mädchen gewesen und hatte sich gleich nach der Mordthat auf die Freiheit geretitet. Dort heirathete sie und sah Kinder und Kindeskinder, durfte aber nicht über die Mitte der Straßenbreite hinausgehen. Funfzig und mehr Jahre mochte sie schon auf der Freiheit gewohnt haben, als sie eines Tags eines ihrer Großkinder, welches auf der Mitte der Straße spielte, durch einen daherfahrenden Wagen in Gefahr sah; schnell lief sie dem Kinde zu Hülfe und zog es von den daherrollenden Rädern hinweg. Aber des Kindes Leben war ihr Tod, denn bei dem Rettungswerke war sie über die Mitte der Straße hinausgelaufen, ward ergriffen und mußte ihr Leben auf dem Rabenstein enden.

Weg mit Jesu! er soll sterben!

Von dem großen und reichen Dorfe Borsum bei Hildesheim erzählte man sich schon vor Jahrhunderten Schildaische Streiche, wenigstens ist dasselbe in Kirchhofs „Wendenmuth“ durch mehrere lustige Anekdoten schon im 16. Jahrhundert bekannt geworden. Folgender lustige Vorfall ist älteren Leuten noch im Gedächtniß und wird ähnlich auch in dem oben erwähnten Buche von Ruthe erzählt. — Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sollte auf bischöfliche Verfügung für die katholischen Dörfer um Hildesheim ein neues Gesangbuch eingeführt werden; diesem Vorhaben widersetzten sich mehre Dörfer hartnäckig, und am widerspenstigsten zeigte sich das Dorf Borsum, welches durch die Neuerung seinen alten Glauben gefährdet glaubte. Zu wiederholtenmalen wurden von Hildesheim aus geistliche Commissäre dorthin gesandt, um die Leute zur Annahme des neuen Gesangbuchs zu bewegen, allein vergebens, die Bauern wollten mit ihrem alten Gesangbuche leben und sterben. Endlich wurde ein hochangesehener Geistlicher, Namens Lüsken, der zugleich Rector des bischöflichen Gymnasiums war, beordert, sein Heil in Borsum zu versuchen und seinen Einfluß auf die hartköpfigen Bauern geltend zu machen. Wirklich brachte der geistliche Herr die Bauern auch soweit, daß sie sich willig zeigten in die Kirche zu gehen und unter seiner Leitung einige der neuen Gesangbuchlieder anzuhören. Unglücklicherweise begann hier Lüsken seinen Probegesang mit dem recht hübschen Liede: „Weg mit Jesu! er soll sterben!“ u. s. w. — „Den Keerl schall je de Düwel halen!“ unterbrachen die frommen Bauern den begonnenen Gesang und drangen auf den Sänger ein. „Habt doch Geduld, lieben Leute! hört doch weiter!“ suchte dieser zu beschwichtigen, aber da half kein Zureden, die wüthenden Bauern zeigten den besten Willen, das geistliche Kleid nicht zu respectiren, und Lüsken fand es für gut, so schnell als möglich nach der Kirchthür zu haschen und über Zäune und Mauern der nachsetzenden Gemeinde zu entfliehen. Die Strophe des Liedes aber, dessen Anfang so übel aufgenommen war, lautete wie folgt: „Weg mit Jesu! er soll sterben! schreiet die erboste Schaar; Barnabas soll Huld erwerben! der des Todes schuldig war. O! so soll der Mörder leben und der Arzt zum Tode gehn? Wird die Unschuld hingegeben und das Laster ausersehn?!“

* Das Grimmsche Wörterbuch.

Von R. Hoyer.

Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Dritten Bandes vierte Lieferung. Erbgerichtsherr bis Erschauen.

Unseres Volkes Vergangenheit und Gegenwart, die dunklen tiefliegenden Wurzeln und die lichten hochragenden Blüthen seiner Anschauungen, Empfindungen und Gedanken treten uns aus der Betrachtung unsrer Sprache entgegen. Was in den alten Weisthümern („Erklärungen, welche von den Schöffen allein oder in Gemeinschaft mit dem Richter oder auch von den bewährtesten Eingesessenen eines Bezirkes über das an ihrem Gerichte geltende Recht abgegeben wurden“), was in Kriegsbüchern früherer Jahrhunderte, in Luther's, Hutten's, Fischart's, Sachs' und Anderer Schriften verborgen lag, es wird von Grimm aufgedeckt und ans Licht gestellt. Und neben diesem finden wir das Sprachleben der Gegenwart in seiner Fülle, seiner Weite und seiner Tiefe. Denn es ist eine dieses Wörterbuch auszeichnende Eigenthümlichkeit, daß wir hier in den Belegstellen das Wort in seiner natürlichen Blüthe unabgelöst vom heimathlichen Zweige des Satzes wiederfinden. Und der Sammlerfleiß reicht, soweit die deutsche Zunge klingt und Denkmäler unserer Sprache vorhanden sind! Aus der Wiener Zeitung von 1860 finden wir, „daß sicherem Vernehmen nach eine allerhöchste Verfügung erflossen“, aus österreichischen Zeitungen, daß der Kaiser bewilligt habe, daß den Bittestellern ein

Digitized by Google

bedeutender Vorschuß aus dem Staatsschatze erfolgt werde; aus der Kölnischen Zeitung von 1860 Nr. 130 heißt es: diese Erklärung eines deutschen Ministers erregte allgemeine Entrüstung; und unter erfaulen wird uns aus den Schweizers Gotthelf Schriften angeführt: Hausknechte erfaulen gerne, während uns dagegen aus dem Hannoverschen Gesangbuch das schöne Wort Erlösungskraft entgegentritt.

So durchschreitet der Sprachforscher alle deutsche Lande, aber auch alle Gebiete des deutschen Lebens und Wissens. Was, um bei der Philosophie zu beginnen, Kant unserer Sprache gewesen, belegt uns das Wörterbuch zum öfteren. Von ihm findet sich auch das Wort Erbung verzeichnet — einen Staat durch Erbung, Tausch u. s. w. erwerben. Auch Fichte's wird an mehreren Orten gedacht. Aus Jerusalem's philosophischen Schriften, welche Lessing der Herausgabe würdigte, finden wir: wir besiegen die Leidenschaft, wenn wir unsre dunkelen Vorstellungen zu deutlichen erheitern.

Lenken wir zur Geschichtsforschung über. Welch sprechende Sätze werden uns aus des ehrwürdigen Schlosser's Weltgeschichte geboten: „Augustin der Vertheidiger der Erbsünde, der schon im Kinde und in seinem Weinen die Spuren der künftigen wirklichen Sünde wahrnimmt“, und: „den Staaten ist, wie den einzelnen Menschen ein bestimmtes Alter angewiesen, über dessen Ziel hinaus Schwäche und Kränklichkeit ihr Erbtheil werden.“ Und für Erdgang finden wir als Beleg aus Becker's Weltgeschichte: Camillus drang durch einen Erdgang unter der Mauer in die Stadt — —

Aus Hausmanns Einleitung in die Mineralogie, aus Humboldt's Kosmos, aus seinen Briefen an Varnhagen sind Belege gezogen, sprechend aus dem letztangeführten Werke: „bei seiner großen Leere in aller Erfahrungsgewissenschaft.“ Die reichste Ausbeute gewähren natürlich unsere Klassiker, vor Allen Goethe. Ich gebe eine Reihe der frischesten Belegstellen.

Das ist eine von den alten Sünden,
Sie meinen, Rechnen das sei Erfinden.

Der Mensch hat seine Bestimmung erfüllt; so wie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegflieht. — Eine physisch glühende Natur, mit einer gewissen Einbildungskraft begabt, die aber ganz in hohlen Räumen sich erging. — Der erkältende Einfluß gesellschaftlicher Bildung — hätte sich der von Frömmelei erschlaffte Geist nicht auf ergrauten Moder zurückgezogen. —

An dem Schönen, an dem Guten
Wollen wir uns frisch ermuten.

Nehmet den heiligen Ernst mit hinaus; denn der Ernst der heilige macht allein das Leben zur Ewigkeit. —

Wenn statt zu scheelen, ich belehre;
Wenn statt zu strafen ich bekehre;
Wenn statt zu schreiben ich verlohnt;
Hab' ich den Himmel mir erlohnt!

Die Zusammensetzungen, welche uns aus Goethe angeführt werden, erschienen uns als Gebilde eines inneren Sprachentwickelungsdranges. So in Folgendem

Uns bleibt ein Erdenrest
Zu tragen peinlich,
Und wär' es von Asbest,
Er ist nicht reinlich.

Es ist nicht immer nöthig, daß das Wahre sich verkörpere; schon genug, wenn es geistig umherschwebt und Uebereinstimmung bewirkt, wenn es wie Glockenton ernstfreundlich durch die Lüfte wogt.

Sie wollen nicht mit andern Erdenstöpfen
Auf ihren Füßen gehn; sie gehn auf ihren Köpfen.

Anders verhält es sich mit den aus Jean Paul genommenen Zusammensetzungen. Beurtheiler früherer Lieferungen des Wörterbuches haben getadelt, daß diese in zu reichem Maße geboten. Dieses scheint uns in der vorliegenden Lieferung vermieden zu sein. Es finden sich aus jenem Schriftsteller verhältnißmäßig weniger Belege als in früheren Heften des Wörterbuches. Dieses ist erfreulich; denn von einem großen Theile Jean Paul'scher Zusammensetzungen könnte man mit Luther sagen: seine Worte sind gemacht, nicht gewachsen. So sind Erdenrahme („Wir sehen um das Todtenbette eine große unbekannte Gestalt, die vom Ebenbilde Gottes den Erdenrahmen bricht“); Erdenschiff („alles ihr auf das Erdenschiff geladene Schiffsgut“); Erdzudeck („gestorben ist er und will hinab unter das Erdzudeck“) unnatürliche Zusammensetzungen, welche, wenn sie noch in der Sprache leben, absterben werden.

Ich habe bemerkt, daß sich die Anschauung unsres Volkes in unserer Sprache niedergelegt habe. Zwei Dinge waren unsern Altvordern besonders verhaßt: Geiz und Feigheit. So finden wir denn das Verächtliche des Geizes in reicher Fülle des Ausdruckes: erknickern, erkratzen, erkrümeln, erscharren, erschinden, erschaben. Erbsenzähler, der seinen Leuten die Erbsen in in den Topf zählt u. s. w. Erbsenbrater bezeichnet dagegen, wie Apfelbrater, Hanslümmel, Stubensitzer rc. einen feigen Gesellen.

Aber auch das tiefe Rechtsgefühl, der Glaube unsres Volkes lagert sich in hoher Zuversicht in der Sprache ab. „So lange dieser Sinn (der Rechtlichkeit) in uns nicht zu ermorden ist, werden wir Knechtschaft hassen und das Vaterland lieben. Wer da sät im Seegen, der wird auch ernoten im Seegen. Wer Wind sät, wird Sturm ernoten. Gott ist ein Erkenner des Rechtes derer, die von einem König sein Recht bekommen können.“

Doch auch an unsre Fehler werden wir gemahnt, wenn wir erfahren, daß die Erbkrankheit der Deutschen die Titelsucht sei. —

Doch auch der heitere Sinn des Volkes, der zur Zeit vor einer üppigen Genußsucht von der einen und vor einem traurigen Entsagen von der andern Seite geflüchtet zu sein scheint, tritt uns aus dem Wörterbuche entgegen.

Siehst du dort in einem Reihen
Sich schöner Weiber neun ermaien?

sagt Hans Sachs, und unter erlieben heißt es: daß sie sich einmal mit Ehren, wie die Magd am Tanze erlieben.

Doch vergessen wir bei der Heiterkeit auch nicht des Ernstes, der nach Goethe's Ausspruch dem Deutschen so schön steht. In dem uralten Mannesnamen Ernst (Ernust), bemerkt Grimm, muß eine lebendigere Vorstellung gelegen haben, als das heutige Wort gewährt. Grimm vermuthet, daß es Held oder Krieger bezeichne. Mittelhochdeutsch bezeichnet Ernst wirklichen Streit und Kampf. Grimm stellt noch eine weiterschreitende Vermuthung auf, wonach das Wort mit dem altnordischen orri (Auerhahn) zusammenhängt. Warum sollten nicht Helden nach dem kühnen streitlustigen Vogel benannt sein? — Wir reden vom ganzen, vollen, bittren Ernst. In Bayern sagt man: mein mampeter (vollbleibter Ernst). Von Ernst haben wir auch das Zeitwort ernsten. „Ist es kurzgeweilt, oder soll es geernstet sein?“

Doch, wird vielleicht gefragt, was ist denn Nützliches mit dem Wörterbuche geleistet? In dem vor uns liegenden Hefte werden uns zunächst mehrere rein deutsche Wörter vorgeführt, deren Gebrauch statt der Fremdlinge man sich nach Umständen aneignen mag: Erbschrift für Testament, Erbmeier für Colonus, Erbsesser für Testator, Erbzettel für Codizill, Erbfreund (studiosus metallorum) — Erdgestaltung (für Formation) — Erdgürtel (der brennende Erdgürtel [Kant], gleich heiße Zone). — Erdichtungskraft. — Erdkunde — Erhaltende Politik, Erhöhtritt (Pedal bei Jean Paul).

Digitized by Google

— erjähren für ufucapiren, durch Verjährung erwerben — Erscheinungslehre (Phänomenologie) bei Fichte.

Sodann ist uns, was die Richtigkeit des Sprachausdruckes betrifft, Sicheres und Neues gebracht. Ich erwähne zunächst, da in uns Deutschen das Streben liegt, bei einer Verschiedenheit der Sprachformen nur eine als die durchaus richtige anzuerkennen, daß man erhängen, erhing und erhangen, aber auch erhängen, erhängte und erhängt, erklimmen, erklimmte und erklomm, erkiesen, erkor, erkoren, erkieſete und erkieſt neben einander gebrauchen kann, obschon für erkiesen der Form erkor und erkoren der Vorzug zu geben ist.

Dagegen unterscheidet die Sprache zwischen erdorren (dürr werden) und erdörren (dürr machen), erlahmen (lahm werden) und erlähmen (lahm machen), und es ist zu tadeln, wenn Tieck sagt: die Kunst vorzüglich scheint dazu erfunden die besseren Kräfte im Menschen zu erlahmen; und bei erlöschen (aufhören zu leuchten) gebrauchen wir die Form erloſch und erloschen; während bei erlöschen (erlöschen machen, auslöschen) erlöschte und erlöscht gesagt wird. Die Kerze erlischt von selbst, ohne daß sie braucht erlöscht zu werden, erquellen (quillend hervortreten) bildet erquoll und erquollen, (wie im Urding das Urding erquoll!) — erquellen, erquellte und erquellt (Erbsen erquellen, quellen lassen, erweichen).

Was die Formen ergözen und ergetzen betrifft, so bemerkt Grimm hierüber: daß Viele ein ö in diesem Worte schreiben, geschieht wie auch in andern; doch wer wollte für netzen, setzen schreiben nözen, sözen.

Das Wort Erkenntniß, heißt es wohl in Grammatiken, wird, wenn es vom gerichtlichen Urtheil gilt, sächlich, sonst weiblich gebraucht. Das Wörterbuch giebt uns in Belegen von Luther bis Goethe den Nachweis, daß das Neutrum in andern Fällen durchaus wechselnd mit dem Femininum gebraucht wird und daß es nur heißt: der Baum des Erkenntniß, d. i. Erkenntnisses, und nicht der Erkenntniß.

Was weiter die Einfachheit des Ausdruckes betrifft, so erfahren wir, daß Erlaub ein gutes Wort und besser als Erlaubniß ist. Bei Erbprinzeß (Erbprinzessin) bemerkt Grimm: in dem letzteren ist das weibliche Geschlecht zwei Mal durch romanisches esse und deutsches in bezeichnet, wie in Aktissin, doch Niemand sagt Comtessin, Maitressin statt Comteſse und Maitresse. — So wird uns »erkühnen dürfen« als pleonastisch bezeichnet, indem das Dürfen schon im Erkühnen liege.

Der Sprachforscher hat aber auch dafür Sorge zu tragen, daß man im Streben nach Einfachheit nicht Spracheigenthümlichkeiten verwische. Man hört in Norddeutschland oft in gebildeten Kreisen erinnern Sie statt erinnern Sie sich. Ich habe es besonders von Eutinern gehört. Es ist nun der Gebrauch der reflexiven Form, nicht etwas Zufälliges in der Sprache. Wie Becker bemerkt, giebt es besondere Arten von intransitiven Begriffen, welche die Sprache überall vorzugsweise durch die reflexive Form bezeichnet. Hierher gehören die Begriffe des Begehrens, Erlangens, Besitzes und die Begriffe des Erkennens als eines geistigen Erlangens. Mit Recht bemerkt Grimm, diese Verwendung des erinnern für sich erinnern scheint nicht ganz zu rechtfertigen, da sich die Begriffe von monere (mahnen) und meminisse (gedenken) zwar nahe liegen, jenes aber erst durch Beifügung eines persönlichen Accusativs den Sinn von diesem gewinnt.

Der unrichtige Gebrauch findet sich besonders in Niebuhrs Schriften, z. B. Man erinnere, daß diese Biographie 1816 geschrieben ist, statt: man erinnere sich ꝛc. — Wir sagen oft stählern und beinern. Von Grimm erfahren wir, daß diese Formen, wie alle Formen dieser Art, welche von männlichen Substantiven gebildet sind, unorganisch seien. —

Aber eine Beurtheilung, welche nichts Besonderes zu bemerken findet, ist das wohl eine Beurtheilung? So sei es mit gestattet, auf ein paar kleine Ergänzungen zu dem vorliegenden Hefte hinzuweisen. Bei erkiesen ist noch zu bemerken, daß die Form erkosen sich nicht einzig bei Kaiserberg, sondern auch bei Uhland findet. Gedichte S. 268 (Rosengarten).

Mein Herr ist König im Land,
Ich herrsch' im Lande der Rosen,
Er hat sich die güldene Kron',
Ich den Blumenkranz mir erkosen. —

und daß zu denen, welche der schwachen Form folgen, auch noch Lessing zählt: nach erkieſeten Gründen I. 197. Bei Erfindendsamkeit ist ausgelassen, wo sich das Wort im sechsten Bande Lessing's findet; es steht S. 276.

Poetische Kleinigkeiten.

Nach dem Englischen von F. Ruperti.

Rogers.

Die Lerche senkte singend sich ins Ried,
Die Biene summt' ihr letztes Abendlied,
Der Dorfesglocken Schall im Thal verklang;
Doch laut im Schloß tönt Jubel und Gesang.
Der Becher kreist, und mit gerührten Sinnen
Glückwünschen herzlich die Gevatterinnen;
Sie schaun zur Wiege, die den Täufling hegt,
Und freuen sich, von Mitgefühl bewegt,
Wie er so ganz des Vaters Züge trägt.

Die Jahre fliehen. Neu im Schloß erklingt
Die Festesluſt, die bis zum Thale dringt.
Der Knabe ward zum Jüngling, ward zum Mann,
Der seine Ahnherrn nicht verläugnen kann.
Da ziert des Lendenbratens Pracht das Mahl,
Des Bieres helle Fluth schäumt im Pokal;
Die Amme sitzt am Herde mit Behagen
Und plaudert von des Kindes frühsten Tagen,
Sie ruft: — und all ihr Weh ist ganz vergessen —
Auf diesen Knien hat er so oft gesessen!

Und wieder tönet aus des Schlosses Hallen
Ein froher Klang; geschmückte Schaaren wallen
Aus seiner Pforte feierlich hervor;
Musik und Sang eint sich in schönem Chor;
Mit Blumen ist der Kirchweg reich besteuet,
Und an den Hüttenthüren stehend freut
Sich Alt und Jung und wünscht auf ihren Wegen
Der schönen Braut des Himmels reichsten Segen,
Die weißgekleidet, sanft die Stirne neigend
An seiner Seite wandelt still und schweigend.

Und wiederum, nicht lange wird es dauern,
Ertönt ein andrer Klang in jenen Mauern;
Mit Zähren mischt sich manches tiefe Ach
Im schwarzverhängten, düsteren Gemach.
Er, welcher Herr des stolzen Schlosses war,
Wird fortgetragen zu der Ahnen Schaar,
Mit ihnen nun zu ruhen immerdar.

So ist das Leben. Es erglänzet hell
Gleich einem Meteor und schwindet schnell;
Es ist ein Märchen, kurz nur, doch fürwahr
An Wechsel überreich und wunderbar,
Wie irgend eins, das in der Dämmerstunde
Bezaubernd tönte von des Minstrels Munde,
Wie irgend eins, da dem voller Abenteuer
Der Beduine lauschte am Wüstenfeuer.

Digitized by Google

Montgomery.

Einst in vergangner Zeiten Schooß,
Da lebt' ein Mensch. — Wer war es, wer? —
Du Frager, wie auch fiel dein Loos,
Die gleich war dennoch er.

Wo er zuerst das Licht geschaut,
Ihn eingengt der Todtenschrein,
Er schwand wie seines Namens Laut;
Die Wahrheit blieb allein.

Ihm ließ den Busen nimmer ruhn
Hoffnung und Furcht und Lust und Leid;
Ein Lächeln, eine Zähre nun;
Das Andre hüllt die Zeit.

Des Körpers Kraft, des Geistes Flug,
Nun frisch und kühn, nun dumpf und schwer,
Fühlt' er, solang die Erd' ihn trug;
Wir fühlen's so wie er.

Er litt, — sein Leid kam längst zum Ziel;
Er freute sich, — auch das entschwand;
Er hatte Freunde, Feinde viel, —
Sie alle deckt der Sand.

Er liebte, doch verschlang das Grab
Schon lange sie, die er geliebt;
Schön war sie und sank doch hinab,
Da Alles hier zerstiebt.

Er sah, was auch dein Blick ermißt,
Er fuhr wie du in seiner Brust
Abwechselnd Ruh' und Streit und ist,
Was du bald werden mußt.

Der Jahreszeit Wechsel, Tag und Nacht,
Meer, Erde, Stern' und Sonnenlicht,
Sie waren sein in ihrer Pracht
Und sind es ferner nicht.

Der Sonnenstrahl, der ihn erhellt,
Die Wolke, die vorüberfuhr,
Sie flohn, und an dem Himmelszelt
Blieb keine leise Spur.

Sieh in das Erdenbuch hinein,
Wo Blatt an Blatt im Winde bebt;
Von ihm wird nur die Kunde sein:
Einst hat ein Mensch gelebt!

Milnes.

O Jüngling, du durchschreitest leichtbeschwingt
Die ebne Flur,
Nicht wissend, was der rasche Gang dir bringt;
O zögre nur!

O zögre und erfreue dich der Aun
Im Sonnenstrahl!
Wenn erst du scheidest, wirst du nie sie schaun
Ein zweites Mal.

Der Mannheit Berge winken hehr und schön
Dem Fernen zu;
Es schwebt ein blauer Duft um ihre Höhn
In stiller Ruh'.

Doch wenn du nahest, zieht der Pfad sich schwer
Durch Klüfte fort,
Und keine Blum' entsprießet um dich her
Dem öden Ort.

Genieße, Jüngling, froh der grünen Au,
Die dich erfreut,
Da um des Mannes Schritt bald starr und grau
Die Felswand dräut.

* Die Armenier und die Zigeuner.

(Nach den Vorlesungen des Herrn Kohl.)

Die Armenier finden sich in Europa vorzugsweise in der Türkei (Konstantinopel), Südrußland, Ungarn und Polen, im Ganzen zu etwa 5- bis 600,000 Köpfen. Ihr Vaterland liegt an den Quellen des Euphrat und Araxes. Es ist ein hochgelegenes Alpenland voll schöner Viehtriften; dort ragt der durch das Landen der Noaharche bekannte heilige Berg: Ararat. Die Geschichte zeigt uns die Armenier nur in Abhängigkeit und Zerrissenheit. Zwar war Tigranes, zur Zeit des Pompejus, ein selbständiger Fürst, indeß er wurde unterworfen. Seitdem waren die Armenier stets einem andern Volk unterthan: bald den Persern, bald den Türken, bald den Russen. Ihr Geschick versprengte sie in alle Welt, und sie wurden nun durch die Verbindungen und den Verkehr, welche die Einzelnen unter einander unterhielten, zu einem äußerst speculativen Handelsvolke. Pferde- und Viehhandel trieben sie schon im Alterthum nach Tyrus und Persien. Im Mittelalter kamen Rhabarber, Seide, Edelsteine und Gewürze durch ihre Vermittelung aus Indien nach Europa. Sie wurden im Handel die Rivalen der Juden, Araber und Bucharen. Später trieben sie Handel bis nach China und Abyssinien. In größerer Menge sind die Armenier erst seit den Eroberungen der Polen, Russen und Türken in Kleinasien nach Europa herüber gekommen. Eine ständige armenische Gemeinde mit einem Bischof findet sich in Lemberg.

Die Zigeuner haben sich trotz alles Widerstrebens der Europäer durch den ganzen Continent unseres Welttheils verbreitet und ungeachtet aller Verfolgungen 500 Jahre hindurch bis jetzt gehalten. Sie haben sich vorzugsweise den gebildetsten Nationen angeschlossen. In dem ungeordneten, polizeilosen Mittelalter war freilich mehr Raum für sie. Einst haben die furchtbaren Einfälle der Mongolen in Hindostan indische Volksstämme zur Auswanderung nach Westen getrieben. Die Sprache, Körperbildung, Lieblingsbeschäftigungen, ja auch die moralische Haltlosigkeit der Zigeuner führen auf Hindostan hin. Unter der indischen Kaste der Sudras giebt es nun einige Abtheilungen, welche ein herumziehendes Leben führen. Sie treiben Gewerbe, mit denen sich sonst Niemand befaßt, sind Pferdeknechte, Schmiede, Henker. Sie haben keine Religion, statt ihrer Aberglauben. Sie sind Wahrsager aus der Hand und große Musikliebhaber. Das Alles paßt völlig auf die Zigeuner. Im Indus-Delta liegt die Halbinsel Scind, davon soll der Name Zigeuner herstammen. Die aus Indien verdrängten Zigeuner zogen nach Nordafrika und in Europa bis an die Donau. 1427 erschien die erste Zigeunerhorde vor Paris, ungefähr zu gleicher Zeit kamen die Zigeuner auch vor andern Städten, z. B. Basel und Zürich, an. Zeitgenossen schildern sie als Menschen von dunklem Teint, rabenschwarzem Haar, häßlichen und schmutzigen Aussehens, in Wollenstoff mangelhaft gekleidet. Sie erzählten fabelhafte Geschichten über ihre Herkunft und gaben ihren Führern stolze Namen, wie: Herzog von Babylonien, Graf von Macedonien. Auch in Spanien und Italien und später selbst in England und Skandinavien erschienen sie. Anfänglich wurden sie auf Empfehlung des Papstes gut aufgenommen, da man aber bald ihr räuberisches Wesen erkannte, wurde ihnen Verfolgung und Plage zu Theil. Da sie indeß rastlos schweiften und sich ihren Verfolgern einzeln mit großem Geschick zu entziehen wußten, so blieben die gegen sie geschleuderten Vernichtungsdekrete Karls V. und Philipps II. fast wirkungslos. Auch in Frankreich, der Schweiz und den Niederlanden mißglückte die Verfolgung dieser „Heiden.“ Endlich entschloß

Digitized by Google

man sich, sie milde zu behandeln und zu civilisiren. In Spanien, Oesterreich, Rußland wurden im vorigen Jahrhundert großmüthige Verordnungen erlassen, wodurch sie feste Wohnplätze und Behausungen erhielten und für das heranwachsende Geschlecht Schulen gegründet wurden. Dieses Beispiel ahmte man auch in andern Ländern, namentlich in Holland, Großbritannien, Preußen, nach. In letzterem Staate wurde zu Friedrichslohr bei Nordhausen eine Zigeunerbildungsanstalt gegründet. Allein der Erfolg entsprach nicht der Erwartung: zu lange waren die Zigeuner schon im Zustande der Barbarei; nur wenige wandten sich zum Ackerbau, die meisten ließen das ihnen angewiesene Land liegen und wohnten, statt in den für sie aufgezimmerten Häusern, nach wie vor in ihren Zelten; in Oesterreich mußte man die Kinder mit Stricken gebunden zum Schulmeister schicken, ja diese Civilisationsversuche brachten manche Zigeuner zum Selbstmord. Die Zigeunerschule zu Friedrichslohr wurde 1837 wieder aufgehoben. In Großbritannien erwiesen sich die durch Civilisationsgesellschaften reformirten Zigeuner meist noch schlechter als die freigebliebenen, und die Geschichte jenes im vornehmen Kreise aufgenommenen Zigeunermädchens, welche heimlich ihren Pflegeältern und dem ihr angelobten Bräutigam entfloh, und bald nachher im Walde als das Weib eines wilden und rohen Zigeunerhäuptlings wiedergefunden wird, beweist, daß auch die Privaterziehung wenig über diese seltsamen Freundlinge in unsrer europäischen Cultur vermoste. Die Zahl der in Europa lebenden Zigeuner wird auf eine halbe Million angegeben, und mithin hätte Europa noch jetzt eben so viel nicht civilisirte Menschen aufzuweisen, als Nordamerika! Denn die Zahl der dort noch lebenden barbarischen Indianer schätzt man auf ungefähr eben so viel. (Dabei sind die am Nordrande unsers Welttheils wohnenden zum großen Theil noch so gut wie gar nicht civilisirte, Lappen. Samojeden u. s. w. nicht mitgerechnet.) Der größte Theil wohnt in Ungarn, der Wallachei, überhaupt den Donauländern. Hier sind sie am liebsten, denn die Menschen leben dort ähnlich wie sie. Sie treiben verschiedene Gewerbe, sind Schmiede, Kammerdiener, Musikanten, Besenbinder, Siebmacher, Feuerschwammschneider, Holzlöffeldrechsler, Scharfrichter, endlich auch, in Siebenbürgen, Goldwäscher. Bekannt ist ihre Vorliebe für alles Glänzende, weßhalb sie denn immer ein Stück Geschmeide, echt oder unecht, bei sich tragen. Besonders große Anlage haben sie zur Musik. Ihr Hauptinstrument ist die Violine. Der Rakoczymarsch, das Nationalmusikstück der Ungarn, ist von einem Zigeuner componirt und kann auch nur von Zigeunern so gespielt werden, daß der Magyar dadurch elektrisirt wird. Von ihrem außerordentlichen musikalischen Gehör zeugt die Geschichte von jenem Zigeuner, welcher die Oper: »die weiße Dame« einmal im Theater hörte und dann alle Melodien derselben auf seiner Violine getreu wiederspielte. Auch Dichter und Märchenerzähler, sowie lebhafte und graciöse Tänzer sind die Zigeuner. Trotz ihres Widerwillens gegen Schule und Belehrung sind sie von Natur sehr fähig. Allein sie sind unbeständig und leben nur der Gegenwart. Sie kennen weder Gram noch Sorgen, sind immer munter und schwatzhaft. Die Spaßmacher bei den ungarischen Truppenabtheilungen sind immer Zigeuner. Es ist ein gesunder, robuster Menschenschlag. In ihren erbärmlichen, den Witterungsunbilden ausgesetzten Zelten liegen die Säuglinge auf der nackten Erde. Die Frauen sind schön. In Moskau findet man ausnahmsweise auch reiche Zigeunerfamilien.

* Ernst Rietschel.

Unmittelbar nach dem Tode des Bildhauers Ernst Rietschel ist in Dresden eine Anzahl von Männern zusammengetreten, um ein Denkmal für denselben zu stiften, nämlich ein Rietschel-Museum, welches die sämmtlichen Schöpfungen des Heimgegangenen in Abgüssen vereinigen, demnach sein Andenken in ähnlicher Weise verewigen soll, wie das im Schwanthaler-Museum in München und im Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen der Fall ist. Man bereitet einen Aufruf zu Beiträgen für dies Museum vor.

Das Leben und Wirken Rietschels finden wir in der Nationalzeitung durch Professor Hermann Hettner in Dresden trefflich geschildert. Es sei gestattet, dem Nekrolog Einiges zu entlehnen. Zunächst erfahren wir über die Jugendzeit des Meisters das Folgende: Ernst Rietschel war am 15. December 1804 zu Pulsnitz geboren. Bedenken wir, daß es die geniale Lessingstatue war, welche Rietschels Ruhm in alle Kreise trug, so ist es immerhin ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß die Geburtsstätte Rietschels von Camenz, der Geburtsstätte Lessings, nur zwei Stunden entfernt ist. Rietschels Vater war Beutler und zugleich ehrsamer Küster der Stadtkirche. Schon früh regte sich im Knaben der Trieb zur bildenden Kunst; illustrirte und kolorirte Geburtstags- und Neujahrswünsche, welche er auf Bestellung fertigte, waren sein erster Erwerb. Aus der Schule entlassen, trat er bei einem kleinen Kaufmann in die Lehre; nach kurzer Zeit sprach ihm dieser aber alles geschäftliche Talent ab. Dies führte ihn 1820 trotz der bittersten Armuth auf die Kunstakademie zu Dresden. Er hatte im wörtlichsten Sinne des Worts mit dem Hunger zu kämpfen, er hatte höchstens zweimal in der Woche ein warmes Mittagbrod; aber er durchflog schnell die unteren Klassen und galt als einer der begabtesten Schüler. Ueber seiner Zukunft hingen nach wie vor die düstersten Sorgen, um so mehr als damals nur dem Bemittelteren der Eintritt in ein Atelier offen stand. Es wurde für Rietschels Leben bestimmend, daß Graf Einsiedel für die Vergrößerung seines Hüttenwerks in Lauchhammer einen geschickten Modelleur suchte und sich entschloß, Rietschel als solchen ausbilden zu lassen. Er kam in das Atelier des Bildhauers Pettrich; doch war dieser durchaus nicht der Mann, ihn wesentlich zu fördern. Trotzdem arbeitete der junge Künstler schon im Jahre 1826 eine in Lauchhammer in Eisenguß ausgeführte 8 Fuß hohe Neptunsstatue für den Marktbrunnen zu Nordhausen. Auf Grund dieser Leistung schickte ihn Graf Einsiedel nach Berlin in die Schule Rauchs. Das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler, das später sich zur innigsten Freundschaft und zur tiefsten gegenseitigen Verehrung ausbildete, war zuerst nicht erfreulich. Rietschel war nur auf äußere Veranlassung zu Rauch gekommen, seine weiche und noch unklar befangene Natur fühlte sich innerlich weit mehr zu Dannecker hingezogen, und Rauch wollte in seinem neuen Schüler wenig ursprüngliche Begabung erkennen. Da überreichte eines Tages Rietschel dem Meister drei Zeichnungen, welche er von drei eben in Berlin anwesenden Tyroler Alpensängern gemacht hatte; sie sind noch im Nachlaß vorhanden und sind von wahrhaft überraschender Lebendigkeit und Naturwahrheit. Fortan hegte Rauch für Rietschel das väterlichste Wohlwollen, und der Schüler lohnte es ihm durch die gediegensten Fortschritte. Schon nach zwei Jahren wurde Rietschel für sein Relief »Ulyß und Penelope« der erste Preis des italienischen Reisestipendiums zuerkannt. Als Ausländer konnte er dasselbe nicht erhalten; aber auf die Empfehlung Rauchs und des Berliner Senats bewilligte ihm die sächsische Regierung ihrerseits 400 Thaler. Rietschel blieb noch eine Zeitlang in Berlin und begleitete sodann 1829 seinen

Digitized by Google

Meister nach München, um diesen an den Arbeiten für das Denkmal des Königs Maximilian Josef und für die Ausschmückung des Giebelfeldes der Glyptothek zu unterstützen; das Modell des Basenmalers in jenem Giebelfeld ist lediglich von Rietschel erfunden und ausgeführt. Im August 1830 ging er nach Italien; doch wurde er von dort sehr bald wieder zurückgerufen, weil er nach dem Ergebniß eingereichter Skizzen den ehrenvollen Auftrag erhielt, das in Dresden zu errichtende Denkmal König Friedrichs August I. von Sachsen zu übernehmen. Im Jahr 1832 erhielt er daselbst die Professur der Bildhauerei an der Akademie der Künste.

Das spätere Leben war ein Leben unablässigen Denkens und Schaffens. Schwere Schicksalsschläge kamen über ihn. Drei Frauen raubte ihm der unerbittliche Tod. Schon früh zeigten sich die Keime der Schwindsucht, die ihn jetzt in das Grab raffte; die Unermüdlichkeit seines Arbeitens wurde durch einen längeren Aufenthalt in Palermo und durch jährlich wiederholte Badereisen höchst bedauerlich unterbrochen. Aber die Schule des Leidens stählte und kräftigte sein edles und reines Herz. Mit jedem Jahr wurden seine Werke wärmer und inniger, ohne daß sie doch jemals empfindelnder Schwächlichkeit oder unplastischer Weichheit anheimfallen. Rietschel war nicht nur einer der größten, er war auch einer der fruchtbarsten Künstler. Seine Schöpfungen erstrecken sich in gleicher Weise über alle Gebiete der Plastik. Es ist Unrecht, wenn wir bei Rietschel immer vorzugsweise oder sogar ganz ausschließlich nur von der Monumental-Plastik sprechen. Er hat in dieser den höchsten Ruhm und seine epochemachende Bedeutung erlangt; aber seine Werke der frei erfindenden, idealen Plastik sind nicht minder zahlreich und kaum minder beachtenswerth. Als die hervorragendsten Werke dieser Idealplastik bezeichnen wir: die zwölf Reliefdarstellungen aus der Kulturgeschichte den Menschheit für die Universitätsaula in Leipzig 1835, die beiden Giebelfelder des Theaters in Dresden 1839 und 1840, das Giebelfeld für das Opernhaus in Berlin 1844 und 45, das Relief des Christlengels 1845, die Pietà (Maria am Leichnam Christi) für die Friedenskirche in Potsdam 1847, ein Crucifix mit Maria Magdalena zu Füßen des Gekreuzigten 1850, die vier Reliefdarstellungen der Tageszeiten 1850, zwei Reliefs von Amor auf dem Panther 1852, die Medaillons und Zwickelfiguren für das neue Museum in Dresden 1851—54, die kolossale Quadriga für das herzogliche Schloß in Braunschweig 1859. Es bedarf nur der einfachen Angabe der hier dargestellten Gegenstände, um sogleich zu ersehen, daß sich der Künstler in der einen mehr der antikisirenden, in der andern mehr der christlich-mittelalterlichen Formgebung hinneigen mußte; aber das Große ist, daß er weder hier noch dort äußerlich nachahmte, sondern immer nur sein eigenstes Wesen gab.

Auf der Mitte zwischen Ideal- und Monumentalplastik stehen die ornamentalen Porträtstatuen, welche Rietschel für die Nischen des Dresdener Theaters und für die Attika des neuen Museums bildete. Es sind die Statuen Goethes und Schillers, Glucks und Mozarts aus den Jahren 1841 und 43, und die Statuen von Phidias, Perikles, Dürer, Giotto, Holbein und Goethe aus den Jahren 1852 und 54. Die ersteren sind zum Theil noch etwas conventionell, die letzteren aber in Auffassung und Behandlung von höchster Schönheit. Man sieht den Meister, dem soeben in der Lessingstatue der geniale Wurf einer ebenso scharf charakteristischen als ideal stilvollen Monumentalität gelungen ist. Es ist ein Jammer, daß diese Statuen durch die Höhe ihres Standorts jetzt gänzlich der näheren Betrachtung entzogen sind. Um so dankenswerther ist es, daß wenigstens Giotto und Holbein in sorgsam ausgeführten Statuetten dem Kunstverkehr zugänglich wurden; sie bilden mit den entsprechenden ebenfalls in Statuetten vorhandenen Gegenbildern Dantes und Rafaels von Ernst Hähnel auch für kleinere Räume eine äußerst würdige und edle Verzierung.

Weiter redet dann Hettner von den allbekannten großen Monumentalwerken Rietschels, dem Lessing und der Goethe-Schiller-Gruppe. Das im Jahre 1859 ihm übertragene Luther-Denkmal zu vollenden, war des Meisters sehnlicher Wunsch, der aber nicht in Erfüllung gehen sollte. Doch sind die Hauptstatue Luthers und die Postamentstatue Wicleffs vollendet. Das Denkmal — sagt Hettner — war sicher der würdigste Abschluß dieses reichen und gewaltigen Künstlerlebens. In seinem gestaltenreichen, einfach großartigen Aufbau treten uns alle hervorragendsten Kämpfer des großen Reformations-Zeitalters entgegen; Luther ist die krönende Spitze. Man hat viel gegen diesen Entwurf gereifert; und fast scheint es, als wolle der leidige Hader über dem Grabe des geschiedenen Meisters aufs neue entbrennen. Man hat meist nur nach Beschreibungen oder nach unzulänglichen Zeichnungen geurtheilt; wer das Modell mit eigenem Auge gesehen hat, hat nur das Entzücken der vollsten Bewunderung für die zwingende Verständlichkeit der Grundidee und für die überwältigende Monumentalität der Gesammtwirkung. Wir wollen hoffen, daß das Comité in Worms sich nicht beirren läßt. Es ist eine Pflicht gegen den Künstler, es ist eine Pflicht gegen die deutsche Nation, daß das unterbrochene Werk ganz im Sinne des Meisters fortgeführt und vollendet wird, ohne störenden äußeren Einfluß und ohne jedwede fremdartige Mitwirkung. Rietschel hat eine strebsame und tüchtige Schule gebildet. Kietz und Donndorf, die treuen und langjährigen Mitarbeiter Rietschels, haben ihr künstlerisches Können durch eigene treffliche Leistungen bereits bewährt. Das Modell ist mit ungemeiner Genauigkeit vorgebildet. Es handelt sich vor Allem darum, daß die künstlerische Einheit nicht Schaden nehme.

Wie groß und gewaltig steht diese Lutherstatue vor uns; fest und unerschütterlich, voll begeisterter Ueberzeugung und Glaubenskraft; in der derben, mannhaften, gedrungenen Gestalt, in dem scharfdurchfurchten, nach oben gewendeten Gesicht die lebendige Personbildung jenes siegreichen Heldenworts: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Und wie wunderbar groß ist hier jener epochemachende Grundzug Rietschels, die Einheit markigster Charakterisirung und streng plastischer Hoheit zum Ausdruck und zur Vollendung gekommen! Nirgends mehr die Spur mühevollen Kämpfens und Ringens; es ist das siegesgewisse Gelingen der durchgebildetsten Meisterschaft.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Das preußisch-englische Bündniß im siebenjährigen Kriege. Von Arnold Schaefer. — Kaiser Friedrich II. Drama in 5 Aufzügen. Von P. von Probst. — Altböhmische Minnepoesie. Von Alfred Waldau. — Die Belagerung von Stralsund. Historischer Roman in 2 Theilen. Von W. von Sydow. — 1830. Roman und Geschichte. 2 Bde. Von L. Herbert. — Freischaaren und Revolisten. Sicilianisches Tagebuch. Von H. Wachenhusen. — Tagebuchblätter. 2 Bde. Von F. W. Hackländer. — General Roßwurm. Historischer Roman. 3 Bde. Von E. Breyer.

* Eine Gesammtausgabe der zahlreichen Schriften von Theodor Mügge soll demnächst erscheinen; zu diesem Zwecke sowie zu dem der Errichtung eines Denkmals für den Verstorbenen hat sich eine Anzahl seiner Freunde vereinigt.

* Binnen Kurzem erscheinen Briefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy, welche er in den Jahren 1830 bis 1832, wo er in Italien reiste, geschrieben hat. Er war damals etwas über 20 Jahre alt.

Digitized by Google

* Folgende statistische Angaben über den Stand der Presse in Großbritannien werden gemacht. Es erscheinen daselbst 1102 Zeitungen, nämlich 791 in England, 28 in Wales, 138 in Schottland, 132 in Irland und 13 auf den britischen Inseln, von welchen 52 täglich ausgegeben werden. Außerdem erscheinen 481 Magazines und Reviews. Im Jahre 1821 zählte Großbritannien nur 267, und diese Zahl stieg 1851 auf 563, nahm mithin in den letzten zehn Jahren um 549 Blätter zu.

* Von der Bibliothek classischer Schriften des Auslandes veranstaltet Brockhaus in Leipzig jetzt eine neue billige Ausgabe in Bänden zu 10 Sgr., die mit Manzoni's Verlobten, nach der guten Bülow'schen Uebersetzung, beginnt hat. Wie wir aus der Uebersicht sehen, sagt die Köln'sche Zeitung, sind die Classiker der Italiener, Spanier und Portugiesen besonders hervorgut, eben so die orientalischen Dichter, während die schwedische Literatur durch mehrere Dutzende von Bänden der Frederike Bremer vertreten ist. Hier wäre eine strenge Auswahl, um Interessanterem Platz zu gewinnen, recht am Orte.

* Der achtzigste Geburtstag der großen Schauspielerin Sophie Schröder wurde in München am 1. März durch das gesammte Personal des Hoftheaters im Foyer desselben feierlich begangen. Von dem derzeitigen Vorstand der königlichen Bühne, Herrn Schmitt, und dem Regisseur Herrn Richter über die große Treppe heraufgeleitet, erschien die noch immer sicher einherschreitende greise Frau in Mitte der Festversammlung. Hier wurde sie durch eine feierliche Anrede des functionirenden Theater-Intendanten begrüßenkünstler, welcher ihr im Namen des Königs ein Handschreiben nebst einem Vorbeerkranz und der großen mit des Königs Brustbild geschmückten Medaille zum „Andenken“ überreichte und sie mit warmen Worten pries, sie die einst so lange Jahre eine Zierde der Bühne war und als ein anerkannter Stern erster Größe im Reiche der deutschen Bühnenwelt ein halbes Jahrhundert hindurch glänzte. Regisseur Richter trug hierauf ein von Dr. Hermann Schmitt verfaßtes Festgedicht weihevoll vor, und Fräulein Stehle überreichte der Gefeierten alsdann eine von dem gesammten Theaterpersonal ihr gewidmete große silberne Kanne von antiker Form. Zu Thränen gerührt drückte Frau Sophie Schröder mit innigen Worten ihren Dank für die hohe Auszeichnung aus, die vom Throne kam, sowie für die Ehren womit die Bühnenmitglieder sie heute beglückten. Unter den Versammelten bemerkte man auch die Dichter Geibel und Bodenstedt.

* Auf dem Wiener Burgtheater giebt man ein neues Trauerspiel „Johanna Gray“ von Roderich Anschütz. Der Erfolg ist gering, da das Drama bei sehr wenigen poetischen Schönheiten matt ist.

* Die kleine Oper von Franz Schubert, „Die Verschworenen oder der häusliche Zwist,“ von der wir neulich berichteten, hat bei ihrer Aufführung durch die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien Entzücken erregt. Sie ist reizend, frisch, melodiös und von echt komischer Kraft. Die Gesellschaft mußte eine Wiederholung veranstalten.

* Der Kapellmeister Bernhard Scholz in Hannover, bekannt aus dem Streit mit dem brutalen Tenoristen Niemann, hat eine Ouverture zu Goethe's Iphigenie componirt, welche in Köln zur Aufführung kam und großes Interesse erregte. Das Werk kommt nach dem Urtheile Bischoffs durch Einheit des Charakters und der Stimmung, durch Bedeutsamkeit der Motive, Fluß und Klarheit der Arbeit den großen Mustern der Gattung nahe.

* Eine neue größere Composition für Kammermusik von Ferdinand David in Leipzig, ein Septett für drei Violinen, Bratsche und zwei Violoncelle, ist am 24. Februar im Gewandhause aufgeführt worden und hat großen Beifall gefunden. Das Septett ist nach dem Urtheil der „Signale“ meisterhaft gearbeitet, frisch und warm empfunden, von reizenden Motiven und harmonischem Reichthum. Besonders das Adagio und Finale sind außerordentlich gelungen. In Hamburg wurde ein Septett für Streichinstrumente von Johannes Brahms zum erstenmale zu Gehör gebracht und machte Glück.

* Ferdinand Hiller's Compositien der Naenia Heloisae et Monalium juxta sepulcrum Abaelardi, vor Kurzem als Opus 62 bei F. G. L. Leuckart in Breslau erschienen (Partitur mit unterlegtem Clavier-Auszug, Orchester und Singstimmen), ist nach dem Urtheil der Kölnischen Zeitung eine wahre Perle in der Reihe der Gesangwerke des Meisters. Das Gedicht (aus der Sammlung der Hymnologen des Mittelalters) von G. A. Königsfeld mit dessen deutscher Uebersetzung) ist sehr schön. In dem Grabgewölbe singen an Abälard's Sarge die Nonnen ihm das Aubelied: „Requiescat a labore, Dolororso et amore!“ Nach der zweiten Strophe beginnt der Gesang Heloïsens (für eine Altstimme, zu welchem der Chor (zweistimmig, Sopran und Alt) bald begleitend, bald in Zwischentacten leise hinzu tritt. Die Begleitung wird von dem Saiten-Quartett, die Violinen con sordini, zwei Flöten, zwei Clarinetten und zwei Hörnern ausgeführt, überall zart und sanft klingend gehalten. Zu der ersten Strophe der Solostimme tritt das Violoncell als Solo-Instrument hinzu, zu der letzten, in welcher Heloïse in Verzückung die Harfenklänge der Engel hört, präludirt eine Violine (ohne Sordin), ihre Melodie schwebt über den letzten Tönen der Sterbenden hin und schließt allmählig sinkend die Cantilene, worauf der Chor das Aubelied wieder anstimmt, aber mit der zarten Andeutung in dem Worte „Requiescant“ (Ruhet beide!«), daß Heloïse am Sarge Abälard's geruhen. Hiller hat das Gedicht sehr schön aufgefaßt und die Stimmung durch ganz entsprechende musikalische Poesie wiedergegeben.

* In seiner Stadt der Erde nimmt die Bevölkerung so rasch zu wie in Neuyork. London z. B. hat im Jahre 1860 um 52,000 Einwohner oder 1000 in der Woche, bei einer Bevölkerung von 2,700,000. Neuyork bei einer Bevölkerung von 814,277 um 47,585 oder 941 in der Woche zugenommen.

Aufforderung

zu einer Ausstellung von historischen und Kunstdenkmälern Bremens.

Allgemein giebt sich ein erfreulicher Sinn für Verbreitung geschichtlicher Erkenntniß kund. Um solchen Bestrebungen auch in unserer Vaterstadt einen kräftigeren Impuls zu geben und namentlich die Bewohner Bremens mit den interessanten Reliquien der Vergangenheit, welche sich hier erhalten haben, bekannt zu machen, sind die unterzeichneten Mitglieder des Künstlervereins zu dem Zwecke zusammen getreten, eine Ausstellung von solchen historischen und Kunstdenkmälern vorzugsweise der deutschen Vorzeit zu veranstalten, welche entweder hier noch aufbewahrt werden oder zu der Geschichte Bremens in Beziehung stehen. Es ist einerseits durch die Entwickelung Bremens und andererseits durch den Zweck, wirklich interessante Denkmäler der Geschichte und Kunst vorzuführen, bedingt, daß die Auswahl der auszustellenden Gegenstände auf die Periode des christlichen Mittelalters und des Anfangs der neueren Zeit bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts beschränkt bleibt. Gerade aus dieser Zeit sind die werthvollsten Werke solcher Art, theils in öffentlichen Anstalten, theils im Privatbesitz hier erhalten, Werke, die in Folge der Zerstreuung den Meisten schwer zugänglich und unbekannt geblieben sind, während sie an einem öffentlichen Ort vereinigt Anregung und Genuß in Fülle gewähren und uns lehren würden, besser zu würdigen, was wir besitzen.

Die Ausstellung soll, soweit ihr lokaler Charakter es gestattet, möglichst alle Zweige der Kunst- und Gewerbsthätigkeit umfassen und daher namentlich Alles vorführen, was an Sculpturen, Gemälden, Glasmalereien, Kupferstichen, Holzschnitten, Porträts, Stadtansichten und anderen Münzen und Medaillen, Prunk- und Hausgeräthen, Waffen, ferner an interessanten Manuscripten, Miniaturen, Chroniken, alten Drucken und Bildwerken zc. aufzufinden ist. Soll aber das Unternehmen gelingen, so bedürfen die Unterzeichneten der bereitwilligen Unterstützung der Bremischen Bevölkerung, namentlich aber derer, welche im Besitze von Gegenständen der genannten Art sind. Sie richten daher an diese — sowohl an Private, als auch namentlich an die Vorsteher von öffentlichen Anstalten, Innungen, Brüderschaften, milden Stiftungen zc. — die Bitte, ihnen solche in ihrem Besitz oder unter ihrer Verwaltung befindlichen Denkmäler der Vergangenheit für die Ausstellung anvertrauen und zu diesem Behuf einem der Unterzeichneten eine Anzeige über die Gegenstände, welche sie herzuleihen geneigt sind, innerhalb der nächsten vierzehn Tage einsenden zu wollen.

Die Ausstellung soll, falls den Unterzeichneten die gehoffte Theilnahme des Publikums entgegenkommen, im Laufe des Frühjahrs in einem geeigneten Lokale stattfinden. Der Ertrag derselben ist zu einem künstlerischen Zwecke, zur Bemalung des kürzlich gegründeten Dombelt-Fonds bestimmt, aus welchem dereinst der schönsten Kirche unserer Vaterstadt ein würdiger, weit ins Land hinausschauender Thurm, wie er einst dieselbe zierte, wieder beschafft werden soll.

Die Unterzeichneten empfehlen das Unternehmen vertrauensvoll ihren Mitbürgern, in der Ueberzeugung, daß durch dasselbe manches Gute und Schöne, das bisher im Verborgenen ruhte, zur Freude und Belehrung Aller wird an das Licht gezogen werden.

Bremen, im März 1861.

Dr. Ehmck, Oberstrafge Nr. 23. Senator Gildemeister, Autenst. Nr. 21. Heinr. Müller, Pembertikthof Nr. 22.
Dr. H. A. Müller, Autenst. Nr. 5. Dr. F. Pletzer, Georgsstr. Nr. 10. F. W. Schweiger, Kohlhökerstr. Nr. 9.
Heinr. Strack, Hutstilerstr. Nr. 42.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Ct.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 12. Bremen, 24. März. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Königsfelden. Von J. W. Schaefer.
Neuweyerlsche Gedichte. Von W. J. Willmsen.
Die Wochblätter in England, Frankreich und Deutschland.
Die Schwefertannen. Ein Wandermärchen.
Literatur und Kunst.

* Königsfelden.

Von J. W. Schaefer.

Nach mehreren Regen- und Nebeltagen, wie sie der Sommer des Jahres 1860 zum Leidwesen aller Schweizertouristen so häufig brachte und manche wohlangelegte Reisepläne zerstörte, breitete sich über Zürich ein sonnenheller Morgenhimmel aus, und, mochte man auch mehr wie je von der Wahrheit überzeugt worden sein, daß ein Reisender den Tag nicht vor dem Abend loben soll, war doch rasch der Entschluß gefaßt, die einladenden Frühstunden zu einer Excursion zu benutzen. Die Gasthöfe leerten sich, Schaaren von hoffnungsreichen Itzigfahrern zogen dem See zu, sicherlich um mit dem nächsten Tage die Zahl der klagenden Getäuschten zu vermehren. Meine Wünsche waren bescheidener und ausführbar, bevor die Mittagssonne nach damaligem Brauch neue Regenwolken sammelte. Nicht lange, so entführte mich der rasche Flug der Locomotive in angenehmster Begleitung ins freundliche Aargau.

Man braucht freilich nicht nach der Schweiz zu reisen, um Naturschönheiten aufzusuchen, wie sie die zwischen Zürich und Aargau ausgebreitete, fruchtbare, nur von niedrigen Höhenzügen durchschnittene Landschaft darbietet. Vom Rhein bis zur Oder sind sie in Menge über unser schönes deutsches Land verstreut. Diesmal war es auch minder auf Naturgenüsse abgesehen; vielmehr zog mich nach jener Richtung das Verlangen, jene Stätten zu sehen, welche fast in noch höherem Grade als die von der Sage umkränzten Ufer des Vierwaldstättersees der Schauplatz folgenreicher und ergreifender Ereignisse einer längst vergangenen Zeit waren.

Es handelt sich bei unsern historischen Kenntnissen nicht bloß um das Wissen von Thatsachen, sondern die Geschichte ist zugleich ein Spiel unserer Einbildungskraft, ein dramatisches Gemälde; aber eben weil es Geschichte ist, so gesellt sich ihm der lebendige Trieb hinzu, dem Bilde unserer Vorstellung eine concretere Gestalt, eine größere Realität zu geben. Es ist daher etwas Anderes als Neugier, was uns antreibt, den Boden zu betreten, über den eine welthistorische Epoche mächtigen Gangs dahingeschritten ist, und noch in den letzten Trümmern die Spuren einer bedeutenden Vergangenheit aufzusuchen; das todte Gestein wie die immer jugendliche Natur, selbst diese stummen Zeugen menschlicher Geschicke reden mächtiger zu uns, als die Lettern der Geschichtsbücher. Wenn wir in mondheller Nacht auf einsamer Barke zwischen den verwitterten stolzen Palästen der zauberhaften Lagunenstadt dahingleiten, wenn wir von dem Hügelrand des Père la Chaise, ungestört von dem Gewühl der nie ruhenden Weltstadt, auf jenen in der Tiefe unabsehbar sich ausbreitenden Krater der neuern Geschichte hinabblicken oder wenn die mit den Ruinen der Ritterburgen gekrönten Ufer des vaterländischen Rheins an uns vorüberziehen, ist es nicht, als ob das Völkerleben und die Thaten ganzer Jahrhunderte bestimmtere Umrisse und Formen annähmen und uns als Mitlebende und Mitgenossen in ihren Kreis zögen?

Unser Zug hat uns in die alte Grafschaft Habsburg geführt. Gleich am Eingange tritt das Bild des ritterlichen Wiederherstellers des deutschen Reichs uns entgegen, wenn wir, bei Dietikon vorübereilend, einen Blick auf die von der Reppisch durchflossene nach Bremgarten sich hinziehende Ebene werfen. An diesem Flüßchen war es, wo Graf Rudolf dem Pfarrer von Dietikon sein Pferd schenkte, damit er zu dem Kranken eilen könne, der des Sacraments begehrte. Nach einigen Minuten befinden wir uns vor dem Stein zu Baden. Auf steilem Felsen ragen die Ueberreste des alten Habsburger Schlosses, das der Zeuge mannigfachen Schicksalswechsels war. Hier war es, wo Herzog Johann von Schwaben seinen Oheim Kaiser Albrecht zum letzten Mal um das ihm gebührende mütterliche Erbtheil bat und, abermals abgewiesen, mit seinen Waffengefährten den Entschluß zur Mordthat faßte; von hier begab sich der Kaiser mit festlichem Gefolge am ersten Maitage des Jahres 1308, sein frühes Ende nicht ahnend, seiner Gemahlin Elisabeth über die Reuß entgegen; von hier aus zog sein Enkel, Herzog Leopold III., gegen die Eidgenossen, um bei Sempach ein gleiches blutiges Ende, wie sein Großvater, zu finden. Eher aber mochten die alten Insassen der Burg, die dort oben Festgelage hielten und Rachepläne gegen die „übermüthigen Bauern“ sannen, eher mochten sie vom Einsturz ihres Felsens träumen, als daß unter ihrer felsichten Grundfeste der Geisteritt kommender Jahrhunderte auf Feuerrossen seinen Einzug halte. Wir eilen hindurch; noch eine Viertelstunde: unser Zug hält in Brugg, dem Ziel unserer heutigen Fahrt.

Vom Bahnhofe aus schweift das Auge über eine weite von waldbewachsenen Berghöhen umsäumte, lachende Flur. Nach Osten gewendet, übersieht man die Landzunge, welche wie ein Dreieck von der jenseits zusammenfließenden Aar und Reuß ein-

Digitized by Google

geschlossen wird. Auf dieser zugespitzten, von zwei reißenden Flüssen geschützten Fläche legten die Römer einen ihrer wichtigsten helvetischen Waffenplätze an, der nach der offenen Westseite von starken Festungswerken gedeckt war. Vindonissa ist sowohl aus den Geschichtsbüchern des Tacitus bekannt als das Standquartier der 21. Legion, welche von dort an den Oberrhein zog, um die mit Claudius Civilis verbündeten empörten Gallier zu bekämpfen. Vespasian und nach ihm mehrere andere Kaiser schmückten die Stadt mit vielen Prachtgebäuden, Triumphbögen und andern Denkmälern; neben derselben lieferte Constantius, der Vater Constantins des Großen, den Alemannen eine siegreiche Schlacht. Doch eben hier kündigte sich schon der drohende Sturm an. Den wiederholten Angriffen in den Zeiten der Völkerwanderungen widerstanden die Festungswerke nicht; von dem Frankenkönige Childebert II. wurde endlich die Stadt im Jahre 594 völlig zerstört, und von all der Herrlichkeit des prachtvollen Vindonissa ist keine Spur geblieben, als eine unterirdische Wasserleitung, die noch jetzt dem Brunnen von Königsfelden Wasser zuführt, und der Name, den noch das an der Reuß gelegene Dorf Windisch trägt. An mehreren Stellen hat man die Grundmauern von Tempeln und Festungswerken aufgefunden; auch trifft man häufig beim Umackern des Bodens weit umher auf zerbrochene Säulen, Steine mit Inschriften, Münzen und andere Ueberbleibsel der Vorzeit.

Im Hintergrunde der Fläche erhebt sich einsam das Kloster Königsfelden. Es ist die Stelle, wo Kaiser Albrecht I. von Mörderhand fiel, eine Stelle, nicht minder bedeutend für die Befreiung der Eidgenossen von Oesterreichs Herrschaft, als das Rütli; denn ohne den frühen Tod des energischen Herrschers, der, beiläufig gesagt, besser war, als sein Ruf, möchten schwerlich die Waldstätte sich ihres leichten Sieges über die Vögte lange gefreut haben. Mit richtigem Gefühl verflocht daher Schiller die Erzählung von des Kaisers Tod in seine Telldichtung, weil Alles, was bisher für die Befreiung der Eidgenossen geschehen war, erst dadurch seinen Abschluß erhielt und das Vertrauen auf die Erhaltung der errungenen Freiheit sich befestigen konnte.

Indem wir die Localität näher betrachten, treten die näheren Umstände seines jähen Todes lebendig an uns heran.

> Der König ritt herab vom Stein zu Baden,
> Gen Rheinfeld, wo die Hofstatt war, zu ziehn,
> Mit ihm die Fürsten Haus und Leopold
> Und ein Gefolge hochgeborner Herren.
> Und als sie kamen an die Reuß, wo man
> Auf einer Fähre sich läßt übersetzen,
> Da drängten sich die Mörder in das Schiff,
> Daß sie den Kaiser vom Gefolge trennten. —

Die Fähre über die Reuß befand sich bei Windisch. Während Johann etwas länger zögerte, um die Rückfahrt des Schiffes ein wenig aufzuhalten und dadurch das Nacheilen des übrigen Gefolges zu verhindern, eilten die anderen Ritter mit dem Kaiser vorauf, der sich sorglos und heiter mit ihnen unterhielt. Sobald Johann sie wieder eingeholt hatte und sie in ein Gebüsch kamen, rief Johann: „Es ist genug!“ Eschenbach griff dem Pferde des Kaisers in den Zügel; dieser hielt es noch für Scherz. Plötzlich sprang dann Johann vor und durchstieß ihm die Kehle mit den Worten: „Hier ist der Lohn des Unrechts!“ Balm spaltete ihm den Kopf. Mit einem lauten Schrei sank der Kaiser besinnungslos nieder.

Wir wollen nicht näher eingehen in die Einzeltheiten der blutigen Vollstreckung der über die Mörder ausgesprochenen Acht, womit vor allen des Kaisers Tochter, die Königin Agnes von Ungarn, in Liebe wie in Haß eine zweite Chriemhilde, die Manen des geliebten Vaters zu rächen suchte; sie traf fast nur die schuldlosen Angehörigen und Diener der Mörder; diese waren unmittelbar nach der That in verschiedener Richtung davongeflohen, so daß man kaum noch eine schwache Kunde von ihren fernern Schicksalen erhält. Von den eingezogenen Gütern stifteten die Habsburger, nachdem sie, wie Agnes frohlockend ausrief, in Maithau sich gebadet, das Doppelkloster Königsfelden, wozu die Kaiserin 1310 den Grundstein legte. Das eine Gebäude war für Franziskaner, das zweite für Clarissinnen bestimmt. Zwischen beiden ließ sich Agnes eine besondere Zelle erbauen; sie theilte, seit sie sich von der Welt zurückgezogen hatte, die Bußübungen der frommen Schwestern und starb dort hochbetagt im fünfundachtzigsten Jahre. Ihrer strengen Frömmigkeit wegen ward sie weithin wie eine Heilige gepriesen; einer nur, der greise Einsiedler Berchthold Strobel, einst unter Rudolf ein tapferer Kriegsmann, wagte ihr die Wahrheit zu sagen: „Frau, es ist ein schlechter Gottesdienst, wer unschuldiges Blut vergießt und aus dem Raub Klöster stiftet; Gott hat Gefallen an Gütigkeit und Erbarmung!“ Ihrer Anordnung zufolge ward das Häuschen nach ihrem Tode abgebrochen.

In der Zeit der Reformation wurde das Kloster in ein Hospital umgewandelt, für das die reichen Einkünfte der von allen Seiten reich beschenkten Stiftung verwandt wurden. Wie einer der Aufseher, der mich umherführte, versicherte, beabsichtigt man jetzt ein neues Cantonshospital an die Stelle zu setzen. Gleichwie jener römische Palast, auf dessen Grundmauern das Kloster erbaut ward, wäre alsdann auch dieses geschichtliche Denkmal verschwunden. Mag man auch die unschönen, halbverfallenen Klostergebäude der Erhaltung nicht werth erachten, so steht doch wenigstens zu erwarten, daß man die Kirche verschone oder vielmehr anständig restaurire. Denn jetzt steht es allerdings in dem Innern derselben sehr wüst aus. Neben dem stattlichen Sarkophag, in welchem Agnes und Herzog Leopold III. ruhen, und über den Gräbern der sechzig Ritter, die nach der Niederlage bei Sempach hier neben ihrem Fürsten bestattet wurden, stehen jetzt die Wagen eines Panton-Trains. Das von dem Schiff der Kirche abgesonderte Chor wird noch zum Gottesdienst benutzt. Der Altar wurde auf der Stelle errichtet, wo Kaiser Albrecht in dem Schooße einer armen Frau, die sich in der Nähe des Sterbenden befand, seinen Geist aufgab. Die Fenster sind mit vortrefflichen Glasmalereien geschmückt. Das eine derselben stellt Agnes' Vermählung mit dem König Andreas III. von Ungarn dar, sowie ihren Eintritt ins Kloster, indem ein Bischof ihr das Haar abschneidet. Bildnisse von mehreren der bei Sempach gefallenen Ritter sind auf die Wand gemalt.

> Bei jedem steht ihr Wappen, Nam' und Schild,
> Und knieend flehn sie hier um Gottes Huld;
> In ihrer Mitte hängt des Führers Bild:
> Du stolzes Herz, du hast gebüßt die Schuld!
>
> Du hast erfahren, was ein Volk vermag,
> Das für den eignen Heerd die Fahne trägt;
> So sterbe jeder bis auf diesen Tag,
> Wer einen freien Mann in Ketten schlägt!
> (v. Platen: Kloster Königsfelden.)

In ernster Stimmung wanderte ich, die lieblichen Ufer der Aar zur Seite, nach Brugg zurück. Vor mir blickten von dem Abhang des Wulpelsberges die Trümmer der Habsburg, ein stattlicher viereckiger Thurm, welcher der Verwüstung des Feindes und der Zeit getrotzt hat, ins Thal herab. Die Eidgenossen zerstörten sie 1415 bei der Eroberung der Grafschaft Habsburg, wo auch das Schloß zu Baden gesprengt wurde, indem Friedrich von Oesterreich, Leopolds III. Sohn, der Acht des Kaisers Sigismund verfallen und sein Land preisgegeben war. Dort war die Wiege des mächtigen Fürstengeschlechts, das Jahrhunderte lang

Digitized by Google

auf zwei Thronen herrschte und stolz von sich rühmen mochte, daß in seinem Reiche die Sonne nicht untergehe. Auch dies ist in seinem Mannesstamm bereits erloschen, und das Haus Lothringen hat mit der Erbschaft eines Theils der Länder auch den ruhmvollen Namen auf sich übertragen.

* Norwegische Gedichte.

Uebertragen von P. J. Willatzen.

Mein Vaterland.

Von L. Munch.

Wo die Welt, ob im Süd, ob im West sich durchzieh',
Es ist doch nicht mein heimischer Strand —
Wie der Fels, den ich sah in der Kindheit, ist's nie:
Ich bin stolz auf mein Vaterland.

Und nicht weil sie so prächtig, die wilde Natur,
Grauwoll einsam der Klippe Joch,
Und nicht weil von der Vorzeit so manche Spur
Hier zwischen den Felsen noch.

Denn wohl ist es schön, wenn im Abendschein
Der mächtige Gletscher lohe,
Wohl schön ist der lichtgrüne Birkenhain,
Aber ach, all die Schönheit ist todt.

Und wohl lieb' ich der Väter Heldenthum,
Jede Sage macht glühn mein Gesicht,
Aber Schrift nur und Steine verkünden den Ruhm —
Er ist groß, doch der meine nicht.

Doch das Volk, welches mit mir lebt gleichen Tag,
Ist mein' und des Vaterlands Lust —
Und Natur ist nur schön bei der Herzen Schlag,
Wie die Blum' auf der Liebsten Brust.

Eine Sonn' ist im Norden am Himmel erwacht:
Die Freiheit im Männerkreis —
Laß den eisigen Pol es umstürmen mit Macht,
Unsre Kraft, unser Blut ist heiß.

Es ist Hoffnung im Blicke so frei und so krank,
Es ist Macht im lebendigen Wort;
Unsre Muttersprach' ist ein erquickender Trank,
Und die Heimath allein ist ihr Hort.

Von den herrlichen Früchten ein Vogel oft singt,
Die fern im Süden man bricht.
Ach, so süß, so verheißend die Stimme klingt,
Doch glaub' ihm, o, glaub' ihm nur nicht!

Ich schwärmte mit ihm und träumte von Glück,
Flog Nachts den Weg, den er wieß;
Doch stets riefen Stimmen mich särtlich zurück
Nach der Heimath, die ich verließ.

Versuch's, o, versuch's in die Fremde zu gehn,
Versuch's, wenn du muthig bist!
O wie bald werden Thränen im Auge dir stehn
Um die Heimath, die nie man vergißt!

Wo die Mutter dich hegt' einst und pflegte dein,
Wo als Kind du einst sangest im Thal,
Wo den Vater sie dir einst fargten ein,
Wirst du wünschen zu ruhen einmal.

Wo die Welt, ob im Süd, ob im West sich durchzieh',
Es ist doch nicht mein heimischer Strand —
Ach, der Fels, den ich sah in der Kindheit, ist's nie,
All mein Sein ist mein Vaterland.

Ganymedes.

Von J. C. Welhaven.

Kronions Sprößling, Ganymedes, stand
Auf Idas Höhn im Schirm der Fichtenhaine,
Zu Füßen sah er das Dardanerland,
Fern lag am Strand das Meer im Silberscheine.
Indeß der Lenzhauch säuselt' in den Fichten,
Aus Aleas Tempel laut die Pauke scholl
Und Morgenglanth den Ost begann zu lichten,
Ward seine Seele scheuen Bebens voll.

Erzitternd ahnte nun sein junges Herz,
Zu welchem Sein der Gottheit er entstamme;
Da senkt' auf ihn der Aar sich erdenwärts,
Der stark beherrschet des Olympos Flamme.
Er faßt' um seine lilienweißen Lenden
Entsetzt das Riesenadlers mächt'gen Fang,
Der, wie er auch mit unversuchten Händen
Den Flügeln wehrte, fort sich mit ihm schwang.

Es trug ihn über Idas Höhn empor,
Und plötzlich jauchzt' er ob der Himmelskreise.
Weit aufthat ihm sich des Olympos Thor,
Eintreten durft' er in der Götter Kreise.
Die köstlichste von allen Nektarschaalen
Drückt' in die Hand ihm der Kronide mild,
Und wieder stand vor seinem Geist in Strahlen,
Wie Sel'ge nur sie schaun, der Erde Bild.

Sein Schicksal pries der Erdenkinder Schaar,
Und noch hört man's in tausend Liedern klingen:
Selig die Stirn, die der Begeistrung Aar
Je hat umsaust mit seinen breiten Schwingen.
Selig der Streit, wenn durch den Busen toben
Sehnsucht und Ungeduld in Ohnmachtsqual,
Und doch zuletzt sich mächtig sehn erhoben
Zu Himmelshöhn aus niederm Erdenthal!

Mein Grab.

Von Henrik Wergeland.

Wie schwillt mein Herz, wie wird es weit,
Wie freudig ist mein Sinn!
Ich seh' den Ort, wo Haß und Neid,
Die hier mir gaben das Geleit,
Einst müde sinken hin.

Da liegt das Plätzchen! Drüber hängt
Die Weide still und grau;
Von Ranken ist es dicht umdrängt,
Bedeckt mit Rasen, stets besprengt
Mit demantklarem Thau.

Hier lies mein Lied, schielender Neid,
Der stets mich nahm als Ziel,
Und du wirst sehen, ob geweiht,
Vom Gott geweiht zu Lust und Leid
Einst war mein Saitenspiel.

Haß, der mich hetzte mit Geschnaub,
Hier greife zu nach mir!
Dein Zang ist rein wie Lilienstaub,
Vergleichst du deiner Hände Raub
Dem, was du dachtest dir.

Gefolge, das zu Grab mich trug,
Was wendest du dich ab,
Als weintest du? — Es ist nur Lug,
Nicht dir, der Liebe nur mit Fug
Verdank' ich dieses Grab.

Sie will mir jedes Pfingstfest weihn
Und mich besuchen hier;
Mein Gast sonntäglich dann zu sein
Im Sommer drauf, naht sie allein,
Grab, das so theuer mir!

Digitized by Google

Dann blüh', Jasmin! Aus dem Gezweig
Sing', kleiner Buchfink, laut!
Du Grabestrofe, anmuthreich,
Erschließ die schönste Knospe gleich
Zu Ehren meiner Braut!

So bis zum Herbst ist dieser Ort
Mein Lusthaus, doch es flieht
Dann mit dem letzten Laube fort
Mein Geist und harrt im Himmelsport,
Bis selbst dahin sie zieht.

* Die Engländer, Franzosen und Deutschen
im Spiegel ihres hauptsächlichsten Witzblattes.

Ich meine, es war unser geistreicher Landsmann Kohl, der schon vor Jahren im Morgenblatt den Versuch machte, die europäischen Nationen aus und in ihren Sprüchwörtern zu charakterisiren. — Wenn die Untersuchung reich war in ihren Ergebnissen und besonders einen tiefen Einblick in den Geist der verschiedenen Nationalitäten gestattete, wie sich derselbe in der Sprache und speciell in den Sinnsprüchen offenbart; — so wird eine eingehende Prüfung der Witzblätter mehr Aufschluß über das Leben, die öffentlichen Zustände und deren Mängel gewähren. — Sehen wir, was in der Presse eines Landes dem Spotte ausgesetzt ist, so erkennen wir wenigstens Zustände, welche mit anderen Waffen vergeblich bekämpft werden; — denn der Witz ist das Zeichen der Ohnmacht und die Rache des Schwachen!

Finden wir nun, daß der Witz der Engländer sich gegen die gesellschaftlichen Vorurtheile und Gebrechen, gelegentlich auch gegen die regierende Clique wendet, — der französische Spott dagegen mehr den Verfall der Sitten und die Extravaganzen der Mode trifft, während der Kladderadatsch sich hauptsächlich die Politik zum Tummelplatz ersehen hat, — so dürfen wir billig daraus schließen, daß in England noch viel historischer Schutt aufzuräumen, viel exclusives Vorurtheil zu bekämpfen ist, — daß in Frankreich. — die politischen Zustände, welche dort ein Witzblatt eben so wenig wie eine ernste Zeitung berühren darf, ganz bei Seite gelassen, — die geschlechtlichen Beziehungen außer der Ehe: Grisettenthum und demi-monde, wenigstens in Paris, den wunden Fleck der Gesellschaft bilden*), und daß das Leben sich nur um Aeußerlichkeiten dreht, während die politische Ohnmacht Deutschlands sich ziemlich von selbst versteht.

Punch ist beinahe ein ernsthaftes Blatt, und die ganze Komik des Inhalts liegt nicht selten bloß in der Zeichnung der Figuren oder den Schnörkeln der Anfangsbuchstaben eines Artikels. Da haben wir zunächst eine ernste Betrachtung über ein Frauenzimmer, welches zum 200stenmal von der Polizei aufgegriffen, zu 21 Tagen Gefängniß mit harter Arbeit verurtheilt, nach der Entlassung ohne Zweifel die alte Praxis des Vagabundirens und Fensterreinwerfens fortsetzen wird, um zum 201tenmal eingesperrt zu werden. Punch hält hier dafür, daß ein größeres Bevormundungsrecht der Polizei am Platze sei, um eine dauernde Correction verfügen zu können. — Dann die naive Aeußerung einer Weltdame: „Ich möchte doch wohl wissen, wo die Kinder sind, ich habe sie so lange nicht gesehen, ich wünschte, lieber Williams, Du zeigtest mir den Weg zur Kinderstube." — An einer anderen Stelle werden ernstliche Strafen als Mittel gegen Wahlbestechungen vorgeschlagen; — weiterhin mit einem Seitenblick auf die Meuterei an Bord der „Princeß Royal," eine Rüge, daß man den Schiffsoffizieren wie der Mannschaft nach längerem auswärtigen Dienst bei der Rückkehr den Urlaub verweigere und sie gleich Gefangenen an Bord zurückhalte; — die todtgeborene Reformbill wird wiederholt verspottet, — die Minister wiederholt mit Spott überschüttet. So giebt unter anderem der Minister für Indien, Charles Wood, auf die ihm von Punch vorgelegte Frage, in welcher Präsidentschaft Benares liegt, die Antwort: in Bombay. —

Eine Lieblingsfigur ist der Kaiser Napoleon, der bald mehr, bald weniger glimpflich behandelt wird. Ein großes Bild zeigt ihn, wie er den Papst mit Gewalt durch eine offene Thür zu dem (nicht zu Stande gekommenen) Congreß zerren will. Verspottung des Papstes und der katholisirenden Bestrebungen kehren vielfach wieder, und den Pufseiten wird aufgemutzt, daß sie die alte Kirchentracht aus den Zeiten Eduards VI. wieder hervorsuchen.

Das gute Einverständniß zwischen England und Frankreich wird vielfach ironisirt, unter anderem in einem Duett in Knittelversen zwischen John Bull und Louis Napoleon, in welchem letzterer singt:

Die Kriegsschiff' die ich jüngst noch schuf,
Die sollen bestimmt zur Landung sein!! —
Der friedliche Handel ist nur ihr Beruf,
Und bringet Ihr Eisen, so bringe ich Stein!

Daneben stellt ein größeres Bild John Bull dar, wie er dem Kaiser eine Schaufel voll Kohlen, dieser ihm eine Flasche Wein überreicht.

Doch ist das heitere Genre keineswegs ausgeschlossen. Ein Dandy (swell) soll am Schalter der Eisenbahnkasse zwei Pence herausgeben, da er aber erklärt, nie in seinem Leben solche Münze gehabt zu haben (in England gilt es bekanntlich in exclusiven Kreisen für unanständig, Kupfergeld bei sich zu führen), so werden ihm 10 Pence herausgegeben, die er nun, wenn er sich nicht selbst ins Gesicht schlagen will, liegen lassen muß. — Cobden läßt den kleinen Louis das Wort Freihandel buchstabiren; — ein Photograph fordert einen Betrunkenen auf, sich als abschreckendes Beispiel für seine Familie photographiren zu lassen; — oder noch harmloser: die Damen beklagen sich, daß die Büreaus der District-Telegraphen-Compagnie, welche innerhalb London Depeschen von zehn Worten für vier Pence (Antwort die Hälfte) befördert, in der Nähe der Docks, der Börse ꝛc. meistens so lägen, daß die Damen von ihrer Benutzung so gut wie ausgeschlossen wären, — während die Billigkeit doch erfordert hätte, solche Büreaus auch in den größeren Mode-Läden zu etabliren.

Den reichsten Stoff geben indessen die Rifle-Corps und die Voluntoers. Zunächst eine ernsthafte Vertheidigung der Freiwilligen gegen die Ausstellungen des Generals Burgoyne, — bei welcher die reguläre Armee schlecht wegkommt und unter anderen schmeichelhaften Bezeichnungen auch die als „nursemaid-courting" (die Kindsmädchen hofirend) davon trägt. — Dazu die officielle Angabe, daß die Sterblichkeit beim Militär doppelt so groß ist als in anderen Berufsclassen, die noch keineswegs zu den ungesundesten gehören. — Es ist der Fluch des Werbesystems und des handwerksmäßigen Betriebes des Dienstes, daß die Mannschaft, aus Mangel einer befriedigenden, ihren eigenen Vortheil oder das Gesammtwohl fördernden Beschäftigung, sich dem entnervenden Genuß des Branntweins hingiebt, in Folge dessen jährlich 17 Linien-Soldaten und 20 Gardisten gegen nur 8 ländliche Arbeiter, 9 Buchdrucker und 10 Bergleute sterben. — Heiterer sind die vielfachen Anspfungen der Freiwilligen-Corps selbst. Ein trostlos weinender Knabe, der seiner niedlichen Schwester

*) Daß die Bevölkerung in Frankreich im Vergleich zu England und Deutschland, — trotz der massenhaften Auswanderung aus beiden Ländern, — nur langsam zunimmt, kommt auf Rechnung der Abnahme der Ehen.

Anm. des Verf.

Digitized by Google

klagt, er sei im Rifle-Corps nicht zugelassen, weil er keinen Backenbart habe; — ein anderer, der seiner Großmutter erklärt, er könne nicht bis zu Ende der Ferien bleiben, da am Montag in der Pensjon Officierswahl sei; — zwei junge Wehrmänner, welche ihre Verlobten eingeladen haben zuzusehen, wie sie vom Drill-Sergeanten in die edle Kriegskunst, und zwar zunächst in die Geheimnisse des Gänsemarsches (goose-step) eingeweiht werden; — auf einem anderen Bilde ein bärtiger Sergeant, der auf die trenherzige Frage eines Volontairs, ob sie heute bis zum Gänsemarsch kommen würden, höchst entrüstet antwortet: „Balancir-Schritt ohne Terrain zu gewinnen, wenn's beliebt;“ — ein Dandy, der seiner allerliebsten Schwester vorschlägt, den Posten als Marketenderin bei seinem Corps anzunehmen u. s. w.

Nehmen wir dazu die vielfachen Anspielungen auf den großen Boer-Kampf. — die Bilder und Scenen, welche die Wettrennen zum Gegenstand haben, u. s. w., — so wird man ohne Anstand zugeben, daß Punch der reinste Abklatsch des öffentlichen Lebens und der Zeitinteressen in England ist.

Müßte man dies in demselben Maaße vom Charivari für Frankreich annehmen, so würde sich ergeben, daß dort sich das ganze Interesse um Moden und Kleiderschnitt beim Civil wie beim Militär, um emancipirte Frauen, Maskeraden und . . . Kriegszüge drehe; aber in einem Lande, wo die Preßfreiheit nicht einmal dem Namen nach existirt, wird man mit seinem Urtheil zurückhaltender sein müssen. Badende Frauen, die zugleich rauchen, zum Theil sogar Pfeifen „weil die Cigarren zu theuer kommen wenn man viel raucht“; — dann eine, welche dem neben ihr schwimmenden Herrn droht, sie werde ihn sofort untertauchen, wenn er ihr jetzt das neue Kleid nicht fest verspreche; — fahrende Damen, d. h. solche mit den Zügeln in der Hand, von denen zwei, die sich nicht rechtzeitig ausgewichen, sich zum Ergötzen ihren Jockeys gegenseitig mit der Peitsche tractiren; — andere aus der Demi monde in mehr oder weniger tiefem Negligee auf Divans ausgestreckt, sich über die Ausbeutelung ihrer Liebhaber unterhaltend; — zwei Bilder als Gegenstücke: Ein Neuling sieht auf der Straße eine Grisette und fragt seinen erfahrenen Freund, wie er wohl ihre Bekanntschaft machen könne. „Das ist nicht schwer, nimm eine Cigarre und sage sehr höflich: „„Madame,““ ein wenig Feuer, wenn ich bitten darf“! Zweites Bild acht Tage später. Derselbe Student fragt in einem Kaffeehause, wohin er seine Dulcinea geführt hat, seinen Rathgeber: wie er sie wohl wieder los werden solle, er habe keinen Heller mehr; worauf der Erfahrene ihm antwortet, das mache sich von selbst, sobald sie dies merke, werde sie ihn schon verlassen.

Die Damen auf den Maskenbällen erscheinen meistens im Kostüm der Hafenarbeiter (débardeurs), welches — im Gegensatz zu den Englischen Zeichnungen, welche den Ausdruck mehr in die feinen Züge des Gesichts legen, — bei aller Decenz, durch nackte Schultern und üppige Formen immer die Sinnlichkeit zu erregen geeignet ist.

Die Memoiren der Grisette Rigolboche, der Heldin des Cancans (Preis 1½ Francs), lassen, wegen der Verherrlichung dieser Dame, einer Angahl Grisetten keine Ruhe; — eine in tiefes Nachbrüten versunkene erklärt auf Befragen, daß sie darüber nachsinne, wie sie es wohl der Rigolboche gleich thun könne, — einige andere sind auf ihrem Zimmer bemüht, das Bein so hoch zu heben, daß die Fußspitze mit der Schulter in eine Höhe kommt; — noch eine andere im Seebade kaum bis zu den Hüften im Wasser stehend, erklärt dem Badewärter nicht tiefer hineingehen zu wollen, da es ihr nur darum zu thun sieg, die Kniekehlen zu stärken, damit sie im nächsten Winter das Bein eben so hoch als Rigolboche werfen könne.

Eine Dame auf dem Schießstande, welche mit der Pistole dreimal nach einander das Centrum getroffen, droht ihrem Liebhaber, die etwas lange Nase abzuschießen, wenn er ihr jemals untreu werden sollte. Eine Zofe räth bei der Toilette ihrer im tiefsten Negligee befindlichen Herrin, ihren Mann ein wenig zu betrügen, da dies das einzige Mittel sei, zu ersahren, ob sie ihn wirklich liebe: wäre dies nämlich der Fall, so würde sie über die Untreue Gewissensbisse empfinden. Diese frivole Auffassung der ehelichen Treue scheint denn doch noch schlimmer als die Frivolität des folgenden Bildes wom Maskenball, wo „Caroline“ (als débardeur) auf der Speisetafel ausgestreckt eingeschlafen ist und die übrige im Kabinet befindliche Gesellschaft, welche eben die letzten Gläser Champagner hinuntersürzt, nach einiger Ueberlegung zu der Entscheidung kommt, daß man sie dem Kellner als „Trinkgeld“ zurücklassen wolle. — Trotz dieser innerlichen Unsittlichkeit kann man es beim Anschauen dieser Bilder kaum bis zur Entrüstung bringen, die Gruppen sind im Ganzen decent und gefällig und meistens so gehalten, daß sie auch eine mildere Auffassung zulassen.

Ein Cavallerist, von der Hausfrau in der Küche überrascht und von der Köchin als „noch ein Better“ vorgestellt, entkocht der ersteren den Ausruf: nun, Sie scheinen in Ihrer Familie das Unglück zu haben, daß alle Verwandten sich festlosen. Ein Kindermädchen weint bittere Thränen, weil sie gehört hat, daß ihr „Militär“, der nach Syrien gegangen ist, sich dort im Lande der Ungetrenen (Unglaübigen) befinde.

Eine gefühlvolle Bonne hat sich an den Arm eines stattlichen Dragoners gehängt und erklärt dem verblüfft dabei stehenden älteren Liebhaber von der Infanterie, diese Waffe sei ihr zu leichtfertig, seitdem sie die Schöße an den Röcken verloren. Ein Soldat, der sich (in China) durch Opiumrauchen betäubt hat, bittet, ihn nicht zu stören, er habe so glücklich geträumt Schöße an seiner Uniform zu haben.

Das Militär spielt übrigens im Charivari neben den Damen von zweifelhaftem Charakter eine Hauptrolle. Außer der immer wiederkehrenden Roschosch-Angelegenheit findet man unzählige Situationen aus China und Syrien, wo regelmäßig ganze Schaaren von einheimischen Kriegern vor wenigen Zouaven die Flucht ergreifen, von den letzteren an den Zöpfen gezerrt werden u. s. w. Dabei ist die Darstellung durchweg eine für das Militär günstige, und selbst Bilder wie das aus der Instructionsstunde, wo ein höchst einfältig aussehender Vaterlandsvertheidiger dem Sergeanten erklärt: und wenn Sie mich todtschießen lassen, so kann ich doch nicht sagen, was ein Substampif ist, — gehören zu den Ausnahmen, während sie in den fliegenden Blättern, den Düsseldorfer Monatsheften ꝛc. die Regel zu bilden pflegen.

Neben gelegentlichen Ausfällen, Karrikaturen gegen die Wagner'sche Musik der Zukunft findet sich selten oder nie ein Bild, welches irgend eine ernstere Tagesfrage zum Gegenstande hätte, und es mag deßhalb um so mehr ein Bild aus dem Jahre 1857 hervorgehoben werden, welches die Straßen von Paris so darstellt, wie sich die Fleischer dieselben nach Aufhebung ihrer Privilegien denken: in jedem Hause und Stockwerk ein Fleischerladen und zu allen Thüren und Fenstern geschlachteten Vieh heraushängend, — ganz ähnlich wie unsere Handwerksmeister sich Bremen nach Einführung der Gewerbefreiheit vorstellen.

Daraus übrigens, daß alle Ausfälle gegen Preußen und Deutschland fehlen (Charivari scheint von der Existenz eines großen Volkes jenseits des Rheins keine Ahnung zu haben), darf man wenigstens schließen, daß „Er“ die Parole zum Heizen und Schüren noch nicht gegeben hat.

Ueber die fliegenden Blätter und den Kladderadatsch

Digitized by Google

werden wir uns, da sie fast in Jedermanns Hände kommen, kürzer fassen können. Jene versimpeln unter einem ähnlichen Druck wie der Charivari und verlieren ihr Publikum um so mehr, als ihnen der französische esprit fehlt und die Zeit zu ernst ist, um sich an Eisele und Beisele und den endlosen Jagdabenteuern und Bierhausscenen zu ergötzen. Kladderadatsch dagegen zeigt allein schon durch seine Auflage von 26,000 Exemplaren, wie sehr den Deutschen die Beschäftigung mit den politischen Tagesfragen Bedürfniß geworden ist, — denn Kladderadatsch ist eigentlich ein politisches Blatt. Die Kleinstaaterei, die Herren von Beust, von der Pfordten, Graf Borries; die Vorgänge in Italien, dann „Er“, fast in jeder Nummer wiederkehrend, die Reise seiner Gemahlin nach Schottland; der Bundestag, kurz vorzugsweise die politischen Tagesfragen füllen seine Spalten und geben den Stoff zu den Bildern. Wenn er sich dabei im Ganzen freisinnig und liberal zeigt und vorzugsweise die Herren von Manteuffel, von Gerlach, Stahl und Genossen zerzaust, so ist er doch auch unparteiisch genug, die gelegentlichen Mißgriffe der Herren von Vincke, Vefeler und Simon zu geißeln. Sieht man bloß auf die Haltung der Wipblätter in Deutschland (wozu allenfalls auch die Hamburger Reform zu rechnen) und Frankreich, so muß man gestehen, daß die unsrigen viel mehr Stoff zu gegenseitiger Verbitterung bringen als die französischen Blätter bringen . . . . dürfen. — Wer wird daraus auf kriegerische Absichten Deutschlands schließen? Aber auch die Freude an dieser Freiheit wird nicht wenig getrübt, wenn man daraus auf die politische Ohnmacht der Presse in Deutschland zurückschließen muß!

* Die Schwestertannen.

Ein Wandermärchen.

Du kennst, lieber Leser, jenen Theil unsers lieben Vaterlandes, welchen man Thüringen heißet. Wenn Du einmal an schönen Sommertagen im offnen Wagen, von einem Paar flattlicher Gäule gezogen, in seinen grünen Bergen lustig dahin gerollt bist, oder schöner noch, wenn Du sie auf Deinen zwei rüstigen Füßen durchwandert hast, frisch und froh, im Vollgefühl der Kraft und Gesundheit, einen guten Gesellen an Deiner Seite, dann wirst Du mir gewiß Recht geben, daß das Thüringer Land ein gar gesegnetes Fleckchen Erde ist, eine köstliche Perle in dem Schmuck unsrer lieben Frau Germania, der Gott ein langes Leben und fröhliches Gedeihen schenken möge.

Wie gern, lieber Leser, durchwanderte ich in diesen trüben kalten Wintertagen in der Erinnerung noch einmal mit Dir die grünen Berge und Thäler jenes herrlichen Landes, freute mich mit Dir des hellen Sonnenscheins, wie er so warm und goldig daliegt auf den Wiesen oder lustig spielend durch die Laubkronen der Bäume blickt, der klaren Bäche und der üppig wogenden Saatfelder, der frischen grünen Wälder, der Berge mit ihren prächtigen Fernsichten und der Thäler mit ihren traulichen Dörfern und ihren stillen friedlichen Städtchen, in denen es uns wie aus einer längst vergangenen Zeit und doch so eigen und heimathlich anweht. Oh, des ruhigen stillbegnügten Daseins in solch einem Städtchen, das noch unberührt geblieben ist von dem Strome des Weltverkehrs, unbewegt von dem unruhigen Treiben, welches in den großen Städten und auf den Schienenwegen von einem zum andern drängt und hastet. Gelt, in solchem Städtchen wäre gut ausruhen, und es könnte eine gesegnete Einkehr geben in das eigne unruhige Herz, wenn wir hier ein paar Wochen Rast hielten. — Und doch, ob es eine ganz friedliche sein würde? — In den niedrigen Fenstern lauschen hinter den Blumenstöcken gar liebliche Mädchenköpfe mit rosigen Wangen, frischen Lippen und blitzenden schelmischen Augen, die unsrer Sehnsucht nach stiller Einkehr in das eigne Herz zu spotten scheinen. — Hinaus aus dem Städtchen! Im Walde, in der lieben Gottesnatur ist es doch noch stiller und friedlicher; im Walde wollen wir ausruhen, unter den grünen Tannen.

Wie viele Tannen giebt es doch im Thüringer Lande! Das dachten auch ich und mein Gefährte — nicht doch, lieber Leser, ich will Dich nicht belügen, eine Gefährtin war's und eine sehr liebe, mit der ich an einem wunderschönen Sommertage von Eisgersburg nach der Schmücke hinauf fuhr. Wie herzlich freuten wir uns des frisch grünen Waldes, der krystallhellen Quellchen, die zur Linken von der Bergwand herabrieselten, und der prächtigen Ausblicke in das weite Land, die zur Rechten hin und wieder sich durch das Dickicht öffneten; als aber diese Aussichten ein Ende hatten, als die Berglehne zur Linken sich abdachte, als auch die Quellchen ein Ende hatten und uns nichts blieb als der große mächtige Tannenwald und wir ein paar Stunden lang dahin fuhren und rings um uns her nichts sahen als große majestätische Tannenbäume, da blickten wir einander gleichsam fragend an und sagten dann wie aus einem Munde: „aber wenn wir nur erst aus dem Tannenwald hinauswären“, und gestanden uns dann lachend, daß wir das schon lange im Sinn gehabt und es einander nur nicht hätten gestehen mögen, daß wir der herrlichen Bäume so müde wären. Du darfst das nicht undankbar nennen, lieber Leser, es erging uns mit dem Tannenwalde, wie es einem ergeht, wenn man ein Regiment Soldaten sieht; es mögen viele gar liebe Menschen darunter sein, manchem einzelnen darunter würde man gern die Hand bieten und eine Weile mit ihm weiterwandeln, wenn man ihm eben einzeln begegnete; aber in der Masse gleichartiger Gestalten verliert er sich; der Einzelne wird bedeutungslos für uns, und die Masse ermüdet. Darum war es uns denn auch gar lieb, als wir endlich auf der Schmücke zur Rast kamen, in jenem einsamen Gehöft auf einem der höchsten Punkte des Thüringer Waldes, von wo der Herzog Ernst sich oft und gern umschaut über sein schönes Ländchen. Und wer möchte ihm das verdenken! Denn wie viele unter den deutschen Fürsten können so froh und zufrieden über ihr Land umschauen wie Herzog Ernst von Coburg. Geliebt, vergöttert von seinen Unterthanen, hochgeehrt im Rathe der Fürsten, ein milder Landesvater, ein einsichtiger Staatsmann, ein Beschützer der Kunst und ein Künstler er selbst, schöpferisch im Reich der Farben und der Töne und zu diesem allem und vor Allem ein edler, herrlicher, echt menschlicher Mensch. Herzog Ernst! Du wahrer Fürst von Gottes Gnaden, Licht und Leitstern deutscher Nation, schenke Gott Dir ein langes gesegnetes Leben und unserm Vaterlande viele Fürsten Deines Gleichen!

Wir sind also auf der Schmücke. Wie sind wir nur hinge kommen? Weiß ich's doch selbst kaum; man kommt im Plaudern eben weiter und weiter, oft weiter als man gewollt hat, und nicht mit den Füßen allein, auch mit der Zunge oder der Feder. Ich wanderte nun freilich gar gern noch eine Weile mit Dir, lieber Leser, im schönen Thüringen umher, ließe Dir und mir noch einmal die ganze sommerliche Reiselust durch die Seele ziehen, aber — wenn ich auch in der lieben freien Gottesnatur Dir keinen ganz schlechten Führer abzugeben mir einbilde, der Dich keinen schönen Berg und kein frisches Thal versäumen lassen würde, der auch wüßte, wo man ein gutes Bier trinkt und wo ein freundlicher Wirth Dir schmackhafte Forellen auftischt, — denn das gehört auch zu den Eigenschaften eines guten Führers, — in der Erinnerung, auf dem Papier getraue ich mir nicht es zu

Digitized by Google

sein, und ich fürchte, wohin ich auch im Geiste Dich führen, was ich Dir auch zeigen möchte. Du würdest doch sagen, Du habest das alles besser und schöner gesehen, als ich es Dir zurückzurufen vermöge. — Aber eine kleine Reiferinnerung möchte ich Dir gern noch mittheilen, wenn Du sie so anspruchslos nehmen willst, wie ich sie gebe. Es ist ein Märchen, das ich heimgebracht habe, und erzählt Dir von einem Paar schöner Tannen.

Nicht weit von dem reizenden Jagdschlößchen Reinhardsbrunn, etwa auf halbem Wege zum großen Inselsberg, ist ein gar herrliches Thal, genannt der Lauchagrund; wer dahineintritt, dem wird gewiß das Umkehren schwer werden, denn es ist ein Zauber, der ihn bald fesselt, daß er glaubt sich nimmer lösreißen zu können, und bald ihn sehnsuchtsvoll weiter und weiter fortreibt, jener Zauber, der in der Schönheit der Natur das Menschenherz gefangen nimmt. Und wahrlich, schön ist die Natur im Lauchagrunde, es ist, als ob die Bäume hier mächtiger, das Moos frischer und mannichfaltiger gebildet, die Farrenkräuter größer und phantastischer wären als anderwärts.'

In diesem wunderschönen Grunde stehen zwei Tannen; schlank und immergrün ragen sie in die wolkenlose Bläue des Sommertages, und immergrün stehen sie da in der erstarrten Winterlandschaft. Wenn ringsum die Natur in tiefem Schlafe liegt, flüstert noch ein wundersames Leben durch ihre Nadeln und Zweige, als hauste ein nimmer ruhender Geist in ihren schlanken Kronen.

Es ist schon viele Jahre her, da stand im Walde ein einsames Forsthaus, darinnen wohnte der Revierförster mit seiner Frau. Zwei liebliche Kinder belebten den zufriedenen Gatten die Waldeinsamkeit, zwei Mädchen die gut und schön zu werden versprachen wie ihre Mutter. An dem Geburtstage eines jeden derselben hatte der Förster einen kleinen Tannenbaum gepflanzt an der lieblichsten Stelle des Waldgrundes, und oft nahm später die Mutter ihre Kinder an der Hand, um ihnen zu zeigen, wie die Bäumchen größer und schlanker wurden. So wuchsen sie mit einander heran, der beiden Mädchen liebster Platz war die Moosbank unter den Tannen, und als die Mutter starb und nach ihrem Wunsche ihre letzte Ruhestätte unter den Tannen erhielt, da war Vater und Kindern kein Plätzchen heiliger und lieber im ganzen Walde.

Ein Jahr nach dem andern zog vorüber; der Förster wurde alt, die Töchter mit jedem Jahre ihrer Mutter ähnlicher, schöner und lieblicher. Bald hießen sie in der ganzen Gegend die schönen Schwestern, und gar Mancher suchte das einsame Waldhaus auf, um die Töchter des alten Försters zu sehen.

Es war ein schwüler Sommerabend; in der Ferne rollte der Donner, die Luft lagerte dick und schwer über der Gegend, als die beiden Mädchen Hand in Hand aus dem Forsthause traten und ihren Weg zu der Moosbank unter den Tannen einschlugen. Sie setzten sich nebeneinander, und als sie nun gegenseitig sich ins Antlitz schauten, war es, als ob eine jede der andern etwas vertrauen wolle, bis endlich die jüngere sich dichter an die Schwester schmiegte, ihr ein paar Worte ins Ohr flüsterte und dann halb scheu, halb glücklich lächelnd ihr Köpfchen zurück bog, um die Wirkung des Gesagten zu erspähen. Aber was war das? Die so eben noch rosigen Wangen der geliebten Schwester erblaßten, die Augen starrten glanzlos in die Ferne, und ein leiser schmerzlicher Seufzer entrang sich den bebenden Lippen.

„Er liebt Dich", sagte sie tonlos, „und hat Dir's vertraut? Ewige Barmherzigkeit, so sind wir denn beide belogen, denn auch mir schwur er Liebe und Treue." — Das große Leid ihrer Herzen zog die Jungfrauen noch näher zu einander, sie umarmten sich weinend und lehnten dann still und gebrochen ihre Häupter an die rauhen Stämme der Tannen. In den Nadeln rauschte und grollte der Abendwind, die immergrünen Zweige schlugen knisternd zusammen, als zürnten sie dem Aufwehrer der sonst so glücklichen Waldeinsamkeit. Höher und dichter wuchsen die Laubkronen hinein in die Nacht, ihre Wipfel wölbten sich zu einer weiten Halle, darinnen soß eine in dichte Schleier verhüllte Frau, welche emsig die am fernen Horizonte zuckenden Blitze zu sich herangog, um davon zwei wundersam strahlende Gewänder zu weben. Rings im Walde ward es jetzt lebendig; die Gräser schlugen, vom aufsteigenden Winde bewegt, leise tönend an einander, daß es klang wie eine alte liebe Melodie, welche die Mutter sonst Abends zu singen pflegte; die Farrenkräuter wuchsen heran zu breiten Sitzen, darauf sich die Waldelfen fröhlich schaukelten. Aus der Ferne tönte es wie heranrollender Donner, aber die Schwestern wußten, daß es der Wagen des Waldgottes sei, der dahin rasselte durch die dichten Bäume, niederwerfend, was ihm im Wege stand. Es war ein wilder Aufruhr rings in der Natur; aber wunderbar! je heftiger das Toben des erwachten Waldes wurde, desto ruhiger schlugen die eben noch von herbem Weh so wild bewegten Herzen der Schwestern. Sie schauten hinauf in die grüne Halle, wo die verschleierte, emsig wirkende Gestalt saß, und siehe, jetzt war ihre Arbeit fertig, jetzt schlug sie die Schleier zurück, und die Jungfrauen erkannten das glücklich lächelnde Antlitz ihrer Mutter, verklärt vom Wiedersehen der strahlenden Gewänder, die sie den Töchtern zeigte. „Weinet nicht mehr", sagte sie mit der lieben wohlbekannten Stimme, mit der sie sonst die kleinen Leiden der Kinder hinwegzuscheuchen verstand, „weinet nicht, Gott will, daß Ihr mit mir gehet in die glückliche Heimath, wo keine Thränen mehr fließen. Nehmt jede eines dieser Gewänder, wenn Ihr Euch damit umhüllt habt, könnt Ihr mir folgen." Mit freudig zitternden Händen ergaßten die Schwestern die strahlenden Gewänder — da krachte und dröhnte ein Donner durch den Wald, der die Bäume in ihren Wurzeln erzittern machte, durch die Berge dahin fuhr es wie ein Vlebruf der Nacht, und ein greller strahlender Blitz folgte, in dessen zuckender Beleuchtung der hinzueilende Förster unter den Tannen seine Töchter fand, bebe getroffen und erschlagen vom Strahle des Himmels.

Das alte Forsthaus ist seit langer Zeit unbewohnt und zerfallen, aber noch stehen unter den übrigen Bäumen, hoch, still und ernst die Tannen der beiden Schwestern, und die Sage geht, daß bei Gewittern die hohen Stämme derselben noch immer die Blitzstrahlen zu sich heranziehen, um jeden darunter Weilenden mit ihrem schauerlich glänzenden Gewande zu umhüllen und zu tödten.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Münchener Antiken. Von G. F. A. **von Lützow.** — Meine Wanderung durchs Leben. Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sechster Theil. Von Gerd Eilers. — Magdalena. Eine Dichtung. Von J. Hoff. — Jacko, oder Herz und Welt. Dramatisches Gedicht. Von Bl. Grothe.

Z. **Die Brautfahrt der Königstochter.** Gedicht in zwölf Romanzen von Andreas Munch. Aus dem Norwegischen übersetzt von F. v. K., Berlin, 1861. Haude- und Spenersche Buchhandlung. — In den „Neuen Gedichten» (Christiania 1850) veröffentlichte der berühmte norwegische Dichter zuerst den hier deutsch wiedergegebenen Romanzen-Cyklus. Derselbe schildert in anziehender, meist hochpoetischer Weise die Abenteuer einer norwegischen Königstochter auf ihrer Reise nach Spanien. Heut' zu Tage begegnet wohl einer Prinzessin auf solcher Fahrt kaum Besingenswerthes, denn sie würde sicher mit Dampf reisen und im Handumdrehen das Ziel erreichen; allein zur Zeit der Jungfrau Ghristina ging das nicht so rasch. Diese war nämlich eine Tochter des wackern Königs Hakon Hakonssohn, welcher von 1217 bis 1263 kraftvoll und weise Norwegen beherrschte und, ein Zeitgenosse Ludwigs des Heiligen von Frankreich und Heinrichs III. von England, mit diesen freundschaftlichen Verkehr pflog. Derselbe aufgeklärte Herrscher beförderte — gelegentlich bemerkt — nicht nur die einheimische Literatur, sondern veranlaßte auch nordische Uebertragungen von Werken fremder Sprachen, wie er zum Beispiel eine Sammlung bretonischer Volkslieder, Tristan und Isolde, Ivent, Elis und Rosamunda u. s. w. übersetzen ließ, und der bekannte englische Schriftsteller Matthäus Parisiensis hielt sich zu wiederholten Malen an seinem Hofe auf und erfreute sich seiner besondern Gunst. Kein Wunder also, daß die Kunde von ihm, wenn er auch die Kriegesfackel nicht außerhalb Landes trug, sondern sein ganzes Bestreben auf die Einigung und Wohlfahrt seines Volkes richtete, von preisenden Zungen bis in die äußersten Enden Europa's getragen ward, und der Ruhm seines Namens war es, der eine spanische Gesandtschaft in den Norden führte, um die Hand seiner Tochter für einen Infanten zu erbitten. Hakons Lieblingskind folgte sich zur See nach Neuen, und von hier geht die Reise durch Frankreich weiter. Besonders reizend schildert der Dichter den Liebeshof zu Narbonne, welchem die Prinzessin beiwohnt. Auf der Reise über die Pyrenäen wird sie von Räubern überfallen und bei dieser Gelegenheit durch die Tapferkeit ihres Bräutigams gerettet, welcher, ohne daß sie's ahnt, sich verkleidet der Gesandtschaft angeschlossen hatte und nun als ihr Schutzgeist über sie wacht. Balladelid und Spaniens südliche Herrlichkeit zu schildern, mußte Munch besonders beschäftigt sein, da er so glücklich war, mit eigenen Augen die Wunder Hesperiens zu schauen, und wirklich ist seine Darstellung der spanischen Natur Glut und Duft. — Es thut uns leid, berichten zu

Digitized by Google

müssen, daß die deutsche Uebersetzung nicht unsern Wünschen und Forderungen entspricht. Sie ist ungelenk und flüchtig: Zum Beweise brauchen wir nur gleich die ersten zwei Zeilen anzuführen:

Zu Tunsberg fast der alte König Hakon an Arubjahr;
Er hatte wohl regiert schon in Norweg vierzig Jahr, u. s. w.

Ebenso ist die Alliteration der herrlichen Romanze «Im Sturme» fast ganz verloren gegangen. — Demnächst werden wir Gelegenheit haben, über Munchs historische Tragödie «William und Rachel Russell» zu berichten, deren Uebersetzung in zweiter verbesserter Auflage erschienen ist.

* Ein junger polnischer Violinvirtuose, Isidor Lotto, hat bei seinem ersten Auftreten in Leipzig ganz außerordentliches Aufsehen gemacht. Er kommt aus Paris, wo er ausgebildet wurde, und erregte durch eine ganz eminente Technik, großartigen Ton und exemplarische Reinheit Entzücken. Man verspricht ihm eine glänzende künstlerische Zukunft.

* Bremen, 21. März. Wir haben noch von zwei Versammlungen des Künstlervereins, vom 13. und 20. März, zu berichten. In der ersten sprach Herr Prof. Herpberg über Chaucer und dessen Canterbury tales. Der Redner legte dar, daß die hohe Bedeutung des auf dem Continent so wenig genannten und noch weniger bekannten Dichters hauptsächlich in der glücklichen Begegnung seiner poetischen Ukraniage mit dem Charakter seines Jahrhunderts zu suchen sei. Ihm sei besonders eigen eine feine, scharf eindringende Beobachtungsgabe, die Kunst aus den Details der äußern Erscheinung einer Persönlichkeit ihr geistiges Wesen zu construiren und in plastisch klarer Form darzustellen. Er löse dadurch eines der schwierigsten Probleme der Kunst: Seine Charaktere seien individuell und typisch zu gleicher Zeit, und da er die Darstellung der äußeren Erscheinung an Eigenthümlichkeiten des menschlichen Gemüths knüpfe, die zu allen Zeiten unter den verschiedensten Formen dieselben bleiben, so zwinge er jeden einigermaßen mit poetischer Anempfindung begabten Hörer in das unmittelbare Verständniß der Zeiten und Sitten hinein, deren Schilderung seine Hauptaufgabe, namentlich in den Canterbury-Tales sei. Nun sei aber das 14. Jahrhundert, in welchem zuerst der Vermandlungsproceß der mittelalterlichen Zustände in die modernen anhebe, so überaus reich an den buntesten, politisch, social und religiös gleich wichtigen und doch bei dem ersten Anblick keinesmegs sofort merkwürdigen Charakterbildungen, daß ein solcher Wegweiser in die innersten Getriebe der Zeit, wie Chaucer, von unbetrachtbarem Werthe sei. Dies gelte in noch bei weitem höherem Grad von England als von den Staaten des Continents. Denn für das Inselreich dringe diese Zeit nicht bloß eine Entwicklungsphase in dem Leben der Nation zu Wege, sondern es ergenge durch Verschmelzung der angelsächsischen mit den normannisch französischen Volkselementen eine neue Nationalität: die Englische. Chaucer, der uns mitten in diese Zeit hineinversetze, biete uns dadurch die ebenso seltene wie für den Beobachter anziehende Gelegenheit, das Mysterium des Geburtsprocesses eines werdenden Volkslebens aus nächster Nähe zu belauschen. Es ergebe sich daraus das ebenso erfreuliche wie für uns erhobende Resultat von der unverwüstlichen Lebensdauer der germanischen Völkerstämme. Denn wie im Staatsleben das französische Feudalsystem von der freien auf den Grundbesitz basirten Gemeindeverfassung der Angelsachsen überwältigt werde, wie ferner in der kirchlichen Bewegung eine Regeneration der freien englischen Kirche gegenüber den Anmaßungen der römischen Pontificatet Platz greife, so gewinnen in der nun erfundenen englischen Sprache die deutschen Elemente unverkennbar das Uebergewicht über die romanischen, die englische Sprache selbst sei als eine Tochtersprache der deutschen zu betrachten. Für die erstere Thatsache wurde eine Reihe von Standesbezeichnungen, die für das Verständniß der Chaucerschen Gedichte von Bedeutung sind, einer erklärenden Analyse unterworfen: Fee simple, Knight, Squiere, Frankelein, Valet (Vasselet), Yooman. In letzterer Beziehung aber schritt der Redner zu der weiteren Beweisführung fort, daß Chaucer in dem sprachlichen Verschmelzungsproceß nicht etwa bloß eine passive Rolle als Exponent und Repräsentant seiner Zeit spiele, sondern daß er denselben thätig und in erster Reihe wirksam mit durchgeführt, daß er ein hauptsächlicher dieser Neugestaltung, daß er in der That der erste englische Schriftsteller gewesen sei. Allerdings liegen in ihm die entgegengesetzten Elemente der beiderseitigen Volkscharaktere noch mehr in mechanischer Mengung nebeneinander, als daß sie sich chemisch durchdrungen hätten — wie in seiner Sprache so in der poetischen Behandlung seiner Gegenstände, — der feinsinnige französisch gebildete Hofmann stehe im derbsten Streit mit dem derb niedersächsischen Eulenspiegel — aber ein wohlthuender Humor verstöhne überall diese fast schreienden Gegensätze. — Zum Schluß und zum Belag des Gesagten theilte der Redner den größten Theil des Prologs der Canterbury-Geschichten nach seiner eigenen Uebersetzung mit. — Die Versammlung vom 20. gestaltete sich zu einem musikalischen Abend. Das Programm desselben hatte aufzuweisen: die Sonate für Pianoforte und Violine in C moll von Beethoven, ein Duo für zwei Flügel von G. D. Graue und ein Quartett für Clarinette, Violine, Bratsche und Violoncell von Grufell. Ausgeführt wurden diese Compositionen durch die Herren Ernst Rakemann, L. Rakemann, G. D. Graue, Conrad Schmidt, Roebel und Gabisius.

* Das Schicksal des Wagnerschen «Tannhäusers» auf der großen Opernbühne in Paris beschäftigt alle Blätter, welche über künstlerische Dinge berichten. Die Niederlage der Oper erfolgen anfangs so unbefangen, daß nicht einmal eine zweite Vorstellung verlockt wurde. Davon ist man aber doch abgekommen, und es sind neue Versuche gemacht worden. Die Oper erlebt also jedenfalls noch einige Aufführungen, wenn auch schwerlich daran zu denken ist, daß sie sich auf die Dauer behaupte. Es ist wohl denkbar, daß die Pariser Jahrer allmälig die Schönheiten der Oper achten und würdigen lernen, obwohl dieselbe einen schweren Stand besonders deßhalb hat, weil sie eines Hauptersordernisses für die Franzosen, der angenehmen und seinen Form nämlich, gänzlich bar ist. Für die Schönheiten der Oper aber werden die Pariser, wenn sie überhaupt dieselbe zulassen, ohne Zweifel empfänglich werden, weil diese sich auf deutschen Boden bewegen, der überhaupt der echte und fruchtbare Boden jedes Kunstwerkes ist. Freilich sind diese Schönheiten nicht so zahlreich, daß auf einen Sieg derselben über das Bizarre, Unschöne und Langweilige zu rechnen ist. Die Oper hat in dieser Beziehung ihre Achillesferse vorzüglich in ihrem Mittelpunkte, dem Sängerkampf selbst, welcher viel zu lang und dabei musikalisch werthlos ist. Die Wirkung des effectvollen und schönen Finalsatzes aber, welcher jenem Sängerkampfe folgt, scheint Wagner selbst durch eine in Paris hinzucomponirte Orchesterstelle, welche ebenso überladen als unschön gewesen sein muß, gründlich vernichtet zu haben. Was hier verdorben war, konnte durch den dramatisch matten dritten Akt nicht wieder zugemacht werden. Uebrigens scheinen auch sonst Fehler und Sünden in Menge begangen worden zu sein. Die erste Hälfte des ersten Akts, die Scene der Venus und Tannhäusers, war zum Nachtheil des Werkes durch Wagner erweitert und verlängert worden. Das Orchester, ermüdet durch unzählige Proben und von vornherein der Oper wohl nicht sehr hold, soll mit wenig Liebe, daher auch ohne Licht und ohne Schatten gespielt, sehr wenige Musikstücke recht haben hervortreten lassen. Auch den Decocationen und der sonstigen Ausstattung, die übrigens prachtvoll war, wird manche Geschmacklosigkeit, Steifheit und Ungeschicklichkeit der Arrangements schuldgegeben. Nehmen wir dazu, daß Wagner selbst durch sein Auftreten, durch seine unerträgliche Anmaßung, die einige Streitsucht den größesten Theil beizeiten, mit dem er es thun hatte, verstimmt und beleidigt haben wird, so ist alledem die Niederlage zum großen Theil schon erklärlich. Allein weit wichtiger als alles bisher Erwähnte ist, daß die Oper offenbar ein politisches Opfer gewesen ist. Die Pariser waren ärgerlich, daß man ihnen monatelang von nichts anderem redete als vom Tannhäuser, daß ferner die Fürstin Metternich, die Gattin des österreichischen Gesandten, die Hauptriebfeder war. Die in der feanzösischen Hauptstadt erschienene deutsche Zeitung mag daher ganz im Rechte sein, wenn sie das Ereignis in der folgenden Weise beleuchtet: Seit langen Jahren wurde in Paris ein musikalisches Ereignis wohl nicht mit so großer Spannung erwartet, was aber auch im Voraus seinen Schicksals sicher zu sein, als die erste Aufführung des «Tannhäuser». Derselbe mußte Fiasko machen. Er war von dem größten Theile derer, die ihn anhörten, im Voraus verurtheilt. Es bestand keine eigentliche Kabale, aber Parterre und Orchester, die in Paris den Ton angeben, waren von vorn herein entschlossen, Wagner und sein Werk zum Falle zu bringen. Wagner selbst, obgleich jetzt beinahe seit anderthalb Jahren in Paris, hat keine Freunde, sondern nur Gönner. Er ist zu schroff, zu abstoßend in seinem Benehmen, zu sehr von seinem eigenen Werthe eingenommen, zu prätentiös, um sich Andere gewinnen zu können, und selbst die, welche seiner Musik gerade nicht abgeneigt sind, sehen lieber deren Mängel, als deren Vorzüge und Schönheiten. Seine Gegner hatten deßhalb freies Spiel. Sie griffen zu einer in Paris höchst gefährlichen Waffe: sie lachten; und als erst gar einige schlechte Witze laut wurden, da theilte sich die Lachlust bald Allen mit, und in dem Maße, als die Handlung und die Musik tragischer wurden, wuchs die allgemeine Heiterkeit und steigerte sich bis zur Ausgelassenheit. Man lachte über Alles, selbst über Niemann, weil er zu groß, und über die Ledebre, weil sie zu klein war. Augenblicke lang konnte man sich sogar in einem der Boulevard-Theater wähnen, und die Illusion würde vollständig gewesen sein, wenn aus den Reihen des Parterre einige laute Aepfel und Birnen auf die Scene geflogen wären. Man hätte vielleicht etwas weniger Grimm und Bitterkeit gegen das Auditorium erwarten können, welches sein erstes Urtheil zu sprechen berufen war. Weit davon entfernt, Wagner's Partei zu ergreifen, für dessen Musik einzutreten, haben wir hier nur die Ursachen andeuten wollen, die dem Werk unseres genialen Landsmannes eine Aufnahme bereiteten, wie sie unter Leuten comme il faut nur auch solchen bestand doch das Publikum der großen Oper) selbst bei den schlechtesten Productionen nicht Mode ist.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
Halbjährlich 1 ℛ 12 ß Geld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 45.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Cur.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 13. Bremen, 31. März. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Die drei Heidelberger Historiker. Von W. Kiefselbach.
Englische Dichtungen. Von Georg Berg.
Ostern in Rom. Von Herm. Allmers.
Literatur und Kunst.

* Die drei Heidelberger Historiker.

Von Wilh. Kiefselbach.

Auch unter den deutschen Universitäten herrscht auf dem wissenschaftlichen Gebiete eine Art von Arbeitstheilung; nicht jedes Fach gedeiht auf jeder Hochschule gleich gut. Daß zunächst die eigentlich katholischen Akademien wie Innsbruck, Würzburg, Freiburg keine rechten Pflegestätten der modernen Wissenschaftlichkeit abgeben, begreift sich leicht; die gesammte neuere Wissenschaft trägt einen vorwiegend protestantischen Charakter. Allein selbst bei den protestantischen Universitäten wird von der einen mehr Gewicht auf die Theologie, von der zweiten auf Jurisprudenz und von der dritten auf Medicin, Naturwissenschaft oder Philosophie gelegt. Allerdings vermag auch in der Gegenwart, wie es im Mittelalter oft der Fall war, noch immer durch die Uebersiedelung eines bedeutenden Lehrers die eine oder andere Fakultät rasch wesentlich zu gewinnen; doch hat es sich einmal so festgesetzt, daß hervorragende Docenten bestimmter Wissenszweige gewöhnlich nur nach denjenigen Universitäten gerufen werden, die grade diesen Zweig besonders pflegen. Allgemein bekannt ist es z. B., wie Tübingen seit lange einen Hauptsitz der Gottesgelahrtheit abgiebt, Bonn in der Philologie sich ausgezeichnet, Berlin die Mutterstadt philosophischer Systeme ist, während dagegen in Göttingen und Heidelberg vorzugsweise Jurisprudenz und Geschichtsforschung gedeiht. Was die zuletzt genannte badische Hochschule anbetrifft, so braucht man nur einen flüchtigen Blick auf die verflossenen sechzig Jahre zu werfen, um alsbald gewahr zu werden, daß die systematische Philosophie während dieser Zeit auf ihren Katheder keine glänzende Rolle gespielt hat. Der heutige wissenschaftliche Ruhm der Stadt wurde vielmehr im Anfang dieses Jahrhunderts zunächst durch Philologie und Theologie — Voß, Kreuzer, Daub und Paulus — emporgetragen, später von der Rechtswissenschaft und Medicin — Thibaut, Zachariae, Mittermaier, Tiedemann und Chelius — aufrecht erhalten und ist dann durch die Historiographie — Schlosser, Gervinus und Häusser — neu belebt worden.

Wie verschieden nämlich immerhin die drei berühmten Historiker Heidelbergs in ihren Ausgängen und in ihren Resultaten sein mögen, sie gehören dennoch nicht bloß durch den Ort ihrer Lehrthätigkeit, sondern auch ihrem gesammten wissenschaftlichen Charakter nach zusammen. Gervinus und Häusser sind, so zu sagen, aus Schlosser hervorgegangen; sie ergänzen einander auf das Nächste und Innigste. Schlosser's bestimmender Geist kehrt in den beiden jüngeren Gelehrten, den Veränderungen der Zeit gemäß umgewandelt, wieder; denn alle drei machen es sich zur bewußten Aufgabe, mit ihren Arbeiten zunächst die deutsche Nation geistig und sittlich zu fördern, ihre Wissenschaft hat eine praktische Richtung. Schlosser, der ja ursprünglich Theologe war, durch seine ausgeprägte moralische Weltanschauung, Gervinus als Aesthetiker, und Häusser, in die Tagespolitik vielfach verflochten, vermittelst der zur Publizistik hinneigenden Tendenz seiner Werke. Wer das wissenschaftliche Leben Heidelbergs kennt, hört gewiß keinen von den drei Männern einzeln nennen, ohne dabei zugleich an die beiden Anderen zu denken. Friedrich Christoph Schlosser steht gegenwärtig im fünfundachtzigsten Jahre seines Lebens. Wenn er aber auch den größten Theil desselben in Süddeutschland am Main und Neckar verbracht hat, er ist trotzdem in jeder Beziehung Norddeutscher geblieben. Selbst seine Sprache hat den ostfriesischen Dialekt noch unverkennbar beibehalten. Vor ungefähr fünfzehn Jahren hörte Theodor von Kobbe auf einer Rheinreise, während er sich in der Cajüte des Dampfschiffes befand, Jemanden auf Deck laut sprechen: „Das muß ein Oldenburger sein!“ Es war eben der Rektor der deutschen Historiographie, der da gut Jeversch redete, obgleich er seine Geburtsstadt wohl seit vier Decennien nicht mehr gesehen hatte. Und wie Schlosser's Organ durchaus friesisch ist, so auch sein, selbst noch im hohen Alter, markiger Körper und der Bau seines Kopfes; es liegt eine unmittelbare Kraft in seinen Zügen ausgedrückt, welche an den festen Muth der friesischen Meerfahrer erinnert. In der That, wer zum ersten Male zu dem Manne ins Zimmer tritt, der dem deutschen Volke als Frucht eines Riesenfleißes die „allgemeine Weltgeschichte“ dargeboten hat, dem legt schon seine würdige, ernste Erscheinung unwillkürlich eine unbedingte Ehrerbietung auf, und diese Empfindung vermag nur zu wachsen, je öfterer man zu ihm kömmt. Das Gefühl ist aber durchaus ein freiwilliges. Weder als Schriftsteller noch als akademischer Lehrer hat Schlosser je um die Gunst der Menge gebuhlt. Das „odi profanum vulgus et arceo“, ist immer sein Lieblingsspruch und der Begriff Pöbel sowohl dem Inhalte als dem Umfange nach für ihn stets sehr weit gewesen; in seinen Büchern finden sich Belege genug dafür, daß er denselben durchaus nicht etwa auf den „vierten Stand“, um mit Wilhelm Riehl zu reden, beschränkt wissen will. Wie wenig daher die studentische Jugend sonst geneigt ist, die geistige Autorität ihrer Professoren auch im äußeren Benehmen

Digitized by Google

anzuerkennen, um Schlosser hat auf dem Katheder wie in Privatkreisen immer ein ächter Nimbus gelegen, dem gegenüber nicht die leiseste Rohheit aufkam. Und wenn er es den „Herrn“ noch so kurz sagte: „Ich will nicht, daß Sie in meinem Colleg rauchen, ich mag die Unart nicht, bringen Sie Ihre alten Pfeifen gar nicht mit“ — es wagte Keiner, darüber auch nur mit der Fußspitze scharrend zu murren. Da stand er denn in fester männlicher Haltung vor den Zuhörern unter ihm. Ein geschriebenes Heft lag wohl dabei auf dem Pulte, allein er sah bloß zuweilen hinein, um den Faden wieder zu finden, den er oft in der Lebendigkeit des Augenblicks weit flattern ließ. Die freie Rede ist seit lange eine Ehrensache der Heidelberger Docenten gewesen. Wer seinen Vortrag ablesen will, mag ihn von vornherein drucken lassen. Die Aufmerksamkeit der Menge, ihre auf den Redner geheften Blicke steigern ja recht eigentlich die Macht seines momentanen Schaffens; nur im lebendigen ideellen Wechselverkehr mit ihr, nur wenn er unmittelbar auf sie hineinspricht, wird er sie geistig zu sich emporheben. Schlosser hatte allerdings, namentlich in den letzten Jahren seiner Lehrthätigkeit, keinen eigentlich fließenden Vortrag, er gab den Zuhörern selten die verbindenden Mittelglieder seiner Gedanken; sein bewunderungswürdiges Gedächtniß, die Fülle seines Wissens ließ ihm bei der Masse des sich aufdrängenden Stoffes dazu keine Zeit, er setzte all die Einzelnheiten, um welche es sich handelte, bei den Andern als ebenso gegenwärtig voraus, wie er selber über sie gebot. Man mußte deßhalb sehr gründlich für seine Stunden vorbereitet sein, wenn man ihn ganz verstehen wollte. Hatte man sich jedoch vorher genau mit dem Stoffe bekannt gemacht, so war es ungemein belehrend zu verfolgen, wie der Vortrag, oft nur mit einem einzigen Worte, auf alle einschlagenden Details tupfte. Der Zuhörer vernahm in dem angeschlagenen Accord zugleich die Menge der verschiedenen Töne, die ihm bildeten. Dann hielt wohl der greise Redner zuweilen inmitten seiner lebendigen Darstellung einen Augenblick inne; er hatte irgend einen scharfen Hieb hinausgehauen und musterte nun seine Studenten, als ob er sie fragte: „Habt ihr mich auch begriffen?“ Wie in seinen Werken nämlich und im täglichen Leben, in gleicher Weise trat auch Schlosser auf dem Katheder in erster Linie von der persönlichen Moral an die Erscheinungen der Geschichte hinan. Das theologische Grundelement seines Wesens that sich darin kund. Von der Philosophie wollte er dabei freilich Nichts wissen, er wies sie oft genug mit sarkastischem Spotte zurück; „ich verstehe das nicht“, „ich kann das nicht einsehen“, pflegte er zu sagen, sobald er bei seinen literarischen Betrachtungen abstracte Systeme zu behandeln hatte. Bot sich ihm dagegen eine Gelegenheit dar, einem edlen menschlichen Gemüthe seine Anerkennung zu zollen, so zeigte er neben der Schärfe seines Urtheils eine Reinheit und Innigkeit der Empfindung, welche die feinsten Saiten der Seele klingen machte.

Und in derselben Weise hat er sich stets in den Kreisen des bürgerlichen Lebens bewegt. Schlosser's mächtige Persönlichkeit wirkte von jeher ebenso sehr auf das Herz als auf den Kopf seiner Umgebung zurück. In dem Kreise seiner jungen Freunde wurde oft genug geäußert: „Man kommt aus dem Schlosser'schen Hause allemal geistig und sittlich gehoben zurück.“ Die häusliche Geselligkeit, welche er so lange pflegte, als sein Alter es nur irgend erlaubte, war aber auch das Ideal feinster, liebenswürdigster Gastfreiheit. Wer von seinen Zuhörern der Ehrenahme an den kleinen Abend- oder Mittagsgesellschaften gewürdigt wurde, der wird die empfangenen Eindrücke gewiß zu seinen angenehmsten Erinnerungen rechnen. Denn die ungemein reiche Bildung, welcher der Gast daselbst begegnete, hatte nichts Drückendes. In der heitersten Laune wußte der ehrwürdige Herr des Hauses die Unterhaltung zu leiten; nur zuweilen fuhr dabei ein Studentlein angstvoll zusammen, wenn von der Spitze des Tisches herab eine Frage an ihn gerichtet wurde, wofür er die Antwort nicht gerade verfügbar hatte, oder eine junge Dame erröthete, daß Schlosser in scherzender Weise voraussetzte, auch sie habe die eben besprochenen Bücher gelesen. Freilich, wer selber viel mitreden wollte, der mußte fest im Sattel sein. Denn da saßen oft an derselben Tafel auch Gervinus und Häusser, der David Strauß mit dem blassen unaussprechlich geistvollen Gesichte. Zwischen Suppe und Rindfleisch hätte ein Unbedachtsamer ein Examen erleben können, in welchem er schon längst durchgefallen da lag, ehe nur einmal wieder die Teller gewechselt wurden. O, glückliche Stunden, wenn Mai und Maiwein gekommen und eine Einladung in den Schlosser'schen Berggarten erfolgt war. Wie gütig und milde nahm da der alte Historiker Theil an dem geistigen Treiben der Jugend, wie freundlich forderte er sie auf, bei ihm doch zu trinken, selbst das verpönte Rauchen wurde dort im Freien gestattet; plötzlich faßte er dann wohl selber das Gespräch lebhafter, und nun öffneten sich die Schleusen seines unerschöpflichen Wissens, vermischt mit der schneidigen Ironie über die Jämmerlichkeiten des politischen Getriebes. Wenn die englische Aristokratie doch nur zuweilen hätte vernehmen können, welches Sündenregister ihr da vorgehalten wurde; oder die deutschen Diplomaten gehört hätten, wie sie ihrereseits in den Listen des Historikers angeschrieben standen. Schlosser's Wahrheitsliebe wußte dabei von gar keinen Rücksichten. Pertz erzählt im „Leben des Freiherrn von Stein“, daß dieser einst Schlosser, als er noch Bibliothekar in Frankfurt war, gefragt habe: „Nicht wahr, Herr Rath, bei Ihnen im Oldenburgischen leben die Menschen recht glücklich?“ Die Antwort darauf lautete: „„Ja wohl, Herr Baron, recht glücklich, das kommt daher, man hat bei uns die Edelleute zu rechter Zeit todt geschlagen, die liegen alle hinter'm Deiche.“ Schreiber dieser Zeilen nahm einst Veranlassung, sich bei Schlosser selbst zu erkundigen, ob die Anekdote wahr sei, und erhielt unter Lächeln den Bescheid, „es sei wohl so gewesen.“ Sie haben aber auch immer, die Herren von der hohen Staatskunst, einen heiligen Respect vor dem richtenden Minos zu Altheidelberg am Neckar gehabt; eine Masse von Geschichten liefen über derartige Begegnungen in dem Schlosser'schen Kreise um. So empfing ein bekannter, jetzt verstorbener Bundestagsgesandter, der einmal sehr faule Fische in Süddeutschland zu Markte brachte, als er gleichzeitig Schlosser besuchte, die freundliche Begrüßung: „Herr . . . . , ich habe Sie bis dahin immer für einen Staatsmann und einen Politicus gehalten, ich sehe aber in diesem Falle keines von beiden in Ihnen!“

Unmittelbar in die Politik hat übrigens Schlosser grundsätzlich niemals eingegriffen, so lebhaften Antheil er auch stets an allen Tagesereignissen nahm. Die Geschichte liegt im Zusammenhange ihres ganzen organischen Processes vor seinem Auge, und da weiß er zu gut, wie von Heute zu Morgen die Welt nicht viel besser wird. Allein die Anderen rund um ihn her haben sich oft genug für ihre praktischen Angelegenheiten Rath bei ihm geholt; es war aber nicht seine Schuld, wenn sie denselben nicht allemal richtig verstanden. Als Ronge und Dowiat nach Baden kamen, und Jedermann, Gervinus eingeschlossen, für den Deutschkatholicismus schwärmte, wies Schlosser den Enthusiasmus kurz dahin ab, „man schafft keine neuen Religionen mehr“; und ein anderes treffendes Wort ist mir im Gedächtniß geblieben, das gleichfalls in überraschender Weise es belegt, wie klar der auf seinem Studirzimmer abgeschlossene Gelehrte die Gegenwart beurtheilte. Am 16. Februar 1848 machte ich Schlosser vor Beginn einer längeren Reise einen Abschiedsbesuch; er entließ mich mit

Digitized by Google

dem Sage: „Sie gehen nach dem Oſten? Sie werden da ruhig ſitzen, aber in Weſteuropa giebt es dieſen Frühling ganz gewiß etwas; ich habe nur einen Troſt, ſchlimmer als es gegenwärtig bei uns iſt, kann es gar nicht werden“ — drei Monate darauf konnte er zu ſeiner hochverehrten Geiſtesverwandten, der Großherzogin Stephanie von Baden, ſagen: Tous mes amis sont devenus ministres, moi, je suis resté, ceque j'étais autrefois, maître d'école.

Schloſſer's hiſtoriſche Arbeiten ſind im vollſten Sinne des Wortes Eigenthum der deutſchen Nation geworden; ſeine Geſchichte des Alterthums und des achtzehnten Jahrhunderts gelten noch immer als unübertroffen, und ſeine allgemeine Weltgeſchichte befindet ſich faſt in jeder größeren Hausbibliothek. Haben während ſeiner langen Lehrthätigkeit tauſende von Studenten zu ſeinen Füßen geſeſſen, ſo beläuft ſich die Zahl ſeiner Leſer in der Reihenfolge der Geſchlechter wohl auf Millionen. Welch eine Wirkſamkeit, welch' ein reich verwehrtetes Mannesleben! Es iſt aber nicht allein die Männerwelt ſeiner Nation, die er geiſtig und ſittlich gefördert hat, auch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Frauen verdankt ihm eine ernſte, tiefgreifende Belehrung. Manches Jahr hindurch hat nämlich der unermüdliche Hiſtoriker trotz ſeiner vielen Berufsgeſchäfte noch Muße gefunden, mit begabten Damen ſeiner Bekanntſchaft ſeinen Lieblingsautor Dante zu leſen, und ihnen denſelben zu erklären. Er ſelber gilt gewiß mit Recht als einer der gründlichſten Interpreten des großen Florentiners, den er einige ſechszig Mal durchſtudirt haben ſoll. Für ſein innig religiöſes Gemüth, in welchem er an die göttliche Komödie trat, blieb ihm die weibliche Zuhörerſchaft lieber, und da war es ſehr intereſſant zu beobachten, wie ganz einfache Naturen oft durch die geiſtige Belebung an jenen Abenden in kurzer Zeit gehoben wurden. Blauſtrümpfiches Weſen konnte dabei ſelbſtverſtändlich nicht aufkommen; die Ueberlegenheit des Lehrers war denn doch zu imponirend, um das wiſſenſchaftliche weibliche Selbſtbewußtſein über die Grenzen hinauswgehen zu machen. Aber er brachte dadurch die Frauen ſeines Umgangs in eine freie Geiſtesſphäre, in welcher ſie ein offenes Verſtändniß für das wiſſenſchaftliche Treiben der Univerſität erhielten. So wurde eben die erwähnte ſeine Geſelligkeit ſeines Hauſes zugleich von dieſen Schülerinnen getragen, die unausgeſetzt mit ihm im regſten Verkehr blieben — ein Kreis durchgebildeter Individualitäten, dem ſich in Deutſchland wohl nur wenige an die Seite ſetzen konnten. Vor einigen Jahren hat dann Schloſſer ſeine Studien über Dante in einem beſonderen Bande zuſammengeſtellt. Alle ihm näher ſtehenden Mitglieder jenes Kreiſes erhielten davon ein Exemplar zum Geſchenk; er friſchte damit noch einmal den hohen Reiz jener Stunden auf, in denen er ſie in das erhabenſte Gedankengebäude des Mittelalters hineingeführt hatte, auf ſeinem kleinen Zimmer unter dem Bilde von Oeſterley, wie Beatrice Dante im Himmel empfängt:

„O gioja! o ineffabile allegrezza!
O vita intera d'amore e di pace!
O, senza brama, sicura ricchezza!

Auch unter Schloſſer's eigenem Porträt ſteht ein Wort aus der göttlichen Komödie, ganz für den Hiſtoriker gemacht:

Ho io appreso, quel che sio ridico,
A molti fia savor di forte agrume:
Ma si al vero son timido amico,
Temo, di perder vita tra coloro,
Che questo tempo chiameranno antico.“

Ein feiger Freund der Wahrheit iſt er gewiß nie geweſen, und wenn einſt ſein Genius die Fackel ſenkt, Schloſſer wird ſein Leben nicht unter denen verlieren, die unſere Zeit die alte nennen werden.

Gehört Schloſſer dem Schwerpunkte ſeines Weſens nach dem geiſtigen Leben des achtzehnten Jahrhunderts an, hat ſich ſein wiſſenſchaftlicher Charakter unter den literariſchen und politiſchen Rückwirkungen deſſelben feſtgeſetzt, ſo daß in ihm das neunzehnte Jahrhundert ſich gleichſam in dem Spiegel des achtzehnten beſieht, dann iſt Gervinus durchweg ein Sohn der Periode in Deutſchland, welche ſich von den Freiheitskriegen bis zum Jahre 1848 erſtreckt. Dieſe Periode trägt aber in allen ihren Erſcheinungen den Stempel einer Uebergangszeit an ſich. Unſere Nation war durch die franzöſiſchen Kriege ohne alle Vermittlung aus ihrem, der Aeſthetik und Literatur gewidmeten, ſtillhäuslichen Daſein plötzlich in das Treiben der großen Welt hineingeſtoßen; ſie bedurfte einer längeren Friſt, um ſich darin zurecht zu finden. Allerdings hatten ihr die Freiheitskämpfe ſelber einen hohen Schwung verliehen. Allein dem Schwunge der Begeiſterung, der zu politiſchen Thaten drängte, entſprach nicht das nüchterne, poſitive politiſche Wiſſen. Die mangelnde Kenntniß der Realität mußte durch die Abſtraction erſetzt werden. Deßwegen konnte es denn nicht fehlen, daß gerade in dieſer Epoche unſrer neuen Volksentwicklung der Doktrinarismus ſich feſſelte, um ſo mehr als unmittelbar nach der großen Bewegung von 1813 und 1815 der nationalen Bethätigung eine ſchwer laſtende Ruhe aufgelegt wurde. Geiſtvollen Köpfen, die damals ſich ausbildeten, bot ſich demnach keine Gelegenheit dar, der Wirklichkeit näher zu treten; den kleinen adminiſtrativen Verhältniſſen, die etwa zu ordnen waren, den Fragen über die bäuerliche Ablöſung, den Zollangelegenheiten fehlte die Poeſie, und der Poeſie konnte man doch zu Lebzeiten Göthe's noch nicht auf dem Gebiete des Schaffens entbehren. So flüchteten ſich denn die begabteren Naturen zu Studien hin, deren Stoffe in der Vergangenheit liegen. Die Archäologie wurde geradezu eine wiſſenſchaftliche Leidenſchaft in Deutſchland, und in gleicher Weiſe wuchs die Vorliebe für die ſchöngeiſtige Literatur der vorangegangenen Geſchlechter, der Schloſſer erſt einen Platz in der Geſchichte überhaupt erobert hatte. Gervinus' Literaturgeſchichte iſt nun gewiß, ſowohl dem darauf verwandten Fleiße nach als auch wegen der darin herrſchenden genialen Conception ein Meiſterwerk; das deutſche Volk mußte für ſeinen geiſtigen Weitergang dieſes Buch haben; und wenn es ein hohes, individuelles Verdienſt iſt, ein ſpecielles Bedürfniß der Nation zu befriedigen, ſo gebührt die Ehre dieſes Verdienſtes dem genannten Gelehrten in vollem Maaße. Aber als das Bedürfniß nun wirklich befriedigt war, ſchritt die Entwicklung des Vaterlandes weiter. An die Stelle äſthetiſchen und literariſchen Verlangens traten politiſche Anſprüche und Forderungen; ſollte es da nicht dem noch jungen Literarhiſtoriker, der ein warmes Herz für das Vaterlandes Größe hatte, nahe gelegt werden, von der Aeſthetik zur Kritik, von der Geſchichte der Dichtung und Kunſt zur Geſchichte des Staates überzugehen? Die Zeitverhältniſſe brachten jenen Uebergang naturgemäß mit ſich, indeſſen verliehen auch die Zeitverhältniſſe der Gervinus'ſchen wiſſenſchaftlichen Thätigkeit ihr beſonderes Gepräge. Noch war nämlich der Idealismus in der Auffaſſung von Hiſtorie und Politik, den Schloſſer's moraliſche Kritik hatte erſetzen wollen, nicht abgeſtreift; die ökonomiſchen und ſocialen Wiſſenſchaften hatten noch keine Geltung erlangt; demnach wurde denn dem Hiſtoriker Gervinus nur Raum zur Verſtandescombination gelaſſen, deren Schlußergebniſſe einſeitig werden mußten. Schloſſer hatte nachgeforſcht, wie die Menſchen im Laufe der Jahrhunderte ſich zu den Geboten der Sittlichkeit verhalten hatten; Gervinus wollte ſchon die in der Geſchichte wirkenden allgemeinen politiſchen Mächte und Geſetze darlegen. Nur konnte er ſeinem perſönlichen Bildungsgange und dem vorwiegenden Geiſte ſeiner Zeit nach noch nicht gewahren, daß die politiſchen Kräfte einer Nation zunächſt und in erſter Linie der Ausdruck ihrer wirthſchaftlichen und geſellſchaft-

Digitized by Google

lichen Kräfte sind. Der Zeitgenosse von Friedrich List begriff den Nationaldkonomen nicht, diese Weltanschauung war seiner ästhetischen Natur fremd; die Wichtigkeit des Broderwerbs für die gesammte Gliederung des Menschengeschlechts warf bei der Ziehung seiner politischen Schlüsse aus der Vergangenheit und seiner Constructionen für die Gegenwart kein Gewicht in die Schaale. Ganz ohne allen Zweifel geht neben dem ernsten wissenschaftlichen Sinn in Gervinus ein bedeutender Staatsmännischer Zug her. Er besitzt ein ungemein feines Verständniß für die verwickeltsten, weitgreifenden politischen Fragen. Allein es ist dies ein Verständniß des Gelehrten, nicht die zu praktischen Organisationen drängende schöpferische Auffassung des Realpolitikers. Als Minister würde Gervinus trotz seines immensen Wissens, trotz seiner edlen Denkungsart durchaus keine Erfolge gehabt haben. Er will die Welt nicht nehmen, wie sie ist, und ihr so seine Pläne anpassen, sondern er will sie erst so machen, wie er sie für seine Pläne haben muß. Deßwegen hat auch der Heidelberger Professor, er, der mit seiner »Deutschen Zeitung« einen so wichtigen Anstoß zu der Bewegung des Jahres 1848 gegeben, im Frankfurter Parlament gar keine Rolle gespielt. Als die Dinge nicht gingen, wie er wünschte, wandte er schon im August der Politik den Rücken und ging nach Rom; und als darauf die Reaction eintrat, vergaß er bei seinem allerdings schönen Werke über Shakspere die mißrathene Welt um sich her. Es mag vielleicht im ersten Augenblick sehr anmaßend klingen, wenn wir sagen: Gervinus' historiographischer wie politischer Standpunkt ist von der Gegenwart überholt, er findet sich in ihr nicht mehr zurecht. Bedenkt man aber, daß der Historiker des neunzehnten Jahrhunderts, des Jahrhunderts des Materialismus, wie man es genannt hat, das ökonomische Getriebe und die Rückwirkungen desselben auf Gesellschaft und Staat gar nicht kennt, dann möchte man doch vielleicht darin einstimmen, daß das mit so staunenswerther geistiger Kraft unternommene Geschichtswerk keineswegs bis zu dem Ende unseres Jahrhunderts eine hervorragende Bedeutung haben wird. Eine Ansammlung von Material ist es ja eigentlich nicht; man muß zum Lesen desselben schon die Kenntniß der einschlagenden Einzelnheiten vielfach mitbringen; es ist vielmehr eine sehr bestimmte Stoffverarbeitung; jedoch nach einer Richtung hin, die den politischen Anschauungen der Vergangenheit, nicht der Zukunft angehört. Kommende Geschlechter werden es immerhin einst sehr belehrend finden, zu sehen, wie sich die erste Hälfte des Jahrhunderts in einem hervorragenden Kopfe dieser ersten Hälfte gespiegelt hat; sie selber werden jedoch den Stoff ihrerseits noch einmal umarbeiten müssen, falls sie die wirklichen Wahrheiten erfassen wollen, welche unsere Zeit ausarbeitet. Die Ansicht, daß eigentlich der Mensch bereits in dem fünf und zwanzigsten Jahre alle Gedankenschöpfungen, die er später heraussetzt, in seinem Kopfe trägt, und nach dem vierzigsten Jahre keinen ihm neu entgegentretenden Stoff mehr schöpferisch weiter fortzuführen vermag, trifft bei Gervinus jedenfalls zu. Für die wirthschaftlich gesellschaftliche Bewegung in der Gegenwart besitzt er keine Auffassungsgabe; er war schon in sich und mit sich fertig, als dieser neue Moment des öffentlichen Lebens scharf in den Vordergrund trat. Wie Dahlmanns »Politik« rasch veraltet ist, so wird auch Gervinus' »Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts« mit der Nation selbst nicht lange fortleben. Dazu kommt noch, daß der in dem Werke vorherrschende Stil nichts weniger als drastisch und plastisch die Leser packt. Obgleich Gervinus früher ein eigenes Büchlein über die nothwendige Schönheit der historiographischen Diction geschrieben hat, so träumen doch sogar seine treuesten Verehrer ein, daß die große Arbeit auf eigentlich lichtvolle Schönheit keinen Anspruch machen könne. Hinter der Lebendigkeit eines Macaulay oder Mommsen, hinter der staatsmännischen Ruhe Ranke's, der Klarheit und Verständigkeit von Waitz und Sybel steht sie entschieden zurück. Man liest die Bände durch, ohne daß Einem viel im Gedächtnisse haften bleibt. Wer kann z. B. Gervinus' Darstellung der südamerikanischen Revolutionen selbst nach der aufmerksamsten Lectüre auch nur in ihren Hauptpunkten wiedergeben? Bekanntlich hat Frau von Staël von Montesquieu's „esprit des lois“ gesagt, »es sei viel mehr esprit sur les lois«. Auch Gervinus bietet nicht den Geist der Geschichte, sondern Geist über die Geschichte dar; und doch ist dieser Geist nicht ein solcher, daß er uns beleben möchte.

Auf dem Katheder, den Gervinus übrigens seit dem Frühlinge 1848 für immer verlassen hat, zeigte er sich kaum lebendiger als in seinen Schriften. Es ließ sich ihm anmerken, daß er keine Freude am Docieren hatte. Sein berühmter Name versammelte zwar stets eine zahlreiche Zuhörerschaft, in der Liberalität seines Charakters kümmerte der Professor sich auch gar nicht darum, ob etwa die Studenten das Colleg ehrlich belegt und bezahlt hatten; sein Erfolg war indessen weit mehr ein succès d'estime als eine energische Wirkung. Neben der Ursprünglichkeit Schlosser's und dem glänzenden Redner talente Häusser's erschien sein Vortrag matt, ihm war des Gedankens Blässe angekränkelt, ohne daß er jedoch etwa mit dieser Blässe besonders reizte. Die große Gestalt des Lehrers stand ziemlich unbeweglich auf der Tribüne, er las halb ab, und die Sätze flossen unaufhörlich ohne Pause weiter, eintönig, in heißen Sommernachmittagen sogar einlullend. Dabei trat er auch im täglichen Umgange der Studentenwelt eben nicht entgegen. Eine eigenthümliche exclusive Atmosphäre hat Gervinus stets umgeben. So demokratisch manchmal seine politischen Grundsätze lauteten, so aristokratisch erschien seine Persönlichkeit. Sie entbehrte schon, weil er viel jünger war, der Ehrwürdigkeit Schlossers, und doch legte sich eine gewisse Unnahbarkeit zum sie herum, die andere nicht gerade sehr demüthigen Naturen zur offenen Opposition aufforderte. In dieser Hinsicht erscheint Gervinus nicht minder als der Sohn der Uebergangszeit, von welcher wir oben sprachen. Im vorigen Jahrhunderte hielten die Geistesheroen hoch über den Köpfen der übrigen Menge, und einzelnen Männern wie eben Schlosser, Humboldt, Arndt hat man diese individuelle Stellung auch in unsern Tagen bereitwillig eingeräumt. Inzwischen ist indessen die Bildung nicht nur allgemeiner, sondern auch in Betreff der Courtoisie demokratischer geworden. Das jetzige Geschlecht erträgt eben so wenig den Druck der Intelligenz als den Druck des bureaukratischen Absolutismus. Die Abgeschlossenheit von Gervinus macht aber den Eindruck einer sehr selbstbewußten geistigen Vornehmheit, welchen Jeder, der ihm nicht näher kommt, bei sich festhält. Im Kreise von Bekannten löste sich freilich in sehr liebenswürdiger Weise diese Rinde. Sogar auf Unterhaltungen, in denen seine politische Anschauungsweise ganz unbedingt angegriffen wurde, ließ er sich freundlich und bereitwillig ein. Seine gewöhnliche Schweigsamkeit ist wohl mehr angeboren als gemacht. Nur darf man sich nicht darüber täuschen, daß gerade das äußere Wesen von Gervinus viel zu der bekannten Unpopularität der Gothaer beigetragen hat. Gehörten die Genossen dieser Partei schon an und für sich der abstrakten Politik und meistens dem akademischen Berufe an, so erweiterte vollends die abweisende Haltung, welche sie gegen andre Parteibestrebungen zeigten, die Kluft, die sie von der Masse der Nation trennte. Die Schaar der »Freunde,« wie sie selber sich oft nannten, hatte Patriotismus und politische Weisheit in Erbpacht, sie bildete eine Coterie, die sich immer an die Spitze der nationalen Bewegung stellen wollte, stets über die »Bussianimität« der Andern schalt und doch wieder zu seine Finger hatte, um energisch Hand an's Werk zu legen. Deßwegen ist denn auch kein einziger schöpferischer Staatsmann aus den Gothaern hervor-

Digitized by Google

gegangen. Sie haben niemals einen tüchtigen Minister des Innern, geschweige einen Finanz- oder Handelsminister gestellt; von den wirthschaftlichen Dingen wissen sie überhaupt blutwenig; und deßungeachtet verriethen sie ein sehr lebhaftes Herrschergelüste, während sie doch meistens nach Abstraktionen oder nach persönlicher Sympathie oder Antipathie schrieben und stimmten.

Daß sie es dabei durchaus ehrlich gemeint haben, wird ihnen gewiß Niemand abstreiten. Wir gehen sogar noch viel weiter, wir behaupten nämlich, daß sie in den Zeiten, in welchen sie zu Männern wurden, gar nichts anders werden konnten, als sie geworden sind. Das öffentliche Leben Deutschlands war eben noch ein rein literarisches, wissenschaftliches; es bot damals den hervorragenden Köpfen gar keine Gelegenheit dar, sich nach der practischen Seite auszubilden. Wer nicht, wie List, die Lust der Studirstube mit der Athmosphäre von Nordamerika Jahre hindurch vertauscht hatte, der war zum eigentlichen politischen Organisiren außer Stande. Ebenso wenig läßt sich leugnen, daß die liberalen Gelehrten der dreißiger Jahre, und Gervinus an der Spitze, sich ein hohes Verdienst um die Erweckung des nationalen Geistes erworben haben. Ohne ihre schriftstellerische Wirksamkeit, ohne ihr persönliches Eintreten für ihre Principien bei den Verfolgungen des alten Systems wären unsere heutigen patriotischen Hoffnungen sicher noch viel weiter von ihrer endlichen Erfüllung zurück, als sie es sind. Die Göttinger Sieben und die ihnen geistig verwandten Persönlichkeiten haben dem auf der ökonomischen Basis heranwachsenden Bürgerthume erst seinen intellectuellen Gehalt verliehen. Ihre berühmten wissenschaftlichen Werke waren ebenso viel Siege über jene Partei, welche die Lehre von dem beschränkten Unterthanenverstande aufstellte — wir kämpfen bloß dagegen, daß man in den „gothaischen Kreisen“ noch die Politiker der Zukunft sucht. Sie haben ihre nationale Rolle mit dem Frankfurter Parlamente ein für allemal ausgespielt. Wenn Radowitz von seinem Standpuncte aus die Versammlung in der Paulskirche ein Mittel zur Verpuffung der Revolution nannte, so darf sie von andern Augen auch als die vielleicht unerläßlich nothwendige Verpuffung der politischen Abstractionen angesehen werden. Ein ganzes Jahr lang ist geredet und wieder geredet und gar nichts gehandelt worden. Selbst der Malmöer Waffenstillstand, von welchem Schlosser in einem Briefe schrieb, daß er „schmählicher sei als Mack's Capitulation bei Ulm“, vermochte nicht, die Redner aus ihrer Vertrauensseligkeit aufzuschrecken. Das „Nur nicht drängeln“, welches der „Kladderadatsch“ neuerdings so bitter verspottet, war schon damals der allgemeine Feldruf jener Altliberalen, bis sie sich im Frühjahr 1849 bei Seite geschoben sahen, und nun die Masse, im dunkeln Drang der Gefühle, zu jenen thörichten Ermeuten schritt. Liegt nicht etwa ein schneidendes Urtheil über die ganze Gothaer Partei, die ihre Anträge und sich selber frühzeitig genug in die Heimath zurückgezogen hatten, in Fallmerayer's Rechtfertigung seiner Theilnahme am Rumpfparlament: „non spem, sed officium secuti sumus!?“ Gervinus, von Rom zurückgekehrt, saß längst wieder auf seiner Studirstube am Neckar; Deutschland schritt den trüben Jahren der Reaction entgegen, die wir jetzt durchgemacht haben; man griff auf's neue zu den Büchern. Seitdem ist der Historiker des „neunzehnten Jahrhunderts“ nicht wieder im unmittelbaren politischen Leben hervorgetreten; in den kirchlichen Wirren der Zeit hat er wohl dann und wann seine feine Feder vernehmen lassen; kleinere publicistische Arbeiten mögen in Zeitschriften ohne seinen Namen erschienen sein. Allein von der Führung einer Partei ist der ehemalige Redakteur-enchef der „Deutschen Zeitung“ völlig zurückgetreten. Unsere Gegenwart mit ihren ökonomischen Interessen, mit ihren gesellschaftlichen Bestrebungen, mit ihrer Gewerbefreiheit, und ihren Associationen scheint ihm keine Handhabe für seine politischen Pläne zu bieten; wie wird er jedoch einmal das oekonomisch-sociale Getriebe unserer Zeit in den späteren Bänden seines Geschichtswerkes darstellen? Für seinen wissenschaftlichen Ruhm hat Gervinus genug gethan, seiner patriotischen Pflicht ist er als Mann mit dem besten Wollen nach seinen edelsten Kräften gerecht geworden; möchte es da nicht, der anders gewordenen Zeit gegenüber, für ihn am besten sein, sich zu erinnern, daß er selber sich schon 1849 Hamlet's Wort öffentlich gesagt hat: the rest is silence? Vermehren wird sein historisches Werk seinen wissenschaftlichen Ruhm nicht; ob es ihn nicht vielleicht vermindert, muß die Zukunft lehren.

(Schluß folgt.)

* Englische Dichtungen.

Uebertragen von Georg Herz.

Der wandernde Wind.

(Nach Felicia Hemans.)

Der Wind, der wandernde Wind
In des Sommers Abendglüh'n —
Woher sein traumhaft Flüstern
Und Säuseln im Blättergrün?
O ist es von den Bächen,
Oder ist's von dem langen Gras?
Oder ist's vom Veilchenschlüpfen
Am hohen Felsenpaß?
Oder ist's, weil dort vereinigt
Die Stimmen von Allen sind,
Daß so Mark und Bein durchrieselt
Der Wind, der Wandernd'?

Nein, nein! Die fremden Laute,
Die süß mit ihm kommen und geh'n,
Sie sind nicht von den Weiden
Noch von flüsternder Föhren Weh'n;
Sie sind nicht von den Bächen
Noch vom Echo am Felsenschacht —
's ist die Liebe im Menschenherzen,
Die so mächtig sie tönen macht;
Sie erwecken die alten Zeiten,
Die dort unten begraben sind —
Und wir zucken und weinen und zittern
Beim Wind, beim wandernden Wind!

Bleib' bei mir noch!

(Nach Felicia Hemans.)

Bleib' bei mir noch! Durch's Abendroth zieht fern
Erst jetzt der Vogel heim zum Nest im Baum;
Das schwanke Bild vom ersten, bleichen Stern
Auf trübem Teich beginnt zu zittern kaum.
Bleib' bei mir noch!

Noch bleib'! O horch! Durch's Laub, tief aus dem Schaum
Verborg'ner Ströme leise Klänge zieh'n,
Nicht wie sie Tags umflüstern unsern Traum,
Nein, fromme Hymnen, Abendharmonie'n.
Bleib' bei mir noch!

Den weichen Klängen gleicht im Seelenport
Mein Denken — still und stumm zur Tageszeit,
Es harrt des Thaues hier, der Sterne dort,
Um auszuströmen seine Seligkeit.
Bleib' bei mir noch!

Digitized by Google

So geh' — was frommt's zu brüten.

(Nach Thomas Moore.)

So geh' — was frommt's zu brüten
Um welker Hoffnung Flaum!
Der Traum mit seinen Blüthen
War süß — war falsch — war Schaum!
Leb'wohl! Da solchem Feuer
Dein starrer Sinn nicht weicht,
Ist wohl ein minder Treuer
Einst glücklicher vielleicht.

Lebwohl, ihr süßen Sterne,
Die mir verklärt die Welt;
Zieh', falsches Herz, zur Ferne,
Das all mein Thun vergällt!
Leb'wohl! — Der Erdenkinder
Ein andres fessle dich,
Daß, wenn auch zärtlich minder,
Mehr glücklich sei als ich!

Die Zauberinsel.

(Nach Thomas Moore.)

O Arranmore, süß Arranmore,
Wie dämmert oft noch mild
Mit meiner Jugendzeit empor
Aus Träumen hold dein Bild.
Manch blum'gen Pfad zog ich seither
Und irrte nach dem Glück,
Doch brachte keiner, keiner mehr
Die Lust von einst zurück.

Wie jauchzt' ich oft vom luft'gen Riff,
O Morgenroth, zu dir,
Und, wie im Wellenschaum das Schiff,
Tanzte das Herz in mir.
Und wenn vergoldend Strand und Kies
Im West die Sonne schied,
Sucht' ich im Glanz das Paradies —
Träumender Dichter Lied*)!

Das Paradies, der Helden Preis,
Wo ew'ger Frühling lenzt,
Das oft im Spätroth silberweiß
Jenseits der Welle glänzt.
O Wahn, an trüber Wahrheit reich!
Das Eiland über'm Meer
Ist meinem Jugendtraume gleich,
So süß und falsch wie er!

Im Tode lächeln.

(Nach Thomas Moore.)

Wie ein Strahl hin mag gaukeln auf seliger Fluth,
Wenn tief unten Verderben und Finsternis ruht,
So färbt süß oft ein Lächeln die Wangen und roth
Wenn im Herzen Verzweiflung schon brütet und Tod.

Ein trübes Erinnern, ein Kummer, der bleich
Seinen Schatten auf Schmerz wirft und Freude zugleich,
Dem das Leben nichts Schlimm'res, nichts Bess'res mehr schickt,
Den nicht Drangsal mehr schreckt, und nicht Lust mehr erquickt, —

O dies Leid schreckt kein Jubel, gebannt bleibt die Qual,
Wie ein kahl todter Zweig in des Sommerlichts Strahl;
Er herzt ihn, er küßt ihn — umsonst! Der Gewinn
Ist ein Lächeln vielleicht, doch die Blüthe ist hin!

*) Die Bewohner der Insel Arranmore glauben noch jetzt, daß sie bei klarem Wetter die Hyboisil (die vorgenannte Insel, das Paradies der heidnischen Iren) erblicken können, und berichten manche seltsame Geschichte.

* Wenn's Ostern wird am Tiberstrom.

Von Hermann Allmers.

Weich und wonnig weht die Luft,
Wenn's Ostern wird am Tiberstrom,
Glanzvoll ragt aus goldnem Duft
Die Kuppel vom Sanct Peterdom.
Kirche reiht an Kirche sich,
Palast steigt an Palast empor,
Und drüber hin tönt feierlich
In blauer Luft der Glocken Chor.

Das hallt und klinget fort und fort
Bis draußen, wo die Mandeln blühn,
Wo stille Trümmer hier und dort
Im Frühlingssonnenglanze glühn.
Wo über Mauern alt und braun
Cypressen schaun und Pinien
Und fern in Zauberschönheit blaun
Der Berge weiche Linien;
Wo sich in ernster Einsamkeit
Die schweigende Campagna dehnt,
Drin man sich tausend Meilen weit
Von andrer Menschen Treiben wähnt.

O glücklich, wer im Frühling war,
Wenn's Ostern wird, am Tiberstrom —
Dem singt's und klingt's wohl immerdar
Die Glockenklang: O Rom! o Rom! —.

Aufforderung

zu einer Ausstellung von historischen und Kunstdenkmälern Bremens.

Allgemein giebt sich ein echtvaterländischer Sinn für Verbreitung geschichtlicher Erkenntnis kund, um solchen Bestrebungen auch in unserer Vaterstadt einen kräftigeren Impuls zu geben und namentlich die Bewohner Bremens mit den interessanten Reliquien der Vergangenheit, welche sich hier erhalten haben, bekannt zu machen, sind die unterzeichneten Mitglieder des Künstlervereins zu dem Zwecke zusammengetreten, eine Ausstellung von solchen historischen und Kunstdenkmälern vorzugsweise der deutschen Vorzeit zu veranstalten, welche entweder hier noch aufbewahrt werden oder zu der Geschichte Bremens in Beziehung stehen. Es ist einerseits durch die Entwicklung Bremens und andererseits durch den Zweck, wirklich interessante Denkmäler der Geschichte und Kunst vorzuführen, bedingt, daß die Auswahl der auszustellenden Gegenstände auf die Periode des christlichen Mittelalters und des Anfangs der neueren Zeit bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts beschränkt bleibt. Gerade aus dieser Zeit sind die werthvollsten Werke solcher Art, theils in öffentlichen Anstalten, theils im Privatbesitz hier erhalten, Werke, die in Folge der Zerstreuung den Meisten schwer zugänglich und unbekannt geblieben sind, während sie an einem öffentlichen Ort vereinigt, Anregung und Genuß in Fülle gewähren und uns lehren würden, besser zu würdigen, was wir besitzen.

Die Ausstellung soll, soweit ihr lokaler Charakter es gestattet, möglichst alle Zweige der Kunst- und Gewerbthätigkeit umfassen und daher namentlich Alles vorführen, was an Sculpturen, Gemälden, Glasmalereien, Kupferstichen, Holzschnitten, Porträts, Stadtansichten und anderen Münzen und Medaillen, Prunk- und Hausgeräthen, Waffen, ferner an interessanten Manuscripten, Miniaturen, Chroniken, alten Drucken und Bildwerken ꝛc. aufzufinden ist. Soll aber das Unternehmen gelingen, so bedürfen die Unterzeichneten der bereitwilligen Unterstützung der Bremischen Bevölkerung, namentlich aber derer, welche im Besitze von Gegenständen der genannten Art sind. Sie richten daher an diese — sowohl an Private, als auch namentlich an die Vorsteher von öffentlichen Anstalten, Innungen, Brüderschaften, milden Stiftungen ꝛc. — die Bitte, ihnen solche in ihrem Besitz oder unter ihrer Verwaltung befindlichen Denkmäler der Vergangenheit für die Ausstellung anvertrauen und zu diesem Behuf einem der Unterzeichneten eine Anzeige über die Gegenstände, welche sie herzuleihen geneigt sind, innerhalb der nächsten vierzehn Tage einsenden zu wollen.

Die Ausstellung soll, falls den Unterzeichneten die gehoffte Theilnahme des Publikums entgegenkommt, im Laufe des Frühjahrs in einem

Digitized by Google

geeigneten Lokale stattfinden. Der Ertrag derselben ist zu einem künstlerischen Zwecke, zur Vermehrung des käuflich gegründeten Donelleri-Fonds bestimmt, aus welchem dereinst der schönsten Krücke unserer Vaterstadt ein würdiger, weit ins Land hinausschauender Thurm, wie er einst dieselbe zierte, wieder beschafft werden soll.

Die Unterzeichneten empfehlen das Unternehmen vertrauensvoll ihren Mitbürgern, in der Ueberzeugung, daß durch dasselbe manches Gute und Schöne, das bisher im Verborgenen ruhte, zur Freude und Belehrung Aller wird an das Licht gezogen werden.

Bremen, im März 1861.

Dr. **Ehmk**, Oberstraße Nr. 23.
Senator **Gildemeister**, Rutenstraße Nr. 21.
Hinr. Müller, Rembertikirchhof Nr. 22.
Dr. **H. A. Müller**, Amtsstraße Nr. 5.
Dr. **J. Pieper**, Georgsstraße Nr. 10.
J. W. Schreiber, Kohlenbleistraße Nr. 9.
Heinrich Strack, Buchstraße Nr. 42.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Schleiermacher, seine Persönlichkeit und seine Theologie. Von Karl Schwarz. — Johannes Gutenberg. Kulturhistorischer Roman. 3 Bde. Von P. Stein. — Bis zum Abgrund. Roman in 2 Bänden. Von A. Stern. — Der Komet. Ein Buch der Liebe. Romantisches Gedicht. Von A. Rheiner.

* In diesen Tagen ist ein neues Heft des deutschen Wörterbuches der Brüder Grimm, das fünfte des dritten Bandes, ausgegeben worden.

* In London und Leipzig ist zu gleicher Zeit der Schlußband von Macaulay's englischer Geschichte ausgegeben worden. Dieser Schluß ist — sagt die Times — eine glänzende Peroration zu dem, was Macaulay's ganzes Werk ist, nämlich zu seinem Panegyrikus auf Wilhelm den Dranier. Daß Macaulan diesen seinen Lieblingshelden mitunter gar zu günstig schildert, gibt aber auch die Times zu. Wilhelm, der ernste, nachme Holländer, hatte doch seiner Zeit ebenfalls einen gewissen fürstlichen Attribuns, nämlich einer Mattresse, nicht entrathen können. Es war eine Elisabeth Villiers, Lady Orkney betitelt, und als er sie später abdankte, belohnte er ihre Dienste mit einer englischen Domaine; so wie er denn auch kein Bedenken trug, seinen zwei holländischen Privatfreunden Bentinck und Keppel einen englischen Landsitz so groß wie Herfordshire zu schenken. „Es ist," bemerkt die Times, „wirklich spaßhaft, zu sehen, wie höflich Macaulan die „Dame" behandelt, im Vergleich mit den Concubinen der letzten Stuarts. Für diese hat er Spott und Spitznamen aller Art in Bereitschaft, während er die „bezauberndsten Eigenschaften", den „Verstand" und das „anmuthige Gespräch" der Lady Orkney hervorhebt." Das Fragment bricht gerade bei der Erzählung vom Tode des Monarchen ab. „Wilhelm fühlte," sagt Macaulay, „daß seine Zeit kurz gemessen war, und empfand den Schmerz eines edeln Geistes darüber, daß er sein Werk halbvollendet verlassen mußte." Das schrieb Macaulay, als ihm die eigene Hand über seinem unsterblichen Geschichtswerke im Tode erstarrte.

* **Geographische Mittheilungen.** Von August Petermann. 1861. Heft 3. Die jüngsten Ereignisse in China haben das Innere dieses Landes außer bei Peking nur an zwei Stellen erschlossen, nämlich am Jangtsekiang durch das Geschwader Lord Elgin's und Sikiang durch eine Flotille von Kanonenbooten, die von Kanton westlich so weit ins Innere vordrangen, als etwa die Strecke wie von Hamburg nach Magdeburg. Bei diesen Unternehmungen wurden genaue Aufnahmen gemacht, über welche Dr. Petermann im 3. Hefte der geographischen Mittheilungen zwei specielle Karten bringt. Ein Bericht von J. Kuiper in Amsterdam: „Der indische Archipel", ist auf die neuesten Nachrichten gestützt. Eine Abhandlung von Professor Zeitthammer in Pesth: „Die magyarische und tschechische Gliederung Oesterreichisch-Croatiens", giebt die erste sichere Grundlage der physikalischen Oberflächen-Gestaltung dieses Landes, auf Grund der trigonometrischen Vermessungen.

* Der neueste Roman von Otto Müller ist eine „Hof- und Räubergeschichte aus dem Jahre 1812", betitelt „Nodnick", und erschien in zwei Bänden bei Halberger in Stuttgart, nachdem er zuerst in der von Hackländer herausgegebenen illustrirten Zeitschrift „Ueber Land und Meer" abgedruckt war. Heinrich Koenig giebt ein sehr günstiges Urtheil über den Roman ab und meint, derselbe zeichne sich besonders durch die geistreiche Behandlung eines durch seine Scelen- und Lebensverwicklung anziehenden Charakters aus. Ein als Student moralisch verirrter Pfarrersohn entgeht auf geheimnißvolle Weise dem Arm und der Rechtfertigen Verfolgung der Gerechtigkeit und erscheint später unerkannt an einem kleinen Fürstenhofe der Platz in einflußreicher Stellung als Erzieher eines Prinzen und in kühnen Herzensverhältnissen mit der verwitweten Mutter seines Zöglings. Was ihn für die Sinen so bezaubernd, für Andere so abstoßend macht, geht aus den tiefen Seelenkämpfe eines Mannes hervor, an dessen hohe Begabung sich ein angstvolles Gewissen heftet, indem seinem Glück in der vornehmen Welt ein verbrecherischer Mitschuldiger aus der Vergangenheit an der Ferse folgt. So bildet sich durch den Helden Nodenick eine in einander gewebte Doppelgeschichte von Hof- und Räuberleben. Diese Doppelseitigkeit des Stoffes gewährt dem Verfasser den Vortheil wechselnder Situationen in entgegengesetzten Lebenskreisen, die dadurch an Interesse und Spannung gewinnen, daß sie in ihrer Antinomderlage sich doch bedrohlich auf einander beziehen. Indem aber der Verfasser zu sehr darauf bedacht war, der wirklichen, aus dem Leben genommenen Geschichte auch in den kleinsten Umständen gerecht zu werden, ist es ihm nicht gelungen, den Stoff vollständig in den Romanform aufzulösen. Er tritt, statt als Erzähler hinter seine Geschichte zurück, zu oft als Berichterstatter persönlich hervor. Zugleich hat sich, gegen sein früheres Verfahren, eine philosophische Betrachtungsweise seiner bemächtigt, wozu allerdings der wunderbare Seelenzustand eines Menschen, wie Nodenick, in einer Lebenslage, wie die seine, verlocken konnte. Diese Betrachtungen über das Böse und über den Kampf eines zum Rechten und zum Glück des Lebens strebenden Menschen mit den Erinnerungen und den drohenden Folgen seiner verbrecherischen Vergangenheit sind von dem Verfasser tief und mit Geist aufgefaßt und vergüten durch ernsten und bedeutenden Gehalt den Abbruch, den die Erzählung am frischen, anfangenden Darstellung etwa leidet. Doch hat es der Dichter auf der anderen Seite auch nicht an heiteren und humoristischen Personen und Situationen fehlen lassen, und hat dabei im Ausdruck und in der Ausmalung des Einzelnen und Kleinen seiner guten Laune genug gethan. Dieser Humor seiner sehr gesprächigen Personen herrscht besonders im ersten, etwas langsam sich entwickelnden Theil eben so vor, wie im zweiten Theil der beschaulichte Ernst, besonders gegen das spannend heranrückende Verhängniß hin.

* Die vom Könige von Bayern gebildete Prüfungs-Commission für Dramen aus der bayrischen Geschichte hatte unter den eingelieferten Stücken eins, welches „Maximilian" betitelt war, zur Aufführung empfohlen. Dasselbe ist am 19. März in München über die Bühne gegangen, hat aber keinen Erfolg gehabt, der mit dem Urtheil der Commission im rechten Verhältnisse stände. Das Drama, welches den ersten Kurfürsten von Bayern, Maximilian, den Verkämpfer des Katholicismus im dreißigjährigen Kriege, zum Helden hat, ist zwar reich an effectvollen Scenen und einschlagenden Stellen, aber ohne organische Gliederung und ohne die großen Eigenschaften eines historischen Schauspiels. — In Weimar kam als dramatische Novität ein historisches Trauerspiel aus der deutschen Geschichte: „Kaiser Heinrich IV.", von Karl Biedermann zur Aufführung. Es behandelt den letzten, schwersten Kampf des unglücklichen Kaisers, den mit seinem abtrünnigen Sohne Heinrich, dem späteren Heinrich V. Das Stück hatte sowohl bei der ersten Aufführung, 7. März, als bei der bald darauf erfolgten ersten Wiederholung einen entschiedenen scenischen Erfolg.

* **Beethovens Musik zu dem Ballet: „Die Geschöpfe des Prometheus"** von Salvatore Bigano, von welcher nur die Ouverture allgemein bekannt war, ist kürzlich in Köln zur Aufführung gekommen. Dieselbe besteht aus noch vier Nummern, einem reizenden Menuet, Adagio und Allegro zu einer kriegerischen Pantomime, einer Pastorelle und einem Finale. Wir erhalten durch die Kölnische Zeitung Notizen und Bericht über das Werk von L. Bischoff: Obwohl diese Ballet-Musik schon in den Jahren 1802 und 1805 als Opus 43 in verschiedenen Arrangements erschienen ist, so ist sie doch erst in der neuesten Zeit zu Concert-Aufführungen benutzt worden; ja, die Thatsache der wirklichen Aufführung des Ballets in Wien wurde sogar in Zweifel gestellt. Erst durch die dritte Auflage von Schindler's Biographie Beethoven's haben wir in so fern Aufklärung erhalten, als nach der Mittheilung des Dr. L. Sonnleithner in Wien durch einen Theatersetzel vom Jahre 1801 das Datum der ersten Aufführung im Hofburg-Theater, den 28. März 1801, festgestellt worden ist. In diesem und in dem folgenden Jahre wurde das Ballet oft wiederholt. Von 1803 an aber verschwand es von der Scene bis zum Jahre 1813, wo es auf dem Kärnthnerthor-Theater unter dem ursprünglichen Titel, „in zwei Acten und sechs Abtheilungen", wieder erschien, aber mit Musik von Beethoven, Mozart und J. Haydn. Hatte das Ballet schon früher dieselbe Ausdehnung, was kaum wahrscheinlich ist, so müßte auch Beethovens Musik mehr Nummern gehabt haben. Vollständig in's Klare würden wir nur dann kommen, wenn sich in Wien

Digitized by Google

noch ein Buch des Ballets in seiner ersten Gestalt vorfände, was auch zum Verständniß und zu richtigerer Würdigung der Compositionen, die jetzt bloß als Musikstücke ihren Reiz haben, führen würde. In der neuen Gestalt hielt sich das Ballet wieder einige Jahre auf der Bühne. Auch in der Scala in Mailand wurde den 22. Mai 1843 ein Ballet unter gleichem Titel mit Benutzung der Musik Beethoven's, aber Einschaltung mehrerer Stücke von Haydn und anderen Meistern gegeben. Vielmehl die Musik von Anfang bis zu Ende eben so klar und einfach, als lieblich und reizend ist und der ersten, sogenannt Mozartischen Periode Beethoven's angehört, so fahen doch die alten Tanzleher den ersten Accord, mit welchem die Ouverture beginnt, als eine Herausforderung und Verhöhnung der Gesetze an, weil er ihren Sag, daß jedes Musikstück mit dem Dreiklang des Grundtons der Tonart anfangen müsse, durch einen dissonirenden Accord über den Haufen stieß. An der Spitze dieser Lehrmeister stand der Dom-Capellmeister Preindl, welcher nach diesem Frevel Beethoven's ihm ewige Feindschaft schwur. Er starb 1526, ob an dem Cis im letzten Satze der achten Sinfonie, an dem Orgelpunkt auf Fis im ersten der neunten, oder eines natürlichen Todes, ist nicht bekannt geworden. Zu Genossen gegen Beethoven hatte er übrigens den Director des Prager Conservatoriums Dionys Weber und sogar den Abbé Maximilian Stadler! Was würden diese Herren sagen, wenn sie so glücklich gewesen wären, wie wir, Herrn Weizmann's gekrönte Preisschrift über den Fortschritt der Harmonie, seit Beethoven bis auf unsere Zeit, zu lesen! Allen Zuhörern wird im Finale der Prometheus-Musik die schöne Melodie aufgefallen sein, welche ihnen aus einer ganz andern Gegend her, aus dem letzten Satz der Helden-Sinfonie bekannt war. Beethoven hat dieses herrliche Thema vier Mal benutzt, ein einzig dastehender Fall in der Geschichte seiner Compositionen: zuerst in einem Tanz („Sechs Contratänze" bei Simrock in Bonn), dann im Prometheus-Ballet, ferner zu den prächtigen Clavier-Variationen Op. 35, und endlich zum Finale der Eroica — freilich ein harter Schlag für die Ausleger, welche dieses Finale als psychologisch-ästhetisch nothwendige Folge der ersten Sätze darstellen!

* Die weiteren Berichte über das Schicksal der Oper „Tannhäuser" in Paris lauten nicht gut. Ueber die am 18. März stattgefundene zweite Aufführung meldet man der „Kölnischen Zeitung": „Wagner hat sich zwar zur Anhmerung aller während der ersten Vorstellung verlachten Stellen herbeigelassen; er hat den ersten Dialog zwischen Venus und Tannhäuser gekürzt, das Wiedererscheinen der Venus unterdrückt. Aber das Publikum fühlte sich so unangenehm berührt durch diese Musik und so gelangweilt, daß das Pfeifen fein Ende nehmen wollte. Trotz der Anwesenheit des Kaisers und der Kaiserin unterbrachen die Bezeichnungen des Mißfallens das Stück zu wiederholten Malen. Der Marsch und das Lied an den Abendstern wurden allein ohne Opposition beklatscht. Als Niemann seinen tragischen Bericht im dritten Akte beginnen wollte, wurden wieder Zeichen des Mißfallens laut. Da machte der Sänger einen Gestus mit der Hand, der anderen sollte, daß er keine Schuld an der Composition habe, und sofort antwortete das Publikum mit donnerndem Beifalle. Aber seine Erzählung wurde doch hier und da wieder unterbrochen. Ich habe niemals solchen Scenen in der großen Oper beigewohnt. Als der Lärm einen Augenblick so stark war, daß es schien, als pfiffe das ganze Haus, rief Jemand aus einer Loge des zweiten Ranges: „Mais c'est la claque qui siffle!" Ich glaube nicht, daß der Tannhäuser mehr als drei bis vier Vorstellungen erleben wird." — Am 21. März hat die dritte Vorstellung der Oper stattgefunden. Ueber diese meldet man vom folgenden Tage der Kölnischen Zeitung: Der Tannhäuser wurde gestern noch lebhafter ausgepfiffen, als die beiden früheren Male. Wagner hat gleich nach der Vorstellung in einem der Oper nahen Kaffehause einen Brief an den Director Royer geschrieben, worin er ihm anzeigt, daß er seine Oper zurücknehme. Gestern betrug die Einnahme 10,500 Franken. — Es scheint also, daß die Sache zu Fade ist, denn ein etwaiger Höflichkeitsverfuch der Direction würde an dem Resultate schwerlich etwas ändern. Wagners Angelegenheit in Paris ist abgethan, und es klingt sehr komisch wenn gemeldet wird, es werde nunmehr der Lohengrin einstudirt werden. Ueberblicken wir die Sachlage, so ist unzweifelhaft, daß die feinen Pariser sich sehr unfein in dieser Sache benommen haben. Ist vielleicht auch die politische Seite der Angelegenheit weniger hoch anzuschlagen, als man Anfangs dachte, ist ferner auch zuzugeben, daß der Stoff der Oper den Franzosen fast unverständlich sein mußte, so hätte doch die „Creme" des Pariser Publikums mehr Empfänglichkeit und richtigen Sinn für die Schönheiten der Oper haben müssen. — Hören wir noch das Urtheil, welches Friedrich Szarvady in der Kölnischen Zeitung über die Aufnahme der Oper abgiebt: Die Franzosen finden sie die schroffe Abweisung, mit welcher sie dem Werke Wagner's begegnen, eine Entschuldigung in dem Zwiespalte, der auch jenseit des Rheines bei Würdigung der sogenannten neuen Richtung sich geltend macht. Es wäre eben so ungerecht, sie, wie das gewiß hier und da geschehen wird, der Parteilichkeit als der Unempfenzlichkeit zu zeihen. Ich weiß aus eigner Erfahrung, daß die meisten mit großen Erwartungen und viele, wenn ja mit einer vorgefaßten Meinung, mit keiner unglücklichen in die Generalproben (denn das waren die eigentlichen ersten Vorstellungen) gegangen waren. Die deutsche Musik ist jetzt so heimisch, sie wird so werthgehalten hier, daß sich von vorn herein nur ein günstiges Vorurtheil für einen Mann bilden konnte, der mit einem berühmten Namen vor das französische Publikum tritt und diesem als ein Fortbilder jener deutschen Kunst, welche vor allen andern hier in großer Achtung steht, angepriesen wird. Die Franzosen mögen über deutsche Malerei und Bildnerkunst, über die dramatischen und romantischen Erzeugnisse der deutschen modernen Literatur im Vergleiche mit den eigenen Leistungen ein strengeS Urtheil fällen — von den deutschen Mustern halten sie große Stücke! Die unterblichen Namen der Heroen, welche in ununterbrochener Kette bis auf die neueste Zeit auf diesem Kunstgebiete gewirkt haben, leben in Aller Munde, und ihre Werke sind gekannt und werden mit Liebe gehegt. Man hatte also bei der Hochschätzung, deren Wagner in Deutschland sich erfreut, gehofft, in ihm einen echten Sohn Beethoven's oder doch Del hier ungemein geliebten Lieder begrüßen zu dürfen. Von Incompetenz kann und mich die Rede sein. Wenn man von Leistungen der lyrischen Poesie spräche oder den Franzosen eine würtliche Uebertragung von Shakspere'schen Werken vorführte, so ließe sich vielleicht die Behauptung rechtfertigen, daß sie Manches davon aus nationaler Beschränktheit zurückweisen könnten. Bei musikalischen Erzeugnissen verhält sich das anders. Die Deutschen haben den Franzosen gar nichts vorzuwerfen. Denn wenn wir die bessere Pflege des Oratoriums und die Blüthe des deutschen Liedes abrechnen, ist es in Deutschland „tout comme chez nous."

Aufruf des germanischen Museums.

Seit das germanische Nationalmuseum es unternahm, eine Reihe deutscher Städte und Gemeinden um patriotische Beihülfe zum Gedeihen des nationalen Werkes anzurufen, hat eine nicht geringe Zahl derselben unserer Bitte bereitwillig Gehör gegeben, indem bereits, außer den hier freien Städten Frankfurt a. M., Hamburg, Bremen und Lübeck, schon über 200 Gemeinden aller deutschen Staaten das germanische Museum durch jährliche Beiträge unterstützen. So erfreulich das Resultat ist, so bildet doch die Zahl der bisher unbetheiligt gebliebenen Gemeinden noch immer die Mehrheit. Wenn wir uns nun auch an diese vertrauensvoll wenden, so geschieht es in der durch die erwähnten günstigen Vorgänge gesteigerten Hoffnung, daß die Zeit nicht ausbleiben werde, wo das germanische Museum sich rühmen darf, alle deutschen Städte und Gemeinden einmüthig zur Förderung des bis jetzt noch einzigen und unvergleichlichen Eigenthums der deutschen Nation beitragen zu sehen.

Zu unseren Aufgaben gehört wesentlich die Zusammenstellung des allenthalben sich vorfindenden Materials für deutsches Städte- und Gemeindewesen und die Einzel- und Gesammtgeschichte der deutschen Städte. Jeder einzelnen Stadt und Marktgemeinde ist im germanischen Museum eine Abtheilung gewidmet. Obwohl noch weit davon entfernt, jetzt schon etwas Vollständiges im Einzelnen hierin liefern zu können, sind wir doch schon im Stande, auf manche Anfragen über städtische Ereignisse, Zustände, Herkommlichkeiten, Einrichtungen, Rechte und Aufträche vermöge unserer Sammlungen Auskunft zu ertheilen, oder Abbildungen und Copieen zu liefern. Ist nun auf diese Weise ein großer Theil unserer Arbeiten der Geschichte der Städte und Gemeinden gewidmet, so glauben wir auch auf deren Unterstützung zählen zu dürfen, und dies noch um so mehr, als unser Bestreben bereits von den bedeutendsten der deutschen Hauptstädte laute Anerkennung gefunden. Was die Stadt Berlin als Motiv ihrer kräftigen Unterstützung des germanischen Nationalmuseums ausgesprochen hat: „daßselbe sei für die Kommunen Deutschlands von wesentlichem Nutzen," ist auch in Piper's Zeitschrift für deutsches Städtewesen zum öftern nachgewiesen worden.

Das germanische Nationalmuseum wird diese seine ehrenvolle Aufgabe in immer höherem Maße erfüllen können, je kräftiger es von Seite der Städte und Gemeinden des deutschen Vaterlandes darin unterstützt wird. Wir hegen daher die Zuversicht, es werden sich auch die übrigen Gemeinden den schon vorangegangenen, hier verzeichneten, mit einem beliebigen Jahresbeitrag anzuschließen geneigt sein, und bitten um gütige Anzeige hievon.

Nürnberg, am 24. Januar 1861.

Die Vorstände des germanischen Museums:

Dr. Freih. v. u. z. Aufseß, I. Vorstand. Dr. Freih. v. Aufseß, II. Vorstand.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
Halbjährlich 1 ℳ 12 ßr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℳ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 14. Bremen, 7. April. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Die deutsche Prosa-Literatur. Von Wilh. Hemsen.
Die drei Heidelberger Häuser. Von W. Kiesselbach
Karl Immermann. Von Adolf Lamm.
Johann Christian Günther.
Literatur und Kunst.

* Die deutsche Prosa-Literatur.

Von Wilh. Hemsen.

In zunehmendem Maße sehen wir auf allen Gebieten des geistigen Lebens unsre Zeit mit der Geschichte vergangener Arbeiten und Entwicklungen beschäftigt. Nicht zuletzt ist es unsre vaterländische Literatur, der dieser Eifer erwecken und ausgebreiteten historischen Sinnes zu Gute kommt, aber zugleich mit dieser Thatsache drängt sich überall die unerfreuliche Wahrnehmung auf, daß mit dem Interesse für geschichtliche Darstellungen des literarischen Stoffes und kritische Uebersichten der mannichfachsten Art die unmittelbar an den Quellen selbst genährte Kunde von unsern classischen Schriftwerken und die echte Freude daran bei dem sogenannten gebildeten Publikum sich keineswegs im entsprechenden Verhältniß lebendig erhält. Der übereiche Vorrath fertiger Urtheile und bequem zurechtgelegter Anschauungen, der in hundert Büchern zu Markte gebracht wird, hemmt und beirrt mehr, als er fördert, den stillen traulichen Verkehr mit den edeln Geistern, die nur der rein gestimmten Empfänglichkeit ihr Bestes offenbaren. Zwiefachen Dankes ist daher jedes Bemühen werth, die Betrachtung auf die Schätze unsrer Literatur selbst unmittelbar hinzulenken, wie es in der Zusammenstellung zweckmäßig und mit Geschmack gewählter Musterstücke sich ausspricht. Bunt genug treibt hierin unter dem Vorwande der löblichsten Zwecke eine leichtfertige Industrie ihr Wesen, aber die streng gefaßte Aufgabe kann dadurch an Würde und Bedeutung nur steigen. Hinsichtlich der lyrischen Poesie, die den „Blumenlesern“ am wenigsten Schwierigkeit macht, vergleiche man nur Sammlungen, wie die von Karl Goedeke, O. F. Gruppe und Gustav Schwab mit den gewöhnlichen Dutzend-Anthologien, um das Ansehen zu würdigen, welches Kenntniß und Sorgfalt einem Geschäfte geben, das die herrschende Oberflächlichkeit uns gering anschlagen läßt.

Die Kunst der deutschen Prosa fordert, um in ihren charakteristischen Erscheinungen und nach den Wandlungen des Sprachgeistes durch eine Auswahl von Proben dargestellt zu werden, schon an sich feineren Blick und ernsteres Studium. Wir lassen die Bücher, die es im engsten pädagogischen Sinne auf den Inhalt der Stücke absehen, und deren eines in der Regel unbekümmert vom andern entlehnt, bei Seite. Wo der Zweck literarischer Anleitung und Belehrung freier in's Auge gefaßt wird, bleibt auch auf der gemeinsam festgehaltenen historischen Grundlage Raum zu verschiedenartiger Behandlung, jenachdem entweder der Stufengang der sprachlichen Entwicklung oder die individuelle Charakteristik der einzelnen Autoren mit besonderem Nachdruck hervortreten oder der Reiz des inneren Gehalts in seiner Mannichfaltigkeit vorzugsweise wirken soll. Als ein Werk der letzteren Gattung dürfen wir bezeichnen: „Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage. Eine Mustersammlung, herausgegeben von Gustav Schwab“, welches zuerst im Jahre 1843 in zwei Theilen erschien und dessen „zweite vermehrte Auflage in drei Theilen, besorgt von Karl Klüpfel“ (Stuttgart, Verlag von Samuel Gottlieb Liesching, 1860) uns gegenwärtig vorliegt. „Frei von jeder Voraussetzung“ — ein Selbstzeugniß, das die Kritik bestätigen muß — hatte Schwab sich einzig durch die Absicht leiten lassen, das Beste und Charaktervollste jeder Periode, seit Feststellung der modernen Sprachformen, in ganzen Aufsätzen oder in Bruchstücken zu geben, die soviel als möglich sich zugleich als ein Ganzes darstellten. Den festen und unwandelbaren, an keine Zeitentwicklung gebundenen Kern von ewiger Geltung, um den es ihm vor Allem zu thun gewesen, hebt er mit Entschiedenheit hervor. Daß bei einer in diesem Sinne durchgeführten Wahl die Wandlung der Form und des Stils, die Fortbewegung und Erweiterung des Inhalts gleichwohl hinreichend fühlbar gemacht werde, durfte er sich mit Recht sagen. Sein Buch ist der beste Beleg dafür. Der Anordnung nach den Gegenständen der Darstellung hat er zwar die nach der Zeitfolge der Schriftsteller vorgezogen, doch aber ohne daß die literarischen Gesichtspunkte vorspringend markirt werden, wie denn auch der Kreis der in Rücksicht gezogenen Namen mit einer gewissen Weitherzigkeit behandelt und schon dadurch die directe Anlehnung an das bestimmte Schema der gebräuchlichen literarhistorischen Handbücher ausgeschlossen ist. Des Reichthumes, den auf solche Weise ein redlicher und sinniger Verwalter vor uns ausbreitet, können wir uns von Herzen freuen, und gegen das Princip des beobachteten Verfahrens wird, da es sich ohne Anspruch und Ueberhebung giebt, nicht leicht ein triftiger Einwand stattfinden. Allein, wie unangenehrt man auch den Gedanken des Herausgebers in seiner relativen Berechtigung bestehen lasse, kann man sich doch nicht enthalten, dem unleugbaren Unterschiede im Gesammtwerth der einzelnen Geistes-Epochen, wie er in den literarischen Denkmälern ausgeprägt ist, größere Beachtung zu wünschen, als sie bei Schwab oder gar bei Klüpfel in der Raumvertheilung

Digitized by Google

der Bände durchblick. Schwab hatte schon die vier Bücher seiner Musterſammlung in zwei Theile von ſehr ungleicher Stärke zerlegt, deren erſter, um faſt dreihundert Blattſeiten ſchwächer, als der zweite, mit Wilhelm von Humboldt ſchloß. Den Romantikern und dem ſpäteren Nachwuchs bis auf Gutzkow war alſo die weitaus größere Hälfte zugemeſſen. Bei Klüpfel, den freilich die Fülle ſo vieles friſch entſproſſenen Lebens zwiſchen Jungdeutſchland und Paul Heyſe, zwiſchen Heinrich Leo und Theodor Mommſen ins Gedränge brachte, iſt das Mißverhältniß bedeutend gewachſen. Von drei Theilen beinahe völlig gleichen Umfanges kommt jetzt nur der erſte auf die ganze gewaltige Strecke von Mosheim bis Wilhelm von Humboldt. Auch das größte Wohlbehagen an den Fortſchritten unſrer betriebſamen Zeitläufte ſchützt uns nicht vor der unruhigen Frage, ob ſolchergeſtalt der tiefen Verſchuldung, in der wir uns gegen das achtzehnte Jahrhundert befinden, irgend Genüge geſchehe.

Schon 1818 wird von E. M. Arndt („Geiſt der Zeit“ 4. Theil in dem herrlichen Aufſatz „Unſere Sprache und ihr Studium“) die Klage erhoben: „So iſt eine gewiſſe Schwächlichkeit, Weitſchweifigkeit, Unbeſtimmtheit, Künſtlichkeit, die unſern früheren Zeiten ganz fremd war und die dem eigenſten Gemüthe unſeres Volkes auch noch fremd iſt, in die Sprache gekommen, die ſich bei einem großen Schein von Reichthum jetzt doch in einem ſehr engen Kreiſe von Wörtern bewegt und zwar größtentheils von ſolchen Wörtern, die durch die Sprache der Schulen und Wiſſenſchaften meiſtens ſchon vergeiſtigte, geſpenſtiſche und dünne Worte geworden ſind, welche, weil ihnen die ſinnliche und urgeborne Schwere ausgezogen iſt, nur noch ſehr wenig von unmittelbarem Leben und kräftiger Unſchuld und unbewußter Einfalt haben.“ Wenn man nun gar erſt einen der geiſtreichen Proſakünſtler unſrer dreißiger Jahre zur Hand nimmt! Wohl fehlt es auch da nicht an einzelnen Sonntagskindern, die mit leiſerem Gehör für die Töne des Volksmundes begabt ſind und von dem Segen des verfloſſenen Jahrhunderts, in dem ſie geboren wurden, reichlich mitbekommen haben. Immermann und Börne, wie weit in ihrem Weſen, Wollen und Wirken ſonſt voneinander abſtehend, ſind gewiß ſolche Erſcheinungen, die, von jenen zuſtrömenden Kräften unterſtützt, den allgemeinen Unſtern ihrer Geiſtes-Mitwelt durch die Macht des eignen Naturells überwinden. Unſere ſelbſtzufriedne Bildung im Ganzen hat viel zu wenig Arg daraus, wie um Goethe's jugendliche Mannesjahre, durchaus nicht von ihm allein, ſondern von zahlreichen minderbürtigen Talenten und ſelbſt von manchem als Philiſter verſpotteten Widerparte der genialen „Herankömmlinge“ Deutſch geſchrieben wurde.

Es fällt uns nicht ſchwer, die obſcurſten, heute völlig verſchollenen Bücher zu nennen, die zu ſolcher Betrachtung hinlänglichen Anlaß geben. Die „Briefe eines reiſenden Franzoſen über Deutſchland an ſeinen Bruder zu Paris, überſetzt von K. R.“ aus dem Jahre 1783 galten ihrer Zeit, obſchon ſtark geleſen und wiederholt aufgelegt, doch wohl nur als das Werk einer ſubalternen Feder. Und wer weiß heute, wenn er je den Titel des Buches gehört hat, daß hinter der Maske des anonymen Ueberſetzers ein Originalautor vom lebendigſten Mutterwitz und ſeltner Beobachtungsgabe: Kaspar Risbeck (geb. zu Höchſt 1749), an Laune und gutmüthiger Bosheit ein echter Rheinländer, verborgen war, deſſen knappen, muntern, in aller Beweglichkeit doch kräftigen Stil man noch immer mit Vergnügen und erklecklichem Nutzen leſen kann. Wem von den zahlloſen Wallfahrern, die allſommerlich über München den bayeriſchen Alpen zuſtrömend von den lieblichen Ufern des Starenberger See's den erſten Blick in die ſchöne Gebirgswelt hinüberſenden, wem von Allen iſt es bewußt, daß Lorenz Weſtenrieder, deſſen zu München errichtetes Standbild ihnen ſo fragwürdig in die Augen fiel, Anno 1784 eine Beſchreibung des See's und der umliegenden Ortſchaften. und Schlöſſer geliefert, über welche Ludwig Steub in ſeinem jüngſt erſchienenen herzerfreuenden Büchlein „Das bayeriſche Hochland“ mit allem Fug ausruft: „So hübſch und fein wußte man ſchon im Jahre 1784 zu München in Bayern zu ſchreiben! Ich glaube kaum, daß man es damals zu Weimar, Göttingen oder Berlin viel beſſer verſtand.“ Weſtenrieder's kleine Schrift iſt reich an Stellen voll einer köſtlichen Sentimentalität, die jetzt noch duftet.“

Es verlohnte ſich wohl, einmal eine eigene Blumenleſe nur aus dieſer zurückgeſtellten und vergeſſenen Literatur auszuziehen als Badenmeum für angehende Schöngeiſter und Schriftgelehrte unſrer Tage!

Schwab und Klüpfel haben ſich allerdings gegen die Unterſchiebung, intereſſante Beiſpiele einer lesbaren Schreibart aus dem Dunkel aufſtöbern zu wollen, genugſam verwahrt; unſre Streiflichte in jene entlegene Gegend beziehen aber nichts Andres, als die Wichtigkeit, die in einer Muſterſammlung deutſcher Proſa, gleichviel welchen Plan ſie im Uebrigen verfolge, der größeren oder geringeren Reinheit, Geſundheit und Energie des Sprachgefühls, der mehr oder minder naturgemäß ausgebildeten Kunſt des Wortes beizulegen ſei.

Mit den Herausgebern eines Buches, das überall von dem lebendigſten Sinn für Schönes und Gediegenes durchdrungen iſt und in jedem Betracht warme Empfehlung verdient, über Weglaſſung und Zulaſſung einzelner Namen zu rechten, wäre pedantiſch und eine unabſehbare Arbeit. Ein paar Bemerkungen in dieſer Hinſicht müſſen wir uns jedoch erlauben. Bei Schwab befremdet es ſchon, daß er mit Mosheim beginnend, dem als Vater der neueren Kanzelberedſamkeit ſein Platz unbeſtritten bleibe, den gleichzeitigen Liscov, dieſen würdigen Vorläufer Leſſing's und Lichtenberg's, übergeht, daß er in der Goethe'ſchen Periode für einen Geiſt von ſo ſeiner Organiſation, wie K. Ph. Moritz, keinen Raum findet. Klüpfel hat aber, um die wünſchenswerthe Aufnahme mancher Neueren und Neueſten möglich zu machen und doch den Umfang des Ganzen nicht zu ſehr über die urſprünglich geſteckte Grenze anſchwellen zu laſſen, dreiundbreißig Namen ausgeſchieden, von denen man Thomas Abbt, Archenholz (dem eben jetzt durch eine fürwitzige Ueberarbeitung ſeiner „Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges“ ſo arg mitgeſpielt wird), Heinſe, Klinger, Maler Müller, P. H. Sturz, Ernſt Wagner und Ludwig Woltmann ſehr ungern vermißt. Unſere claſſiſche Proſa hat nicht viele Erzeugniſſe aufzuweiſen, aus denen uns eine edlere würzhaftere Stilblume entgegenduftet und was mehr iſt, die ein ſo hohes und inniges Kunſtgefühl athmen als Heinſe's Düſſeldorfer Gemälde-Briefe. Allein man iſt beſorgt, dieſen armen Sinnenmenſchen aus dem Gedächtniß der gottesfürchtigen Jugend zu entfernen, welcher freilich „Ardinghello“ und „Hildegard von Hohenthal“ nicht recommandirt zu werden brauchen. Gleicher Weiſe ſind Woltmann's (und ſeiner ungleich bedeutenderen Gattin Karoline) „Memoiren des Freiherrn von S—“ als ein „gefährliches Buch“ verpönt, doch iſt ihre Frivolität nicht ſo ſchlimm, als die des Zeitalters, welches ſie mit Meiſterſchaft ſchildern.

In der Beſeitigung von Franz Horn, Reinhed, Karoline Rudolphi, Steigentesch und andern inſignificanten Geiſtern, zu denen nur bei Leibe der ebenfalls geſtrichene Leopold Schefer nicht mitgerechnet werden ſoll, können wir Klüpfel nur beiſtimmen, dagegen wären von den Neuaufgenommenen Glaubrecht, Stöber und Marie Nathuſius mindeſtens ebenſo entbehrlich. Den rühm-

Digitized by Google

lichen Leistungen der neuesten Geschichtschreibung sehen wir eine besondere Aufmerksamkeit mit Vergnügen gewidmet. Auf diesem Felde arbeiten wetteifernd zahlreiche Kräfte gleichen oder doch schwer zu unterscheidenden Ranges. Eine scharf ausgeprägte literarische Original-Physiognomie zeigt, außer Dahlmann, der für eine frühere Periode nachzutragen war, nur der einzige Theodor Mommsen; um indessen von dem Reichthum des hier angesammelten wissenschaftlichen Verdienstes, soweit die Gabe einer klaren und gewandten, wenn auch nicht immer künstlerisch gerundeten Darstellung Hand in Hand damit geht, ein möglichst vollständiges Bild zu geben, hat der Herausgeber neben Mommsen auch Droysen, Duncker, Häusser und Sybel eingeführt, wodurch für die Charakteristik der Prosa an sich eigentlich kein neues Moment gewonnen wird.

Eine auffallende Lücke, die wir uns erklären, aber deßhalb nicht minder peinlich empfinden, bildet die Uebergehung von Fr. David Strauß. Diesem Meister des wissenschaftlichen Stils hat die deutsche Literatur nicht viele Rivalen an die Seite zu stellen. Dessenungeachtet wird ein großer Theil des Publikums, welchem ein solches Werk vorzugsweise dienen muß, die pädagogischen Bedenken, auf die wir hier schließen dürfen, ohne Zweifel vollkommen billigen.

Den einzelnen Büchern der Sammlung sind Lebensläufe der betreffenden Autoren vorangeschickt, die in musterhafter Kürze und Genauigkeit alle nothwendigen Nachweisungen enthalten und mit lapidarischen Charakteristiken schließen, worin meistens das Eigenthümliche der Begabung wie des Strebens sehr glücklich bezeichnet wird. Selten bleibt eine schärfere Fassung des Urtheils zu wünschen, wie bei Wolfgang Menzel, der als „unermüdlich regsamer, vielseitiger und kampflustiger Geist“ in einem günstigeren Lichte erscheint, als es mit der bekannten Taktik seiner literarischen Angriffe sich vertragen will. Irrthümer, falsche Data u. dergl. finden sich kaum zu rügen. Etwas an sich so Unerhebliches, wie die Angabe über Clemens Brentano's Aufenthalt in Rom, würden wir nicht ausdrücklich bemerken, wenn dieß nicht eine jener Fictionen wäre, die sich der Himmel weiß wie! in unsern literargeschichtlichen Apparat eingeschlichen und dann mit einer Hartnäckigkeit, die aller Berichtigungen spottet, ihren Platz zu behaupten pflegen. Clemens Brentano hat Rom Zeit seines Lebens nicht gesehen, sondern auch die Lehrjahre, die dorthin verlegt werden, mit geringen Unterbrechungen in der Nähe der Visionairin Anna Katharina Emmerich in Dülmen (aber nicht „im Kloster“ daselbst) zugebracht.

Wir freuen uns, zum Schlusse noch das gleichzeitige Erscheinen des „vierten Nachtrages zu dem Wegweiser durch die Literatur der Deutschen“ mit dem Special-Titel: „Literarischer Wegweiser für gebildete Laien. Die Jahre 1859—1860.“ Von Dr. Karl Klüpfel. (Leipzig, Verlag von Gustav Mayer 1860) anzeigen zu können. Das treffliche Unternehmen hat in seiner Fortsetzung ganz den Charakter regelmäßiger Annalen der gesammten Prosa-Literatur angenommen und entspricht in dieser Form dem Zweck allseitiger Orientirung über die Ergebnisse eines bestimmten Zeitabschnittes um so nutzbringender, als wir leider gegenwärtig in Deutschland eines umfassenden Literaturblattes, welches diesem Bedürfniß genügte, vollständig entbehren. Der Versuch einer Statistik der geistigen Productions- und Consumtionsverhältnisse, mit welchem Dr. Klüpfel die Uebersicht der Jahre 1856—1858 begleitete, ist von der Kritik wie vom Publikum mit Dank und Interesse aufgenommen worden; nicht so, scheint es, von Seiten des Buchhandels. Die erbetenen Mittheilungen wenigstens, deren es zur Grundlage authentischer Zahlenangaben bedurfte, sind ausgeblieben, und der einleitende literarische Marktbericht hat sich daher dießmal auf allgemeine Andeutungen über die vorzüglichsten Geschmacks- und Stimmungs-Symptome der jüngsten Periode beschränken müssen.

---

* Die drei Heidelberger Historiker.

Von Wilh. Kieffelbach.

(Schluß.)

Der dritte bedeutende Historiker zu Heidelberg, schon jetzt nicht weniger von der Nation anerkannt als die beiden Andern, Ludwig Häusser, gehört seinem Denken, wie seinem Wirken nach unmittelbar der Gegenwart an; in ihm tritt zu der norddeutschen Natur Schlosser's, dem mitteldeutschen Wesen von Gervinus die frische Ursprünglichkeit des süddeutschen Charakters, der ebenso sehr als Mensch wie als Gelehrter seinen Einfluß ausübt. Bei dem Jüngsten der Drei ist die eigentliche geistige Entwicklungsperiode schon voll in die Zeit hineingefallen, in welcher sich die heutige Bewegung des europäischen Völkerlebens und Deutschlands insbesondere entschieden einleitete. Er wuchs, so zu sagen, an der erwachenden nationalen Regung im Vaterlande auf, seine Studien auf dem Gebiete der Geschichte nahmen von vornherein eine politische Richtung. Daher beginnt er denn auch seine publicistische Laufbahn zugleich mit der akademischen, und es ist schwer zu sagen, in welcher er sich mehr Erfolge errungen hat. Aus dem Katheder dürfte Häusser gegenwärtig wohl kaum einen Lehrer in Deutschland über sich haben. Ein nie fehlendes Gedächtniß, eine ursprüngliche Rednergabe, und jenes warme, rege Gefühl, welches erst dem Vortrage seinen sittlichen Gehalt verleiht, lassen ihn geradezu als für die akademische Lehrthätigkeit geboren erscheinen. Ohne irgend ein Heft, ohne den kleinsten schriftlichen Anhalt tritt er vor seine Zuhörer hin; was er sagen will, steht vor seinem geistigen Auge klar da, er braucht es gleichsam nur Stück vor Stück herzunehmen, um es seinen Schülern vorzulegen. Dabei giebt er ihnen jedoch nicht etwa eine dürre Reihe von Thatsachen, sondern organisch, wie sich die Dinge in der Wirklichkeit entwickelt haben, ebenso organisch entwickeln sie sich auch in seiner Darstellung. Man hat wohl von den französischen Docenten gesagt, daß sie über die Schönheit und Glätte des Vortrags die gründliche Auseinandersetzung des Stoffes vernachlässigen, und diese Gefahr drängt sich auch leicht nahe. Häusser verbindet indessen mit der Leichtigkeit und Eleganz der lehrenden Rede, um welche ihn selbst manches Mitglied „der Vierzig“ beneiden könnte, die ernste Gewissenhaftigkeit Schlosser's. Es ist überhaupt unverkennbar, daß er sich in jüngeren Jahren Schlosser in erster Linie zum Vorbilde genommen hat. Vielleicht der begabteste Schüler, den der genannte Meister jemals zu seinen Füßen gehabt, hat er auch wohl am meisten die Schlosser'sche Denkweise seinen eigenen Anschauungen zu Grunde gelegt. Natürlicher Weise aber machten sich dabei die veränderten Zeiten wesentlich geltend. Denn während Schlosser, ehe er seine letzten großen Werke begann, vorwiegend sich der Erforschung des Alterthums hinab, hat Häusser sich dagegen mit besonderer Liebe der neueren Historie zugewandt. Sein Colleg über römische Geschichte ist zwar immer im hohen Grade anziehend und belehrend gewesen; er führte uns, gleich Mommsen, die Zustände und Persönlichkeiten Griechenlands und Roms in menschlicher Verständlichkeit vor, wo so viele Andere nur archäologische Raritäten aufsuchen, und er beherrschte sein Material vollkommen. Dessen ungeachtet trat z. B. bei der Geschichte der französischen Revolution die frische Individualität des Lehrers noch viel mehr heraus; zu

Digitized by Google

Hinweisen auf die Gegenwart gab sich ganz andere Gelegenheit, der Sarcasmus, ja der Humor fand seine Rechnung. Fünfzehn Jahre sind vergangen, seit ich jene Collegien bei Häusser hörte; noch immer aber steht es in lebendiger Erinnerung, wie er mit dem Arm auf die Brüstung des Katheders gelehnt, die Aufmerksamkeit seiner Studenten bis auf den letzten Seitengedanken beherrschte. Ein Nachschreiben seines Redestroms war natürlich unmöglich, nicht als ob derselbe zu schnell gewesen wäre, jedem Satze wurde sein volles Recht; aber er brachte einen solchen Reichthum von Gedanken mit, daß man einen einzigen jedenfalls auf Kosten vieler anderer mit der Feder festgehalten hätte. Hier half nur die ungetheilteste Achtsamkeit. Die Stirn mußte angestrengt werden, daß keine Gehirnsfalter umhätig blieb; denn die starkgewölbte Stirn des Lehrers arbeitete in diesen Momenten selber mit aller Energie. Häusser ist immer auf dem Katheder frei schöpferisch gewesen, dem Augenblicke angehörend. So genau er vorbereitet war, die Stunde des Vortrags schuf doch erst die Form; er stand so sicher über seinem Stoffe, daß er mit ihm spielen konnte. Nie fehlte ihm das richtige Wort, nie der Uebergang von dem Einen zum Anderen, nie blieb eine Periode unvollendet. Daß Häusser einmal stocken könne, wie das wohl auf dem Katheder vorkommt, daran zu denken ist seinen Studenten gar nicht eingefallen.

Eine solche Individualität muß selbstverständlich unbedingt bei der akademischen Jugend populär werden, selbst wenn der Lehrer auch persönliche Schranken um sich gezogen hätte. Eine vornehme Ausschließlichkeit, womit Gervinus sich umgab, hat indessen Häusser nie von seinen Schülern getrennt. Die Ehrerbietung, um nicht zu sagen Ehrfurcht, welche wir Schlosser darbrachten, verwandelte sich bei uns für Häuser in ein heiteres Vertrauen, dem er immer sehr wohlwollend entgegenkam. Auch er liebte die fröhliche Geselligkeit; jene Studentenabende bei Häusser, wo bei dem leichten rheinischen Wein der leichte rheinische Humor jubelte, ziehen sich wie die Stunden im Schlosser'schen Hause als die ächten Lichtfaden durch die Erinnerungen an Heidelberg hin. Der Lehrer war ja daheim kein anderer als auf dem Katheder, immer anregend, immer schlagfertig, immer überlegen, ohne daß uns doch diese Ueberlegenheit drückend wurde. So hat er in manches junge Leben tief und bestimmend eingegriffen; er gab ihm den Muth, den die geistige Macht verleiht, sich über die kleinliche Aengstlichkeit des Daseins hinwegzusetzen, und sich mit Vertrauen auf die eigenen Füße zu stellen. Wenn es vielleicht in vielen Augen ein Unglück ist, Schriftsteller zu sein, seitab von den gesicherten Bahnen der bürgerlichen Existenz sich in rein geistiger Thätigkeit des Lebens Nothdurft zu erkämpfen; Häusser's Wesen, sein Beispiel hat mehr als einen seiner Zuhörer von dem sicheren Brode examinirter Jurisprudenz auf den Pfad unexaminirter Publicistik gezogen, bis ihm dann vielleicht zuletzt die rettende Weihe des Privatdocententhums zu Theil wurde.

Denn den Schriftsteller konnte Häusser in der ganzen Art seines Wesens keinen Augenblick verleugnen, und zwar trat dabei ebenso sehr der Publicist als der Gelehrte heraus. Bekannt ist es, wie seine erste große historische Arbeit die Geschichte seiner Heimath, der Pfalz, umfaßte. Die warme Liebe für den schönen Theil des deutschen Vaterlands, wo seine Wiege gestanden, tritt darin dem Leser auf jeder Seite entgegen. Sein Lieblingsgegenstand ist jedoch die herrliche Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte „la fière palatine", die an dem verdorbenen Hofe Ludwig's XIV. sich nicht nur die volle Reinheit der Seele bewahrt, sondern auch den „jämmerlichen französischen Ducs" gegenüber den ächten deutschen Nationalstolz aufrecht erhält. In ihr fand er recht eigentlich eine verwandte Natur, deren tief sittlicher Gehalt in dem Spiegel seiner historischen Darstellung erst das ungetrübte Licht zurückstrahlt. Neben diesen zusammenhängenden Studium ging indessen eine reiche Fülle kleinerer Aufsätze hervor, die namentlich in der „Allgemeinen Zeitung" an die Oeffentlichkeit kamen. Auch Häusser nämlich hat, wie so viele Andere, seine literarischen Sporen zuerst in der Carmelitergasse von Augsburg verdient; Alwater Kolb zählte ihn einst zu seinen geistreichsten und fleißigsten Mitarbeitern. Alle jene eingehenden Kritiken neu erschienener historischer Werke in der Beilage des berühmten Journals, die vor einem Decenium auch den Mann von Fach auf dem Laufenden der literarischen Neuigkeiten erhielten, stammen aus Häusser's Feder; es sind kleine publicistische Kabinetstückchen, welche es fürwahr wohl verdienten, gesammelt zu werden. Daß dabei in dem beginnenden Kampfe der vierziger Jahre auch manche unmittelbar politische Frage dem Historiker in der Presse sich aufdrängte, konnte selbstverständlich nicht ausbleiben. Wehe aber demjenigen, den er bei solchen Gelegenheiten persönlich abwandelte! Seine Diction war zu gewandt, als daß die Scheere der Censur ihren Wendungen hätte nachfolgen können. Der Censor wußte manchmal gar nicht, wie scharf in einem Satze der Hieb saß, über den er völlig harmlos hinwegging.

Erst mit dem Schlusse des Jahres 1847, als zu Heidelberg die „Deutsche Zeitung" gegründet wurde, nimmt jedoch Häusser ganz an den politischen Getriebe der Zeit Theil. So lange er in der Redaction derselben war, hat er ihr mit hingebender Aufopferung seine bedeutende Kraft gewidmet. Daß er dessenungeachtet nicht schon 1848 ins Parlament gewählt wurde, ist wohl nur der Uebereilung zuzuschreiben, mit welcher die Nation ihre Vertreter sich erkor. Was gehörten denn damals die Schöngeister in den deutschen Reichsständesaal, Moriz Hartmann, Heinrich Laube, der „mißbegabte" Adolf Wiesner? Es blieb übrigens die Stellung in der Redaction im Sommer 1848 fast ebenso interessant, als es die unmittelbare Theilnahme an den Verhandlungen der Paulskirche sein mochte. Ungefähr ein Dutzend Correspondenten der „Deutschen Zeitung" waren nach den Märztagen deutsche Minister geworden, das Blatt stand inmitten der Bewegung; wer von der Partei in Frankfurt nicht zu Worte kommen konnte, gab gar zu gern in den Spalten derselben seine Meinung ab, vorausgesetzt, daß er zugelassen wurde. Die „Deutsche Zeitung" ist in jener Epoche wirklich eine Macht gewesen, und daß sie es war, verdankte sie hauptsächlich Häusser. Mit einer Schlagfertigkeit sonder Gleichen begleitete er die Tagesereignisse. Oft kam um acht Uhr Morgens noch die Nachricht von einer neuen politischen Konstellation an, und schon um 9½ Uhr befand sich darüber ein Leitartikel in der Druckerei. Daß Häusser bei der Uebersiedelung des Blattes nach Frankfurt im Herbste 1848 in Heidelberg blieb, war die natürliche Consequenz seiner akademischen Stellung. Doch setzte er seine publicistische Thätigkeit fort, bis der badische Aufruhr 1849 ihn außer Landes gehen machte. Seltsam aber, der nämliche Mann, der so entschieden gegen die Hecker'sche Umsturzpartei gekämpft hatte, war hinterdrein der sich neu festsetzenden Reaction ein wahrer Dorn im Fleische. Seine Geschichte des badischen Aufstandes, wenn auch unter Erregung des Augenblicks geschrieben, schonte doch der begangenen Sünden des alten Systems nicht im Mindesten, ein badischer General appellirte gegen den Historiker sogar an den Degen. Für ihn selbst freilich blieb diese Erfahrung der beste Beleg, daß seine Politik nur der gesunden Vernunft und der Wahrheit Gehör geliehen hatte, und so konnte er denn mit gutem Gewissen an seine historischen Arbeiten zurückgehen, nachdem der Druck der Restauration ein ersprießliches

Digitized by Google

öffentliches Wirken in der Politik unmöglich gemacht habe. Als erste Frucht seines Fleißes erschien damals eine Biographie List's verbunden mit der Herausgabe der gesammelten Werke des schwäbischen Nationalökonomen, ein Jahr darauf begann er seine Geschichte der deutschen Freiheitskriege. Vielleicht ist kein Buch während der letzten fünfzig Jahre so sehr zur rechten Zeit gekommen als diese bedeutende Arbeit Häusser's. Das Abschütteln des französischen Joches war ja der Beginn der Wiedergeburt für das deutsche Volk. Die schweren Leiden der Unterdrückung, der jubelnde Schwung, den die endliche Befreiung in allen Klassen hervorrief, sie haben erst die gegenwärtige nationale Bewegung nach den Jahrhunderten völliger Erschlaffung neu in Gang gebracht. Ein Wiedervorführen jener so ernsten gewichtigen Epoche, mit der ganzen Kraft und Wärme, wie sie Häusser eigen ist, wird also recht eigentlich zu einer patriotischen That. Die Söhne erfahren wie die Väter gerungen haben, damit sie nun das theuer erkaufte Gut festhalten und vermehren; solche Opfer hat die nahe Vergangenheit von Deutschland gefordert, und Deutschland hat sie freudig gebracht; wird das gegenwärtige Geschlecht dagegen zurückbleiben, wenn abermals die Stunde der Prüfung schlägt?

Das wissenschaftliche Urtheil hat sich über die vier in Rede stehenden Bände längst festgestellt, der Verfasser tritt mit denselben ebenbürtig an die Seite unserer ersten Geschichtsschreiber. Allein das Werk hat auch die Kritik des größeren Publikums siegreich ausgehalten, eine kürzere Zusammenfassung derselben ist rasch zum Eigenthum der ganzen Nation geworden; es ist ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes, gewiß das höchste Ziel, das ein Schriftsteller erreichen kann. Lange freilich mochte das öffentliche Leben einem Charakter wie Häusser nicht gut eine rein wissenschaftliche Thätigkeit zugestehen. Dieser Kopf durfte nicht feiern, wenn es galt, das Heimathland der Gefahr pfäffischer Unterjochung zu entreißen. Als in Baden die katholische Kirche die Früchte einheimsen wollte, welche die katholisirende protestantische Kirche — Ehrn Ullmann und was da so hingehört — ihr mit Agende und Responsorien so fleißig gesäet und beackert hatte, da hat der Kern der badischen Bevölkerung in erster Linie seine Blicke mit auf Häusser gerichtet, als vor Allen dazu berufen, der Geistesfreiheit ihr Recht zu schützen. Er aber hat fürwahr dieses Vertrauen nicht getäuscht. Der Kampf gegen das Concordat ist zum großen Theile sein Werk; er sammelte die Partei, er führte sie an, bis er in der denkwürdigen Kammersitzung vom 27. Juli vorigen Jahres mit einer prachtvollen Rede zu der Entscheidung des Sieges mannhaft beitrug, der nun wohl sobald nicht wieder verkümmert werden wird.

Ob nicht der alte Schlosser in seinem stillen Studirzimmer sich herzinniglich über die Kraft gefreut hat, mit der sein Geist in seinem besten Schüler so fortwaltet? In dem Gedanken liegt ja hauptsächlich der Trost bei der eintretenden Schwäche des Alters, daß die Jüngeren die Arbeit weiter führen, der das eigene reiche Schaffen so treu gehört hat. Glücklich aber diejenigen, denen es vergönnt ist, in dem geistesbergen Kreise zu Altheidelberg fortzuleben. In dem Zeitalter des Materialismus bleibt der Musensitz am Neckar eine sichere Burg für die Bestrebungen um des Menschen höheres Dasein, und ihre drei Historiker sind die treuesten Hüter an dem wissenschaftlichen Altare, auf welchem die Flamme deutschen Geistesleben weit über das Vaterland hinleuchtet!

* Nach Longfellow.

„Von Adolf Laun.

Der Leuchtthurm.

Der Felsendamm täuft in die See hinein,
Auf seiner Spitze steht, zwei Meilen fern,
Des Leuchtthurms mächtig hoher Bau von Stein,
Bei Tag ein Nebelbild, bei Nacht ein Stern.

Die Brandung seh' ich hier, die dort sich regt
Und unhörbar am Unterbau sich bricht,
Ein stummer Zorn, der aufwallt und sich legt
Auf weißer Lipp' im bebenden Gesicht.

Wenn's Abend wird, o seh, mit einem Mal
Taucht aus der Dämmrung tiefem Purpurflor
Das ferne Licht mit sternenglcichem Strahl
In überirdisch fremdem Glanz hervor.

Nicht ein's allein, von jedem Klippenrand,
Der vorspringt in's gefahrumdrohte Meer,
Ragt, die Lantern' in der erhob'nen Hand
Solch riesige Gestalt im Nebel her.

Sie watet wie ein großer Christophor
Durch Fels und Sand, vom Wellenschaum umringt,
Daß sie dem Seemann, der den Pfad verlor,
Dem sturmverschlag'nen, Hülf' und Rettung bringt.

Die großen Schiffe kommen an und gehn,
Den Weg sich bahnend durch den Schaum der Fluth
Und grüßen, wenn sie sie von ferne sehn,
Mit freiem Gruß die freundlich helle Gluth.

Sie treten plötzlich aus der Nacht in's Licht,
Und Tau und Segel sind von Glanz erfüllt,
Und heiter blickt manch leuchtendes Gesicht,
Bis es auf's Neu die Dunkelheit umhüllt.

Der Seemann denkt der Knabenzeit, wo er
Den fernen Leuchtthurm sah zum ersten Mal,
Und wie zurückgekehrt aus fremdem Meer
Ihn wieder grüßte sein verertauter Strahl.

Jahr aus Jahr ein steigt aus der stillen Nacht
In stolzer Sicherheit der Bau empor,
Und immerfort ist seine Leucht' entfacht,
Die rastlos schimmert durch den Nebelflor.

Bald sieht sie, wie am Felsgestein und Sand
Das Meer mit einem Friedenskuß sich legt,
Bald wie der Wind den Thurm mit wilder Hand
Faßt und gewaltsam hin und her bewegt.

Empörte Wogen schlagen um sein Haupt,
Und Regenschauer peitschen seine Wand,
Doch unbesiegt, wie stark der Sturm auch schnaubt,
Hält er dem Drob'n der Elemente Stand.

Die Möve, die auf Sturmwinds Flügeln flieht,
Kreischt um ihn her mit einsam wirrem Schrein
Und stürzt, vom Glanze, der sie zu sich zieht,
Betäubt, sich in die Todesgluth hinein.

Wie ein Prometheus, den die Kett' umflicht,
Bewahrt er Jovis Gluth, ein treuer Hort,
Er achtet Schrei und Stoß und Sturmwind nicht
Und grüßt die Schiffe mit der Liebe Wort:

Durchsegelt, spricht er, fort und fort die Fluth,
Ob der ihr schwimmend eine Brücke spannt;
Ich nehm' euch schützend in des Lichtes Hut,
Dieweil ihr Menschen eint von Land zu Land.

Digitized by Google

Die Sänger.

Gott hat gesendet seiner Sänger Schaar
Mit Liedern, ernst und schwer und hell und klar,
Auf daß der Menschen Herz, davon berührt,
Zum Himmel werd' aufs Neu emporgeführt.

Der erst', ein Jüngling, feurig, liebentbrannt,
Trug eine gold'ne Leier in der Hand,
Ihn trieb's durch Wiese, Flur und Hain zu ziehn;
Er spielte auf'rer Träume Melodien.

Der zweit', ein kräft'ger Mann mit langem Bart,
Stand auf dem Markt, vom Volke dichtumschaart,
Und sang sein Lied, das laut und stark erklang
Und wie im Sturm der Hörer Herz durchdrang.

Der dritt', ein alter Mann, gebückt und grau,
Sang in des Doms geräumig düst'rem Bau,
Dieweil die mächt'ge Orgel voll und tief
Aus goldnem Mund das Herz zur Buße rief.

Und Alle, die vernahmen jene drei,
Sie stritten, wer der Sänger bester sei,
Denn noch rief der Gesang in ihrem Ohr
Ein Echo, das sich widersprach, hervor.

Doch hörest, was der große Meister spricht:
Der Grad ist ungleich, doch das Wesen nicht,
Denn rühren, kräft'gen, lehren soll das Lied;
Das ist's, wozu die Sänger ich beschied.

Das ist der Leier Macht, dreifach gestimmt;
Wer sie mit richtigem Gefühl vernimmt,
Dem dringt kein herber Mißklang d'raus hervor,
Dem tönt ein harmonientreicher Chor. —

Johann Christian Günther.

* Bremen, 4. April. Gestern hielt Herr Doctor Adolf Laun aus Oldenburg im Künstlerverein einen Vortrag über den „Schlesischen Dichter Johann Christian Günther und seine Zeit." An eine kurze die Wahl des Themas motivirende Einleitung schloß sich ein rascher Blick in die politischen, sittlichen und geistigen Zustände des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts, jener dürren Periode, in der sich die Dämmerung eines neuen Tages geistiger Erhebung und nationalen Bewußtseins erst leise verkündet. — Er hob besonders den Verfall der deutschen Poesie hervor, die mit der conventionellen Gelegenheitsdichterei in ihr letztes Stadium tritt und die wunderlichsten Erscheinungen hervorruft. — Günther, obgleich auch ihm, wo er Poet vom Handwerk ist, Ungeschmack und Rohheit anklebten, bekundet als Lyriker so viel Eigenthümlichkeit in Leidenschaft, Tiefe der Empfindung und Naturfrische, daß man ihn nur aus sich selber erklären kann und ihm wegen dieses vereinzelten Hervortragens aus seiner Zeit eine in der gesammten Literaturgeschichte seltene Erscheinung nennen muß.

Der Vortragende schilderte dann Günthers unglücklichen, kurzen, durch der Zeiten und eigene Schuld getrübten Lebenslauf (1695—1722) und that dies mit Hülfe seiner lyrischen Gedichte, die mit rücksichtsloser Offenheit die zwiespältige, zwischen Idealität und Sinnlichkeit schwankende Natur des durch und durch subjectiven Dichters wiederspiegeln. Wenn diese stark ausgeprägte Individualität, die sich durch keine ethische Rücksicht und keine äußere Norm wollte regeln lassen, bei allem Anziehenden, das ihr innewohnt, doch schließlich einen betrübenden Anblick gewährt; so ist das psychologische Interesse, das sein innerlich reich bewegtes Leben bietet, nichtsdestoweniger ein sehr großes.

Eine Besprechung des wunderbaren Fortschrittes, den Günther durch Wohllaut und Reinheit des Ausdruckes in der verkommenen deutschen Sprache hervorrief, und der anderen von ihm kultivirten Dichtungsarten bildeten den Schluß der Betrachtungen über diesen reich begabten jungen Mann, den Goethe einen Poeten im vollen Sinne des Wortes nennt, dem aber, weil er sich nicht zu zähmen wußte, sein Dichten wie sein Leben zerrann.

Aufruf des germanischen Museums.

Seit das germanische Nationalmuseum es unternahm, eine Reihe deutscher Städte und Gemeinden um patriotische Beihülfe zum Gelingen des nationalen Werkes anzurufen, hat eine nicht geringe Zahl derselben unserer Bitte bereitwillig Gehör gegeben, indem bereits, außer den vier freien Städten Frankfurt a. M., Hamburg, Bremen und Lübeck, schon über 200 Gemeinden aller deutschen Staaten das germanische Museum durch jährliche Beiträge unterstützen. So erfreulich das Resultat ist, so bildet doch die Zahl der bisher unbetheiligt gebliebenen Gemeinden noch immer die Mehrheit. Wenn wir uns nun auch an diese vertrauensvoll wenden, so geschieht es in der durch die erwähnten günstigen Vorgänge gesteigerten Hoffnung, daß die Zeit nicht ausbleiben werde, wo das germanische Museum sich rühmen darf, alle deutschen Städte und Gemeinden einmüthig zur Förderung des bis jetzt noch einzigen und unveräußerlichen Eigenthums der deutschen Nation beitragen zu sehen.

Zu unseren Aufgaben gehört wesentlich die Zusammenstellung des allenthalben sich vorfindenden Materials für deutsches Städte- und Gemeindewesen und die Einzel- und Gesammtgeschichte der deutschen Städte. Jeder einzelnen Stadt- und Marktgemeinde ist im germanischen Museum eine Abtheilung gewidmet. Obwohl noch weit davon entfernt, jetzt schon etwas Vollständiges im Einzelnen hierin liefern zu können, sind wir doch schon im Stande, auf manche Anfragen über städtische Ereignisse, Zustände, Herkömmlichkeiten, Einrichtungen, Rechte und Ansprüche vergnügende unserer Sammlungen Auskunft zu ertheilen, oder Abbildungen und Copieen zu liefern. Ist nun auf diese Weise ein großer Theil unserer Arbeiten der Geschichte der Städte und Gemeinden gewidmet, so glauben wir auch auf deren Unterstützung zählen zu dürfen, und dies noch um so mehr, als unser Bestreben bereits von den bedeutendsten der deutschen Hauptstädte laute Anerkennung gefunden. Was die Stadt Berlin als Motiv ihrer kräftigen Unterstützung des germanischen Nationalmuseums ausgesprochen hat: „dasselbe sei für die Kommunen Deutschlands von wesentlichem Nutzen," ist auch in Piper's Zeitschrift für deutsches Städtewesen zum öftern nachgewiesen worden.

Das germanische Nationalmuseum wird diese seine ehrenvolle Aufgabe in immer höherem Maße erfüllen können, je kräftiger es von Seite der Städte und Gemeinden des deutschen Vaterlandes darin unterstützt wird. Wir hegen daher die Zuversicht, es werden sich auch die übrigen Gemeinden den schon vorangegangenen, hier verzeichneten, mit einem beliebigen Jahresbeitrag anzuschließen geneigt sein, und bitten um gütige Anzeige hievon.

Nürnberg, am 24. Januar 1861.

Die Vorstände des germanischen Museums:

Dr. Freih. v. u. z. Aufseß, I. Vorstand. Dr. Freih. v. Aretin, II. Vorstand.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Aus der weiten Welt. Geschichten. 2 Bde. Von Edmund Hoefer. — Browner und Rubens. Ein Spiel in 2 Aufzügen. Von A. Stern. — Ein Dorfstreus. Charakterbild in 2 Bänden. Von Josef Rank.

* Der neue englische Roman von G. Eliot „Die Mühle am Floß“ ist von Julius Frese ins Deutsche übertragen worden; der erste Band wird soeben ausgegeben. Der Erfolg des Romans „Adam Bede“ wird auch dem jetzt erschienenen Werke zahlreiche Leser zuführen.

* Von Friedrich Bodenstedt ist in Kurzem eine vollständige Uebersetzung der Sonette Shakspere's zu erwarten. Eine Anzahl derselben hat der Dichter bereits früher übertragen und in seinen bisher herausgekommenen Gedichtsammlungen veröffentlicht.

* Der letzte historische Roman von Theodor Mügge „Der Prophet“, dessen Hintergrund der Bauernkrieg der Reformationszeit ist, findet großen Beifall und erneuert das Bedauern, daß der begabte Dichter mitten in seiner Kraft abgerufen wurde. Mügge hat im „Propheten“ nach dem Urtheil von Heinrich Koenig neue Farben für das an ihm gewohnte glänzende Colorit seiner Gemälde, neue Lebensbilder für seine warme Darstellung und an dem so eigenthümlich bewegten Leben jener Zeit frische und contrastirende Charaktere gewonnen. Mit erstaunlicher Kraft, Festigkeit und Individualität treten seine Personen, von Haß und Liebe, von Begeisterung und Rache, von Eitelkeit und Selbstsucht, von Fanatismus und schlauer Berechnung, von Milde oder Gemeinheit der Gesinnung erregt und bewegt, handelnd und hemmend hervor. Die Ortsbeschreibungen sind landschaftlich treu, die Gespräche in Ton und Interesse zeitgemäß, Alles athmet in den Lüften und Wettern jener Zeit. Das Ganze ist mit all seinen auseinander liegenden Kampfplätzen und gerafften Bestrebungen kunstvoll abgerundet, und wenn es im dritten Bande ziemlich wild und durcheinander zugeht, so liegt selbst hierin die Wahrheit des behandelten Stoffes. Aber auch durch diese Wildniß zieht, wie zur Erholung, manch ein stilles, heimliches Thal für liebende Herzen und innige Familienleben, und der unerwartete Schluß des Ganzen befriedigt den Leser und läßt ihn erheben und in sanftem Nachdenken zurück.

* „Ergänzungshefte zu den geographischen Mittheilungen. Von August Petermann. Gotha, J. Perthes. — Das Studium der Ethnographie des türkischen Reiches ist heutzutage nicht mehr ein Gegenstand von wissenschaftlichem Interesse allein, sondern auch in politischer und religiöser Beziehung von höchster Wichtigkeit. Ja, es bildet die ethnographische Kunde der Türkei, bei den gewaltigen Erschütterungen, die Europa um dieses Reiches willen erlitten hat, einen Schlüssel, der uns klare Einsicht verschafft über die Hebel und Triebfedern vieler gewichtigen vergangenen und noch hervorkehrenden Ereignisse. Es ist deßhalb die „Ethnographie der europäischen Türkei“ (Ergänzungsheft bei der Perthes'schen Gotha erscheinenden Petermann'schen Mittheilungen) von H. Lejean, einem tüchtigen französischen Geographen und Reisenden, von Bedeutung, da sie „eine ethnographische Originalarbeit und eine ausführliche Karte der europäischen Türkei“ enthält. Lejean's Arbeiten sind ungleich vollständiger und zuverlässiger, als alle bisherigen. Er hat nicht bloß die früheren einschlägigen Werke ausgebeutet, sondern ist speciell auf die Geschichte des Landes zurückgegangen, hat die interessantesten Theile der Türkei in den Jahren 1857 und 1858 selbst bereist und dabei viele eigene Beobachtungen angestellt, wie auch ganz besonders alle offiziellen Nachweise, z. B. die werthvollen Steuer-Register in den verschiedenen Orten des Landes, benutzt. Die sehr spezielle Karte ist sauber in Farben gedruckt, zeigt nicht weniger als 17 verschiedene farbige Abtheilungen und Bezeichnungen, und ist trotzdem höchst übersichtlich. Der Text ist doppelspaltig in französischer und deutscher Sprache gedruckt.

* Die Bibliothek des verstorbenen Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ist vielleicht die größeste Privatbibliothek, die es gegenwärtig geben möchte. Dieselbe umfaßt etwa 30,000 Bände und ist besonders reich an Werken über Geschichte, Alterthums-Wissenschaft und christliche Kunst. Die Sammlung ist dem jetzigen König Wilhelm vermacht, mit Ausnahme der artistischen Werke, welche der verwittweten Königin zufallen.

* Seit etwa zwei Jahren macht eine ungarische Schauspielerin, Frau Lilla von Bulyovszky, welche wir schon mehrmals an dieser Stelle erwähnten, auf deutschen Bühnen ein außerordentliches Aufsehen durch die Natürlichkeit und Wahrheit ihrer Darstellungen. Sie gehört dem Schauspiel des Dresdener Hoftheaters an, welches jetzt wohl das beste in Deutschland ist, benutzt aber stets ihre Ferienzeit zu künstlerischen Ausflügen und ist zur Zeit gerade wieder auf einem solchen begriffen, der ihr die größesten Triumphe bereitet. Sie soll im ernsten Schauspiel wie im Lustspiel gleich Ausgezeichnetes leisten, besonders Großes in den Tragödien Shakspere's und Schillers. In München zeigte sie sich als Maria Stuart, Julia, ferner als Sappho auf der Höhe eines eigenthümlich reinen, großen und doch mit aller Fülle des Realismus gestützten Stils, der weder von conventionellen Ueberlieferungen noch von naturalistischen Ausschweifungen etwas weiß. Dabei hat sie alle Anforderungen der Technik, deren Bewältigung für die Ungarin beim Uebergang auf die deutsche Bühne besonders schwierig sein mußte, mit eisernem Fleiß und überraschendem Erfolg erfüllt. Die Kölnische Zeitung urtheilt über ihre Julia: Lilla von Bulyovszky hat uns jeden Zug der Anmuth und Seelenschönheit in der Rolle der Julia mit unmittelbar aus dem Geiste ihres Dichters sprechend empfinden lassen. Wir kosten das lang entbehrte Glück, in der künstlerischen Leistung des darstellenden Talentes alles vergessen zu können, was nicht reine, dem poetischen Gebilde selbst angehörende Wirkung ist. Das ist es in der That mit Einem Worte gesagt, was uns an der Erscheinung dieser Frau mit so wunderbarer Gewalt ergreift: das Gefühl, daß die Rückkehr der Poesie auf die Bühne in ihr den edelsten Triumph feiert. Shakspere's Frauengestalten waren es vor Allem, in deren Verförperung Frau v. Bulyovszky, so lange sie noch dem pester National-Theater angehörte, ihre Lieblingsaufgabe fand, und Shakspere's Genius, im deutschen Worte seine Macht offenbarend, ist es gewesen, der die verwandte Seele aus dem Element der fremden Nationalität, in der sie geboren worden, zu und in die wahre Heimat ihres innersten Wesens herüberzog. Zwei Jahre nur dauert dieser Uebergang zurück, und schon haben die leisen Anklänge fremder Zunge, die in dem Silbenklebatom der reinsten Sprache dem scharf hinhorchenden Ohr vielleicht hörbar werden, kaum mehr die Bedeutung, und an irgend etwas zu erinnern, das nicht der Tiefe deutschen Gemüthes ursprünglich entstammt wäre.

* Bremen, 5. April. In diesen Tagen hat Frau Jauner-Krall vom Hoftheater in Dresden auf unserer Bühne einen Cyclus von Gastrollen eröffnet, welcher der Künstlerin ebenvolle Erfolge und dem Publikum ungewöhnliche Genüsse verspricht. Die einst so beliebten Melodieen der Demoiselles Tochter des Regisseurs, die ihr soll verblühen und bei uns wohl seit jener Zeit von der Bühne fern sich nicht mehr erklang waren, daß Henriette Sontag kurz vor ihrer transkantianischen Kunstreise diesen ziemlich profanen Klängen künstlerische Weihe verlieh, wurden von Frau Jauner-Krall mit so viel gutem Humor, so viel Anmuth und Sicherheit vorgetragen, daß sie neues Leben erhielten. Die Künstlerin ist seit mehreren Jahren an der Bühne, welcher sie angehört, und in weiteren Kreisen angesehen und genießt eines weitverbreiteten Rufes, dessen sie sich durch Gesang und Spiel vollkommen würdig zeigt. Es gehen durch ihre Darstellungen eine wohlthuende Ruhe und Festigkeit, die sich auf eine treffliche und geschmackvolle Ausbildung stützen, und es ist eine Freude, die man bei den jetzigen musikalischen Zuständen nicht oft hat, sich dem Genusse einer solchen künstlerischen Erscheinung hinzugeben. In der Hauptrolle der Donizettischen Oper liegt viel Berücksichtigung zu schlechtem Geschmack, zu Trivialitäten und Uebertreibungen in Gesang und Spiel, zum Kokettiren mit hohen oder tiefen Tönen, dem berühmte Sängerinnen selbst in guten Opern oft verfallen. Wir wollen damit keineswegs die Regimentstochter zu den schlechten Bühnenwerken gerechnet haben, doch gehört sie zu jenem Mittelgut, das mehr vorderblich als vortheilhaft wirkt. Frau Jauner-Krall hielt bei aller Keckheit und Ausgelassenheit das edlere Element durchaus aufrecht und stellte den Charakter frisch und anmuthig dar. Hin und wieder vertrieb ein Ton in der Mittellage, daß eine Erkältung, welche der Künstlerin als Eingangspfort in das Bremer Gebiet auferlegt werden, noch nicht vollständig überwunden war; doch trat das kaum störend hervor. In der zweiten Rolle, der Rosine im „Barbier von Sevilla“, war davon auch nichts mehr zu bemerken, und es konnte daher die ganze Zierlichkeit und Pracht dieser Partie zur Geltung kommen. Die reizenden Perlenschnüre der Koffinischen Coloraturen, die seit fast einem halben Jahrhundert alle Welt entzücken, wurden sicher und graziös gehandhabt, doch wollte es uns hier und da scheinen, als wären unter den zahlreichen Variamen manche gewesen, die nicht gerade geschmackvolle Verbesserungen zu nennen wären. Beide Rollen gaben der Künstlerin Gelegenheit, in Einlagen ihre Kunst als Liedersängerin zu zeigen. Sie trug Lieder von Mozart, Bieber, Mendelssohn und auch das durch Jenny Lind berühmt gewordene „Ich muß nun einmal singen“ von Taubert mit glänzendem Erfolge vor. Die nächsten Rollen der Frau Jauner-Krall sind die Emmeline in der ehedem so gefeierten „Schweizerfamilie“ von Weigl und die Susanne in

Digitized by Google

„Figaro's Hochzeit“; also zwei von den bisherigen völlig abweichende Aufgaben, welche Gelegenheit geben, das Urtheil über das Talent des Gastes endgültig festzustellen.

Noch einmal der Tannhäuser.

* Zur Vervollständigung unserer Berichte über das Schicksal des „Tannhäuser“ in Paris haben wir zunächst den Brief mitzutheilen, welchen Wagner in der Nacht der dritten Aufführung an den Director der großen Oper gerichtet hat. Derselbe lautet: „Herr Director! Die Opposition, welche sich gegen den „Tannhäuser“ kund gegeben, beweist mir, wie Recht Sie hatten, als Sie mir gleich Anfangs Ihre Bedenken über das Fehlen des Ballets und anderer sensicher Ausstattungen aussprachen, an welche die Abonnenten der Oper gewohnt sind. Ich bedaure, daß das Wesen meines Werkes mich behindert hat, dasselbe mit jenen Ansprüchen in Einklang zu bringen. Jetzt, wo die Lebhaftigkeit der Opposition, die ihm gemacht wird, mich einmal denjenigen, welche es hören möchten, gestattet, die zur Würdigung nothwendige Aufmerksamkeit darauf zu richten, habe ich keine andere ehrenwerthe Zuflucht, als es zurück zu ziehen. Ich bitte Sie, diesen Entschluß zur Kenntniß Sr. Exc. des Herrn Staatsministers zu bringen.“

Die Kritiker der Pariser Zeitungen sind einstimmig in dem Verwerfungsurtheil über die Oper, während sie die Schönheit der wenigen Nummern anerkennen, die Wagner der sogenannten alten, von ihm und seinen Verehrern längst für überwunden erklärten Schule nachgebildet hat. Wir lassen hier noch ein zweites Urtheil von Friedrich Szarvady folgen, welches in einem Berichte der „Signale“ enthalten und zwar sehr scharf ausgesprochen, aber im Allgemeinen durchaus richtig ist. Es heißt in jener Zeitschrift: Die ungewöhnliche Leidenschaftlichkeit des Publikums erklärt sich aus den in wiederholten Kundgebungen an den Tag gelegten Umgestaltungs- und Umkurzansprüchen Wagners und seiner Anhänger. Die Pariser waren auf Außerordentliches gefaßt und es ist erklärlich, daß gegenüber der Claque und den Freunden der neuen Richtung, welche diese musikalische Mystification dem Publikum aufzudrängen versuchten, ihr Protest etwas energischer ausgefallen ist. Wir hätten gewünscht, daß man mit mehr Würde zu Werke gegangen wäre, aber es darf nicht vergessen werden, daß es mit zu den diplomatischen Geheimnissen der Zukunftsgemeinde gehört, durch ihr Auftreten Lärm zu verursachen und Scandal herbeizuführen. C'est toujours autant de gagné, und wenn der nächstens Beurtheilt sich erlaubt, von unbefriedigenden Leistungen zu sprechen, auf die Gewohnlichkeit der mit Beifall aufgenommenen Nummern hinzuweisen, fügt man sich auf den künstlich angefachten Scandal und sagt ihm: Warum erregen die mittelmäßigen Erzeugnisse der alten Schule nicht das Aufsehen, warum entzünden sie nicht jene Leidenschaften, welche am heiligen Funken der Zukunftsmusik entbrennen. So sehr die Herren alle auch über die Kabalen ihrer Gegner klagen, so froh sind sie doch innerlich, daß der „Tannhäuser“ nicht, wie es hätte geschehen müssen, mit Ruh und Gleichmuth abgethan wurde, sondern unter Pauken- und Trompetenschall ins Grab fuhr. Das Gelächter des Publikums stand freilich nicht im Programme der Zukunftsjünger, welche doch alle Fälle vorgesehen zu haben glaubten. Daß Unvorhergesehene freilich aber in der Politik von jeher eine große Rolle. Nun das Urtheil des hiesigen Publikums über den „Tannhäuser“ gewissermaßen feststeht, wollen wir auch unsere Meinung über das Werk und die Richtung zusammenfassen. Der Text hat der Oper hier entschieden geschadet und der Componsteur Wagner hat allen Recht, dem Dichter Wagner herbe Vorwürfe zu machen. Letzterer mußte bedenken, daß es nicht genüge, einen poetischen Stoff zum Vorwurfe eines Dramas zu wählen, dieser muß auch dramatisch behandelt werden. Im „Tannhäuser“ geht nichts vor, was die Zuschauer für die Helden interessiren könnte. Um sie herum geht allerdings allerlei vor und im Gemüthe eines mit der dem Stücke zu Grunde liegenden Sage innig vertrauten Zuschauerkreises regen sich wohl auch sympathische Gefühle, aber letzteres kann bei den Franzosen nicht vorausgesetzt werden, und alles das constituirt noch kein Drama. Die Musik trägt nichts dazu bei, um für das Undramatische des Textbuches zu entschädigen, und der Dichter Wagner kann dem Componsteur Wagner noch gegründetere Vorwürfe machen, als dieser jenem. Wir haben schon sehr oft den Erfolg und die Vorzüge einiger in Wagner's Opern vorkommenden Nummern anerkannt. Wir haben auch gezeigt, wie diese überall, wo seine Opern zur Aufführung gelangen, mit um so größerem Beifalle aufgenommen werden müssen, als sie durch den Contrast mit der unerträglich monotonen, widrig gepreßten und gedehnten Musik, welche diese Glanzstellen umgiebt, wirken müssen. Herr d'Ortigues im Journal des Débats erklärt diese Wirkung durch ein glückliches Gleichniß: „Nehmen wir an, es sagte uns einer dieser Herren: Bisher sind die Menschen auf ihren Füßen gegangen, aber das war ein Irrthum. Wir haben unter uns einen Mann, der da behauptet, man müsse auf dem Kopfe gehen und uns das durch sein Beispiel beweist. In der That, dieser Mann erscheint und geht auf dem Kopfe. Da aber dieses Schauspiel nicht angiehend ist, so zollt Niemand Beifall, nicht einmal seine Anhänger. Müde auf dem Kopfe zu gehen, stellt der Mann sich auf die Füße und geht wie alle Welt. Sofort erschallt von allen Seiten wüthender Beifall. Sehen Sie, welchen Erfolg er hat, sagen seine Bewunderer. Schetzen Sie, meine Herren? Wir applaudiren, wenn dieser Mann auf den Füßen geht und nicht auf dem Kopfe. Nicht als ob ein großes Verdienst darin zu suchen sei, wenn einer auf den Füßen geht, aber der Zuschauer und wahrscheinlich auch der Virtuos hören wenigstens auf, sich übel zu befinden. Es gefielen in Paris genau dieselben Stücke, welche in Deutschland den Gegnern der neuen Richtung entgegen gehalten werden, d. h. solche, welche mit den Theorien Wagner's nichts gemein haben und vielmehr an Dagewesenes erinnern, an Weber, an Spontini, an Berlioz, ja sogar an Verdi. Die Ouverture, trotz ihrer Länge, trotz ihrer gezwungenen, aber nicht originellen Combinationen, trotz der mit allzu unböflicher Aufringlichkeit immer wiederkehrenden Violinpassagen, die uns in den Ohren liegen wie ein leidendes Weib, hat einen großen Theil des Publikums angebrochen. Die ebenerwähnten Violinpassagen erscheinen mit als bezeichnendes Symbol des Verfahrens der Zukunftsmusik, in der Kunst wie im Leben. Nur nicht nachgeben, nur immer wieder anklopfen, die Welt gehört den Ausdauernden, lautet die Parole der musikalischen Novmenen. Das Septuor im ersten Akte gefiel auch in der zweiten Vorstellung, ebenso der Marsch, das Lied an den Abendstern fand noch mehr Anklang als am ersten Abend, und das Motiv des Pilgerchors wurde gewiß anziehen, wenn er durch sein allzu häufiges Auftreten die Gedult des Zuhörers nicht zu sehr auf die Probe stellte. So weit gehen die Zugeständnisse, welche Wagner dem gesunden Menschenverstande macht; sonst bewegt sich die Oper in Regionen, welche der Kunst ganz fremd sind. Formlos, maßlos, reizlos, gedankenlos. Was Wagner Melodie nennt, wird durch die ungewohnten Tonabstände, durch die Folgelosigkeit dem Ohre wie dem Gemüthe unerfaßbar. Wie der Morse'sche Telegraph mit seinen elektrischen Zikak einem endlosen Streifen Papier die unverstandenen Dinge ertheilt, die dem Laien erst verdollmetscht werden müssen — so steckt das Verständniß für die eigentliche Zukunftsmusik nur im Kopfe des Componisten Gounod, und in einer ganzen Reihe von Blättern sind Berichte voll Lobes und Entzückens über diese Oper und preisen sie als ein Meisterstück ersten Ranges. Herr Gounod wurde von Hof und Intendanz nach Darmstadt eingeladen und außerordentlich gefeiert, sein Werk mit einem Glanz ausgestattet, welchen man für heimische Componisten nicht bei der Hand hat. Es stellt sich nun bei ruhiger Prüfung dieser Sache (z. B. im neuen Frankfurter Museum, der belletristischen Beilage zur „Zeit“) heraus, daß der bei Weitem größeste Theil dieses überschwänglichen Lobes, mit welchem Gounod überschüttet wird, auf die Corruptionen der Presse zurückzuführen ist, welche leider in Deutschland immer größer wird. Daß die Goethe'sche Dichtung in der französischen Bearbeitung arg entstellt und entwerthet ist, dafür haben die meisten Berichterstatter kein Wort der Zurückweisung und Entrüstung. Der Componist soll übrigens ein tüchtiger und gewandter Techniker sein und gut instrumentiren, dagegen reicht seine erfinderische Kraft selten an die Höhe der Aufgabe. An sehr wenigen Stellen ist etwas von der Großartigkeit der Dichtung in seinen Tönen zu spüren, sehr oft aber verfällt er in längst verbrauchte Trivialitäten und bewegt sich in den schlechtesten Stilarten. Gretchen singt in der Scene mit dem Schmuckkästchen einen Bravourwalzer, das Requiem in der Kirche und Gretchens Gebet sind sehr gewöhnlicher Natur. Bei alledem ist kaum zu bezweifeln, daß verschiedene deutsche Bühnen Herrn Gounod und seinen Faust auch zu sich einladen werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Cur.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 15. Bremen, 14. April. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Die Musik des Soldaten
Aus dem amerikanischen Studentenleben.
Saul, Oratorium von Ferdinand Hiller
Literatur und Kunst.

* Die Musik des Soldaten.

(Von einem norddeutschen Offizier).*

Der Werth, die Bedeutung der Musik für den Soldaten werden an entscheidender Stelle vollkommen erkannt; das beweisen die starken Musikcorps bei den Regimentern aller Armeen, beweist die Vorsorge, auch die kleineren Abtheilungen mit Spielleuten, und nicht bloß Signalisten und Tambours zu versehen; das Interesse, welches sich in fast allen Armeen, vorzugsweise aber der preußischen und russischen, dem Gesange des Soldaten zugewendet hat, ein Interesse, das auch uns nicht fremd geblieben, aber in neuester Zeit wieder neu belebt worden ist.

Indem es versucht werden soll, die Gründe für dies allgemeine Interesse nachzuweisen, ist zunächst ein Blick auf die Entwickelung der Musik und besonders der Kriegsmusik nothwendig. Dabei darf wohl dasjenige, was uns von der Musik, ihrer Behandlung und Wirkung bei den Griechen und Römern wie bei den Germanen überliefert wird, als bekannt vorausgesetzt werden.

Wie in den nächstfolgenden Zeiten und Jahrhunderten die Musik der Krieger beschaffen gewesen, läßt sich schwer nachweisen, und namentlich über die Instrumental-Kriegsmusiken dürfte kaum eine wesentliche Nachricht zu finden sein. So giebt das Nibelungenlied, welches sonst so vortreffliche Kunde über Leben und Sitten der Fürsten und Ritter bietet, nur eine Andeutung, daß König Etzel Spielleute, Werbel und Schwemmelein hatte, aber keine, ob sie mit der Fiedel vor dem Heergefolge hergeritten, wie man sie auf alten Bildern dargestellt findet. Volker, der Spielmann, in König Gunthers Heerbann, war, wie es in dem Gedichte heißt:

— — — — — ein edler Herre, ihm waren unterthan
Viel der guten Recken im Burgondenland;
Weil er fiedeln konnte, war er der Spielmann genannt.

Aber auch echte, volksthümliche Kriegs- und Soldatenlieder sind kaum vor dem 15. Jahrhunderte nachzuweisen. In frühester, christlicher Zeit wird bei deutschen Heeren nur von dem Schlachtruf, dem Feldgeschrei, berichtet, der, dem Takbir und Tahlil der islamitischen Krieger vergleichbar, bloß in den Worten „Kyrie eleison“ bestand. Im 12. und den folgenden Jahrhunderten bildeten lediglich geistliche Lieder das Kriegs- oder Schlachtlied, während man soldatischen Dichtungen häufig begegnet, von denen z. B. die Parodien auf andere Texte, u. A. das Vater Unser, eine besondere Gattung bilden.

Aber schon aus dem 16. Jahrhunderte sind uns manche und wirklich treffliche Landsknechtlieder überliefert, z. B. folgendes, welches aus dem Anfange dieses Jahrhunderts stammt:

Volauf, ihr Landsknecht alle,
Seid fröhlich, seid guter Ding!
Wir leben Gott den Herren,
Darzu den edlen König;
Er legt uns ein gewaltigen Haufen ins Feld,
Es soll kein Landsknecht trauren um Geld;
Er will uns ehrlich lohnen
Mit Strömen und Sonnenkronen.

Der Herzog von Burgunde,
Der selbig treulose Mann,
Wollt uns den edlen Franzosen
Schändlich verrathen han,
Das schaffet Gott durch seine Güt,
Gott wöll uns den edlen König behüt!
Er ist ein edler Herre,
Wir dienen ihm allzeit gerne.

Beim Bauren muß ich dreschen,
Muß essen saure Milch;
Beim König trag ich die volle Fleschen,
Beim Bauren ein groben Zwilch;
Beim König trit ich ganz tapfer in's Feld,
Zieg daher als ein freier Held,
Zerhauen und zerschnitten
Nach adelischen Sitten.

Es soll kein Landsknecht garten
Für eines Bauren Haus,
Denn er muß retten und hacken,
Daß ihm der Schweiß bricht aus,
Darzu das Maul in sein Gehirn;
Viel lieber dient ich dem König allein,
Denn einem reichen Bauren;
Er giebt uns das Geld mit Trauren.

Der uns dies neue Liedlein sang,
Von neuem gesungen hat,
Das hat gethan ein Landsknecht gut,
Ist giegen vor mancher Stadt;
In mancher Feldschlacht ist er gewesen,
In vielen Stürmen hat er genesen:
Dem edlen König zu Ehren,
Sein Lob ist weit und ferne.

(Uhland, d. Vorkrl. I. 190.)

Die Kriegsmusik der Landsknechte bestand allein aus Trommeln und Pfeifen, welche, dem Fähndrich zur Seite, zur Ermuthi-

* Aus einer größeren Arbeit.

Digitized by Google

gung und Belebung der Kampflust beitrugen. An eine Regelung der Schritte durch die Trommel dürfen wir aber kaum denken, wofür folgende Stelle aus einer alten Chronik (Hortleder) über den Trommelschlag der Landsknechte spricht: „die übrigen Trommelschläge, damit ein Jeder etwas Neues auf die Bahn bringt, sind ungeschickt und lächerlich; der alte, welchen ich allein für löblich halte, ist, wenn man nach jeden fünf Schlägen etwas inne hält: Top, top, top, top, top — Top, top, top, top, top, top! Durch solchen Trommelschlag werden beides die Gemüther zur Freud und Tapferkeit erweckt, hilft auch den Leibeskräften nicht wenig. Der gemeine Mann pflegt bei solchen fünf Schlägen etliche Worte zu gebrauchen, als:

Hüt dich, Baur, ich komm,
Mach dich bald davon;
Hauptmann, gieb uns Geld,
Während wir im Feld,
Mädel, komm heran,
Zög dich zu der Kann." —

Auf je fünf Schläge wurden drei Schritte gemacht, so daß der Rhythmus wenigstens ganz gegen den jetzt gewohnten streitet.

Aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, während dessen auch zuerst förmliche Militärmusiken, die Feldmusiken, vorkamen, stammen viele, zum Theil noch jetzt gesungene Lieder, von denen ich eins der schönsten mittheile.

Drum gehe tapfer an, mein Sohn, mein Kampfgenosse,
Schlag ritterlich darein; dein Leben unerschrocken
Für's Vaterland aufsetz, von dem du frei es auch
Zuvor empfangen hast; das ist der Deutschen Brauch.

Dein Herz und Auge laß mit Eifers Flammen brennen,
Kein menschliche Gewalt wird dich vom andern trennen.
Es weht von deinem Haupt die Fahne hoch hinweg,
Der Jugend Uebermuth, der Unordnung erweckt.

Kannst du nicht fechten mehr, du kannst mit deiner Stimme,
Kannst du nicht rufen mehr, mit deiner Augen Grimme
Den Feinden Abbruch thun in deinem Heldenmuth,
Nur wünschend, daß du ihener verkaufen mögst dein Blut.

Im Feuer sei bedacht, wie du das Lob erwerbest,
Daß du in männlicher Postur und Stellung stetbest,
An deinem Ort behebt fest mit den Füßen dein,
Und beiß die Zähn zusamm und beide Lefzen ein.

Daß deine Wunden sich lobwürdig all befinden
Da vorne auf der Brust und keine nicht dahinten,
Daß dich dein Feind, der Tod, im Tod bewundernd zier,
Dein Vater im Gesicht dein edles Leben spür.

Mein Sohn, wer Ihrannen gebrigen will leben,
Muß seines Lebens sich freiwillig vor begeben;
Wer nur des Todes begehrt, wer nur frisch geht dahin,
Der hat den Sieg und dann das Leben zum Gewinn.
(Ubländer von Stitzewald)

Wenn solche Lieder verstanden und empfunden wurden, da mußte der Soldat mit Verachtung seines Lebens kämpfen. Wie sehr übrigens der Gesang im Volke gepflegt und geübt wurde, wenigstens bei dem schwedischen Heere, welches aber größtentheils aus Deutschen bestand, sehen wir daraus, daß vor der Schlacht bei Lützen, nachdem König Gustav Adolf vor der Front knieend seine Andacht gehalten hatte, die ganze Armee zu gleicher Zeit ein erhebendes Lied anstimmte und, von der Feldmusik begleitet, zu Ende sang. (Schillers Gesch. des dreißigjährigen Krieges.)

Je weiter die Völker in ihrer Entwicklung kamen, desto mehr entwickelte sich auch das Bestreben, das innerste Leben im Gesange niederzulegen. Wie das sich in der Literatur ebenso wie im Volksgesange zu erkennen giebt, so blieb es auch nicht aus, daß die besondre Gattung der Soldaten- und Kriegslieder mehr und mehr, und zwar in um so höherem Grade ausgebildet wurde, als die Völker an den Kriegen ein höheres, geistiges Interesse nahmen. So waren es die Türkenkriege besonders, welche die Volkspoesie in den Heeren weckten. Ein Lied, welches sich vielleicht von allen deutschen Liedern am längsten und ohne Unterbrechung im Munde des Volkes erhalten hat und noch heute wie vom Volke überhaupt, so noch ganz besonders von jedem Soldaten mit Begeisterung gesungen wird, ist zudem wirklich von einem gewöhnlichen, und zwar, wenn die Sage Recht hat, von einem Brandenburgischen Krieger, welcher unter dem Befehle Eugens bei Höchstädt und Turin mitfocht.

Nächst den Türkenkriegen und den Kriegen mit Frankreich im Anfange des 18. Jahrhunderts waren es die Kriege des großen Königs von Preußen, welche den Volks- und Kriegsgesängen einen neuen Aufschwung gaben. Während dem großen Könige, seinem Helden, vom Volke selbst und besonders seinen Kriegern nicht wenige Lieder gesungen wurden, war ein Kunstdichter durch seine Thaten so begeistert, daß er dem Heere eine große Zahl Lieder sang, welche aber nicht bloß auf dem Papiere von Hand zu Hand gingen, sondern wirklich gesungen und Eigenthum des Volkes wurden. Ich meine natürlich den Dichter Gleim, von dem Goethe (Aus meinem Leben, 6. Buch) sagt: „Die Kriegslieder von Gleim angestimmt, behaupten deßwegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, und die vollständigste Wirksamkeit empfinden läßt."

Von den vielen schönen Volksliedern dieser Zeit theile ich eins in der Gestalt mit, wie es bald nach seiner Entstehung gesungen wurde; es ist seitdem in der Form platter geworden, aber nicht eben verbessert.

Die Schlacht bei Prag.

Als die Preußen marschirten vor Prag,
Gleich nach der Lowositzer Schlacht,
Auf dem weißen Berg das Lager ward geschlagen
Mit Stuck und auch mit Pulverwagen;
Haunitzen ham sie aufgeführt,
Schwerin der hat sie commandirt.

Der König schickt ein Trompeter hinein,
Ließ sie fragen, ob sie Prag wollten geben ein,
Oder ob sie's wollt lassen beschießen?
Die Bürger ließen's sich verdrießen:
Sie wollten das Prag nicht anders geben ein,
Es soll und muß beschossen sein.

Der Trompeter hat Order gebracht
Und zu dem König selber gesagt:
O großer Friedrich auf Erden,
Dein Ruhm wird dir erfüllet werden;
Sie wollen das Prag nicht anders geben ein,
Es soll und muß geschossen sein.

Da rückte Schwerin heran
Wohl mit sechzigtausend Mann.
Gottes Donner, Hagel, Feuer und Flammen,
So schossen sie die Festung zusammen!
Triumpf, Triumpf, Victoria!
Es lebe der große Friedrich allda!

Und da wurde ein Ausfall gemacht,
Und Schwerin verspielete die Schlacht.
Wie thut es da nicht donnern und krachen,
Was thun's für ein Spektakel machen!
O Jammer, o Elend, o große Noth!
Schwerin der ward geschossen todt!

Drauf fängt der König selber an:
Ach, was hab' ich dem gethan?
Meine halbe Armee wollt ich drum geben,
Wenn mein Schwerin noch wär' am Leben!
Er war ein tapfrer Kriegsheld,
Stand allezeit gar wohl ins Feld.

Digitized by Google

Indessen da rückte Prinz Heinrich heran
Mit vierzigtausend Mann;
Die vierzigtausend Mann die hatten keine Ruh,
Dann alle ihre Feinde die waren fast todt.
Triumpf, Triumpf, Victoria!
Es lebe der große Friederich allda!

Wer hat denn das Liedlein erdacht?
Drei Husaren wohl auf der Wacht.
Bei Lowositz sind sie gewesen,
Im Zeitungen haben sie's gelesen.
Triumpf, Triumpf, Victoria!
Es lebe der große Friedrich allda!

Zum Belege, wie auch damals der Gesang im Heere lebendig war, erinnere ich an die Schlacht bei Leuthen. Die Schlacht, einer der glänzendsten und bedeutungsvollsten Siege Friedrichs des Großen, war geschlagen; die Oesterreicher flohen, von der einbrechenden Nacht begünstigt, und der König hatte sich nach Lissa begeben, um sich des Uebergangs über das Schweidnitzer Wasser zu versichern. Die ganze Armee folgte dem Könige nach, mit einer Stille marschirend, die nur das Bewußtsein, diesen großen Tag überlebt zu haben, dem Nachdenkenden einflößen konnte. Plötzlich unterbrach aber ein Grenadier das Stillschweigen, indem er das bekannte Lied »Nun danket alle Gott« anstimmte. Wie aus einem tiefen Schlafe erwacht, fühlte sich Jeder zum Dank gegen die Vorsehung für seine Erhaltung hingerissen, und mehr als 25,000 Menschen sangen diesen Choral einstimmig zu Ende. Die Dunkelheit der Nacht, die Stille derselben und das Grausende eines Schlachtfeldes, wo man fast bei jedem Schritt auf eine Leiche stieß, gaben dieser Handlung eine Feierlichkeit, die sich besser empfinden ließ, als sie beschrieben werden kann; selbst die auf der Wahlstatt liegenden Verwundeten, die bisher die Gegend mit ihrem Wehklagen erfüllt hatten, vergaßen auf einige Minuten ihre Schmerzen, um Antheil an diesem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen. Eine erneuerte innere Festigkeit belebte jetzt den durch so viele Anstrengungen erschlafften Krieger; ein lauter Jubel ertönte aus Aller Munde, und alß gleich darauf das heftige Kanonenfeuer bei Lissa, womit der König die österreichische Infanterie an der Brücke vertreiben ließ, vernommen wurde, wollte es Einer dem Andern an Geschwindigkeit zuvorthun, seinem Könige beizustehen. — So erzählt uns ein Zeitgenosse und Mitkämpfer, der Hauptmann von Retzow, welcher in dieser Schlacht als Adjutant seines Vaters, des Generals von Retzow, fungirte, in seiner »Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges.« Vergegenwärtigen wir uns den Augenblick, so werden wir zugeben müssen, daß nichts mehr eine, wenn auch siegreiche, doch bis zum Hinsinken erschöpfte und von den Ereignissen und Scenen des furchtbaren, blutigen Kampfes erschütterte Armee aus ihrer Ermattung zu frischem Leben, zu neuen Thaten emporreißen konnte, als der allgemeine Gesang eines solchen herrlichen Liedes, in dem jeder Einzelne von sich that, was ihm das Herz beschwerte.

Hinter der angedeuteten Entwickelung des Volksgesanges im Heere war die der Instrumentalmusik nicht zurückgeblieben, was einestheils durch die allgemein fortschreitende Ausbildung der Musik als Kunst, anderntheils auch durch das große Interesse begründet ist, welches der große König für die Musik überhaupt, wie noch besonders für die Musik seiner Regimenter hegte. Wie er selbst in seinen wenigen Mußestunden in der Ausübung der Musik Erholung und selbst nach den schwersten Unglücksfällen Beruhigung und Sammlung fand, so wußte er die Regimentsmusiken dadurch zu heben, daß er den Regimentern, welche sich auszeichnet hatten, von ihm selbst componirte Märsche schenkte, welche noch heute als ein werthvolles Andenken an den Helden und Vater seiner Soldaten verehrt und bei allen festlichen Gelegenheiten geblasen werden. Es liegt auf der Hand, daß die Truppen in den Klängen dieser Märsche einen Sporn zur andauernsten und feurigsten Tapferkeit finden mußten und auch künftig finden werden. Ich bin nicht im Stande, gerade für diese Wirkung bestimmte Beweise zu liefern, da die Kriegsgeschichte ihrer nicht erwähnt; wenn wir aber so oft angegeben finden, daß die Truppen mit klingendem Spiele zum Angriffe vorrückten, so werden wir, da dies doch wohl nicht ganz ohne Grund angeführt sein wird, als eine Bestätigung ansehen dürfen, daß nicht allein auf die Wirkung der Musik gerechnet wurde, sondern daß sie auch den erwarteten Einfluß gehabt haben wird.

Nach einer verhältnißmäßig langen Zeit ohne welterschütternde oder auf das Volksleben einwirkende Staatsveränderungen, einer Zeit, welche von den Erinnerungen an die Kriegsthaten des zum Volkshelden gewordenen Königs von Preußen zehrte und deßhalb noch manches Lied auf ihn und seine Kriege in den Heeren entstehen ließ, kommen wir zu einem Ereigniß, welches durch seine Folgen das Volks- und Soldatenlied zur reichsten Blüthe trieb. Die französische Revolution ließ in Frankreich u. a. die Marseillaise entstehen, ein Lied, welches durch Inhalt des Textes wie durch seine schwungvolle Melodie wie bekannt die größte Popularität sich erwarb und gesungen wie geblasen Alles zur hellsten Begeisterung aufflackelte.

In den deutschen Heeren war der alte fröhliche Soldatengeist allmälig verloren gegangen; es konnte daher kaum ein wirkliches, frisches Soldatenlied aus ihnen hervorgehen. Stumm waren die Soldaten darum zwar nicht; aber was in dieser Zeit entstand, hat meistens nichts von den heldenmäßigen Anklängen des frühern Soldatenliedes, nichts vom eigentlichen Soldatengeist; »es klingt so bürgerlich gebildet, entsetzt sich so über Krieg und Blut, stellt Betrachtungen an über den Werth des Menschenlebens und des Friedens, daß man den deutschen Krieger nicht wieder erkennt — es ist mit einem Worte bürgerlich hausbackene Waare, (H. R. Hildebrand, deutsche historische Volkslieder), wenn sie auch von einem Soldaten herrührt.

So wie aber eine höhere Begeisterung in den Kämpfenden wach wurde, sprach sich auch der alte Soldatengeist wieder in seiner kecken, frohmuthigen Weise in verschiedenen Soldatenliedern aus. Es war die heldenmüthige Vertheidigung Colbergs, das Auftreten Schill's zunächst, was die Zuversicht, das Selbstvertrauen wieder weckte, der Geist der frischen, gegen alles Unglück muthig ankämpfenden That, welcher, von oben herab alle Stufen des Heeres durchdringend, ein neues muthiges Leben und Denken auch im Volke wieder wach rief.

Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß in dieser und der Zeit der nächsten Jahre eine Menge von eigentlichen Volks- und Soldatenliedern aus dem Volke selbst hervorgegangen ist; sind sie doch zum Theil noch jetzt beliebte Soldatenlieder. Aber auch der Kunstgesang wußte einen Ton anzuschlagen, welcher der vaterländischen Begeisterung des Volkes entsprach; ich brauche nur die Dichter Körner, Arndt, Schenkendorff zu nennen, und wir werden uns der vielen kräftigen, hinreißenden Lieder erinnern, welche von ihnen gesungen, in den durch Freiwillige verstärkten Heeren jener Tage den hellsten Anklang fanden und würdig sind, im Munde unsrer Soldaten erhalten zu bleiben.

So haben wir denn gesehen, wie der Soldat zu allen Zeiten gesungen, seine Gedanken und Empfindungen in Liedern ausgesprochen und singend in Noth, Beschwerden und Entbehrungen Erleichterung und Aufmunterung gefunden hat. Ich werde nun durch einzelne Beispiele nachzuweisen versuchen, wie der Gesang, die Musik auf

Digitized by Google

den Soldaten wirkt. Nur in einzelnen Fällen hat die Kriegsgeschichte eine Wirkung constatirt; ich glaube aber doch einige mittheilen zu können, welche zeigen, wie wichtig es ist, wenn wir unsere Soldaten singen lassen, wenn wir durch gute, frische Lieder ihnen ein Mittel geben, sich unter Entbehrungen aufzufrischen, in bangen Momenten die herzbeklemmenden Gefühle im Gesange abzuschütteln.

Auf der Verfolgung der Franzosen nach der Schlacht bei Leipzig wurden zwei preußische Batterien durch zwei vormarschirende russische zwölfpfündige Batterien vielfach aufgehalten. Die Preußen suchten daher einen Nebenweg, um ihnen zuvorzukommen; es wurde auch einer gefunden, welcher jedoch unerwartet vor einem Defiler wieder mit dem Hauptwege zusammentraf, auf dem eben die russischen Fahrzeuge nach der Passage eines Berges einzeln vorrückten und nun mit den preußischen in Collision geriethen. Einigen der letzteren gelang es mit den russischen abwechselnd durchzukommen, und jene warteten nun jenseits auf den Rest der Batterie. Da erfolgte plötzlich eine heftige Explosion, welcher unmittelbar noch vier andere nachfolgten. Alles schrack vor dem Getöse und dem furchtbaren Feuerschein zusammen, und was abkommen konnte, lief an das Ende der Marschcolonne, um zu sehen, was geschehen war. Der Anblick war ein sehr trauriger: Leichen, Pferde-Cadaver und Material-Trümmer lagen überall umher, und Geschrei und Gewimmer schreckten verbrannte Menschen erregten das Mitgefühl. Die Veranlassung der Explosionen war gewesen, daß eine russische Munitionskarre, in der Carriere heranfahrend, gegen einen preußischen Munitionswagen gerallt war und diesen zertrümmert hatte. Dadurch war die erste Explosion entstanden, welche sich nun noch drei russischen Karren und einem preußischen Wagen mittheilte. Nur dadurch, daß ein Vorspannwagen mit mehren kranken Artilleristen zwischen die Munitionswagen gerathen war, wurde einer weiteren Verbreitung Einhalt gethan; er selbst aber verbrannte, und die auf ihm befindlichen Leute waren theils durch die Explosionen, theils durch den Brand des eignen Wagens furchtbar beschädigt. Von den Russen waren sechs, von den Preußen ein Mann getödtet; von den Pferden mußte aber die Mehrzahl auf der Stelle erschossen werden. — Bei bereits eingetretener Finsterniß setzten die Batterien ihren Marsch fort, aber unter den Eindrücken des eben Erlebten wie zum Grabgeleite, höchstens daß die Artilleristen das unglückliche Ereigniß besprachen und sich immer schrecklicher ausmalten. Da rasste sich endlich einer auf und stimmte das Lied vom Prinzen Eugen, dem edlen Ritter an, und Alles stimmte, wie von einem Mp erlöst, ein, immer wieder von vorne anfangend, bis das Quartier erreicht war; nur dadurch gelang es, auf andre Gedanken zu kommen und nicht immer zu der Schreckensscene zurückzukehren. (Mente, von der Pike auf, S. 189 ff.)

Bald wirkt der Gesang durch seine Melodie und seinen Text, bald die Musik allein durch ihre Töne; oft aber vermag eine besondere Ideen-Verknüpfung noch eine Wirkung hervorzubringen, wenn alles andere die durch Anstrengungen oder Entbehrungen abgestumpften Sinne nicht mehr anzuregen vermag. Es ist bekannt, in welchem Zustande das Yorksche Corps nach den siegreichen Kämpfen bei Leipzig an der Verfolgung theilnahm, wie Alles sich vereinigte, um diese eiligen Märsche bis an den Rhein fast noch tödtlicher und aufreibender zu machen, wie selbst die blutigste Schlacht. Als nun die Truppen sich unter den stets erneuten Mühseligkeiten fast nur noch hinschleppten, hatte beim Preußischen Leib-Regimente das Musikcorps ein Mittel gefunden, die ermatteten Geister von Zeit zu Zeit wieder zu beleben und andre Gedanken zu erwecken, als an das Elend, in dem man sich befand. Viele Leute des Regiments erinnerten sich, als geborne Berliner, wie 1807 das Bataillon Nassau-Ulfingen, im Napoleonischen Dienste längere Zeit Garnison haltend, Tag für Tag die Straßen mit einer so häßlichen, einförmigen Musik durchzog, daß sie von der Straßenjugend an einem passenden Text gesetzt und an allen Ecken gesungen wurde. Diese Melodie nun hatte sich die Musik eingeübt, und sobald man das Nassauische Gebiet über Weilburg betrat, erhielt jedes Oertchen sein Ständchen, und mit Jubel und stets erneuten Scherzen marschirte das Regiment unter den „ollen Nassauern“ weiter auf Wiesbaden. (v. Horn, Gesch. des Leib-Regiments. S. 329).

Ein anderes Beispiel der Ueberwindung großer Mühseligkeiten durch Gesang finden wir in dem Buche „Algerien“ von Clemens Lamping: Bei einer Operation gegen die Beduinen hatte eine französische Colonne ihren Marsch gegen das Hochgebirge, weil das scheußlichste Regenwetter eintrat, einhalten und den Rückzug antreten müssen. Zitternd vor Kälte und Nässe, unter steten Regengüssen, Fluchen und Schimpfen wurde fortmarschirt, bis man bei Einbruch der Nacht ein Bivouak bezog. Alles war in der düstersten Stimmung; das wenige nasse Holz wollte nicht brennen, die aus ausgerenntten Säcken improvisirten Zelte fielen unter der Wucht des Regens zusammen, und Alles lag im Koth. Endlich brach der langersehnte Morgen an, und das Zeichen zum Abmarsch erfreute Alle, da man doch hoffen durfte, sich durch die Bewegung zu erwärmen. Es waren in der Nacht eine ganze Anzahl von Menschen getödtet, und die Zahl der umgekommenen Lastthiere war noch größer. So war denn auch dieser Marsch ein sehr trostloser; aber in dem Regimente unsers Erzählers, welches die meisten allen Soldaten hatte, regte sich endlich der alte Lebensmuth. Einige Deutsche begannen ein bekanntes Soldatenlied anzustimmen, die Italiener, obgleich sie die Worte nicht verstanden, sangen die Melodie mit, und bald marschirte Alles munter nach den Takte des Liedes, ja selbst die Franzosen, welche sich sonst gewöhnlich lustig darüber machten, wenn die „têtes carrées“ sangen. Außer der Ueberwindung der morosen, trostlosen Stimmung blieb noch ein andrer, sehr willkommner Lohn nicht aus: Die Marketenderin, eine Elsässerin, hatte mit Wohlgefallen die vaterländischen Töne gehört, und beim nächsten Halte holte sie ein Fäßchen eau de vie von ihrem Esel, rief die Sänger herbei und gab ihnen das Fäßchen preis. (Algerien. 2. B. S. 110).

Wie man beim Gesange die Müdigkeit vergißt, so singt der Soldat auch die beklemmenden Gefühle vor der Schlacht weg und marschirt mit frohem Muthe in's Gefecht.

Nach dem Uebergange über die Elbe am 3. October 1813 hatten die ersten Bataillone das Dorf Wartenburg vergeblich angegriffen, und immer mehr wurden nach und nach zur Verstärkung herangezogen, unter den letzten das Füsilier-Bataillon des ersten ostpreußischen Regiments. Die Füsiliere waren lustig und guter Dinge! sie sangen: „Den König segne Gott“, und ohne die Kugeln zu achten, die schon pfiffen, ging es muntern Schrittes vorwärts. (Geschichte des ersten Infanterie-Regiments, S. 726). Und welch schöner Moment war es, als später die Bataillone der Brigade Horn, vom General Blücher mit herzlichem Zuruf begrüßt, fröhlich ein: „Prinz Eugen, der edle Ritter“ sangend, über die Brücken marschirten. (Horn, Geschichte des Leib-Regiments, S. 300). Wer mag es bezweifeln, daß die Soldaten, von solchen Gesängen erhoben und belebt, bewährter waren, einen Kampf durchzuführen, wie ihn das Yorksche Corps bei Wartenburg geschlagen?

Als nach diesen Kämpfen das Yorksche Corps nach kurzer Ruhe bei Halle sich wieder in Marsch setzte, um das Netz schließen zu helfen, mit welchem die Franzosen bei Leipzig umgarnt wurden; als nach den blutigsten und endlich siegreichen Kämpfen um das Dorf Möckern, welche Bataillone auf Bataillone verzehrt hatten, endlich auf allen Punkten der Feind geworfen wurde, da sammelte General von Horn seine Brigade und bezog ein Bivouak auf dem Schlachtfelde. Er ließ die nur noch sehr schwache Regimentsmusik

Digitized by Google

betheiligten; bevor jedoch ihr Spiel begann, stimmte Musketier Henfel vom Leib-Regimente, welcher durch Gesang und Scherz seine Kameraden oft erheiterte und sich den Namen des „Canton“ erworben hatte, das Lied: „Nun danket alle Gott“ mit lauter Stimme an, gleich jenem alten gläubigen Grenadier von Leuthen; und wie dort ward auch hier dem Herrn der Heerschaaren ein lautes Danklied gesungen. Auf allen Stellen der Wahlstatt ward dem vor Allem die Ehre gegeben, der heute aufs Neue die Flügel über die tapfere Armee gebreitet hatte. (v. Horn, Geschichte des Leib-Regiments. S. 320). Und, frage ich, war etwas im Stande, die furchtbaren geistigen Anfregungen dieses Kampfes zu überwinden, von dem der edle Hünerbein berichtet: „Was die Poesie von Spartanermuth, was der Pinsel des Künstlers uns von Römerkühnheit malen möge, es wird durch das, was in dieser Schlacht vorging, übertroffen“, konnte etwas den zur erbittertsten Wuth der Streiter gesteigerten Ingrimm besänftigen, das fieberhaft erzitternde, unter dem schweren Druck des Erlebten ungestüm wallende Herz besser beruhigen und frei machen, als ein solcher frommer, kraftvoller Gesang?

Auch der rohseste, ungebildetste Soldat wird sich nach solchen Erlebnissen der Einwirkung der Musik nicht verschließen können, sie besänftigt den Sturm der Leidenschaft in ihm und spannt seine Kräfte zu neuen Anstrengungen, zu neuen Thaten an. Ich bin weit davon entfernt, in irgend einem Falle der Musik oder dem Gesange einen wesentlichen, entscheidenden Antheil an dem Erfolge beizumessen; glaube aber, daß sie dazu beigetragen, den Soldaten zu einer gefügigeren Waffe in der Hand des Führers zu machen. Als der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Ligny den Fürsten Blücher in später Nacht zum Rückzuge zwang, als er dennoch vermochte, den Marsch nach Wawre zu machen und dann trotz herabströmenden Regens und unergründlicher Wege den zum Unterliegen erschöpften Engländern die entscheidende Hülfe zu bringen und des französischen Kaisers Macht zu zertrümmern, da hat nicht Gesang oder Musik die Preußen zu solchen Thaten begeistert, obwohl ich nicht bezweifle, daß sie und da ein froher Gesang die Schritte der Colonnen belügelte; wie aber, als der Feind in wilder Unordnung das Feld räumte, alle Tambours einschlugen, die Musik spielte und tausend und aber tausend Stimmen sich zu einem endlosen: „Heil dir im Siegeskranz“ erhoben, da, meine ich, erhielt das tapfre Heer doch noch einen mächtigen Impuls, nun die Verfolgung übernehmen zu können, noch den letzten Athemzug daran zu setzen, um den Sieg zu einem entscheidenden und Frieden bringenden zu machen. A. Str.

* Aus dem amerikanischen Sklavenleben.

„Eine Reise in's Hinterland“ (A Journey into the Back Country) heißt ein Buch, welches im vorigen Jahre, vor dem Ausbruche der amerikanischen Krisis veröffentlicht ward, welches aber nach diesem Ausbruche von besonderem Interesse ist. Der Verfasser ist ein Mr. Olmsted, ein Engländer, der schon früher Reisewerke über Texas und die südlichen Staaten der ehemaligen Union herausgegeben hat. Er ist kein declamirender Eiferer gegen die Sclaverei, sondern ein nüchterner Sammler von Thatsachen, die er einfach aber lebendig zu erzählen weiß. Er reist allein, von Plantage zu Plantage, übernachtet meistens bei Pflanzern und Sklavenaufsehern, fragt, hört und beobachtet und theilt mit, was er so erfahren hat.

Seine Reise führt ihn durch das Thal des unteren Mississippi. Die Plantagen findet er überall sehr groß und wohlgebaut, aber die Wohnungen der Pflanzer klein und schlecht. Weiße Proletarier sind nirgends zu sehen. Man besindet sich in einem Lande reicher Grundbesitzer. Die Gütercomplexe sind von 100,000 bis zu 10 Millionen Dollars werth, die meisten aus mehreren Pflanzungen bestehend, deren jede 50 bis 100 Neger hat. Wenn die Zahl hundert übersteigt, so wird der Ueberschuß verwandt, um eine neue Pflanzung zu bevölkern. Jeder Sklave bearbeitet durchschnittlich fünfzehn Acres Land, zehn mit Baumwolle, fünf mit „Korn“, d. h. Mais. Frisches Land und Land im Thalgrunde liefert 1½ Ballen Baumwolle per Acre, geringeres Land weniger. Das ganze System ist im höchsten Grade verschwenderisch; das Land wird „auf den Raub“ gebaut; um Erneuerung der dem Boden entzogenen Kraft kümmert man sich nicht; „altes Land ist nach einiger Zeit der Bearbeitung nicht mehr werth.“ Die großen Pflanzer leben üppig und verzehren bisweilen ihre Erndten auf Jahre im voraus. Viele von ihnen haben als Sklavenaufseher angefangen und sind die Nachfolger ihrer Brotherren geworden, nachdem diese sich ruinirt hatten. Ihre Söhne trinken, spielen und verarmen, „sofern sie nicht im Duell fallen.“ Alter Familienbesitz ist sehr selten.

Natchez ist die Hauptstadt. Durch parkähnliche Waldungen führt eine Eichenallee den Reisenden in ihre Nähe. Landhäuser in dichtem Gebüsche reihen sich die Straße entlang, auf drei (englische) Meilen Länge. Die Anlagen sind geschmacklos und kleinlich. Die männliche Jugend galoppirt, mit farbigen Reitknechten hinter sich, jauchzend und lärmend dahin, oder jagt in leichten Wagen vorüber. Geputzte Damen, Säuglinge in Spitzenkleidern, von einer französischen Bonne gehalten, rollen in Equipagen vorbei, der gallonirte schwarze Kutscher glänzend auf dem Bock. In dem prächtigen Hotel reihen sich die jungen Herren unher, aufgeputzt wie Ladenschwengel, und das allgemeine Gesprächsthema bilden die Pferde. In der ganzen Stadt fand der Reisende kein Leseeabinet, keine neuere Zeitung, außer Baumwollen- und Dampfschiffsberichten, kein einziges neueres Buch bei den Buchhändlern. Die öffentlichen Bibliotheken dieser Hauptstadt enthalten nur 2000 Bände. Jede Stadt im Norden von der nämlichen Einwohnerzahl (18,000) besitzt mindestens zehnmal so viel Bücher und hat dreimal so viel Schulkinder. Mr. Olmsted erzählt uns, daß einen Neger zu halten, in Natchez 8 Dollars monatlich kostet. Auf den Pflanzungen ist es billiger; dort bekommt der Neger wöchentlich außer einer Ration Mehl drei Pfund Schweinefleisch.

Vierzig (engl.) Meilen reitet Mr. Olmsted von Natchez weiter, ohne an der öden Heerstraße ein Nachtquartier finden zu können. Wirthshäuser sind eine Seltenheit, aber die meisten Ansiedler geben für einige Silberlinge nothdürftige Kost und Schlafstelle. Zuletzt verirrt er sich und geräth in ein Negerdorf, wo der Aufseher und dessen Frau ihn gastfrei aufnehmen und ihm sogar ihr eignes Schlafzimmer einräumen. Das Zimmer ist ausgestattet mit Pistolen und anderen Waffen, Ballen Negertuchs, Schuhen und Hüten, Daumschrauben, einer Medicinkiste, einigen medicinischen Büchern und, statt der Bilder, großen Quacksalber-Placaten an der Wand. Es sind im Ganzen 135 Sklaven da, groß und klein, auch eine „Nursery“ für Säuglinge, von zwanzig Weibern besorgt, welche während ihrer Ammenzeit nur halbe Arbeit thun. Die Neger, sagt der Aufseher, laufen nur selten weg; denn es ist fast sicher, daß man sie wieder kriegt. So wie Einer fehlt, läßt er die Hunde los, und wenn es nicht gerade geregnet hat, findet man ihn bald. Mit dem freundlichen Aufseher über Land reitend, findet der Reisende dreißig bis vierzig Pflüge in Bewegung und dreißig bis vierzig Personen (meistens Weiber) mit Hacken arbeitend, mitten unter ihnen einen schwarzen Treiber mit einer Peitsche,

Digitized by Google

die er häufig klatschen, aber bisweilen nur leise auf ihre Schultern fallen läßt. Auch treibt er die Arbeiter fortwährend mit seiner Stimme an. Niemand wagt es die Augen aufzuschlagen, um den Fremdling anzusehn.

Das Leben der Neger auf dieser Pflanzung skizzirt der Aufseher so. Sie essen „ihren Happen“ (their snacks) in ihren Hütten, ehe sie zur Arbeit herauskommen, und sie kommen heraus, sobald es Tag ist. Um zwölf Uhr kommen die Speisekarren, und die Hackarbeiter essen im Felde, ohne längere Pause als eben zum Verschlingen des Mahls nöthig ist. Die Pflugarbeiter haben den Vortheil, daß sie an der Erholung Theil nehmen, welche man für die Maulthiere (nicht für die Menschen) erforderlich hält. Die Maulthiere füttern und rasten zwei Stunden, während welcher Zeit die Pflüger in Muße essen. Alle arbeiten bis es dunkel wird, und ehe sie bei Nacht in ihre Hütten zurückkehren, haben sie keine Pause und keine Mahlzeit mehr. Dies macht im Sommer sechzehn Stunden schwere Arbeit, mit nur einer flüchtigen Mittagspause für die welche mit der Hacke arbeiten, meistens Weiber. Mr. Olmsted sagt: „Ich stand gewöhnlich früh auf und blieb spät unterwegs, indem ich während der heißen Stunden ruhte, solange ich in dem Baumwollenbezirke war, aber ich fand immer beim ersten Ausschauen die Neger auf dem Felde, und mußte durchgehends auf die Rückkehr der Neger vom Felde warten, um vor meiner Einkehr zur Nacht mein Pferd füttern zu lassen.“ Um 9½ Uhr wird ein Horn geblasen, und um 10 Uhr werden die Hütten visitirt, damit kein Sklave, indem er Vergnügen anstatt Schlaf genießt, seine Kräfte vergeude.“ Waschen, Flicken, Holzhauen, Kornstampfen und die Bewirthschaftung des Fleckchens Landes, auf welchem jeder Neger Gemüse und Geflügel für sich ziehen darf, muß außerhalb der Arbeitszeit geschehen. Auf dieser Pflanzung war der ganze Sonnabend nach acht Uhr Morgens und der Sonntag dem Sklaven überlassen, um für eigne Rechnung zu arbeiten. Um Weihnachten erhält jede Familie auf der Pflanzung ein Faß Syrop, etwas Taback, Kaffee, Calico und „Sunday tricks.“ „Der Mann dem diese Plantage gehört,“ erläutert der Aufseher, „thut mehr für seine Schwarzen als sonst Jemand den ich kenne.“

Dieser Aufseher bekleidete seinen Posten seit zehn Jahren, obwohl in jener Gegend die Regel war jährlich mit den Aufsehern zu wechseln, nach dem Grundsatze „daß das zweijährige Dienstsystem sie verdirbt.“ Die Besoldung der Aufseher beträgt von 200 bis 600 Dollars (bei freier Station natürlich), aber es giebt einige welche es bis zu 1000, ja zu 2000 Dollars bringen. Wenn von Einem bekannt wird, daß er „so und so viel Ballen per Neger gemacht hat“, so reißen die Eigenthümer sich um ihn. Sein Werth hängt lediglich von dem Quantum Baumwolle ab, welches er aus der Plantage herauszuschinden, und ihm ist es gleichgültig, ob er dabei die Arbeitskraft der Sklaven für die Zukunft erschöpft.

Die Neger werden nur als Finanzquelle angesehen. Ein Pflanzerssohn schoß einen Schwarzen nieder, der ihn nach einer erfolglosen Jagd neckend gefragt hatte, wie viel Tauben er mitbringe. Die benachbarte Zeitung meldete diesen Vorfall ohne weiteren Kommentar und fügte dann hinzu: „Der Neger war werthvoll; Mr. Mays hat 12000 Dollars für ihn ausgeschlagen.“ Von einer niedergebrannten Scheune heißt es in einem Blatte: „Zwei Neger und drei Pferde kamen in den Flammen um.“

Mr. Olmsted besucht eins der größesten Güter am unteren Mississippi, dessen Eigenthümer ein angenehmer Gesellschafter, ein gebildeter Mann „von generösem und poetischem Temperament“ ist. Er ist sehr liberal gegen seine Sklaven, was man im Süden liberal nennt; aber Disciplin muß sein. Ein Aufseher fand „die Caroline im Bette.“ Sie hat vor sechs Wochen ein todtes Kind geboren und macht seitdem sich vom Arbeiten fort, liegt zu Bett und fröstelt, obwohl sie nichts hat, so meint der Aufseher, als daß sie ein wenig wund vom Peitschen ist, welches ihr einige Zeit nach ihrer Niederkunft applicirt wurde. Folglich wird Jemand beauftragt „der Caroline zu sagen, daß sie aufstehen und arbeiten müsse; sonst würde der Aufseher kommen und ihr Beine machen.“ „Wir müssen scharf sein,“ wird erläuternd bemerkt, „sonst würden alle Neger auf dem Gute im Bette liegen.“

Auf dieser Plantage arbeiteten Mädchen sowohl mit dem Pfluge als mit der Hacke, der schwarze Treiber mit der klatschenden Peitsche immer hinter ihnen, und unaufhörlich hörte man: „Wenn ihr nicht schneller macht, — wenn ihr nicht besser arbeitet, — wenn ihr nicht hört, was ich sage, — so lasse ich euch durchhauen.“ Mr. Olmsted bemerkt einem Aufseher, es sei gewiß sehr unangenehm, so viel strafen zu müssen. „Ja, für Einen, der es nicht gewohnt ist. Aber es ist mein Geschäft, und ich denke nichts dabei.“

Einmal reitet der Reisende mit einem Aufseher und einigen Herren über Feld. Plötzlich, in der Nähe eines buschbewachsenen Platzes, hält der Aufseher sein Pferd an. „Holla! wer bist du da?“ — Sam's Sall, Sir. — „Was drückst du dich da herum?“ — (Sie giebt einen Grund an, dessen Richtigkeit durch ein wenig Vorwärtsreiten festgestellt werden konnte.) — „Das geht nicht an. Komm hier! Knie nieder!“ — Das Mädchen kniet nieder. Er steigt ab, hält sein Pferd mit der linken Hand und zieht ihr seine zähe, biegsame Riemenpeitsche dreißig bis vierzig Mal über die Schultern. Es sind ordentliche Hiebe, etwa wie ein Bootsmann einen störrigen Matrosen dreschen würde, aber sie werden ohne Zeichen zorniger Erregung ausgetheilt. Bei jedem Schlage fährt das Mädchen zusammen und ruft: „o, Sir! O, Sir! Bitte, Sir;“ aber sie heult und schreit nicht. Zuletzt hält er inne und sagt: „Nun sprich die Wahrheit.“ Das Mädchen wiederholt dieselbe Geschichte. „Du hast noch nicht genug gekriegt. Zieh deine Kleider auf. Leg dich hin.“ Das Mädchen, ohne Zögern, ohne ein Wort, oder einen Blick der Beschwerde, zieht alle ihre Kleidungsstücke dicht unter die Schultern und legt sich auf den Boden, das Gesicht dem Aufseher zugekehrt, der sie nun mit seiner Karbatsche auf den nackten Schenkeln und Lenden bearbeitet. Jetzt krümmt sie sich und zuckt und schreit: „O, nicht thun, Sir! o bitte, stopp, Sir! bitte, Sir! bitte, Sir! ist genug, Sir! O Gott, Master; o Herr! nicht mehr! O Gott, o Herr, o Master!“ — Ein junger Herr von funfzehn Jahren ist bei uns; er war etwas voraus gegritten, jetzt dreht er sich um, aber sein Gesicht verräth nichts als Ungeduld. Ich reite weg, um wo möglich die Hiebe und das Geschrei nicht zu hören. Nach einiger Zeit holt der Aufseher uns ein. Er lacht und sagt: „Sie wollte mich um eine Tagesarbeit prellen, und nun hat sie es wirklich gethan.“

Sittenreinheit wird von einem Neger nicht erwartet. Eheliche Treue unter Negern war ein Gedanke über welche ein Aufseher nur von Herzen lachen konnte. Wenn ein Neger einige Begriffe von Religion bekommt, so erhöht dies nicht seinen Werth in den Augen seines Herrn. „Ein religiöser Neger,“ heißt es, „macht gewöhnlich Umstände, und wir freuen uns ihn los zu werden.“ Die Methodistenkirche hatte einen vorsichtigen und besonnenen Mann nach Südcarolina geschickt, um den Sklaven zu predigen, und ihn ausdrücklich angewiesen sich auf mündliche Lehre zu beschränken. Aber selbst dies erregte die Besorgniß der Sklavenhalter. In einer von 350 Pflanzern unterzeichneten Remonstration heißt es: „Mündliche Lehre wird die Lernbegierde der schwarzen Bevölkerung vermehren. Oeffnet man einmal die Schleuse der Mission, so wird der Strom in seinem allmählichen Vordringen anschwellen.

Digitized by Google

Wir erwarten so daß ein positives Verbesserungssystem sich ergeben oder doch durch die Natur und Macht der Verhältnisse entstehen wird, welches, wenn ihm nicht Einhalt geschieht, trotz aller Sophismen und Bemäntelungen, schließlich unsere bürgerlichen Institutionen über den Haufen stürzen wird.“

Der Besitz von Negern wirkt unheilvoll auf die weiße Bevölkerung zurück. Die Gebildeten unter den letzteren suchen stets ihre Kinder fern von der demoralisirenden Umgebung der Sklaven zu erziehen, aber nur Wenige sind dazu im Stande, und mit jeder neuen Generation sinkt das moralische Niveau der Sklavenstaaten tiefer. Folgende Geschichte, die Mr. Olmsted erzählt, gehört keineswegs zu den vereinzelten Ausnahmefällen. Zwei junge Herren, nahe Freunde, geriethen über irgend einen untergeordneten Gegenstand in Wortwechsel, und forderten einander. Ein zahlreicher Hause versammelt sich, das Duell anzusehen. Beim ersten Feuer fällt der eine der beiden Kämpfer, in die Hüfte getroffen, nieder. Der Andere wirft seine Büchse weg, geht auf den Verwundeten zu, kniet an seiner Seite, zieht ein Bowiemesser und stößt es ihm kaltblütig ins Herz. Kein Zuschauer legt sich ins Mittel. Der Mörder, welcher später heirathete, gewann eher an Ansehen als umgekehrt, durch diesen Mord: so abgestumpft ist das moralische Gefühl unter dem Einflusse der Sklaverei.

Das Leben in dem geschilderten Mississippithale hat für einen Europäer etwas Abschreckendes. Die Einförmigkeit der Sklavenarbeit und die Vereinsamung unter einer erniedrigten Menschenrace, stumpft Geist und Herz des weißen Mannes ab. Die Nachbarn sehen sich selten, oder wenn sie es thun, so findet der Eine nur sein eigenes langweiliges Dasein in dem Anderen wieder. Keine Mannichfaltigkeit der Interessen und Beschäftigungen, keine Berührung mit neuen Ideen und Erfahrungen erfrischt und belebt die Seele. „Von den Ufern des Mississippi (sagt Mr. Olmsted) bis zu den Ufern des Jamesflusses habe ich, soviel ich mich erinnere, nirgends, außer in einer oder zwei Städten, ein Thermometer, ein Pianoforte, ein Notenblatt, ein Werk von Shakspere, eine Studirlampe, einen Kupferstich oder sonst ein Kunstwerk von dem geringsten Werthe gesehen.“

Mr. Olmsted ist praktischer Landwirth. Er leugnet bestimmt daß Sklavenarbeit für die Erzeugung wohlfeiler Baumwolle nothwendig sei. Seinem Urtheile zufolge hat Baumwollencultur die größte Aehnlichkeit mit dem Maisbau, und dieser letztere liefert in Ohio bei freier Arbeit gerade doppelt so viel wie in Virginia bei Zwangsarbeit. Mr. Olmsted ist dabei nicht im mindesten ein enragirter Abolitionist. Aber er untersucht die Frage der Emancipation sehr genau und gelangt zu dem Ergebnisse daß sowohl Pflanzer als Sklaven bei der Maßregel sich sehr gut stehen würden, wenn man den Negern das Recht und die Muße einräumte sich selbst durch allmähliche Arbeit freizukaufen. Jahrelange angestrengte Arbeit wäre dazu erforderlich, aber diese würde eine Wohlthat für die Schwarzen sein, indem sie dadurch zu freiwilligem Fleiße herangebildet werden würden. Dies ist gewiß eine gemäßigte Doctrin, aber Mr. Olmsted würde sicherlich schlimm fahren, wenn er sie in den Sklavenstaaten selbst predigen wollte.

Saul, Oratorium von Ferdinand Hiller.

* Bremen, 11. April 1861.

Am 20. April wird der hiesige Gesang-Verein des Herrn D. Engel das Oratorium „Saul“ von Ferdinand Hiller zur Aufführung bringen. Wir lernen auf solche Weise ein neues Werk kennen, dessen musikalische Leitung Herr Kapellmeister Hiller selbst übernommen hat; der Eifer, welcher den ausführenden Verein auszeichnet, die günstigen akustischen Verhältnisse des Concertsaales und die Anwesenheit des Componisten versprechen eine tüchtige Leistung und eine lebhafte Theilnahme der Kunstfreunde. Da bei einer früheren Aufführung des älteren Oratoriums von Hiller, der „Zerstörung von Jerusalem“, der Componist nicht selbst zugegen sein konnte, so gewinnt nun der „Saul“ noch ein besonderes Interesse.

Das in Rede stehende Werk ist im Jahre 1857 in Köln, wo der Componist bekanntlich als städtischer Kapellmeister thätig ist und gleichsam an der Spitze des rheinischen Musiklebens steht, zum erstenmal zur Aufführung gekommen und bei dem großen Musikfeste des folgenden Jahres wiederholt worden. Indem wir unseren hiesigen Kunstfreunden eine vorläufige, das Verständniß erleichternde Bekanntschaft mit dem Werke zu vermitteln suchen, werden wir so verfahren, daß auch der weitere Leserkreis etwas ihm Neues und Faßliches erhält. Wir stützen uns dabei auf die Mittheilungen, welche die in Köln unter der Redaction von Professor L. Bischoff erscheinende niederrheinische Musikzeitung veröffentlicht hat.

Hiller stand bei der Composition des Oratoriums „Saul“ wesentlich auf dem Boden, welchen Mendelssohn der geistlichen Musik neubereitet hat, indem er mit der ihr eigenen Gewandtheit und Formensicherheit an die großen Schöpfungen Bachs und Händels anknüpfte, die neuen Eroberungen der Tonkunst mit dem Geiste der alten Tradition vereinigend. Mendelssohns Paulus und Elias, Hillers Zerstörung von Jerusalem, Reinthalers Jephta verdanken diesem Boden die Erfolge, welche diese Werke errungen haben. Dieselben bewahren den ernsten und würdigen Charakter des alten Oratoriums, bewegen sich aber daneben in einer freieren Schreibart und neigen sich der weltlichen Musik insofern zu, als sie Schilderungen und Bilder des Lebens geben, das Kirchliche und dogmatisch Geheiligte dem eigentlichen Oratorium überlassend. Will man sie mit Händel vergleichen, so sind hier also Samson und Jephta besonders heranzuziehen.

Das Element der Chöre ist es, welches die Verwandtschaft zwischen dieser Gattung des Oratoriums und der streng kirchlichen, welcher der Messias angehört, aufrecht erhält. So sind denn auch im „Saul“ die Chöre der Gipfelpunkt des Werkes, das zwar moderne Musik ist (wie etwa der Elias von Mendelssohn), aber an dem Gesetze festhält, daß ihr Hauptinhalt das musikalisch Schöne sein müsse. Würdevolle Haltung, melodischer Reichthum, treffliche Behandlung des Orchesters, mannichfaltige und wohlklingende harmonische Combinationen, Reichthum an ergreifenden Scenen, contrastirenden Situationen, dramatischen und lyrischen Momenten, — das sind die Eigenschaften, welche uns als die das Werk auszeichnenden genannt werden.

Ein näherer Einblick in den Text des Oratoriums wird unseren Lesern erwünscht sein. Dieser Text ist nicht aus Bibelstellen zusammengefügt, sondern von Moritz Hartmann selbständig bearbeitet, und zwar in gereimten Versen, mit Ausnahme einiger Recitative, die in Prosa geschrieben sind.

Die Handlung umfaßt die letzten Lebensjahre Saul's seine Verfolgung David's und sein Ende nach der verlorenen Schlacht gegen die Philister. Sie beginnt mit dem jubelnden Sieges-Chor der Kinder Israels nach der Niederlage Goliath's. Mit steigendem Groll vernimmt der König Saul den Gesang: „Saul hat Tausend geschlagen, David zehnmal Tausend“ — die Undankbarkeit des Volkes gegen ihn und die Lobpreisung David's regen ihn stürmisch auf, und als er nun gar seine Tochter Michal an der Spitze der Frauen daherkommen sieht, zur Feier des Hirtenknaben, da ruft er aus: „Vergessen ihren König hat die Menge,

Digitized by Google

vergessen seinen Vater hat das Kind; nur David's Namen feiern die Gesänge, mein Ruhm zerfließt wie Nebel vor dem Wind.“ Der Zug der Frauen naht: Saul weicht ihm aus. Michal preist die That des Helden-Jünglings und verkündet ihm. Er weist den Vorbeerkranz zurück und sehnt sich nach dem stillen Glück der heimathlichen Flur, nach dem Liede der Harfe und dem Heerde seines Vaters zurück. Da erscheint der König wieder; sein Zorn wallt auf von gekränktem Stolz. Allein David's demuthsvoller Sinn und liebliche Stimme „klingen ihm tröstend und mild, die Thräne entquillt seinem Auge“, er sinkt unter David's, Michal's und der Frauen leisem Gesang in Schlummer. Aber plötzlich fährt er auf aus schrecklichem Traum: der Chor ruft „Wehe!“ „Die Geister der Nacht sind neu erwacht!“ — Saul fährt in wildem Grimm David an, „den frechen Knecht, der sich schmückt mit seinem Glanze“, und schleudert die Lanze nach ihm. Der Herr schützt David, Saul bricht in sich zusammen, das Volk dankt in vollem Chore Gott; denn „der Herr hat David's Seele vom Tode errettet.“ Hiermit endigt der erste Abschnitt der Handlung. Im folgenden erscheint Samuel und verkündet mit Donnerstimme den Zorn Jehovah's, der „Saul, den König, verworfen hat, weil er des Herren Wort verworfen.“ Das Volk erbebt ob des furchtbaren Strafgerichtes des Herrn: „Welche Donnerworte entströmen seinen Lippen! Die Stimme des Herrn geht mit Macht.“ Aber Michal und Jonathan rufen in des Vaters Seele Muth und Vertrauen auf Gott zurück. Saul ermannt sich als König, und das Volk flehet zu Gott, „des Israels Volk an dem einst durch ihn auserkorenen Fürsten vorübergehen zu lassen.“

Damit schließt der erste Theil des Oratoriums. Der zweite Theil führt uns in das Heimatsthal David's, wo Isai mit seinen Söhnen und Knechten die Heerde weidet. Ein Chor der Hirten eröffnet die Scene. Samuel erscheint, verkündet das Gebot Gottes und salbt David zum König. David und die Seinigen beugen sich dem Willen des Herrn, und als Samuel dem Gesalbten befiehlt, vor dem Herannahen Saul's und seiner Heerschaaren in die Wüste zu fliehen, „werfen Alle den Hirtenstab hin, greifen zu Schild und Waffen“ und ziehen mit David. Einsam und verlassen im Königspalaste spricht Michal ihre Liebe zu David und ihre Sehnsucht nach seiner Rückkehr aus. Dem Flüchtigen hat die Stadt Nobe eine Stätte gewährt. Die Krieger Saul's nahen in wildem Chor; Saul verflucht die Stadt und weiht sie dem Untergange: Mord der Priester und der heiligen Gemeinde, die „betend sterben“ und den Herrn loben. Saul fordert dann auf David zu verfolgen, „seinen Staub den Lüften, sein Gebein dem Gethier zum Raube zu geben.“ Doch gebeut er, erst der Ruhe eine Stunde zu weihen. Die Krieger lagern sich zum Schlafen, er selbst sehnt sich nach dem Gesange des jungen Hirten, der sonst „die bösen Geister, die sein Haupt umschwirrten, zur Ruhe sang“, und stillt nach und nach in tiefen Schlaf. Da naht David's gewaffnete Schaar; mit leisem Chor rufen sie ihn und zeigen ihm die schlafenden Krieger und den König selbst. den „Gott in seine Hand gegeben.“ Er aber heißt sie sich zurückziehen, ruft dem Könige zu: „Saul erwache!“ und zeigt ihm den Saum, den er von seinem Gewande geschnitten. Saul erkennt die Stimme seines Sängers, sein Herz fließt über — der ganze Chor ruft aus: „Steht, sie weinen beide! steckt die Schwerter in die Scheide!“ — und schließt mit dem Gesange: „O, wie schön und lieblich ist es, wenn in Eintracht Herrscher wohnen: gleich dem Balsam, gleich dem Thaue ist der Friede auf den Thronen.“ Doch neue Trauer naht: die Prophetenjünger verkünden Samuel's Tod. „Wehe! o finstre Kunde“, ruft das Volk. „Ein Stab ist gebrochen, — ein Stamm verdorrt, ein Fels verwittert!“ Noch nicht genug der Trauerbotschaft: ein neues Heer der Philister ist in's Land gefallen. Da fordert der König zum Kampfe auf. Das begeisterte Volk antwortet mit einem Hymnus an Jehovah: „Erhaben, einsam thronest du hinter Wolken in heiliger Ruh' — “ mit dem Gebet: „Mach' uns stark!“ — und dem feurigen Schlachtlied: „Schlage sie nieder mit starker Faust!“ — „Mache dich auf, denn du bist der Herr in Ewigkeit!“

Hier schließt der zweite Theil. Der dritte Theil zeigt uns Saul auf den kahlen Strecken von Endor. Es ist Nacht. Von der Ahnung seines Geschicks gepeinigt, fordert er das Zauberweib von Endor auf, Samuel's Geist heraufzubeschwören. Samuel erscheint und weissagt ihm sein nahes Verderben. Der Tag bricht an: die Frauen von Endor begrüßen den Morgen und Saul, den gehofften Erretter. Der Chor der Krieger rust seinen Führer; aber Saul ist matt, erschöpft, lebenslatt. Die Hexe von Endor reicht ihm stärkende Nahrung — der Chor wiederholt seinen Ruf: „Erscheint in deiner Macht!“ Da richtet sich Saul auf: „Noch einmal in Pracht durchzieh' ich die Schlacht, und kann ich den Rathschluß Jehovah's nicht wenden, so will ich als Held und als König enden.“ Die Schlacht beginnt: der Chor der Frauen, die von der Höhe herab der Schlacht zusehen, schildert den heißen Kampf: Grauen und Gebet wechseln mit einander: Israel unterliegt, Alles wendet sich zur Flucht. Saul geschlagen und vereinsamt, ruft aus: „Meine Söhne sterben, mich hat Gott verlassen!“ und fällt in sein Schwert. In der letzten Scene meldet man Michal den Tod Saul's und Jonathan's. Trauermarsch, Klagelied Michal's und Trauerchor des Volkes. Klaggesang David's um Saul und Jonathan. Michal erhebt sich und grüßt zuerst David „als Herrn und König, als Schutz und Heil.“ Das Volk beugt die Kniee vor ihm, und David und die Kinder Israels „preisen den Herrn und erhöhen seinen Namen.“

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit. Aus dem Nachlaß Varnhagens von Enſe. 2 Thle. — Klopstock. Von F. Breyer. — Der heilige Born. Blätter aus dem Bilderbuche des 16. Jahrhunderts. Von Jacob Corvinus. — Der Pirator. Gedicht in sieben Gesängen. Von L. A. Frankl. — Frau von Krüdener als Heilige. Roman in 3 Bänden. Von Amely Bölte. — Ikdal und Täuschung. Schauspiel in 3 Akten. Von Th. Seemann. — Ansichten der Volkswirthschaft aus dem geschichtlichen Standpunkte. Von W. Roscher.

* Soeben erscheint das dritte Stück des siebenten Bandes der Schäfferschen Ausgabe von Nicolaus Delius. Es enthält biographische Nachrichten über den Dichter und das Inhaltsverzeichniß des ganzen Werkes, welches nun vollendet ist.

* Eine Biographie von Ernst Rietschel wird vorbereitet durch Andreas Oppermann, den Schwager des Verstorbenen, und soll im August herauskommen.

* Der Fall des „Tannhäuser“ in Paris giebt allen größeren Blättern Stoff zu Betrachtungen. Wir finden eine solche in der „Allgemeinen Zeitung“ und entlehnen derselben eine Stelle, die dem entspricht, was wir selbst seit acht Jahren wiederholt in diesen Blättern geäußert haben: Die Franzosen haben einen fremden Gast, der sich ihnen nicht aufdrängte, unwürdig behandelt. Darüber ist keine Frage. Sonst sind sie aber der deutschen Romantik immer zugänglich gewesen. Sie machen sogar von unsern Sagen und Legenden mehr Wesen, als einer Literatur lieb sein kann, deren kritischer Begründer Lessing ist. Doch Geschick der Erfindung, Klarheit des Gedankengangs, logische Bermittlung des Glaubens an Wunder und Märchen verlangen sie vom Poeten des 19. Jahrhunderts auch für diese romantische Welt. Bei uns in Deutschland hat leider die Süßlichkeit des poetischen Geschmacks, ein preziöses Gehabe und Getue, ein Ach! und O! hysterischer Bettümmelung, so um sich gegriffen, daß uns, vorläufig auf dem musikalischen Gebiet, erst von Frankreich aus die Erinnerung kommen muß, daß die Art wie z. B. Wagner im zweiten Akt seines „Tannhäuser“ die Sänger über die Minne streiten läßt, doch in der That beispiellos — langweilig ist. Der ganze „Tannhäuser“ ist eine dramatisirte Ballade. Irgendwo ein greifbarer dramatischer Gegensatz, eine antragende Situationsverwicklung. Welche triviale Frage wird hier verhandelt! Ob Sensliebe oder reine deutsche Raghminne! Richard Wagner, durch und durch den modernen Anschauungen bis zum Raffinirten, durch und durch den geistigen Mysterien des Hörselberges angehörend, läßt uns einen nicht endenden Cursus über die reine, sinnliche, jungfräuliche Liebe vorsingen! Hatten die Franzosen recht oder unrecht zu lachen, wenn sich Elisabeth von Thüringen wie eine Cascn-Cour-Dame giebt.

* Bremen, 12. April. Das fortgesetzte Gastspiel der Frau Jauner-Kraft hat sich der lebhaftesten Theilnahme und des außerordentlichsten Erfolgs zu erfreuen. Die Künstlerin gab die Gunnilde in der „Schweigerfamilie“, Susanna in „Figaro's Hochzeit“, Dinorah und wiederholt heute die Regimentstochter; wahrscheinlich wird am Sonntag Martha folgen. Das Publikum hatte außerdem in dieser Woche den Genuß, Herrn Slochhausen singen zu hören, der sich aber leider nicht zu einer eigenen Serie neben dem Privatvonnerte entschließen konnte.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
Halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 43.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Cur.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 16. Bremen, 21. April. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Die deutsche Literatur und die Schweiz. Von J. W. Schaefer.
Poetische Kleinigkeiten. Von F. Kapperi.
Kunstbericht aus Bremen. Von F. Pletzer.
Literatur und Kunst.

* Die deutsche Literatur und die Schweiz.

Von J. W. Schaefer.

Wir Deutschen können es dem Auslande nicht verargen, wenn es uns ein seltsames Volk von Ideologen nennt und gar Manches an uns unbegreiflich findet. Unsere Gemüthlichkeit und Gefühlseligkeit pflegt uns von einem Extrem ins andere zu werfen. Gegenüber den aller Orten lebhaft vordrängenden Einheitsbestrebungen giebt davon der Hang zum Particularismus, der uns, wie es scheint, in Fleisch und Blut übergegangen ist, aufs neue ein merkwürdiges Beispiel.

Als um den Beginn des Jahrhunderts unsere politischen Zustände zum Erbarmen waren und unser Vaterland in Hunderte von reichsunmittelbaren Territorien zerrissen war, eben damals fiel auf dem Gebiete unserer geistigen Cultur eine Scheidewand nach der andern. Das Band der idealen Einheit, welches in der Glanzzeit unserer Poesie und Philosophie alle gebildeten Kreise der gesammten Nation umschlang, so daß selbst der tief eingewurzelte confessionelle Separatismus überwunden ward, ließ die politische Zerrüttung und Schmach fast vergessen. Die Befreiung von der Fremdherrschaft, die Neugestaltung der öffentlichen Verhältnisse hatte so begeisternd gewirkt, weil sie so überraschend, so unerwartet war.

Jetzt geht nüchtiger denn je durch ganz Deutschland der Ruf nach Einheit, nach einer Centralgewalt, nach einer Vereinigung unserer Kräfte, um gegen das Ausland eine würdige Stellung als eine ganze, große Nation einzunehmen und im Innern die Schranken niederzureißen, welche einen Theil von dem andern in unnatürlicher Absonderung erhalten. Kaum wagt sich noch eine Stimme dafür zu erheben, daß doch auch in der größeren politischen Selbstständigkeit gewisser Theile ein Segen für das Ganze liegen könne, und zum Zeugniß dessen auf die Handelsverträge und die von bureaukratischer Bevormundung frei gebliebene Handelsbewegung der Hansestädte an der Nordsee — der beiden Augen Deutschlands — hinzuweisen, oder auf die durch die Fürsorge der Einzelstaaten emporblühenden Universitäten, Kunstakademieen und Kunstsammlungen, auf so viele über das ganze Vaterland hingesäete Lichtpunkte deutscher Geistesbildung, was doch alles gegenüber einer französischen Departementseintheilung mit einer die besten nationalen Lebenskräfte auffaugenden Hauptstadt ebenfalls in die Wagschale fällt. Allein noch niemals hat man dem Particularismus, sei es im religiösen Confessionswesen oder in Sprache und Literatur so zuversichtlich das Wort geredet, wie gerade in gegenwärtiger Zeit. Christliche Gesinnung möchten gar Viele dadurch bethätigen, daß sie allen confessionellen Hader, der unser Vaterland in Zeiten unseligen Andenkens zerrissen hat, wieder neu belebten; nicht das, was die Parteien in Liebe und Glauben vereinigt, sondern was sie scheidet, soll für das Wesen einer gläubigen Ueberzeugung gelten. Verwandte Erscheinungen treffen wir in andern Culturrichtungen. Die Vertheidiger der in raschem Verschwinden begriffenen plattdeutschen Sprache, „der gleichberechtigten unterdrückten Sprache von 6 Millionen Deutschen“ lassen sich mit einer Entschiedenheit vernehmen, wie wenn die Polen im preußischen Ständesaal für ihre Sprache und Nationalität das Wort führen, und unsere gebildete Welt, ermüdet durch das Einerlei der neueren Lyrik, redet sich ein, in plattdeutschen Dichtungen einen ganz besonderen poetischen Reiz zu empfinden. Und schon streiten die plattdeutschen Dichtertalente für ebenso viele gleichberechtigte plattdeutsche Mundarten, als es Provinzen giebt. Selbst die hochdeutsche Bücherſprache, wie sie nun einmal in Folge einer classischen Literaturperiode zu Recht besteht und von den Alpen bis in den Norden Schleswigs herrscht, so daß selbst die provinciellen Differenzen der Aussprache mit jeder neu heranwachsenden Generation immer mehr verschwinden — auch diese möchten Viele, und unter ihnen selbst sehr gelehrte Männer, in dem Siege ihrer Einheitsbestrebungen hemmen. Von vielen Seiten hört man Klagen über das Verschwinden „historisch-berechtigter“ Mundarten, „organisch gebildeter“ Wortformen, die man sonst Sprachfehler zu nennen wagte. Man möchte die provinciellen Nuancirungen der Aussprache in Schutz nehmen, um ja nichts „Naturwüchsiges“ untergehen zu lassen. Dem Westphälinger wird z. B. angerathen, getrost sein treuherziges „Sginken“ beizubehalten, „weil es eine geschichtlich wohlbegründete, keineswegs zu belächelnde Aussprache sei“, gleich wie man dem Niedersachsen empfehlen würde, trotz dem Oberdeutschen auch ferner Adelär zu sprechen, weil es organisch vollberechtigt ist. Heißt das nicht dem Particularismus Thür und Thor öffnen? Man lasse uns doch, was wir an Einheit mühsam errungen haben, was die Geisteskraft unserer großen Dichter und Denker uns geschaffen hat. Es bleibt eine unumstößliche Wahrheit: jeder Sieg der hochdeutschen Bücherſprache ist ein Fortschritt in der Volksbildung wie in der nationalen Einheit. Die Sprache ist nicht bloß ein zufälliges und

Digitized by Google

beliebiges Werkzeug; vielmehr pulsirt in ihr das Herzblut der gesammten nationalen Bildung. Mundart ist Beschränktheit, Hemmung der edleren Lebenskräfte.

Was bei der Protection particularer Volksmundarten herauskommt, davon bietet ein Vergleich Hollands mit der Schweiz den schlagendsten Beweis. Beide gehören (einige romanische Annexionen der Schweiz abgerechnet) der deutschen Nation an, welche sich weiter, als das Bundesgebiet, erstreckt. Als in Folge der Reformationsbewegung die hochdeutsche Sprache ihre Grenzen nach Norden unaufhaltsam vorrückte und das Niederdeutsche aus Kirchen und Schulen, aus Kanzleien und Gerichten verdrängte, fand es in Holland keinen Eingang. Eine bereits ausgebildete Literatur gab der niederländischen Mundart eine nicht mehr zu erschütternde Grundlage, und die ruhmvoll errungene politische Selbstständigkeit sowie die Absonderung der holländischen reformirten Kirche verstärkten den Widerstand gegen die in Deutschland zur Herrschaft erhobene Bücher[s]prache.

Anders die Schweiz. Auch sie hatte in den Zeiten der Reformation eine von Luthers Bibel abweichende Mundart, in die noch die Wittenberger Bibel übertragen werden mußte, gleichwie für das nördliche Deutschland bis in den Anfang des folgenden Jahrhunderts plattdeutsche Bibeln gedruckt wurden. Allein es bildete sich in dieser keine eigentliche Literatur aus. Mörikofer, dessen verdienstvolles Werk die Schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts (Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1861) und zu diesen Zeilen Veranlassung gegeben hat, bemerkt darüber in der Einleitung (S. 3): „Während in Deutschland Luthers Bibelübersetzung und das Kirchenlied die Grundlage einer sich reinigenden und veredelnden Sprache und Literatur bildeten, war in der Schweiz der anmuthige Ton der Dichtung früherer Zeit längst verflungen, und der stereotype Psalmengesang erstickte den dichterischen Gestaltungstrieb und die Entwicklung der Sprache im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Daher kam in dieser Zeit die deutsche Sprache in keinem Lande deutscher Zunge weniger in Anwendung als in der Schweiz: denn nicht nur die Theologen schrieben lateinisch, sondern auch die Mathematiker und Naturforscher, die Bernoulli und Euler, die Scheuchzer und Muralt, oder man bediente sich, um einer Schrift populäres Interesse zu geben, der französischen Sprache.“ Das Deutsche war, so weit nicht in den aristokratischen Kreisen der Hauptstädte das Französische vorgezogen ward, die Sprache des gewöhnlichen Verkehrs und in viele Mundarten zersplittert. Sobald im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts der echtdeutsche Charakter der Schweizer sie mehr zur Theilnahme an der ernsten deutschen, im Aufstreben begriffenen Literatur als zu den leichtfertigen Tändeleien französischer Frivolität und dem Esprit Voltaire'scher Philosophie hinzog, war, ohne irgend eine Discussion über die Rechte des heimischen Dialekts, die Herrschaft der hochdeutschen Bücherſprache entschieden, obwohl die angehenden Schweizer Schriftsteller sie im eigentlichen Sinne erst durch Uebung mühsam erlernen mußten.

Die segensreichen Wirkungen haben sich nach beiden Seiten erstreckt. Die Schweiz hat die glückliche Wahl ebenso dankbar zu preisen, wie die deutschen Reichslande; Eins ist dem Andern viel schuldig geworden. Während die niederländische Literatur ein sieches Dasein führte, wenig besruchet von dem herrlichen deutschen Dichterfrühling des vorigen Jahrhunderts, nur durch seine tüchtigen in lateinische Sprachform gekleideten gelehrten Werke zur geistigen Erhebung Deutschlands mitwirkend, in seinen dichterischen Productionen beschränkt auf ein kleines Sprachgebiet, über dessen Grenzen kaum die Namen der besten Vertreter heimischer Literatur hinüberschallten: stehen die Schweizer, wie Haller, Bodmer, Lavater, Johannes von Müller, wie glänzende Sterne an dem Himmel der Literatur eines Volkes, das eines der größten Sprachgebiete der gebildeten Welt umfaßt. Aber auch Deutschland kann nie vergessen, wie viel es der Schweiz verdankt. Zu wiederholten Malen ist von dort ein belebender Hauch über unsere geistige Bildung ausgegangen; die Schweizer können aus unsrer Cultur- und Literaturgeschichte nicht ausgestrichen werden. Es ist dabei in erster Linie nicht an den Einfluß republikanischen Freiheitssinnes zu denken; man würde sehr irren, wenn man glaubte, von den Schweizer Dichtern und Prosaisten sei jemals eine demokratische Propaganda ausgegangen.

Der Schweizer ist durchweg praktisch, ein Anhänger bestehender Verhältnisse und am wenigsten ein Freund hohler Phrasen, mit denen sich in Deutschland viel ausrichten läßt. Gerade im vorigen Jahrhundert, wo die Schweiz Männer hervorbrachte, die in der deutschen Bildungsgeschichte Epoche machen, war in der Schweiz, obschon sie aus Republiken bestand, von Freiheit der Presse und der religiöser Meinung gar keine Rede. Ueber den Zwang, unter dem man in der Schweiz in Beziehung auf Politik und Religion lebte, über die Schwierigkeiten, unter denen Bodmer und Breitinger ihre populären „Discourse der Maler“ geschickt um die Klippen weltlicher und geistlicher Censur herumzuleiten hatten, giebt uns Mörikofer interessante Aufschlüsse. Was den Schweizern, von Drollinger und Haller an, die deutschen Herzen aufschloß, das war vor Allem der offene Sinn für die erhabene Natur, welche ihre Heimat mit aller Herrlichkeit der Schöpfung ausgestattet hat, wie es Haller's unvergeßliches Gedicht „Die Alpen“ in meisterhaften Schilderungen verkündigte; das war ferner das tiefe Gefühl für Einfachheit und Reinheit der Sitte, für Wahrheit und Biederkeit des Charakters, zu einer Zeit, als rings Ueppigkeit und Schlaffheit und Verderbniß aller Art die höheren Gesellschaftskreise vergifteten. Die Tiefe des sittlichen Gefühls, das durch die Weihe religiöser Innigkeit gehoben ward, erwärmte die strenge Lehrdichtung eines Haller; sie verschaffte Bodmer und Breitinger den Sieg über das erbärmliche Cliquenwesen, wodurch Gottsched seine dictatorische Geltung in der literarischen Kritik erschlichen hatte und zu behaupten suchte; sie ertheilte Müller's Schweizergeschichte jene poetievolle Innerlichkeit, wodurch ihre Wirkung weit über die historische Fachgelehrsamkeit hinausreichte.

Mörikofer's biographische Schilderungen, in denen er die vorzüglichsten Vertreter der deutschen Literatur der Schweiz im vorigen Jahrhundert uns vorführt, gehen tief in das literarische Leben jener Zeit ein. Mit gründlicher Forschung, der manche bisher ungedruckte Quellen zu Gebote standen, verbindet sich ein klares, maßvolles Urtheil. Auszüge würden hier nicht am Orte sein, da das Verdienstliche des Werkes in speciellen Erörterungen gewisser literarhistorischer Momente besteht, während die allgemeinen Grundzüge der Erzählung als hinlänglich bekannt anzusehen sind. Wir machen insbesondere auf die Schilderung Bodmer's aufmerksam, die in solcher Ausführlichkeit und Klarheit bisher noch nirgends geboten war. Ferner werden Sulzer, der in Friedrichs des Großen Nähe eine einflußreiche Stellung erlangte, Geßner, Zimmermann, Iselin, sämmtlich um deutsche Literatur und Volksbildung hochverdient, treffend gewürdigt. Beinahe die ganze zweite Hälfte des Werkes nimmt die Darstellung Lavater's, Pestalozzi's und Joh. von Müller's ein, wichtige Beiträge zu einer unbefangenen und gerechten Würdigung dieser so verschieden beurtheilten und oft verkannten Männer. Aus dem handschriftlichen Nachlasse derselben ist manche werthvolle Notiz hier zum erstenmal mitgetheilt. Beispielsweise erwähnen wir die Briefe Joh. von Müller's aus den unglücklichsten Jahren seines Lebens, wo er am west-

Digitized by Google

phälischen Hofe im vergeblichen Kampfe gegen eine brutale Mißregierung seine letzten Kräfte erschöpfte. Wenige Wochen, bevor der Tod ihn abrief, suchte er um seine Entlassung als Director des öffentlichen Unterrichts nach. Man blickt in das tief verletzte Gemüth des gebeugten Mannes, wenn er an den Minister Simeon schreibt (S. 505 aus Müller's Nachlaß mitgetheilt): „Après la déclaration que le Roi a faite en face de toute la cour, „„de ne vouloir plus de savans, de vouloir brûler Halle, de détruire les Universités et n'avoir plus que des soldats et des ignorans““ (propres paroles de S. M.) le Directeur général de l'Instruction publique non seulement est déplacé à l' avenir dans le royaume de Westphalie, et s'il y a en lui une étincelle d'honneur, il n'y restera plus un jour. Je vais adresser à M. le Ministre de l'Intérieur la demande de ma démission, et je partirai encore aujourd'hui. Il faut montrer que pour être savant on n'est pas lâche ni asservi au bas intérêt qui peut faire tout supporter.“ Mörikofer fügt hinzu: „Jener »Kummer« vom 11. Mai hatte den schon längere Zeit in seiner Gesundheit erschütterten Mann gebrochen, so daß er den 29. Mai erlag — ein wahrhaft tragisches Ende, in dem aber auch die Versöhnung lag. Denn wenn Müllern von deutschgesinnten Männern verargt werden konnte, daß er sich als Werkzeug der Fremden im unterdrückten Deutschland hatte brauchen lassen, so war hingegen sein Kampf mit dem Unrecht und der Gewalt und seine Treue für deutsche Art und Wissenschaft ein Beweis der Redlichkeit und des Adels seiner Gesinnung.“

Eine kurze Charakteristik der Dichter Usteri und Salis macht den Beschluß des Buches. „Denn — fügt der Verfasser in den Schlußworten hinzu — alle fernern namhaften Männer auf dem Gebiete der schweizerischen Literatur sind Zöglinge des neunzehnten Jahrhunderts. Die Revolution that auf einmal einen so gewaltigen Riß in das frühere Geistesleben hinein, und die Erschütterungen und Ereignisse des Augenblicks nahmen so alle jüngern Kräfte in Anspruch, daß ein langer Stillstand eintrat. Bedeutendere Kundgebungen in den ersten Jahrzehnten des neuen Jahrhunderts gingen noch von denjenigen aus, welche sich im vorigen Jahrhundert in glücklichern Zeiten herangebildet hatten und zur Reife gelangt waren. Die ganze Generation, welche während der Revolutionsjahre hervorgewachsen war, hatte eine zu sturmbewegte Zeit durchlebt und in derselben mitgehandelt, als daß die Geister sich den friedlichen Eingebungen der Musen hätten widmen können. Erst das in den Friedenszeiten des neunzehnten Jahrhunderts herangereifte Geschlecht sollte in der Schweiz ein neues, reiches Geistesleben entfalten.“

Wir scheiden von dem vortrefflichen Werke mit der Hoffnung, daß es dazu beitragen werde, das Band zwischen Deutschland und der Schweiz mehr und mehr zu befestigen.

* Poetische Kleinigkeiten.

Nach dem Französischen von F. Ruperti.

Béranger.

Die böse Zeit, o meine Freunde, ziehet
Und furchen in die Stirn und bleicht das Haar,
Und ob auch völlig nicht die Jugend fliehet,
Wir werden älter, ach, mit jedem Jahr.
Doch sieht man auf dem Erdenpfad entsprießen
Stets neue Blumen frisch und mannichfalt
Und weiß des Lebens fröhlich zu genießen,
O meine Freunde, dann wird man nicht alt.

Vergebens stehen treu mit uns im Bunde
Des Weins Gesundheit wie des Liedes Klang;
Selbst an der herzensfrohen Tafelrunde
Erdröhnt das Wort vom Altern trüb' und bang.
Doch wenn bis zu des letzten Tages Scheinen
Der Gläser helles, freud'ges Klingen schallt
Und muntre Weisen sich damit vereinen,
O meine Freunde, dann wird man nicht alt.

Für eine Schöne, wie's wohl geht auf Erden,
Kommt unser Herz noch einmal frisch in Schwung;
Da bringt sie leider, daß wir älter werden,
Mit Spottesfreude uns in Erinnerung.
Doch wenn man treulich mit verständ'gem Minnen
Ihr huldigt und die lose Schöne bald
Zur wahren Herzensfreundin kann gewinnen,
O meine Freunde, dann wird man nicht alt.

Da doch einmal, was glücklich abgewendet
Von keinem ward, die schlimme Stund' erscheint,
Die unbarmherzig Lust und Leben endet,
So treffe sie uns wenigstens vereint.
Wir sitzen um des trauten Herdes Flammen,
Es blinkt der Wein, zum letzten Mal erschallt
Ein frohes Lied, dann scheiden wir zusammen.
So, meine Freunde, werden wir nicht alt!

Béranger.

Was? während ich mich völlig wohl befinde,
Seid auf ein Grabmal ihr für mich bedacht?
Die Thorheit, Freunde, flieg' in alle Winde!
Den Großen überlaßt solch eitle Pracht.
Statt eines Bilds von Kupfer oder Steine,
Unpassend auf des Bettlers Gruft gestellt,
Kauft einen guten Vorrath edler Weine,
Und froh verrinken wir mein Grabmalsgeld.

Ein stattlich Denkmal kostete, o Grauen,
Euch leicht zehntausend Thaler oder mehr;
Sechs Monde froh mit euch in Lenzesauen
Zu leben ist viel eher mein Begehr.
Für solch ein Standbild sammeln holde Schönen
Wir um uns her und Alles, was gefällt,
Uns innig mit dem Leben zu versöhnen,
Und froh verzehren wir mein Grabmalsgeld.

Doch älter werd' ich, während noch die Jugend
In holdem Schimmer meinem Liedchen lacht;
Da ist Freigebigkeit die beste Tugend,
Die immer neu die Zärtlichkeit entfacht.
Der süßen Dirne schenkt, was sie erfreue,
Schal, Spitzen, Band, worauf ein Mädchen hält;
Kauft eine Lebensrente für die treue,
Und froh verwenden wir mein Grabmalsgeld.

Nein, Freunde, in dem Schattenspielhaus der Schatten
Verlang' ich keinen Ehrenstuß für mich.
Seht diesen Greis, den bleichen, lebensmatten;
Noch einmal vor dem Tod erfreu' er sich!
Daß er, der schon so nah ist seinem Ende,
Mir gern dadrüben einen Platz bestellt,
Reicht ihm mitleidig eine Liebesspende,
Und froh verwerfen wir mein Grabmalsgeld.

Was frommt es mir, daß einst mein Angedenken
Erforscht wird von dem Stein auf meiner Gruft?
Und will man meinem Sarge Blumen schenken,
So athm' ich lebend lieber ihren Duft.
Längst vor dem Anbeginn der großen Reise,
Die keines Erdenlichtes Strahl erhellt,
Warf ich mit vollen Händen klug und weise
Hinaus zum Fenster froh mein Grabmalsgeld.

Digitized by Google

* Kunstbericht aus Bremen.

Von J. Pletzer.

Bremen, 16. April 1861.

Der nahe Schluß der Concertsaison und der Oper, welche beide mit den letzten Tagen des April zu Ende gehen, mahnt uns daran, daß wir unsere Pflicht als Berichterstatter im verflossenen Winter sehr unvollständig, also genau genommen garnicht erfüllt haben. Erst die anmuthigen, durch Frische und Naturlichkeit ausgezeichneten Darstellungen der Frau Jauner-Krall haben uns nach langem Schweigen zu einigen Worten veranlaßt. Wenn die »auswärtigen« Leser des Sonntagsblattes daraus den Schluß ziehen sollten, daß bis dahin nichts Gutes zu berichten gewesen wäre, so würde das sehr falsch sein. Wenn allerdings zunächst auch die Oper der städtischen Bühne fast mehr vom Unglück heimgesucht als vom Glück begünstigt wurde, mit manchem Unstern zu kämpfen und unter den schlimmen Folgen einer lückenhaften Besetzung der Fächer zu leiden hatte, so leistete sie doch viel Tüchtiges und war bestrebt, durch Fleiß und Sorgfalt in dem, was sie unternahm, jene Mängel zu verdecken, denen mitten in der Saison nicht mehr abzuhelfen war. Herr Kapellmeister Hentschel hatte eine Riesenarbeit durchzuführen, indem sämmtliche Opern von Grund aus neu studirt werden mußten, dabei Chor und Orchester vollständig neu zu organisiren waren. Von diesen Aufgaben ist die letzte, welche zugleich die wichtigste war, so vortrefflich gelungen, daß der Reformator in der allseitigen Anerkennung, die ihm zu Theil wurde, einen Lohn für seine großen Anstrengungen gefunden hat. Zur rechten Freude an dem Neugeschaffenen wird er erst im nächsten Winter kommen können, wenn ihm ein vollständiges, mit Umsicht und freigebiger Hand gewähltes Personal von der Direction zur Verfügung gestellt wird. Die meisten bisherigen Mitglieder verlassen uns, und man wird sie nicht eben schmerzlich vermissen. Besondere Freude hat aber das Publikum an der Aussicht, auch in der nächsten Saison Fräulein Ecke wieder zu besitzen, deren vielversprechende Entwickelung von der lebhaftesten Theilnahme begleitet wird.

Was unsere Saumseligkeit in der Besprechung der Concerte betrifft, von denen nur die in den November fallenden gebührend berücksichtigt wurden, so ist das ein Fehler, den zu verbessern es noch nicht zu spät geworden ist. Denn das frühe Eintreten des Osterfestes hat es veranlaßt, daß ein namhafter Theil der Concerte in den April verlegt werden mußte, und die Witterung sorgt dafür, daß der Aufenthalt im Saale nicht gradezu unerträglich wird. Ueberdies giebt der künstlerische Besuch Ferdinand Hillers, welcher die hiesigen Kunstfreunde mit seinem Oratorium »Saul« selbst bekannt machen, auch den Mitgliedern des Künstlervereins den Genuß seines Clavierspiels verschaffen will und vom Orchester mit einer seiner Symphonieen (der in E dur) begrüßt werden soll, diesen letzten musikalischen Tagen und Ereignissen einen besonderen Reiz. Das Sonntagsblatt darf daher immerhin noch mit einem Rückblick auf die ablaufende Saison hervortreten, und es wird damit im Großen und Ganzen vielleicht mehr gewonnen sein als mit kleinen Berichten über alle Einzelnheiten. Unsere musikalischen Zustände sind noch mitten in der Gährung und Entwickelung begriffen, und wenn einerseits und nach manchen Seiten hin seit drei Jahren unendlich viel erreicht und erobert ist, so bleibt andererseits noch sehr viel zu thun. Der Boden ist noch nicht so geebnet, daß eine gedeihliche Entwickelung vollkommen gesichert wäre; es fehlt nicht an widerstrebenden Elementen, an Abneigung und Gleichgültigkeit, an Neid und Streitsucht, die erst vollständig besiegt werden müssen, bevor wir zum gesicherten und ruhigen Genuß gelangen können.

Zunächst wird die Orchesterfrage immer wichtiger und dringender. Es ist seit den letzten Jahren allerdings ungemein viel für die Hebung des Orchesters geschehen, und es sind erfreuliche Resultate erreicht, welche den Bemühungen Reinthalers, dem gehobenen Sinn und Eifer der Mitglieder, den Anstrengungen der Directionen des Theaters und der Concerte zu verdanken sind. Allein es fehlt noch sehr viel, daß diese musikalische Körperschaft die Stelle einnähme, die ihr in einer reichen und kunstsinnigen Stadt gebührt. Die Herren haben mit einer Unsicherheit der Verhältnisse und einer Beschränktheit ihrer Lage zu kämpfen, welche unwürdig und unhaltbar sind. Zwar ist an wenigen Orten Deutschlands die äußere Stellung der Musiker so, wie sie sein sollte; aber wo die Mittel zur Hebung vorhanden sind, da müssen sie auch zur Verfügung gestellt werden. Eine Stadt wie Bremen muß ein städtisches Orchester haben und anständig unterhalten; wir zweifeln nicht, daß man bald in irgend einer Weise dahin gelangen wird. Bis dahin aber hat das Publikum seine Pflicht in höherem Grade zu erfüllen, als es bisher geschehen ist. Das Institut der Privatconcerte hatte in diesem Jahre einen erheblichen Ausfall in seinem Budget zu beklagen und ist nicht in der Lage, das leicht verschmerzen zu können. Mögen die Einrichtung der Symphonieabende, die Verstimmung über manche bisherige Einrichtungen und das Uebermaß der gesellschaftlichen Ansprüche als Gründe für diese Erscheinung angeführt werden, so sind dieselben doch nicht stichhaltig. Der größere Theil unseres Publikums bringt gar kein irgend erhebliches Opfer, wenn er zur Unterhaltung von zwei Concerninstituten durch bereitwillige Unterzeichnung seinen Beitrag giebt. Es ist eine Ehrensache, daß er das ohne das geringste Bedenken thue. Auch haben die bisherigen Erfahrungen bewiesen, daß unsere Mitbürger jederzeit zu so löblichem Thun bereit waren, wenn man es ihnen nur ordentlich gesagt hat. Das soll denn hiemit geschehen, und die Erwartung, daß im nächsten Jahre beide Unternehmungen auf ganz festem Boden stehen werden, geht sicher in Erfüllung. Man wird nicht zugeben, was im anderen Fall unausbleiblich wäre, daß beide unter Ungunst und Gleichgültigkeit zu leiden haben, daß den Unternehmern und den Musikern der Muth sinkt. Bevor wir mehr fordern, was nebenbei gesagt ebenso unausbleiblich ist, fordern wir dies und werden es zu seiner Zeit im Herbst wieder fordern. Denn der Grund, daß es nicht so ist, wie es sein muß, ist nicht im bösen Willen, sondern lediglich in einer Unklarheit zu suchen, die leicht zu beseitigen ist.

Wie sehr das Orchester es verdient, daß ihm neben der Ehre auch materielle Unterstützung zu Theil werde, haben die angestrengten Leistungen dieses Winters erwiesen. Während im November noch über Schwankungen und Unsicherheiten, über Mangel an Feinheit und künstlerischem Ebenmaß zu klagen war, stellte sich doch bald heraus, daß diese Uebelstände auf Rechnung der Entwöhnung vom Zusammenspiel und der theilweise neuen Besetzung der Instrumente zu bringen waren. Im Laufe des Winters haben sich die Leistungen außerordentlich gehoben, und dem aufgewendeten Fleiße hat der Erfolg entsprochen. Das war deutlich zu erkennen an solchen Symphonieen, die zu Anfang der Saison allerlei Gefahr und Abbruch bestanden hatten und nun nach einigen Monaten von Neuem auf dem Programm erschienen. Es war das eine verdiente Genugthuung, bei der sich die Werke und die Zuhörer gut standen, und so erlebten denn gang besonders die Beethovenschen Symphonieen in B dur und C moll ausgezeichnete Aufführungen. Eine gleiche Wiedereinsetzung in ihre einst geschmälerten Rechte wurde den beiden Werken in C dur und F dur (Nr. 8) zu Theil. Auch die Ausführung von zwei unserem Publikum bisher nicht bekannten Symphonieen wurde unternommen.

Digitized by Google

Darunter machte die eine, von Philipp Emanuel Bach vor fast hundert Jahren componirte freilich nicht allzu hohe Anforderungen; um so größere aber wurden von der zweiten Symphonie Robert Schumanns (Cdur) erhoben. Sie ist zwar, wie es uns scheint, weniger schwierig als die erste (Bdur), hat aber doch bei aller Klarheit und Durchsichtigkeit der Arbeit solche Fülle von Licht und Schatten, daß man ihr nur nach angestrengtem Studium gerecht werden kann. An Werth und Interesse steht das Werk, über welches Schumann und Mendelssohn einst hart an einander geriethen, dem soeben erwähnten älteren wohl jedenfalls bedeutend nach; es hat sich neben demselben auch in Leipzig, welches doch der günstigste Boden für Schumanns Schöpfungen war und ist, nicht als ebenbürtig behaupten können. Auch eine Symphonie von Ferdinand Hiller (Edur) neu einzustudiren, hat das Orchester unternommen. Das Lob des Fleißes gebührt ihm also jedenfalls in vollem Maße; und doch werden wir für künftige Winter noch Größeres zu verlangen haben. Denn im abgelaufenen hatten wir der Wiederholungen mehr, als statthaft ist. Das Contingent von Symphonieen, welches die beiden Institute in's Feld stellen können, beläuft sich auf 23; sind dabei, wie in der zu Ende gehenden Saison, 5 Repetitionen, so ist das doch ein Verhältniß, das nicht bestehen und nicht nothwendig sein sollte, mag im Uebrigen eine zweimalige Aufführung von vier Beethovenschen und einer Mendelssohnschen Symphonie sehr erfreulich sein. Mozart und Haydn werden auf solche Weise über die Gebühr zurückgesetzt, und es fehlt den Programmen die Mannichfaltigkeit. Der Grund aber, daß eine größere Zahl von neuen Einstudirungen nicht möglich war, ist wieder der, daß die Geldmittel nicht stets für eine zweite Probe ausreichten; unsere geneigten Leser, die es angeht, ersehen hieraus abermals „ganz klar, daß sie sich im nächsten Winter freigebiger zu erweisen haben.

Wenden wir uns zu den Solovorträgen, so ergiebt sich, daß die Saison weniger glänzend ausgestattet war als manche frühere. Schmerzlich vermißten wir Frau Clara Schumann, Herrn David, sogar Herrn Joachim, den wir alljährlich als Gast zu begrüßen gewohnt sind und durchaus nicht mehr entbehren können. Eine große Kunstreise nach Wien und Ungarn, die Leitung der Concerte in Hannover und manche übernommene Verpflichtung haben ihn gezwungen, uns unberücksichtigt zu lassen. Dagegen bereitete uns Herr Ferdinand Laub den Genuß seines Besuches, von dem bereits damals die Rede gewesen ist; auch über das treffliche und erfolgreiche Spiel des Herrn Jean Becker aus Mannheim wurde im November schon berichtet. Jüngsthin lernten wir in Herrn Concertmeister Bargheer aus Detmold einen noch jungen, aber bereits zu bedeutender und durchaus würdiger, wohlthuender Virtuosität gelangten Geiger kennen; er trug eins der schönsten Concerte von Spohr (das neunte in Dmoll) und mehrere Sätze aus einer Bachschen Sonate vor und wurde durch Beifall auf das Glänzendste ausgezeichnet. Neben solchen Kräften vermochte ein junger Violinist aus Braunschweig, Herr Blumenstengel, sich nicht als ebenbürtig zu behaupten, während Herr Jacobsohn, welcher seit dem Herbst an der Spitze der Geiger des hiesigen Theaterorchesters sitzt, für den Vortrag zweier Sätze aus dem Molinqueschen Concert in Amoll eine allgemeine herzliche und wohlverdiente Anerkennung fand. Er ist ein Schüler Davids und hat dem günstigen Zeugnisse des Meisters durchaus entsprochen. — Auf dem Violoncell hörten wir in diesem Jahre nur einen Künstler, Herrn Davidoff, dessen durch schönen Ton, Reinheit und edle Haltung ausgezeichnetes Spiel von früher hernoch im allerbesten Andenken war. — Dem Pianoforte wandten sich vier unserer Gäste zu, unter denen Herr Alfred Jaell die gewohnten glänzenden Siege spielend erfocht. Er trug das Concert von Beethoven in Es dur und Stücke von Bach, Mendelssohn und Liszt mit jenem wundervollen Anschlage und der nach allen Seiten hin vollendeten Technik vor, die sich in die anmuthigsten Formen zu kleiden versteht. Eine neue und vielfach anziehende Erscheinung war Fräulein Ingeborg Starck, die eine bei so zarter Jugend auffallende Kraft und Ausdauer zeigte; bis jetzt ist ihr Spiel, welches sich gewiß auf das Schönste entwickeln wird, noch etwas kalt. Indem wir ferner Fräulein Hauffe hier nennen, berufen wir uns auf frühere Berichte. Ein freundliches und lebhaftes Interesse fand einer der Unsrigen, Herr Mertel, welcher ein Clavierconcert eigener Composition vortrug. Der junge strebsame Künstler zeigte in diesem Werke, das sich in den besten und elegantesten Formen angemessen bewegt, künstlerischen Ernst und guten Geschmack. Dem Clavier wird heutzutage so viel Unschönes und Unnatürliches zugemuthet, daß man sich einer gesunden und natürlichen Composition mit Interesse zuwendet.

Was nun den Gesang als Bestandtheil der Concertprogramme betrifft, so haben wir da wieder das alte Lied und das alte Leid, das wir so oft angestimmt und beklagt haben. Für gewaltig viel Geld mittelmäßige Waare; in Folge dessen mehr Verdruß als Genuß. Wir wollen nicht wiederholen, was wir häufig schon gegen diese hergebrachte Manier, eine Sängerin von weither kommen und zwei Arien singen zu lassen, gesagt haben; man steht allenthalben mehr und mehr von dieser veralteten und Schlechtspielen Sitte ab, deren Festhaltung übrigens bei dem stets zunehmenden Mangel an guten Gesangskräften immer schwieriger wird. Wir müssen jedoch mit Anerkennung und Freudig zugeben, daß es in dieser Beziehung bei uns bedeutend besser geworden ist, und daß wir der Direction für ihre Bestrebungen zu Dank verpflichtet sind. Sie läßt es sich angelegen sein, das Repertoir der wandernden Concertsängerinnen zu revidiren und allzuschlechte Waare von welscher Mache für unzulässig zu erklären. Man konnte im Ganzen mit der Wahl der Arien, welche in diesem Winter vorgetragen wurden, zufrieden sein, hatte an manchen, wie der von Frau von Milde gesungenen großen Arie der Gräfin aus „Figaro's Hochzeit", der durch Frau Dr. Mamp6-Babnigg vorgetragenen Vitellia-Arie aus dem „Titus" u. and., große Freude. Doch ist diese Polizeigewalt zu Gunsten und zur Ehrenrettung der Kunst noch viel weiter und unerbittlicher auszudehnen, denn wir müssen uns gegen die Schattentanzarie aus „Dinorah", welche Fräulein Agnes Bürg einführte, entschieden aussehnen. Es ist durchaus ungehörig, dies Musikstück aus dem Theater in den Concertsaal zu verpflanzen; soll hinsichtlich dieser Composition überhaupt irgend eine Conenurenz mit der Bühne gestattet sein, so ist dieselbe lediglich der Dreborgel zu überlassen. Selbst bei der vollendetsten Ausführung, die uns in diesem Falle durchaus nicht geboten wurde, kann ein Gesangstück wie das betreffende nie so weit geadelt werden, daß es neben einer Symphonie oder Ouverture mit Anstand bestehen könnte.

Von den Gesangskräften, welche außer den bereits genannten an den Concerten sich betheiligten, nennen wir Frau Michaelis-Rimbs, von der früher bereits die Rede war, Fräulein Jenny Meyer aus Berlin, Fräulein Charlotte Schanke aus Leipzig, Fräulein Charlotte Beste von hier und die Herren Marchesi und Braun aus Wien. Endlich im letzten Concerte der Meister des Gesanges, Herr Julius Stockhausen, der wohl selten so gut aufgelegt und echt künstlerisch angeregt war wie grade an diesem Abend; er trug besonders eine reizende Arie aus dem „Rothkäppchen" von Boieldieu unvergleichlich schön vor. Ihm so wie dem Fräulein Jenny Meyer verdankt das Publikum

Digitized by Google

neue künstlerische Bekanntschaften, welche uns zu einem kleinen Ereurse veranlassen. Fräulein Meyer, deren Vorträge die des vorletzten Besuches an Wärme und Wirkung bedeutend übertrafen, sang eine Arie aus dem Oratorium »Herkules« von Händel, welches kürzlich durch die neue Ausgabe der Werke des großen Meisters dem Publikum wieder zugeführt worden ist. Der »Herkules« stammt aus der Blüthezeit des Componisten; er ist im Jahre 1744, also drei Jahre nach dem Messias, in wenigen Wochen componirt, hat sich zwar keine der ersten Stellen unter den Oratorien Händels errungen, ist aber ein sehr interessantes und schönes Werk und eine Fundgrube für tüchtige Sänger. Herr Stockhausen sang eine Arie aus der Oper »Julius Cäsar«, über welche wir nach dem oft erwähnten Werke von Chrysander die folgende Notiz hier einflechten. Das Werk gehört der zweiten Periode Händels an, den zwanzig Jahren von 1720 bis 1740, welche er bei der italienischen Oper in London zubrachte. Sein Gönner, der Herzog von Chandos, gründete dort nach den damaligen Mustern von Wien und Paris eine große Oper, die jedoch kein Hofunternehmen, sondern ein Actieninstitut der feinen Welt von London war. Händel engagirte die italienischen Sänger und leitete das Unternehmen als Musikdirector. Dort und in dieser Stellung hat er eine große Reihe von Opern componirt, einstudirt und geleitet. Der »Julius Cäsar« stammt aus dem Jahre 1724 und behandelt das Verhältniß des großen Römers zur Cleopatra. Der Text gehört zu den besten jener Zeit, was allerdings nicht viel bedeuten will. Die Oper ist dadurch besonders interessant, daß sie nicht bloß nach damaliger Schablone eine Handlung mit einer Anzahl von Musikstücken ist, sondern dramatisches Leben hat und sich an einigen Stellen zu wirklich dramatischer Bedeutung erhebt. Der »Cäsar« machte daher Epoche, da er sich überdies neben den schönen, zu jener Zeit Alles geltenden Coloraturen auch durch Instrumentalsätze, Chöre und eine ungewöhnlich reiche Instrumentation auszeichnete. Das Werk, welches übrigens rasch und theilweise flüchtig gearbeitet ist, ging auch auf den Continent über und wurde in Hamburg und Braunschweig gegeben; es wurde sogar noch im Jahre 1787, also mitten unter der Glud-Mozartschen Reform oder Revolution, von Neukem zur Aufführung gebracht.

Während wir nun Herrn Stockhausen für die Vorträge im letzten Privatconcerte zu danken haben, müssen wir dagegen mit ihm rechten, weil er weder eine eigne Soiree gab noch auch die Hoffnungen erfüllte, die für den Chartreitag auf ihn gesetzt waren. Er sollte im Messias die Baßpartie singen, die nun, da er ausblieb, anderweitig besetzt werden mußte und dabei nicht besonders gut fuhr. Im Uebrigen war die Ausführung des Oratoriums eine würdige und schöne, in manchen Theilen ausgezeichnete und ergreifende. Daß hierzu Herr Karl Schneider aus Wiesbaden, der den Tenor übernommen hatte, das Seinige beitrug, versteht sich von selbst. Auch Fräulein Scheck, die freilich weniger Wärme und Leben als sonst zu haben schien, führte die Altpartie in der trefflichen Weise durch, welche wir an ihr kennen, während Fräulein Charlotte Beste mit ihrer vollen und schönen Stimme dem Sopran sein Recht verschaffte; allerdings sang sie die Arie »Ich weiß, daß mein Erlöser lebt« mehr äußerlich correct als geistig erschöpfend. Besondere Freude gewährte die Ausführung der Chöre, die nun zwar dadurch erleichtert wurde, daß der Messias seit Jahren der Mehrzahl der Mitglieder genau bekannt und gleichsam mundgerecht ist. Es war aber wieder deutlich zu fühlen, was wir schon beim »Paulus« im November hervorzuheben hatten, daß ganz offenbar die geistige und künstlerische Entwickelung der Akademie seit ihrer Leitung durch Reinthaler ungemein fortgeschritten ist. Ausdrücklich muß noch hervorgehoben werden, daß diesmal der Tenor sich auf das Allerbeste hervorthat und schöne Wirkungen erlangte. Wären die akustischen Verhältnisse der Domkirche günstiger, so würde der Eindruck des Werkes noch ein viel größerer gewesen sein; denn auch das Orchester war vorzüglich gut aufgelegt und wurde von den ersten Violin- und Baßpulten (den Herren Jacobsohn, Böttjer, Cabisius und Sastedt) trefflich angeführt.

Der Akademie, welche im verflossenen Winter den Paulus und den Messias neu studirte, verdanken wir auch die wesentliche Hebung, welche den Privatconcerten durch die Einführung des Chorgesanges zu Theil geworden ist. Es ist dabei nur zu bedauern, daß es bis jetzt nicht möglich gewesen ist, mehr als zwei Abende auf solche Weise auszustatten. Diese aber erhoben sich so weit über die anderen, daß lebhaft zu wünschen ist, es möchte im nächsten Winter noch mehr nach dieser Richtung hin geleistet werden. Nicht bloß eine Bereicherung der Programme wird so gewonnen; es sind solche Concerte fast die einzigen, welchen man eine echt künstlerische Bedeutung zusprechen kann, da in ihnen nichts den harmonischen Eindruck stört. Zur Ausführung kamen nächst einigen Chören ohne Orchesterbegleitung und anderen kleinen Compositionen für Gesang zwei große Werke, nämlich Beethovens »Ruinen von Athen« und Mozarts »Idomeneo«; also zwei sehr alte Schöpfungen, die aber ihre jugendliche Kraft glänzend bewährten. Mit dem Festspiele »die Ruinen von Athen« haben wir vor der Aufführung die Leser bekannt gemacht. Es kann allerdings im Concertsaal nicht zu voller Wirkung gelangen, allein das Verständniß ist doch erleichtert durch die verbindenden Worte von Robert Heller, welche auch die Tugend haben, nicht mehr sein zu wollen als ein Band für die sonst auseinanderfallenden Theile. Man hat an vielen Orten freudig die Concertprogramme mit dem wiedergewonnenen Werke bereichert. Bei dem »Idomeneo« von Mozart stellt sich die Sache etwas anders; während dem Beethovenschen Festspiele seines abgeschmackten Textes wegen die Bühne verschlossen oder unzugänglich geworden, ist der »Idomeneo« noch theaterfähig. Man hat ihn neuerdings z. B. in Dresden gegeben, allein die Besetzung der Rollen bietet so manche Schwierigkeiten, daß nur selten ein Personal dieselben bewältigen kann. Ueberdies gehört bekanntlich die Oper nicht der letzten, eigentlich dramatischen Periode Mozarts an, sondern bildet den Schluß der zweiten, in welcher der Meister noch theilweise auf italienischem Boden stand, wenn sie auch in sehr vielen Momenten die spätere herrliche Entwickelung des Dramatikers ahnen läßt. Im Jahre 1780 für München componirt und voll von wundervollen Nummern, hat sie doch zu jener Zeit nur ein kurzes Leben geführt, weil sie eben von den nachherigen großen Opern Mozarts und Glucks überflügelt und in den Hintergrund gedrängt wurde. Der Gedanke, das Beste und Hervorragendste aus dem »Idomeneo« aufzuführen, war ein sehr glücklicher, da die Einzelnheiten jede für sich vollkommen gut bestehen und sich gelrend machen können. Der Eindruck war denn auch ein sehr schöner, und die Fülle herrlicher Musikstücke machte eine tiefe Wirkung. Die Aufführung als solche hatte einige Unsicherheiten und Schwankungen, die jedoch nirgends so erheblich waren, daß eine Störung dadurch verursacht wäre.

Es bliebe noch vieles zu sagen, aber wir fürchten die Geduld unserer Lesrr schon zu sehr in Anspruch grnommen zu haben. Schließen wir also mit lebhaftem Dank für alles Schöne, was der Winter gebracht hat, mit dem ebenso lebhaften Wunsche, daß der nächste hinter jenem nicht zurückstehen möge.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Die Harfe von Erin. Märchen und Dichtung in Irland. Von Julius Rodenberg. — Deraline. Ein Familiengemälde aus der Gegenwart. 2 Bde. Von Ida Hahn-Hahn. — Columbus und seine Zeit. Historischer Roman. Von M. Norden. — Die Psalmen der heiligen Schrift in Dichtungen. Von Julius Hammer.

* Eine neue Schrift von Heinrich Koenig, „ein Stillleben, Erinnerungen und Bekenntnisse", wird von der Verlagshandlung von Brockhaus in Aussicht gestellt.

* Ein neues zweiaktiges Lustspiel von Roderich Benedix, „Blaubart", wird nächstens in der von Feodor Wehl redigirten „deutschen Schaubühne" abgedruckt werden.

† Die Buchhandlung des Waisenhauses in Halle, deren Verlagsthätigkeit eine Zeit lang ruhete, jetzt aber mit Umsicht und Rüstigkeit sich wieder aufzunehmen scheint, lädt die alten wohlbekannten Bücher, an denen wir älteren Leute unsere Jugend genährt haben, Becker's Erzählungen aus der alten Welt, in neuer bequemer Ausgabe unter dem Titel einer Jugendbibliothek erscheinen. Wir haben alle Ursach Eltern und Lehrer auf dies neue Unternehmen aufmerksam zu machen. Denn hier, in der That, ist das Alte das Beste. Was der Jugend von neuerer Lektüre geboten wird, bleibt weit hinter der Einfachheit und Angemessenheit der Erzählung wie der Vortrefflichkeit des Inhaltes jener Bücher zurück. An die Becker'schen Erzählungen haben sich später ähnliche Bearbeitungen geschlossen, die preußischen und massenhaften Kriege nach Herodot und Plutarchus, ferner eine Ausbeutung der alten deutschen Sagenstoffe. Auch bei der neuen Ausgabe ist die Verlagshandlung auf eine Verbesserung bedacht gewesen, die eine sehr glückliche zu nennen ist: der Zug der zehntausend Griechen, nach Xenophon's Anabasis. Daß es für einen Tertianer keine bessere griechische Lektüre giebt als dies anmuthige Buch des fein gebildeten Athenienseres, weiß jeder Sachverständige. Hier hat Professor Herzberg in Halle den wohlgelungenen Versuch gemacht, die Erzählung, ohne sich sklavisch an die gegebene Form und Theilung zu halten, und mit Verwerthung aller einschlagenden gelehrten Forschungen, in ein modernes Gewand umzukleiden. Wir lesen von den Zuständen an dem persischen Satrapenhofe, die den dunklen Hintergrund zu der schönen Zeichnung edler, gebildeter Griechencharakter geben, wir finden genaue Bestimmungen über die geographischen Einzelheiten, selbst die schwerverständlichen Beschreibungen der militärischen Coolutionen sind mit Hülfe von Sachverständigen in Klare gebracht. Aber bedeutender als der Eindruck, den uns die genaue und scharfsinnige wie elegante Bearbeitung des Verfassers gemacht hat, der übrigens seinen Fachgenossen schon anderweit vortheilhaft bekannt ist, war uns der des Stoffes selbst. Man kommt als Schüler, während man mit dem Vorverständnis zu kämpfen hat, bei weitem nicht zu einer richtigen Schätzung und Würdigung des Inhaltes. So ist es uns eine Freude belehrter Art gewesen, in dem Buche zu finden, wie hoch erhaben dieser Mann, dieser Ausdauer gebildeter Männer über dem Thun und Treiben ihrer Gegner steht, zu sehen, wie der Gebildete von Allen, Xenophon, gerade wegen seiner Bildung der Retter der Gesammtheit werden kann. Sollen wir es offen sagen? Der ganze Inhalt des Buches hat uns heimathlich, hat uns deutsch angemuthet; nicht nur wegen der schlagenden Aehnlichkeit des griechischen Söldnerthums mit dem deutschen Landsknechtwesen, sondern noch mehr deshalb, weil wir Deutschen gerade heute mit unserer Bildung ebenso neben dem großen slavischen Staate stehen, wie die Griechen Nachbaren der Großkönige von Susa waren. Es ist uns so, als müßten selbst Knaben dies Gefühl instinctmäßig haben, als müßte auch sie aus der Lektüre einen Sporn zum rechten, edlen Patriotismus entnehmen. Und wenn man dann dazu noch die entlegene Zeit, die Ferne des Lokals nimmt, so fehlt selbst der romantische Hauch nicht, der unsere deutschen Jungen jetzt so oft nach brasilianischen oder tatarischen Urwaldsgeschichten greifen läßt. Bis groß aber der Vorzug unseres Buches vor solchen ist, brauchen wir nicht erst zu sagen.

Z. Blüthen und Knospen von J. Petit-Senn von Genf. Nach der dritten Auflage frei bearbeitet von Fr. A. Stecker. Frik. F. A. Stocker'sche Verlagshandlung. — Das kleine beschiedene Buch, zu dessen zweiter französischer Auflage Louis Reybaud ein ziemlich überschwängliches Vorwort geschrieben hat, wird außerdem durch ein Vorwort des Verfassers eingeleitet, in welchem er über die Entstehung Folgendes mittheilt. „Im Jahre 1842 hatte ich begonnen, alle die tausendfeiel Launen und Gedanken, die auf meinen täglichen Spaziergängen in Feld und Wald meinen Geist beschäftigten, in kurzen, kurzen Bildern und Sprüchen niederzuschreiben. Daß beinahe alle diese Aphorismen Naturkinder sind, in Mitte eines Naturlebens, in Mitte eines stillen ländlichen Lebens entstanden, wird leicht zu erkennen sein, denn der größte Theil der Bilder und Vergleichungen, die ich darin aufgeführt, sind aus der reinen und unverfälschten Quelle der Natur geschöpft. Obwohl mir die Ausarbeitung dieser Blätter ein große, unbezahlbare Vergnügen verschaffte, dachte ich doch keineswegs daran, sie jemals zu veröffentlichen, sondern befriedigte mich, sie in ein Taschenbüchlein für mich und meine Freunde aufzuzeichnen"; jedoch ließ sich der Verfasser sich bereden, sie unter Louis Reybaud's Führung in's Publikum zu führen, und so erschienen sie denn zuerst 1846 in Paris, wo sie glänzende Aufnahme fanden. Und darüber kann man sich nicht wundern, denn Niemand wird läugnen wollen, daß die Franzosen ein geistreiches Volk sind, und als solches mußten sie den sinnigen Sprüchen und Bemerkungen Petit-Sennß, treffend und geistreich, wie diese durchweg sind, verdienten Beifall spenden. Ohne Zweifel wird die gelungene Uebersetzung die Aufmerksamkeit der deutschen Lesewelt erregen.

, Die Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig hat sich bekanntlich seit ihrer Gründung im Laufe eines halben Jahrhunderts mit besonderer Vorliebe der Herausgabe populärer encyklopädischer Werke zu billigem Preise gewidmet und diese vorzugsweise als den Mittelpunkt ihrer geschäftlichen Thätigkeit betrachtet. Ihre Bemühungen in dieser Beziehung sind auch von seiten des deutschen Publikums mit der regsten Theilnahme begleitet und von dem günstigsten Erfolg gekrönt worden. Durch diese Theilnahme und diesen Erfolg ist die Verlagshandlung ermuntert worden, ihre encyklopädischen Werke immer mehr zu vervollkommnen und nach den verschiedensten Richtungen hin neue zu begründen. Gegenwärtig erscheinen in ihrem Verlage folgende encyklopädische Werke: „Conversations-Lexikon" (zehnte Auflage). „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon", „Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon", „Kleinstes Brockhaus'sches Conversations-Lexikon" (zweite Auflage), „Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon", „Staats-Lexikon von Rotteck und Welcker" (dritte Auflage). Die Verlagshandlung hat kürzlich einen ausführlichen Prospect darüber ausgegeben, der in jeder Buchhandlung gratis zu haben ist, und in demselben über jedes Werk das Nöthige bemerkt. Alle diese Werke dienen auf verschiedene Weise, für verschiedene Lesekreise und Bedürfnisse, dem gleichen Zweck: „Verbreitung der Bildung durch Belehrung und Unterhaltung." Jedermann wird wenigstens durch eine dieser Werke Belehrung und Erweiterung seiner Kenntnisse empfangen, und so empfehlen wir dieselben der besondern Aufmerksamkeit unserer Leser, zumal die Verlagshandlung die allmählige Anschaffung der Werke in jeder Weise zu erleichtern sucht.

Z. Neue Gedichte von Robert Weber. Zweite Auflage. Frik. F. A. Stocker'sche Verlagshandlung. 1861. — Es kann unter Umständen eine recht unerquickliche Aufgabe sein, Kritik zu üben, und in solchem Falle befinden wir uns, indem uns obliegt, die vorbenannten Weber'schen Gedichte zu besprechen. Nicht daß der Verfasser in irgend einer Beziehung zu uns stünde, er ist uns im Gegentheil durchaus fremd, und selbst wenn dies nicht der Fall wäre, würden wir durch keine Rücksichten uns in unserm Urtheil leiten lassen; vielmehr ist es die Beschaffenheit der Verse vorliegender Sammlung, die uns in unbehaglicher Stimmung versetzt. Kein Gedicht im ganzen Buche hat uns befriedigt, allein manche dieser Poesien enthalten schöne Gedanken, und oft spricht sich eine üppige Phantasie aus, welcher ein Reichthum an kühnen Bildern zu Gebote steht. Wenn's nur damit gethan wäre. Zweitens fehlt dem Verfasser, um in den Sinne Dichter zu sein, wie wir nun einmal den Begriff fassen. Zuerst muß er lernen Maß zu halten. Dies gilt nicht nur von dem Umfang mancher seiner verfehlgirten Sagen (die er zuweilen höchst unpassend Romanzen nennt), sondern auch und mehr noch von der Diction. Da ist noch viel Gemachtes, Schwulstiges, Phrasenhaftes in fast jedem Gedicht der Abtheilungen „Romanzen und Balladen", „Natur und Heimath", „Isoquote Tassos Rächer" und „Welt und Gemüth." Den Nachweis zu liefern, fehlt es an Raum, doch glauben wir, daß Jeder, der poetisch gebildet ist und wahren Schwung, ächte Begeisterung von erkünstelten Hervorgepränge zu unterscheiden weiß, unserm Urtheil beistimmen werde, wenn er die Weber'schen Gedichte zur Hand nimmt. Schlimmer aber noch ist der zweite Mangel, den wir an dem Verfasser rügen müssen: Klarheit des Gedankens, Präcision des Ausdrucks. Wenn nicht sie häufig ein fieber Gesichtsblitz und entgegenleuchtete, hätten wir uns nicht durch so viel Unklarheit und Verschwommenheit hindurchgearbeitet; so aber gewannen wir die Ueber-

Digitized by Google

zeugung, es mit einem Talente zu thun zu haben, dem es nur an Reife fehlt. Die Bezeichnung „Neue“ Gedichte auf dem Titel konnte und in dieser Annahme nicht irre machen. Aechten müssen wir übrigens auch noch mit dem Verfasser über die Bezeichnung, die er für seine Liebeslieder wählte. Das ist denn doch etwas mehr noch als Kühnheit, solche Verse „Torquato Tassos Nächte“ zu nennen. Da liest man Seite 119:

So oft ich dein gedenke,
Geht hin auch mein Verstand,
Und meine Weisheit leret
Ein Schatten an der Wand.

Verse, die in ähnlicher Weise bedenklich stimmen, könnte man aus dieser Abtheilung noch ziemlich viele anführen. Die Ausstattung des Buches wäre hübsch zu nennen, wenn es nicht durch die mißlungenen Holzschnittvignetten verunziert würde.

* Das niederrheinische Musikfest wird in diesem Jahr in Aachen an den drei Pfingsttagen stattfinden; die musikalische Direction hat Franz Lachner aus München. Zur Aufführung kommen der Josua von Händel, die große Missa solemnis von Beethoven, die Symphonieen in C von Mozart und in Es (eroica) von Beethoven. Am dritten Tage ist das übliche Künstlerconcert. Die Solisten sind Frau Bürde-Ney von Dresden, Frau Diehl-Vorthof von Aachen, die Herren Schneider von Wiesbaden und Krause von Berlin.

* Auf einer der zum Cooks-Archipel in Australien gehörenden Herveys-Inseln gab um Weihnachten die wandernde amerikanische Sängertruppe „die Allegharier“ ein Concert. Der König Makea wohnte demselben persönlich bei. Es waren nahe an 2000 Billets verkauft; die Einnahme belief sich auf — 79 Schweine, 98 Puter, 116 Hühner, 16,000 Cocosnüsse, 5700 Ananas, 418 Schfl. Bananen, 600 Kürbisse und 2700 Orangen, zu deren Einschiffung nachher andrthalb Tag nöthig waren. Das Concert begann mit einem Quartett-Gesange; dann folgten mehrere Tonstücke mit harmonisch zusammengestellten Glocken und Glöckchen, von der Größe eines mäßigen Blasteerimers bis zu der eines niedlichen Fingerhutes. Die Bilden sperrten in ungeheuchelter Bewunderung ihre Mäuler weit auf, als die Glockenspieler einen großen Marsch (aus „Norma“) aufführten. Einer der Zuhörer trat am Schlusse „in seiner Nationaltracht“ hervor und sagte: „Ihr werdet uns unvergeßlich sein!“

* Aus Kassel wird unter dem 7. April folgendes gemeldet: Vorgestern war der Geburtstag Spohrs. Wie man hört, wollte Kapellmeister Reiß, der noch bei Lebzeiten des großen Meisters den Dirigentenplatz im Theaterorchester erhalten und in ausgezeichneter Weise ausgefüllt hat, dem Andenken seines unsterblichen Vorgängers eine Erinnerungsfeier an dessen Grabe veranstalten; der Kurfürst hat aber die erbetene Genehmigung dazu versagt. Voriges Jahr wurde ein Ständchen ohne vorherige Gestattung dargebracht; Herr Reiß erhielt daher einen Verweis, weil er nicht erst angefragt habe. Diesmal wurde angefragt, aber die Antwort war ein abschlägiger Bescheid. So ehrt man bei uns die Todten, so behandelt man die Lebenden.

* Von dem Atelier des verstorbenen Bildhauers Rietschel erzählt ein Besucher: „Da sind sie, die letzten Gestalten des sterbenden Meisters, Luther und Melanchthon, Wiclef, der Vorläufer der Reformation, Lessing, Goethe und Schiller. Wiclef, eine der vier sitzenden Statuen unmittelbar unter dem Lutherstandbilde (hinterseite, rechts), zeigt ein edles bärtiges Greisenhaupt, das, an den Hirtenstab gelehnt, vertieft ist in's Bibelstudium. Daneben steht das Modell des Lutherdenkmals. Welch ein großartiger Entwurf, welch ein Verlust, daß der Meister dieses Werk, die Aufgabe für Jahrzehnte, so früh lassen mußte! Den Besuchern im Atelier sind zum Besten des Lutherdenkmals diese Statuen und Modelle ausgestellt; ihr Kunstsinn und ihre Verehrung führt sie aber weiter. Ein zweiter Raum zeigte ihnen die prächtige Quadriga, auch ein letztes Werk Rietschels, ein Berggespann von herrlicher Wirkung. Dieses Bergespann, das mit dem Triumphwagen einer Heldin dahinschnaubt, ist für Braunschweig bestimmt. Gegenüber steht das andere Monument, das Rietschel in Braunschweig vertewigt, sein Lessing, der herrliche; daneben seine Pietasgruppe, rings an den Wänden zahllose Statuetten, Reliefs und Büsten, unter ersteren auch der Entwurf einer Gellert-Statue. So giebt dieses Atelier einen zu wehmüthiger Andacht stimmenden Einblick in das Schaffen des Meisters. Neben Rauchs trefflicher Büste erblicken wir hier auch Rietschels Reliefbild von seinem Schüler Donndorf; die seelenvollen Züge des Meisters treten auch ihm sprechend entgegen.“

* Die Universität Jena hat wieder einen ihrer ausgezeichnetsten Gelehrten verloren, den Professor und Justizrath Gugel, welcher im Alter von 59 Jahren am 8. April am Schlagflusse starb.

* Am 14. April starb in Kassel in hohem Alter ein Mann, dessen Name, in den letzten Jahren fast verschollen, einst viel genannt wurde — Sylvester Jordan, einer der politischen Märtyrer Kurhessens, der eigentliche Schöpfer jener hessischen Verfassung von 1831, um welche jetzt so hartnäckig gekämpft wird. Jordan stammte aus Zwrol und war 1792 geboren, kam 1821 als Professor der Jurisprudenz nach Marburg und betheiligte sich seitdem an der Verfassungsfrage des Landes. Seit 1831 war er Gegenstand der heftigsten Verfolgung durch die Regierung, welche ihn seit 1833 in schmählicher Gefangenschaft hielt; an Körper und Geist fast gebrochen, wurde er 1845 frei und gehörte zu den Männern von Frankfurt, wo er mit Jubel begrüßt wurde. Seine Kräfte nahmen seitdem mehr und mehr ab, so daß er sich an den Verfassungswirren seit 1851 nicht mehr betheiligte. Nach langen Leiden ist nun endlich sein Tod erfolgt.

* Bremen, 18. April. Den Kunstbericht der heutigen Nummer haben wir durch eine Notiz zu ergänzen. Am 16. brachte das Symphonieconcert außer der achten Symphonie (F dur) von Beethoven, deren reizendes Andantino wiederholt werden mußte, und der Ouverture zur Euryanthe die Symphonie von Ferdinand Hiller in E dur, welche großen Beifall fand. Der erste Theil interessirt durch originale Haltung und treffliche Arbeit; raffhaften Eingang noch fanden der melodiöse zweite und ganz besonders der dritte Theil, ein prächtiges und fein schön gearbeitetes Scherzo. Der Schlußsatz ist voll von Leben und Kraft, scheint uns jedoch die vorigen an künstlerischem Werth nicht ganz zu erreichen. — Herr Kapellmeister Hiller ist heute hier angekommen, er wird übermorgen den „Saul“ dirigiren und am 24. im Künstlerverein spielen. Es werden an diesem Abend einige bisher hier nicht öffentlich vorgetragene Compositionen Hiller's zur Aufführung kommen.

* Bremen, 18. April. In seinem zweiten, gestern im Künstlerverein gehaltenen Vortrag über Chaucer charakterisirte Herr Professor Herzberg die Stellung des Dichters zur mittelalterlichen Weltanschauung, der Romantik. Er wies nach, daß Chaucer, als ein echtes Kind seiner Zeit, trotz seiner durchaus realistischen Natur, trotz seiner mannichfachen Bezugnahme auf das classische Alterthum und seiner verhältnißmäßig reichen Detailkenntniß auf dem Gebiet der antiken Geschichte und Mythologie gleichwohl ganz und gar der romantischen Richtung angehöre. Die auffallende Erscheinung, daß er sich dennoch in eine bewußte, kritische Opposition stelle zu denjenigen poetischen Erzeugnissen seiner Zeit, in denen nach allgemeiner Annahme sich die Romantik des vierzehnten Jahrhunderts am reinsten und ungetrübtesten abspiegele, den altenglischen Balladen nämlich, ja daß er sich den Dichtern derselben gegenüber selbst als Classiker fühle und gebärde — diese auffallende Erscheinung erklärte der Redner theils aus der niedrigen gesellschaftlichen Stellung, welche die Träger dieser Dichtungsart, die contesours und gestours, (geschöhnlich zugleich Gaukler und Possenreißer), einnehmen, aus ihrer daher entsprirgenden Unkenntniß des ritterlichen Wesens und der höheren Lebenskreise, aus denen sie die Stoffe zu ihren Gesängen entlehnen, aus dem Uebermaß des Phantastischen und Alterthümlichen, mit dem die in die Stellung der neufranzösischen Minstrels eingetretenen bäurischen Joomen in oft linkischer und plumper Weise ihre Erzählungen auszuputzen liebten, und endlich diesen Allen gegenüber aus dem Gefühl der Ueberlegenheit, welches dem auf der höchsten Geistesstufe seiner Zeit stehenden Dichter das Bewußtsein seiner unermeßlichen Verbindte um Sprach- und Verdibilung verleihen mußte. Was er dabei direct oder indirect seiner Kenntniß des classischen Alterthums danke, berechtigte nun zwar weder ihn noch uns seinen Dichtungen das Prädicat der Classicität zuzugestehen, wohl aber haben wir in ihnen das erste Beispiel einer geschmackvollen Renaissance zu bewundern, die zuweilen an das wahrhaft Classische streift und der unendlich tiefer gehenden und kraftvolleren Regeneration des modernen Lebens durch antike Anschauungen vorarbeitet, welche im 16. Jahrhundert das westliche Europa ergreift und namentlich in England auf poetischem Gebiete sich Bahn bricht, wo sie in Shakspere's unsterblichen Meisterwerken gipfelt. — Zur Erläuterung seines Vortrags theilte der Redner einschlagende Stellen aus seiner noch ungedruckten metrischen Uebersetzung der Canterbury-Tales mit, und namentlich zum Schluß einen Auszug aus der „Geschichte des Ritters“ und die ironische Parodie der Volksballade: „Das Reimgericht von Herrn Topas.“ — Nach diesem Vortrage spielte Herr Wilhelm Fritze eine Clavierfonate von Robert Schumann in G moll und errang lebhaften Beifall. Der junge Musiker ist seit Kurzem aus Leipzig, wo er als Schüler dem Conservatorium angehörte, hierher zurückgekehrt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Auf der Litteratenstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Cur.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 17. Bremen, 28. April. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Reisebilder. Mailand. Von Werner Bergmann
Altjapanische poesie Reminzen vom Amur Von Adolf Laun
Christlicher Wächter mit einem türkischen Prinzen. Von Karl Seifart
Verdienend Hilfen.
Literatur und Kunst.

* Reisebilder.

Von Werner Bergmann *).

IV. Mailand.

In Como stehen in der Nähe des Landungsplatzes bequeme Omnibus für die Reisenden bereit, um sie zum Ausgangspunkte der Mailänder Bahn, nach Kamerlata, zu bringen. Die Fahrt dahin dauert ungefähr zwanzig Minuten. Der Wartesaal zweiter Klasse ist wenig besser eingerichtet, als bei uns der der dritten. Gepolsterte Bänke, deren Lehnen die getünchten Wände bilden, ziehen sich längs derselben hin. Wenige schmucklose Tische stehen davor. Von Spiegeln ist keine Rede. Im Bahnhofsgebäude sind keine Erfrischungen zu erhalten. Umweit des Eingangs werden unter Schirmen Früchte feilgeboten.

Das Café della Stazione und zugleich Albergo, ein mehrstöckiges, ansehnliches Gebäude, liegt dem Bahnhofe schräg gegenüber. Da im Wartesaale alle Plätze besetzt waren, begab ich mich dahin. Auf dem Wege machte mich mein Reisegenosse, ein Anwalt aus London, der sehr gut deutsch sprach, auf den Kometen aufmerksam, der bekanntlich 1858 wie eine Ruthe drohend zum Himmelsfenster ausgesteckt war, um die blutigen Schlachten des folgenden Jahres anzukündigen. Er stand über dem Bergkegel, von dem der hohe, alte Thurm des Castells Baradello herabschaut, das Friedrich Barbarossa zerstörte. Der Mond war bereits aufgegangen, als der Zug abfuhr. Bis Monza durchschneidet die Bahn flache Gegenden. Weiter hin dämmerten Höhenzüge zur Rechten, die Brianza genannt. Um acht Uhr Abends nach anderthalbstündiger Fahrt waren wir in Mailand.

Der Bahnhof liegt an der Porta nuova. Hier sahen wir uns in das gewöhnliche ameisenartige Gewühl und Geschrei hineingezogen. Die Massen stießen indessen so rasch ab, wie sie sich gehäuft haben. Wir folgten dem Rufe der Omnibusführer: Porta ticinese! und stiegen nach kurzer Fahrt im Hotel de la ville ab. Es liegt am belebten Corso francesco, der Kirche San Carlo gegenüber.

*) S. Nr. 8 und 9 dieses Jahrganges.

Am andern Morgen galt mein erster Gang dem Dome, dieser heiligen Dichtung in Marmorlettern. Verdiente die Stadt nicht schon als selbsterwähltes Haupt des früheren lombardischen Städtebundes, als Denkmal kaiserlicher Gewalt und patricischen Aufschwungs, mit dem sie sich, nachdem Kaiser Barbarossa 1162 die stolze Rebellin dem Erdboden gleich gemacht hatte, wie ein Phönix aus der Asche erhob, und als die reichste Fabrikstadt den Namen Milano la grande, so würde sie ihn verdienen, weil dieser Wunderbau aus ihrem zwei Meilen umfassenden Häusermeere unter achtzig Kirchen als die berühmteste hervorragt. Der Totaleindruck ist nicht so überwältigend, wie der des Kölner Doms.

Während uns dieser mit einer düstern, tritt uns jener mit einer freundlichen Majestät entgegen. Im weißen, neugothischen Gewande, unter sonnigblauer Kuppel steht er, der Repräsentant des heitern südlichen Kultus, umnahmet von milderen Lüften. Es ist, als riefen die 4500 Marmorgestalten, welche, wie durch einen Zauber auf seine Zinnen gefesselt, herabschauen und noch lauter das auf der höchsten Spitze thronende, vergoldete Standbild der Madonna, der dieses achte Wunderwerk der Welt, wie die Mailänder den Bau mit Stolz nennen, geweiht ist: Hier bete an! Den Dom in allen seinen Einzelnheiten zu wollen, daß die Seele ein einigermaßen anschauliches Bild von ihm empfinge, erfordert ein Werk. Noch wird alljährlich daran gebessert und gebaut. Nur Sanct Peter und der Dom zu Sevilla übertreffen ihn an Größe. Der Aufgang zum Dache und Thurme befindet sich in der Ecke des südlichen Querschiffs.

Wir ersteigen im Halbdunkel 194 gewundene Steinstufen und erreichen die erste sonnenbeleuchtete Gallerie. Diese führt nun bequeme Marmortreppen auf- und abwärts zu andern, und zwar so sicher, daß die Schwindelsüchtigsten sie besteigen und durchwandern können. Die Wege führen zwischen, ich möchte sagen, arabeskenartig durchbrochenen Marmorbrecken eines mit Bildsäulen geschmückten labyrinthischen Gartens.

Diese freistehenden Marmorbrecken werden durch mächtige wagerecht durch den Marmor gehobrte Eisenstangen zusammengehalten. Achtundneunzig gothische Spitzthürmchen schießen zwischen den Gallerieen in die Luft.

So erreichen wir allmälig das im stumpfesten Winkel sich abschrägende Dach. Auch dieses besteht aus zusammengefügten Marmorplatten. Auch auf dem Dache steht man schwindelfrei, weil das Auge wegen der dasselbe umkränzenden Gallerieen, Spitzthürmchen und Bildsäulen nicht unmittelbar in die Tiefe zu schauen vermag. Die Aussicht aber ins Weite, entweder auf die entfernteren Theile des Häusermeers oder auf die nördliche Alpenwelt oder endlich auf die im Dufte der Ferne bis zum blauen

Digitized by Google

Apennin verschwimmenden südlichen Ebenen ist, besonders bei hellem Wetter, eine entzückende. Links erhebt sich vielgipflich der Monte rosa, nördlicher die Höhen und Schneefelder des Simplon, welche einige der höchsten Berner Gletscher überragen, und rechts der Gotthard.

Berge und Thürme sind immer die besten Logen, aus denen wir das große Panorama der Kunst und Natur überschauen. Zwei über dem Marmorlabyrinthe hervorragende Thürme werden auf Wendeltreppen erstiegen. Im Vorgemache werden bronzene und silberne Denkmünzen mit dem Bilde des Domš feilgeboten.

Das Innere der Kirche macht einen kaum minder majestätischen Eindruck. Nur ist zu bedauern, daß das darin herrschende Halbdunkel einem befriedigenden Anschauen der zahlreichen Denkmäler einigen Eintrag thut. Sie hat fünf Schiffe, welche durch 52 mit marmornen Standbildern geschmückte, kolossale Pfeiler getrennt werden. Die Gewölbdecke ist so täuschend gemalt, daß man glaubt, sie bestehe aus durchbrochenen Steinverzierungen.

Wir stehen vor einem viereckigen über Glasscheiben gezogenen Gitterwerke, welches drei Fuß hoch aus dem Boden der Kirche sich erhebt. Durch eine Oeffnung in demselben steigt man auf Marmorstufen in eine beständig erleuchtete kleine Krypte hinab. Es ist die Gruft des San Carlo Borromeo, einstigen Grafen und Erzbischofs von Mailand, der den Dom verschönerte, die Kirchenzucht besserte und in Pest und Hungersnoth aufopfernd half und wirkte. Die Gruft ist reich an Gold- und Juwelenschmuck, den der Versforbene wohl lieber in den Händen der Armuth wuchern, als hier todt und ungenützt prangen sähe. Einen unangenehmen Eindruck macht die, wenn gleich für den Anatomen anziehende Bildsäule des Bartholomäus von Agrate, da der Heilige geschunden mit bloßgelegten Bändern und Muskeln dargestellt ist. Besonders nennenswerthe Kunstwerke hat die Kirche nicht aufzuweisen. Die heiligen Kunstschätze jedoch, welche in hohen mit trefflich geschnitzten Thüren versehenen Schränken einer der Seitenkapellen aufbewahrt und auf Verlangen von einem Kirchendiener gezeigt werden, verdienen immerhin die Besichtigung. Da eben einige Fremde sich dazu eingefunden hatten, schloß ich mich denselben an. Im Innern der Schränke funkelt dem Auge eine Fülle silberner und silbervergoldeter Urnen, Altarleuchter, Kandelaber, Kruzifixe, Kelche, Monstranzen, Patenen und edelsteinbesetzter Reliquienkästchen, meist Geschenken fürstlicher Personen, entgegen. Auch die Glasmalereien der drei Chorfenster, Kopien alter Gemälde, welche in neuerer Zeit von Bertini verfertigt sind, verdienen näher betrachtet zu werden.

Im westlichen Stadttheile, in abgelegener, stiller Umgebung liegt die Kirche San Ambrogio. Sie ist im romanischen Stile und im neunten Jahrhundert angeblich auf den Trümmern eines Bacchustempels erbaut, auf dessen noch sichtbaren Säulenknäufen der Chor ruht. Schöner konnte der Sieg des Evangeliums über das Heidenthum nicht symbolisirt werden; nur schade, daß um dieses Sieges willen ein Werk römischer Baukunst zertrümmert werden mußte.

Hier war es, wo der Bischof Ambrosius einst mit Unerschrockenheit ein moralisches Richteramt gegen einen Gekrönten übte. Er verschloß bußefordernd die Thore der Kirche dem Kaiser Theodosius dem Ersten, als er, von Thessalonich zurückgekehrt, wo er einen Aufstand mit unerhörter Grausamkeit unterdrückt hatte, Eintritt begehrte, und Theodosius beugte sich dem Spruche. Hier war es, wo sich sowohl die lombardischen Könige, als die deutschen Kaiser durch die später zu Monza aufbewahrte eiserne Krone in ihrer Würde bestätigen ließen.

Das düstere Innere enthält einige Grabmäler von sehr hohem Alter und unter ihnen das aus der ersten Zeit des Christenthums stammende des Stilico, das unter der Kanzel steht. Die Steinreliefs deuten auf die Anfänge der Kunst. Gleich merkwürdig sind die Goldmosaiken, welche einer früheren Zeit als der der Markuskirche in Venedig angehören und in Composition und Farbentönen wunderbar erhalten sind. Neuere Arbeiten sind ein al fresco gemalter Ecce homo von Luini und eine Marmorstatue der betenden Madonna. Das Eingangsportal und die Vorhalle sind mit alten Inschriften und Wandmalereien im altbyzantinischen Stile bedeckt. Von beiden Seiten des Eingangsportals auslaufende, säulengetragene Korridore bilden eine Art Vorhof der Kirche.

Ein schönes Gebäude, dessen Chor und Kuppel im fünfzehnten Jahrhundert nach dem Entwurfe Bramante's erbaut wurden, ist die am westlichen Thore (Porta vercellina) belegene Klosterkirche Santa Maria della Grazie. Was sie aber, abgesehen von ihren schönen Fresken und Gemälden, zu einem Wallfahrtsorte aller Reisenden macht, ist das in Oelfarben auf Kalk gemalte, weltberühmte Abendmahl von Leonardo da Vinci im früheren Refectorium. Ich betrat einen ziemlich düstern Saal, den hohe, vergitterte Fenster kaum hinreichend erhellen und von dessen augenscheinlich feuchten Wänden stellenweise die Tünche abgefallen war. Ich habe nie ein unwohnlicheres Refectorium betreten. Von Sesseln, geschweige Divanš ist keine Spur. Einige Rohrstühle und Staffeleien, auf denen größere und verkleinerte Kopien des Meisterwerks zum Verkaufe ausgestellt waren, das allein im Stande ist, den Fremden hierher zu locken, stehen in dem übrigens leeren Raume.

Rechts vom Eingange in denselben bedeckt das Meisterwerk Leonardo's fast die ganze Seitenwand. Obgleich einzelne Stellen in demselben und selbst ein Theil des Gesichts Christi beschädigt erscheint, obgleich die Farben von ihrer ursprünglichen Frische Vieles verloren haben, weil das Bild durch die Verschalung eines Tabernakels lange verdeckt gewesen, ist doch der Eindruck, den es auf jeden denkenden Beschauer macht, ein unbeschreiblicher.

Mag auch die civilisirte Welt von Kopien desselben überschwemmt sein, genug, der Gedanke: Dies ist das Original: hier stand der Künstler und schuf es! ergreift die Seele. Es ist eine geniale Kunstschöpfung verstossener Jahrhunderte. Das historische Interesse und die Phantasie, von der lebensgroßen Darstellung eines überdies heiligen Momentš gefesselt, arbeiten einander in die Hände, um den Geist Schauer der Entzückung fühlen zu lassen. Bewunderungswürdig sind die verschiedenen Charaktere der Apostel gezeichnet, in deren Mitte sich die Gestalt Christi wie eine Sonne unter Sternen hervorhebt. Eine Restauration der beschädigten Bildtheile muß eine Sache der Unmöglichkeit sein, sonst begriffe sich's nicht, warum nicht, mindestens der Erhaltung wegen, ein Versuch der Art gemacht worden ist.

Warum aber zieht man durch den Saal keine Mauer, reinigt die stanbigen Platten des Fußbodens, giebt dem Bilde ein helleres Licht und den Nebenwänden Schmuck, damit das Bild allein darin herrsche und man nicht, wie jetzt, schmerzlich bedauern muß, daß das gegenüber dem Abendmahle al fresco, ebenfalls in Lebensgröße gemalte Bild der Kreuzigung von Montorfano, das, wenn gleich an sich trefflich, jenem die Meisterschaft zuerkennen muß, besser erhalten ist, als jenes!

In Leonardo kämpfte Ungeduld und Unzufriedenheit mit seinen Darstellungskräften gegenüber den in seiner Seele ruhenden Ideálen und wirkte hemmend auf seine Arbeiten. Wolle immer, was du sollst, war sein Wahlspruch. Daher mag die Sage stammen, daß der Kopf Christi von ihm absichtlich unvollendet gelassen sei, weil er an der Darstellung der Göttlichkeit des Ausdrucks verzweifelt habe.

Digitized by Google

An der Contrada di Borgo nuovo liegt die Brera, ein früheres Jesuitencollegium. Jetzt enthalten die Räume dieses Gebäudes die Bibliothek der Akademie und die vorzüglichste Gemäldesammlung. Ein hohes Portal mit Durchgang führt in einen innern Hof. Zur Linken desselben ersteigt man auf breiten Steintreppen offene Korridore, welche gerade aus zur Bibliothek und rechts auf einer steigenden Treppenflucht zur Gemäldegallerie führen. Den Hof schmücken die marmornen Standbilder dreier mailändischer Gelehrten, nämlich des Architekten Cagnola, des Mathematikers Fra Bonaventura Cavalieri und des Rechtsgelehrten Beccaria. Der letztere hat sich in der juristischen Welt auch des Nordens dadurch einen Namen gemacht, daß er in einem seiner Werke die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe mit den schärfsten Waffen bestritt. An den Hof schließt sich der botanische Garten, der auf den Corso del monte di pieta ausmündet, so daß man auch von dort zur Brera gelangen kann.

Die Gemälde, theils Oelgemälde, theils Fresken, welche letztere, von den Wänden der zahlreichen Klöster abgelöst, man hier dem Untergang entzogen hat, sind in dreizehn Säle vertheilt. Die namhaftesten Meister, von denen die Sammlung Werke besitzt, sind: Tizian, Domenichino, Tintoretto, Palma Vecchio, Paolo Veronese, Gentile Bellini, Guido Reni, Guerrino, Luca Giordano und Salvator Rosa. Eine Perle der Sammlung ist Rafaels Sposalizio oder Vermählung der heiligen Jungfrau. Sie trägt ein blaues Gewand. Unnachahmlich schön ist ihre sanft geneigte Haltung, aus der jungfräuliche Demuth spricht: Siehe, ich bin des Herrn Magd! Das Bild ist mit bewundernswürdiger Feinheit ausgeführt, und doch treten alle Figuren wie lebend hervor. Das Bild ist so bekannt, daß ich mich einer nähern Beschreibung enthalten kann.

Dasselbe Lob verdient Tizians heiliger Hieronymus. Paolo Veronese's Hochzeit zu Kana ist in der breiten, farbenreichen Manier dieses Meisters gemalt, erreicht aber nicht sein denselben Gegenstand darstellendes Bild in der Dresdener Gallerie, weil hier namentlich der südliche Goldton in den Fleischpartieen kräftiger hervortritt. Gentile Bellini's Predigt des heiligen Markus verräth die trockene, steife und ängstliche Manier, die dem jungen Tizian, der zuerst sein Schüler war, so widerstand, daß er ihn verließ. Der Meister war so fest von der Richtigkeit seiner Manier überzeugt, daß er dem Jünglinge bedauernd nachrief: Er werde es zu nichts bringen, wenn er davon abweiche.

Nordwestlich von der Stadt liegt zwischen Anlagen und dem großen Waffenplatze (Piazza d'armi) das Kastell oder die Citadelle, ein alterthümliches, unregelmäßiges, aber festes Gebäude, worin ehemals die Herzoge von Mailand, die Visconi und Sforza residirten. Die Umgebung des Kastells, früher durch Alleen beschattet und verschönert, liegt seit dem Jahre 1849, wo Radetzky jene Alleen aus strategischen Gründen fällen ließ, den glühenden Pfeilen der Sonne ausgesetzt. Es ist doch einigermaßen tröstlich, dachte ich, als ich lässig auf die Polster der Droschke hingestreckt an den in kriegerischen Uebungen begriffenen Truppen vorbeifuhr, daß sie weiße Uniformen tragen.

An der Nordseite des Waffenplatzes liegt die von Napoleon gegründete Arena, ein den römischen nachgebildeter Cirkus. Dieses riesige Eirund, von zwanzig bis dreißig Fuß hohen geböschten Rasenwällen umgeben, deren Spitzen sich in breite mit großen Steinwürfeln gepflasterte Plattformen abflachen, während die Wälle von Quadersteintreppen in symmetrischen Zwischenräumen sowohl in paralleler als senkrechter Richtung durchschnitten werden, faßt dreißigtausend Menschen. An vier Seiten sind die Wälle in gleichem Niveau mit der innern Arena selbst tunnelartig durchbohrt, und diese Tunnel bilden die Eingangsportale, und innerhalb derselben befinden sich auch die Vorrichtungen, durch welche die ganze Arena unter Wasser gesetzt werden kann. Ein kleines villaähnliches Gebäude, die Wohnung des Aufsehers, steht auf dem südlichen Walle. Dieser Cirkus liegt, wie es scheint, vielleicht wegen seiner sonnigen Lage oder aus persönlichen Gründen fast unbenutzt, da das Gras zwischen den Quadern ungestört wuchert.

Auch auf der südwestlichen Seite jenes Waffenplatzes hat Napoleon sein Gedächtniß verewigt, indem er hier am Ausgangspunkte der von ihm erbauten Simplonstraße im Jahre 1804 einen Triumphbogen (Arco del Sempione) errichten ließ. Er besteht ganz aus weißem Marmor, ist im edelsten griechisch-römischen Stile vom Architekten Cagnola erbaut und hat drei hohe parallel liegende Durchgangsportale. Seit dem Jahre 1829 ist eine demonstrative Metamorphose mit ihm vorgenommen. Durch Beseitigung der die französischen Waffen feiernden Reliefs und der früheren Inschriften ist aus dem Arco del Sempione ein Arco della Pace und aus dem napoleonischen ein kaiserlich österreichisches Bauwerk geworden. Die Inschrift nach der Stadtseite lautet jetzt und wieder, damit das Volk sie nicht lesen könne, im römischen Lapidarstile: Imp. et Regi Francisco I. Augusto adsertori perp. faustitatis parenti pub. pace populis porta Longobardia felix d. d. „Dann wird endlich dem Unsinne römischer Inschriften auf deutschen Gebäuden ein Ziel gesetzt werden! Man scheint fast an eine römische Zukunft zu glauben. O Deutsche! Da es schwer wird, aus den oft geschmacklosen Darstellungen der Reliefs deren Bedeutung zu erkennen, so mögen hier folgende Erklärungen Platz finden: Das Relief links unter der großen Korniche stellt den Einzug des Kaisers Franz in Mailand dar, eines über diesem die Schlacht bei Culm und darunter die Uebergabe von Dresden, drei mit diesen correspondirende Reliefs zur Rechten die Gründung des lombardischen Königreichs, den Uebergang über den Rhein und die Einnahme von Lyon. Der mittlere große Durchgangsbogen schildert die Gründung des heiligen Bundes und die Siege bei Arcis sur Aube und Lyon und endlich die andere Korniche die Stiftung des Ordens der eisernen Krone, die Einnahme von Paris, den Einzug der Verbündeten in Paris und den des Generals Neipperg in Mailand. Sämmtliche Reliefs sind von Marchesi entworfen und in Marmor ausgeführt. Die Plattform schmückt das bronzene Standbild der Friedensgöttin, welche auf einem mit sechs Pferden bespannten Triumphwagen steht, und jede der vier Ecken eine berittene Victoria.

Das nächst dem Theater San Carlo in Neapel größte in Europa, das della Scala in Mailand, läßt sich im Spätherbste, wo ich es besichtigte, nur in seiner Leichentracht sehen, da in der Regel nur in den Wintermonaten dort gespielt wird, weil dann der mailändische Adel seine Villeggiaturen beendet und die städtischen Paläste wieder bezogen hat. Die vornehmsten Familien der Stadt besitzen in diesem Theater nicht weniger als einhundertunddreißig Logen (Palchi), in deren Besitze sie sich durch eine jährlich zu zahlende Abgabe erhalten. Die Kosten der mehr oder minder glänzenden innern Ausschmückung der Logen haben sie selbst zu stehen. An jede Loge schließt sich ein Ankleidezimmer, vor dessen Trumeaux sich die weiblichen Schmetterlinge entpuppen und ihre farbenreichen, gold-, silber- und juweleustrahlenden Flügel ausbreiten, ehe sie sich den zahllosen Blitzen bewaffneter und unbewaffneter Augen des Parterres (Platea) und der übrigen Logen darbieten und ihre Eroberungen beginnen. Von dieser Herrlichkeit sah ich leider nichts. Die dunkeln Logenöffnungen starrten mir gespenstisch entgegen. Todte Stille herrschte in den majestätischen Räumen und wurde nur durch Geschwätz des Führers unterbrochen. — Ein Zug, der die Kunstmanie der

Digitized by Google

Italiener charakterisirt, ist, daß da, wo dieses sich wie ein kolossaler Kasten erhebt, früher eine Kirche gleiches Namens stand, die man wegriß. Opern und Ballete sind hier die besten in Italien.

Da im Theatro di San Radegonde gespielt wurde, begab ich mich dahin. Es wurde eine komische Oper von Donizetti gegeben: Don Pasquale, und die Zwischenakte füllten die beiden Schwestern Ferni, Virginie und Karoline, durch ihr Geigenspiel. Seitdem hat auch der Norden ihr Talent ehrend anerkannt. Sie wurden mit Beifall gehört und sieben Mal gerufen. Zum Danke spielten sie am Schlusse des Stücks unaufgefordert die bekannten Variationen des Karnevals von Venedig. Der Kunstenthusiasmus der Italiener läßt sich mit dem unsrigen nicht vergleichen, ohne daß uns das Zeugniß der Lauheit ertheilt würde. Während bei uns die Logen Bedenken tragen, an den Zeichen des Beifalls Theil zu nehmen, sind dort eben sie die tonangebenden. Herren und Damen sind aufgestanden und, über die Logenbrüstungen weit vorgebeugt, provociren sie durch ihr Klatschen und Bravorufen den Sturm des Hauses. Ich sah nie einen glänzenderen Halbkreis begeisterungstrahlender Gesichter, majestätischer Büsten, und schönerer Arme und Hände. Die Italienerinnen sind nie anziehender als im Zustande freudiger Aufwallung oder glühender Andacht.

Mailand ist eine der reichsten und bevölkertsten Städte Oberitaliens. An ihr Alterthum erinnern freilich nur einige schwache Reste römischer Thermen, aber welche Verwüstungsstürme sind auch über sie dahingefahren! Sie ist keine schöne Stadt, da sie viele alte, enge, unregelmäßige Straßen hat, besonders in den näheren und weiteren Umgebungen des Doms; doch fehlt es ihr auch nicht an neueren schönen. Dahin gehört der Corso, Corso della Grazie, di porta nuova, Ticinese, Francesco und der Borgo di porta orientale. Desto reicher ist sie an Fabriken und Manufacturen.

Die Umgebungen der Stadt sind sehr fruchtbar, darum fehlt es nicht an herrlichen Privat- und öffentlichen Gärten. Besonders lebhaft ist der Giardino pubblico an der Porta orientale. Das Straßenpflaster ist trefflich. Den fehlenden Fluß ersetzen zwei Kanäle, der Naviglio grande, welcher die Olona mit dem Tizino, und der Naviglio della Martisana, der jenen mit der Adda verbindet.

* Altspanische jocose Romanzen vom Amor.

Von Adolf Laun.

I.

Amor und der Tod.

In eine Schenke traten
Einst Amor und der Tod,
Zur Stunde, wo am Himmel
Erblich das Abendroth.

Sevilla war des einen,
Des andren Ziel Madrid,
Ihr Bündel schleppend traten
Sie ein mit müdem Schritt.

Sie sahen aus, als wären
Sie der Justiz entflohn,
Auch ist ja Mord und Todschlag
Der beiden Profession.

Sie setzten sich zu Tische
Einander vis à vis;
Ein Scheusal, sprach Gott Amor,
Wie du bist, sah ich nie.

Da spannte seinen Bogen
Der Tod, von Zorn entbrannt,
Und schleunig nahm Gott Amor
Den feinigen zur Hand.

Da aber trat beschwichtgend
Der Gastwirth zwischen sie,
Und schmausend machten beide
Jetzt gute Compagnie.

Im Hause fehlt's an Betten,
Was ließ dabei sich thun?
Sie mußten sich bequemen,
Auf einer Bank zu ruhn.

Sie hingen Pfeil und Bogen
Vorsorglich an die Wand;
Daß sie am andren Morgen
Beim Ausmarsch sei'n zur Hand. —

Gott Amor war der erste,
Ihn trieb die Ungeduld,
Er fragte nach der Zeche
Und zahlte seine Schuld.

Der Wirth gab ihm den Bogen
Des Todes aus Versehn,
Er nahm ihn hin ganz arglos
Und hing ihn um im Gehn.

Als aus dem Schlafe gähnend
Der Tod ist aufgewacht,
Hat er mit Amors Waffen
Sich auf den Weg gemacht. —

So kommt's, daß Amors Bogen
Tod und Verderben bringt,
Sobald den jungen Leuten
Ins Herz sein Pfeilschuß dringt.

Des Todes Pfeil dagegen
Trifft mit der Liebe Macht
Bejahrte Leute, denen
Er sonst den Tod gebracht. —

Die Welt hat sich verkehret,
Was weiß war, ist jetzt roth,
Des Todes Pfeil bringt Leben,
Der Liebe Pfeil bringt Tod. —

II.

Amor in der Schenke.

Zur Schenke kam Gott Amor,
Weil's rauh und stürmisch war,
Mit schlaffer Bogensehne
Und nassem Flügelpaar.

Doch als der Wirth ihn schau[illegible]e,
Sprach er das rauhe Wort:
Hier ist für dich kein Obdach,
Geh' du nur wieder fort!

Der Arme hätte gerne
Gerochen diese Schmach,
Doch da die Waff' ihm fehlte,
Wär's besser, daß er sprach:

„Ich bin der schönen Göttin,
Ich bin der Venus Sohn,
Das ganze Weltall beugt sich
Vor meiner Mutter Thron.“

Doch Scheu und Ehrfurcht kennen
Gemeine Seelen nicht,
Was Wunder, daß mit Hohne
Der Wirth zu Amor spricht:

Digitized by Google

„„Bist du ein Sohn der Göttin,
Dann siehst du lumpig aus,
Für Liebe, die nicht zahlet,
Giebt's nichts in meinem Haus.““

Einst warst du groß und mächtig,
Doch ist die Zeit vorbei,
Wo dich die Menschen ehrten
Mit Hymnendudelei.

Wo um den Schatz zu sehen
Ein Tropf zum Fisch sich macht,
Von Sestos nach Abydos
Schwimmt durch die Mitternacht;

Es wär ihm besser worden,
Wär' er ins Bett geduckt
Und hätte statt Seewasser
Ein Gläschen Wein geschluckt;

Das ist ein schönes Mittel
Bei Herz- und Liebespein,
Daß man, die Gluth zu löschen,
Seewasser saugt hinein!

Und jener andre Dummkopf,
Der sich im Babelland
Erstach, weil er am Boden
Zerrissne Tücher fand,

Und sie, die dumme Thisbe,
Vermehrt den Unsinn noch
Und bohrt, um ihm zu folgen,
Sich in die Brust ein Loch. —

Trügst du nicht deine Binde,
Und säh' dein Auge klar,
Du würdest selber sagen,
Daß, was ich sage, wahr.“

Gott Amor findet richtig
Das Wort, das jener sprach,
Und ändert sein Verfahren
Noch an demselben Tag;

Vom Aug' fällt ihm die Binde,
Er sieht auf Geld und Gut
Und räth nun jeder Schönen,
Daß sie ein Gleiches thut. —

So kommt es, daß die Liebe
Geschätzt wird nach dem Geld,
Und daß nur, wer was bringet,
Zufrieden wird gestellt.

Doch wer mit leeren Händen
Erscheint, dem klingt das Wort:
„Hier ist für dich kein Obdach,
Geh du nur wieder fort.“ —

III.

Amor und Venus.

Auf Cyprus Insel spielte
Einst Amor zart und klein
Mit andren lust'gen Burschen
Im duft'gen Rosenhain.

Der eine suchte Nester,
Klomm hoch zum Baum hinauf,
Der andre sprang und haschte
Den Schmetterling im Lauf;

Der eine macht' ein Bett sich
Aus Binsen und Geflecht,
Der andr' im hohlen Baumstamm
Ein stolzes Schloß zurecht.

Derweilen hatte Amor
Den Bienenkorb entdeckt
Und die Gespielen rufend
Die Hand hineingesteckt.

Doch sieh! den Tollkopf strafet
Sogleich ein scharfer Stich,
Die and'ren Knaben fliehen,
Und er ist außer sich;

Er läuft zu seiner Mutter
Mit kläglichem Gesicht,
Wobei er unter Thränen
Mit lautem Wehruf spricht:

„Mama, mich stach ein Bienchen,
Der Stachel war ganz klein,
Doch können Schlangenbisse
Fürwahr nicht schlimmer sein.“

Da lächelt seine Mutter,
Denn Rache ist es ja,
Daß er in's Herz ihr zielte,
Als sie Adonis sah.

Und sagt zu ihrem Söhnlein:
„„Ruf du nur Weh und Ach,
Du und die Bien' ihr gebt Euch
An Grausamkeit nichts nach.““

* Christlicher Wucher mit einem türkischen Prinzen.

Von Karl Seifart.

Im vorigen Jahrgang dieser Blätter wurde aus einem Vortrage J. G. Kohls Einiges zur Charakteristik der Türken mitgetheilt, welches die von vielen unbefangenen und gut unterrichteten Reisenden gemachte Beobachtung bestätigte, daß sich die Türken durch Rechtlichkeit, Gradheit und durch eine noble Gesinnung sehr vortheilhaft von den Griechen, Armeniern, Montenegrinern und andern christlichen Völkern der europäischen Türkei und Kleinasiens unterscheiden. In der That hat denn auch der christliche Fanatismus den „Erbfeind“ in ein weit schlimmeres Licht gestellt, als er verdient, und die Türken so lange zu einem Ausbund von Grausamkeit und Barbarei gemacht, bis die unparteiische Beobachtung der vorurtheilsfreieren und gerechteren Neuzeit einerseits, sowie ein genaueres Studium der geschichtlichen Beziehungen der Osmanen zu den christlichen Völkern andererseits einer richtigeren und günstigeren Meinung von den Charaktereigenthümlichkeiten der Türken mehr und mehr Eingang verschafften.

Die Türken des 16. und 17. Jahrhunderts, vor deren wilder, tobsüchtiger Tapferkeit die christliche Welt erzitterte, haben sich trotz aller Barbarei der Kriegführung nicht mit solch raffinirten Grausamkeiten gebrandmarkt, wie die damaligen Spanier, Franzosen und Deutschen (wir dürfen, was letztere betrifft, nur an die Gräuel des dreißigjährigen Kriegs und an die Kriegführung des österreichschen Generals Copp gegen die „Malcontenten“ in Ungarn erinnern); und was die Heilighaltung der Eide und Verträge anbetrifft, so geben schon christliche Schriftsteller des 16. Jahrhunderts den Türken das Zeugniß, daß sie in dieser Beziehung die Christen beschämten.

Ein empörendes Beispiel perfider und gemeiner Politik seitens christlicher und allerchristlichster Mächte trat gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu Tage, als man mit dem gefangenen türkischen Prinzen Dschem viele Jahre hindurch einen förmlichen Schacher und Wucher trieb und den „Beherrscher der Gläubigen“ um große

Digitized by Google

Schätze beschwindelte. Das tragische, durch eine Verwicklung eigenthümlicher Verhältnisse romantisch angehauchte Schicksal jenes Prinzen war in kurzen Zügen folgendes: Bei Mohamed's II. Tode hatte dessen ältester Sohn, Bajasid, die Statthalterschaft von Amasia inne, während der zweite Sohn, Dschem, mit der Statthalterschaft von Karaman betraut war. Dschem, ein begabter, wohlwollender, aber im Sinnengenuß verweichlichter Jüngling, ließ sich verleiten, seinem ältesten Bruder, dem rechtmäßigen Nachfolger, die Herrschaft mit Gewalt der Waffen streitig zu machen, wurde aber von dem energischen Bajasid in mehreren Schlachten überwunden und rettete kaum das nackte Leben nach Kairo, wo er von dem Sultan von Aegypten ehrenvoll empfangen und ihm ein dauernder, fürstlicher Wohnsitz geboten wurde. Allein Dschem ließ sich von dem vertriebenen Fürsten von Karaman, Kasimbeg, zu einem zweiten Feldzuge gegen Bajasid verleiten und rückte mit einer nicht unbedeutenden Streitmacht im Jahre 1482 bis unter die Mauern von Konia vor, wurde aber von seines Bruders schnell zusammengezogenen Truppen wiederum auf allen Punkten zurückgeschlagen und entkam nur mit genauer Noth der Gefangenschaft. Kasimbeg gab dem Flüchtling den verhängnißvollen Rath, sich nach Europa einzuschiffen und die Hülfe der Rhodiser-Ritter für weitere Unternehmungen nachzusuchen. Zu seinem Unheil befolgte Dschem diesen Rath und fand die Rhodiser sehr bereitwillig zu seiner Aufnahme und zu seinem Schutz, denn er war ihnen sowohl ein kostbares Unterpfand für eine günstige Lösung ihrer Streitigkeiten mit Bajasid, als auch ein vortrefflich bezahlender Kostgänger.

Dschems Empfang auf Rhodus war ein ehrenvoller und die Behandlung, die er erfuhr, seinem hohen Range angemessen, allein er war ein Gefangener und blieb fortan der Spielball der hartherzigsten und habsüchtigsten Politik. Die Rhodiser schickten ihren Gefangenen, als sie ihn auf der Insel vor den Nachstellungen des Papstes und anderer europäischer Fürsten, welche sich seiner gern zu demselben Zweck wie die Rhodiser bemächtigt hätten, nicht mehr sicher glaubten, unter starker Bedeckung auf eine der französischen Besitzungen des Ordens. Hier in Frankreich behandelte man den Gefangenen rücksichtsloser, trennte ihn von seinem Gefolge und schleppte ihn fünf Jahre lang in strenger Haft von Burg zu Burg.

Dschem wurde auf's sorgfältigste versteckt, weil fast alle europäischen Fürsten in den Versuchen nicht nachließen, den Sohn Mohamed's in ihre Gewalt zu bekommen, um sich seiner zu politischen und habsüchtigen Zwecken zu bedienen. Neben dem Könige von Frankreich suchte besonders König Mathias von Ungarn den Papst Sixtus IV. zu bewegen, seinen Einfluß auf den Großmeister der Rhodiser dahin geltend zu machen, daß ihm der gefangene Prinz ausgeliefert werde; Sixtus machte auch, mit dem Hintergedanken den ausgelieferten Prinzen nachher für seinen eigenen Zweck zu benutzen, solche Versuche, jedoch ohne Erfolg, denn die Vortheile, welche der Orden durch die Bewahrung des Prinzen gewann, waren nicht allein von großer politischer Bedeutung, sondern halfen auch der Ordenscasse auf, da Bajasid sich hatte großmüthig genug finden lassen, für seinen auf einer obscuren, französischen Burg schmachtenden Bruder den Rhodisern ein jährliches Kostgeld von 45,000 Ducaten zu zahlen. Diese Kostgelder, zu welchen noch ansehnliche Geschenke und auch namhafte Beisteuern von Dschem's Familie kamen, wurden den Rittern immer aufs gewissenhafteste ausgezahlt, bis im Jahre 1488 auf das wiederholte Drängen, Drohen und Ermahnen des heidischen Papstes Innocenz VIII. der Gefangene der päpstlichen Gewalt übergeben wurde; doch behielten sich die Ritter vor, daß der Prinz auch ferner einer aus Rhodisern bestehenden Schutzwache anvertraut werde, und daß der Papst sich verpflichte, 10,000 Ducaten zu zahlen, wenn er Dschem ohne Zustimmung des Königs von Frankreich an einen andern Monarchen verhandele. Der Papst bewilligte diese Bedingung und vermehrte auch in der Freude, nun bald einen lebendigen Stein der Weisen in Händen zu haben, ansehnlich die Rechte und Privilegien des Ordens.

Im März des Jahrs 1489 traf der Türkenprinz unter ungeheurem Volkszulauf in Rom ein, wo er zwar auf's glänzendste empfangen wurde, jedoch bald genug auch hier erfahren mußte, daß er das Unglück hatte, ein Gefangener zu sein, den man auf die schmählichste Weise auszunutzen suche. Zunächst hatte der brave Muselmann verschiedene Bekehrungsversuche zu erdulden, war aber im Gefühl seiner Würde weder zum Uebertritt noch zu einer christlich-sclavischen Verehrung des Papstes zu bewegen; sein Benehmen blieb bescheiden, aber gemessen und würdevoll. Innocenz dachte nun zunächst an einen möglichst großen Geldermerb und ließ sich von Bajasid das Kostgeld für Dschem gleich auf drei Jahre in der runden Summe von 120,000 Ducaten vorausbezahlen. Damit nicht zufrieden, wußte er den Sultan, unter dem Versprechen von Dschem's Auslieferung, noch um andere bedeutende Summen zu prellen und ließ sich zugleich in Unterhandlungen mit dem Sultan von Aegypten ein, welcher für die Auslieferung Dschem's nicht allein 400,000 Ducaten, sondern auch die Wiederherstellung des Königreichs Jerusalem zusagte. Papst Innocenz VIII. starb indeß über diesen Handel hinweg und hinterließ den einträglichen Gefangenen seinem saubern Nachfolger Alexander VI., der, seinem Charakter gemäß, natürlich noch mehr als sein Vorgänger darauf bedacht war, möglichst viel Geld und Vortheile aus dem Türkenprinzen herauszuschlagen.

Der edle Borgia machte zunächst dem König von Frankreich Hoffnung, durch Benutzung Dschem's Jerusalem und andere Provinzen des osmanischen Reichs zu gewinnen, bald aber mochte es ihm vortheilhafter erscheinen als Gegner des Königs aufzutreten und sich mit Bajasid einzulassen, den er zu den größten Zugeständnissen zu bewegen wußte. Der geheime Unterhändler des Papstes Georg Bucciardo hatte nämlich dem Sultan vorgestellt, daß der Frankenkönig sich in Rom der Person Dschem's bemächtigen wolle, um mit ihm die Eroberung des osmanischen Reichs zu versuchen, der Sultan solle daher sehr auf seiner Hut sein, vor allem aber möge er so schnell als möglich die bekannten 40,000 Ducaten Kostgelder entrichten, die zur Bewachung des Prinzen durchaus nöthig wären. — Bajasid ließ sich einschüchtern und übersandte dem Papst das folgende Schreiben, welches für diese Verhältnisse und die dabei betheiligten Persönlichkeiten so charakteristisch ist, daß wir es hier seinem wesentlichen, von Zinkeisen in der Geschichte des Osmanischen Reichs mitgetheilten Inhalte nach wiedergeben: „Euer Gesandter hat uns mitgetheilt, daß der König von Frankreich damit umgehe, sich unsers Bruders Dschem zu bemächtigen, welcher in Eurer Gewalt ist. Das wäre aber sehr gegen unsern Willen, und dürfte Eurer Hoheit den größten Nachtheil und der gesammten Christenheit nur Schaden bringen. Deßhalb sind wir zugleich mit dem genannten Gesandten Georg auf den Gedanken gekommen, daß es für die Ruhe, den Nutzen und die Ehre Eurer Hoheit, ebenso wie zu meiner Befriedigung gut sein würde, wenn ihr meinen Bruder Dschem, welcher doch der Sterblichkeit unterworfen ist, umbringen ließet. Mir würde dies im höchsten Grade angenehm sein. Und wenn Eure Hoheit geneigt wäre, sich uns hierin gefällig zu erweisen, wie wir von Eurer Klugheit vertrauensvoll erwarten, so müßt Ihr genannten Dschem so schnell wie möglich auf die Eurer Hoheit am meisten zusagende Weise aus den Bedrängnissen dieser Welt erlösen und seine Seele in eine andere Welt versetzen,

Digitized by Google

wo er besser der Ruhe genießen wird. Wenn Eure Hoheit dies ausführen will und uns seinen Körper nach irgend einem Orte diesseits des Meeres zuschickt, so versprechen wir, Sultan Bajasid, Eurer Hoheit am beliebigen Orte 300,000 Ducaten zum Ankauf irgend eines Besitzthums für Eure Söhne. — Ueberdies versprechen wir Eurer Hoheit, Zeit unsers Lebens mit Euch in guter und inniger Freundschaft zu verbleiben und Euch ohne falsch jede Gefälligkeit und jeden Dank zu erweisen. Ich verspreche Euch ferner, zu Eurer besondern Genugthuung, daß weder von mir selbst, noch von meinen Leuten den Christen, welcher Art und Beschaffenheit sie auch sein mögen, ein Hinderniß in den Weg gelegt, noch ein Schaden zugefügt werden soll, weder zu Land, noch zu Wasser, es müßte denn sein, daß Jemand uns oder unseren Unterthanen Leids zufügen wollte. — — Zu größerer Sicherheit beschwöre ich, Sultan Bajasid, alles Vorstehende, indem ich eidlich gelobe, Alles thatsächlich zu erfüllen und zu beobachten, was eben gesagt ist, und in Nichts dagegen zu handeln oder Eurer Hoheit zuwieder zu sein. Geschrieben zu Constantinopel, im unserem Pallaste am 15. September 1494."

Außer diesen Versprechungen brachte der Gesandte des Papstes gleich 80,000 Ducaten baar mit, zur Bestreitung der Unterhaltungskosten für Dschem auf zwei Jahre. Dieses Geld kam jedoch nicht in die Hände des Papstes, sondern ward von einem Anhänger des späteren Papstes Julius II. mit Beschlag belegt, da das perside Spiel, welches Alexander mit dem König von Frankreich gespielt, zu seinem eigenen Nachtheil ausgeschlagen war. Karl VIII. war nämlich als Sieger in Rom eingezogen und zwang 1495 den Papst zu einem Frieden, welcher die Bedingung enthielt, Dschem dem Könige gegen 20,000 Ducaten auf sechs Monate zu überlassen. Der so vielfach verhandelte und ausgenutzte Türkenprinz blieb aber nicht lange in der Gewalt des Königs; er starb bald nach seiner Ueberlieferung an einem schleichenden Gifte, welches ihm nach glaubwürdigen Zeugnissen von Alexander VI. beigebracht sein soll, entweder um des vom Sultan gebotenen Blutgeld zu verdienen, oder um den Prinzen nicht länger in der Gewalt des gehaßten Königs zu lassen. Die Leiche Dschems ward zunächst in Gaeta aufbewahrt, später aber dem Sultan ausgeliefert, welcher dieselbe zu Brusa in den Grabgewölben Murad's II. beisetzen ließ.

Mag man die Blätter der türkischen Geschichte von Ende zu Ende durchgehen, sie werden, so oft sie auch mit Blut getränkt sind und von Rohheiten und Brutalitäten eines halbcivilisirten Volkes erzählen, keinen Fall aufweisen, in welchem man türkischer Seits eine so perfide und gemeine Politik befolgt hätte, wie sie uns der Bücher christlicher Mächte mit dem unglücklichen Dschem vorführt.

* Ferdinand Hiller.

Bremen, 25. April 1861.

Heute hat uns Herr Kapellmeister Ferdinand Hiller aus Köln wieder verlassen, nachdem er den hiesigen Freunden der Kunst einen achttägigen Aufenthalt gewidmet hatte, für welchen sie ihm zum lebhaftesten Dank verpflichtet sind. Der Schluß der Concertsaison in Köln gestattete dem verehrten Gaste, so lange zu verweilen, und wenn wir daran eine große Freude hatten, so gestand er selbst, daß er gern so lange geblieben sei. Nachdem die ersten Tage durch anstrengende Proben zum Oratorium „Saul" und durch die Aufführung selbst in Anspruch genommen waren, verflossen die folgenden ruhiger; der Meister gab sich mit der ihm eignen Liebenswürdigkeit dem Privatverkehr hin und schloß mit dem gestrigen Abend im Künstlerverein seinen Aufenthalt in Bremen ab. Sein meisterhaftes Clavierspiel wird den Theilnehmern dieses Abends noch lange in der Erinnerung bleiben. — Die Aufführung des „Saul" ging am 20. nach der sorgfältigsten Vorbereitung durch den Gesangverein des Herrn Engel zur lebhaften Befriedigung Hillers vor sich; der Chor und das Orchester, welchen es eine besondere Freude war, unter der sicheren und ruhigen Leitung des Componisten zusammenwirken zu können, waren eifrig bemüht, dem Werke gerecht zu werden, und der Schöpfer desselben hat ihnen das beste Zeugniß ausgestellt. Wenn wir Herrn Behr als Saul, Fräulein Ecke als Michal besonders hervorheben, so sollen die Verdienste der Uebrigen damit nicht verkleinert werden; am wenigsten darf es unerwähnt bleiben, daß die Herren und Damen des Chors ihre schwierige Aufgabe mit großer Liebe und sehr gutem Erfolge lösten. Was das Werk selbst betrifft, so haben wir das früher schon mitgetheilte Urtheil von Bischoff bestätigt gefunden; es ist sehr zu wünschen, daß die an Schönheiten reiche, harmonisch sich entwickelnde Tondichtung weite Verbreitung finde.

In der gestrigen Versammlung des Künstlervereins bildete der Vortrag des Clavierconcertes von Mozart in D moll den glänzenden Mittelpunkt und ließ das Spiel Hillers im schönsten Lichte erscheinen. Ein so reiner Genuß, wie dieser Vortrag ihn gewährte, ist heutzutage sehr selten. Denn wenngleich wir den größesten Theil des Jahres überwunden haben, welches das Virtuosenthum als solches in der Zeit seiner Blüthe an sich trug, so haben wir doch noch immer mit schlimmen Auswüchsen desselben zu kämpfen, die den künstlerischen Eindruck beeinträchtigen. Hillers Spiel ist von keuscher, tadelloser Schönheit; es erinnerte uns lebhaft an Felix Mendelssohn, der zu seiner Zeit unerreicht dastand, und dem unser Gast als Spieler eng verwandt ist. Diese fleckenlose Reinheit und Klarheit, der wundervolle Anschlag, die künstlerische Ruhe und Anmuth des Vortrags entzückten die Zuhörer, welche eines solchen Genusses theilhaftig waren. Sollen wir unter den drei Theilen des Concertes einen Unterschied machen, was eigentlich ungehörig ist, so möchten wir dem Vortrage der Romanze den Preis ertheilen. Späterhin folgten einige kleinere Compositionen aus dem Gebiete der Salonmusik und endlich eine meisterhaft durchgeführte freie Phantasie, in welcher Hiller ein Lied, welches Herr Behr gesungen hatte, eine von ihm selbst kurz vorher vorgetragene Melodie und das „Gieb mir die Hand, mein Leben" tunstvoll zu einem Ganzen verwebte. Eine Anzahl von Mitgliedern der hiesigen Gesangvereine machte das Publikum mit einem Frauenchor aus dem „Ver sacrum" und dem vor einigen Wochen in diesem Blatte besprochenen Trauergesang Helsteins am Grabe Uhlands bekannt. Nach dem Concert endlich blieb eine Gesellschaft von fast zweihundert Personen bei einem Freimahle zu Ehren Hillers bis tief in die Nacht in der schönsten und heitersten Stimmung zusammen.

Bei dem großen und lebhaften Interesse, welches der Besuch unseres Gastes hervorgerufen hat, wird ein Bericht über das Leben und die künstlerische Entwickelung Hillers willkommen sein. Das Material dazu giebt das Universal-Lexikon der Tonkunst von Bernsdorff.

Ferdinand Hiller ist am 24. October 1811 in Frankfurt a. M. geboren. Bei seinem ersten Unterricht im Clavierspiel, den der Musikdirector Hofmann ihm gab, lernte er besonders Mozart'sche und Beethoven'sche Musik kennen und erhielt so die Keime zur Entwickelung eines edlen musikalischen Sinnes. Nach einiger Zeit kam er unter die Leitung von Aloys Schmitt, der ihn Seb. Bach zu spielen anhielt, ihn dabei in Mozart's und Beethoven's Werken weiterführte und überhaupt auf das Beste hinwies. Leider war dieser treffliche Unterricht etwas unregelmäßig, da ihn häufige Reisen Schmitt's unterbrachen. In seinem zehnten Jahre spielte H. zum ersten Male öffentlich in seiner Vaterstadt, und zwar ein Concert von Mozart. Im besondern fühlte er sich A. Schmitt noch dadurch verpflichtet, daß dieser ihn dem alten Vollweiler zum Unterricht in Harmonie und Kontrapunkt übergeben hatte, dem tüchtigsten Lehrer, namentlich für Harmonie, dessen Andenken er stets auf das dankbarste in seinem Herzen bewahrt hat. Er widmete sich diesen Studien mit Leidenschaft und machte sehr schnelle Fortschritte darin. Schon in seinem zehnten Jahre hatte er die ersten Kompositionsversuche gemacht, und im zwölften und dreizehnten komponirte er viel und vielerlei. Neben dem regelmäßigen Schulunterricht, in welchem er sich durch schnelle Auffassung, Scharfsinn und lebhafte Fantasie auszeichnete, hatte sich nun seine natürliche Anlage und seine Musik so augenscheinlich offenbart, daß sein Vater, ein allgemein hochst geachteter, sehr gebildeter Kaufmann, der einen wissenschaftlichen Beruf für seinen Sohn vorgezogen hatte, endlich dem Wunsche desselben und den Bitten der Mutter nachgab und ihm erlaubte, sich ganz der Tonkunst zu widmen. — In seinem vierzehnten Jahre nun kam H. nach Weimar zu Hummel. Dort sollte eigentlich mehr der Klaviervirtuose seine Ausbildung finden, als der Komponist, und doch fand das Gegentheil statt. Das Interesse am Schaffen stellte schon damals das Spielen in den Hintergrund — bei einem heranreifenden Jüngling, der bereits von sich sprechen machte und alle äußern Bedingungen besaß, um sich der Gesellschaft zu empfehlen, gewiß eine merkwürdige Erscheinung. Sie giebt eben-

Digitized by Google

sowohl Zeugniß für seinen Beruf zur Tonkunst, als für einen Charakter, dem die Befriedigung der Eitelkeit nicht unter der Lust stand, dem innern Drang zu künstlerischer Entwickelung zu genügen. Hummel, dessen sämmtliche Werke er binnen kurzer Zeit bei ihm durchgenommen, ließ ihn gewähren und nahm ein künstlerisches, warmes, ja man kann sagen väterliches Interesse an dem unerstärtlich aufnehmend und unermüdlich schaffenden jugendlichen Talent. Was Hiller in dieser Zeit — er blieb nicht ganz zwei Jahre in Weimar — alles zusammenschrieb an Sonaten, Liedern, Streichquartetten u. s. w., war in der That enorm. Auch für Orchester fing er hier an zu componiren; eine Ouverture, so wie eine zweite nebst Entr'acten zu Schiller's Maria Stuart wurden im Hoftheater aufgeführt. Wenn er in späteren Jahren von Hummel's Kritik aller dieser Versuche sprach, so pries er sie als vortrefflich, klar und praktisch: Hummel ließ sich nicht auf ästhetische Phrasen ein, er sagte mit großer Bestimmtheit und Klarheit wo es fehlte und Hiller mußte dann selbst die Verbesserungen vornehmen. Um diese Zeit erschienen auch die ersten Kleinigkeiten von Hiller im Druck, ein Scherzo und ein Lied (»rastlose Liebe« von Goethe) in einer Frankfurter Sammlung.

Weimar, wo Hiller neben den musikalischen auch den Studien der Literatur, der Sprachkunde und anderen Wissenschaften oblag, in manche angenehme Kreise eingeführt war und von vielen Seiten Theilnahme erfuhr, wo auch Goethe ihn aufmunternd empfing und die später gedruckten Verse (Nachgelassene Werke. Taschenausgabe Bd. VII. S. 193) in sein Album schrieb, war ihm im besten Sinne überaus förderlich und er denkt immer noch mit großer Freude an jenen Aufenthalt zurück. Von Weimar aus machte er im Frühjahr 1827 eine Reise nach Wien. Dort verlebte er einige unersprießliche Wochen, aus denen ihm nur Eine bedeutende Erinnerung blieb, Beethoven. Er sah und sprach ihn noch — aber leider lag der einst so Gewaltige schon schwach und todesmatt auf dem Krankenlager und starb während der Anwesenheit Hummel's und Hiller's in Wien. Uebrigens wurde diese Reise doch Veranlassung zur Veröffentlichung des ersten umfangreichern und bedeutendern Werkes des fünfundzwanzigjährigen Componisten, eines Quartetts für Pianoforte, Violine, Viola und Violoncello, welches Haslinger als dessen Opus I herausgab. Er hatte es in der letzten Zeit seines Aufenthalts in Weimar komponirt und in Wien in mehreren Zirkeln mit großem Beifall gespielt. Es fand, und mit Recht, sehr bald sein Publikum und gehörte zu den am meisten verbreiteten seiner Klavierkompositionen.

Von Wien kehrte Hiller wieder nach Frankfurt zurück und lebte im elterlichen Hause, mit Kompositionen beschäftigt. Er trat oft als Clavierspieler auf und erregte großes Interesse. Um 1829 ging er nach Paris, wo er mit kurzen Unterbrechungen bis 1836 blieb. Er wirkte dort anfänglich als Lehrer der Harmonie an der Institution royale de musique classique et religieuse, privatisirte später und machte ein Haus, das der Vereinigungspunkt der hervorragendsten Tonkünstler, Cherubini, Rossini, Chopin, Berlioz, geistreicher Dichter und Kunstkenner wurde. Er gab große Concerte im Conservatoire, führte Symphonien auf und glänzte als Clavierspieler; auf die Verbreitung gediegener deutscher Musik hatte er großen Einfluß. Mehrere Trios, Quartette, Etüden, Capricen, Lieder sind in dieser Zeit entstanden.

Im Sommer 1836 kehrte er nach Frankfurt zurück, dirigirte einige Zeit den Cäcilienverein, ging aber schon 1837 nach Italien, wo er das Oratorium »Die Zerstörung Jerusalems« komponirte. Er schrieb auch auf Rossini's Aufforderung eine italienische Oper »Romilda«, die aber in Mailand kein Glück machte. 1839 ging er zu dem ihm innig befreundeten Mendelssohn nach Leipzig, wo die »Zerstörung Jerusalems« aufgeführt wurde und im Druck erschien. Dann wandte er sich wieder nach Italien, heirathete dort und ging mit seiner jungen geistreichen und liebenswürdigen Frau nach Rom. 1842 verließ er Italien und ging nach seiner Vaterstadt Frankfurt. Hier blieb er anderthalb Jahre, machte ein Haus und veranstaltete bei sich regelmäßige musikalische Unterhaltungen, welche sehr viel Theilnahme erregten. Er begann zu dieser Zeit die Komposition der Oper »Ein Traum in der Christnacht.« Der Aufenthalt in Frankfurt wurde durch den Ruf unterbrochen, den er von der Direction der Gewandhausconcerte in Leipzig im Sommer 1843 erhielt, diese Concerte während der bevorstehenden Winterzeit zu leiten, indem Mendelssohn den Winter in Berlin zubringen werde. Er nahm den Ruf an, gefiel sich aber nicht länger in Leipzig, als sein Engagement dauerte, und ging, nachdem er von Leipzig aus einer Einladung nach Berlin zur Aufführung seiner »Zerstörung Jerusalems« gefolgt war, nach Dresden. Hier hielt er sich an vier Jahre auf, leitete zwei Winter hindurch Abonnementsconcerte, deren Einrichtung und Aufrechterhaltung nur mit unsäglichen Mühen und unter den größten Schwierigkeiten zu bewirken war, und brachte die Opern »Ein Traum in der Christnacht« (1844) und »Conradin, der letzte Hohenstaufe« (1847, Text von Reinick), jedoch ohne nachhaltigen Erfolg, zur Aufführung. Von Dresden aus ging er (1847) nach Düsseldorf und kam von da als städtischer Capellmeister nach Köln, wo er augenblicklich noch ist und auch der Oberleitung der fest mehreren Jahren dort errichteten rheinischen Musikschule vorsteht.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Goethe in Italien. Von Hermann Grimm. — Das Träumen. Von J. G. Erdmann. — Das Schmalkaldi. Bauernroman aus dem oberdeutschen Gebirge. Von H. Schmid. — Kritische Gänge. Drittes Heft. Von F. Th. Vischer. — Karl der Fünfte. Tragödie. Von G. A. Jetzer. — Spartakus. Trauerspiel. Von J. von Séchelles.

* Im Cotta'schen Verlage erschien eine Schrift von Wendelin von Maltzahn, dem gelehrten und verdienstvollen Herausgeber des Lessing. Die Schrift heißt: »Wallenstein von Schiller. Nach den Handschriften und Veränderungen des Verfassers vom Jahre 1799.« Die königliche Bibliothek in Berlin besitzt eine Handschrift von Schiller's Wallenstein, die früher dem Staatsrath Kielmeyer in Stuttgart gehörte, der noch ein Schulgenosse des Dichters von der Solitude aus gewesen. Aus der Vergleichung dieser Bühnen-Manuscriptes mit der ersten Ausgabe von 1800 hat Herr von Maltzahn die in vorliegendem Hefte zusammengestellten Varianten gewonnen.

* Das Interesse, welches die ungarische Frage erregt, hat die Verlagshandlung von Franz Duncker in Berlin veranlaßt, das vor 11 Jahren herausgekommene Buch „Aus Ungarn“ von Max Schlesinger in zweiter Auflage erscheinen zu lassen. Dasselbe machte zu seiner Zeit Aufsehen durch die lebensvolle und prägnante Schilderung des Verfassers, welcher von dem Revolutionskampf des Jahres 1849, seinen Hauptträgern, dem Volke und seinem Charakter ein ungemein farbenreiches Bild giebt. Einige Darstellungen, z. B. die von den ungarischen Husaren und den Rossbirten, gehören zu dem Vollendetsten, was man auf diesem Gebiete lesen kann. Der Gedanke des Verlegers, das Buch neu herauszugeben, wird sich ohne Zweifel belohnen.

* Die Beiträge für das Arndt-Denkmal in Bonn sind auf 42,000 Thlr. angewachsen, so daß alle Pläne ausgeführt werden können. Das Standbild sollte bekanntlich von Rietschel gearbeitet werden, leider aber hat der Meister das Modell nicht mehr ausgeführt. Jetzt ist Heidel in Berlin mit dem Denkmal beauftragt worden.

* Die Stadt Köln hat einen ihrer besten Bürger durch den Tod verloren, den Commerzienrath Johann Heinrich Richartz, einen Kunstmäcen von glänzendster Freigebigkeit. Ihm verdankt die Stadt großartige Schenkungen und Stiftungen. Eine der letzten, ein städtisches Museum, ist der Vollendung nahe. Er sollte nicht mehr die Freude haben, der feierlichen Einweihung desselben beizuwohnen.

* In Berlin starb am 18. April, im Alter von 63 Jahren, der Musikdirector Reithardt, Dirigent des Domchors. Ein erschütterndes Ende nahm am 17. der Musikdirector am Mozarteum in Salzburg, Alois Taux. Beim Beginn einer Probe brach er todt zusammen, als er seinen Platz eingenommen hatte.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
Halbjährlich 1 ℛ 12 ß Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Ct.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 18. Bremen, 5. Mai. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Reisebilder. Von Mailand nach Verona. Von Werner Bergmann.
Zur Biographie Schiller's. Von J. W. Schaefer.
Die Epochenschätzung für Oesterr.
Literatur und Kunst.

* Reisebilder.

Von Werner Bergmann.

V. Von Mailand nach Verona.

Die Bahn von Mailand nach Verona führt durch meistens ebene Gegenden. Der Bahnhof liegt an der Ostseite der Stadt zwischen der Porta orientale und Porta Tosa. Die fruchtbare lombardische Ebene wird auf der Nordseite zur Linken durch eine Kette von Vorbergen der Alpen begränzt. Diese theils nackten, theils bewaldeten Vorberge, über welche die Alpen selbst hervorragen, bilden mit den sie verbindenden Hochebenen und Thälern ein um so reizenderes Amphitheater, da sie mit Städten und Ortschaften in malerischer Lage bedeckt sind. Die Ebene breitet sich gegen Süden fast endlos aus, da sich ihre Thalsohle überdies noch allmälig bis zu den Poniederungen neigt. Nur bei hellem Wetter sieht man die fernen blauen Apenninen.

Zwischen Mailand und der ersten Station Treviglio überschreitet die Bahn die blaue Adda, welche aus dem Komersee hervor und in südöstlicher Richtung dem Po zufließt. Die Bahn durchschneidet hier sumpfige, ungesunde, durch Baumgruppen und Hecken unterbrochene Anger. Weiter hin erscheint links das Dorf Cassano, das den Fremden durch seine hohen palastartigen Häuser, zumal wenn sie, wie damals, von der Morgensonnt beleuchtet werden, zu dem Glauben veranlaßt, es sei der Theil einer Stadt. Die Bahn ist hier weithin mit Akazienhecken eingefaßt, hinter denen sich üppige Wiesen und Ackerfelder ausbreiten, welche mit Reihen von Maulbeerbäumen bepflanzt sind.

Nachdem wir das Flüßchen Serio passirt hatten, hielt der Zug bei der ersten bedeutenden Stadt, bei Bergamo. Sie besteht aus zwei gesonderten Stadttheilen, der Neustadt (Borgo San Leonardo), welche rechts in der Ebene liegt, und der Altstadt (Citta). Die zum Theile steilen Straßen der letzteren ziehen sich terrassenartig an einer Berghöhe hin, welche durch das beide Stadttheile beherrschende Kastell gekrönt wird. An der in der Nähe des Bahnhofs liegenden Porta herrschte ein lebhafter Verkehr, und ich erfuhr auf Befragen vom Conducteur, daß eben in Bergamo die berühmte Bartholomäusmesse gehalten werde.

Der Boden hinter Bergamo ist fetter, gelber, theilweise steinigter Kleiboden; jedoch finden sich, wie ich bei der Station Cocaglio zu bemerken glaubte, wo gerade Erdarbeiten neben dem Bahnkörper verrichtet wurden, die Steine mehr im Untergrunde. Die zweite bedeutende Stadt ist Brescia. Früher eine venetianische Festung, wurde sie 1512 von den Franzosen erstürmt und blieb danach bis zum Falle Venedigs unter dessen Oberherrschaft. Zum Zweitenmale 1849 erstürmt, hat sie schwer gelitten und ist jetzt nur ein Schatten früherer Macht und Wohlhabenheit. Sie liegt anmuthig am Fuße der Alpen, zum Theile auf Anhöhen, deren Umgebungen mit schönen Landhäusern geschmückt sind. Das stattliche Kastell, von gelbem Sandstein erbaut, beherrscht die Stadt. Hinter Brescia nähert sich die Bahn den Gebirgen. Die röthliche Farbe der Anbrüche und Felsabhänge deutet auf starke Eisenhaltigkeit des Erdreichs, und aus diesen Gebirgen gewinnt auch Brescia viel Eisen, welches dort besonders zu Waffen verarbeitet wird. Fast in jeder Straße wird gehämmert, und daher hat die Stadt den Namen: Brescia l'armata.

Bei der Station Ponte San Marco, deren Namen an die frühere Oberherrschaft Venedigs erinnert, überschreitet die Bahn die Chiesa, ein auf steinigtem Grunde rasch und klar strömendes Flüßchen. Hinter Lonato durchbraust der Zug einen kleinen Tunnel, durchschneidet einen ausschließlosen, tiefen Einschnitt und nähert sich dem großen Viaducte, welcher das fruchtbare Thal überbrückt, das sich zu dem links sich ausbreitenden Gardasee unter uns hinabsenkt. Das Thal füllen anmuthige Obstbaumgärten, Wiesen und einzelne Häuser. Gleich beim Beginne der Fahrt über den Viaduct bietet sich dem Fremden ein herrliches Schauspiel. Das Auge schweift über das Thal hinaus, die weiten Flächen des Gardasees entlang. Immer herrlicher enfaltet sich, je weiter der Zug forteilt, das Bild des Lacus Benacus. Der nördliche Theil des blauen und tiefsten aller Alpenseen liegt zwischen hohen, steilen Gebirgsmassen, an deren westlicher Seite Theile einer Felsenstraße sichtbar werden, welche nach Riva führt. Gegen Süden flachen sich seine Ufer allmälig gegen die lombardische Ebene ab und sind mit Limonengärten und Olivenpflanzungen geschmückt. Eine Halbinsel, welche durch eine einer dunkeln Linie gleichende, schmale Landzunge mit dem westlichen Ufer zusammenhängt, liegt malerisch von der Natur in den See hinausgeschoben. Es ist die Halbinsel Sermione. Hier, wo noch einige Trümmer eines Landhauses, nämlich einige durch Bogen verbundene Pfeiler stehen, die man vom Viaduct aus deutlich erkennt, wie auch das von den Scaligern erbaute alte bethürmte Kastell, dichtete einst Catull seine Lieder. Der See, der sonst selten still ist, lag spiegeleben und besonnt. Ziehende Wolkenschatten färbten einen Theil

Digitized by Google

desselben fast schwarzgrün, während entfernter in einem matten Lichtblau glänzten, welches von weißlichen Streifen durchzogen war. Die schilderuden Worte Virgils: Fluctibus et fremitu assurgens Benace marino, finden bei windigem Wetter noch immer auf den See ihre Anwendung. Er ist fischreich, und es sind besonders seine Karpfen und Lachsforellen so schmackhaft, daß sie weithin ausgeführt werden. Ein Dampfboot befährt von Peschiera aus den See bis nach Riva. Bei Desenzano, einem an der südwestlichen Seite des Sees gelegenen Hafenorte, hat man den schönsten Ueberblick über denselben.

Am südöstlichen höheren Ufer, da wo der Mincio dem See entfließt, um in den Po zu münden, liegt die kleine Festung Peschiera, deren Außenwerke sich der Bahn nähern. Ein österreichischer Offizier erzählte mir mit Enthusiasmus von der zähen Vertheidigung der Feste im Jahre 1848, wie sie sich gegen die Piemontesen gehalten habe, bis das letzte Vertheidigungsmittel erschöpft gewesen sei. Er ahnte nicht, daß schon im nächsten Jahre diese Gegend der Schauplatz einer blutigen Schlacht sein werde, in welcher die österreichischen Waffen unterliegen würden. An ein gleich glänzendes Zeugniß österreichischer Tapferkeit erinnert der rechts von der Bahn liegende Ort Lucia, dessen von hohen Cypressen umschatteter, etwas erhöht liegender Kirchhof wie eine Festung vertheidigt wurde. Bald erhoben sich nun links in der Ebene die Thürme Verona's, welches das weithin sichtbare Kastell San Pietro und mehrere auf den jenseitigen Höhen zerstreut liegende Außenwerke beherrschen.

VI. Verona.

Es war vier Uhr Nachmittags, als der Zug an der Porta nuova hielt. Ich fuhr über die immer belebte Piazza Bra und durch die Porta Borsori, eine breite, gerade Straße, den Corso vecchio genannt, entlang zum Hotel alle due Torre in der Nähe der Kirche San Pietro martire. Den Eingang zum innern Hofe des Hotels bildet ein hohes gewölbtes Portal. Im Viereck umschließt ihn das Gebäude. Zwei über einander liegende mit eisernen Balustraden geschützte Balkone laufen zusammenhängend um das ganze Viereck und bilden die Zugänge zur zweiten und dritten Etage, so daß man aus seinem Zimmer tretend den innern Hof übersieht. Mein erster Gang galt der Arena, einem halb zerstörten römischen Amphitheater. Es liegt an der östlichen Seite des größten Platzes der Stadt, der Piazza Bra. Dieser wahrscheinlich zu Diocletians Zeit erbaute Ueberrest römischer Herrlichkeit besteht, von außen gesehen, in einem hundert Fuß hohen aus Quadern aufgemauerten Oval.

Von der äußern durch die Zeit geschwärzten Mauer, welche in ihrer früheren vollen Höhe durch regelmäßige, bogenförmige Oeffnungen unterbrochen war, besteht fast nur noch der untere Theil, da der obere bei einem Erdbeben zusammengestürzt sein soll. Man betritt das Innere durch eine westlich gelegene der zweiundsiebzig Arkaden, welche das Oval umgeben und welche von der Stadt zu hohen Preisen an verschiedene Gewerbtreibende vermiethet sind. Eine gepflasterte, geneigte Ebene läuft rings um die Außenmauern, so daß also die Arena etwas tiefer liegt als die Piazza. In der gewöhnlichen Eingangsarkade werden einige Centesimi, angeblich zur Erhaltung des Gebäudes, eingefordert. Auch befindet sich in derselben eine Sammlung von käuflichen, angeblich altrömischen Münzen, fossilen Dendriten und Abdrücken von Fischen aus dem Monte Bolca und Berico und sonstigen Kuriositäten. Die Arena umfaßt im Umkreise 1477 Fuß.

Wir begeben uns nun durch jene Eingangsarkade in das Innere. Der Leser denke sich eine zu Tage liegende, ebene, sandige Fläche, von welcher sich ringsum fünfundvierzig rundlaufende treppenartige Stufen amphitheatralisch über einander erheben. Die Stufen, sämmtlich vom weißem Marmor und im vorigen Jahrhundert neu gelegt, haben eine Höhe von 18 und eine Breite von 26 Zoll und sind wieder durch viele in regelmäßigen Zwischenräumen aufwärts laufende Marmortreppen quer durchschnitten. 25,000 Menschen können auf diesen Stufen sitzen. Auf der obersten hat man eine schöne Umsicht auf die Stadt und Umgebungen. Inmitten der sandigen Fläche oder Arena, auf welcher die Kampfspiele gehalten wurden, steht eine große Holzbude errichtet, in welcher an Sommernachmittagen zuweilen Schau- und Possenspiele aufgeführt werden. Eine lächerliche Verunzierung! Indeß ist doch diese Bude, jenen rohen, grausamen Belustigungen der Heidenwelt gegenüber, eine Repräsentation christlicher Humanität zu nennen.

Rings unter den Marmorsitzen läuft in gleichem Niveau mit der Arena und um dieselbe ein dunkler, gewölbter Gang. Von schmaleren, mit diesem Gange und der Außenmauer einen rechten Winkel bildenden und gleich dunkeln Quergängen aus betritt man kleine, wüste Gemächer, welche zu beiden Seiten der Quergänge liegen. So wie der dunkle Rundgang wahrscheinlich dazu diente, um Kühlung zu athmen und heimliche Zwiegespräche zu halten, so dienten jene Gemächer entweder den Lanisten oder den zum Kampfe bestimmten wilden Thieren zum Aufenthalte. Ich hatte das Glück, im Schutte eines dieser Gemächer eine römische Münze zu finden. Jenen dunkeln Rundgang betritt man durch Gewölbthore, durch welche allein das Licht einfällt.

Die Piazza Bra, der schönste und lebhafteste Platz Verona's, wird südlich von der Hauptwache, westlich vom Museum und einer Kaserne und nördlich von Kaffeehäusern begrenzt. Unter den ausgespannten Zeltdächern der letzteren wimmelt es von österreichischen Uniformen, während die schöne Welt auf dem breiten Trottoir vor denselben lustwandelt.

Spectatum veniunt, veniunt, spectentur ut ipsae.

Das Wiener-Deutsch der Offiziere klang anheimelnd in mein Ohr. Sie waren äußerst gefällig gegen Fremde und zu jeder Auskunft bereit. Auf dem Rückwege besichtigte ich, als es bereits dämmerte, die Porta Borsari, ein altes, angeblich römisches, unter Kaiser Gallienus erbautes Triumphthor, welches den Ausgangspunct des Corso vecchio bildet. Es nimmt die ganze Breite der Straße ein und hat zwei gewölbte Durchgänge. Der Unterbau mindestens scheint acht zu sein, da das Gestein dem der Arena in Form und Bearbeitung gleicht. Am Oberbau suchte ich eine Inschrift vergeblich. Der Corso, eine gerade, ziemlich breite, aber nicht eben schöne Straße, öffnet sich ungefähr in der Mitte auf einen freien Platz, Piazza d'Erbe oder Fruchtmarkt. Mitten in der Oeffnung erhebt sich eine mit römischem Kapitäl gezierte Säule. Auf dem Marktplatze herrscht ein lebhaftes Treiben. Ein Durcheinander von Rufen der Fruchtverkäufer schoß mit entgegen, deren jeder eine Laterne bei seinem feilgebotenen Obst und Feldfrüchten ausgestellt hatte. Auch hier wie in Venedig klangen die Rufe in einem wohlklagend gezogenen Tone, und auch hier war das Obst in künstliche Pyramiden gebäuft und lockend in Laubkränze gelegt. In dieser durch Gaslichter verstärkten Beleuchtung sah sich das Ganze von fern wie einer unserer deutschen Weihnachtsmärkte an.

Am andern Morgen begab ich mich zuerst auf den Rathhausplatz, Piazza dei Signori genannt, in der Nähe des genannten Fruchtmarktes. Hier fühlt sich der Fremde unwillkürlich in das Leben mittelalterlicher Städte versetzt. Den Platz bilden das im Baustile des 16. Jahrhunderts errichtete Rathhaus und sechs ansehnliche mit gothischen Balkonen gezierte Paläste. Der ganze Platz ist mit Marmorquadern belegt. Durch einen hohen gewölbten Thorbogen, der unter einem Privatgebäude hindurchführt und über

Digitized by Google

welchem der schöne sechseckige gothische Thurm des Rathhauses und die eingekerbten Zinnen eines der Paläste hervorragen, betritt man den Platz, welchen die berühmten fünf Grabdenkmäler der Scaliger schmücken. Aus ihrem Geschlechte, welches von 1260 bis 1387 blühte, stammen eine Reihe Beherrscher Verona's und später auch Vicenza's, Padua's und Treviso's. Allen verdankt Verona sowohl seine Macht als seine Verschönerung. Der Gründer der Gewalt seines Hauses war Mastino I. della Scala. Als er dem Schwerte persönlicher Rache erlag, erstand ihm in seinem Bruder Alberto della Scala ein würdiger Nachfolger. Der größte und glücklichste Herrscher dieses Geschlechts war aber Can Grande. Unter seiner Alleinherrschaft wurden auch die drei oben genannten Städte seiner Gewalt unterworfen. An seinem Hofe hielt sich einige Zeit der aus seiner Heimath verbannte Dichter Dante auf. Mit seinem Sohne Alberto dem Zweiten begann die Macht des Hauses, dessen Herrschaft sich selbst bis an die Grenzen Toskana's ausgedehnt hatte, zu sinken, denn nicht nur wurde er in blutigen Kämpfen von Venedig besiegt, sondern es bot auch von nun an die Geschichte dieses einst so berühmten Geschlechts fast nur ein Schauspiel tyrannischer Bedrückungen und Verzweiflungskämpfe, bis das mailändische Fürstenhaus Visconti den letzten Regenten Antonio della Scala aus Verona verdrängte und dann die Viscontis wieder dem noch mächtigeren Schwerte Venedigs unterlagen.

Die Denkmäler der Scaliger, d. h. Leiterträger, weil sie eine Leiter im Wappen führten, sind eben so schön wie kunstgeschichtlich wichtig. Sämmtliche Denkmäler sind durch ein hohes, ins Kreuz geflochtenes Eisengitter, welches in einer gewissen Höhe vom Trottoir durch in regelmäßiger Weite angebrachte viereckige Säulen verbunden wird, von der Straße abgesperrt. Diese Säulen steigen wieder auf und aus einer in viereckige Felder getheilten fortlaufenden Quadersteinmauer empor, so daß das Gitter eine Fortsetzung der Mauer bildet. Das größte der Denkmäler ist das des Can Signorio.

Ohne eine detaillirte Beschreibung dieses herrlichen, reich verzierten, im gothischen Stile erbauten Denkmals, so wie der übrigen, geben zu wollen, die man in einem besondern Werke von Litta: Scaligeri di Verona, findet, bemerke ich nur, daß das größte auf sechs viereckigen Säulen ruht, von denen zwei (so nahe steht es am Gitter) die auf der Mauer ruhenden sind.

Während alle übrigen Gitter-Säulen mit Standbildern geschmückt sind, tragen jene sechs die Statuen christlicher Helden unter säulengetragenen, spitzbogigen Baldachinen. Das sich über diesen Baldachinen hoch erhebende mit einer unbeschreiblichen Masse von Bogen, Kornichen, Reliefs, Wappenschildern und Spitzthürmchen umringte und gekrönte Denkmal selbst besteht aus einem von vielen Säulen getragenen marmornen Sarkophage, auf welchem, in dasselbe Gestein gehauen, die Gestalt des Fürsten ausgestreckt liegt. Ueber diesem Sarkophage erhebt sich eine gewölbte Kuppel, und auf dieser steht ein sechseckiger, mit Relief umgebener, oben abgeplatteter Thurm, und diesen endlich krönt ein großes Reiterstandbild des Signorio. Das zweite, zunächst dem zum Rathhausplatze führenden Thorbogen belegene Denkmal ist das des Mastino des Zweiten.

Auf einem gewölbartigen Unterbau fußen vier Säulen, zwei mit ionischem, zwei mit korinthischem Kapitäle, und tragen vier Spitzbogen; auf diesen ruht eine mit gezackten Ecken besetzte oben abgestumpfte Pyramide, welche von vier gothischen hohlen Spitzthürmchen flankirt wird, in denen kleine Standbilder stehen. An den vier Seiten der Pyramide befinden sich durch halberhabene Gesimse gebildete Dreiecke, innerhalb deren figurenreiche Reliefs angebracht sind. Die platte Oberfläche der Pyramide krönt wieder, wie bei der vorigen, ein nur etwas kleineres Reiterstandbild. Das Pferd trägt eine vollständige Turnierrüstung und der Reiter eine Lanze und einen Flügelhelm. Das dritte Denkmal hinter diesem besteht aus einem kapellenähnlichen Unterbau mit drei Eingängen, einem spitz- und zwei rundbogigen. Durch den spitzbogigen erblickt man im Innern den Sarkophag mit Decke in Marmor darauf liegenden Gestalt des Fürsten. Auf diesem Unterbau ruht eine abgestumpfte Pyramide, welche auch das Standbild eines behelmten auf einem Turnierpferde sitzenden Reiters krönt.

Die übrigen zwei, die etwas verdeckter stehen und niedriger sind, fallen weniger ins Auge, sind aber kaum ärmer an Schmuck, wenn auch nicht so kühn in den Bauformen.

Ueber die tiefe, lebhaft strömende Etsch führen fünf Brücken, nämlich die Eisen-, Neue, Schiff-, Kastell- und Petersbrücke. Als ich über die letztere fuhr, fragte ich den Kutscher, welche die Brücke sei, von deren Trümmern ein Cittadino (Bürger) einen armen Doganiere gerettet habe! Ohne sich lange zu besinnen, rief er mir zu: E questo, Signor! Die Italiener hüten sich in solchen Fällen sehr, unwissend zu erscheinen, und ihre lebhafte Phantasie hilft ihnen eine Antwort finden, gleichviel ob wahr oder nicht. Jene im Jahre 1757 von den Wogen zertrümmerte Brücke besteht gar nicht mehr. An die Stelle, wo sie versank, hat man die Ponte della navi, wie ihre Inschrift lautet, erbaut. Ich habe auch bemerkt, daß Kinder mir immer ohne Anstand und keck Antworten gaben.

Um zu dem Theatro antico zu gelangen, einem auf Kosten des Grafen Monga zum geringeren Theile ausgegrabenen römischen Theater, rief ich ein kleines schwarzäugiges Mädchen von acht Jahren herbei, mich dahin zu führen. Wir betraten den Garten eines Privathauses, und während wir denselben durchwanderten, fragte ich das Kind nach seinem Namen und den Namen verschiedener Gegenstände, Thierchen, Bäume und Pflanzen, und sie nannte dieselben schnell und mit schalkhaftem Lächeln, begleitete mich auch zum Wagen zurück und empfing ihre Mancia mit freundlichem: Grazie, Signor! Vom Theater ist, da die Arbeiten anscheinend aus dem Grunde unterbrochen sind, weil über dem Theater Privatgebäude stehen, nicht viel mehr zu Tage gefördert als einige unterirdische Treppen und Gemächer mit Lichtöffnungen. Man bewundert die Solidität des Baues.

Die nordöstlichen Höhen um Verona am linken Ufer der Etsch hatten mich schon aus der Ferne durch ihre Befestigungen und schönen Aussichten angelockt. Die letzteren bieten vor Allem zwei Punkte, das Kastell San Pietro, wo früher die in den Nibelungen genannte Burg Dietrichs von Bern gestanden haben soll, und der Garten Giusti. Ich zog die letzteren vor. Man betritt den immer geöffneten Garten durch ein hohes eisernes Gitterthor. Man bemerkt überall auf den Blumenrabatten und Wegen, in den Gewächshäusern und an den Springbrunnen eine ordnende Hand, was immer einen wohlthuenden Eindruck auf den Fremden macht. Nie sah ich bisher Cypressen von solcher Höhe und Stärke wie hier. Der Durchmesser der Stämme über der Wurzel betrug, meine ich, über drei Fuß und die Höhe über zweihundert. Die nördliche, bergige Seite des Gartens besteigt man auf breiten, mit Bosket bepflanzten Wegen, welche allmälig zu einer terrassirten Höhe und einem steinernen Pavillon führen, aus dessen Fenstern man eine entzückende Aussicht genießt. Unter tiefblauem Himmel, im vollen Scheine der Mittagssonne funkelte das Häusermeer der Stadt jenseits der Etsch, deren in westlicher Richtung sich windenden Lauf das Auge weithin verfolgt. Fast dreiundzwanzig Thürme strecken sich wie Finger Gottes in die Luft. Im weiteren Umkreise glänzten die von gelbem Sandstein erbauten Außenwerke der Festung herüber. Am westlichen Horizonte traten die Kirchthürme von San Lucia und Massimo, bis wohin die Pie-

Digitized by Google

monteſen im Jahre 1848 gedrungen waren, beſonders klar hervor. Uns zu Füßen liegen, von vielfarbigem Laubgrün halb verſteckt, Landhäuſer und Häuſer der Vorſtadt maleriſch zerſtreut. Es wird ſchwer ſich von dieſem Standpunkte loszureißen, ſagten einige Fremde. Man blickt wieder und wieder zurück, um das Bild dem Geiſte noch tiefer einzuprägen; und ich gab ihnen Recht.

Ueber die Petersbrücke zurück fuhr ich zur Kathedrale oder dem Dome. Er iſt ein gothiſcher, großartiger Bau aus dem 12. Jahrhundert. Das tiefe, vielgereihte, mit Steinarabesken und den Reliefbildern Karls des Großen und Rolands reich geſchmückte Portal iſt im romaniſchen Stile erbaut und von bewunderns-werther Arbeit. Im Innern trägt die Kuppel ein Wandgemälde al fresco von Torbido il moro, das die Himmelfahrt Mariä darſtellt, und der erſte Altar links denſelben Gegenſtand in Oel von Tizian. Das Bild dieſes Meiſters in der Akademie zu Venedig iſt ſchöner. Weiter hin erhebt ſich zur Rechten jenſeits des Fluſſes, über welchen eine alte, durch ihre verſchieden geformten Bogen auffallende Brücke führt, die alte Burg der Scaliger (Castello vecchio), ein unſchöner maſſiger Quaderbau, der dem Sturme der Zeit gut getrotzt hat.

Die Kirche San Zenone, das Ziel der Fahrt, iſt neben dem Dome die älteſte, und in den edelſten Verhältniſſen im romaniſchen Stile des 12. Jahrhunderts erbaut. Das Portal iſt mit Marmorreliefs aus der heiligen Geſchichte und dem Leben Zeno's, frühern Biſchofs von Verona, bekleidet; die Fresken auf der Façade ſind aus dem 12. Jahrhundert von Nicolaus und Guliel-mus. Die bronzenen Thüren ſind im früh-romaniſchen Stile gegoſſen. Rechts neben dem Portale ſteht ein angeblich römiſcher Opferaltar und links eine große antike Porphyrvaſe. An den Pfeilern des ſüdlichen Schiffes ſtehen in Marmor Chriſtus und die zwölf Apoſtel. Sonderbar und geſchmacklos nimmt es ſich aus, daß einige derſelben, auch das im Chor ſtehende alte Marmor-bild Zeno's, kolorirt ſind. An die Kirche ſchließt ſich ein auf Doppelſäulen ruhender Kreuzgang. Die beſte Anſchauung von Kirche und Thurm genießt man von einem an der Südſeite ge-legenen kleinen Kirchhofe, auf dem ſich auch die unterirdiſche Gruft Pipin's befindet, in welche zwölf Stufen hinabführen.

Nachdem ich zur Piazza Bra zurückgefahren, und noch einmal die Arena beſtiegen hatte, fuhr ich über die Schiffsbrücke und rechts am Werft entlang zur Porta Vittoria, von welcher eine Allee zum Campo santo oder Cimetero, dem großen neuen Gottes-acker führt. Seine Denkmäler ſind unbedeutend, aber ſehens-werth die doriſchen Säulenhallen, welche ſein Viereck umgeben und ein Kuppelkirchlein mit zwei im griechiſchen Stile errichteten Tempeln einſchließen. Die Eiſenbrücke führt gerade auf die Allee und aufs rechte Flußufer. Ganz in der Nähe des die Stadt durchfließenden und neben der Eiſenbrücke mündenden Etſchkanals wird in einer als Stall benutzten Kapelle eines ehemaligen Franziskanerkloſters der Sarg Julia Capelletti's gezeigt. Vielleicht, wenn der rohe ſteinerne Trog reden könnte, berichtete er uns wohl von virgiliſch-georgiſchen Scenen, ſtatt von tragiſchen Liebesgeſchichten.

An einem Sonntagmittage verließ ich Verona, um nach Venedig weiterzureiſen.

* Zur Biographie Schiller's.

Von J. W. Schaefer.

Ich weiß nicht, ob viele von den Tauſenden, auf deren Loos in der vielbeſprochenen Schillerlotterie der Gewinn eines Schiller-albums gefallen iſt, es den Herausgebern ſehr Dank wiſſen werden, daß ſie die erſten Bogen des eleganten Buches mit ver-ſchiedenartigen, ihnen bei dieſer Veranlaſſung aus den hin und wieder aufbewahrten Autographenſchätzen mitgetheilten, bisher unge-druckten Schriftſtücken von Schiller und ſeiner Familie gefüllt haben, ſtatt den Platz den Stimmen der Lebenden einzuräumen. Ich für mein Theil geſtehe, daß ich gern alles Andere, was uns der ſtattliche Band bringt, gegen dieſe Reliquien hingebe.

So viel Entbehrliches die Schillerliteratur der letzten Jahre auch zu Tage gefördert hat, ſo haben wir noch immer Alles, auch das ſcheinbar Geringfügigſte, willkommen zu heißen, was über Schiller's geiſtige und ſittliche Entwicklung — Durcharbeitung möchte das bezeichnendere Wort ſein — mehr Licht verbreiten kann, Briefe aus ſeiner erſten Bildungsperiode, ſchriftliche Aufzeichnungen von denen, welche Gelegenheit hatten, in die Werkſtatt ſeines Geiſtes zu blicken und die Worte offener Mittheilung zu vernehmen.

Aeſthetiſche Beurtheilungen haben wir vor der Hand wohl zur Genüge. Faſt möchte man zweifelhaft werden, ob bei der augenblicklich zur Herrſchaft gelangten enkomiaſtiſchen Tendenz-kritik für eine richtige Beurtheilung Schiller's viel gewonnen werden könne; man wird unanchmal an die Worte erinnert, mit denen der Dichter auf das Fieber der Gräkomanie hinwies. Seit man angefangen hat, ſeine unvollkommenen Jugendarbeiten, auf die er ſelbſt auf der letzten Stufe ſeiner höhern Durchbildung mit Verachtung und Unwillen zurückblickte, als Meiſterwerke zu preiſen, ſeine Schwächen und Irrthümer zu dichteriſchen Vorzügen zu ſtem-peln und alle Attribute des Genius in maßloſer Uebertreibung auf ein einzig Haupt zu häufen, werden ſich die Wellen erſt allgemach wieder verlaufen müſſen, damit man den feſten Stand-punct einer beſonnenen Kritik wieder gewinnen könne, um Schiller's künſtleriſches Schaffen in ſeinen einzelnen Productionen — ſowohl in dem Verhältniß zu ſeinen Vorgängern und Zeitge-noſſen als nach den Stufen ſeiner eigenen Weiterbildung — um-faſſend zu würdigen. Vorläufig werden ſo unſichtige Worte, wie ſie z. B. Koberſtein auf einigen Blättern des Schilleralbums (S. 131 ff.) über Schiller's Dichtertalent ausgeſprochen hat, noch wie die Stimme des Predigers in der Wüſte verhallen.

Oder wäre auch bereits das Material zu einer ausreichenden biographiſchen Schilderung Schiller's bereits vollſtändig zuſammen-gebracht? Im Gegentheil! hier vermiſſen wir noch viel und können noch immer viel lernen. Noch giebt es wichtige Momente in ſeinem Leben, noch giebt es Eigenthümlichkeiten, Widerſprüche in ſeinem Charakter, ſeinem Denken und Handeln, wo wir klarer ſehen möchten. Das vor Allem dünkt mir die Aufgabe der Bio-graphie Schiller's, den Zwieſpalt zwiſchen dem Realen und Idealen, den er auch in der Dichtung nie zu völliger Verſöhnung gebracht hat, in ſeinem Leben nach allen Seiten zu veranſchaulichen, nicht bloß ſein Zerwürfniß mit den äußern Verhältniſſen, über das wir elegiſche Betrachtungen zum Ueberfluß gehört haben, ſondern den unendlich wichtigeren Kampf, den der reichbegabte, hoch-ſtrebende Jüngling in dem eigenen Innern durchzukämpfen hatte, bis ihn der ſtille Hain idealer Poeſie in ſeine erquickenden Schatten aufnahm. Auch in Schiller offenbarte ſich, wie in ſo vielen ein gleiches Ziel verfolgenden genialen Zeitgenoſſen, die doppelſeitige ſtürmiſche Fauſtnatur, die auch ihn mehrmals an den Rand des Abgrundes zog, in welchen Andere neben ihm verſanken. In dieſen Wechſel der Seelenzuſtände wird uns aber kein klarer Ein-blick gewährt, wenn man immer nur die Täuſchung begünſtigt, Schiller ſei, getragen von dem göttlichen Hauch ſeiner idealen Natur, in kühner unbeirrter Fahrt an den Circeinſeln und Sirenen-ufern des Lebens vorbeigeſegelt und habe der rettenden, leitenden Hand der Freunde kaum bedurft, weil er ſtets als der größere unter ihnen geſtanden. Um eines Anderen belehrt zu werden,

Digitized by Google

muß man in das Detail des Lebens eingehen und auch kleine Züge nicht für unbedeutend halten, statt daß die allgemeine Charakteristik nur den Adler kennt, der mit starken Schwingen über die niedere Welt dahin schwebt und auf den Höhen des Lebens rastet, um sich zu neuem Fluge zu rüsten. Insbesondere ist Alles zu sammeln, was uns über die Sturm- und Drangperiode der zwanziger Jahre unseres Dichters aufklären kann — aber sorgfältig und gewissenhaft, damit nicht die schon mehrmals geschäftige Fälschung sich in das Heiligthum der geschichtlichen Wahrheit einschleiche.

Das erste Schriftstück der kleinen Sammlung unsers Albums, vom Jahre 1778, ein Brief an Scharffenstein, bringt, da von dem anonymen Einsender nur eine Abschrift eingeschickt ist, keinen andern Beweis seiner Echtheit mit, als die durchweg charakteristische Schreibart des jungen Dichters der Räuber, die schwerer zu copiren sein dürfte, als der Stil späterer Jahre. Der Brief bezieht sich auf die auch in Scharffenstein's Mittheilungen erwähnte Störung ihres Freundschaftsbundes während ihres Zusammenseins auf der Karlsschule und macht uns mit dem enthusiastischen Ton vertraut, der in den jugendlichen Vereinen auf jener Anstalt ebenso, wie z. B. in dem Göttinger Bunde, herrschte, läßt jedoch die eigenthümlichen Schiller'schen Accorde recht vernehmlich durchklingen; es ist, als hörten wir schon die Sprache Moors oder Ferdinands, wenn er den Freund bei Allem, was heilig ist, beschwört, der früheren Liebe wieder in seinem Herzen Raum zu geben: — „O, eine Freundschaft wie diese hätte die Ewigkeit durchwähren können! Rede, rede aufrichtig! wo hättest Du einen andern gefunden, der Dir nachfühlte, was wir in der stillen Sommernacht vor meinem Fenster oder auf dem Abendspaziergang mit Blicken uns sagten! Gehe alle, alle die um Dich sind durch, wo hättest Du einen finden können, als Deinen Schiller, wo ich einen von tausenden, der mir das wäre, was Du mir — hättest sein können! Glaube, glaube unverhohlen, wir waren die einige, die uns glichen, glaube mir, unsere Freundschaft hatte den herrlichsten Schimmer des Himmels, den schönsten und mächtigsten Grund, und weissagte uns beiden nichts anderes, als einen Himmel. Wärst du oder ich zehnmal gestorben, der Tod sollte uns keine Stunde abgewuchert haben —“ Scharffenstein, der sich nachmals beklagt, Schiller's Brief sei ihm auf eine herzlose Art abhanden gekommen, bemerkt dazu, daß auf der Karlsschule sie sich nicht wieder näherten und kein Wort mit einander wechselten.

Von noch größerer Wichtigkeit ist ein Brief Schiller's an seine älteste Schwester Christophine, Dresden, 28. Sept. 1785. Wir erfahren daraus, daß Schiller ihrem Verlöbniß mit dem Bibliothekar Reinwald anfänglich sehr abgeneigt war. Dann macht er folgenden Zusatz, worin er über den entscheidensten Wendepunct seines Lebens sich mit einer Offenheit ausspricht, wie bisher in keinem andern seiner Briefe:

„Einst, meine gute Schwester, wiegte sich mein Herz mit glänzenden Hoffnungen für Deine und Deiner Schwestern Glückseligkeit. Meine Entwürfe sind demüthiger worden, aber ich gebe noch keinen einzigen auf. So lang mich unter den manichfaltigen Bizarrerien des Schicksals das Gefühl meiner selbst nicht verlassen wird — hoffe ich alles. Ich kann meinen Vater noch immer nicht überführen, daß ich durch den Verlust meines Vaterlands alles gewonnen habe. Freilich meine Liebe, ich trat mit eigenmächtiger Zuversicht aus dem damaligen Kreis meiner Bestimmung heraus, der so eng und so dumpfig war wie ein Sarg. Ich pochte auf eine innere Kraft, die meinem Vater ganz neu, und schimärisch war, und ich gestehe mit Erröthen, daß ich ihm die Erfüllung meiner stolzen Aussprüche noch bis auf diesen Tag schuldig blieb. Ihn hätte es mehr befriedigt, wenn ich, seinen ersten Planen gemäß, in unbemerkter doch ruhiger Mittelmäßigkeit das Brod meines Vaterlands gegessen hätte — aber dann hätte er nicht zugeben sollen, daß eine unglückliche Schnellkraft in mir erwachte, daß sich mein Ehrgeiz entwickelte, dann hätte er mich mit mir selbst ewig unbekannt erhalten sollen. Das, was er noch bis jetzt meine Uebereilung nennt, hat seinen Namen weitergetragen, als er hoffen konnte. Laut genannt zu werden, haben manche mit Aufopferung ihres Lebens und ihres Gewissens gesucht, mich hat es nichts als drei Jünglingsjahre gekostet, die mir vielleicht in den nächstfolgenden wuchern werden. Ich sehe rückwärts in mein Leben, und bin fröhlich, liebe Schwester, und voll Muth für die Zukunft. Alle meine Schicksale verschwinden gegen das, was ich gewann — schon allein die Eroberung einiger (und warum soll ich nicht sagen, vieler?) edler herrlicher Menschen war den bedenklichen Glückswurf um mein Schicksal werth. Mein Vater ist 60 Jahre alt und hat eine kleinere Liste solcher Freunde als ich, und diese alle danke ich ja bloß jenen getadelten Schwärzen. Lebewol liebste Schwester. Unsren Eltern sage, daß sie von jetzt an um mich ganz unbesorgt seyn sollen. Alle ihre Wünsche und Projekte mit mir, werden weit unter meinem jetzigen glücklichen Schicksal bleiben.“

In andern Briefen und Quittungen haben wir Schiller als Geschäftsmann vor uns, vornehmlich als Herausgeber der Horen, unter diesen Briefe an v. Murr, Archenholz, Reichardt und Böttiger. In den letztern contrastirt der Ausdruck der Freundschaft auffallend mit den Auslassungen über beide in den Briefen an Goethe und in den Xenien. Für die, denen Schiller als der aufmerksam die Zeitereignisse verfolgende Politiker gilt, spricht er selbst in einem Briefe an Reichardt (3. Aug. 1795), der sich neben seinen musikalischen Compositionen mit der Redaction einer politischen Zeitschrift beschäftigte, ein belehrendes Wort (Seite 33): „Für die überschickten Stücke Ihres Journals sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank. Beynahe hätte es mich anfangs verdrossen, einen Künstler (der noch das einzige ganz freye Wesen auf dieser subkunarischen Welt ist) an dieser schwerfälligen, politischen Diligence der neuen Welthistorie ziehen zu sehen, aber der Reichthum von Materialien und die interessante Auswahl derselben, wodurch Ihr Journal sich offenbar auszeichnet, entscheiden Ihren Beruf zu dieser Art von Schriftstellerey. Aber von mir, wertbester Freund, verlangen Sie ja in diesem Gebiete weder Urtheil noch Rath, denn ich bin herzlich schlecht darinn bewandert, und es ist im buchstäblichsten Sinne wahr, daß ich gar nicht in meinem Jahrhundert — lebe; und ob ich gleich mir habe sagen lassen, daß in Frankreich eine Revolution vorgefallen, so ist dies ohngefähr das wichtigste, was ich davon weiß.“

Höchst anziehend ist ein Brief von Schiller's Mutter, geschrieben im Beginn ihrer Wittwenschaft, nicht als ob wir darin die Sage bestätigt fänden, daß sie sich auch auf Verse verstanden habe — denn ein schlechteres Deutsch ist kaum möglich — sondern weil wir uns darin an ihrem treuen mütterlichen Sinn erfreuen und zugleich den liebevollen Sohn vor Augen haben, welcher der Mutter in ihrer Verlassenheit und Armuth aufhilft.

Der letzte biographisch wichtige Brief vom 18. Juli 1804, an Hufeland gerichtet, spricht über Schiller's Aussicht, in Folge der Anerbietungen des preußischen Hofes künftig seinen Aufenthalt zwischen Weimar und Berlin zu theilen, Weimar zu wählen, um ein halbes Jahr ungestört seinen poetischen Productionen zu widmen, und Berlin, „um den Einfluß einer großen Stadt besonders auf seine dramatische Productivität erfahren zu können.“ Als er dies schrieb, war er schon im letzten Sommer seines Lebens.

Die übrigen Beiträge in dem Schilleralbum, um auch deren

Digitized by Google

in der Kürze zu erwähnen, Gedichte, untermischt mit einigen gehaltvollen Prosaaufsätzen, sind aus den zahlreich eingegangenen Einsendungen mit Geschmack ausgewählt. Den Reihen eröffnen König Johann von Sachsen und König Ludwig von Bayern; dann folgen von Arndt an, der noch kurz vor seinem Scheiden ein Gedicht einsandte, bis auf Zedlitz in alphabetischer Folge etwa sechzig Namen, unter ihnen viele vom besten Klange im Vaterlande. Rückert mit gewohnter Protensnatur diesmal mit einer griechischen Uebersetzung eines Schiller'schen Gedichts:

„Er streicht sich lächelnd durch die grauen Locken,
Und, schalkhaft als Anakreon verkleidet,
Citirt er Schiller mit hellen'scher Lippe.
Im treuen Herzen deutsch —"

wie es Julius Hammer in seinem meisterhaften Prologe, der das Album einleitet, treffend bezeichnet.

Ein Portrait Schiller's nach einem Oelgemälde Tischbein's dient dem geschmackvoll ausgestatteten Buche zu besonderer Zierde.

* Erziehungsinstitut für angehende Seeleute.

Zwei Offiziere der ehemaligen deutschen Flotte, die Herren Gerad Schuirman und Georg Thaulow, haben im Cottaschen Verlag eine Schrift erscheinen lassen, welche betitelt ist „die Errichtung eines Erziehungsinstitutes in Deutschland zur Vor- und Heranbildung junger Leute für das Seefach- und die zugleich als Vorlage für die deutschen Regierungen und alle Private, die sich für deutsche Schifffahrt interessiren, bezeichnet wird.

Die Verfasser, welche jetzt zu Aurich in Ostfriesland leben und mit den seemännischen Angelegenheiten auch nach der schmählichen Auflösung unserer Flotte stets vertraut gewesen sind, sprechen sich zunächst im Vorwort auf die folgende Weise über ihre Vorlage aus: „Durch die vorliegende Broschüre hoffen die Verfasser zu beweisen, daß ein Erziehungsinstitut für angehende Seeleute in Deutschland eben so sehr von der Klugheit wie von der Moral gefordert wird, denn ein solches Institut wird nicht nur für die Hebung der deutschen Schifffahrt und Marine in hohem Grade ersprießlich sein, sondern ist auch gegen diejenige Jugend, welche sich für das Seefach bestimmt, eine heilige Gewissenspflicht. Die Verfasser haben alle Stufen der Kauffahrteischiffahrt vom Schiffsjungen bis zum Kapitän durchgemacht, in verschiedenen Ländern ihr nautisches Examen bestanden und als Officiere der ehemaligen deutschen Kriegsmarine das Marinemilitairwesen praktisch kennen gelernt. Sie besuhren alle Weltmeere, vorzugsweise die Gewässer von Ostindien, China und Japan. Ihre Vorschläge stützen sich daher auf eine reiche Erfahrung. In Folge der auf ihren vieljährigen Seereisen erduldeten Strapazen, sowie des Aufenthalts in den heißen Zonen, müssen die Verfasser von ferneren Fahrten zur See aus Gesundheitsrücksichten jetzt abstehen. Um so eifriger verfolgen dieselben daher einen Plan, bei dem sie, getrieben von ihrer Liebe zum Seefach und gestützt auf ihre seemännischen Erfahrungen, dem Vaterlande nützlich werden zu können, die Ueberzeugung und den Muth in sich tragen. Möchte es ihnen gelingen, insbesondere die Aufmerksamkeit der deutschen Regierungen auf diesen ihren Plan hinzulenken und deren Theilnahme und Unterstützung für die Realisirung desselben zu gewinnen."

Wir wollen einen Blick auf die Pläne und Vorschläge der beiden Offiziere werfen. Ihre Hauptgedanken, deren nähere Prüfung den Männern vom Fach vorbehalten ist, sind die folgenden. Es existirt in Deutschland keine Anstalt, in welcher Eltern ihren Söhnen, die sich für den Seedienst bestimmen, eine seemännische Vorbildung und Erziehung geben lassen können. „Die bestehenden Navigations- und Steuermannsschulen entsprechen zwar ihrem Zweck, dem erfahrenen Matrosen die für seine weitere Befähigung zum Steuermann nöthigen Kenntnisse beizubringen, allein auf eine praktisch-theoretische Vorbildung der angehenden Seeleute und deren seemännische Erziehung sind diese Schulen nicht berechnet und können diese auch jene nicht ersetzen, weil eben in diesen Schulen nicht mehr gelehrt und gelernt zu werden pflegt, als zur Bestehung der Prüfungen in der Steuermannskunst ausreicht. Gewiß ist es aber ein eben so großes als irriges Vorurtheil, wenn man glaubt, der Seemann erwerbe die Befähigung und Tüchtigkeit für seinen Beruf allein in der wirklichen Ausübung dieses Berufs und bedürfe der Vorbildung für denselben nicht. In allen Ständen gewährt in der Regel die lange Praxis eine größere Befähigung und Tüchtigkeit für die betreffenden Leistungen. Der Geistliche, der Richter, der Kaufmann, der Krieger, sie sämmtlich erwerben den höheren und höchsten Grad ihrer Befähigung erst in der langen Ausübung ihres Berufs, ohne daß man eine theoretische und praktische Vorbildung für überflüssig erklären wird. Wie wichtig aber eine frühzeitige gründliche Ausbildung des angehenden Seemanns auch für das Gemeinwohl in einem Lande wie Deutschland ist, dessen Wohlstand hauptsächlich auf Handel und Seeverkehr beruht, wird einleuchtend, wenn man bedenkt, welche Verantwortung dem Schiffsführer obliegt, dem nicht nur das Schiff und eine werthvolle Ladung, sondern oft auch Hab und Gut und Menschenleben von Hunderten anvertraut wird. Wie oft ist die mangelnde Befähigung des Kapitäns allein die Ursache des Untergangs und zahlloser Unfälle und Verluste! Wie wichtig und von welchem Interesse ist es da nicht z. B. für Assecuranzgesellschaften und Rheder, wenn die Seeleute und vorzugsweise die Schiffsführer den ganzen Umfang ihrer Verpflichtungen kennen und ihnen volles Vertrauen geschenkt werden kann. Dem Staat, als dessen höchste Aufgabe doch die Beförderung des geistigen und leiblichen Wohls aller Staatsangehörigen betrachtet werden muß, dürfte daher zunächst die Verpflichtung obliegen, die zweckmäßige Heranbildung eines tüchtigen Seemannsstandes aus allen Kräften zu fördern."

In Preußen besteht nun allerdings zu Danzig eine Schiffsjungenschule, allein dieselbe ist nur für Preußens Marine und für die Söhne unbemittelter Eltern bestimmt. „Es handelt sich aber darum, der gesammten deutschen Jugend, die sich dem Seemannsstande widmen will, eine Gelegenheit zu geben, sich theoretisch und praktisch vorzubereiten, und daher dürfte es einleuchten, welchen Nutzen ein Seemannserziehungsinstitut für die deutsche Schifffahrt und den ganzen Seemannsstand haben muß, dessen Zweck ist: „jungen Leuten (namentlich aus den gebildeten Ständen und aus dem Innern Deutschlands), die sich dem Seefache widmen wollen, Gelegenheit zu geben, in möglichst kurzer Zeit den praktischen Dienst auf Seeschiffen vollständig mit allen zu demselben gehörigen mechanischen Fertigkeiten, seemännischer Gewandtheit, Disciplin u. s. w. kennen zu lernen, außerdem aber auch ihnen in den für den gebildeten Seemann nützlichen und nöthigen Wissenschaften: Mathematik, Navigation, mathematischer und physischer Geographie, in den neueren Sprachen, im Zeichnen u. a. m. einen gründlichen theoretischen Unterricht ertheilen zu lassen."

Dazu müßte sich der Unterricht im Gebrauche der Handwaffen, in der Disciplin der Kriegsmarine gesellen, ferner auf Ausbildung einer sittlichen Denkungsweise und muthvollen Selbstständigkeit Bedacht genommen werden. Um alle diese Dinge ist Holland längst bemüht gewesen und besitzt in seinem Seemanns-Erziehungsinstitut in Amsterdam (Kweekschool) eine Einrichtung, deren

Digitized by Google

Zöglinge sich durchschnittlich an Bildung und Tüchtigkeit vor vielen andern rühmlich auszeichnen und von Rhedern vorzugsweise gesucht werden.

Die Verfasser der Schrift geben nun auch einen detaillirten Plan des von ihnen vorgeschlagenen Instituts. Es müßte an einem gesund gelegenen, mit allen Seehäfen Deutschlands in Verbindung stehenden Ort und an einem Flusse oder See (der Uebungen wegen) liegen und unter der Direction von erfahrenen, gebildeten Seeleuten stehen. Köln, Oldenburg oder eine Stadt an der Ems, Elbe, Weser würden sich empfehlen. Lehrer für Mathematik und Nautik, das Deutsche, Englische und Französische, Geschichte, Geographie und Handelswissenschaft wären anzustellen, neben denselben praktische Seeleute für die Uebungen, ein Schiffszimmermann, Segelmacher, Ingenieur, Unteroffizier u. s. w. An Material verlangen die Verfasser ein Haupt- und ein Nebengebäude, ein Schulschiff mit allem Zubehör, zwei Boote und ein kleines eisernes Dampfschiff. Bei einem Anlagekapital von etwa 32,000 und einer jährlichen Ausgabe von 18,000 Thalern wird, wenn etwa 150 Schüler da wären, ein jährlicher Ueberschuß von 2000 Thalern in Aussicht gestellt.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Prinz Eugen von Savoyen. Von H. von Sybel. — Alfred Rethel. Erinnerungen. Von Wolfgang Müller von Königswinter. — Erzählungen eines rheinischen Chronisten. Zweiter Band. Von Wolfgang Müller von Königswinter. — Die Waldenser. Dramatisches Gemälde. Von J. Köbner. — Das Leben des Traums. Von K. A. Scherzer. — Jean Paul. Kulturhistorisch-biographischer Roman in 4 Theilen. Von Heribert Rau. — Sterben und Unsterblichkeit. Eine Studie. Von S. Schott.

* In Jena hielt kürzlich Kuno Fischer einen Vortrag „Schiller als Komiker", welcher demnächst im Druck erscheint.

* Assi Jurkläh. Eine Geschichte aus den Alpen. Von Johannes Scherr. Prag, Kober und Markgraf. — Unter den Erzählungen des Verfassers, von denen wir manche frühere hart zu tadeln hatten, ist diese eine der besten; eine schweizerische Dorfgeschichte, gut erfunden und wirksam, zum Theil ergreifend durchgeführt. Der Dialekt des Thales, in welchem die Geschichte der Auflösung einer glücklichen Ehe durch eine schöne Verworfene sich ereignet, spielt eine vielleicht zu große Rolle in der Erzählung, wird aber vom Verfasser mit Virtuosität gehandhabt. Die Figuren sind sicher und scharf gezeichnet, besonders die weiblichen, und haben eine Fülle von anziehenden und naturwahren Zügen; einiges Bedenken erregt uns nur der Pfarrer, welcher einen sentimentalen Beigeschmack hat. Es ist doch kaum anzunehmen, daß ein Mann von so tiefer und feiner Bildung, von so bedeutendem und kraftvollem Geiste wie dieser Jahre lang vor Liebe zu einem schönen Mädchen, das einen andern Mann heirathet, krank und energielos sein sollte. In der theologischen Welt, zumal auf dem Lande, gewiß ein seltener, kaum denkbarer Fall. Uebrigens bekommt der Herr Pfarrer später eine ganz prächtige Frau.

* Ein Fürstensohn. Erzählung von F. Schregel. Prag, Kober und Markgraf. — Das ist ein wanderlicher Heiliger, dieser Fürstensohn aus einem kleinen deutschen Dunkelstaate. Er ist der Thronfolger in demselben und soll verlaufs noch unter der Leitung einer vortrefflichen Mutter und tüchtiger Männer, hat aber den Drang Länder und Menschen zu studiren, um sie später glücklich machen zu können. Da verläßt er denn Muttern und wandert in die Welt hinein, und zwar unter dem sehr schönen, aber keinen besonderen Verdacht erregenden Namen Albert Müller, ist bald hier bald da, wird — Hauslehrer bei einem Grafen, entflieht, da er dessen Tochter liebt, geht nach Berlin, thut fleißig Collegia und kehrt endlich zur Mutter zurück. Wenn die Moral der Geschichte die sein soll, daß ein Fürst etwas Tüchtiges lernen muß, so ist das recht schön und doppelt interessant, da es leider seltens sich ereignet, daß dies geschieht.

* Militärische Humoresken. Von Stanislaus Grafen Grabowski. Potsdam, Döring. — Vier Soldatengeschichten, welche mit guter Kenntniß der Verhältnisse erfolgt erzählt sind und sich ganz angenehm lesen lassen. Besonders versteht der Verfasser das Treiben in einer kleinen Garnison, die Wichtigkeit der Uniformen und Pferde, Gastnebälle und Intriguen unter den Offizieren ganz anschaulich zu schildern. Das Talent des Erzählers hat etwas Natürliches und Gesundes, entbehrt aber der Feinheit und Eleganz; die Geschichten sind zu rasch und leichtfertig hingeworfen.

* Es ist wieder eine neue Lieferung des Handbuchs der Geographie von Daniel in Halle herausgekommen. Dieselbe enthält Bogen 9 bis 22 des dritten Bandes und bringt die weitere Betrachtung der Alpen und des mittelländischen Berglandes. Der Schlußband des ausgezeichneten Werkes wird voraussichtlich der stärkste werden.

* Geographische Mittheilungen. Von August Petermann. Gotha, J. Perthes. — Das vierte Heft des laufenden Jahrgangs enthält: Wilhelms von Harnier „Reise am Nil, von Assuan bis Chartum und Kosseré", die im Jahre 1859 ausgeführt wurde; Johann Kanus' „Reise durch die caiserlichen Halbinsel von 1858." Ferner eine „Uebersicht unserer gegenwärtigen Kenntniß von Nordwest-Borneo", nebst einer Originalkarte von A. Petermann, im Maßstabe von $1_{:1850000}$, die ganz besonders auch über das holländisch-englische Gränzgebiet Licht verbreitet. — In den „Kleineren Mittheilungen" sind bemerkenswerth: Dr. L. Krapf's „Neue Reise nach dem äquatorialen Afrika"; Th. Heuglin's „Arbeit über die Insel Sokotra"; die Erdöl-Quellen in Amerika; die Chiriqui-Expedition; die holländischen Untersuchungen im süd-atlantischen Ocean; die schwedische Expedition nach dem Nordpol; die Heuglin'sche Expedition nach Inner-Afrika. — Der Literatur-Bericht ist nach einem neuen Plane bearbeitet, in welchem besonders auch die wertvollen, in den zahlreichen wissenschaftlichen Journalen und anderen periodischen Zeitschriften und Zeitungen des In- und Auslandes enthaltenen geographischen Aufsätze nach Inhalt und Bedeutung besprochen sind.

* Die in Halberstadt bestehende Gleimsche Stiftung hat das hinter dem Dome belegene Haus angekauft, in welchem der Canonicus Gleim während seiner letzten Lebensjahre gewohnt hat und auch gestorben ist. Im Juli soll das Haus übernommen und eingerichtet, und in den oberen Räumen die Bibliothek und Handschriften-Sammlung, so wie die unter der Bezeichnung „Gleim's Freundschaftstempel" bekannte Sammlung von Bildnissen von Zeitgenossen Gleim's, mit welchen derselbe in literarischen oder freundschaftlichem Verkehre gestanden hat, aufgestellt und allgemein zugänglich werden.

* Richard Wagner ist zum Besuch in Karlsruhe, wahrscheinlich um die Aufführung seiner vom Intendanten Eduard Devrient für unaufführbar erklärten Oper „Tristan und Isolde" möglich zu machen. Mit den „Nibelungen" soll die Prager Bühne einen Versuch machen wollen.

* In der „Gartenlaube" glaubt Jemand nachweisen zu können, daß die Melodie der Marseillaise ursprünglich von einem deutschen Componisten, dem kurfürstlich pfälzischen Hof-Kapellmeister Holzmann in Meersburg, herrührt. Der Dichter Rouget de Lisle hat nämlich das Credo der Missa solemnis Nr. 4. componirt von Holzmann, abgeschrieben und zu seiner Dichtung vollständig benutzt. Der Organist Hamma in Meersburg hat in diesen Tagen das Manuscript Holzmann's aufgefunden, und nach demselben ist die Marseillaise nicht etwa eine Reminiscenz, sondern die einfache Copie jenes Credo.

* Am 26. April starb in München der Professor Philipp Jakob Fallmerayer, der Verfasser der berühmten „Fragmente aus dem Oriente", im Alter von 70 Jahren. Er litt seit langer Zeit an der Rückenmarks-Lähmung, doch war sein Tod unerwartet und schmerzlos. Bis zum letzten

Digitized by Google

Tage arbeitete er mit ungeschwächten geistigen Kräften am dritten Bande seiner »Fragmente.« Seine Leiche wurde von zahlreichen Freunden und Verehrern am 28. zu Grabe getragen; Professor Josef Müller sprach die Trauerrede. — Zellmerayer war als der Sohn armer Landleute geboren zu Tschalsch bei Brixen in Tirol am 20. Decbr. 1790. Im Alter von 13 Jahren kam er an die Domschule nach Brixen, wo er an 5 Jahre blieb, worauf er 1809 heimlich nach Salzburg entwich und dort seine Studien fortsetzte, namentlich aber jene der orientalischen Sprachen unter der Leitung des in Göttingen gebildeten gelehrten Benedictiners Peter Albert Nagnzaun an der Bibliothek des Stiftes St. Peter begann. Nachher studirte er zu Landshut an der Universität neben der Rechtswissenschaft vorzüglich Geschichte, Philologie und Sprachkunde. Als Infanterie-Lieutenant 1813 in's bayerische Heer eingetreten, machte er die Schlacht bei Hanau und die Feldzüge in Frankreich mit, wo er auch noch mit der Occupationsarmee mehrere Jahre blieb und sich die genauere Kenntniß der französischen Sprache erwarb. 1818 in's Vaterland zurückgekehrt, trat er wieder aus dem Heere aus und lebte zu seinen Studien zurück, erhielt eine Anstellung an der Lateinschule zu Augsburg und wurde 1826 zum Professor der Philologie und Geschichte am Lyceum zu Landshut befördert. 1831 machte er mit dem russischen General Grafen Ostermann-Tolstoy seine erste Reise nach dem Orient, auf welcher er Aegypten, Palästina, Syrien, Cypern, Rhodus, die jonischen Inseln besuchte, dann längere Zeit in Konstantinopel blieb und eifrig die türkische Sprache studirte. Von dort kehrte er über Griechenland und Neapel in's Vaterland zurück. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt, aber seine Lehrstelle war inzwischen wieder besetzt worden. Er ging daher 1836 durch Südfrankreich nach Florenz, Rom und Pisa, und brachte dann vier Jahre größtentheils beim Grafen Ostermann-Tolstoy in Genf zu. 1840 unternahm er seine zweite Reise nach dem Orient, diesmal die Donau hinab, über das schwarze Meer nach Trapezunt und Konstantinopel, besuchte auch den Berg Athos, Macedonien, Thessalien und einen großen Theil von Griechenland. Seine Reiseeindrücke legte er in zahlreichen Berichten an die »Allgem. Zeitung« und in seinen »Fragmenten aus dem Orient«, von welchen er den Namen des »Fragmentisten« erhielt, nieder. 1847 machte er seine dritte Reise über Konstantinopel, Brussa und den Olymp nach Palästina, Syrien und Kleinasien und kehrte 1848 von Smyrna aus in die Heimath zurück. Bald darauf wurde er nach München ins Parlament nach Frankfurt gewählt, wo er auf der Linken saß, und von wo er auch 1849 dem Rumpfparlament nach Stuttgart folgte und an den bekannten Beschlüssen desselben sich betheiligte, was ihm den Verlust seiner Professur an der Hochschule zuzog. Den Winter von 1849 und die ersten Monate von 1850 lebte er in der Schweiz zu Appenzell und St. Gallen, seit April des genannten Jahres wieder in München, lediglich mit seinen literarischen Arbeiten sich beschäftigend. Von diesen sind außer den schon genannten hervorzuheben: seine »Geschichte des Kaiserthums Trapezunt«, die 1831 zu München erschien, und die »Geschichte der Halbinsel Morea im Mittelalter«, welche in zwei Bänden 1830—36 zu Stuttgart herauskam und wegen der darin aufgestellten Ansichten über die Abkömmung der heutigen Griechen zu zahlreichen literarischen Fehden und Gegenschriften Anlaß wurde. Er war ein bedeutendes Talent, aber mehr analytischer Natur; die gerfeyende Schärfe seiner Kritiken, die sich vorzugsweise der Waffen der Ironie und des beißenden Sarkasmus bedienten, war allgemein bekannt.

* Die Ausführung des großen Lutherdenkmals nach dem Plan und den Vorarbeiten von Rietschel ist gesichert. Es kam darauf an vor allem die künstlerische Einheit zu wahren, und das Werk durchaus im Sinn des ursprünglichen Erfinders zu vollenden. Das Comite hat daher diese Fortführung den vorzüglichsten Schülern Rietschels, Kietz und Donndorf, übertragen. Beide Künstler sind bereits durch eigene treffliche Leistungen bewährt: Kietz durch die thätige Statue des Nationalökonomen List, welche im nächsten Jahr in Reutlingen errichtet werden soll; Donndorf durch die schönen Statuen aus der Geschichte der heiligen Elisabeth für die Wartburg. Beide Künstler waren von Anfang an bei dem Lutherdenkmal beschäftigt, und kennen genau die Absicht des Meisters; beide waren von Rietschel selbst schon vor längerer Zeit als die wünschenswerthesten Besitzender seiner unvollendeten Arbeiten bezeichnet worden. Die gewissenhafteste und tüchtigste Ausführung ist verbürgt. Julius Schnorr und Ernst Hähnel haben sich mit dankenswerthester Bereitwilligkeit der Mühewaltung unterzogen in geeigneten Fällen als technischer Beirath mitzuwirken.

* Aus den Zeitungen wissen unsere Leser, daß der einst so gefeierte Sänger Josef Staudigl kürzlich in Wien gestorben ist. Er hat die letzten fünf Jahre im Irrenhause zugebracht, dem er 1856 verfiel. Josef Staudigl ist 1807 geboren; er war der Sohn eines wohlhabenden Landmannes zu Willersdorf in Niederösterreich, studirte in Krems Gymnasium und Philosophie und trat hierauf als Novize in das Stift Mölk. Schon als Student that er sich durch seine schöne Stimme und durch große Geschicklichkeit im Zeichnen und nebenbei in allen Gesellschaftsspielen hervor. Bei Klosterkleidung überfällig ging er nach Wien, um Medicin zu studiren. Die Not zwang ihn jedoch bald, die Studien aufzugeben und in den Chor der Hofoper einzutreten. Ein Unwohlsein des Bassisten Siehert veranlaßte die Direction, mit Staudigl einen Versuch als Pietro in der »Stummen von Portici« zu wagen, der so glücklich ausfiel, daß der junge Sänger fortan in ersten Partien beschäftigt und alsbald der Liebling des Publikums wurde. Der Verlust seiner Stimme scheint sein Unglück herbeigeführt zu haben. Bei dem Mozartfeste in Salzburg (1855) diskonirte er bereits; das Gedächtniß verließ ihn, und im Frühjahre des nächsten Jahres unmöglte Bahnsinn seinem Geist. Er befand sich seit dem 11. April 1856 in der neuen Irrenanstalt am Michelbeuerngrund. — Staudigl war ein feiscbes, heiteres Künstlernaturell, feingearbeitet, und die ihn auf der Bühne gesehen, bringen den großen Einbruck, den er zu machen wußte, nicht aus dem Gedächtniß. Der große Künstler, den ein so trauriges Ende beschieden war, leistete auch als Maler nicht Unbedeutendes, er trieb mit Eifer Chemie, spielte meisterhaft Schach, Billard ꝛc. und das edle Waidmannshandwerk erkannte in Staudigl einen seiner leidenschaftlichsten Meister. Staudigl erwarb als Sänger ein ziemlich bedeutendes Vermögen, doch nicht in Wien, wo er stets bescheidene Gagen bezog, sondern auf seinen Kunstreisen und namentlich in London. Er war ein guter College und liebenswürdiger Gesellschafter, und nur in den letzten, seiner Krankheit vorausgehenden Jahren von ungewöhnlicher Reizbarkeit.

* Bremen, 1. Mai. Gestern ist mit dem April zugleich unsere musikalische Saison zu Ende gegangen, nachdem noch in der allerletzten Zeit die Aufführung des »Saul« von Hiller, eine musikalische Sottise im Künstlerverein, ein Concert des Domchors und der sechste Symphonieabend rasch auf einander gefolgt waren. Der gestrige Schlußabend zeichnete sich durch ein ausgezeichnetes Programm aus; unter der Direction von Reinthaler spielte das Orchester die Symphonie in G moll von Mozart, die in A dur von Beethoven und die Ouverture zu den »Hebriden« von Mendelssohn und führte alle diese Werke mit Feuer und Glück aus. In Betreff der Tempi sind uns allerdings an einigen Stellen Zweifel gekommen; das der Ouverture war entweder anfangs zu langsam oder später zu rasch, auch der Menuetsatz des dritten Theils der Symphonie von Beethoven mußte nach unserer Ansicht ein mäßig belebter genommen werden; doch das sind Dinge, über die sich streiten läßt und viel gestritten wird, ohne daß sich das Richtige widerspruchslos hinstellen ließe. — Ueberblicken wir nun, was in der verflossenen Saison vom Orchester geleistet wurde, so ergiebt sich folgendes Resultat. Es wurden in 11 Privatconcerten, 6 Symphonieabenden und einem Concert im Theater 24 Symphonieen aufgeführt, oder vielmehr 18, da 6 derselben Wiederholungen erlebten. Unter diesen Symphonieen waren 7 von Beethoven (ausgeschlossen bleiben nämlich die sechste [pastorale] und die neunte [D moll] mit den Chören), 3 von Mozart (Es dur, C dur mit der Fuge und G moll), 3 von Haydn, (G dur und zwei in D dur), je 1 von Mendelssohn (A moll), Philipp Emanuel Bach (D dur), Robert Schumann (C dur), Hiller (E dur), und Pape (D dur). Die Zahl der Ouverturen belief sich auf 25 oder vielmehr 22, da drei derselben wiederholt wurden. Unter diesen Ouverturen waren 3 von Beethoven (Fidelio, Leonore, Egmont), 3 von Mozart (Figaro, Zauberflöte, Idomeneo), 1 von Gluck (Iphigenie), 2 von Cherubini (Faniska, Anacreon), 4 von Weber (Oberon, Euryanthe, Freischütz, Beherrscher der Geister), 3 von Mendelssohn (Hebriden, Ruy Blas, Meeresstille und glückliche Fahrt), je 1 von Methul (Jagd Heinrich's), Gade (Hochland), Schumann (Genoveva), Rietz (Concert-Ouverture in A dur), Henschel (Schillerfeier), Georg Schmidt (russische Hymne). Neu studirt wurden Beethovens »Ruinen von Athen« und das größere Theil von Mozarts »Idomeneus«, ferner mehrere kleine Compositionen für Chor. Als Solisten traten auf: mit Violinvorträgen die Herren Laub aus Berlin, Becker aus Mannheim, Bargheer aus Detmold, Blumenfengel aus Braunschweig, Jacobsohn von hier; mit Violoncellvorträgen Herr Davidoff aus Leipzig; mit Pianofortevorträgen Fräulein Hauffe aus Leipzig, Fräulein Starck aus Petersburg, die Herren Hiller aus Köln, Jaell aus Hannover, Mertel von hier; mit Gesangsvorträgen die Damen Michaelis-Rimbö, Bürp, Scharnke, Jenny Meyer, Mamps-Babnigg, von Milde, Beste, Grabinger; die Herren Stockhausen, Marchesi, Braun und Behr. Außerdem wirkten in größeren Gesangswerken Fräulein Franziska Strack, Fräulein Gade, und die Herren Karl Schneider, Egli, Zellmann, Dusseniz und Waldmann. An Oratorien brachte der Winter den Messias von Händel, den Paulus von Mendelssohn und den Saul von Hiller. Rechnen wir dazu zwei Concerte des Domchors, sechs Quartettabende und etwa eben so viele andere Soireen hiesiger Musiker, so beläuft sich die Zahl sämmtlicher Concerte auf weit über dreißig.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 ß Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 19. Bremen, 12. Mai. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Reisebilder. Von Venedig nach Triest. Von **Werner Bergmann**.
Englische Dichterinnen. Von **Georg Berg**.
Das deutsche Studentenlied.
Literatur und Kunst.

* Reisebilder.

Von Werner Bergmann.

VII. Von Venedig nach Triest.

Der Morgen des Abschieds von Venedig war angebrochen. Es war, als ob der nach vierzehn Tagen zum Erstenmale bewölkte Morgenhimmel an meiner Wehmuth Theil nehmen wollte. Ich durchschritt zum Letztenmale die Piazetta, welche bis auf die Gondoliere, welche die Nacht unter den Arkaden des königlichen Palastes oder am Fußgestell der Säulen geschlafen hatten, leer und still war. Vom Glockenthurme schlug es sechs. Ich hatte meinen Giuseppe, der schon auf mich wartete und der mich jeden Tag durch die Kanäle der Lagunen gefahren hatte, schon am Abend abgelohnt. Er begrüßte mich, als ich seine Gondel bestieg, um zu dem unfern der Giudecca liegenden Dampfschiffe gebracht zu werden, ernster als sonst. Ce l'ultima volta, Signor! sagte er trübe lächelnd. Ich nickte ihm zu. Die Gondel schoß über den Kanal. Ich stieg aus, drückte ihm die Hand, hörte sein Grazie und Buon viaggio und eilte bewegt auf die andere Seite des Schiffes.

Trübe Nebelgewölke verhüllten die Ferne, als wir durch den Kanal San Marco dampften. Der Osten röthete sich und warf feurige Streiflichter durch die Wolkenlagen. Die Luft war frisch, doch milde. Das Dampfboot umfuhr im Bogen die bebüschten Ufer des Giardino pubblico und hielt dann gerade auf den Lido. Die Durchfahrt ins offene Meer liegt mehr zur Linken zwischen aufgemauerten Quais. Kaum hatte das Boot dieselben hinter sich, als die Wellen sich höher hoben und das Boot leise zu schwanken begann, denn vor uns breitete sich der mächtige, stürmische Busen des adriatischen Meeres aus. Zur Rechten an der Meerseite des Lido wird das flache Ufer dieser schmalen Insel durch lange Steindämme geschützt, gegen welche die Wellen schäumten und brandeten. Je weiter sich das Boot vom Lido entfernte, desto freier traten Venedigs Thürme und Kuppeln und besonders die Riva der Sclavonen noch einmal hervor, um und den letzten Scheidegruß zuzuwinken. Ich habe ihn aus bewegter Seele erwiedert. Langsam versank am Horizonte, je länger das Boot die öde Salzfluth durchschnitt, die Lagunenstadt.

Schon nach einstündiger Fahrt klärte sich der Himmel auf. Die links in der Ferne aufsteigenden Alpen erschienen in röthlicher Morgenbeleuchtung. In weitem Bogen zieht sich der flache sumpfige Strand des sanftansteigenden Plateau's von Friaul, der frühern Basallin Venedigs. Rechts verliert sich der Blick in eine unbegränzte Wasserfläche, während zur Linken fortwährend das südöstlich bis Steiermark und Istrien in immer nebelhafterer Verschwommenheit sich fortziehende Festland sichtbar bleibt.

Ein steifer Südwind trieb das Meer zu herrlichen Wellen empor, welche an der Luvseite des Schiffs hinansprützten. Das Wasser hatte, verglichen mit dem des atlantischen Meeres, eine auffallend schwarzblaue Färbung, und von ähnlichem, nur ungleich hellerem Blau erschien der nahe unter der Oberfläche geballt sich fortwälzende Schaum. Durch die im Schaume zuweilen entstehenden Oeffnungen erschien das Wasser fast schwarz. Das bestigere Rollen des Boots übte besonders auf die weiblichen Passagiere seine bekannte Macht.

Es ist immerhin ein aufregender Gedanke, über furchtbaren Tiefen dahin zu schweben, in denen Trümmer einer Vorwelt verborgen liegen. Seefahrten sind geschickt, mit dem Tode vertraut zu machen, denn zwischen Tod und Leben befinden sich nur wenige Fuß und im Sturme oft nur wenige Zolle. Eine Dame, die dem Ocean geopfert hatte, sagte deßhalb schmerzlich lächelnd mit Cato, dem Römer, sie wolle nie wieder dahin zur See geben, wohin sie zu Lande gelangen könne.

Allmälig erschien am nördlichen Strande das altrömische Aquileja, früher ein häufiger Aufenthalt des Kaisers Augustus und eine lebhafte, befestigte Handelsstadt mit umfangreichem Gebiete, deren Patriarch eine Zeitlang ein gefürchteter Gegner Venedigs war, bis er, gedemüthigt, sich bereitließ, seinen Patriarchensitz in die siegreiche Dogenstadt zu verlegen. Der Ort ist jetzt, nachdem er im fünften Jahrhundert von Attila erstürmt und zerstört und dann von Venedig unter eifersüchtigem Drucke gehalten worden war, nur ein Schatten früherer Größe, aber wichtig als Fundort römischer Alterthümer. Der einzige Rest früherer Herrlichkeit, der im elften Jahrhundert erbaute Dom, ist mit bewaffneten Augen zu erkennen.

Allmälig nach sechsstündiger Fahrt tritt in immer klareren Umrissen die östliche Küste Illyriens hervor, an deren Höhen Triest sich amphitheatralisch gelagert hat, während die südliche im Dufte der Ferne verschwimmt. Weißlich schimmert das Häusermeer, das sich die bewachsenen Bergköhen der Opschina hinan in einzelne, zerstreute weiße Punkte im Grünen auflöst. Es sind die zahlreichen

Digitized by Google

Landhäuser, welche Stadt und Meer überschauen und wieder vom Kastell überragt werden. Das Dampfboot fuhr einem Walde von Masten entgegen und schien sich darin verlieren zu wollen, bis es in der Nähe des Molo del Sale, ansehnlichen vierstöckigen Hotels gegenüber, beilegte.

Ueber eine schmale bewegliche Brücke betrat ich, nachdem die uns entgegenströmenden Lastträger sich auf dem Boote vertheilt hatten, den breiten Hafenquai, die Riva Carciotti, und begab mich in das nahe gelegene Hotel de la Ville, aus dessen Zimmern man eine reizende Aussicht auf Hafen und Meer hat.

VIII. Triest.

Triest, das römische Tergestum, wurde schon im siebten Jahrhundert gegründet. Dreihundert Jahre später wurde es, weil es, wie die Nachbarinnen, Seeräuberei trieb, der Herrschaft Venedigs unterworfen. Wieder dreihundert Jahre später erhob es sich im Vereine mit mehreren Städten Friauls und Istriens gegen Venedig und kämpfte mit abwechselndem Glücke. Im 14. Jahrhundert versuchte es nochmals, das Joch der Republik abzuschütteln, und vertheidigte sich unter Beistand Krain's und Steiermarks ein Jahr lang. Als aber der ihr zu Hülfe geeilte Herzog von Oesterreich, dem sich die Stadt unterworfen hatte, von den Venetianern geschlagen wurde, ergab sie sich, und die von den Siegern erbaute, noch heute die Stadt beherrschende Citadelle bürgte für die Treue der blutig Unterworfenen. Im 15. Jahrhundert war die Stadt zwar unter die Botmäßigkeit Kaiser Friedrichs III. gekommen, blieb aber, ungeachtet ihrer Versuche zum Widerstande, gegen Venedig tributpflichtig, bis 1719, wo die Politik Venedigs eine passive zu werden begann, Kaiser Karl VI. Triest zum Freihafen erklärte und dadurch den Grund zu ihrem späteren Aufblühen legte. Maria Theresia setzte das Werk ihres Vaters fort. Der Handel mit der Levante nahm einen immer höheren Aufschwung. Die merkantilische Stagnation, in welche es durch Napoleon versiel, endete 1813, und seitdem hob es sich als Freihafenstadt und neuerlich als Ausgangspunkt einer Bahnverbindung mit dem europäischen Norden fortwährend.

Am Fuße des unfruchtbaren, steinigten Karstgebirges malerisch ausgebreitet und von den Wellen des Meeres bespült, scheint Triest auf ein mildes Klima schließen zu lassen, aber dem ist nicht so. Vielmehr ist es den plötzlichsten Luftveränderungen ausgesetzt, so daß der Wechsel einer empfindlichen Hitze mit durchdringender Kälte etwas eben so wenig Seltenes ist, als der des schwülen und ermattenden Sirokko mit dem heftigen, herbstlich schneidenden Nordostwinde, der Bora. Der letztere, dessen lästige Bekanntschaft ich dort machte, erreicht zu Zeiten einen solchen Grad von Heftigkeit, daß man in den feinem Zuge offen liegenden Straßen kaum das Stehen behalten kann und in allzugroßer Nähe des Quai's in's Meer geschleudert zu werden Gefahr läuft.

Triest besteht aus zwei Theilen, der Neu- oder Theresienstadt und der Altstadt. Die Neustadt ist regelmäßig gebaut, hat rechtwinklig sich durchschneidende, gerade Straßen, schöne Plätze und ist wieder auf eine Strecke von 1200 Fuß, nämlich bis zur Kirche San Antonio, durch den mit dem Meere in Verbindung stehenden breiten Canale grande geschieden, jedoch durch eine Brücke verbunden. Das bequeme Straßenpflaster besteht aus großen Quadern. Die Altstadt liegt rechts auf hüglicht ansteigendem Terrain am Fuße der Höhe, welche das Kastell krönt. Ihre Straßen sind größtentheils gekrümmt, steil und enge, besonders im ehemaligen Ghetto. Der Korso, eine breite, schöne Straße mit Aussicht auf Meer und Hafen, bildet die Gränzscheide zwischen Alt- und Neustadt.

Am Hafen dröhnt der Pulsschlag des kauf- und seemännischen Lebens, er ist der Schauplatz des ameisenartigen Sorgens und Sammelns der Schätze aller Welttheile und der Hörsaal eines vielgeltenden Sprachwirrwarrs. Ihm gelte der erste Besuch des Reisenden, den es interessirt, das Ankommen und Absegeln der Schiffe, die hundertfältige Geschäftigkeit am Bord derselben, das Löschen und Laden der Waaren, die durch die Gassen des Mastenwaldes hin- und herschießenden Böte der Schiffscapitaine und die leichten Guzzi oder Gondeln der Badelustigen und die malerischen Gruppen und verschiedenen Trachten der Matrosen und dazu die endlose See mit ihren wechselnden Luft- und Wolkenreflexen, die an ihrem Horizonte auftauchenden, beleuchteten Segel oder endlich die verschiedenen Flaggensignale des Leuchtthurms bei Annäherung von Schiffen zu beobachten.

Triest hat eigentlich eine offene Rhede, die nur durch sechs künstliche, in's Meer hinausgeschobene Steindämme oder Molo's geschützt wird. Der bedeutendste derselben, der lange und breite Molo San Carlo, bildet den innern Hafen und ist zugleich ein belebter, anmuthiger Spaziergang. An seinen Seiten ankern die Lloyddampfer und schaukeln sich die Guzzi, die den Fremden zu Lustfahrten durch den Hafen einladen.

Das ganze, weite Außenbassin des Hafens wird durch zwei befestigte Punkte begränzt, nämlich durch den von Steindämmen geschützten, an der Spitze des Molo Theresa liegenden Leuchtthurm zur Rechten und das neue Lazareth und die Darsena zur Linken.

Gehen wir vom Hôtel de la ville aus die Riva Carciotti zur Rechten entlang, fällt uns ein mit grünen Dächern und zwei gleichfarbigen Thurmkuppeln geschmücktes Gebäude auf. Es ist die griechische Kirche San Nicolo. Der tägliche Abendgottesdienst war eben zu Ende. Ich trat durch ein eisernes Gitterthor und ein Vorhöfchen in das Innere. Die Kirche ist klein, aber reich an Steinarbeiten in Porphyr, Marmor und Malachit und an Goldschmuck. In Schildern von getriebenem Silber stehen an der Thorwand die gemalten Köpfe Christi und griechischer Heiligen und an einer Seitenwand zwei im Jahre 1854 gemalte Oelbilder, welche die Predigt Johannis des Täufers und die Kindersegnung Christi darstellen. Mit dem Aufblühen des levantischen Handels begannen Einwanderungen der Griechen, so daß ihnen 1751 dort ein freier Kultus in eigener Kirche gestattet wurde.

Nach einigen Schritten stehen wir am Café Tomaso. Unter dem vor der ganzen Fronte ausgespannten Zeltdache saßen und wandelten in lebhaften Gesprächen und buntem Durcheinander der Trachten die Repräsentanten verschiedener Nationen, meist Schiffscapitäne und Handelsherren, Türken, Griechen, Slovaken, Ungarn, Kroatier und Andere, während schwarze und sonnverbrannte Matrosen sich vor dem Platze umhertrieben.

Wieder einige Schritte und wir stehen auf dem Börsenplatze, einem nicht schönen, aber durch die ihn einschließenden Gebäude scheinwerthen Platze. Die Börse ist vorn mit säulengetragener Vorhalle geschmückt, in deren Frontispize sich eine Uhr befindet. Zu beiden Seiten des Haupteinganges stehen Standbilder in Nischen. Um das flache Dach läuft eine Gallerie. Die Räume werden, da ihr Umfang zu klein geworden, als Börse nicht mehr benutzt. Vor der Vorhalle steht ein mit Standbild geschmückter Brunnen und diesem gegenüber auf einer dorischen Säule mit stufenartigem Fußgestelle die Statue Kaiser Leopolds I.

Neben der Börse erhebt sich ein großartiges, viereckiges, vorn mit drei Balkonen geschmücktes Gebäude, dessen Umfang ein ganzes Straßenviertel einnimmt, das imposanteste der Stadt. Es ist das im Jahre 1842 mit einem Aufwande von mehr als einer halben Million Gulden erbaute Tergestoum. Es wird zu verschiedenen Zwecken benutzt, denn die unteren Außenseiten bestehen aus Läden, und im Innern befindet sich die Börse, das Bureau

Digitized by Google

und die Druckerei des Lloyd und Lese-, Spiel- und Conversationssäle. Die Außenmauern umschließen eine in vier Kreuzwege getheilte, gegen die Witterung schützende Glasgallerie. Im Lesesaale fand ich einen Reichthum an Zeitungen, wie er sich nirgends sonst innerhalb der österreichischen Monarchie findet.

In diesem Gebäude und um dasselbe herrscht immer, vorzüglich aber von Mittag bis 2 Uhr, wo Börse gehalten wird, ein reges Leben. Nahe beim Börsenplatze liegt der große Platz (Piazza grando) mit freier Aussicht auf's Meer. In seiner Mitte erhebt sich ein Standbild Karls VI. und ein aus Karstgestein künstlich gethürmter Felsenbrunnen. Vier marmorne Standbilder, welche symbolisch vier Welttheile als Handelsemporia darstellen, denen Triest seine Waaren sendet, umgeben ihn. Geschmacklos ist das Standbild Afrika's in schwarzem Marmor ausgeführt.

Zwischen dem Torgesteum und dem Molo San Carlo steht, mit der Hinterseite nach dem Hafen gerichtet, das Theatro grande. Auf einem unschönen Frontispize stehen Apoll und die Musen Euterpe und Terpsichore.

In der Mitte der Frontseite tritt ein aus fünf Rundbogen bestehender, oben bedeckter und mit Brüstungen umgebener Ausbau oder eine Auffahrt für Wagen hervor, über welcher vier runde, dicht an der Mauer stehende griechische Säulen das reich in Stuck gearbeitete Dachgesims tragen. Sowohl zu beiden Seiten dieser Säulen als um das ganze Gebäude werden die Fensterfluchten durch viereckige Reliefsäulen getheilt. Der Unterbau ist von Quadern. Das Theater hat 6 Stockwerke. Der darin befindliche Redoutensaal faßt an 2000 Menschen. Wie in Mailand werden auch hier die Logen für eine jährliche Abgabe gemiethet, doch kann der Miethcontract auch auf zwei bis drei Jahre ohne Erneuerung abgeschlossen werden.

Geht man längs der Quai's in südlicher Richtung, sieht man links das alte Hotel Locanda grande liegen, in dessen Mauern einst der bekannte Archäolog Winckelmann ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit wurde. Sein italienischer Diener, den er in der Freude seines Herzens einige antike Goldmünzen betrachten ließ, ermordete ihn aus Habgier. Rechts dehnt sich die Piazza della Sanita bis zum Hafen aus. Ein anziehendes Schauspiel bot der dortige Fischmarkt dar. In der doppelten Beleuchtung der Abendsonne und der Laternen glänzten in langen Reihen die verschiedenen Seefische vom großen Thunfische bis zur Makrele und Sardelle.

Unter großen Schirmen von Leinwand oder Segeltuch, deren kolossale Stiele zwischen den Pflastersteinen befestigt waren, standen oder saßen die Verkäufer, jeder eine brennende Laterne neben sich, und schrieen von Zeit zu Zeit in denselben klagenden Tönen, wie in Venedig, ihre Waare aus. Man sieht hier ein Stück Naturgeschichte. Hummer bewegen sich träge in langen Körben, dort liegen Seekrabben der verschiedensten Art und Gestaltung und dort wieder Steckmuscheln, Quallen, scheidenartig geformte Austern und andere Geschöpfe des Oceans.

Uebrigens vermißte ich hier den Schönheitssinn, womit die Venetianer ihre Waaren ordnen; auch herrschte eine solche Unreinlichkeit, daß man auf dem Boden fast ausglitt.

Durch die Abendkühle und den feurigen Sonnenuntergang angelockt zogen Schaaren von Spaziergängern auf dem nahen Molo San Carlo auf und nieder. Rechts am Gebirge rollte die weiße Dampfschlange des Abendzuges dahin. Die Scheiben der Wagen glühten wie flüssiges Gold. Auf den Schiffen im Hafen blitzten hier und dort Laternen auf, deren langer Abschein auf dem Wasser zitterte. Mitten in diese Herrlichkeit brachen stöhnend einige anfangs schwache Windstöße. Die Luft wurde kälter, das Meer unruhiger und der Wind schärfer. Zu Nacht oder Morgen haben wir die Bora, hörte ich Vorübergehende sagen, und so war es.

Am andern Morgen empfing sie mich bei meinem ersten Ausgange; doch war sie nicht sehr heftig, sondern gleich unsern schwächeren Aequinoctialwinden. Die niedrige Temperatur nöthigte indeß doch zu wärmerer Bekleidung.

Der Canale grande ist breit und tief genug, um Kauffahrteischiffe zu tragen und darin ankern zu lassen. Er liegt zwischen der Post und der Kanalstraße, deren größtentheils stattliche Häuser die Aussicht auf ihn darbieten. Steinpilaren mit Gaslaternen stehen auf beiden Seiten des Kanals. Die beide Straßen verbindende Brücke, Ponte rosso, ist eine ganz aus Eisen bestehende Drehbrücke. Am Ende des Kanals steht die im edelsten griechischen Stile neuerbaute Kirche San Antonio. Ein säulengetragenes Peristyl führt in's Innere, und eine mit Standbildern geschmückte Gallerie läuft oben um einen breiten Rundthurm mit flacher Kuppel. Das Innere ist, dem Aeußern entsprechend, einfach. Sechs Altarbilder neuerer Künstler sind bis auf einige sehenswerth.

Ueber die Piazza del ponte rosso und quer über den Korso gelangt man zur Altstadt, in welcher am Fuße des Kastells die ehrwürdige Kathedrale Triests, San Giusto, liegt. Ein mittelalterliches Gebäude, ruht sie oder vielmehr ihr Glockenthurm angeblich auf den Fundamenten eines Jupitertempels, von dem noch einige Säulen im Thurme sichtbar sind, während Aeste römischer Architrave, Leichensteine und Metopen, früher in die Außenmauer eingefugt, jetzt im Museum aufbewahrt werden. Der Thurm gleicht darin dem Kampanil in Venedig, daß er mit einer zweiten Mauer so umkleidet ist, daß man zwischen beiden ihn auf breiten flachen Stufen ersteigt. Die Kirche besteht im Grunde aus zwei vor Zeiten getrennt gewesenen, und daher ist ihr Baustil ein verschiedener, zum Theile der der altchristlichen Basiliken und zum Theile der in unmittelbarer Abzweigung von jenem entstandene byzantinische. Die altchristlichen Mosaiken in den Altarblenden stehen denen der Markuskirche bei Weitem nach.

Triest ist reich an Vergnügungsörtern. Ich besuchte nur einen, das Boschetto, welcher längs des Acquedotto, einer für die Stadt so unentbehrlichen Wasserleitung, eine breite, sanftsteigende, mit Akazien und Linden bepflanzte Straße führt. Das Boschetto ist eine mit mächtigen Eichen beschattete Höhe, auf der mehrere Gasthäuser leibliche und geistige Genüsse, die letzteren durch entzückende Aussichten über Stadt und Meer, darbieten.

Was die Tracht der Bevölkerung Triest's selbst betrifft, so ist sie der Art, daß wir uns in Wien glauben. Die Triester halten viel auf Eleganz in der Kleidung, so daß ich selbst Mädchen der unteren Bürgerstände seidene Kleider und Sammetmantillen tragen sah. C'est tout comme chez nous! Doch unterscheidet man sie von den höheren Klassen dadurch leicht, daß sie zu jeder Jahreszeit ohne Kopfbedeckung, aber in schön und oft geschmackvoll geordneten Haaren gehn. Höchstens schlagen sie während der Bora ein schwarz oder buntseidenes Tuch um den Kopf. Anderes aber verhält es sich in dieser Beziehung mit der Landbevölkerung der Umgegend. Die Männer tragen kurze Jacken und Beinkleider, die letzteren am Knie aufgeschlitzt, im Sommer Strohhüte und im Herbste und Winter zum Schutze gegen die Bora eigenthümlich am Hinterkopfe hoch aufgestülpte Pelzmützen. Die Frauen und Mädchen, Mandrieren genannt, tragen in der Regel ein schwarzes Leibchen, das bis zum Gürtel reicht, an der Brust offen und mit verschiedenfarbigen dichten Falbeln besetzt, bald enge, bald weitfaltige Aermel, einen faltigen verschiedenfarbigen mit rothen, gelben oder andern Borten besetzten Rock, weiße Strümpfe und starke schwere Gebirgsschuhe. Ungeachtet der letzteren ist ihr Gang ein elastischer. Ich sah viele schlanke, schöne Gestalten mit blühendem

Digitized by Google

Teint unter ihnen. Ihre Kopfbedeckung ist ein Tuch, welches mützenartig den Vorderkopf fest umschließt und in einem langen Beutel auf den Rücken fällt. Ihre Sprache ist ein Gemisch von italienisch und slavisch, während die gebildeten Stände der Stadt deutsch und italienisch sprechen.

Während des Sommers halten die Vornehmen auf den Triest umgebenden, zahlreichen Landhäusern (Campagnen) ihre Villeggiaturen. Die steinigten, sterilen Abhänge des Karst und der Opschina sind durch Kunst und aufgetragene Gartenerde zu üppigen Blumenterrassen, Weinbergen und Parks mit Treibhäusern, Laubengängen und Pavillonen umgeschaffen.

Die Bevölkerung des Triester Gebiets ist bis jetzt von der Militärpflichtigkeit in so fern befreit, als sie nur ein leichtes Jägerbataillon zu stellen hat, dessen Mannschaft aus der grundbesitzenden Landbevölkerung ausgehoben wird. Diese Miliz, deren Uniform einfach aus Bürgerkleidung und einem schwarzen sogenannten Korsenhut mit dem Abzeichen eines Jägerhorns besteht und deren Bewaffnung vom Magistrate geliefert wird, leistet Sicherheits- und nöthigen Falls auch Kriegsdienste. Sie wählt ihre Offiziere selbst.

* Englische Dichtungen.

Uebertragen von Georg Pertz.

Poetische Uebersetzungen.

(Von Sir Richard Fanshawe.)

Nicht mindern Ruhm's, als wie er Dichter ehrt,
Scheint wer sie wiedergiebt mit Recht dir werth;
Talent und Scharfsinn nur, nicht minder frisch
Als der des Dichters, wag's; verpflanzter Witz
Verschlechtert stracks mit Luft und Boden sich,
Und kält'res Hirn gleicht kälterem Himmelsstrich.
Vergebens plach sich's; Geistesglurh allein
Vermag des Geists Erzeugeru zu sein.
Nicht sclavisch hebt du deines Dichters Schatz,
Ihm folgend Wort für Wort, und Satz für Satz;
Solch Werk ist Zwangsgeburt der Sclavenstirn,
Gedichtet nicht — in Qual gefrohnt vom Hirn!
Armsel'ge Kunst! Am Worte klebt ihr Witz,
Nie schwingt sie auf sich zum Gedankenblitz.
Die neue, edl'te Bahn erschlossest du
Der Kunst, stolz rufend ihren Jüngern zu:
„Nicht Asche — wahrer der Flamme Heiligthum!
Seid treu dem Dichter — mehr noch seinem Ruhm!"

Sir John Dryden.

Der Wildschütz.

(Von Th. Moore.)

Lieb' ist ein Schütz, der Blei
Auf junge Herzen schickt,
Und wenn recht arglos Zwei
Mit Goldgarn sie umstrickt.
Verbergt euch noch so schlau —
Er folgt an jeden Ort;
Schwebt auf zum Himmelsblau —
Er schießt im Flug euch dort!

Doch ist's sein liebster Fund,
Kreuzt auf dereifter Flur
Sein Fuß zur Dämmerstund'
Der Schönheit flücht'ge Spur.
Wie süß dann — folgt er ihr
Durch jungfräulichen Schnee —
Zu schau'n, daß vor ihm hier
Gepirscht kein Andrer je!

Hat Gram deine Jugend umzogen.

(Von Th. Moore.)

Hat Gram deine Jugend umzogen
Wie Wolken das Morgenroth?
Sind zu bald jene Stunden verflogen,
Wo Lust selbst in Leid dir sich bot?
Wenn am Giftbaum des Lebens erblickte
Dir Blüthe nach Blüthe hier —
Komm zu mir denn, Arme, Geknickte,
Thrän' um Thräne mein' ich mit dir!

War am thauigen Lebensmorgen
Die Liebe dir wie ein Schacht,
Wo unter der Fläche verborgen
Blei goldener Schimmer lacht;
Doch wenn wir herabgestiegen
Zu bergen den köstlichen Fund —
Ach, wie Träume der Liebe verstiegen
Die Strahlen im finstren Schlund!

Glich dein Hoffen dem Vöglein der Fabel,
Das geflattert von Baum zu Baum,
Den glitzernden Demant im Schnabel —
Glich dem Vöglein dein Hoffnungstraum?
Das von Zweige zu Zweige hüpfte,
Hin äugelnd scheinisch und her,
Doch husch! mit dem Steine entschlüpfte
Wenn am nächsten und lockendsten er?

Wenn so dir die Jugend verflogen,
Wo der Schmerz selbst beseligend war;
Wo so dich die Hoffnung betrogen,
Dir ein Irrstern so manches Jahr;
Wenn dir Blüthe nach Blüthe erblickte
Am Giftbaum des Lebens hier —
Komm zu mir denn, Arme, Geknickte,
Thrän' um Thräne mein' ich mit dir!

Irland ade!

(Von Th. Moore.)

Ade, du holdes Inselland,
Sei Gott mit dir und Sonnenschein!
Dein Liebreiz tön' aus Andrer Mund,
Sein zu gedenken lang', sei mein.

O sel'ges Eiland, oft wird hold
Durch meinen Traum dein Lächeln zieh'n,
Wie einst, da mir im Spätrothgold
Zuerst dein Eisenstrand erschien.

Zu süß für Einen schien das Glück,
Den bald aus deinem sel'gen Port
Der Sturm in's Leben riß zurück,
Dich lassend schön und schweigend dort.

Dem nicht mehr glänzen mag dein Grün,
Der manchmal nur, von Sturm umschäumt,
Von dir und deiner Himmel Glüh'n
Wie von verlor'ner Heimath träumt.

Doch könnt' ich dieser scheiden je
Als jetzt, wo Schmerz dein Auge füllt,
Wo nebelfeucht dein Blüthenschnee,
Wie Schönheits Stirn, von Gram umhüllt?!

Doch selbst auf deinem Thränenpfuhl
Blieb dir ein Spätherbst noch vergönnt,
In dessen Schatten ein Asyl
Der müde Mensch sich träumen könnt'. —

Sich träumen könnt'! Und fände bald
Ein Eden, trüb wie er da ging,
Als weinend jeder Baum im Wald
Auf seinen Pfad hernieder hing.

Digitized by Google

Weinend und lächelnd, beider Strand!
In Thränen selbst gebend:beit;
Doch wenn, wie selten, dir erstand
Ein Lächeln, ist's wie Seligkeit.

Wie wahre Freuden spärlich blühn,
Doch wenn sie blühen, göttlich schier —
So weicht der Sonne hellste Glühn
Vor Einem kurzen Strahl von dir!

Gedenkst du noch?

(Nach Th. Moore.)

Gedenkst du noch des Abendrots
Beim Scheiden bang und schwer?
Es glitt der Schuß des Hafenboots
Im Zwielicht über's Meer.
Bum! — Wir hörten dumpf den Schall
In grauer Ferne zieh'n,
Bis er, bei immer leis'rem Hall,
Zuletzt zu sterben schien.

Oft wenn des Tages Wert vollbracht,
Sitz' ich bei Dir im Traum
Und lausche, wie der Böller kracht
Hin über den Meeresschaum.
Bum! — Und wenn der Ton verklingt
Im grauen Nebelmeer,
Wächst' ich, indeß die Thräne springt,
Hinsterben leis wie er.

Komm, scheuch' die helle Thräne dort.

(Nach Th. Moore.)

Komm' scheuch' die helle Thräne dort,
Eh' wilt auch meine springt;
Heut' Nacht, heut' Nacht nur lächle fort,
Was auch der Morgen bringt!
Wie Abendröthen, deren Gold
Und Glanz noch spät verzieh'n,
Sind Stunden, die wie diese hold,
Im Sinken noch verlieh'n.
Drum scheuch' die helle Thräne dort,
Eh' wilt auch meine springt,
Heut' Nacht, heut' Nacht nur lächle fort,
Was auch der Morgen bringt!

Wenn je dem Gram zum Trost beschert
Ein Stündlein ward zuteyt:
O denk', die Stunde sei gewährt
In aller Glorie jetzt!
Zu Ende sei der Traum geträumt,
Bis unser Seelenpaar
Gleich Wogen, kurz noch lichtumsäumt,
Versinkt auf immerdar.
Drum scheuch' die wilde Thräne dort,
Eh' wilt auch meine springt,
Heut' Nacht, heut' Nacht nur lächle fort,
Was auch der Morgen bringt!

Anna.

(Nach Robert Burns.)

Anna! Dein Liebreiz macht mich krank
Und fegt mein Blut in Flammen;
Doch ach! die schöne Traumwelt sank
So bald, so kalt zusammen.
Doch in der Nähe deines Lichts
Der Hoffnung zu entsagen!
Traun, Sünde wär' es, Angesichts
Des Himmels zu verzagen!

Das deutsche Studentenlied.

* Als vor drei Jahren die Universität Jena ihre wundervolle Jubelfeier beging und Tausende ihrer alten Burschen im „Paradiese“ an der Saale grünem Strande versammelte, da häufte sich in Prosa und in Versen eine ganze Bibliothek von Schriften zusammen, welche der Geburtstagsfeier Jena's ihre Entstehung verdankten. Unter diesen Schriften waren neben vielen überflüssigen manche nützliche und werthvolle; die beste war die Geschichte des Jenaischen Studentenlebens von den Brüdern Robert und Richard Keil. Diese Festgabe fand allseitig die verdiente günstige Aufnahme und ist zu jener Zeit in unserem Blatte von einem uralten bemoosten Haupte, welches in den Neunzigerjahren in Jena studirt hat und heute noch unter uns lebt, besprochen worden. Bei Gelegenheit ihrer Studien zu diesem Werke fanden die Herren Verfasser in alten Studenten-Stammbüchern und handschriftlichen Privatsammlungen eine Fülle von Studentenliedern früherer Jahrhunderte, von denen einige Proben in das Buch hineingestreut wurden. Mehr erlaubten Zweck und Anlage des Werkes nicht. Jetzt aber haben die Herausgeber die damals von ihnen aufgefundenen, bisher noch nicht veröffentlichten Lieder des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zusammengestellt und zu einem Buche vereinigt (Lahr, M. Schauenburg) und damit eine kulturhistorische Gabe dargebracht, die sehr dankenswerth ist und zu mancher Nachfolge veranlassen möge.

Um das Verständniß dieser zum Theil poetisch anziehenden und pikanten, zum Theil allerdings nur kulturgeschichtlich interessanten Lieder und Liedfragmente zu erleichtern, haben die Herausgeber einleitende Bemerkungen vorausgeschickt und hineingewebt, aus denen der Entwicklungsgang dieser ganzen poetischen Gattung ersichtlich und klar wird. Die Zeit von 1454 etwa, wo die ältesten Lieder dieser Art entstanden sind, bis zum dreißigjährigen Kriege wird in der Kürze einleitungsweise, dann der Abschnitt von da bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ausführlicher unter Mittheilung von 71 Liedern beleuchtet. Den Anfang aber des Buches, welches wir den Freunden der Literatur und des Studentenlebens empfehlen, macht eine kurze Skizze der Entstehung akademischer Lieder. Die hier dargebotenen Winke theilen wir den Hauptsachen nach mit.

„Die Studenten unter sich haben eine eigne alte Geschichte, deren bedeutsame Entwicklung unter den immer wechselnden Gliedern sich stetig fortbildet.“ So schrieb im Jahre 1819 Heinrich Steffens in seiner Schrift „über Kotzebue's Ermordung.“ Er hatte Recht, die Jugendwelt der deutschen Akademieen hat eine alte, Jahrhunderte alte Geschichte, die eine der interessantesten Seiten der deutschen Kulturgeschichte bildet, und deren nähere Kenntniß zum wahren Verständniß der Bildungszustände des deutschen Volkes in seinen verschiedenen Perioden unentbehrlich ist. Aber man würde irren, wenn man annehmen wollte, daß das Leben der deutschen Studirenden zu einem gewissen Zeitpunkte der Geschichte überall in Deutschland das gleiche gewesen sei. Wohl haben gleiche Nationalität, gleiche Sprache, gleiche Jugend, gleicher wissenschaftlicher Lebensberuf, sowie gleiche Richtung und Geschmack der betreffenden Zeit immer eine gewisse Gleichartigkeit des Lebens auf den verschiedenen deutschen Universitäten geschaffen und erhalten; innerhalb oder vielmehr unterhalb dieser Gleichartigkeit hat sich aber, bedingt durch mehr lokale Verhältnisse, von jeher eine bunte Mannichfaltigkeit des Lebens gestaltet, und eben jener eigenthümliche Mangel Deutschlands an einem gemeinsamen Central- und Schwerpunkte, jene eigenthümliche Zersplitterung Deutschlands in so viele einzelne größere und kleinere, mannichfach verschiedene Theile, — jene Zustände, die uns zu einer wahren politischen

Digitized by Google

Einigung leider noch immer nicht kommen lassen — haben wenigstens für die Bildungs-Zustände wie in anderer so auch in dieser Hinsicht einen relativ günstigen Einfluß geäußert.

Jenes Leben der deutschen Studentenwelt spricht sich nun auch namentlich in ihren Liedern aus. Wir meinen zunächst nicht jene ernsten oder heitern Lieder, welche, von deutschen Dichtern in der Muße des bürgerlichen Lebens gedichtet, von deutschen Tonkünstlern componirt, besonders seit Ende vorigen Jahrhunderts und in den dadurch bedingten Decennien des jetzigen Jahrhunderts in den Studentenkreisen Eingang gefunden und sich die Sympathieen der akademischen Jugend gewonnen haben, wir meinen zunächst diese nicht, obwohl wir nicht verkennen, daß auch sie die akademische Zeit, welche dieselben beifällig aufnahm und zu ihren Liedern wählte, charakterisiren. Nein, wir haben vor allem diejenigen Lieder im Sinne, welche in den Studentenkreisen selbst als der eigentlichste, frischeste, wahrste Ausdruck der Verhältnisse, der Sitte, des Geschmacks und der Stimmung ihre Entstehung und bleibende Heimath erhalten haben.

Wir wissen, wie die Studentenlieder entstanden sind, und wie dergleichen noch jetzt entstehen. „Noch stehen“, schrieb Ludwig Achim von Arnim in seinem trefflichen, an den Kapellmeister Reichardt gerichteten Sendschreiben „von Volksliedern“ (des Knaben Wunderhorn, 1806, S. 448), „noch stehen mitten inne als Künstler und Stifter der neuen Lieb die herrlichen Studenten, sie heiten die köstlichen Blüthen ihrer frischen Jahre sich an den bezeichnenden Hut und lassen die farbigen Blätter hinwehen weit über Berg und Thal und in die Wasser.“ Im trauten Kreise lieber Universitätsfreunde, wenn der Trank des edeln königlichen Gambrinus oder der goldne Saft der Rebe die Köpfe und Gemüther ergriffen und die Stimmung gehoben hat, — wenn ein flottes Lied dem andern, ein kräftiges Wort dem andern, ein Witz dem andern folgt, — da beginnt wohl einer der frohen Tafelrunde seinem Herzen, in welchem Jugendlust und Jugendtrang, Lenz und Liebe und Freundschaft und Freiheit übergnillen wollen, in Worten Luft zu machen, er spricht es in Versen aus, zu denen sich die Reime von selbst finden, er singt es nach einer schon bekannten beliebten Melodie eines andern Liedes oder auch nach eigner Idee und eigner Weise. Ein Andrer weiß einen zweiten, ein Dritter einen dritten, ein Vierter einen vierten Vers hinzuzusetzen, und das Lied ist fertig, und die Melodie dazu! Bisweilen mag wohl auch ein Musensohn, von Mutter Natur mit poetischem Sinn begabt, in der stillen Studir-Stube oder draußen im schattigkühlen Wald oder auf den lustig-freien Höhen ein Lied aus dem Innersten heraus gedichtet und seinen Freunden gebracht haben; sie haben, wenn dasselbe wirklich ihrer Richtung und Stimmung entsprach, das neue Lied jubelnd auf, und unter halb scherzhafter Mitwirkung Aller, unter Probieren und Scherzen und Lachen entstand die Melodie. In dem einen wie dem andern Falle pflegen die Lieder auch dem einen Studentenkreise in andere der nämlichen Universität sich durch mündliche Mittheilung rasch zu verbreiten, und auch auf diesem Wege manche kleine Aenderung des Textes und der Melodie und manchen passenden oder unpassenden Zusatz zu erhalten. Betrifft das Lied blos lokale Verhältnisse oder Persönlichkeiten, ohne für Nichtangehörige dieser Universität Interesse zu bieten, so bleibt es auch meist lokal. Ist es dagegen freier gehalten, behandelt es allgemeinere Verhältnisse, spricht es die der deutschen Jugend- und Studentenwelt überhaupt eigenen Gedanken, Ideen und Gefühle aus, so wird es durch briefliche und mündliche Mittheilung, durch gegenseitige Besuche und sonstigen Verkehr der Studenten der verschiedenen Hochschulen und durch den häufigen Wechsel der Studirenden an den Hochschulen gar bald auch an andern Universitäten heimisch und so nach und nach zu einem allgemeinen deutschen Studentenliede. Als solches hat dasselbe zwar ebenso wie die Jägerlieder, Hirtenlieder, Winzerlieder, Bergmannslieder, Gesellenlieder, Soldatenlieder ꝛc., manches mit dem deutschen Volksliede gemein und gehört sogar in gewissem Sinne mit zu dem deutschen Volksliede, aber es hat daneben, gerade wie jene Jägerlieder ꝛc., auch sein Besonderes, sein Eigenthümliches. Es ist eben das Product und damit auch der Ausdruck der Denk- und Gefühlsweise eines besondern Lebenskreises, desjenigen der zu wissenschaftlicher Ausbildung in eigenthümlicher Freiheit zusammenlebenden Jugend, und, wie wir schon oben sagten, der eigenthümlichste, frischeste, wahrste Ausdruck der Verhältnisse, der Sitte, des Geschmacks und der Stimmung. Da aber diese Verhältnisse, diese Sitte, dieser Geschmack sich allmählich änderten und umgestalteten, mußten selbstverständlich auch die Studentenlieder aus den verschiedenen Perioden einen wesentlich verschiedenen Charakter annehmen. Sie haben in der That solch einen verschiedenen Charakter angenommen, lassen die deutschen akademischen Zeiten gewissermaßen unmittelbar zu uns sprechen und bilden sonach einen Spiegel, in welchem sich das deutsche Studentenleben treu abspiegelt.

Merkwürdig ist es, daß dergleichen Studentenlieder, namentlich älterer Zeiten, so schwer und selten aufzufinden sind, und doch erklärt sich dies sehr natürlich. Man dachte unter der fröhlichen Studentenwelt von jeher: die Lieder schienen für die Kehle, nicht für das Papier zu sein. Gesungen wurden sie und oft und gern und viel gesungen, in der „Kneipe“ und auf der Wanderung, am Tisch auf offner Straße beim labenden Fäßchen und an der festlichen Commers-Tafel, aber selten dachte Jemand daran, sie aufzuschreiben. Meist nur mittelst mündlicher Tradition gingen, bei dem fortwährenden Wechsel der jugendlichen Glieder der Studentenschaft, jene Lieder von Generation auf Generation über, verloren auf diesem Wege eines theils manches von ihrer alten originellen Fassung, erhielten andererseits auch manche Zusätze und verklangen zuletzt, oft ohne irgend eine Spur zurückzulassen. Es erging ihnen injofern, wie es noch heutzutage an so vielen Universitäten den s. g. ephemeren Liedern ergeht, und wie es so lange Zeit den s. g. Bummel-Liedern ergangen ist. Erstere, die, von irgend einem interessanten Ereigniß an der einzelnen Universität veranlaßt, dieses Ereigniß und die dabei betheiligten Persönlichkeiten zum Gegenstande haben und meist in Form der Satire oder des Schwankes behandeln, pflegen zwar im Munde der jeweiligen studirenden Jugend nur so lange, als das Interesse für jenes Ereigniß anhält, zu leben und daher gleich den Eintagsfliegen eben so schnell wieder zu verschwinden, als sie gekommen sind, aber sie sind nicht blos ergötzliche Schwänke, sie sind auch als historisches Material nicht ohne Werth. Manche dunkle Partie in der Geschichte des deutschen Studentenlebens, die nach den dürftigen Geschichts-Quellen und nach den etwaigen, einseitig gehaltenen officiellen Documenten ein Räthsel, wenigstens vortheilsfreies Verständniß kaum zuläßt, erhält oft durch ein glücklich wiederaufgefundenes Gelegenheits-Lied jener Zeit, das so ganz aus der momentanen Stimmung frisch herausgeschrieben oder vielmehr herausgedichtet ist, das rechte Licht. Mit Dank ist es daher anzuerkennen, daß man neuerdings wenigstens an einzelnen deutschen Universitäten angefangen hat, die ephemeren Lieder sorglich zu sammeln. — Aehnlich verhält es sich mit dem studentischen Bummelliede. Erst die neueren deutschen Commersbücher haben es versucht, den heiligen Schleier zu lüften, der bisher über dem deutschen Comp- und Bummelliede gebreitet, diesem die Bank gefallenen Kinde der vollsten Laune und der sinnigsten Lust, dessen Feuer seine unechte Abkunft verräth.“ Sie haben, wie das verdienstliche s. g. Magdeburger „Commersbuch für den deutschen Studenten“ (Leipzig, Gustav Gräbner) den Vorwurf, ein aufgeschriebenes Bummellied höre auf ein Bummellied zu sein, mit der treffenden Erwiderung zurückgewiesen: „was thut das? Speichert das Alte auf in den Wunderhörnern und zwingt das faule Volk, neue Bummellieder zu dichten, damit es Ungeschriebenes zu singen habe! Darum wollen wir uns unser Recht noch nicht nehmen und unser Bedenken nicht schmälern lassen“, und haben sich der dankenswerthen Mühe unterzogen, das deutsche Bummellied, größtentheils auf dem Wege der Tradition, zu sammeln und geordnet zusammenzustellen. Ein hervorragendes Verdienst hat sich insofern das „Allgemeine deutsche Commersbuch“ (Lahr, M. Schauenburg u. Comp.) erworben, das zuerst beim Jenenser Universitäts-Jubiläum im August 1858 ausgegeben wurde und nun schon in sechster Auflage vorliegt. „Um dem Buche den Grad von Vollendung zu geben, den es als allgemeines deutsches Buch haben muß, um den Wünschen Aller, soviel das überhaupt zulässig war, gerecht zu werden“, ließen die Herausgeber die gesammte deutsche Studentenschaft selbst die Buchwahl treffen, indem sie nach allen Hochschulen hin Rundschreiben ergehen ließen. Diese glückliche Idee sollte sich auf das Beste bewähren. Von allen Seiten her kam in Fülle die erbetene Beihülfe, und diejenigen Lieder, die sich auf den von den deutschen Hochschulen eingesendeten Verzeichnissen befanden, wurden als der jetzige Besitz deutscher Studentenlieder in die drei stereotypirten Abtheilungen des Buches aufgenommen. Indem aber zugleich zahlreiche handschriftlich mitgetheilte Lieder in einen nicht stereotypirten Anhang aufgenommen wurden und die Bitte um weitere Mittheilung von Liedern mehr lokalen Interesses überall erfreuliche Aufnahme gefunden und in der fünften Auflage den

Digitized by Google

Anhang bedeutend bereichert hat, ist einestheils das Buch zu einem wahren Schatzkästlein frischen deutschen Humors und insbesondere studentischen Humors geworden, anderntheils aber auch damit das Mittel gegeben, das moderne Studentenlied und namentlich das Burschenlied von diesem Centrum aus durch Verbreitung an sämmtliche Universitäten zu einem allgemeinen zu machen und vor dem Verklingen und spurlosen Verschwinden zu bewahren. Möge die deutsche Studentenwelt von diesem ihr gebotenen Mittel, aus warmer Liebe für ihre jetzigen und künftigen Lieder, fleißig Gebrauch machen!

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Tagebücher von Friedrich von Gentz. Mit einem Vor- und Nachwort von K. A. Varnhagen von Ense. — Dante und die italienischen Frauen. Von Karl Witte. — Der Tannhäuser in Paris und der dritte musikalische Krieg. Eine historische Parallele. Von E. Schelle. — Abendstunden. Novellen und Erzählungen. 3 Bde. Von H. Hendler. — Gletscherfahrten in den Berner Alpen. Von A. Roth. — Historische Bilder. Dritter Band. Von St. Grabowski.

* Die Nibelungen von Richard Wagner sollen in diesem Jahre noch nicht in Prag zur Aufführung kommen. Er selbst hat das abgelehnt, da er für dieses Jahr zunächst eine Musteraufführung von „Tristan und Isolde“ mit den ersten deutschen Opernkräften beabsichtige. Die „Nibelungen“ sollen dann im nächsten Jahre folgen.

* Die Zeitungen haben den Professor Fallmerayer an Rückenmarks-Lähmung sterben lassen. Das wird widerrufen; die Section stellte eine Herzerweiterung heraus. Im Nachlasse des Verblichenen fand man drei Bände druckfertigen Manuscripts, nämlich: neuere Fragmente aus dem Orient, kritische Versuche, Studien und Erinnerungen aus meinem Leben.

* In Wien starb am 1. Mai der vor einigen Jahren sehr thätige und bei den untergeordneten Schichten der Lesewelt beliebte Schriftsteller Oswald Tiedemann, der eine nicht geringe Anzahl von Novellen und Romanen verfaßt hat. Er war früher Schauspieler und als solcher an manchen Bühnen, unter anderen auch in Bremen, engagirt. Seit Jahren schon litt er an einem Herzübel.

* Für die große deutsche Kunstausstellung in Köln wird auf die umfassendste Weise vorgearbeitet. Man schreibt aus Düsseldorf: Die Thätigkeit des Hauptvereinsrathes nimmt, unterstützt von dem Eifer der Local-Commitee's, den erfreulichsten Fortgang. Ueber die nöthigen technischen Vorkehrungen zu dem großen Unternehmen ist mit dem Kölnischen Kunstverein ein zweckmäßiges Einverständniß getroffen worden. Die bisherigen Anmeldungen zahlreicher und werthvoller Kunstwerke berechtigen zu der Erwartung, daß die zweite allgemeine deutsche Ausstellung der ersten, vor drei Jahren in München abgehaltenen, an Glanz und Bedeutung nichts nachstehen werde. In befriedigendster Weise giebt sich namentlich auch die Theilnahme der deutschen Monarchen kund. So liegen von Seiten des Königs von Preußen die liberalsten Zusagen vor. Der Großherzog von Weimar, welcher schon durch anderweitige großmüthige Anerbietungen sich als edelsinn, wahrhaft fürstlich gesinnten Freund der Kunstgenossenschaft und willigsten Förderer ihrer Anliegen bezeigt hat, wird auch hier mit seiner Bereitwilligkeit in erster Reihe hervorragen. Unter den Berlin, die von Weimar zu erwarten sind, befinden sich neben einer Anzahl vortrefflicher Zeichnungen von Asmus Carstens, die Cartons zu den Fresken auf der Wartburg von Moritz von Schwind. Auch der plastische Theil der Ausstellung verspricht einen großartigen Character anzunehmen. Namentlich wird die zugesicherte reiche Ausbeute der berliner Schule der Sculptur, die in München nur schwach vertreten war, den interessantesten Anblick gewähren. Das Modell des Luther-Denkmals von Ernst Rietschel wird das Schaffen dieses großen Bildners unserer Tage in seiner letzten gewaltigsten Concentration vergegenwärtigen.

* Die Stadt Antwerpen, welcher in diesem Jahre die allgemeine belgische Kunstausstellung zufindet, bereitet für diesen Zeitpunkt (1. Aug.) ein großes internationales Künstlerfest vor, für welches namentlich auch die Theilnahme der kurz vor her in Köln zusammentreffenden deutschen Kunstgenossen erwartet und erbeten wird. Neben einem allgemeinen Congresse zur Erwägung von mehreren wichtigen Fragen und Interessen der Kunst organisirt ein besonders ernannter Ausschuß, an dessen Spitze neben dem Bürgermeister Loos u. a. auch Heinrich Leys und De Kenser stehen, eine ganze Reihe von Festlichkeiten, welche die Stadt den auswärtigen Theilnehmern darzubieten gedenkt. Nach Verabredung dieses vielversprechenden Festes beabsichtigen die belgischen Künstler, in Gesellschaft ihrer niederländischen Collegen, eine Kunst- und Lustfahrt durch Holland vorzunehmen.

* In den Ruinen von Memphis in Egypten ist eine wichtige Entdeckung gemacht worden. Es ist eine auf einem Kalkfelsen eingegrabene Liste von 63 egyptischen Königen. Die Bibliothek von Paris und das britische Museum besitzen bereits ähnliche Tafeln, allein sie sind bei Weitem nicht so vollständig, wie die von Mariette aufgefundene, welche in das neue, in Egypten selbst angelegte Museum kommen soll. Diese Tafel von Memphis ist das merkwürdigste Denkmal zur Wiederherstellung der egyptischen Dynastieen aus der vorpyramidischen Zeit.

* Denkmal für Wolfram von Eschenbach. König Max von Bayern hat dem Dichter des Parzival, Wolfram von Eschenbach, ein Denkmal gesetzt, welches am 1. Mai feierlich eingeweiht worden ist. Die „Allgemeine Zeitung“ berichtet darüber: Auf dem geräumigsten Platze des Städtchens Fränkisch-Eschenbach, nahe der Pfarrkirche zur heiligen Maria, in der sich das leider nicht mehr auffindbare Grab befindet, prangt das Denkmal in Gestalt eines prächtigen Brunnens. Der König hatte durch diese Form, in freundlicher Fürsorge für das Bedürfniß der Einwohner, den Bitten derselben genügt.

Der Entwurf dieses Brunnens, in streng romanischem Styl, der Lebensperiode Wolframs angemessen, rührt von dem königl. Hofbau-Inspector Riedl her, demselben Künstler, dem der Monarch auch Entwurf und Ausführung des prachtvollen Nationalmuseums zu München übertrug, eines der schönsten Bauwerke der an solchen so reichen Stadt. Auf zwei Sockelstufen ruht eine achteckige große Schale, aus der sich der Brunnenkörper, gleichfalls achteckig construirt, 12 Fuß hoch erhebt. An den vier schmäleren Seiten befinden sich frei auf dem Sockel aufgelegt vier Schwäne von broncirtem Zink, welche das Wasser in die Schale ausgießen. An den breiteren Seiten sind passende Vergierungen angebracht; an der Stirnseite aber in dem obersten Rundbogen ein Gichentranz, und unter demselben die, auf besonderen Befehl des Gründers eingemeißelten, das Streben des Dichters und den näheren Zweck des Denkmals überaus passend bezeichnenden Worte aus dem Parzival:

„Dem Wasser kommt der Name Saft,
Besuchende giebt das Wasser Kraft
Aller Creatur der Welt,
Dem Wasser wird das Ang' erhellt,
Wasser möcht manche Seele retten,
Das kein Engel mag löcher lenen.“

In der unteren Abtheilung auf dem Sockel liest man: Errichtet von Maximilian II., König von Bayern. Auf dem Brunnenstock endlich steht die 6 Fuß hohe Statue des Dichters mit den Emblemen des Dichterberufes und der Ritterwürde, Harfe und Schwert, auf dem Haupte den wohlverdienten Ehrenkranz. Die Statue hat Bildhauer Knoll in München modellirt, der Guß derselben wie jener der vier Schwäne wurde ebenda in der Finkgießerei von Winkler besorgt. Der ganze mit den beiden Stufen 20 Fuß hohe Bau besteht aus fränkischem, feinkörnigem Sandstein. Ein Jeder, heiter und morgenfrisch wie die Periode der deutschen Literatur, denen würdigster Vertreter einer unser Dichtfam gewesen, lächelte dem schönen Feste, zu dem sich schon in den frühen Morgenstunden Gäste aus nah und fern eingefunden, die in dem so stillen Städtchen ein selten gesehenes regen Leben verbreiteten. Auch viergroßen Sängervereine nährten und ferneren Gegend hatten sich eingefunden, um, wie billig, das Fest des Sängers zu verherrlichen. Nach dem Gottesdienst fand auf der Kirche der festliche Zug zum Denkmal statt, wo nach einer passenden Rede des Stadtpfarrers, in welcher dieser auf die hohe Bedeutung und die Verdienste des Dichters hinwies, endlich die Hülle fiel und das Denkmal von den Anwesenden mit tausendstimmigem Zuruf begrüßt wurde. Der Tanz des Bürgermeisters an den hohen Ehren und ein dreimaliges Hoch auf denselben schloß die officielle Feier, der sich nun Festessen, Toaste, Fackelzug und Feuerwerk anreihten.

Digitized by Google

Die Spielkarten.

* Das jüngste Heft der illustrirten Monatshefte von Westermann, Mai 1861, zeichnet sich besonders durch eine Abhandlung von Hermann Hettner über Goethe's Iphigenie mit Rücksicht auf den Entwicklungsgang des Dichters aus, wie denn überhaupt die Zeitschrift eine Fülle anziehenden Stoffes darbietet. Eine in demselben Heft enthaltene kulturgeschichtliche Skizze über die Spielkarten, ihre Erfindung und Bedeutung in alten Zeiten, erlauben wir uns in ihren wesentlichen Zügen hier wiederzugeben.

Gewöhnlich ist man der Meinung, die Karten seien zur Zeit König Karls VI. von Frankreich (1380 bis 1422) erfunden worden, um den König, der häufig an Geistesschwäche litt, zu unterhalten und zu zerstreuen. Diese Verwunthung ist dadurch entstanden, weil in der Schatzrechnung des Königs ein Posten steht, der sagt, daß dem Maler Jacquemin Gringonneur eine gewisse Summe bezahlt worden sei für drei Blätchen vergoldeter, mit verschiedenen Figuren und Sinnbildern gemalter Karten, die zum Gebrauche des Königs bestimmt gewesen wären. Dieß beweist nun allerdings, daß man den Gebrauch der Spielkarten am Hofe Karls VI. gekannt habe, jedoch keineswegs, daß Gringonneur der Erfinder sei. Bevor in Frankreich ein Gesetz über das Kartenspiel erschien, existirte schon in Spanien eine Verordnung gegen dasselbe, was Mehrere bewogen hat, die Erfindung der Karten den Spaniern zuzuschreiben. So werden Karl I., König von Castilien, schon 1357 das Karten- und Würfelspiel in seinen Staaten, und erst im Jahre 1397 am 22. Januar erließ ein Prevot von Paris für die arbeitende Klasse das Verbot des Zeitvertreibes mit Karten oder Würfeln.

Die allerältesten Spielkarten waren von Pergament. Um ihnen mehr Stärke zu geben, überzog man sie auf der Rückseite mit gefärbtem Kartenpapier, wie uns jene belehren, welche in der königlichen Kunstkammer zu Stuttgart aufbewahrt werden und von denen man glaubt, daß sie zum Brautschatze der mantuanischen Grafentochter Barbara gehörten, welche 1474 die Gattin des Grafen Eberhard im Bart wurde. Auf dem sehr dauerhaften Goldgrunde, womit die Vorderseite prangt, drückte der Künstler die Umrisse zuerst leicht ein und colorirte seine Figuren mittelst Tempera- oder Leimfarben, wie selbe auch bei den alten Miniaturen im Gebrauche waren. Die abgenutzten und schadhaften Stellen sprechen zur Genüge, daß mit diesen Karten wirklich gespielt wurde. Es ist sehr zu bedauern, daß von den zweiundfünfzig Stücken, woraus das Ganze bestehen sollte, drei fehlen. Doch hindert dieß nicht die eigenthümliche Art des Spiels noch vollständig zu erkennen. Die unterscheidenden Zeichen bei den Spaniern waren Degen, Becher, Pfennig und Stab, an deren Stelle setzten die Franzosen Lanzknipfe, Herz, Kleeblatt und Bierek, die Deutschen dagegen Schelle, Herz, Laub und Eichel. Hier finden wir, daß eine waidmännische Vorgeil sich an den Gestalten von zwei jagdbaren und zwei jagenden Thiergattungen ergötzte, an Hirschen und Bracken (Jagdhunden), dann an Wildenten und Falken. Die Zahlenkarten bieten durch ihre unendliche Mannichfaltigkeit äußerst angenehme Bilder. Da sieht man die Hirsche liegend, stehend oder springend, die Falken gleich den Hunden von verschiedenen Farben, theils ruhig, theils mit flatternden Fittichen, theils mit Kappen, theils baarhaupt. Unstreitig war der Maler mit sämmtlichen vier Gattungen durch lange liebevolle Betrachtung vollkommen vertraut; daher gewährt sein Werk sowohl dem Laien als dem Naturforscher und dem Künstler einen reichen Genuß. Sehr eigenthümlich ist die Anordnung der Bilder dadurch, daß bei zwei Farben bloß Männer, bei zweien bloß Frauen erscheinen, jedes Spiel hat König oder Königin, Ritter oder Dame, Knecht oder Magd. Zum Verständniß dieser Thatsachen wolle man sich erinnern, daß beim ursprünglichen Kartenspiel jedes der vier Augen König, Ritter und Knecht hatte, die in den eigentlichen deutschen Karten als König, Ober und Unter noch fortbestehen. Die Franzosen ersetzen um dieselbe Zeit, wo zwei Frauen, Isabelle von Baiern und Jeanne d'Arc Frankreichs Schicksale bestimmten, um 1130 den Ritter durch die Dame. Die Italiener ahmten dies wenigstens insoweit nach, daß sie dem Cavallo (Cavalier) noch eine Reina (Königin) zur Seite stellten. Ein Mittelding nun zwischen der französischen und italienischen Weise, vielleicht einen geschichtlichen Uebergang von jener zu dieser, zeigt das in Rede stehende Spiel, indem es zwar der älteren Abtheilung getreu bleibt, aber zwei Farben ganz weiblich macht. Diese Einrichtung fand jedoch keineswegs Beifall. Aus den Trachten erhellet nur die Zeit ihrer Verfertigung, etwa von 1440 bis 1470.

In der Ambrasersammlung des Belvedere zu Wien befinden sich vier alte Kartenspiele von großer Verschiedenheit. Die Blätter des ersten sind nahezu anderthalb Schuh hoch, auf der einen Seite mit Affen und verschiedenem Laubwerk wie Blumen bemalt, auf der Rückseite dagegen mit dem österreichisch-tirolischen Erzherzogswappen in Holzschnitte versehen. Die des zweiten Spieles bestehen aus kleineren Blättern mit Holzschnitten, welche verschiedene Fürstenwappen präsentiren, auf der Kehrseite aber Juristensprüche zeigen.

Das dritte ist ein mit Farben gemaltes, dann mit aufgelegtem Gold und Silber gezirtes Spiel, worauf nebst Königin und Königin alle Hofämter und Hofchargen der Reiche Frankreich, Deutschland, Böhmen und Ungarn (deren Wappen die Seite der Kartenfarben vertreten) mit beigeschriebenen Namen vorgestellt sind. Ohne Zweifel stammt dieß Spiel aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Den Beschluß dieser Spiele macht eines mit Jallenieren, Hunden und Jägern.

In der allerersten Zeit mußten, da man den Holzschnitt noch nicht kannte, die Karten einzeln und aus freier Hand gezeichnet werden, worauf man sie colorirte. Ist war somit viele Zeit erforderlich, bis ein Kartenmaler ein ganzes Spiel fertig brachte. Darnach zu schließen, mögen die ersten Spielkarten sehr hoch im Preise gestanden haben und nur den höheren Klassen zugänglich gewesen sein. Das sich stets mehrende Bedürfniß führte zuerst auf den Gedanken, die Umrißlinien der einzelnen Blätter auf Holzstöcke zu schneiden und diese auf die Kartenblätter zu drucken. Die ersten Holzschnitte dieser Art findet man um das Jahr 1423 erwähnt; wahrscheinlich aber gab es derselben schon früher.

Lorenz Westenrieder, dieser unvergleichliche Geschichtsforscher, sagt in seinem historischen Kalender auf das Jahr 1791 Seite 234 ganz deutlich, daß in Deutschland schon im 14. Jahrhundert einheimische oder das Kartenspiel gänzlich aufhebende Verordnungen aufkamen. In Rücksicht auf die Einführung dieses Spieles, welches eine freigerische Erfindung zu sein scheine, hätten die Deutschen die kriegerische Ihre vor anderen Nationen beibehalten und aus den Bildern den König, Ober und Unter (den General, den Offizier, dann den Gemeinen oder Untergebenen) gemacht. Die Farbenblätter sollen ursprünglich die vier Stände einer Nation bedeuten. Die Schellen, ehemals der Schmuck der Fürsten, bedeuteten den Adelsstand; die Herzen zeigten das unmittelbare Gemüth des geistlichen Standes an; Grün (Laub) den Nahrungsstand und die Eicheln (oder auch Eichenlob) bezeichneten den ehemaligen Stand der Knechte oder Bauern. In Baiern pflegt man noch heutigen Tages im Kartenspiele, obwohl bei Autworten eines Trumpfes (von triumphire, der Sieg) zu sagen, „Eichenlob macht Bauern fodz.“ Um auf die Erklärung der Schellen zurückzukommen, muß bemerkt werden, daß große Herren und Damen zuweilen den Saum ihrer Kleider mit kleinen silbernen oder goldenen Schellen versierten, um ihren Gang von ferne bemerkbar zu machen und vor dem niederen Adel sich auszuzeichnen. Man hatte sogar Schuhspitzen mit Schellen und Sporet, die man schüttelte, um einen Klang zu erwecken. So trugen die Adligen auch Schellen um den Hals oder an den sonst reich verzierten Gürteln.

Es braucht nicht besonders gesagt zu werden, daß nach Erfindung des Holzschnittes dieser wie noch jetzt dazu gebraucht und daß nach Bekanntwerden der Kupferstecherkunst die feineren Karten auf diese Weise ihre Vervielfältigung fanden. Hierbei gab jedenfalls die größere Verbreitung des Papieres den Ausschlag. Gewiß hält ein im Jahre 1308 geschriebenes Document als das älteste bekannte Exemplar von Linnenpapier und da die Erfindung doch jedenfalls dem Niederschreiben vorangegangen sein muß, so nimmt er das Jahr 1300 als das wahrscheinlichste Datum derselben an. Von Murr, Breitkopf, Schönemann stimmen dieser Ansicht bei. Gottlieb Fischer citirt in seiner Abhandlung über Papierzeichen einen Auszug aus einem auf Linnenpapier 1301 geschriebenen Bericht. Das Zeichen desselben ist ein Kreis, darüber ein Kreis, an dessen Ende ein Stern sich befindet. Das Papier ist dick, fest und wohl genarbt; seine Wasserlinien und Wasserzeichen (vergurres et pontsuneaux) lassen sich deutlich unterscheiden. Schwandner, Oberbibliothekar der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, rückt das Datum der Erfindung des Linnenpapiers viel höher hinauf. Derselbe fand unter den Urkunden des Klosters Göß in Obersteiermark einer ziemlich zerstumpfe von nur sieben Zoll Länge und drei Zoll Breite, deren Werth er aber als seltsame Reliquie so hoch schätzte, daß er 1788 einen weitläufigen Bericht über seine Entdeckung in einem dünnen Quartband herausgab. Das Document ist ein Mandat Kaiser Friedrich's II. Schwandner weist nach, daß es in das Jahr 1243 zu setzen sei. Verschiedene Thatsachen stimmen mit der schon längst vom Pribeaux ausgesprochenen Ansicht, daß Linnenpapier eine morgenländische Erfindung sei, überein, weil die meisten alten Manuscripte in arabischer und anderen orientalischen Sprachen auf Papier dieser Art geschrieben seien und daß dieses durch die Saracenen Spaniens zuerst nach Europa gebracht wurde.

Im Einklange mit der Erfindung und Verbreitung des Linnenpapieres wird von den meisten Sachverständigen angenommen, daß die Spielkarten aus Spanien nach Frankreich und Italien kamen, von wo sie erst in Deutschland und England sich einbürgerten und viel Unheil anstiften halfen.

Die Verbreitung der Spielkarten in Deutschland anbelangend, sei zum Schlusse noch gesagt, daß Hans Viber, dessen Haus in Wien am Kienmarkt war, als Kartenmaler urkundlich 1444 vorkommt; nach ihm erscheint Hans Zeller, dessen Behausung in der Weißlegg lag.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Cour.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 20. Bremen, 19. Mai. 1861.

Inhalts-Anzeige.

David Strauß und sein Werk über Hutten. Von Wilh. Kreffelbach.
Dänische Dichtungen. Von P. J. Millingen.
Das Gottesgericht auf dem Blümelsberg. Von A. Freimund.
Literatur und Kunst.

* David Strauß und sein Werk über Hutten.

Von Wilh. Kreffelbach.

I.

In der Vorrede zu dem dritten Bande des Werkes über Hutten, worin „die Gespräche“ des fränkischen Ritters übersetzt wiedergegeben sind, feiert David Strauß den fünfundzwanzigsten Geburtstag seines berühmten Buches „Das Leben Jesu.“ Er sagt dabei: „Mancher bessere Mensch in allen Landen, der von dem Studium dieses Buches seine geistige Befreiung datirt, ist mir, das weiß ich, lebenslänglich dankbar dafür und macht so, ohne daran zu denken, im Stillen die Feier mit. Ich selbst könnte meinem Buche grollen, denn es hat mir (von Rechtswegen! rufen die Frommen) viel böses gethan. Es hat mich von der öffentlichen Lehrthätigkeit ausgeschlossen, zu der ich Lust, vielleicht auch Talent besaß, es hat mich aus natürlichen Verhältnissen herausgerissen und in unnatürliche hineingetrieben, es hat meinen Lebensgang einsam gemacht. Und doch, bedenke ich, was aus mir geworden wäre, wenn ich das Wort, das mir auf die Seele gelegt war, verschwiegen, wenn ich die Zweifel, die in mir arbeiteten, unterdrückt hätte; dann segne ich das Buch, das mich zwar äußerlich schwer beschädigt, aber die innere Gesundheit des Geistes und Gemüthes mir, und ich darf mich dessen getrösten, auch manchem Andern noch, erhalten hat. Und so bezeuge ich ihm denn zu seinem Ehrentag, daß es geschrieben ist aus reinem Drang, in ehrlicher Absicht, ohne Leidenschaft und ohne Nebenzwecke, und daß ich allen seinen Gegnern wünschen möchte, sie wären, als sie dagegen geschrieben, eben so frei von Nebenansichten und Fanatismus gewesen. Ich bezeuge ihm ferner, daß es nicht widerlegt, sondern nur fortgebildet worden ist, und daß, wenn es jetzt wenig mehr gelesen wird, dieß daher kommt, daß es von der Zeitbildung aufgesogen, in alle Adern der heutigen Wissenschaft eingedrungen ist. Ich bezeuge ihm endlich, daß die ganzen fünfundzwanzig Jahre der über die Gegenstände, von denen es handelt, keine Zeile von Bedeutung geschrieben worden ist, in der sein Einfluß nicht zu erkennen wäre.“ — — So selbstbewußt hat vielleicht noch kein Schriftsteller in Deutschland je über seine Arbeit geurtheilt, so unbedingt ist wohl noch Niemand für den Werth des eignen wissenschaftlichen Erzeugnisses ein Vierteljahrhundert nach dem Ursprunge desselben eingetreten. Ist das nicht eitel Selbstüberhebung und noch dazu wegen einer That, die so viel Aergerniß hervorgerufen?.....

Es gab eine Zeit im Vaterlande, in welcher bei dem Namen David Strauß die Frommen, wenn auch nicht öffentlich vor Jedermann, aber doch heimlich unter dem Tische ein Kreuz schlugen, um sich vor einer Beeinträchtigung ihres gegenwärtigen und künftigen Seelenheiles zu bewahren; half es Nichts, so schadete es jedenfalls auch Nichts. Und sogar jetzt noch mag es der Fall sein, daß der Schüler Baur's „in manches Muckers Nachtgebet hart an bei dem Teufel steht.“ Im Großen und Ganzen haben jedoch die verflossenen Jahre die Stimmung der deutschen Nation gegen den kühnen Tübinger Theologen wesentlich verändert. Nennt man heute die besten Männer bei uns, dann wird auch Strauß genannt. Eine neue Generation ist inzwischen seit dem ersten Erscheinen des „Leben Jesu“ herangewachsen; sie hat die damaligen Klopffechtereien der Gottesgelahrten nicht mit durchgemacht; sie nimmt das Buch hin, wie jedes andere Buch auch. Die gebildete Männerwelt, die mit Humboldt's „Kosmos“ vertraut ist, die in ihren historischen Studien die organische Entwicklung der ganzen Menschheit verfolgt, begreift es gar nicht sogleich, warum gewissenhafte Forschungen über den Ursprung der christlichen Religion und über die Persönlichkeit ihres Stifters einst alle Welt in Alarm bringen konnten. Man muß sich gegenwärtig geradezu erst künstlich in die Zustände jener Periode zurückversetzen, in der das „entsetzliche“ Buch an's Tageslicht kam, nicht nur um den Lärm zu ahnen, den es verursachte, sondern auch um der sittlichen That gerecht zu werden, die Strauß mit der Veröffentlichung derselben durchführte, und die gehobene innere Befriedigung zu verstehen, mit welcher der Verfasser nunmehr darauf zurücksieht. Unsere jetzige Generation ist ja an der Kritik groß geworden; daß von dieser Kritik irgend eine historische Erscheinung ausgenommen werden dürfe, kommt ihr gar nicht in den Sinn. Im Gegentheil, eher wird man häufig die Verwunderung laut werden hören, warum „Das Leben Jesu“ nicht schon viel früher geschrieben worden ist. Aber unser Bildungsgang ist auch eben unter dem Einflusse der Strauß'schen Religionsanschauung erfolgt, die in das geistige Leben unserer Väter, bei vielen ziemlich unvermittelt, erst hineinschritt.

Mit der Frivolität des Nihilismus waren schon verschiedene hervorragende Köpfe des vorigen Jahrhunderts an die dogmatischen Gebilde des Christenthums getreten. Von Voltaire an bis Paruy hin ist in entsetzlicher Weise über die Formen gespottet

Digitized by Google

worden, bei welchen das religiöse Bedürfniß der europäischen Menschheit seinen Anhalt suchte. Wirklich befreien von den aus der Vergangenheit herrührenden beschränkteren religiösen Auffassungen vermag indessen die Frivolität den Menschen nicht; die geistige Freiheit ist in dem Einzelnen, wie in einem ganzen Volke immer nur das Product ernster, sittlicher, geistiger Arbeit. Die Anhänger Voltaire's, welche das in den Begriffe Gott gipfelnde ethische Grundprincip des Menschheitslebens verächtlich verwarfen, die Atheisten von Paris waren dafür nur zu oft die Knechte eines kindischen Aberglaubens, sie hatten für sich die Allmacht ihres Weltenthrones für verlustig erklärt und beteten nun zu irgend einem Amulette, zu einem Hexenkessel. Die Gottheit suchte Napoleon I. im Himmel nicht; allein er setzte sich in magische Beziehungen zu einem Stern am Himmel. Von solchem Standpunkte aus ließ sich selbstverständlich der großartige Proceß der Religionsbildung und ihres im Christenthum gefundenen Ausdrucks nicht erfassen. Die objective Wahrheit vermag nur mit der redlichsten Wahrheitsliebe annähernd gefunden zu werden. Wir möchten nun freilich nicht behaupten, daß diese Wahrheitsliebe in religiösen Fragen den edlen Geistern, die nach Lessing's Tode die deutsche Entwicklung weiter führten, gefehlt habe; indessen fürchteten sie sich doch, die letzten Folgerungen zu ziehen. Die Consequenzen der französischen Revolution hatten sie eingeschüchtert; sie behielten ihre religiösen Errungenschaften entweder für sich, oder sie kleideten sie in Ausdrücke, welche den Kern derselben bloß ahnen ließen; sie wollten sie dem täglichen menschlichen Dasein, dem Fortschreiten der ganzen Menschheit gleichsam vorenthalten.

Eine solche Aengstlichkeit hat Strauß nicht gekannt. Das von ihm aufgestellte Gedankengebäude ist ihm durchaus nicht etwa ausschließlich eigen; die Grundhinien desselben waren schon längst in den verschiedensten Werken vor ihm angedeutet. Dagegen gehört das Verdienst des Muthes und der wissenschaftlichen Gründlichkeit, womit er es vor aller Welt aufführte, unbedingt ihm. Er hat in seinem Buche die in der Zeit noch manchfach haltlos und zerstreut wogenden Ideen zu einem klaren Abschluß gebracht, die ächte That des Genius in allen Epochen der Geschichte, und diese That konnte nicht eher vollzogen werden, als bis die Menschheit in sich die geistigen Vorarbeiten vollendet hatte, worauf sie fußt. Jeder wirkliche Fortschritt in der Historie hängt ja von einer Menge zusammentreffender Verbindungen ab. Dem Alterthume war es ganz unmöglich, die Menschheit als ein einheitliches Ganze zu begreifen, und somit zu einer allgemeinen Menschheitsreligion zu gelangen, so lange das Völkerleben in lauter abgeschlossene Nationalreiche zerfiel. Jeder politisch für sich bestehende Volksstamm hatte seine eigene nationalpolitische Gottheit, der Cultus war ein unveräußerlicher Bestandtheil des Staatsgefüges. Innerhalb dieser Schranken mußte daher die Gottesidee und die daraus hervorgehende Religionsauffassung auch äußerst beschränkt bleiben. Während der Herrschaft der Nationalgötter in der Geschichte besteht eigentlich die menschliche Religionsbethätigung einzig in dem Gottesdienste. Nicht die ethische Durchbildung der Einzelnen in einem socialen Verbande ist ihre Aufgabe, sondern, wie die Gestalten der alten Götter durchweg ursprünglich aus einer Personification der Naturgewalten hervorgezogen waren, so dauerte ihnen gegenüber die menschliche Angst vor den unverstandenen Naturgewalten fort. Die Religionen des Alterthums suchen die Götter zu versöhnen, nicht den Menschen in sich zur sittlichen Harmonie zu bringen; und auf die Furcht vor den Göttern bauten die Priester ihre Theocratien auf. Demnach vermochte nur dann erst eine neue Stufe in der Religionsentwicklung erreicht zu werden, als die Nationalabsonderungen des Alterthums in Auflösung geriethen. Alexander's Universalreich, die Verzweigungen des Welthandels, Rom's Herrschaft mußten zuvor die nationalen Bande sprengen, ehe die Idee der Menschheit, von der die einzelnen Völker nur kleine Bestandtheile bilden, auftreten konnte. Sobald sie indessen gefunden war, wuchs über der nun als Einheit erfaßten Menschheit die Idee des einigen Gottes empor, welche bis dahin die Hebräer nur als geistiges Nationaleigenthum für sich gehütet hatten; und wenn so die Religion aus ihren nationalstaatlichen Einbezugen befreiet wurde, so befreiet sich damit zugleich die Gottesidee von aller dem Alterthume so natürlichen Personification der Naturgewalten. Die Lehre „Gott ist ein Geist", hebt folgerichtig den slavischen Gottesdienst auf, die Gottesanbetung wird zu einer ethischen Erhebung des Individuums. So erscheint das Christenthum als das geistige Endergebniß der gesammten Völkerarbeit des Alterthums; die jungen Völkerstämme Europas nehmen es dann durch Rom's Vermittlung in sich auf, und verschmelzen es mit ihrer eigenen selbständigen Entwicklung.

Aber diese jungen Völkerstämme fangen ihre eigene Entwicklung wieder von den untersten Stufen des socialen Lebens an. Ihrer Auffassungsfähigkeit gemäß hatte sich mithin der asiatische Religionsgedanke einzukleiden. Auf der Brücke des Symbols zog er zu ihnen hinüber. Je mehr sie jedoch gesellschaftlich und culturlich fortschritten, um so mehr kommen sie die Aeußerlichkeiten des Cultus entbehren, um so mehr mußten sie den Grundgedanken des Christenthums in seiner ursprünglichen Reinheit zurückgewinnen. Ist er jedoch erst wieder aus der einst unerläßlichen mittelalterlichen Einkleidung losgelöst, spinnt die Menschheit, nachdem sie die Culturhöhe des Alterthums auf's Neue erreicht hat, nun in schöpferischer Verbätigung den Faden ihrer Entwicklung fort, verlegt sich der Schwerpunkt ihres geistigen Lebens nicht mehr in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft, dann bildet sie auch an dem Christenthum selbständig weiter, die fernere religiöse Erkenntniß der Menschen geht nun mehr Hand in Hand mit der stets anwachsenden menschlichen Erkenntniß überhaupt.

Bei diesem Wendepunkte scheint indessen das neunzehnte Jahrhundert angekommen zu sein; an die Stelle der Reception der aus dem Alterthume stammenden geistigen Hinterlassenschaft, von deren Zusen man bisher lebte, wird jetzt mit dem gewonnenen Culturcapitale weiter gearbeitet. Die Ideale liegen fortan weder nach vorn, nicht mehr, wie früher, nach hinten. Der Rückschritt, den das junge Mittelalter gegenüber dem Alterthume machte, ist überwunden. Schließt der Ursprung des Christenthums das Alterthum geistig ab, so schließt die heutige bewußte Erfassung des Christenthums als einer nothwendigen Errungenschaft der organischen Menschheitsentwicklung das Mittelalter ab. Synthetisch führt die neue Zeit die Cultur des Alterthums und des Mittelalters vorwärts.

Auf der Spitze dieses Wendepunktes in der Culturgeschichte steht der Theologe Strauß. Durch seine wissenschaftliche Kritik der Religionserscheinung in der Vergangenheit hat er dem Flusse des religiösen Lebens die Schleusen zum Weltenströmen geöffnet. Er seinerseits kommt freilich über die Kritik schöpferisch nicht hinaus; die Neubildung der Religion hat er selbst nicht gefördert, sondern nur die Möglichkeit der Neubildung. Aber so Vieles er auch in der bisherigen religiösen Auffassung der Menschen als unhaltbar zerstört hat, hat er damit etwa die Religion zerstören wollen oder können, hat er damit den religiös socialen Verband, dessen historischer Ausdruck die Kirche ist, zu vernichten beabsichtigt? Nur wer Strauß nicht begriffen, kann ihm diesen Zweck unterschieben; er suchte vielmehr nach der geschichtlich hervorgetretenen Wahrheit in der Vergangenheit, damit die Menschheit in der Zukunft die Wahrheit wieder in sich selber suchen kann.

Digitized by Google

Daß Strauß' „Leben Jesu“ wie seine „christliche Glaubenslehre“ eine sehr lebhafte Opposition fand, versteht sich von selbst. Wenn die ersten Strahlen der Sonne den Gipfel der Berge berühren, schnarcht im Thale noch Alles. Es stellten sich ihm jedoch nicht etwa bloß jene Gottesgelahrten gegenüber, welche „von jedem Zweifel abgeschieden, ganz rund und in sich selbst zufrieden,“ in der Theologie nur die tüchtige Kuh sehen, „die sie mit Butter versorgt,“ das gefährdete theologische Nahrungsgeschäft, welches das Zinsen abwerfende Stammcapital vertheidigt, nicht allein ferner die Männer des Gemüthsleben, die ihre individuell beseligende neuplatonische Schwärmerei nicht gestört wissen wollten, sondern auch eine große Schaar der ehrenwerthesten Prediger, denen ihr unmittelbar practischer Verstand sagte, daß das tägliche religiöse Bedürfniß der kirchlichen Gemeinde aus den Strauß'schen Sätzen keine Befriedigung entnehmen könne. Darin aber hat Strauß, unseres Erachtens, gefehlt, daß er den kritischen Standpunct des einfamen Denkers zu rasch und zu nahe an den Durchschnittsmenschen hinanrücken wollte. In der Gliederung der menschlichen Gesellschaft giebt es eine unendliche Menge von Bildungsstufen. Jeder Einzelne betet Gott auf seine eigene Weise an; wo aber die Menschen im socialen Verbande stehen — und die Menschen stehen in allen ihren Lebensbeziehungen, namentlich auch in den religiösen, in socialem Verbande — da bleibt die Auffassungsfähigkeit des Durchschnittsmenschen zu berücksichtigen. Das Symbol, die Ceremonie ist eine unveräußerliche sociale Nothwendigkeit, weil diese Brücke die geistigen Spitzen mit dem Durchschnittsmenschen verbindet. Durch die Kritik der bisherigen Geschichte des Christenthums läßt sich die Menschheit von den historischen Gebilden desselben nicht mit einem scharfen Schnitt loslösen. Die Menschheit als Ganzes schreitet vorwärts; da dauert es also sehr lange, bis eine neue Bewegung alle ihre Bestandtheile ererreicht. Strauß verharrte, und verharrt auch noch, auf seinem kritischen Standpunct gegenüber der bisherigen Religionsbildung, weil er in seiner individuellen Vereinzelung verharrte, im unmittelbar praktischen Leben, eingefügt in das sociale Getriebe der Zeit, hätte er vielleicht schon selber den Versuch eines Uebergangs von der Negation zur Position gemacht, den jetzt auf dem Boden der Gesellschaftskunde die nachfolgenden Geschlechter anstreben. Schöpferkraft beurkundet er jedoch so nicht; wo er Positives geben will, wird er matt; sein Aufsatz „das Bleibende im Christenthum“ ist kaum mehr als eine Phrase. Nicht auf dem abgeschlossenen Studirzimmer, vielmehr auf dem Hintergrunde des gesammten socialen Daseins zeigt das Christenthum seinen eigentlichen, seinen ewigen Inhalt, so vergänglich auch die Formen sein mögen, in denen dieser Inhalt zum zeitweiligen Ausdruck gekommen ist. Wenn ein Mensch aus einem Kerker befreiet wird, dann hat er damit noch kein Wohnhaus, das er nun beziehen kann. Die Befreiung vieler Menschen hat Strauß wohl bewirkt, aber um das ihnen nothwendige Wohnhaus kümmert er sich nicht; die Zukunft muß es im Fortschritte der Menschheit erst erbauen. Ist es da zu verwundern, daß Mancher in der kalten, obdachlosen Luft sich nach dem warmen Kerker zurücksehnt?

Wenn wir uns somit in den theologischen Kämpfen, die Strauß' schneidende Feder in Folge seiner Werke geführt, keineswegs unbedingt auf seine Seite stellen, wie völlig uns auch seine Werke in der Stichhaltigkeit ihrer Kritik überzeugt haben, wenn wir von jedem Historiker die Berücksichtigung des socialen Wesens der Religion fordern, so fühlen wir doch eine ganz unsägliche Verachtung für diejenigen von Strauß' Gegner, die ihm die Ausarbeitung seiner Bücher als eine moralische Verwerflichkeit angerechnet haben:

— — „Dacht' ich's doch! Wissen sie nichts Vernünftiges d'rauf zu erwidern,
Schieben sie's Einem geschwind in das Gewissen hinein!“

Daß die deutschen Regierungen dem Tübinger Docenten den academischen Lehrstuhl versperrten, begreift sich leicht. Der Mysticismus in der Politik ist zu innig mit dem Mysticismus in der Religion verwachsen, um eine Kritik des Letzteren vertragen zu können. So lange die Monarchie ihren Ursprung und ihr Recht statt aus den in einem Flächenreiche herrschenden staatlichen Naturgesetzen aus einer unmittelbaren Emanation der Gnade Gottes herleitet, bedarf auch die „Gnade Gottes“ unerläßlich des allersorgfältigsten Polizeischupes. Das mußte Strauß sich vorhersagen. Ebenso kann er sich über seine Vereinsamung im Leben nicht beklagen.

„Stets wird der größte Dichter einsam sein,
Der Weiseste, er ist's für sich allein.“

Wer auf die höchsten Spitzen des Denkens steigt, läßt „die ganze kleine Welt voll lieblicher Gefilde“ tief unter sich zurück. Bis zu den Eisgipfeln hinauf reichen selbst nicht mehr Edelweiß und Alpenrose. Ueber dem Haupte kreisen dem Erdensohne dann nur noch die Sonne und die Sterne, und kein Echo giebt das hinausgerufene Wort aus der weiten Leere zurück. Jeder Angehörige der rein geistigen Arbeit wird hienieden an den Scheideweg gestellt, wo er zwischen der Unmittelbarkeit des täglichen Seins und dem Weben im Gedankenall zu wählen hat. Zu gleicher Zeit, von dem nämlichen Fuße lassen beide Bahnen sich nicht wandeln. Der Mund, der einen Grundgedanken des Jahrhunderts zuerst klar ausspricht, ein Princip, das erst nach Jahrhunderten zu einer socialen Wahrheit werden kann, soll nicht von dem Heute irgend einen Genuß kosten wollen; seine Individualität ist an die Idee hingegeben. Allein das darf Strauß, und sei es mit doppelschneidigem Schwerte, fordern, daß man seinen sittlichen Gehalt nicht verleumdete, daß an die Stätte seines häuslichen Heerdes nicht die Schandbüberei der hierarchischen Verfolgungssucht träte. Bekanntlich ist vor Jahren in der literarischen Frömmigkeitsfabrik des „rauhen Hauses zu Hamburg“ ein Roman erschienen: „Critia sicut deus“. Der Verfasser desselben macht es sich zur Aufgabe, das ehelich Mißverständniß, welches die Scheidung Strauß' von seiner Frau, der Sängerin Agnes Schebest, zur Folge hatte, vor aller Welt als eine Züchtigung der über das „Leben Jesu“ empörten Gottheit hinzustellen. Mit einer satanischen Genueinheit, wie sie eben nur aus dem in geistiger Krähwinklerei verrotteten deutschen Leben emporwuchern kann, spricht sich darin die jauchzende Schadenfreude der Partei des Obscurantismus über das persönliche Weh ihres Todfeindes aus. Wie nach dem großen Brande könte es auch damals wieder vor der Elbe: „das hat Gott gethan-!“ Freilich wer die Sorte Menschen kennt, die jener Hochburg des Pietismus ihre Federn verkaufen, der wird sich über Nichts, was von dieser Seite her kommt, mehr verwundern:

„Bald der Schmutz und bald der Zopf — —
Das Geschäft bringt's mal so mit sich!“

Wenn gelegentlich ein Zögling der genannten Anstalt in einem Berliner Gefängniß, wie es vor anderthalb Jahren geschehen ist, einen armen Gefangenen, der sich seinem Religionszwange nicht beugen will, auf dem Disciplinarwege ohne Weiteres mit einer Flinte erschießt, dann wird das ganz in der Stille vertuscht. Das weltliche Geschwornengericht bekommt davon Nichts zu hören. In Grabbe's Drama: „Don Juan und Faust“ soll der Häscher den lockren Cavalier wegen eines Mordes verhaften. Als er jedoch erfährt, daß derselbe der Neffe eines mächtigen

Digitized by Google

Cardinals ist, zieht er sich vor dem mißlichen Auftrage mit der Entschuldigung zurück:

„Nun, so ein kleines Mördchen, wie man zu sagen pflegt,
Und unter guten Freunden, wie man zu sagen pflegt,
Was will denn das bedeuten?!“

Aehnliche Auffassungen scheinen bei dem bezeichneten Falle an der Spree vorgewaltet zu haben; allein ein Strauß gehört selbstverständlich unbedingt in die Hölle. Der Verfasser jenes elenden Romans hat sich nicht genannt; aus der feigen Anonymität heraus greift er einen der ersten Männer der Nation in der verruchtesten Weise an. Für den Kenner der persönlichen Verhältnisse konnte er jedoch nicht zweifelhaft bleiben. Es ist ein Partisan der ehemaligen Clique von Friedrich Rohmer, den er selber auch in einem Romane „Friedrich“ behandelt hat. In jüngeren Jahren hütete er längere Zeit hindurch, um den Heine'schen Ausdruck zu gebrauchen, „bei der Rotte Korah Jung-Hegel die Schweine“, wurde dann aber aus ökonomischen Gründen fromm und verrieth nun als Judas für Honorar den Tübinger Kreis, in welchem er früher gelebt hatte. So großes Aufsehen indessen auch das Buch bei seinem Erscheinen machte — wurde damit doch die beginnende Reactionsperiode auf dem kirchlichen Gebiete für die Salons eingeläutet — es muß trotzdem noch ein erklecklicher Rest von Exemplaren ungekauft auf dem Lager geblieben sein. Denn vor einem Jahre wurde die buchhändlerische Reclame in die Welt geschickt, ein junges hysterisches Mädchen habe den Roman als eine unmittelbare Eingebung Gottes geschrieben; es sollte mit dem vorhandenen Vorrath geräumt werden. Und da ja neuerdings der Obscurantismus der Orthodoxie seine Stütze bei den Tisch klopfenden Geistern sucht, wodurch zugleich eine Reihe alt gewordener „Schwestern“ als Sibyllen zu nahrhaftem Brode kommen, so galt es in diesem Falle, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen.

Zu bedauern im höchsten Grade ist es aber, daß ein Theil der Nation sich jenes Streiches mitschuldig gemacht hat. Der Kitzel der Neugierde trug bei so vielen „Seelen“ den Sieg über die sittliche Empörung davon, die denn doch in wirklich edlen Naturen eine solche That hervorruft. Die feinsten Lebensbeziehungen eines unserer ersten Schriftsteller wurden noch bei seinen Lebzeiten zu einem literarischen Klatsch verwendet. Und dieses widerliche Benehmen hat sich in der nämlichen Weise wiederholt, als Agnes Sechehelt ihr reizendes Büchlein „Aus einem Künstlerleben“ herausgab. Daß die Künstlerin darin nur ihre künstlerische Laufbahn schildert, auf welcher sie mit kindlicher Hingebung ihre alte Mutter ernährte, daß es vor ihrer Ehe abschiedslos, und der Name Strauß gar nicht darin vorkommt, hat man ihr geradezwegs zum Vorwurf gemacht. Also die einstige Gattin von Strauß sollte ihren Gatten etwa offen vor der Nation anklagen? Wenn Ihr selbst so erbärmlich seid, zur Befriedigung eurer Neugierde eine solche Schlechtigkeit von einer Frau zu verlangen, so seid doch wenigstens nicht so einfältig, eine solche Dummheit bei einer geistvollen Schriftstellerin vorauszusetzen! Daß der ernste Zögling des Tübinger Stiftes und die heitere Künstlernatur nicht als Lebensgenossen zu einander gepaßt haben, daß das Weib, dessen Wesen sich auf das Concrete, auf das Symbol hingewiesen sieht, das scharfe Gedankenleben des Mannes nicht verstand, bleibt das ein so großes psychologisches Räthsel? Und nun wollt Ihr, die Gattin soll Euren frechen Augen es aufdecken, wie zwei Menschen die Kluft, welche ihre Charaktere von einander trennt, sich von Tage zu Tage erweitern sehen? Ihr selber möchtet vielleicht so gehandelt haben, allein haltet doch die Frau, welcher die Liebe eines Strauß gehört hat, für etwas edler! Sie ist jedoch nicht bloß Gattin gewesen, sie ist auch Mutter! Eine Mutter aber sollte es versuchen, die naturgemäße Pietät ihres Kindes gegen den Vater absichtlich und selbstbewußt zu stören? Die Kritik, die sie in der jungen Seele gegen den Vater heraufbeschwört, würde sich ja sehr bald auch gegen sie selbst wenden. Sie sollte den Kampf ihres eigenen Lebens in das Kinderherz übertragen und ihm so die harmlose Jugend vergiften? Wie, vermöchte sie dann je dem in Kummer und Schmerz erwachsenen Kinde gegenüber eine solche Handlung zu sühnen! Freilich, wer das „Leben Jesu“ als ein Werk ansieht, das nur aus sittlicher Verworfenheit hervorgeben konnte, während es eines der höchsten Producte der deutschen Wissenschaft ist, der muß auch wohl wünschen, daß die getrennte Gattin den Verfasser der Liebe seines Kindes beraubte und vor seinem ganzen Volke an den herrschsüchtigen Obscurantismus verrathe. Auch mit solchen Waffen soll in der Gegenwart die klare Erkenntniß der Religionsbildung in der Entwicklung der Menschheit niedergeworfen werden?

Die Jahre der theologischen Kämpfe sind für Strauß gegenwärtig vorüber; seine beiden entscheidenden Werke: „Das Leben Jesu“ und „Die christliche Glaubenslehre“ gehören jetzt dem deutschen Volke, er braucht sie nicht mehr zu vertheidigen. Mit der Ausarbeitung jener Bücher war aber auch naturgemäß Strauß' unmittelbare theologische Wirksamkeit zu Ende. Er hatte die Kritik des kirchlichen Apparates bis an die äußersten Grenzen geleitet, und damit der Priesterzunft einen Stoß versetzt, von dem sie sich selbst in den Zeiten der blühendsten Reaction nicht ganz zu erholen vermag. Weiter, wie gesagt, die Religionsentwickelung zu führen, ist er seiner Natur nach außer Stande. Niemals wird er da überhaupt wohl einem Menschen vergönnt, kritisch und schöpferisch gleich mächtig zu sein. Demnach hält er auch dem neueren Bestreben, die Religion aus der auf socialer Basis erfaßten Ethik herzuleiten, fern. Die ethischen Grundgesetze, die sich im Leben der ganzen Menschheit wie des Einzelnen beurkunden, verlangen eine andere Auffassungsgabe, als sie einem vorwiegend dialectischen Kopfe eigen ist. Kann der Naturalismus den Uebergang von seinem „Stoff“ zu dem Geistigen und Sittlichen im Menschen nicht finden, bildet er sich ein, daß, weil in der Stoffwelt des Alls nur physicalische Gesetze herrschen, die Sittengesetze, die das Zusammenleben der Menschen bedingen, und denen gemäß das Individuum sich in harmonischen Einklang mit sich selbst und seiner gesammten Umgebung zu bringen sucht, weniger Bedeutung haben als die Gesetze der Schwere und Anziehung, so hat auch Strauß den Schritt von der Negation der bisher geschichtlich aufgetauchten falschen religiösen Vorstellungen zu der positiven Ergründung des religiösen Wesens im Menschen nicht gethan. Andere nach ihm mögen dahin gelangen, seine Lebensaufgabe war nach der religiösen Seite hin eine kritische. Wenn jedoch der Theolog die Feder niedergelegt, dem Historiker blieb noch ein weites Gebiet schönen männlichen Wirkens über. Seit jener Zeit, wo der Tübinger Gelehrte von der academischen Lehrthätigkeit Abschied nehmen mußte, sind von ihm eine Reihe von kleineren oder größeren geschichtlichen und biographischen Arbeiten erschienen, die dem Schriftsteller eine eben so hohe Anerkennung bei der Nation erworben haben, als sie bis dahin seinem theologischen Wissensschatze zu Theil geworden war. In denselben offenbart sich, oft zur Ueberraschung des Lesers, eine Innigkeit der Empfindung, eine Poesie in der Anschauung selbst von untergeordneten Dingen und Zuständen, wie man sie bei diesem Manne der rücksichtslosen Logik kaum vermuthen sollte. Der von Vielen gefürchtete Denker giebt sich da in liebenswürdiger, menschlicher Unmittelbarkeit. Das feinfühlende Herz, welches ja die liebe sogenannte gebildete Menge schnell und gern einem durchgeprägten Charakter abzusprechen pflegt, den zu begreifen ihr Horizont zu klein ist, tritt in jenen Schriften wohlthuend zu Tage. Ergreifend schön ist z. B. das kleine Lebensbild des verstorbenen

Digitized by Google

Freundes Märklin durchgeführt. Die Tage der Kindheit, der Schule zu Blaubeuern, die Studentenjahre mit ihrem Sehnen und Ringen, wie die beiden so eng verbundenen Männer sie zusammen durchgemacht hatten, ziehen trotz der Einfachheit der Ereignisse die sie bringen, in lichtwarmer dichterischer Verklärung vorüber. So hegt Strauß auch eine rührende, kindliche Pietät für den alten Justinus Kerner auf Weinsberg. Ueberhaupt wird man nur dann dem gesammten Geistesleben von Strauß gerecht zu werden vermögen, wenn man in ihm neben dem bedeutenden Gelehrten zugleich den durchweg hoch entwickelten Menschen ins Auge faßt.

Im ersten Augenblick macht zwar seine Persönlichkeit einen eigenthümlichen, fast befremdenden Eindruck. Ich hatte mir unter David Strauß eine kräftige imponirende Gestalt vorgestellt, nicht ohne einen scharfen Zug des Spottes um den Mund, eine Erscheinung, die auch äußerlich etwas Herausforderndes an sich hat. Da saß nun eines Tages in Heidelberg bei einem Schlosser'schen Mittagessen ein hagerer blasser Herr mit am Tische, die Augen durch die Brille wie verdeckt, der selbst in diesem kleinen Kreise eine Art scheuer, ängstlicher Zurückhaltung beobachtete. Am Gespräch nahm er wenig Theil, seine Züge blieben ziemlich regungslos; nur eine große, schön durchgeprägte Stirn verrieth an ihm den Mann von geistiger Bedeutung. „Wer ist das?“ — „Mein Gott, kennen sie den nicht, das ist David Strauß!“ Daß meine Vorstellung von ihm so weit von der Wirklichkeit entfernt war, hatte ich fürwahr nicht geglaubt. Jener kränklich aussehende Kopf mit dem mild-ernsten, leidenden Ausdruck, jener in sich zurückgezogene Mensch, der so völlig mit der Außenwelt abgerechnet zu haben scheint, das ist der gewaltige David Strauß! Ist man jedoch erst einmal über diese Ueberraschung bei sich hinausgekommen, dann meine ich, gehört, wie gesagt, zu einer vollen richtigen Würdigung des Schriftstellers die stete Vergegenwärtigung seiner Persönlichkeit. Ich weiß Niemanden unter allen mir bekannten deutschen Gelehrten, bei welchen das menschliche Selbst so anspruchslos beschieden in den Hintergrund wiche, als bei Strauß. Man würde mit ihm vielleicht Tage lang in einem Eisenbahnwaggon reisen können, ohne nur im aller Entferntesten zu ahnen, daß man eine Intelligenz ersten Ranges neben sich hat. Absolut Nichts von der so häufig vorkommenden Gelehrteneitelkeit tritt bei ihm hervor; keine Spur eines Versuchs, als wolle er auf eine Umgebung einen geistigen Druck ausüben; er sieht aus, wie wenn er sein Ich gänzlich vergessen hätte, und ohne irgend welche Anforderungen für dasselbe, nur noch der Wissenschaft lebe. Daß viele durchgearbeitete Nächte hinter ihm liegen, daß einst innere Kämpfe ihn tief bewegt haben, vermag er nicht zu verbergen, aber nur bei academischen Ruhmes des wissenschaftlichen Glanzes wegen hat dieser Mensch seine Werke nicht geschrieben! Der hat im Leben nur nach Wahrheit gesucht, unbekümmert darum, was dabei aus ihm werde; und weil er sein Ich durchaus vergessen, so ist er auch vor seinem Wahrheitsfunde zurückgebebt. Immer und immer mußte ich es mir wiederholen, das also ist der Mann, der den weißglühenden Haß der gemästeten Orthodoxie trägt; auf dieses seine durchgeistete Menschenbild hat die fette Frömmigkeit aus träufelndem Munde ihre Bannflüche geschleudert! — das ist David Strauß? Immermann braucht von Dante einmal den Ausdruck: „Gedankenaufgebirt, fast ein Gerippe“; derselbe paßt auf Strauß vortrefflich. Wenn Schlosser Jedem, der sich ihm naht, eine hohe Ehrerbietung einflößt, so empfindet man Strauß gegenüber unwillkührlich einen Respect, der zugleich ein inniges Mitgefühl für seinen schweren Lebensgang in sich schließt, von welchem der Ausdruck seiner Züge Zeugniß ablegt.

Schon kurz vor dem Jahre 1848 trat Strauß in seinem so geistvollen Essay „Der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren“, den staatlichen Fragen der Gegenwart näher. In Julian Apostata hält er einem nun verstorbenen Könige ein Spiegelbild vor, das, obgleich es auf dem gründlichsten historischen Quellenstudium ruhte und von der Censur in keiner Weise beanstandet werden konnte, doch in der Menge wie eine politische Broschüre wirkte. So war der Gegensatz eines Herrschers zu seiner Zeitrichtung noch nicht dargelegt worden, so bestimmt der unversöhnbare Zwiespalt noch nicht nachgewiesen, in welchem die an der unhaltbar gewordenen Vergangenheit haftende religiöse und politische Romantik zu einer nach Neugestaltungen schöpferisch drängenden Epoche steht. Hätte nur die Kaiserdeputation auf ihrem Wege vom Main nach der Spree dieses Büchlein noch einmal durchgelesen, sie hätte sich sagen müssen, daß, wenn auch der preußische Staat an die Spitze von Deutschland gehört, doch die entscheidende Persönlichkeit unmöglich den Anforderungen der Gegenwart zu entsprechen vermochte. Und wenn schon damals Strauß sich der Tagespolitik allerdings auf sehr ernster historischer Basis zuwandte, so hat er neuerdings in seinem „Ulrich von Hutten“ die deutsche Nation mit einem Buche beschenkt, in welchem sie sich noch in ganz anderer Weise Lehren für ihre heutige Bewegung holen kann.

---

* Dänische Dichtungen.

Uebertragen von P. J. Willatzen.

Die Sprache des Nordens.

Von Carl Ploug.

Lieblich tönen Welschlands Nachtigallen,
Gallicus Hahn erweckt des Kampfes Muth,
Saiten in Gastilliens Thälern schallen
Und im Tone flammt des Südens Blut;
Ueber dem Berdecke wie im Dome
Wird des Briten Stimme Orgelklang,
Und der Traube gleich am Rheinesstrome,
Stark und kraftvoll ist der deutsche Sang.

Doch, o Fremder, glaube nicht, im Norden
Sei das Leben stumpf und stumm die Welt
Und das Herz starr wie die Erde worden,
Wo der Winter baut sein Schneegezelt!
Glaube wortarm hier nicht die Gedanken,
Glaub' in Fesseln hier den Geist nur nicht,
Glaube nicht, des Nordens Männer wanken,
Fliehn gleich Spreu, wie Koth dein Mund auch spricht.

Nein, die Brust mag kühn uns auf und nieder,
Höchstes Ziel erstrebt der Seele Schwung,
Und von unsern Lippen tönen Lieder,
Frühlingswarm wie unser Herz und jung.
Süß wie Mädchenmundes Liebesgabe,
Weich wie Wellenspiel in waldumgirt Bucht,
Tief wie Waffenklang vom Hünengrabe,
Keck wie unserer Gedanken Flucht.

Nordlands Töne, klingt ob Land und Sunden
Und begegnet fremden ohne Scheu!
Malt die Größe, welche längst verschwunden!
Kündet, die einst wird geboren neu!
Klingt wie der bedrängten Mutter Klage
Jedem ihrer Söhn' in Mark und Bein,
Bringt der Väter Kraft in uns zu Tage,
Daß für's Vaterland wir stehen ein!

Digitized by Google

Das todte Kind.

Von Hans Peter Holst

Holdes Kind in engen Sargs Räumen,
Sprich, was eilest fort du sonder Säumen?
Suchtest Schutz, eh Sturm die drohte hie.
Warum ziehn zu seinen Gden Frieden,
Du, deß längste Wanderung hienieden
War vom Mutterschooß zum Vaterschooß!

Also klagen wir. — Doch das stört keine
Ruhe nicht, du Stille, bleiche Kleine!
Blumen schmücken dir das Grabgewand.
Duft'ge Veilchen, Reseda, Narzissen
Reihen dir zum Kranz sich um dein Kissen,
Rosen hältst du in der zarten Hand.

Freunde waren sie dir hier auf Erden;
Wenn du einst erwacht, kann wieder werden
Aug' und Mund sie grüßen ungesäumt;
Wirst sein Spiel mit ihnen neu beginnen
Und auf halbvergeßne Namen sinnen,
Lächelst sanft und meinst, daß du geträumt.

Abendlied.

Von Jürgen Grömmeld Juul

So weit ein irdisch Auge späht
Im nächtlich tiefen Dunkel,
Ist das Gewölbe rings besäet
Mit goldner Sterne Gefunkel.
Es ist als flüstern sie und zu
Durch weiter Himmel Räume:
„Kommt her, bei uns ist süße Ruh,
Bei uns sind die lieblichsten Träume!“

Ihr Kinder des Lichtes, deren Blick
Hernieder schaut so milde,
Als sei unser Jugend gesahnes Glück
Daheim in eurem Gefilde:
Heilt jedes krank, müde Herz,
Laßt Rosen es umsäumen,
Dem Armen sendet reichen Segen
Die Hoffnung in lieblichen Träumen.

* Das Gottesgericht auf der Blümelisalp.

Eine schweizerische Volkssage.

Von A. Freemund.

Wo jetzt der gewaltige Gletscher der Blümelisalp im Berner Oberlande seine kolossalen Eismassen zum Himmel reckt und im hellen Strahl der Sonne weit und breit in's Land hinaus erglänzt, war vor alten Zeiten eine schöne, blumenreiche Alp, die man darum auch die Blümelisalp geheißen hat. Dieselbe gehörte damals einem jungen, reichen Sennen, Namens Walter. Dieser hatte die schöne und tugendsame Johanna, die Tochter des auf der Gemsjagd verunglückten Jägerruodi, lieb gewonnen und als Frau auf seine herrliche Alp mitten im Sommer heimgeführt. Walter hatte nebst vielen andern zwei Knechte, die ihm unentbehrlich waren. Der eine war der stille Seppi, ein treuer, fleißiger, braver Bursche, dessen Herz seit den Knabenjahren schon für Johanna schlug. Der andere war der tückische Ueli, ebenso handlich im Alpengeschäft mitten in Sturm und Braus, wie andrerseits ausgelassen bei wildem Trinkgelage, wenn er dazu kam, und böswillig in seinem Ränkespiel. Bei der Hochzeit hatte Walter als reichster Senn der weiten Umgebung einen großen Schwinget zu den übrigen großartigen Hochzeitsfeierlichkeiten angeordnet und unter andern Preisen das Lieblingslamm seiner Braut Johanna ausgesetzt. Da stellte sich der sonst bescheidene und schweigsame Seppi als Kampfbewerber, und ihm gegenüber Ueli. Ueli war an Körperkraft überwiegend stärker gegenüber dem mehr schmächtigen Seppi. Aber dennoch siegte des letzteren rasche Gewandtheit. In drei vollständig regelrechten Schwüngen wurde Ueli nach verzweifelter Gegenwehr endlich geworfen, und Seppi errang den Ehrenpreis seiner heimlich geliebten Meisterin. Von dieser Stunde an kochte glühende Rache im schwarzen Herzen des bösen Ueli und gab sich ohne Befriedigung Jahrelang in hundertfältigen Neckereien unablässig kund, wie es bei derlei eisenstarren Naturen zu geschehen pflegt. Endlich kam die heißersehnte Zeit der Befriedigung.

Die Landleute im Berner Oberlande, stolz und eifersüchtig auf ihre angestammten freien Rechte und alten Gebräuche, glaubten dieselben durch Gesetze der aristokratischen Familienherrschaft in Bern beeinträchtigt, und der Geist der Widersetzlichkeit steigerte sich nur zu bald trotz der Zähigkeit des Berner Charakters zum offenen bewaffneten Widerstand. Der reiche und angesehene Walter wurde zum Lenker der Bewegung auserkoren, und sein Ehrgeiz bestimmte ihn ohne langes Bedenken, trotz des Bittens und Flehens seines treuen Weibes, diese sehr bedenkliche Rolle anzunehmen. Die Zusammenkünfte der Unzufriedenen wurden im Hause des Vogtes abgehalten, dessen hübsche Tochter Esther umsonst gebuhlt hatte, den reichen Walter als Ehemann zu gewinnen. Die betrogene Hoffnung hatte ihre Rache in ihrem leidenschaftlichen Herzen geschachtelt, und darum reizte sie nun mit feiner Weiberlist die wilden Leidenschaften des in ihren Augen ungetreuen Geliebten.

Immer mehr und mehr fühlte sich Johanna mit ihrem neugebornen Kinde von ihrem so innig geliebten Manne verlassen, und düstere Angst und schweren Kummer fühlte darob des treuen Weibes bange Seele. Umsonst waren ihre liebevollen Warnungen, umsonst ihr Bitten und Flehen. Ein um so aufmerksameres Ohr lieh Walter den Schmeicheleien und Lobeserhebungen Esther's und den Einflüsterungen Ueli's, der ihm von einem heimlichen Einverständniß Seppi's und Johanna's sprach. Den glimmenden Funken der Eifersucht und gekränkten Hausehre schürte dann wieder Esther's scharfe Zunge rasch zur verheerenden Flamme an, welche unrettbar sein Lebensglück verzehrte. Der böse Ueli bot sich sehr bereitwillig als Werkzeug von Walter's Rache an. In einer finstern Gewitternacht wurde Seppi plötzlich in tiefem Schlafe überfallen, gefnebelt, in gedeckten Wagen außer Landes geführt und einem Werber übergeben; Johanna dagegen hatte ihm Ueli versprochen, um eine namhafte Summe heimlich in ein Kloster abzuliefern. Statt dessen aber versenkte er sie in derselben Schreckensnacht oben auf der Blümelisalp in eine abgelegene, tiefe Schlucht, aus der kein rettender Ausweg möglich war, und wo er sie nur nothdürftig mit Lebensmitteln versah. Nun wurde emsig überall unter die Leute die Lüge ausgestreut, der stille Seppi habe bei Nacht und Nebel die fromme Johanna entführt und sei mit ihr über das Gebirg nach Welschland hinab gestohen. Das Gerücht fand unter dem Volke wenig Glauben. Indessen wurde Esther bald Walter's erklärte Braut. Droben auf der Blümelisalp aber wurde ein großes und schönes Sennenhaus gebaut, wie man nirgends ein solches sah im Lande. Als es ausgebaut war, da wurde die Hochzeit darin gefeiert mit einer Verschwendung und Pracht, wie sie ebenfalls unerhört waren unter dem Oberländer Aelplervolke.

Aus lauter großen und fetten Käsen wurde eine Treppe hergestellt, welche die zahlreichen Gäste über die ganze Alp bis zum Eingang des Hauses führte. Neben diesem war ein Ziehbrunnen gegraben und derselbe anstatt mit Wasser — mit Milch gefüllt. Drei volle Tage dauerte in Saus und Braus das üppige Hochzeitgelage. Die Thalarmen, welche nach Landesgebrauch hinauf gestiegen kamen, das junge Ehepaar um eine milde Gabe anzu-

Digitized by Google

stehen, wurden alle schnöde abgewiesen. Eben wollten am letzten Tage die trunkenen Gäste in ihrem ausgelassenen Muthwillen die Milch aus dem Ziehbrunnen über die Käsestreppe als Bach herabfließen lassen, als der Handbub athemlos und todtenbleich gesprungen kam und keuchend berichtete, es sei etwas nicht geheuer, das Vieh sei plötzlich wild geworden und renne in tollen Sprüngen über die Flüche-Bänder hinab in's Thal. Während er die eiligen Worte sprach, hatte sich der Himmel plötzlich in schwarze Wetterwolken gehüllt, aus welchen zahllose Blitzeschlangen zuckten, erschütternd der Donner brüllte und dann ein gräßlicher Hagel niederprasselte. Entsetzt flüchte Alles ängstlich zur Höhe empor. Droben brachen unter erbebenartigem Krachen von den obersten Firsten Felsen und Lawinen auf den Gletscher herab. Dieser barst im gleichen Augenblick, und der ganze ungeheure Trümmerstrom wälzte sich sodann mit rasender Geschwindigkeit unaufhaltsam auf die herrliche Alp herab. An eine Rettung war nicht mehr zu denken. Im nächsten Augenblick lagen das stolze Sennenhaus, die vortreffliche Alpe, die übermüthigen Hochzeitsgäste haushoch unter dem Firn begraben.

Wie nun das Volk aus dem Thal voll Schrecken hinaufeilte nach der Gräuelstätte der Verwüstung, um vielleicht noch verschüttete Menschenleben zu retten, da entdeckten einige kühne Jäger in tiefer Felsenschlucht ein Weib, das anscheinend leblos auf dem Gesicht hingestreckt da lag. Rasch ließen sie einen von ihnen an einem Stricke hinab in das tiefe Felsengrab, und dieser erkannte nun in freudigem Erstaunen die arme fromme Dulderin Johanna, die aus Schrecken über das, das ganze Gebirg erschütternde Naturereigniß, in eine todesähnliche Ohnmacht gefunken war. Sogleich wurde die lebendig Begrabene an einem Seil aus ihrem traurigen Gefängniß herausgezogen und dann wie eine Heilige sorgsam von den Jünglingen über das schreckliche Eisfeld der vergletscherten Blümelisalp in's Thal hinabgetragen. Still und zurückgezogen lebte sie daselbst ihrem frisch erblühenden Kinde und der milden Pflege der Kranken und Armen. Auf ihre Verordnung wurde alljährlich das Gottesgericht des Verschüttungstages der Blümelisalp mit einem Gottesdienst gefeiert und die Wittwen und Waisen der beim Hochzeitsfeste Begrabenen durch reichliche Gaben unterstützt.

Endlich war auch der ganz verschollene Seppi aus fremdem Kriegsdienste mit Auszeichnung als Hauptmann wieder in das heimathliche Thal zurückgekehrt und hat dann über Jahr und Tag seine alte Meisterin, die still Geliebte seiner Kinderjahre, als Hausfrau heimgeführt. In Liebe und Frieden hat das brave und fromme Paar zusammengelebt in stiller Zurückgezogenheit bis in ein sehr hohes Alter, und dann sind Beide rasch einander hinüber gefolgt in ein besseres Leben und zu einem freudigen Wiedersehen. In braven Kindern und Kindeskindern ruhte der Segen Gottes sichtlich auf dem in seinem Namen gegründeten Hause. Noch lange Jahre, nachdem die Stammeltern schon gestorben, wallfahrteten zahlreiche Kinder und Enkel am Jahrestag der Verschüttung der Blümelisalp hinauf zur tiefen Felsenschlucht, wo die fromme Stammmutter als Lebendigbegrabene so schwere Prüfungstage einst verlebt, und segneten dann in dankbarem Angedenken ihren Namen und ihr segensreiches Leben.

So lange die gewaltige Gletschermasse der Blümelisalp herabreichend in's reizende Thal des mit modernen Pensionshäusern übersäeten Bödeleins und weit in's offene Land hinaus, so lange wird die schöne Sage der Vergletscherung derselben fortleben in dem Munde des Volkes und in den gewaltigen Bergen Gottes mit Allgewalt den Uebermüthigen Demuth predigen und den Unterdrückten gläubiges Vertrauen.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen. Vorlesungen von Karl Ritter. Herausgegeben von H. A. Daniel. — Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution. Von H. Baumgarten. — Die Rechtsbildung in Staat und Kirche. Von C. Meier. — Natur und Ideе oder das Werdende und sein Gesetz. Eine philosophische Grundlage für die specielle Naturwissenschaft. Von C. G. Carus.

* Zu Möhra in Thüringen soll am 25. Juni das Lutherdenkmal, dessen Errichtung am 18. Februar 1846 beschlossen war, feierlich eingeweiht werden. Es ist eine Erzstatue; der 25. Juni aber ist der Jahrestag der Augsburgischen Confession.

* Ueber die jüngsten Arbeiten des unermüdlichen Cornelius schreibt man aus Rom Anfangs Mai: Die Zeit rückt nun immer näher, wo unser verehrter Altmeister Cornelius Rom verlassen wird, um nach Berlin zu gehen; Roms Künstlerschaft verliert hiedurch die mächtigste Stütze der ächten wahren Kunst, dieser Kunst welche nicht auf der Oberfläche schwimmt, sondern euf schöpferischen die Aussenwelt durch den Genius verschönt wiedergiebt. Und doch sieht ihn jeder echte Künstler mit Freuden nach Berlin wandern, denn er geht, das bedeutendste Kunstwerk, welches bisher ein deutscher Künstlergeniuß geschaffen, seinen Campo Santo, in Angriff zu nehmen. Die Vorsehung leihe ihm Kraft es zu vollenden! Es ist dies ein gewagter Entschluß, doch wer den frischen Greis kennt, wird von der Möglichkeit überzeugt sein. Ein glänzendes Zeugniß seiner Kraft geben die zwei fast vollendeten Cartons; sie sind mit Einfachheit und ungeheurer Lebensfülle gezeichnet. Der erste ist eine der Mittelgruppen welche die Seligkeiten darstellen; Selig die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden. Der Eindruck ist überwältigend welchen diese Gestalten hervorbringen; es spricht sich hier Ergebung, Entsagen und Dulden aus, es ist aber nicht ein schwerzliches Ertragen, sondern mit dem Stolz des gekrönten Rechts. Dies war mein Trost in dem schweren Exil, welches mich in letzter Zeit betraf, sagte mir der Meister, dem ich meine Bewunderung aussprach der meinte hiermit den Verlust seiner Tochter, welcher so plötzlich und schmerzlich über ihn kam). Der zweite Carton, Gott Vater, getragen von den Evangelisten, ist das Gegenbild über der Auferstehung der Todten. Diesen Arbeiten wird Director Cornelius noch während seines kurzen Hierseins das Zugestellt zur ersten Gruppe beifügen, und dann Mitte dieses Monats abreisen. Mit schwerem Herzen sehen wir ihn gehen, denn er ist der frische Hauch, welcher den gedrugten Muth schnell aufzurichten weiß, doch auch die Erinnerung an ihn wird uns bleiben.

* Vor Kurzem wurden die archäologischen Schätze Athens durch die Auffindung einiger Statuen ansehnlich bereichert, welche aus der Zeit des Phidias stammen sollen. Leider sind diese Statuen beschädigt, jedoch deren Farbenschmuck ziemlich erhalten.

* Man schreibt aus Köln, vom 16. Mai. Nachdem sich das aus Mitgliedern des Stadtraths und der hiesigen Bürgerschaft gebildete Comite bereits seit längerer Zeit mit den Festen, welche bei der am 14., 15. und 16 August abzuhaltenden allgemeinen deutschen Künstler-Versammlung Statt finden sollen, beschäftigt hat, ist heute das Programm derselben definitiv festgestellt worden. Dasselbe lautet wie folgt: 13. August: Abends Vorversammlung im grossen Kemeten. 14 August: Morgens Frühstück im Garten des Hotel Belle Vue zu Deutz. 9 Uhr Versammlung und Berathung der Kunstgenossenschaft im Casino. 11 Uhr Begrüßung daselbst durch die städtische Behörde. Darauf Zug nach dem neuen Museum Wallraf-Richartz. Einweihung des Museums durch Reden und Musik. Mittags 2 Uhr gemeinschaftliches Mittags-Essen im grossen Kemeten. Nachmittags 4 Uhr Besichtigung des Domes und der monumentalen Werke der Stadt. Abends 7½ Uhr Concert auf dem Gürzenich. Später Versammlung im Casino. 15 August: Morgens Frühstück im Hotel Belle Vue. 9 Uhr Künstler-Versammlung im Casino. 2 Uhr Mittag-Essen der Künstler, durch die Stadt und Bürgerschaft auf dem Gürzenich gegeben. Abends 6 Uhr Besuch des zoologischen Gartens. 16. August: Morgens Frühstück im Hotel Belle Vue. 9 Uhr Künstler-Versammlung. Beliebiges Mittags-Essen. Nachmittags 3 Uhr Fahrt per Eisenbahn nach Rolandseck. Ländliches Fest daselbst. Rückfahrt 7 Uhr per Dampfschiffe. Beleuchtung der Kirchen. Schluß-Versammlung auf dem Gürzenich. 17. August: Abreise nach Belgien.

* In Wien giebt man auf dem Burgtheater mit großem Erfolg eine ältere, aber fast gar nicht bekannt gewordene Dichtung von Franz Grillparzer, das Vorspiel zum dramatischen Gedichte „Libussa.“ Der Inhalt dieses sehr beifällig aufgenommenen Vorspiels ist der folgende:

Digitized by Google

Krokus, der greise Böhmenherzog, liegt im Sterben. Während seine zauberkundigen Töchter Kascha und Lekka die Sterne befragen, ist Libussa, die jüngste, raschen Entschlusses hinaus in die Waldnacht geeilt, um eine im Traum geschaute Heilpflanze für den todkranken Vater aufzusuchen. Dort, im Thale Budeschi, rettet Primislaus die verregene Jungfrau aus den Zinken eines Wildrachens, und fühlt sich rasch in heißer Liebe für die Herrliche entzündet. Doch vergessend ist sein Forschen nach Namen und Stand der Bretteten; und seine kühne Liebeswerbung weiß sie holdzurückhaltend zu tragen. Bevor Beide scheiden, findet Primislaus noch Gelegenheit, ein goldenes Schaukäk als Erinnerungspfand und künftiges Erkennungszeichen aus Libussa's Gürtel zu lösen. — Libussa gelangt im ersten Morgengrauen auf die Burg der Schwestern. Dort sind auf die Kunde von des geliebten Herzogs Tod die böhmischen Wladiken kurz vor ihr eingetroffen, um die erledigte Krone einer der Tochter Krok's anzubieten. Kascha und Lekka — deren erdentrückter Blick nur nach den Sternen schaut — weisen das Trugbild irdischen Glanzes verächtlich zurück. Desgleichen will Libussa thun. Die weise Kascha aber, die des Vaters begonnenen Herrscherwerk von seinem Geschlechte zu des Volkes Heil fortgeführt sehen will, macht nun den Vorschlag, um die zurückgewiesene Krone zu losen. Die Gelgültel der drei Schwestern sollen zur Losung dienen. Da zeigt sich an Libussa's Gürtel der Verlust des Kleinods. Kascha tadelt mit scharfem Wort die unachtsame Schwester und will sie deshalb von der Krone ausschließen. Dadurch gereizt und zugleich von der Regung menschlich schönen Mitgefühls für des Volkes Wohl ergriffen, erklärt nunmehr Libussa, ohne Losung die Last der Krone auf sich zu nehmen. Die Schwestern stimmen freudig bei, und die Wladiken begrüßen mit Jubelruf Libussa als »der Böhmen Herzogin, der Cechen Fürstin.«

* Von dem Studentenleben früherer Jahrzehnte berichten Robert und Richard Keil in ihrem in der vorigen Nummer von uns besprochenen Buche über die Studentenlieder. In fünfzehnten Jahrhundert war das Zechleben so wüst, daß man oft dagegen einschreiten mußte. Die Statuten der einzelnen Universitäten, die Territorial-Legislationen, selbst die Reichsgesetzgebung, namentlich unter den Kaisern Friedrich III., Maximilian I. und Karl V., wüthten sich hinein und suchten dem Uebel zu steuern. Auf den Reichstagen (1195, 1498, 1500, 1512, 1518), während deren Mitglieder selbst außerhalb der Verhandlungen des Trunks weidlich pflegten, erdrohte man in den Verhandlungen als Reichsgesetz, daß jede Übertrunkenheit mit Gefängniß und Thurmstrafe abstellen und »die Ueberfahrer« ernstlich strafen solle, aber, wie die Reichspolizeiordnung von 1577 offen gesteht, wurden jene Ordnungen und Satzungen (besonders die Reichspolizeiordnung von 1530) wenig gehalten oder vollzogen, das übermäßige Trinken wurzelte allenthalben je länger je mehr ein, mehrte sich und nahm »also überhand, daß darauf Gotteslästerungen, Mord, Todtschlage, Ehebruch, auch dergleichen viel Uebelthaten und Laster gefolgt, und noch zu dem etwa durch Trunckenheit die Heimlichkeiten, so billig verschwiegen, offenbahret wurden und solch Laster den Teuffischen (deren Mannheit von Alters doch berühmet) bey allen fremden Nationen merckliche Verachtung und Verkleinerung verursachte.« Das Reichstagsbuch von 1577 klagte: »Desgleichen zu vielmal in Kriegs-Läuffen wegen Trunckenheit zwischen den Kriegs-Leuten Zwietracht und Meuterey, und gegen den Haupt- und Befehls-Leuten Ungehorsam entstehet, auch dardurch alle Zucht zerrüttet und ehrliche Gastungen und Gesellschaften (davon etwa die Teutschen fürnemlich gepreiset worden) gemindert, und vermitten werden, zu geschweigen, daß das übermäßig Trincken und das Zutrucken ein endlich Ursach ist alles Uebels, und dem Menschen an seiner Seelen Seligkeit, Ehren, Gunst, Vermunfft, langem Leben und Mannheit nachtheilig.« Darum wurde »allen und jeden Churfürsten, Fürsten, Geistlichen und Weltlichen, und anderen Ständen, was Würden, Wesens, Standes oder Lands die seyn«, geboten, »daß sie ihren Unterthanen zum Exempel, und daß sie dieselbigen zu straffen feste mehr Fug und Ursach haben, das übermäßig Trincken und das Zutrincken gänzlich für sich selbst meiden, auch an ihren Höfen allem Hofgesinde, und in ihren Fürstenthumben, Herrschafften, Landen, Gebieten und Obrigkeiten, allen ihren Unterthanen bey ernstlicher Peen und Straff das übermäßig Trincken und das Zutrincken, es geschehe in wecherley Weiß, Worten oder Gestalt, das e.daet ist, oder werden möcht, zu meiden gebieten und darüber ernstlich halten.« Ja, die Pfarrherrn und Prediger sollten sogar alle Sonntag »dem Volck verkünden, daß sie (d. h. doch wohl das Volk?) sich des übermäßigen Trinckens und Zutrinckens enthalten, mit Erzehlung der Laster, so aus der Trunckenheit folgen«, und sollte den Pfarrherrn und Predigern deshalb von den Obrigkeiten ein Verzeichniß zugestellt werden! Man sing also wenigstens in dieser Hinsicht einmal bei sich selbst an, aber nur auf dem Papiere. Gerade bei Gelegenheit der Reichstage suchten die Fürsten und Edlen durch Luxus zu glänzen und verbrachten mit Schwelgen in Essen und Trinken mehr, als ihr armes Land in Jahren eindrachte. Als Herzog Ernst von Lüneburg gegen Luther bemerkte: »wir wollen alle gute Christen sein, und können doch Freßens und Saufens nicht müssig gehen«, und Luther hierauf entgegnete: »›daß sollten die Herren thun‹«, erwiderte der anwesende Herzog Heinrich von Mecklenburg: »freylich, das thun wir, denn wenn wir Herren nicht dapfer thäten, so wäre es längst abgangen.« Freilich gehörte Mecklenburg mit Sachsen, Pommern, der Mark Brandenburg rc. zu den s. g. alten oder großen Trinklanden, wo diese sein Anfang bei 16. Jahrhunderts im Gegensatze zu den neuen Trinkländeren (Schwaben, Franken, Bayern und die obren Rheinländer) genannt wurden. So groß war die Nichtachtung der Reichsgesetze, daß die Ehrlleute sich mit den Worten zutranken: »Ich gilt Dir des Reichs Abschied wider das Zutrinken!« Die seltsamen phantastischen Gestalten der großen Trinkgeschirre damaliger Zeit, die mächtigen Schiffe, Krummhörner, Affen, Pfaffen, Mönche, Nonnen, Bauern, Bären, Löwen, Hirsche, Rosse, Bilderköpfe, Stiere, Schweine, Steifel u. dgl. m., die damals auf Einen Zug (den s. g. lutherischen Trunk) geleert zu werden pflegten und noch jetzt von den Kunstsammlungen aufbewahrt werden, die großen Willkommbecher und Humpen, deren größter »das romische Reich« genannt wurde, geben ein anschauliches Bild von den damaligen Schwelgereien der höchsten Stände. Wie groß die Herrschaft des Weingeistes an den deutschen Höfen noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts war, bewiesen namentlich auch die aus jener Zeit stammenden Hofordnungen, das Trinken betreffend. So war z. B. in der Hofordnung des Kurfürsten Christian II. von Sachsen (1591 fg.), dessen Hof rücksichtlich des Trinkens freilich unter allen damaligen deutschen Höfen der verrufenste war, Folgendes angeordnet: »Erstlich soll man trinken die Herrschaftliche Gesundheit; darnach soll man bringen den fremden Herrmann, mit dem Spruche: »So hatten es auch, die Alten im Brauch, wenn sie vor Jahren, fein lustig waren. Sie schenken voll ein, und trunken so rein, daß man das Glas von oben, kunnt auf den Nagel werfen: das war zu loben.« — Die Sitte des Zutrinkens ist uralt. In der vorchristlichen Zeit bestand der Gebrauch, den Göttern eins zuzutrinken, und wurde nachher, als das Christenthum eindrang, in der Weise beibehalten, daß man, statt die Gesundheit der Göttin zu trinken, die Gesundheit der Jungfrau Maria, der Heiligen rc. trank. Hieraus mag das freundschaftliche Zutrinken entstanden, oder doch mitentstanden, wenigstens hierdurch gefördert worden sein. Daselbe wurde bisweilen mit wirklicher Nagelprobe so verstanden, daß der Rand des Bechers, nachdem dessen Inhalt getrunken, auf den Nagel des Daumens gesetzt wurde und kein Tropfen auf denselben fallen durfte. Daher pflegte man das Zutrinken auch »Nageln« zu nennen. Schon zu Luther's Zeiten ging es am sächsischen Hofe so her. In seiner interessanten Schrift »Wider Hans Worst« (d. h. gegen Herzog Heinrich von Braunschweig), Wittenberg 1541, sagt Luther über seinen eigenen Fürsten Churfürst Johann Friedrich von Sachsen: »Ich kann zwar das nicht ganz entschuldigen, daß mein gnädigster Herr zu Zeiten, über Tische, sonderlich mit Gästen, einen Trunk zuviel thut, was mir auch nicht gern sehen, wiewohl sein Leib eines großen Trunks mächtig, aber das wird wenig mehr bewiesen, daß er ein Trunkenbold sei«, — ist mehr sich sehr nahe: »Ein schöner Leib kann auch ein Bärgiein haben, man muß es leiden können, wollte man sie nicht, sähen aber fein: »Ich will nicht das Hasseben entschuldigen. Es ist leider gar Deutschland mit dem Saufen geplagt. Wir predigen, schreien und predigen darwider, es hilft aber leider! nicht viel. Es ist ein böses, altes Herkommen im deutschen Lande, wie der Römer Cornelius schreibt, hat zugenommen und nimmt noch zu. Da sollten die Fürsten Acuerten. Die Fürsten Acuerten aber nicht, sondern trieben es bei ihren gewöhnlichen Trinkgelagen, und vollends bei ihren Hoffestlichkeiten, selbst am allerärgsten. Zahlen mögen als Beleg dienen. Bei dem Beilager Herzogs Georg zu Landshut mit der Polnischen Prinzessin Hedwig, wobei Kaiser Friedrich, sein Sohn Maximilian, 16 Fürsten rc. erschienen, wurden innerhalb acht Tagen nicht weniger als 170 Stück Fässer Landshuter Bier und 270 Fässer ausländischer Wein geleert. — Im Jahre 1496 sprach Markgraf Friedrich IV. von Brandenburg bei den Herren von Nürnberg ein und ließ es sich daselbst wohl sein bei Turnieren, Tänzen und frohen Gelagen. Da wurden denn 218 Eimer Frankenwein, und 5 ganze Legel Rheinfall, beim Fackeltanze auf dem Rathhause 1 Legel Malvasier und 9 Eimer Frankenwein consumirt. Die Preise waren freilich andere, als heutzutage. Die alte Handschrift über jene Gelage berechnet nur 429 fl. für die 218 Eimer Frankenwein, 13 fl. für 3 Legel Rheinfall, 6 fl. 4 Legel Malvasier. — Als im Jahre 1548 der nachmalige Kurfürst August von Sachsen mit Anna von Dänemark zu Torgau Hochzeit hielt, wurde daselbst Bestallung auf 500 Pferde gemacht. Kurfürst Moritz, der zu silbernen Schüsseln hierbei 4 Centner Silber abwiegen ließ, gab ferner hundert Eimer mit verschlossenen Banden dazu her, »daß keiner hervorkommen konnte, die Bänke wurden denn aufgeschlossen«, und 300 Schemel, »darauf man bei einem Kobenlecher zu sitzen pflegt und einander zutrinket, wie dann in Dänemark der Gebrauch ist.«

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 21. Bremen, 26. Mai. 1861.

Inhalts-Anzeige.

David Strauß und sein Werk über Hutten. Von Wilh. Kressfeldach.
Gedenktheine. Von Werner Bergmann
Ein Gesellen-Stammbuch
Literatur und Kunst.

* David Strauß und sein Werk über Hutten.

Von Wilh. Kressfeldach.

II.

Es ist neuerdings mehrfach ausgesprochen, daß die gegenwärtige nationale Bewegung in Deutschland an vielen politischen und kulturlichen Fäden wieder anknüpft, welche schon während der Reformationszeit ausgelegt worden sind. Diese Thatsache läßt sich einfach erklären. Wir sehen uns nämlich in unserer gesammtstaatlichen Entwicklung abermals an dem Punkte angelangt, an welchem das Vaterland bereits vor dreihundert Jahren gestanden hat. Auf's Neue wird der Versuch gemacht, die lose verbundenen Stämme in einer nationalstaatlichen Gestaltung zusammenzufassen. Wie zu den Zeiten Barthold's von Henneberg befinden sich noch heute die Fragen nach einer gemeinsamen Zollinie, nach einem einheitlichen Reichsheere, nach einer Reichssteuer und einer Reform der Reichsversammlung auf der Tagesordnung, und der alte nationale Gegensatz zu Rom ist nicht minder scharf in den Vordergrund getreten als damals, wo Tezel mit seinem Ablaßhandel unsere Gauen heimsuchte. Soll aber ein Volk überhaupt aus seiner Geschichte sich Lehren entnehmen, so wird es dieselben unbestreitbar am ersten aus denjenigen Epochen schöpfen, deren Verhältnisse der Gegenwart einigermaßen verwandt sind. Dabei ermöglicht ihm die bekannte Gegenwart nicht nur ein besseres Verständniß jener ihr ähnlichen, in der Vergangenheit liegenden Perioden, sondern das heute lebende Geschlecht vermag auch ein gerechteres Urtheil über die Männer zu fällen, welche damals handelnd in die Geschichte eingegriffen haben. Im Allgemeinen ist nun freilich die Reformationszeit gründlich genug erforscht. Die protestantische Theologie, die in ihr entsprungen, mußte, wenn sie ihr Wesen gründlich erfassen wollte, immer wieder auf ihren Ausgang und die dabei entscheidenden Persönlichkeiten in ihren wissenschaftlichen Untersuchungen zurückkommen; die Reformatoren leben in dem Herzen der großen Menge weiter. Ein Jeder kennt aus Bildern ihre Geschichtszüge, weiß genau von ihrem Lebenslaufe. Auch die mächtigen politischen Gestalten der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts sind der Nation frisch im Gedächtniß, Kaiser Max. Karl V., Georg von Frundsberg, Burtenbach, Franz von Sickingen; die Epoche der Reformation ist die Epoche unseres politischen Glanzes und Stolzes. Nur gegen das Andenken eines Mannes galt es noch eine Ehrenschuld abzutragen. „Wenn findet man in deutschen Hütten den Hutten statt des Bonaparte?“ hatte Herwegh einst gerufen; die große Masse der Nation wußte wenig von dem kühnen Ritter des Schwertes und der Feder; genannt wurde er selten, das Grab auf der Insel Ufnau entbehrt noch immer des Denkmals.

Auf dem Gebiete der Literatur hat nun Strauß die Statue des muthigen Kämpfers für Deutschlands politische und religiöse Freiheit mit ächter Künstlerhand ausgemeißelt und auf den Sockel gesetzt. Vielleicht war aber auch von allen deutschen Schriftstellern Keiner dazu in gleichem Maße berufen als eben er. Der Tübinger Theologe, der selber so gewaltig an dem Throne der Pfaffenherrschaft gerüttelt, mußte, als er zur eigentlichen Geschichtsschreibung überging, gerade in Hutten eine geistesverwandte Natur finden. Beide haben gegen denselben Feind gefochten, beide haben aus ihren heißen Fehden denselben Haß, denselben Ruhm davon getragen. Wenn Strauß von Hutten sagt: „Seine Pfeile sind unsterblich, und wo immer in deutschen Landen gegen Verfinsterung und Geistesdruck, gegen Pfaffen- und Despotenthum eine Schlacht gewonnen wird, da ist Hutten's Geschoß dabei gewesen“, so lassen die nämlichen Worte sich auf ihn selbst anwenden; beide haben für die deutsche Kultur schwer gelitten! Rechnet man außerdem zu der persönlichen Verliebe, die Strauß seinem Helden entgegenbrachte, die wissenschaftliche Gründlichkeit und die bekannte Klarheit und Schönheit der Strauß'schen Darstellung, dann konnte Jeder bereits bei der Ankündigung des in Rede stehenden Werks einen hohen geistigen Genuß erwarten. Und das Buch hat im vollsten Maße den gehegten Erwartungen entsprochen. Wir glauben einen Roman zu lesen, so lebendig bringt es uns seine Gestalten entgegen, wir leben, fühlen mit Hutten und grollen, wenn er grollt, um endlich von seiner einsamen Gruft am Ufer des Züricher See's mit feuchtem Auge Abschied zu nehmen.

Ulrich von Hutten wurde im Jahre 1488 auf der väterlichen Burg Steckelberg, einem Würzburger Lehn in Franken, geboren. Sein Vater, „ein verschlossener starrsinniger Mann, hatte früher in hanauischen und hessischen Diensten gestanden, dann im kaiserlichen Heere in Ungarn gefochten und war auch in Friedensgeschäften von Fürsten und Städten vielfach gebraucht worden.“ Wächst mithin der Knabe in einem wohl begründeten deutschen Ritterhause auf, so wird ihm in der Mutter eine milde Führerin seiner ersten Jugend zu Theil. Er gedenkt ihrer später oft mit der innigsten Liebe. „Die Unfälle seiner Irrfahrt will er ihr

Digitized by Google

verschwiegen wissen; um ihr nicht noch mehr Kummer zu machen, als er ihr schon habe machen müssen; und bei dem kühnen Wagniß seiner Mannsjahre fallen ihm die Thränen seiner frommen Mutter schwer auf's Herz.“ Als Erstgeborner ward er für den geistlichen Stand bestimmt und schon mit dem eilften Jahre in das benachbarte Stift Fulda gebracht, um Mönch zu werden. Bald indessen wollte es ihm bedünken, „er wüßte seiner Natur nach in einem andern Stande Gott besser zu gefallen und in der Welt ehrbarer zu dienen.“ In diesem Zwiespalte nahm sich der Ritter Eitelwolf von Stein seiner gegen den unbeugsamen Vater und den Abt an. „Der wissenschaftlich hochgebildete Mann wurde die Eltern, den Sohn nicht zu einem Schritte zu bereden, der ihn später gereuen könnte; zu dem Abt aber sprach er: du wolltest ein solches Talent zu Grunde richten? ein Wort, das die Geschichte dem Eitelwolf so wenig vergessen wird, als der dankbare Hutten es jemals vergessen hat.“ Hutten floh mit Hülfe seines Jugendfreundes Crotus, eines Erfurter Studenten, im Jahre 1504 oder 1505 aus den engen Klosterräumen, ohne schon sein Gelübde abgelegt zu haben, und war nun, da der alte Steckelberger die Hand von ihm abzog, in der weiten Welt sich selbst überlassen. So trieb sich denn der Jüngling als fahrender Schüler einige Jahre auf den Universitäten Erfurt, Köln und Frankfurt an der Oder herum mit dem Studium „der besten Künste und Wissenschaften“, d. h. der Humaniora, beschäftigt; Crotus blieb dabei Mentor und Lehrer des jüngeren Freundes. Schon damals kommt Hutten mit einer Reihe bedeutender Männer in Berührung. In Erfurt hatte er mit dem berühmten Humanisten Eoban Hesse Freundschaft geschlossen; er war in dem Kreise gewesen, der sich um Mutianus Rufus in Gotha bewegte. In Frankfurt fand er unter den Professoren seinen Landsmann Hermann Terbelius. Der Markgraf Albrecht von Brandenburg unterstützte daselbst den jungen Studenten, der eben erst das achtzehnte Jahr erreichte. „Nach allen Seiten hatte der Jüngling seine Lehrjahre wohl benutzt, um aber zum Mann, zum Meister heranzureifen, hatte er erst die Wanderjahre anzutreten, mußte der Widerstand des Lebens die ganze Kraft seines Geistes und Willens zum Bewußtsein bringen und in Thätigkeit setzen.“

Wann Hutten Frankfurt verlassen ist ungewiß; im Herbst 1509 „treibt er krank und mittellos an die Pommersche Küste, ohne daß man weiß, wie er eigentlich dort hingekommen ist. Er bettelte sich durch das Land, klopfte an arme Bauernhütten, um ein Stück Brod und ein Nachtlager, mußte aber mehr, als einmal abgewiesen, im Freien den harten Boden zum Pfühle nehmen. Umwege zu machen, um nach der Sitte fahrender Studiosen bei Gelehrten Unterkunft und Zehrung zu suchen, verboten ihm unablässig sich erneuernde Krankheitsanfälle.“ Endlich gelangte er nach Greifswalde, wo sich anfangs der Professor Henning Löz seiner erbarmt; als dieser Biedermann jedoch später an Hutten seinen Gefallen mehr fand, und derselbe nun in der Winterkälte nach Rostock pilgerte, ließ er ihn durch seine Diener unterwegs überfallen, und fast sämmtlicher Kleider berauben, sogar ein kleines Bündel Bücher entrissen ihm die Schergen; todtkrank langte der Verfolgte in Rostock an. Erst hier lebte er unter der edlen Pflege des Professors Erbert Harlem wieder auf; „er kam ordentlich in die Mode zu Rostock; man hieß ihn nur den neuen Poeten“; und da wie Strauß sagt, der Zorn eigentlich immer Hutten zum Poeten gemacht hat, so entstanden in Rostock seine beiden Bücher gegen die Löze, Vater und Sohn, die er bei dem Gedichte wegen der erfahrenen Behandlung vor den Richterstuhl aller deutschen Gelehrten zieht.

Inzwischen war Hutten während eines Aufenthaltes in Wittenberg wieder in brieflichen Verkehr mit seinem Vater getreten. Crotus vermittelte bei dieser Sache; aber der alte Steckelberger verlangte, daß der Sohn in's Kloster zurückkehren solle; und da befolgte er denn nach dem Rathe von Crotus das Beispiel des Pomponius Lätus, der den Seinigen, die ihn aus Rom nach Hause beriefen, zurückschrieb: „Pomponius Lätus seinen Verwandten und Freunden seinen Gruß. Was ihr verlangt, kann nicht geschehen. Lebet wohl!“ Es scheint dann, daß Hutten „von Wittenberg nach Leipzig ging, wo sein Gedicht von der Verskunst gedruckt wurde und hier den schon in Rostock gemachten Versuch öffentlicher Lehrthätigkeit wiederholte. Daß er in sehr jungen Jahren in Leipzig als Lehrer der schönen Wissenschaften aufgetreten, wissen wir aus dem Berichte Veit Werler's, der unter den Humanisten jener Tage nicht ohne Namen war, in Leipzig Hutten kennen und schätzen lernte, und gleich damals die glänzendsten Hoffnungen von ihm faßte.“ Allein noch im nämlichen Jahre verschlägt der „irrende Ritter des Humanismus“ nach Wien. Dort hatte der Humanismus ja besonders durch Conrad Celtes Fuß gefaßt; die Anhänger der neuen Richtung lebten in Hausgenossenschaften zusammen, ihnen gesellte sich Hutten bei. Er wurde gut aufgenommen; sein Gedicht an Kaiser Maximilian zur Aufmahnung gegen Venedig, in welchem er sich zum ersten Male mit politischen Angelegenheiten befaßte, verschaffte ihm in dem Kreise der Gelehrten Ansehen; aber mit dem Dociren muß es auch dort nicht geglückt sein. „In den Briefen der Dunkelmänner erinnert sich nämlich der Magister Johann Krabacius aus Nürnberg, zur Zeit als er in Wien gewesen, sei einmal ein Gesell aus Mähren gekommen, von dem es gebeißen, er sei Poet, auch habe er Verse geschrieben und über die Verskunst lesen wollen, und doch sei er weder Baccalaureus noch Magister, überhaupt nicht graduirt gewesen. Der damalige Rector, Magister noster Heckmann, aus Franken, ein eifriger Mann und Feind aller Poeten, habe Einspruche gethan; aber der Gesell sei so anmaßend gewesen, daß er sich daran nicht gekehrt habe. Nun habe der Rector den Studenten verboten, die Lectionen des Poeten zu besuchen. Da sei der Gesell ihm auf's Zimmer gestiegen, habe ihm übermüthige Reden gegeben und ihn sogar gebuzt. Der Mensch sei daher gekommen wie ein Krieger, mit einem Hut auf dem Kopf und einem langen Messer an der Seite. Der Rector habe nach den Stadtknechten geschickt, um ihn in's Carcer führen zu lassen, aber Bekannte hätten die Sache vermittelt.“ Strauß zweifelt keinen Augenblick, daß das Hutten gewesen. Derselbe verschwindet im Herbste 1511 aus Wien, wir finden ihn erst im April 1512 in Parma wieder. Dort studirt er mit Einwilligung seines Vaters Jurisprudenz, bis er, als die Franzosen die Stadt eroberten, nach Bologna wanderte. „wo er einen schönen Kreis von Gelehrten traf.“ Aber er brauchte den Arzt und der Rest seiner Mittel war bald erschöpft. Der Mangel zwang ihn, seine Studien zu unterbrechen und Kriegsdienste zu nehmen. In den Kriegsgetümmel, in welches sein italienischer Aufenthalt hineinfiel, entsteht, wie Strauß sagt, „eines seiner frischesten, reizendsten Werke: sein Buch Epigramme an den Kaiser Max.“ Im Sommer 1515 ist Hutten nach Steckelberg zurückgekehrt. Indessen die Aufnahme, die er bei den Seinen fand, war nichts weniger als erfreulich. Statt nach der vieljährigen Abwesenheit, den neuen Reisen und zahllosen Beschwerden, die er erduldet, den Heimgekehrten freundlich willkommen zu heißen, sahen ihn seine Angehörigen (so berichtet er selbst) wie den verlornen Sohn an, der es verdiene, zu den Schweinen und Trebern verwiesen zu werden. Da er keinen Titel mitbrachte, schien er seine Zeit verloren zu haben. Auf die Frage eines Dritten, wie man den Heimgekehrten zu behandeln habe, gab einer seiner Verwandten zur Antwort, er sei noch nichts. Durch den Vorwand, daß er ja nichts gelernt habe,

Digitized by Google

und nichts sei, wußte man es zu beschönigen, daß man ihn bisher hatte darben lassen, und auch ferner nichts für ihn that. Das pflegt dann wohl so zu gehen.

Der ehrenwerthe Eitelwolf will nun Hutten als Lehrer an die Mainzer Hochschule bringen. Auf sein Anrathen verfertigt Hutten ein Gedicht an den neuen Erzbischof von Mainz, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg; der Kurfürst ließ ihm darauf durch Eitelwolf ein Geschenk von 200 Goldgulden übergeben und bestimmte ihm eine Stelle an seinem Hofe, wenn er erst mit seiner Unterstützung die abgebrochenen Studien in Italien vollendet haben würde.

Sein Lebensschiff hat nun wieder Fahrwasser; er macht in Mainz die Bekanntschaft des durchreisenden Erasmus; und geht darauf, um sich für die Reise nach Italien zu stärken, nach Ems. Allein eben in seine Emser Kur fiel ein gedoppelt harter Schlag. An einem und demselben Tage erfuhr er den Tod seines Gönners Eitelwolf von Stein und die Ermordung seines Vetters Hans von Hutten durch den Herzog Ulrich von Würtemberg.

Der Herzog hatte der schönen Frau seines Stallmeisters nachgestellt und in Folge dessen den Gatten auf einem Ritte im Walde niedergehauen. Die ganze Familie Hutten schlug an's Schwert, Ulrich griff zur Feder. Ein Trauergedicht über den jämmerlichen Untergang des Verwandten, ein Trostschreiben an den Vater des Ermordeten, sind, wie Strauß sagt, „zwei Probestücke, mit welcher er seine humanistischen Studien cum laudo absolvirte.“ Jetzt konnte ihn die Familie gebrauchen. Er componirte ferner vier flammende Reden gegen den Herzog, in denen er denselben vor Kaiser und Reich anklagte. Jedoch der Kaiser ließ sich durch die Winkelzüge des Angeklagten „umziehen“, die Sache kam damals noch nicht zur Entscheidung. In die Jahre 1515—17 fällt darauf Hutten's zweiter Aufenthalt in Italien. Der von den Seinigen verspottete Gelehrte, der „Nichts“ geworden ist, giebt um diese Zeit in seinem Gedichte „Niemand“ eine scharfe Kritik aller der Stände, die sich was zu sein dünken, Theologen und Juristen kommen darin arg weg. Fand er aber in Rom und Bologna neben dem pflichtmäßigen Rechtsstudium Zeit, sich im Griechischen zu vervollkommnen, so konnte er auch das Dichten nicht lassen. Wir kommen indessen später auf Hutten's schriftstellerische Arbeiten zurück. Nach Deutschland 1517 heimgekehrt nahm der inzwischen schon berühmt gewordene Gelehrte Theil an Reuchlin's Kampf gegen die Kölner. Die Dunkelmänner Kölns unter der Anführung ihres Hochstraaten standen der humanistischen Richtung, die Reuchlin und Erasmus vertreten, scharf gegenüber; es klopfte in diesem Zwiespalte bereits die Trennung der protestantischen Wissenschaft von der ultramontanen, Rom ließ den Streit noch unentschieden; allein die überlegenen geistigen Waffen der Fortschrittspartei erfochten doch den moralischen Sieg. Gegen die satirischen epistolae obscurorum virorum war nicht aufzukommen. Sie entsprangen in dem Kreise, der Mutian umgab, Crotus und in dem zweiten Theile der Briefe Hutten sind die hervorragenden Mitarbeiter an demselben. Hutten stand um diese Zeit auf dem Gipfel seines Lebensglückes. Conrad Peutinger, der gelehrte Patricier Augsburgs, hatte ihn bei sich aufgenommen, und wußte ihn dem in der Stadt grade anwesenden Kaiser besonders zu empfehlen. „Maximilian beschloß, ihn feierlich zum Dichter zu krönen. Zierlich flocht die schöne und tugendhafte Constanze, Peutinger's Tochter, daheim für Hutten den Lorbeerkranz. In glänzendem Geleite führte Peutinger am 12. Juli den Gast dem Kaiser zu, der ihm in Gegenwart seines Hofstaates den Kranz auf das Haupt setzte, mit welchem Hutten sich später so gerne abbilden ließ.“ Der Kaiser ernannte ihn in einer besondern Urkunde „zum Dichter und Redner, mit dem Rechte, an allen Schulen, vornehmlich an Hochschulen, in den Fächern der Dicht- und Redekunst zu lehren, überhaupt mit allen Privilegien, Ehren, Gnaden und Freiheiten, welche die übrigen kaiserlich gekrönten Poeten und Oratoren von Rechts oder Herkommens wegen genießen. Auch solle er nur von dem Kaiser und dessen Rathe gerichtet werden können.“ Was wohl die Familie zu Steckelberg und der rector magnificus Hofmann zu Wien darüber gesagt haben mögen!

In solcher Weise nach Außen sicher gestellt, trat nun Hutten in die Dienste des Erzbischofs von Mainz, machte im Auftrage seines Fürsten eine Reise nach Paris und begleitete ihn dann auf den Reichstag nach Augsburg. Inzwischen war Luther mit seinen Thesen hervorgetreten. Auf dem Augsburger Reichstage stand der junge Diplomat mitten im Centrum der Politik, und sammelte daselbst die Stoffe ein, die er später in seinen „Gesprächen“ so geistvoll verwendete. Uebrigens zeigte ihm dabei das Hofleben rasch auch die Schattenseiten. „Du fragst, schrieb er im Mai 1518 aus Mainz an Peutinger, wie mir das Hofleben bekomme? Noch nicht zum besten. Ich bin jener Dinge äußerst satt: des Dünkels der Hofleute, der glänzenden Versprechungen und ellenlangen Begrüßungen, der hinterlistigen Unterredungen und des leeren Dunstes.“

Leider versagt es uns der Raum dieser Blätter, Strauß' seiner Feder in alle Einzelnheiten des Werkes nachzufolgen, seine vortreffliche Schilderung von Wilibald Pirkheimer wiederzugeben, „bei dem, wie in keinem sonst das Patriciat der deutschen Reichsstädte dem römischen so nahe getreten ist.“ Tief griff der hochgebildete Mann in Hutten's geistiges Leben ein. Der Leser möge diese Stellen in dem Buche selber aufsuchen; ebenso übergehen wir, was der Verfasser über Hutten's Krankheit sagt, und die Theilnahme des Ritters an dem Kriege der schwäbischen Städte gegen Herzog Ulrich; im Vergleich zu dem beginnenden Reformationskampfe, an welchem Hutten bald so lebhaften Antheil nehmen sollte, treten diese Verhältnisse mehr zurück. Selbstsam jedoch! Ehe er hinausgeworfen wird in den gewaltigen Streit, empfand er ein tiefes Bedürfniß nach Ruhe. Zum ersten Male seit Jahren hatte er das Gefühl der Gesundheit. Er wollte sich eine Frau wählen. „Reichthum suche ich nicht, schreibt er, und was das Geschlecht betrifft, so wird, glaube ich, diejenige adlich genug sein, welcher Hutten die Hand reichen wird.“ Seine Augen richteten sich auf eine Frankfurterin, und die Unterhandlungen schienen nicht ohne Erfolg bleiben zu wollen. „So träumte auch Hutten einmal den Traum einfach menschlichen Daseins in den friedlichen Schranken der Natur und der Sitte; er hielt sich einen Moment für einen harmlosen Menschen und seine Arbeiten für anmuthige Spiele: durch die er gerade im Begriff stand, einen Sturm zu entfesseln, der ihn vor dem Hafen, in welchen er eben einzulaufen meinte, weit und für immer verschlagen sollte.“

Hutten hatte auf der Fuldaer Bibliothek eine alte Schrift aus den Zeiten Heinrichs IV., zu Gunsten des Kaisers gegen Gregor VII. verfaßt, gefunden, und den Abdruck derselben dem Erzherzog Ferdinand gewidmet, den er für den Plan einer Befreiung Deutschlands von der römischen Fremdherrschaft zu gewinnen suchte; vor seiner Abreise nach der Niederlande setzte er sich noch mit Luther brieflich in Verbindung, ein Schreiben, das ebenso viel sittliche Wärme als muthiges Vertrauen auf den Sieg der guten Sache enthält. Natürlicher Weise richtete er in Brüssel nichts aus. Dagegen hatte inzwischen der Pabst vier Schreiben an den Kurfürsten von Mainz gerichtet, worin er ihn aufforderte, mit scharfer Strafe gegen einen gewissen Hutten einzuschreiten, der in seinen verschiedenen Schriften den heiligen Stuhl frech gelästert. Nun war, obgleich der Kurfürst ihn keineswegs unbedingt fallen ließ, an eine Rückkehr nach Mainz nicht zu denken; der von der

Digitized by Google

Kirche Verfolgte siedelte zu seinem Freunde Franz von Sickingen über. In der Schilderung des Lebens auf der Ebernburg erreicht das Strauß'sche Werk seinen Glanzpunkt, der Krieger und der Gelehrte sind mit ungemein gewandtem Griffel gezeichnet. Hutten fand auf der Veste eine sichere Burg, von welcher aus er unermüdlich seine Sendschreiben nach Deutschland hineinrichtete. Seine Ansprache „an die Deutschen aller Stände" ist ein Meisterstück politischer Beredsamkeit. Wenn die Buchhändler sich fürchteten, die Schriften zu verbreiten, brachten Huttens Freunde sie unter die Leute. Durch den päbstlichen Anschlag auf seine Freiheit und sein Leben war er neben Luther zu einem volksthümlichen Helden geworden. Damals bediente er sich auch zuerst, um auf weitere Kreise einzuwirken, der deutschen Sprache. Seine Gedichte über den Brand von Luther's Schriften sind deutsch verfaßt; ebenso seine „Klag und Vermahnung"; sein Klagschreiben an die Deutschen wurde von ihm selbst in's Deutsche übersetzt, und er fügte seinen verdeutschten Gesprächen neue deutsche Reime hinzu. Wir können hier alle diese Schriften nur flüchtig nennen, bloß ein Vers möge hier stehen, der eben von dem festen Muthe des kämpfenden Mannes ein schönes Zeugniß ablegt.

Obwohl meine fromme Mutter weint
Da ich die Sach hätt' gfangen an:
Gott wöll sie trösten, es muß gahn;
Und sollt es brechen auch vor'm End,
Wills Gott, so mags mit werden gewendt,
Darum will ich brauchen Fuß und Händ.
Ich habs gewagt.

Strauß theilt auch mehrere Lieder mit, die damals im Volke über Hutten als, den Vorkämpfer für Wahrheit und Recht gesungen wurden, z. B.

Huttenus halt sich veste,
Das hab ich gut beschrei;
Er wollt gern thun das beste
Der frommen Christenheit u. s. w.

Eine überaus reiche schriftstellerische Thätigkeit, die sich auf alle die großen Fragen der Zeit erstreckte, hatte Hutten unmittelbar neben Luther zum Träger der Reformation gemacht. Seine „Invection gegen Aleander", gegen die Bischöfe von Worms, „allerhand Fehdebriefe", die „Ermahnung an Worms", „Beklagung der Freistädte deutscher Nation" gegen ihn uns inmitten des gewaltigen Geisteskampfes jener Periode. Er ist ihr Publicist; da es noch keine Zeitungen giebt, so sendet er seine zornigen Broschüren in die Welt. Steht in Luther die deutsche religiöse Kraft der römischen Hierarchie gegenüber, so streitet in Hutten die Kraft deutscher Bildung und Wissenschaft gegen Rom, er will sein Vaterland auch politisch, nicht bloß kirchlich frei haben, in ihm vor Allen kommt der nationalstaatliche Zug der Epoche zu Tage. Lange freilich hat die Ebernburg dem kühnen Schriftsteller nicht mehr ein sicheres Asyl dar; als Franz von Sickingen von seinem Trier'schen Feldzug zurückkam, und nun der Bund der Fürsten sich anschickte, an demselben Vergeltung zu üben, verließ auf den Wunsch von Sickingen selbst auch Hutten mit mehreren andern Gästen die Festung, da er zum Kriegsdienste nicht mehr tauglich war. Um diese Zeit, meint der Verfasser, mag es gewesen sein, daß Hutten, wie Otto Braunfels berichtet, von dem Könige Franz von Frankreich die Einladung erhielt, mit einem Jahrgehalte von 400 Kronen und freier Wahl des Aufenthaltsortes in seine Dienste zu treten. Die Verfolgung, der Hutten in Deutschland ausgesetzt war, würde einen solchen Schritt entschuldigt haben: aber er wollte keine undeutschen Dienste annehmen und schlug das Anerbieten aus. So zog er denn als Flüchtling aus der Heimath fort, um in Basel zunächst Schutz zu suchen. „Seine Krankheit war von Neuem ausgebrochen und der geschwächte Körper hatte nicht mehr viel Mittel über, ihr Widerstand zu leisten. Seine Sicherheit aber war jetzt nicht mehr bloß durch die Höflinge sondern ebenso durch die Fürsten bedroht, die in ihm eines der thätigsten Mitglieder der ritterschaftlichen Schilderhebung gegen die Fürsten verfolgten. Man bot ihm ein Gastgeschenk von Seiten der Stadt, die Magistratspersonen machten ihm Besuche; Leute aller Stände kamen, ihn zu sehen, an Einladungen und Mahlzeiten fehlte es nicht. Doch gerade dem Manne war Hutten's Aufenthalt in Basel unerwünscht, der für ihn der wichtigste war: dem Erasmus."

Der berühmte Humanist war am Abend seines Lebens in dem Gelehrtenegoismus verfommen; „er betrachtete die Reformation als das Unglück seines Lebens und glaubte eine allgemeine Verwilderung im Anzuge." Schon in Bezug auf Luther hatte er sich charakterlos und zweideutig benommen, nun sagte er sich auch in der selbstsüchtigsten Weise von dem verlassenen ehemaligen Freunde Hutten los. Er läßt dem Ritter melden, derselbe möge ihn während seines Aufenthalts in Basel nicht durch seinen Besuch compromittiren; er spottet gar über dessen Krankheit; die Briefe welche beide Männer mit einander wechseln, zeigen den Rotterdamer Philologen von der widerwärtigsten Seite; und wenn auch Hutten in seiner Beschwerdeschrift gegen Erasmus den ganzen Zorn des gekränkten Mannesgefühls loslägt, was ihm vielfach zum Vorwurf gemacht worden, Charakterstärke und Muth waren auf seiner Seite. „Der Humanismus", sagt Strauß, „war weitherzig, aber auch mattherzig, wie wir an keinem anderen deutlichen sehen als an Erasmus: er hätte die Umbildung der Zeit nicht durchgesetzt. Luther war engherziger, beschränkter als Erasmus: aber dieser sich zusammenhaltenden, nicht rechts noch links sehenden Kraft bedurfte es, um durchzubrechen. Der Humanismus ist der breite spiegelnde Rhein bei Bingen: er muß erst enger und wilder werden, wenn er sich durch das Gebirge die Straße zum Meere bahnen will. Dadurch eben war Hutten so einzig, daß er mit der humanistischen Geistesweite den reformatorischen Willensdrang vereinigte."

Als die Kunde von Sickingens Fall durch's Land erscholl, war Hutten in Mühlhausen; ein Haufen Gesindel wollte auf Anstiften der Clericalen das Augustinerkloster, in welchem er wohnte, stürmen; der Rath schützte ihn zwar, aber bedeutete ihm dann, wegzugehen; so floh er im Mai 1523 nach Zürich zu Zwingli. Von Mitteln war er gänzlich entblößt; von seinen Gütern kam ihm Nichts zu; er mußte Freunde und Bekannte um Darleben bitten. Dazu war er todtkrank. Vergebens schickte ihn der milde Zwingli zu dem ihm befreundeten Arzt nach Pfäfers. Das Uebel war schon zu tief eingewurzelt; und außerdem schwächte damals gerade der Zufluß von kalten Quellen die heilende Kraft des Bades. Er kehrte bald nach Zürich zurück, um endlich bei dem heilkundigen Pfarrer Hans Schnegg auf der Insel Ufnau, wo Zwingli einst selbst zwei Jahre Prediger gewesen war, ein Asyl zu suchen. „Ueberall erscheint so, in Hutten's letzter Noth, über ihm Zwingli's milde und feste Hand, während Oecolampad's freundliches Auge aus der Nähe herüberblickte. Die deutsche Reformation hatte den Ritter abgelehnt, die schweizerische nahm ihn auf." Noch einmal suchte freilich Erasmus durch ein Schreiben an den Züricher Rath, ihn dieser Zufluchtsstätte in der niederträchtigsten Weise zu berauben. „Doch Hutten bedurfte bald keines menschlichen Schutzes mehr. Ein heftiger Krankheitsanfall warf ihn auf das Lager. Aerzte wurden gerufen, aber ihre wie des guten Pfarrers Heilkunst mühte sich vergebens. An einem der letzten Tage des August 1523 war Hutten aller Noth durch einen schnellen Tod entrückt. Nur um Weniges über ein Vierteljahr hatte er seinen Franz von Sickingen überlebt. Die Aussicht, Deutschland mittelst der Reformation

Digitized by Google

politisch wie kirchlich neu aufgebaut zu sehen, ging mit beiden zu Grabe. Was den Rittern mißlungen war, versuchten zwei Jahre später die Bauern mit noch üblerm Erfolge. Die Zeit des Ritterthums war um; der Tag des Volksthums noch nicht da: die Zeit der Fürstenmacht war angebrochen. Der Gelegenheit, die sich Luthern bot, und dem Takte den er bewies, während er das Volk im Innersten erregte, zugleich den Fürsten die Hand zu reichen, verdanken wir es, daß die Reformation in Deutschland wenigstens theilweise durchgesetzt worden ist.“ Ein fränkischer Ritter ließ in den folgenden Jahren einen Denkstein mit einer lateinischen Inschrift auf der Gruft Huttens errichten, der jedoch frühzeitig, sammt der Kunde des Platzes wo Hutten begraben, verschwunden ist. „Die Pfaffen von Einsiedeln konnten ein ketzerisches Heiligthum der Art auf ihrer Insel nicht brauchen.“

Wir sagten oben, daß die Gegenwart die nationale Bewegung der Reformationszeit wieder aufgenommen habe. Deßwegen kommt denn auch das Denkmal, welches Strauß in seinem Werke Ulrich von Hutten erbaut hat, für das Ringen unserer Zeit wie gerufen. Mit der Uebersetzung der Hutten'schen Gespräche, die den dritten Band bilden, stellt er den Ritter auf's neue in die Reihen der Streiter, die jetzt gegen Romanismus und Absolutismus den großen Kampf für die nationale Wiedergeburt des Vaterlandes frisch begonnen haben. Wenn man jene Gespräche durchliest, so meint man oft, sie seien heute geschrieben. Selbst der Farce des Trierer Rockes, „von dem ja alle Welt wisse, wie der Pabst daran gekommen sei“, begegnen wir dabei. Immer aber ist es die warme Liebe für die Freiheit der Nation, der hohe Sinn für alles Edle und Schöne, der sich durch die Schriften Huttens hinzieht. Und gerade darin steht ihm Strauß selbst um Nichts nach. Nicht bloß der Stoff des Buches oder die meisterhafte historiographische Behandlung, die er bei Strauß erfährt, macht deßhalb das Werk so ungemein anziehend, Hutten und Strauß wachsen darin in einander. Denn auch von Strauß wird es ebenfalls künftig heißen, daß wo immer in deutschen Landen eine Schlacht gegen Verfinsterung und Geistesdruck gewonnen wird, sein Geschoß dabei ist.

* Gedenksteine.

Von Werner Bergmann.

Erwin von Steinbach.

„In deinem Musterbuche
Laß blättern mich, Natur,
Du formenreich'! Ich suche
In dir des Meisters Spur.

„Die Torso's, die zerstreuten
In seiner Werkstatt, will
Ich ernsten und deuten.
O leite mich zum Ziel!

„Vollkomm'ne, unerreichte,
Millionenfält'ge Form,
Sei meinem Sinn die Leuchte,
Des Bildner's heil'ge Norm.

„Ihr Blumenhieroglyphen,
Des Heckwalds Keilschrift dort:
Blick in des Geistes Tiefen
Der Lösung Zauberwort!“ —

Er wandelt durch die Hallen
Des Münsterdoms dahin;
Voll heil'gen Schauers wallen
Gebild' durch seinen Sinn.

Bald schwärmerisch gehoben,
Durchspäht den Dämmerraum,
Der wölbend sich gewoben,
Sein Auge, wie im Traum.

Bald senkt er's sinnend wieder
Auf den begrünten Pfad;
Er steht und beugt sich nieder
Und pflückt vom Klee das Blatt.

Und weiter voll Gedanken
Irrt er im tiefen Hain,
Wo wilde Reben schwanken
An schroffem Felsgestein. —

Was er erlauscht, gefunden
In Erd' und Himmel klar:
Zum Ganzen steht's verbunden
Als hoher Dankaltar.

Im Münster sich die Säulen,
Die schlanken, zweigereift,
Der Bogenfenster Zeilen
Im Halbkreis dreigeschweift,

Die Ros' ob dem Portale,
Die schnörkelhafte Zier; —
Tritt dann im Zweilichtstrahle
Im's dämmrige Revier.

Und ahnst du hier des Alten
Des ew'gen Bauherrn dann,
So laß dich von ihm halten
Und der' auch hier ihn an.

Rouget de Lisle.

Auf der Alpe wilden Bahnen
Flieht gejaget und verbannt
Aus der Heimath seiner Ahnen
Rouget einsam, unerkannt.
Und schon will der Tag sich neigen,
Stiller wird's in Fern und Näh;
Da sinkt matt vom langen Steigen
Nieder er auf felsiger Höh.

Plötzlich rafft er sich vom Steine
Bilden Blicks, das Herz voll Qual,
Denn er sieht im Abendscheine
Waffen blitzen tief im Thal.
Aufwärts durch die Berggehänge
Schallt ein heller Kriegsgesang.
Was ergreifen diese Klänge
Ihn so wunderbar und bang?

Wie der eig'nen Brust entsprungen,
Scheinen sie ihn anzuwehn;
Ob die Fern' das Wort verschlungen,
Glaubt er's dennoch zu verstehn.
Schauer einer heil'gen Weihe
Fühlt er plötzlich auferwacht,
Und dann sinkt sein Glaub' auf's Neue
Wieder in des Zweifels Nacht.

Da auf einmal wird's im Grunde
Seiner Seele hell und klar:
Ja, es ist das Lied der Stunde,
Wo er einst so selig war,
Wo sich an des Rheines Fluthen
Im geliebten Vaterland
Jauchzend aus der Seele Gluthen
Diese Liederflamme wand.

Lange steht er stumm, geblendet
Von dem Ton' der ihn durchglüht;
Dann, zum Führer rasch gewendet,
Fragt er: Heißt man nicht das Lied —?

Digitized by Google

Herr, man nennt's die Marseillaise,
Alle singen's Tag und Nacht;
Es begleitet Gut' und Böse
Zum Schafott, wie in die Schlacht. —

Gegen den, ach, der's geschrieben,
Hat das Schwert sich umgewandt,
Und die Flamme hat ergriffen
Den, der weckte ihren Brand —
Fest auf's Herz preßt er die Hände,
Seufzet tief und lehnt sich ab,
Und durch dunkle Felsenwände
Wandert schweigend er hinab.

William Penn.

Du, den in ihren Wäldern und Prairieen
Die nördliche Kolumbia,
Die deine Kinder raubend jetzt durchziehen,
Als ersten weißen Menschen sah,

Der du als Gast, als bittender, betreten
Des greisen Häuptlings niedres Dach
Und gegen Gold die Zuflucht dir erbeten
Und heilig hieltest den Vertrag,

Den unerzwung'nen, den nach Jener Sitten
Der Friedenspfeife Rauch besiegelt,
Und furchtlos bautest deine Balkenhütten
In ihrer Wälder weiten Schooß;

Noch schaun die Eich' auf Philadelphia's Mauer
Die deiner Treue Schwur getauscht
Und deinen Namen hört mit heil'gem Schauer
Wer, gleichgesinnet, dort gelauscht.

Du lebest fort in jener Stämme Sagen,
Der „weiße Bater" tubenannt,
Und ihr' und ihrer Kinder Herzen schlagen
Dir und dem Geist, der dich gesandt.

Etienne André.

Müde ruht nach langen Kriegen
Der Tambour Guienne André,
Auf der Brust das Kreuz der Ehren,
In der Brust das Todes Blei.
Sterbend liegt er auf dem Lager,
Silberhaarig, sonnverbrannt,
Und auf eine alte Trommel
Stützt er zitternd seine Hand.

Wohl war diese und sein Name
Lang des Frankenruhms Symbol;
's ist die Trommel, die gewirbelt
Auf der Brücke von Arcole.
An der Grenadiere Spitze
Trat er, kühnen Muthes voll,
Schlug zum Sturm' die Trommelwirbel
Auf der Brücke von Arcole.

Dreimal in den Kugelregen
Drang er ohne Wunden ein,
Dreimal schlug er seine Wirbel,
Er, der Erste in den Reih'n.
Und die Trommel, die gewirbelt
Auf der Brücke von Arcole,
Einmal will er sie noch hören,
Eh' es mit ihm enden soll.

Und schon hält in hagern Händen
Er die Ehrenschlägel beid',
Die der Kaiser einst gegeben
Ihm zum Lohn' der Tapferkeit.
Tausende hast du gerufen,
Spricht er dumpf: zu Sturm und Schlacht;
Tausende hast du begleitet
In die lange Todesnacht.

Hallest bei den Pyramiden
Siegesmärsche wild und froh,
Klangst noch in der alten Weise
An der Brenta und am Po.
Rauschend haben deine Wirbel,
O wie oft, begrüßt auch ihn;
Dumpfig dann und sterbumhüllet,
Als der Trennung Stund' erschien.

Halt noch aus, bis ich gefchlagen
Meinen Grabesmarsch auf dir!
Mögen dann ein Fraß der Würmer
Werden alle beide wir. —
Schwach und schwächer hallt der Wirbel,
Drein er leis' ein Schlachtlied summt.
Aus den Händen fällt der Schlägel.
Er und Trommel sind verstummt.

* Ein Gesellen-Stammbuch.

Die Kulturgeschichte, welche in der jüngsten Zeit so vielen Eifer bewiesen und manche treffliche Arbeit zu Tage gefördert hat, zählt zu ihren wichtigsten Materialien die Erinnerungsblätter aus Stammbüchern der früheren Jahrhunderte. Dieselben sind ein treues Abbild von Denkart, Richtung, Geschmack und Sitte der Zeit ihres Ursprungs. Insbesondere für das siebenzehnte Jahrhundert und namentlich für die Zeit des dreißigjährigen Krieges ist die größte Mehrzahl dieser Stammbuchs-Einzeichnungen, namentlich bei den höheren Ständen, ein erschreckend treuer Spiegel jener furchtbaren Zeit, in welcher Rohheit, Sittenlosigkeit und Mangel an deutschem Sinne gewissermaßen zur Mode des Tages gehörten. Braver biederer Sinn und gute deutsche Sitte hatten sich damals eigentlich nur in den Kreisen des Gewerbestandes erhalten. Diesem gehört denn auch ein Gesellen-Stammbuch aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges an, welches von Dr. Robert Keil zum Gegenstand einer Schrift gemacht und als ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprachpoesie und des deutschen Kulturlebens überhaupt herausgegeben worden ist. (Lahr, Schauenburg.)

Der Herausgeber äußert sich über die Aufgabe, die er sich stellte, und über die Aufgabe der Kulturgeschichte überhaupt folgendermaßen: Wohl keine Wissenschaft hat hinsichtlich ihrer fortschreitenden Ausbildung und Entwickelung die Aufmerksamkeit der gesammten gebildeten Welt in neuerer Zeit so sehr auf sich gelenkt, als die Kulturgeschichte. Und mit Recht. Sie ist es, die den eigentlichen Entwickelungsgang des Menschenlebens am Erdball zum Objekt ihrer Studien nimmt und uns ein Verständniß darüber schafft, auf welchem Wege und inwiefern die Menschheit im Ganzen, die Nationen, die Stämme insbesondere sich dem hohen Ziele, das der Menschheit in der Ordnung des Universums gesteckt ist, genähert haben. Zu dem Ende gilt es nicht etwa allein die äußern Sitten und Gebräuche, wie sie sich im Laufe der Zeiten im Privatleben und öffentlichen Leben gebildet haben, vor unser als der Nachkommen Auge anschaulich zu rücken, es gilt vor allem in das Innere der Sache einzudringen und die Fortgestaltung des einen, geistigen Lebens in seinen tausenderlei verschiedenen Beziehungen zu erörtern und zu beleuchten. Es kann nicht fehlen, daß bei diesen Studien die Gebiete besonderer Wissenschaften, wie z. B. der Theologie, des Rechts ꝛc., und der Künste berührt werden, es ist dies kein Ueberschreiten der der Kulturgeschichte begrifflich gezogenen Grenzen, kein Eingriff in fremde Rechte, vielmehr von diesen besondern Wissenschaften und den Künsten um so dankbarer anzuerkennen, als sie ja nur eine Seite

Digitized by Google

des geistigen Lebens der Nation darstellen und ohne Verständniß der historischen Entwickelung dieser Seite des geistigen Lebens und ihres Zusammenhanges mit den sonstigen Bildungszuständen nicht wohl verstanden werden können. Namentlich da, wo die kulturgeschichtliche Forschung das Gebiet der Poesie und insbesondere der Volkspoesie berührt, wo sie vergrabene oder längst vergessene Schätze der Volksdichtung wieder an das Tageslicht fördert, muß sie doppeltes Interesse erregen und jede Bereicherung des diesfallsigen Materials freudig begrüßt werden.

Einen dergleichen Schatz, der, wie für andere Fragen der deutschen Kulturgeschichte, so namentlich für eine besondere Seite der Volksdichtung, für die Spruch-Poesie eine reiche Ausbeute giebt, bilden die deutschen Stammbücher der frühern Jahrhunderte. Diese Bücher und Büchlein aus dem sechszehnten, siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert mit ihren Denksprüchen und Bildern dienten zunächst zwar auch freundschaftlichen Zwecken, sind aber in ihrem Zusammenhalt, ihrer Uebereinstimmung für uns Nachkommen ein werthvolles Material zur Kunst- und Kulturgeschichte jener Tage. Leider sind eine Menge dieser Bücher im Laufe der Zeiten in Privathand verloren gegangen, manche vielleicht von Unverständigen oder doch Unkundigen als vermuthlich werthloses Makulatur vernichtet worden, und viele noch jetzt in Privathand in Gefahr, mit der Zeit einem ähnlichen Schicksale zu verfallen. Nur wenige größere Stammbücher-Sammlungen existiren in Deutschland, eine der größten, wenn nicht geradezu die bedeutendste von allen, auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar, von dem großherzoglichen Hause von jeher mit besonderer Vorliebe gehegt und vermehrt. Als ich mit meinem Bruder Dr. Richard Keil die „Geschichte des Jenaischen Studentenlebens von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart (1548—1858)“ bearbeitete, die wir am dreihundertjährigen Jubiläum der Universität Jena erscheinen ließen, kam mir die Idee, ob nicht diese Weimarische Stammbücher-Sammlung für jene historischen Zwecke mit zu nutzen sei. Es war mir damals nur ein flüchtiger Blick in dieselbe vergönnt, und darum und wegen der Kürze der Zeit, in welcher unser Geschichtswerk definitiv vollendet sein mußte, mehr nicht möglich, als aus wenigen einzelnen Bänden der Weimarischen Sammlung und aus verschiedenen, von Privathand uns freundlich mitgetheilten alten Jenenser Stammbüchern in einem besondern Kapitel des Werkes einige vorzugsweise interessante Belege zu unsern Schilderungen des Jenaischen Studentenlebens in der Zeit von 1548 bis 1789 zu liefern. Doch auch schon dieser kleine Versuch, jene Stammbücher für die kulturhistorischen Studien zu benutzen, fand in der deutschen und selbst außerdeutschen Presse so lebhaften Anklang, so lebhaftes Interesse und Zustimmung, daß wir uns zu weitern, umfassenden Studien auf diesem Gebiete, zunächst aber zu sorglicher Durchsicht der Weimarischen Stammbüchersammlung veranlaßt sahen. Jene spezielle Durchsicht der Sammlung auf der Weimarischen Bibliothek und zahlreicher, von befreundeten Privaten uns mitgetheilter, einzelner Stammbücher hat, namentlich in Beziehung auf die akademischen Zustände und deren geschichtliche Entwicklung eine so reiche Ausbeute gegeben, daß sie einer besondern literarischen Be- und Verarbeitung werth ist und solcher vorbehalten bleiben muß, deren Vollendung rüstig vorwärts schreitet. Zugleich ließen aber unsere ebenerwähnten Studien uns auch einige historisch merkwürdige Einzelheiten auffinden, deren Mitaufnahme in den Rahmen jener größern Darstellung wegen der dann gebotenen Raumbeschränkung dem interessanten Detail wesentlichen Eintrag gethan haben würde. Es gehört dahin vor allem das Gesellen-Stammbuch, welches den Gegenstand dieser Blätter bildet.

Dieses Stammbuch eines Tyroler Buchbindergesellen ist zunächst schon seines Alters wegen als eine in der That merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der deutschen Stammbücher anzusehen. Es beginnt mit dem Jahre 1642, also zu einer Zeit, wo die Stammbuchsitte noch fast ganz ausschließliches Eigenthum der höhern Stände war. Zwar war die Zeit, wo die Stammbücher nur an den fürstlichen Höfen und in den Händen der Ritter üblich waren, längst vorbei, der Gelehrte hielt sich sein Stammbuch, der Student hatte sich überall dieser Sitte, die bei dem ewigen Personenwechsel der akademischen Welt so zweckmäßig erscheinen mußte, mit großem Eifer und besonderer Liebhaberei bemächtigt, auch die Patrizier führten bisweilen ein Stammbuch, und wäre es auch nur zu dem Ende gewesen, um mit der darauf verwandten Pracht zu glänzen; ja wir finden in dem Stammbuch eines „Tuchgewendets“, Joh. Albert von Memmingen, bereits vom Jahr 1581 eine „Anthologia gnomica“, also eines von den auch jener Zeit erhaltenen gedruckten Stammbuchswerken, mit zahlreichen hübschen Costümbildern und leeren Wappenschildern, welche die Einzelnen haben ausmalen lassen, gar nett geschmückt.

Als eine, so weit uns bekannt, fast isolirt dastehende Seltenheit erscheint vor der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ein Gesellen-Stammbuch. Zwar war es natürlich, daß allmälig auch die Handwerksburschen sich dergleichen Büchlein anlegten und bei sich führten, — um so natürlicher, als der fortwährende Wechsel des Ortes während ihrer Wanderjahre Zeichen der Erinnerung an die gewonnenen und wieder verlassenen Freunde besonders wünschenswerth machte und diese Gedenkbücher mit ihren freundschaftlichen Einzeichnungen oft auch als Empfehlung oder Legitimation dienen konnten, und so stoßen wir denn auch am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, sowie im achtzehnten Jahrhundert oft genug auf Gesellen-Stammbücher, wie z. B. auf das Stammbuch des Zuckerarbeiter-Gesellen Neidhart vom Jahr 1689, des Apothekergesellen Wurfbein vom Jahr 1718, des Golschmiedsgesellen Weber, † 1758, u. a. m. Anders lag aber die Sache in der ersten Hälfte und noch in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Es wüthete der dreißigjährige Krieg, welcher unser armes deutsches Vaterland zu einem weiten, öden Gottesacker machen sollte. Plünderung, Pest und Hungersnoth verwüsteten und entvölkerten die einst so gesegneten deutschen Gauen, manche Dörfer und Städte waren ganz niedergebrannt, andere fast leer. Wie Kunst und Wissenschaft, so lagen auch Handel und Gewerbefleiß darnieder und konnten sich nur ganz allmälig wieder erholen. Vor allem war das Schulwesen, das ohnehin auf einer niedern Stufe stand, gar sehr in Stocken gerathen und die Volksbildung, namentlich die des Bauern- und niedern Bürgerstandes, eine so geringe, daß, wie aus dem vorliegenden Stammbuch selbst zu ersehen ist, die meisten Gewerbtreibenden kaum ihren Namen, geschweige denn einen Denkspruch zu schreiben vermochten. Es kann daher nicht befremden, daß in diesen Kreisen um jene Zeit Stammbücher noch wahre Seltenheiten waren. Merkwürdig und doch leicht erklärlich ist es, daß diejenigen Gesellenbücher, die gleichwohl aus jener Zeit stammen, meist Buchbindergesellen zu Besitzern hatten; bei den Buchbindern ließen sich eben die Personen aus höhern Ständen ihre Stammbücher binden, und die Buchbinder hatten daher die beste Gelegenheit, sich mit deren Wesen und Einrichtung näher bekannt zu machen.

Wir fanden aus jener Zeit drei Gesellen-Stammbücher: das eines Apothekergesellen Joh. Karl Goler aus Amberg in der Pfalz, welcher Polen, Schlesien, Stettin, Lübeck, Hamburg, Holland und Liefland bereiste, vom Jahre 1640, ferner das Stammbuch eines Buchbindergesellen Christian Sommer aus Zeitz, welcher in Linz und Ulm sich aufhielt, von da nach Heilbronn, Frankfurt am Main, Odenburg und Wien ging und von da über Ham-

Digitized by Google

burg, Lüneburg und Göttingen zurück nach Ulm reiste, vom Jahre 1645, und endlich das Stammbuch des Buchbindergesellen Christoph Felder von Hall, aus den Jahren 1642 und folgenden.

Das Buch dieses vielgewanderten Gesellen, der einen großen Theil der Welt gesehen hat, ist das von Keil herausgegebene, eine Fülle von pikanten Sprüchen bildet den Inhalt des Buches. Er durchwanderte Bayern, Oesterreich, Posen und Preußen und kam bis Konstantinopel. Sein Stammbuch wurde lange von seinen Nachkommen bewahrt, kam vor etwa hundert Jahren in den Besitz eines Sammlers in Ulm und 1805 in die Bibliothek zu Weimar.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Das Meer. Von Michelet. Deutsch von F. Spielhagen. — Stanislaus der Polenkönig. Trauerspiel in 5 Akten. Von H. Bech. — Plattdeutsche Gedichte. Von F. Weber. Herausgegeben von Kl Groth. — Die Insulaner. Ein Nigianisches Lebensbild. 4 Bde. Von Ph. Gaien.

* Von Gustav Freytag's Roman „Soll und Haben" ist jetzt auch eine italienische Uebersetzung in Triest erschienen.

☞ Das dritte Heft der in der Vereinsbuchhandlung zu Hamburg erscheinenden deutschen Dichter und Denker ist vor Kurzem ausgegeben worden. Unter Anderm enthält es einen Aufsatz von Rud. Gottschall über den Göttinger Dichterbund und zwei Abhandlungen von J. W. Schaefer über Klopstock's Messias und Herder.

* „Aus dem Jahr 1819. Beitrag zur deutschen Geschichte von Professor L. K. Aegidi in Hamburg." Diese Schrift, worin gehime Quellen benutzt sind und woraus eine vertraute Kunde über die „Carlsbader Conferenzen" und die sogenannten „Ausnahmsgesetze" hervorleuchtet, wird großes Aufsehen erregen. — Als Beilage ist darin ein bisher gänzlich unbekanntes Schriftstück enthalten — die Urkunde der geheimen Abstimmung am Bundestage vom 20. September 1819; sie bildet zugleich eine Ergänzung zu den bei G. Reimer in Berlin erschienenen Wiener Schlußacten.

* Von den „Forschungsreisen in Arabien und Ost-Afrika, bearbeitet von Karl Andree, erscheint demnächst der zweite Band. Dieser wird die Forschungen von Krapf, Erhardt und Rebmann enthalten und einen Ueberblick der neuen Reise in Abyssinien geben. Er enthält ferner das Wesentliche von Burton's und Speke's Reise in die neuentdeckte Seeregion, eine Uebersicht der Versuche, die Quellen des Nils zu finden, und Max Leeb's Betrachtungen über die Handelsverhältnisse Ost-Afrikas. Ebenso wird dieser Band die Missionsverhältnisse eingehend behandeln und zugleich die von Dr. Henry Lange gearbeitete Ueberschiskarte von Afrika enthalten, auf der die sämmtlichen neuen Entdeckungen nebst Reiserouten der kühnen Forscher verzeichnet sind.

* Die Wolfenbüttler Bibliothek hat unlängst den literarischen Nachlaß Eschenburg's angekauft. Wohl das Werthvollste darunter ist eine Reihe noch ungedruckter Briefe von Lessing, deren Herausgabe in Kurzem zu erwarten ist.

ξ. Es ist bekannt, daß die dänische Presse jedes Mittel ergreift, um die Begriffe über Deutschland bei ihrem Publikum zu verwirren, und namentlich soll den Schleswigern die Anhänglichkeit an's Deutschthum verleidet werden. Alles ist recht: Hohn, Spott, Entstellung der Thatsachen, offenbare gemeine Lüge sogar. Den von dänischen Terroristen geleiteten Blättern des Herzogthums Schleswigs ist dabei fast gänzlich freies Feld gelassen, da einestheils die deutschen Zeitschriften unmöglich diesen Lügenwust durchdrücken und in jedem Falle widerlegen können, andernttheils aber bei den obwaltenden Verhältnissen deutsche Zeitungen dort weniger gelesen werden als die einheimischen und auf diese letzteren namentlich der sogenannte kleine Mann angewiesen ist. Wenn diesem nun zum hundertsten und tausendsten Male dasselbe Lied vorgeleiert wird, kommt er zuletzt zu der Ueberzeugung, die man eben ihm beibringen will. Es ist eine wahre Sündfluth von dänischen Beamten und literarischen Zagelhünern über's Land gekommen, wo mit drakonischer Strenge jede Lebensäußerung des deutschen Elements unterdrückt und verfolgt wird. Am empörendsten erscheint das Denunciantenunwesen in der Flensburger Zeitung, da dies Blatt in deutscher Sprache gedruckt wird; die hier dargebotene Unverschämtheit und Frechheit ist geradezu unerhört — keine Nummer, die nicht von der ersten bis zur letzten Zeile den schnellen Offensivgenius anschlägt, sobald die Rede auf Deutschland oder darauf Bezügliches kömmt. Getreuer Schildknappe ist die in dänischer Sprache geschriebene Dimonrke, welche in Hadersleben erscheint. Als Beweis dafür, wie jede Gelegenheit benutzt wird, um mit frecher Lüge Deutschland zu verklimen und Dänemark auf den Schild zu heben, diene die wörtliche Ueberschrung einer Notiz des letztgenannten Blattes vom 4. April d. J., die an und für sich so albern ist, daß sie als Curiosum gelten kann, obgleich die Niederträchtigkeit der Erfindung, die auf jeder Zeile hervorblickt, dafür zu empfehlen ist. „Die dänische Regierung hat wieder Prämien ausgesetzt „für gute Dramen auf der dänischen Geschichte." Es versteht einen etwas eigenthümlichen Standpunkt, auf solche Weise Kunstwerke hervorrufen zu wollen, aber die Deutschen sind mit aller ihrer Sentimentalität auch oft wunderlich naiv. Die dänischen Bestrebungen scheinen seither bekanntlich unglücklich gewesen zu sein. Daß die dänische Geschichte von der Kunst nicht verherrlicht worden ist und auch nicht verherrlicht werden kann, wundert uns nicht, denn die Weltgeschichte kennt keine dänische Geschichte als solche; und merkwürdig genug gibt dasselbe fast von der deutschen Geschichte (!). Nur drei Dramen von einiger Bedeutung sind vor im Stande anzuführen, die Gegenstände aus Deutschlands Geschichte behandeln, nämlich Goethes und Schillers beide bekannte „Götz von Berlichingen" und „Wallenstein", und dann noch Zacharias Werners „Weihe der Kraft", welches Luthers Geschichte behandelt (der Verfasser ward übrigens später eifriger Papist und rechnete diese etwas verfehrohne Arbeit zu seinen Jugendsünden). Einen erfreulichen und bemerkenswerthen Gegensatz hiergu bildet in der dänischen Literatur die lange Reihe von Dichterwerken, namentlich auch dramatischen, durch welche die Vaterlandsgeschichte verherrlicht ist, so daß wir in dieser Hinsicht von seiner Nation übertroffen werden (!), mit Vorbehalt der Ehre, welche stets England gebührt wegen des einen Namens: Shakespere. — — — Gut gebrüllt, Löwe! P. J. W.

ξ. Wie man auf alle Weise dem dänischen Element in Schleswig unter die Arme greift, erhellt aus einer Bekanntmachung, welch- die gemeinnützige Comite für die Errichtung dänischer Volksbibliotheken in Schleswig", die ihren Sitz natürlich in Kopenhagen hat, im März d. J. erließ. Nachdem tadellose Gaben für diesen patriotischen Zweck verschenkt sind, die namentlich durch dänische Beamte bei Herzogthum zugeflossen kamen, welche zu zeigen wüssen, wie sehr sie vom bösen Geiste beseelt sind, wird berichtet: „Bis heute haben wir 128 Orte mit 53,967 Büchern versehen und sind darauf bedacht, baldmöglichst einige Volksbibliotheken mehr zu errichten." Zahlen reden. Was wird gethan und was kann gethan werden, um das deutsche Element in Schleswig auf solche oder ähnliche Art zu schützen und zu stützen? Wenn hier sich nicht wie allerwärts die der deutschen Nationalität eigne Unverwüstlichkeit und Zähigkeit im ausdauernden passiven Widerstande bewährte, hätten die Dänen schon längst die gewaltige Eroberung des Landes bewirkt. So aber sind sie, trop aller Anstrengungen, noch keinen Schritt vorwärts gekommen. Wohl zu bedauern wäre es jedoch, ob nicht zu befürchten steht, daß die Kraft der so vielfachen feindlichen Andrang Preisgegebenen zuletzt doch erschlaffen werde, wenn zu oft und immer bitter die Hoffnung auf Hülfe, nach der sie sehnsüchtig ausschauen, getäuscht wird. P. J. W.

ξ. Am 8. März d. J. fand zu Honolulu auf dem königlichen Theater zum erstenmal eine Opernaufführung statt. Der Tert erscheinende Polynesier bezeichnet sie als ein Ereignis in dem geselschaftlichen Leben der insularischen Residenz, welche in der höheren Schicht ihrer Bevölkerung mehr, als man gemöhnlich in Europa glaubt, sich bemüht, die Genüsse europäischer Bildung zu theilen. Da der König und die Königin persönlich diese Vereinigung der musikalischen Talente Honolulu's veranlaßt und für eine verhältnismäßig glänzende Ausstattung der Vorstellung Sorge getragen hatten, so übertraf die Aufführung alle Erwartung, und es scheint dieser erste Versuch den Dilettanten der Residenz und der Direction ihres ersten Musikers, Haslocher, alle Ehre gemacht zu haben. Man hatte einen Theil aus Verdi's Troubadour und zwei Akte aus Flotow's Martha gewählt. Auf das erwähnte Publikum, das vom Hofe dazu eingeladen war, machten vor Allem die einschmeichelnden Melodien der Martha den durchschlagendsten Effekt, das Porter-Lied mußte wiederholt werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℳ 12 ßr Gold.
Expedition
Buchstraßenstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℳ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 22. Bremen, 2. Juni. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Georg Friedrich Händel. Von F. Pfeyer.
Nach Sonnefluhm und Berninger. Von Adolf Laun.
Zur Erinnerung an Ernst Rietschel.
Literatur und Kunst.

* Georg Friedrich Händel.

Von F. Pfeyer.

Als vor einigen Jahren die Verehrer Händels, des großen Messias-Componisten, in Deutschland und England sich anschickten, den hundertjährigen Todestag des Meisters, im Frühling 1859 zu begehen und ihm durch die Errichtung eines Standbildes in Halle und durch eine würdige Ausgabe seiner Werke ein Doppeldenkmal zu weihen, da erwieß sich die Liebe für den großen Todten noch mächtig genug, daß beide Pläne zur Ausführung gelangen konnten. Seitdem ist das Erzbild Händels auf dem schönen alten Markte zu Halle aufgerichtet, und die Ausgabe von Händels Werken schreitet rüstig vor und hat bereis eine Reihe fast vergessener Schöpfungen der Welt neu gegeben. Um die Förderung der patriotischen Aufgabe, deren Lösung so wohl gelingt, haben sich besonders Gervinus, Hauptmann, Julius Rietz, Breitkopf und Härtel im Vereine mit Friedrich Chrysander bemüht, während dieser letzte noch ganz besonders durch eine mit eisernem Fleiß und hoher Begabung ausgeführte biographische Arbeit über Händel*) sich ein großes Verdienst erworben hat. Dem Verfaßer ist sein Werk unter den Händen mehr angewachsen, als er anfänglich denken mochte, und hat sich zu drei Theilen erweitert, von denen zwei vorliegen. Der erste, schon vor drei Jahren herausgekommen, umfaßt Händels Jugend, seine Lehr- und Wanderjahre, 1685 bis 1720. Der zweite schildert die Zeit von 1720 bis 1740 und läßt uns den Meister als Opercomponisten und Director der Musik in England sehen. Dieser Abschnitt erforderte, da die Quellen hier nicht genügend erforscht waren, anhaltende Forschungen Chrysanders an Ort und Stelle, durch welche denn nun das genügende Licht auf diesen Abschnitt fällt. Der dritte Band, welcher nicht allzu lange auf sich warten lassen möge, wird die Glanzzeit Händels, vom „Messias“ bis zum Tode (1759), behandeln.

Indem wir uns anschicken, die im zweiten Bande des Chrysanderschen Werkes geschilderte Periode, also Händel als Opercomponisten und in seinen Kämpfen mit italienischen Nebenbuhlern etwas näher zu betrachten, werden wir uns das Verständniß seines Wirkens in London durch einen kurzen Ueberblick der vorhergehenden Entwickelung erleichtern können.

Im Jahre 1685 am 23. Februar zu Halle an der Saale geboren, war Händel von seinem Vater ursprünglich zur Rechtsgelehrsamkeit bestimmt, widmete sich aber der Musik und that sich früh als Orgel- und Clavierspieler hervor, so daß er schon als Knabe in Berlin Aufsehen erregte. Er bezog zwar die Universität, trat aber zugleich als Organist in den Dienst der Domkirche in Halle und machte 1703 eine Kunstreise nach Hamburg, das damals eine große Rolle in Sachen der Musik spielte. Er that sich hier durch Orgelvorträge hervor und componirte auch Opern, suchte aber nicht nach einer bleibenden Stellung, da ihn seine Sehnsucht nach Italien trieb. So begannen 1707 seine Wanderjahre. Händel ging über Venedig nach Florenz, Rom und Neapel, componirte Cantaten und Opern und ließ sich 1710 bereden, nach London zu kommen, wo der Hof und der hohe Adel viel für die Kunst thaten. In England fand er eine glänzende Aufnahme und war in den tonangebenden Kreisen alsbald eine gefeierte Persönlichkeit. Seine Oper „Rinald“ brach ihm die Bahn, und es folgte eine große Reihe gleicher Werke sowie auch Cantaten und Oratorien, darunter die Passion, welche später durch Bach zu so großer Berühmtheit gelangte. Als dann seit der Thronbesteigung Georgs von Hannover politische Parteikämpfe und Erstarrung des Geschmacks dem Componisten seine Wirksamkeit verleideten, nahm er eine Stelle als Privatkapellmeister bei dem reichen Herzoge von Chandos an, welcher zu Cannons bei London mit verschwenderischer Pracht lebte. Hier hatte Händel unter den reizendsten Verhältnissen und in der größesten Unabhängigkeit Muße zu Werken, an denen sich sein Genie auf das Schönste zu entwickeln vermochte. Hier entstanden die Oratorien „Esther“ und „Acis und Galatea“, welches letzte eine seiner vollkommensten und gleichmäßigsten Schöpfungen und in England noch sehr verbreitet ist. Auch in Deutschland hat man es in neuester Zeit, seitdem es in der Händel-Ausgabe erschienen ist, zur Aufführung gebracht.

Durch solche Werke wurde Händels Ruhm vergrößert; kam er einmal nach London, so unterrichten ihn seine Verehrer, er mußte in der Paulskirche die Orgel spielen und mit ihnen gesellig zusammen sein. In Cannons führte er mit seinen Kapellmusikern und Sängern ein herzliches Musikantenleben, während er componirend für den berechtigten Theil seines späteren Kunstschaffens die Keime legte und sich das Reich eroberte, von dem aus er die Tonwelt beherrschen sollte. — Die erste Hälfte seines Lebens ist hiermit abgethan; an sich schon ein bedeutendes, fruchtreiches

*) G. F. Händel. Von Friedrich Chrysander. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Erster Band. 1858. Zweiter Band. 1861. (Vergl. Sonntagsblatt von 1858, Nr. 8 und 9.)

Digitized by Google

Künstlerleben, steht sie bei Händel einer herrlicheren zweiten Hälfte gegenüber da als eine von sehr wenigen Künstlern so normal, von keinem einzigen jemals allseitiger und tiefer vollzogene Bildungsgeschichte im Großen, die dadurch noch merkwürdiger und anziehender wird, daß der innere Fortgang mit der äußeren Wanderung durch die musikalischen Kulturländer gleichen Schritt hält, und daß die Spuren davon überall noch erhalten oder doch mit einiger Mühe nun fast vollständig wiedergefunden sind. Händel, der später diese beiden Lebenshälften und ihren Charakter sehr klar überſah, ſchied ſie von einander und ſetzte einen Denkſtein in das Jahr 1720, indem er ſagte: Man muß lernen, was zu lernen iſt, und dann ſeinen eigenen Weg gehen.

Die nun folgende Periode im Leben Händels, von 1720 ab, iſt die entſcheidende. Obwohl er in London blieb, führte ihn eine veränderte Stellung auf einen ganz neuen Grund und Boden. Er blieb nicht wie bisher ein beliebter Gaſt in den Palästen der Kunſtmänner, ſondern er trat in die Oeffentlichkeit, an die Spitze der muſikaliſchen Bewegung in England, und hatte ſich nicht bloß als Muſiker, ſondern auch als Mann zu bewähren, da er ein großes künſtleriſches Inſtitut zu leiten hatte. Fünfunddreißig Jahre alt, im vollen Mannesalter, ergriff er das Steuerruder, nachdem er ſo manchen bindenden Verpflichtungen aus dem Wege gegangen war und zu einer feſten Wirkſamkeit eher Abneigung als Verlangen gezeigt hatte; aber jetzt, einmal eingetreten, harrte er aus in allen Mühen und Wechſelfällen, mit der eiſernen Hand des Schickſals den Gang der Kunſt beſtimmend. Er ſelber war ihr Schickſal. Anfangs ein Gleicher unter Gleichen und der Jüngſte unter den Meiſtern, überragte er ſie bald als der Einzige, den der Verfall der Inſtitute nicht mit hinabzog, ſondern ſtets größer emporwachſen ſah. Bei allen dieſen Schritten war das Auge der Nation, ja des ganzen künſtleriſchen Europa auf ihn gerichtet: und das eben iſt das Entſcheidende in der Wendung von 1720 an, daß Händel nunmehr eine öffentliche Perſönlichkeit wurde als Gegenſtand öffentlicher Aufmerkſamkeit und als mitthätige Kraft in einem großen Ganzen, deren Werke ein- und umbildend in die Maſſen dringen.

In dieſer Periode überwiegt daher nicht das Künſtleriſche und Biographiſche, ſondern Händels Verhältniß zur Oeffentlichkeit, die Thatſache, daß ſich in den zwanzig Jahren von 1720 bis 1740 durch ihn erſt eine wirkliche muſikaliſche Oeffentlichkeit in England bildete. Bis dahin hatten nur die höchſten Stände Kunſtliebe; einen muſikliebenden Bürgerſtand gab es nicht. Den hat Händel unter unbeſchreiblichen Mühen, unter Anfechtungen und Enttäuſchungen aller Art hervorgerufen. Die gebildeten Mittelklaſſen waren ſchon aus politiſchen Gründen dem muſikaliſchen Treiben abhold, weil es vom Ausländer kam, von Hof und Adel gepflegt wurde, ihnen als unpatriotiſcher Luxus verhaßt war. Außerdem hatte Händel mit der dramatiſchen Muſik ſeiner italieniſchen Zeitgenoſſen zu kämpfen; er hatte die populären Opern von Scarlatti, Bononcini und anderen Componiſten zu beſiegen und in ihnen die verkehrte und ſchwächliche Zeitrichtung zu vernichten. Dieſer Kampf war angeſtrengt und wechſelvoll, die feindſeligen Mächte vereinigten ſich gegen ihn und brachten ihn oft der Verzweiflung nahe, doch ſiegt er den Kampf ſiegreich durch.

Es war damals die Zeit der Vereine und Actienunternehmungen. Neben der Bank beſtand die Südſeegeſellſchaft, während in Paris der Schwindler Law ſein Weſen trieb. Der beſte der damals geſtifteten Vereine war die Londoner Akademie für italieniſche Opernmuſik, die ſich dem Börſenſchwindel bald entzog und ein Träger für die geſchichtliche Entwickelung der Kunſt wurde. Der Gedanke zu dieſer Stiftung iſt wahrſcheinlich in den glänzenden muſikaliſchen Geſellſchaften des Herzogs von Chandos entſtanden; ſie iſt der Akademie in Paris, den Hofopern in Wien, Dresden und Berlin nachgebildet. Der Plan wurde im Winter auf 1719 berathen und war bald fertig; der muſikaliſche Theil lag in Händels Hand. Er ging im Februar 1719 im Auftrage König Georgs I. nach dem Continent, um die beſten Sänger Europas für das Haymarket-Theater zuſammenzuſuchen. Deren fand er in Düſſeldorf und Dresden genug, engagirte die Damen Durastanti und Salvai, die Kaſtraten Senesino und Berſelli und andere Künſtler und behielt noch Zeit, ſeine Familie in Halle zu beſuchen.

Es ſollte die Aufgabe der neuen Akademie ſein, ſo ziemlich alles zu vereinigen, was im Fache der Bühnenmuſik geleiſtet oder noch zu leiſten war, und dieſes in denkbar höchſter Vollkommenheit den engliſchen Muſikliebhabern vorzuführen. Engſter Anſchluß an die italieniſche Oper war damit von ſelbſt geboten, weil dieſe damals vor der franzöſiſchen, deutſchen und engliſchen einen großen Vorſprung gewonnen hatte und wirklich die einzige war, in der ſich die „Summe muſikaliſcher Reize“ vereinigt vorfand. Es geht ſchon aus dem Urſprunge der Akademie hervor, daß ſie nicht das für England werden konnte, was die Pariſer Academie royale de musique, von der ſie den Namen entlehnte, für Frankreich war. Wäre bei der Entſtehung ein nationaler Gedanke auch nur entfernt einmal aufgetaucht, ſo würde man in der ſpäteren Rathloſigkeit gewiß darauf zurückgekommen ſein, und dieſes Inſtitut hätte dann eine andere Geſchichte. Aber auch den einſichtigſten Freunden der Akademie lag ein ſolcher Gedanke gänzlich fern. Der Kreis, welcher die italieniſche Oper umſchloß, wurde nicht überſchritten, ſondern durch Hinausweiſung des Komiſchen noch enger gezogen. Im Uebrigen ſollte keine Ausſchließlichkeit irgend welcher Art herrſchen, wie eine ſolche überhaupt nicht im engliſchen Charakter liegt. Kein Volk verſteht es, wie das engliſche, auf alles was vom Auslande bezogen wird, die wahren Handelsgrundſätze anzuwenden, ſelbſt auf die Kunſt. Wie die Produkte aller fünf Welttheile, werden auch die Erzeugniſſe der Kunſt herbeigeholt und beſteuert, aber auch rückſichtslos wieder verworfen, ſobald ſie ſich als ſchlecht, oder — was hier oft daſſelbe — als unwirkſam erweiſen. Die franzöſiſche Oper war kein Vorbild für die neue Londoner und konnte es damals auch nicht ſein, wo ſie ſelber in Bewunderung und Nachahmung der italieniſchen ſich verloren hatte, wo Lully vergeſſen und Rameau noch nicht aufgetreten war. Zu dieſer Hinſicht blickte man einzig nach Italien, deſſen muſikaliſche Uebermacht, ſeit lange geſtärkt und durch das Mißlingen nationaler Gegenwirkungen noch mehr gekräftigt, damals faſt überall fühlbar wurde: und das Vorbild für die innere Einrichtung der Akademie war eine deutſche Stadt, in welcher die italieniſche Oper im höchſten Glanze ſtrahlte, nämlich Wien. Was ſich abweichend geſtaltete, bedingten engliſcher Charakter und engliſche Verhältniſſe. Die Wiener Stücke waren wirkliche Hofopern, die Londoner nur dem Namen nach. Was in Wien einen Theil des Hofſtaates eines abſoluten Monarchen bildete, wurde in London der Betheiligung Aller, oder doch aller Reichen, dargeboten. In Wien war alle Kritik in Träumerei und hinſchmelzende Bewunderung aufgegangen. In London, wo mitunter eine ähnliche Stimmung herrſchend werden wollte, gab es doch immer noch muſikaliſche Whigs und Tories genug, deren Zänkereien die geſunde Vernunft auch erhielten und endlich wieder zu Ehren brachten. Wien war daher das Eldorado aller jener weichgeſchaffenen Italiener, denen durch Scarlatti's Genie das eigne Vaterland zu eng wurde, der Bononcini, Ariosti, Caldara und vieler andern. Hier componirten ſie allerunterthänigſt und lebten mit den Muſen. Keine Stürme brauſten hier, nur linde Lüfte umfäuſelten ihren Parnaß. Es iſt bezeichnend genug, daß Händel

Digitized by Google

niemals nach dieser so reich mit Gold bestreuten Friedensstätte lüstern war, obwohl seine Wanderungen ihn mehrfach in ihre Nähe führten. Aber wie erschracken diese weichen Italiener, als sie, angelockt durch noch mehr Gold, von Wien in das englische Klima versetzt wurden, wo eine deutsche Eiche damals schon feste Wurzeln geschlagen hatte! Die scenische Ausstattung der musikalischen Schauspiele sollte auch in London durchaus vorzüglich sein; doch wurde eben nicht für nöthig gehalten, den verschwenderischen Pomp der Wiener Geburtstagsopern nachzuahmen, der in seiner Art nicht zu überbieten war und überhaupt kaum je wieder erreicht, geschweige denn überboten ist. Es machte sich aber unter den gegebenen Umständen von selbst, daß die Londoner Opern das, was ihnen im Prunkbasten abging, im Musikalischen vollauf wieder einholten.

Der Schwerpunkt war hier stets im Musikalischen gelegen — entgegen der Wiener und sonstigen italienischen Oper, die durch den Pomp der Ausstattung, durch massenhafte Besetzung, durch abglättende Verschönung und Verweichlichung in das Sinnlich-Wohlgefällige oder Gehaltlos-Allgemeine abschweifte; und andererseits entgegen der französischen Musiktragödie, die, sich abmühend dem einfach dramatischen Schritte des gesprochenen Schauspieles zu folgen und den Hörer durch überwuchernden Tanz musikalisch zu entschädigen, überall in dem Sinnlich-Leidenschaftlichen befangen blieb. Daneben besaß London in seiner kritischen Oeffentlichkeit ein Bildungsmittel, dessen sich andere Bühnen nicht rühmen konnten, ausgenommen etwa die damals schon sehr verfallenen Stadttheater in Hamburg und Italien. Nicht soll damit gesagt werden, daß die Londoner Akademie das Beste der italienischen und französischen Oper in wahrer Vereinigung darstelle, das dort keimartig Angedeutete zu voller Reife entfalte. Dies war das Werk Gluck's und im höheren Maße Mozart's. Die eigenthümlichen Verdienste dieser Tonkünstler Händel zuzuschreiben, wäre zwar dadurch, daß sich schon in seinen Opern viele Scenen finden, die auch in dramatischer Hinsicht vollendet schön gestaltet sind, zu entschuldigen, aber nicht zu rechtfertigen. Die Händel'sche Oper ist in ihrer Besonderheit hervorgetreten entgegen der italienischen und französischen. Sie giebt sich als eine dritte Macht mit besonderen Eigenthümlichkeiten. Das italienische und französische Element läßt sie ungeeinigt neben sich fortbestehen; doch befindet sie sich wesentlich auf italienischem Boden, auf welchen die ältere deutsche oder Keiser'sche Oper mit einer gewissen Nothwendigkeit hinleitete. Auf diesem Grunde bezeichnet sie nun den nächsten Schritt, den unscheinbarsten und eigenthümlichsten, nämlich den Uebergang aus einer dramatisch noch unvollkommenen Oper zu der an sich vollkommenen dramatischen Concertmusik. Es war ein Schritt mehr seitwärts als vorwärts, jedenfalls aber ein unumgänglicher. Denn diese Bildung war wesentlich eine Läuterung und demgemäße innere Durchbildung der Form. Je mehr man Händel's Werke mit denen seiner Vorgänger und älteren Zeitgenossen vergleicht, desto fester setzt sich die Ueberzeugung, daß er bei der entschiedensten künstlerischen Ueberlegenheit doch niemals originalitätssüchtig war, sondern daß er sich beschied an die vorhandenen Formen anzuknüpfen, um sie, je nach ihrem Bedürfnisse, der Idee des Schönen entsprechender zu gestalten. Was er zu sagen hatte, hat er alles in den Tonformen sagen können, die schon durch Andere vor und neben ihm in Uebung gebracht waren. Mehr die innere Durchbildung zum Charakteristischen, zum Schönen und geistig Freien, als die äußere Vermehrung des Tonmaterials, kennzeichnet sein Schaffen; lediglich auf diesem inneren Wege ist er der große Vermehrer der Tonmittel geworden. Auf solche Weise erreichte er denn, daß seine schönsten Gesänge in ihrer Art alles Vorhandene übertrafen, ohne der Möglichkeit Raum zu lassen je selbst wieder übertroffen zu werden. Daß Händel als Ausländer mit solchem Erfolge in das Gebiet der italienischen Oper eindrang, vermehrte die Ueberraschung und von gewisser Seite her auch das Widerstreben gegen seine That. Diese acht Jahre der italienischen Oper von 1720—28 waren im eigentlichen Sinne seine, nicht bloß für London, sondern für Europa; aber man brachte alles Erdenkliche vor, um seine Verdienste zu verkleinern, und ließ nur gelten, was endlich die allgemeine Stimme anzuerkennen zwang. Der Tadel seiner Zeitgenossen dient uns jetzt fast nur noch, die befangene Bewunderung einer geringeren Art von Kunst, als die seine war, zu veranschaulichen; aber was sie loben, wird jede erneuerte Untersuchung als vortrefflich erkennen lassen. Diese Art rücksichtsloser Kritik muß Händel keineswegs unleidlich gewesen sein, denn wir bemerken niemals, daß er in bekannter Weise darauf einzuwirken suchte. Wirklich erhob er keinen andern Anspruch als den, daß das Beste seiner Kunst durchdringe; und wahrhaft unwillig wurde er erst, als sich alle schlechten Bestrebungen der Zeit vereinigten, solches unmöglich zu machen.

Die neue Akademie, aus einem Actienschwindel hervorgegangen, hatte Anfangs eine Börsenverfassung, die Actien ihre steigenden und fallenden Course. Als einst ein Sänger in der Probe höher sang, als sein gleichsam contractlicher Stimmumfang war, stiegen die Actien von 83½ auf 90. Es waren 500 derselben da, jede berechtigte zu einem Platze; außerdem wurden etwa 400 Sitzplätze einzeln verkauft, der König zahlte für seine Loge jährlich 1000 £ und erlaubte den Namen „königliche Akademie der Musik.“ Die Saison erstreckte sich jedesmal über einige Monate. Die Eröffnung erfolgte am 2. April 1720, und schon nach einigen Wochen trat Händel mit seiner Oper Rhadamist oder Zenobia auf, welche unter großem Zudrang und außerordentlichem Beifall gegeben wurde. Sie ist nach damaliger Weise eine Reihe von Musikstücken, besonders Arien, welche durch Recitative zusammen gehalten werden, kein Kunstwerk im neueren Sinne, aber im Einzelnen voll von tiefer und frischer musikalischer Charakteristik, von fesselnder dramatischer Wahrheit, worin sie allerdings von anderen noch bedeutend übertroffen wird. Auch in Hamburg gab man die Oper.

Händel hat für die Akademie während ihres Bestehens (1720 bis 1728) ein Dutzend Opern geschrieben, die wir in der Kürze vorführen wollen. Der „Muzius Scävola“ behandelt die allbekannte Geschichte des unerschrockenen Römers im Lager des Porsenna; er ist nur zum Theil von Händel, da der Text actweise durch ihn und zwei andere Componisten in Musik gesetzt wurde. Sein Antheil enthält Nummern mit prächtigen Melodieen. Es folgte „Floridante“, die Liebesgeschichte eines thrazischen Prinzen; er ist von leichterem Genre und liedartig angelegt. Der „Ottodagegen ist wieder in höherem Stil und hinsichtlich der Melodik vom ersten Range, so daß die Hauptgesänge allgemein beliebt wurden; es ist die Geschichte des deutschen Kaisers Otto II. und der griechischen Prinzeß Theophania. Die Oper „Flavio“ ist rasch gemacht und von geringem Gehalt. Um so bedeutender der „Julius Cäsar“, der von dramatischem Charakter ist und sich theilweise zu sehr hoher Bedeutung erhebt, indem er die spätere großartige Entwicklung der Oper durch Gluck und Mozart gleichsam ahnen läßt. Das Verhältniß Cäsars zu Cleopatra ist der Mittelpunkt dieser Oper, welche an schönen, breit ausgeführten Arien, an Chören und Instrumentalsätzen, in der Charakteristik und der Behandlung der Instrumente reich und hervorragend ist. „Tamerlan“ hat zwar große musikalische Schönheiten, ist aber nicht völlig zur Geltung gekommen, da er ungeschickten Sängern anvertraut war. „Rodelinda“ behandelt die Geschichte eines flüchtig gewordenen und für todt gehaltenen Lombardenkönigs; man hat

Digitized by Google

diese Oper zu den vollkommensten des Componisten zu rechnen, da sie die Unerschöpflichkeit desselben besonders frisch und glänzend zeigt. „Scipio“ gehört nicht zu den Werken ersten Ranges, doch blieben einige Nummern lange beliebt. Besonderes Glück machte „Alexander“, in welchem die berühmte Sängerin Faustina ihre ersten Londoner Triumphe feierte. Die Oper hat eine Fülle der reizendsten, kunstvoll gearbeiteten Nummern, welche der Virtuosität des Gesanges huldigen und dienen, ohne irgendwie unschön zu werden. Es folgte diesem Alexander der „Admet“, König von Thessalien, dem Genesung von schwerer Krankheit verheißen wird, wenn ein theures Glied seines Hauses zu sterben bereit ist; seine Gattin Alceste will sich opfern, aber Herkules entreißt sie dem Tode und führt die Gatten wieder zusammen. Durch schönen Ausdruck des Schmerzes, der Liebe und Treue gefällt sich der „Admet“ zu den besten Opern Händels; er hat auch auf dem Continent viele Aufführungen erlebt. Im „Richard I.“ schilderte der Componist die Kreuz- und Brautfahrt des Richard Löwenherz und stattete dieselbe mit schönen und wirksamen Nummern aus. In demselben Jahre mit diesem „Richard“ componirte er noch zwei andere Opern, „Siroe“ und „Tolomeo“, welche eifertige Schöpfungsweise natürlich den einzelnen Werken nicht förderlich sein konnte. Damit schließt der Kreis der Akademie-Opern, welche auch in Deutschland, den Niederlanden und Italien, sogar in dem auf seine Selbständigkeit so stolzen Frankreich Eingang fanden.

Diese Opern nun bereiteten dem Meister zwar große Triumphe, doch wurden diese ihm wieder durch Streit und Aerger aller Art vielfach verleidet. Abgesehen von den Kämpfen mit den componirenden Nebenbuhlern hatte er mit der verwaltenden Direction und den Mitgliedern der Gesellschaft viel zu schaffen. Die Directoren waren unter sich in Neid und Eifersucht zerfallen und schadeten dadurch dem eignen Institute, welches nach einigen Jahren eingehen mußte. An den Sängern und Sängerinnen erwies sich, wie schwer es ist, mit dem Völkchen der Künstler umzugehen; es bedurfte der ganzen gewaltigen, bisweilen zu sehr drastischen Mitteln greifenden Energie Händels. Die beiden ersten Sängerinnen, die Cuzzoni und Faustina, waren ergrimmte Nebenbuhlerinnen und wurden vom Publikum dermaßen verhetzt, daß es zu Ohrfeigen bei offener Scene kam. Wir wollen uns diese Damen etwas näher ansehen.

Francesca Cuzzoni, um das Jahr 1700 in Parma geboren, war in ihrem Vaterlande schnell berühmt geworden. Ihr Gesang, verständnißinnig, seelenvoll und ergreifend, ward durch keinerlei Mängel musikalischer Bildung gehemmt. Franzesco Lanzi hatte ihre helle, höchst wohllautende und biegsame Stimme, die sich in der vollen Sopranlage vom eingestrichenen bis zum dreigestrichenen C bewegte, durch reine Intonation, sichere Cadenzen und Triller und durch beständige Hinweisung auf das Natürliche, Ungezwungene, kunstvoll Einfache zu einem so machtvollen Organe ausgebildet, daß ihr die höchsten Wirkungen gelangen. Man nannte sie nur die goldne Leier. Die wirklich schöne Seele, die im goldnen Gewande der Kunst auch ihr sprach, war aber durch einen häßlichen Körper und noch häßlichere Leidenschaften verunstaltet. Der Widerstreit des Künstlerischen und Menschlichen in ihr blieb allen, die sie hörten und sahen, ein merkwürdiges, viel besprochenes, aber immer unerklärliches Räthsel. Mit dieser Dame schloß Heidegger, der technische Director des Theaters, der ebenfalls bemerkenswerthe vielseitige Fähigkeiten in einem wahrhaft abscheulichen Körper beherbergte, einen Contract ab und zahlte ihr 250 Pfd. Sterl. Handgeld. Als sie zu kommen verzog, schickte man ihr den Claviervieler Sandoni entgegen. Auf dieser Reise entspann sich zwischen beiden ein näheres Verhältniß, und sie machten ohne Umstände Hochzeit. Der gute Mann warf seine Augen nicht auf die Frau, sondern auf das Geld, wurde aber sehr geäfft und wirklich entsetzlich gestraft: denn nach einem Leben voll Unfrieden, ebbend und fluthend in Mangel und Ueberfluß, ermordete sie ihn. Endlich in der letzten Woche des Jahres 1722 erreichte sie London. Der Ruf der größten lebenden Sängerin, die sie auch wirklich war, ging ihr voraus und verhieß genußreichere Opernabende als je zuvor. Sie bekam jährlich 2000 Pfd. Sterl. und den Ertrag einer Vorstellung. Sie trat am 12. Januar 1723 in der oben erwähnten Oper „Otto“ zuerst auf. Ihr persönliches Verhältniß zu Händel wurde durch einen wunderlichen Vorfall eingeleitet. Sie gab die Theophane, eine griechische Prinzessin, welche von Konstantinopel nach Rom kommt, um dem, ihr nur durch ein Bildniß bekannten deutschen Könige Otto vermählt zu werden. Anstatt des Otto tritt ihr dort ein anderer Anbeter, sein Feind, der Prinz Adelbert aus der Lombardei, entgegen und nimmt sie als seine Braut in Empfang. Sie erschrickt vor dem widerwärtigen, dem ihr gesandten Bildnisse so unähnlichen Manne und beklagt, allein gelassen, die ihr noch immer unerklärliche Täuschung in der Arie „Falsa imagine, Falsches Bildniß, du betrogst mich, denn du zeigtest ein holdes Antlitz mir“ u. s. w. Händel hat die Unruhe der Theophane, ihre Verwirrung und ihr Erstaunen, ihren durch eine erhoffte Aufklärung noch zurückgehaltenen Schmerz bewunderungswürdig charakteristisch ausgedrückt in dieser nur von einem schönen Violoncellbasse begleiteten, durch kleine sprachliche Einschnitte bezeichneten, recitativischen und gesanglichen Ausdruck vereint zulassenden Melodie. Der Gesang ist, bei herrlichem Schwunge und einheitlicher Haltung, doch im schönsten Sinne individuell gestaltet, und einer bedeutenden Sängerin war es möglich, ihm durch gute Ausführung der leicht und doch aufsteigenden Gänge noch einen besonderen Reiz zu verleihen. Händel hatte natürlich seine Freude an einem solchen Geschöpf, das ihm Niemand nachmachte, und das selbst bei ihm nicht gar viele seines Gleichen hat; der Erfolg bestätigte auch seine Vorliebe nur zu sehr, denn Falsa imagine wurde schnell berühmt und wird es immer bleiben. Man denke sich nun: als er zwecks Einübung der Partie zu Signora Cuzzoni ging und sie zunächst an diese Arie kamen, wollte sie diese nicht singen! Zu der Art, wie sie ihre erste Erscheinung vor einem fremden Publikum einleiten wollte, schien ihr ein gertragener Gesang erforderlich! Hierüber mußte sie allein zu bestimmen haben, machte man doch schon damals in Italien den Sängern dieses Recht längst nicht mehr streitig! Auch war durchaus nöthig, einen noch jüngeren Tonsetzer, der nicht einmal Italiener war, und der nach ihrer Meinung neben dem allbekannten Bononcini hier höchstens die zweite Stelle einnahm, rechtheitig an Unterwürfigkeit zu gewöhnen! Und kurzum, sie wollte die Arie nicht singen! Dies in ihrem wilden Trotze so beleidigend hingeworfen, brachte Händel außer sich: in flammendem Zorne, jeder Selbstbeherrschung unfähig, rufend, „Daß Sie ein leibhaftiger Teufel sind, weiß ich, aber sie sollen wissen, daß Ich Beelzebub bin, der Teufel Oberster“ — ergriff er sie, der riesenstarke Mann, hob sie auf und hielt sie, zitternd vor Wuth, in das offne Fenster, indem er schwur, sie unfehlbar hinunter zu werfen, wenn sie nicht gehorche. Schreiend, in Todesängsten versprach sie alles: und dieser weibliche Gottfriedbeiuns aller italienischen Kapellmeister war fortan gegen Händel musterhaft gehorsam. Sie hatten sich jetzt verständigt. Ihre Zähmung bewirkten zwei starke Mächte: Furcht vor ihm, und der alles Erwarten übersteigende Erfolg, den sie ausschließlich mit seinen Compositionen erreichte. Das Komische in diesem sonderbaren Begegniß spricht sich in Händels Worten aus, „er wisse wohl, wer sie sei, aber sie wisse nun nicht, wer Er sei“, und in dem thatsächlichen Beweise, der hier wie der Donnerschlag dem

Digitized by Google

Blitze folgte. Bei allen solchen Ausbrüchen, die uns noch mehrfach berichtet werden, sprangen bei Händel zwei Adern zu gleicher Zeit auf, die zornige und die humoristische; und das verlieh diesen sonst so peinlichen Scenen das von den Zeitgenossen oft mit Erstaunen bemerkte Gewaltige, Eigenthümliche und Versöhnliche. Uebrigens muß man nicht vergessen, was für Menschen es waren, die diese Scenen veranlaßten, und was die Folge gewesen wäre, wenn Händel die Meuterei nicht schon im Keime erstickt hätte. Sandoni, der Gemahl der Cuzoni, ließ sich durch diesen Auftritt so wenig in seinem guten Verhältnisse zu Händel stören, daß er vielmehr, der bei den Streitigkeiten mit seiner Frau gewöhnlich den Kürzeren zog, Händels energische Erledigung nicht ohne Neid billigte, ungefähr wie Lucretio die des Petruchio in Shaksperes „Zähmung der Widerspänstigen.“

Faustina Bordoni, die Nebenbuhlerin der Cuzoni, kam 1726 nach London und erhielt 2500 Pfd. Sterl. Sie war seit Jahren schon in Italien berühmt, so daß man eine Denkmünze auf sie geschlagen hatte. Schlauer und verwegener als die Cuzoni, machte sie der Direction unendlich viel zu schaffen. Obwohl beträchtlich älter als ihre Feindin, hatten doch beide schon in Italien neben einander gesungen. Der alte Sangmeister Tosi fand, daß sie in der Verschiedenartigkeit ihrer Naturen und Mittel einander ergänzten und in künstlerischer Beherrschung ihrer Aufgaben ebenbürtig seien. Die wenigen Muster eines guten Gesanges unter den Lebenden anführend, sagt er zu seinem Schüler: „Besonders merke dir Zwei vom schönen Geschlecht, deren Verdienste über alles Lob erhaben sind, die mit gleicher Kraft, in verschiedener Sangweise, die schon abhinkende Kunst vor schnellem Verderben bewahren. Die Eine (Faustina) steht unvergleichbar da in ihrer Begabung zum Singen, in der unerhörten Leichtigkeit ihrer Ausführung, mit welcher sie die Welt in Erstaunen setzt, in ihrem brillanten Vortrage (man weiß nicht, ob durch Natur oder Kunst erlangt), der Alles hinreißt. Das köstliche Cantabile der Andern, vereint mit der Süßigkeit einer schönen Stimme, einer Vollkommenheit in der Intonation und im Takthalten, und mit den genial angebrachten Verzierungen — das alles läßt auf Fähigkeiten schließen so besonderer und ungewöhnlicher Art, daß sie schwer nachzuahmen sind. Diese hat ihre Hauptstärke im gefühlvollen, pathetischen Vortrage, jene im unerhört schnellen. Welch eine herrliche Mischung würde entstehen, wenn das Ausgezeichnete dieser beiden englischen Wesen in einem einzigen vorhanden wäre! Mit der deutlichsten Artikulation, der markigsten, geläufigsten Aussprache verband Faustina große körperliche Reize mehr derber als zarter Art und ausdrucksvollste Lebendigkeit in allen ihren Mienen und Bewegungen, so daß Jedermann sagte, sie sei zum Singen und Spielen geboren. Ein so schnelles Wiederholen desselben Tones hatte man bisher bei der Singstimme nie für möglich gehalten. Im Gegensatze dazu wußte sie einen einzelnen Ton unendlich auszuhalten. Aber wenn von Ehrenzeugen nun weiter berichtet wird, daß sie mehr des stürmischen und rauschenden, als des natürlich einfachen, tiefen und schmerzvollen Ausdrucks mächtig war; wenn ihr besonders Händel überall da, wo er auf den wahren Pfaden der Natur so kunstvoll in die Tiefen weiblicher Empfindung hinabsteigt, unfaßbar und lästig wurde: wer sieht da nicht, daß diese Sirene mit ihrer erstaunlichen Begabung Sänger, Componisten und Publikum an eine gefährliche Küste lockte? Der weise Lobredner Hochitz weiß es freilich besser: „Adagio, wie man es damals schrieb (!), sang sie ungern, nicht aus Unfähigkeit, sondern aus Stolz, nicht weichlich zu erschennen.“ Wäre dies der Fall gewesen, wie dankbar würde Händel sie festgehalten haben! Aber es verhielt sich ganz anders. Sie hatte an Wirkung ein Großes vor der Cuzoni voraus, da ihr Wesen nicht in zwei so auffallend verschiedene Hälften auseinander fiel, sondern wie eine geschlossene Erscheinung hervortrat. Dies erreichte sie durch das lustige, kunstvollste Gewebe von berechneter Verstellung, mit dem sie sich umgab. Ihr bedeutender Verstand schrieb ihr einen stolzen Anstand vor und wußte ihre Bewegungen so zu lenken, daß sie ihr völlig natürlich standen; wie man denn sagte, sie sei hochbetagt mit vollkommenem Anstande wirklich gestorben, wie nur jemals zuvor auf der Bühne zum Schein. Auch in ihr waren zwei Naturen, aber nur Wenige bemerkten es. Während sie ein Leben führte, würdig einer Küchenmagd der Venus, schauten ihre entfernter gehaltenen Anbeter, namentlich die Dresdener Gimpel, verehrungsvoll zu der Geistesköheit einer „Juno-Faustina“ auf. In Italien war sie die Liederlichkeit, in Wien die Ehrbarkeit selber; Apostolo Zeno, der sie 1724—25 an dem letzteren Orte kennen lernte, weiß ihr hofmäßiges, züchtig anständiges Betragen nicht genug zu preisen. In London war sie wieder ganz anders. Einer solchen Person fehlt die Unschuld oder auch nur Liebe und Verständniß dafür, und damit auch alle tiefere Weiblichkeit.

Beide Sängerinnen traten zuerst im „Alexander“ zusammen als Rozane und Lisaura auf, und sofort begann der Kampf zwischen ihnen und im Publikum. Die vornehme Welt Londons wußte die Sängerinnen gleich anfangs so zu verhetzen, daß sie nicht einmal die gewöhnliche Höflichkeit gegen einander beobachteten. Lud man beide ein, wie einst Lady Walpole, so mußte man abwechselnd durch Vorzeigung von Kostbarkeiten in anderen Räumen des Hauses die Eine aus dem Musikſaal zu entfernen suchen, während die Andere der Gesellschaft vorsang. Cuzoni und Faustina geriethen am 6. Juni im Athanaz einander in die Haare und schlugen sich bei offner Scene. Die Versammlung der Edlen der Nation wußte sie durch ihre Haltung nach und nach auf diesen Gipfel von Tollheit hinauf zu treiben. Zuerst begannen die Parteigänger beider Seiten wechselweis mit Klatschen und Zischen, sodann ging man zu einer melodischeren Katzenmusik und vielen großen Unanständigkeiten über, und obwohl die Kronprinzessin Karoline diesmal selber anwesend war, steigerte sich das Toben doch mehr und mehr, bis die Sängerinnen endlich auf einander einhieben. Oper und Saison waren plötzlich zu Ende.

* Nach Longfellow und Beranger.

Von Adolf Laun.

Nürnberg.

Nach Longfellow

Wo Frankoniens Berge blauen, an der Pegnitz grünem Bord,
Liegt im breiten Wiesenlande Nürnberg, der alte Ort.
Stadt der Arbeit, Stadt des Handels, reich an Kunst und an Gesang,
Deine Giebel fliegt Erinn'rung wie dein Dohlenschwarm entlang.
Alter Zeit Erinn'rung, wo einst deutsche Kaiser, wild und rauh,
Hausten in dem großen Schlosse, dem Jahrhundert alten Bau,
Wo der wackre Bürger rühmte, wenn er Reim mit Reim verband,
Daß sein Kaiserplatz, der große, weithin streckte seine Hand.
Durch manch Eisenband gehalten steht der breite Lindenbaum,
Den einst Kunigunde pflanzte, in des Schlosshofs weitem Raum,
Und der Halle Fenster blinken jene Mauerwand entlang,
Wo der Dichter Meschter Hänzig Maximilians Ruhm besang.
Ueberall lässt mich die Kunstwelt ihre reichen Wunder sehn,
Brunnen mit gehauenen Bildwerk, die am Fürthschen Markt platz stehn.
An der Thür der Kathedrale Heilige, gemeißelt in Stein,
Die die Vorwelt hat gefördert, daß sie uns Apostel sein.
In der Kirche Sanct Sebaldus ruht ihr Stifter hochgeweiht,
Und die ehrnen zwölf Apostel trotzen dort dem Sturm der Zeit.
In der Lorenzkirche strahlet, reich an Schnitzwerk, die Monstranz,

Digitized by Google

Hell wie eines Springquells Garben in der Sonne duft'gem Glanz,
Als man noch mit frommem Sinne hier die Malerkunst verstand,
War der Pinsel Albrecht Dürer's treu der Bibel zugewandt,
Schweigend und bedrückt von Sorgen hat er stets die Hand geführt,
Und dem Wand'rer gleich, der fortzieht, nach dem bess'ren Land gespürt.
Lunigravit heißt die Inschrift auf dem Stein, der von ihm spricht,
Nicht geformt ist er, nur geschrieben, denn der Künstler liebe ja nicht
Helter strahlt das Licht der Sonne, schöner ist die alte Stadt,
Seit der Maler dort gewandelt, dort die Luft geathmet hat.
Jene duftlich breiten Gassen, jene dunklen Gäng' entlang
Zog die Schaar der Meistersänger, tönte ihrer Lieder Klang;
Aus entlegenen Quartieren ging sie hin zum Gilkensaal
Bant' ihr Nest in Famas Tempel, gleich den Schwalben am Portal,
Mystisch web sein Lied der Weber, flog sein Webschiff hin und her,
Kräftig sang der Schmied, des Hammer dröhnte auf den Ambos schwer,
Gottes Güte lobten Beide, der der Dichtkunst Blüthenhauch
In den Webstuhl's Enge sandte, in der Esse Schmutz und Rauch.
Hier ist's, wo Hans Sachs, der Schuster, von der edlen Zunft gekrönt,
Ganze Folianten dichtend harmlos hat die Welt verhöhnt,
Jetzo ist sein Haus ein Bierhaus, eings mit feinem Sand bestreut,
Dessen Thür dem Blick des Wand'rers sein bekränztes Bildniß beut,
Von bescheidner Hand gemalet, wie in Adam Puschmanns Sang
Mit dem taubengleichen Blicke, mit dem Barte weiß und lang.
Bier aus einem Zinnkrug trinkend hält nach Tages Müh' und Last
In des Meisters altem Sessel jetzt der müde Werkmann Rast. —
Längst verschwand der Glanz der Zeiten, doch dem Geist enthüllen sich
Dämmernd alle jene Bilder, wie ein Teppich, der verblich.
Nicht die Rathsherrn, nicht die Kaiser ziehen den Blick des Wand'rers an,
Nein, dein Maler Albrecht Dürer und Hans Sachs, dein Handwerksmann.

Nürnberg, ein ferner Waller zog durch deine Gassen hin,
Als er träumend dort verweilte, kam dies Lied ihm in den Sinn,
Und aus deines Pflasters Ritzen stieg gleich einem Blumenflor
Ihm der Ardeit alter Adel, ihm des Fleißes Ruhm empor.

Noch immer Liebe.

Nach Beranger.

Ich sprach zu mir: der Jugend Götter ließen
Dich hier zurück; du, Alter, stehst allein,
Sie sollten einst dein brechend Auge schließen,
Doch täuschte dich der Hoffnung falscher Schein.
Ich sprach's, da stand vor den entzückten Blicken
Ein schönes Weib, sie wußte Herz und Sinn
Mit Eines Wortes Zauber zu umstricken;
Nicht alle Liebe floh für mich dahin.

Nun werd' ich neuen Kummer noch erfahren,
Die Ruhe aber wird mir auch zum Joch,
Als Liebe mich bezwang mit dreißig Jahren,
Da seufzt' ich schwer, und seufzer war ich doch.
Bei ihr, die mir genaht auf Himmelswegen,
Tritt manch entschwund'ner Reiz mir vor den Sinn.
Ihr Herbstekrosen duftet ihr entgegen:
Nicht alle Liebe floh für mich dahin.

Noch hat mein Aug' der Thränen Quell zu spenden,
Es singt mein Mund das Lied der Liebe noch,
Ich sing' und sieh' auf's Neu, und von mir wenden
Lehrt Schönheit mich des Winters rauhes Joch.
Jetzt winkt die Blume mir mit hold'ren Düften
Die Nacht ist lau, und hell'rer Glanz darin,
Ich höre Flügelschlag in rein'ren Lüften:
Nicht alle Liebe floh für mich dahin.

Die Zeit.

Nach Beranger.

Ich saß bei meiner holden Schönen
Und glaubte Göttern gleich zu sein,
Da trat mit dumpfen Glockentönen
Der Gott der Zeit zu uns herein;
Und zitternd wie die Turteltaube,
Wenn sie des Geiers Krall' umflicht,
Sprach sie: »O Greis, verschon' uns, raube,
O raub' uns unsre Liebe nicht!«

Vor seiner Stirn, der runzelvollen
Verneigt' erschreckt sich unser Aug;
Bis sahn vor ihm verdorrellen
Jahrhunderte wie Staub und Rauch;
Doch, wie er aus der Blüthenlaube
Mit rauher Hand die Rose bricht,
Fleht sie: »O Greis, verschon' uns, raube,
O raub' uns unsre Liebe nicht!«

Ich sonne nichts auf dieser Erde
Und nichts selbst in des Himmels Flur,
Erwidert er mit drohender Gebärde,
Ihr kennt mich als den Alten nur;
Blas für vergangen hält der Glaube,
Wie strahlt's in Eines Tages Licht;
Sie aber flieht: »Verschon' uns, raube,
O raub' uns unsre Liebe nicht.«

Auf hundert Völker, glanzumhüllet,
Stürz' ich noch hundert Völker hin,
Nie ist der dunkle Schlund gefüllet,
Und ihr, wie sie, verschwindet ihr'n;
Vor mir verfällt zum Aschenstaube
Der Stern mit seinem stolzen Licht.
Sie aber flieht: »Verschon' uns, raube,
O raub' nur unsre Liebe nicht.«

Zum Trotz mir, spricht er, scheucht noch immer
Die Lust bei Euch der Uebel Graus,
Und die Natur, sie feiert nimmer,
Streckt fruchtbar ihre Bürgeln aus,
Stets neue Früchte glühn im Laube,
Die meine Hand auf's Neue bricht.
Die Schöne flieht: »Verschon' uns, raube,
O raub' uns unsre Liebe nicht.«

D'rauf sieht der Gott; die ihn umschweben,
Die Freuden leihn uns ihr Gefolg,
Und wir, der Liebe hingegeben,
Vergessen gern die Flucht der Zeit.
Da aber tönt an's Ohr, das taube,
Die Glocke, die den Zauber bricht,
Und beide stehen wir: »O raube,
O raub' uns unsre Liebe nicht.«

Zur Erinnerung an Ernst Rietschel.

(Aus dem »Neuen Frankfurter Museum.«)

Selten hat der Tod eines großen Künstlers so allgemeine und nicht bloß äußerliche Theilnahme erregt, als derjenige Ernst Rietschel's. Der Schöpfer des Schiller- und Goethe-Monuments, des Lessing- und Luther-Standbildes war mit Recht als einer der deutsch-nationalsten Künstler der Neuzeit gepriesen. Wenn der große Bildhauer allseitig eine verehrungswürdige Persönlichkeit genannt worden ist, so galt das wahrlich nicht allein der Milde seines Wesens, der schlichten Bescheidenheit und dem herzlich wohlthuenden Ton im nähern Verkehr. Vielmehr bezog sich dies Lob auf Rietschel's ganzes Wirken, auf seine Stellung im Leben, seine Beziehung zur Kunst und den Künstlern, auf sein Verhältniß zu seinen Schülern, auf den ganzen scheinbar unmerklichen und dabei doch so tiefen und wiederum so erhebenden Einfluß, den er in seiner ganzen Umgebung geäußert. Ich möchte sagen Niemand, auch nicht Einer, der ihm näher getreten, hat sich der Einwirkung zum Guten, die von ihm ausging, ganz entziehen können. Es ist nicht räthlich von aller lebendiger Persönlichkeit in Abstractionen zu sprechen, und so rufe ich in wehmüthiger Freude einige Züge aus den letzten Lebensjahren des großen Künstlers zurück, in denen ich so glücklich war mit ihm näher zu verkehren.

Sie waren leider nur kurz diese Jahre! Kaum drei sind ver-

Digitized by Google

flossen, von jenem Sonntagmorgen, an dem mich Andreas Oppermann, der Schwager und Freund Rietschel's (in Bälde nun sein Biograph), das erstemal ins Zimmer des Meisters führte, bis zu der traurig trüben Sonntagsfrühe, in der wir im schwarzausgeschlagenen Atelier am Katafalk wachten, und zum letztenmal die Blicke auf das lorbeerumschlungene Haupt des theuren Todten richteten. Aber sie umfassen genau den Zeitraum, in welchem es Rietschel vergönnt war an seinem letzten großen Werke zu schaffen, es sind genau die drei Jahre, in denen er rastlos alle seine Kräfte beim Lutherdenkmal für Worms eingesetzt. Dasselbe bildete in ihnen den Mittelpunkt aller seiner Gedanken und Wünsche.

Damals als ich ihn näher kennen lernte, gegen Ostern 1858, stand Rietschel mit dem Comité zu Worms noch in den ersten geschäftlichen Verhandlungen wegen Uebernahme des großen Auftrags. Aber bereits fing das Bild eines Denkmals der gesammten Reformation an sich in seiner Phantasie zu gestalten. Bis dahin hatte der Meister die Idee festgehalten Luther als den kühnen gewaltigen Mönch, der dem ganzen Reichstag gottüberzeugt gegenübertritt, in der plastisch kleidsamen Tracht des Augustinerd darzustellen. Ich erinnere mich nicht genau, wann er diese Idee fallen ließ, denn in jener Zeit sah ich ihn — noch nicht in Dresden lebend — nur auf einzelne Tage. Aber ich weiß wie der Gedanke des Werkes seine ganze Seele erfüllte, sein tägliches Leben durchdrang. Er stand in eifriger Correspondenz mit Historikern und Theologen, er las unablässig Geschichte der Reformation, er erwog die einzelnen Persönlichkeiten, die im großen Denkmal mit dargestellt werden müßten. Gegen Savonarola hegte er anfangs einige Bedenken, die er später überwand. Für Hutten, dessen am ersten Besuchsmorgen im eifrigen Gespräch gedacht wurde, setzte er später Reuchlin, der denn allerdings das Wesen des Humanismus noch charakteristischer darstellt. So glücklich ich war von dem großen Künstler gleich in die Werkstatt seiner Gedanken und Entwürfe eingeführt zu werden, so sah ich doch mit Sorge die Spuren einer verzehrenden Krankheit in seinem freudig erregten und lächelnden Gesicht. Wie ich mich darüber gegen den begleitenden Freund äußerte, sagte er schmerzlich, fast resignirt: „wenn ihm nur das Glück vergönnt wird dieses große Werk noch zu vollenden.“ In diesem Sinne, mit diesem einen Wunsche ging man in den letzten Jahren zu ihm und von ihm. Freilich faßte sich leicht auch Hoffnung bei der unsagbaren geistigen Frische, mit der sich Rietschel in seine Arbeit hineindachte. Selbst harmloser Fröhlichkeit konnte er sich noch überlassen. In jenem Frühling gab er eines Abends — ich erinnere mich nicht genau der Veranlassung — jüngern Freunden und seinen Schülern ein kleines Fest. Wir wurden dabei überaus heiter und nie vorher oder nachher habe ich Rietschel in solcher fröhlichen, sich ganz gehenlassenden Stimmung gesehen, als an diesem Abend. Wohl traf ich mit dem Meister noch manchesmal im geselligen Kreise zusammen, aber niemals wieder sah ich ihn so ungetheilt und ungetrübt die Stunde genießen. Da lernte ich die eine Seite seines Wesens: die menschlich liebenswürdigste Unbefangenheit kennen, und wer ihn mit derselben im Kreise seiner Schüler sah, der mußte sich sagen, daß er in der menschlichen Beziehung zu ihnen wirklich den alten Meistern der Kunst gleiche. In der That hat Rietschel das Verhältniß zu seinen Schülern, zu Allen, welche in sein Atelier eintraten, in dieser Weise empfunden. Eine wirkliche Sorge trug er um Jeden derselben, mit der liebevollsten Aufmerksamkeit lauschte er nach Fortschritten; ihre Leistungen und ihre Zukunft waren ihm jederzeit wichtig. Manchesmal mag er ihnen das Gesicht des strengen Lehrers gezeigt haben, aber niemals ist ihm beigekommen auf seine Schüler von kalter Höhe herabzusehen. Jeder konnte ein persönliches Verhältniß zu ihm gewinnen, die innerste Antheilnahme des Meisters war ihm in Wohl und Wehe gewiß. Am allerwenigsten hat er daran gedacht die Talente ihrer Eigenthümlichkeit zu betauben, nur freilich: das Lernen forderte er von Jedem, das technische Können gedachte er auch dem Begabtesten, dem Phantasiereichsten nicht zu erlassen. Und daran hat er Recht gethan, damit nur eine Pflicht des Meisters erfüllt. Wie fern ihm alle Ausschließlichkeit lag, welches tiefe immer seltener werdende Gerechtigkeitsgefühl ihn beseelte, davon erhielt ich gleich in den ersten Wochen, in denen ich ihn näher kannte, manchen Beleg. So war ich mit einem anderen Freunde eines Tages bei ihm zu Tisch, wir kamen eben aus dem „Kunstverein“ und hatten uns über ein in dessen Lokal aufgestelltes Bild eines prätentiösen Malers, der sehr äußerlicher effekthaschender Richtung folgte, weidlich geärgert. In etwas jugendlicher Art hielten wir gegen Rietschel nicht lange zurück. So lange unsre Kritik bei dem erwähnten Bilde Stand hielt, schwieg Rietschel, weil er uns innerlich Recht geben mochte. Sobald wir aber weiter gingen, wurde er beinahe heftig und trat uns sehr energisch entgegen. Er erinnerte an frühere Verdienste des betreffenden Malers, wies auf unläugbare Vorzüge hin, die derselbe auch gegenwärtig noch habe und wandte das Gespräch auf Aburtheilungen und Ungerechtigkeiten im Allgemeinen. Er gestand zu und es war ganz erschlich, daß nichts in unserer Zeit ihn so tief-schmerzlich berühre, ihm so unsympathisch sei, als diese Verwerfungen im Allgemeinen. Sein krankes, blasses Gesicht leuchtete auf, als er Gerechtigkeit für Jeden, sei er wer er sei, forderte und über die unheilvolle Zeitneigung sprach, nur das Allerausgezeichnetste anzuerkennen, wodurch denn viel Ausgezeichnetes im Keime erstickt werde. Deßhalb darf man aber ja nicht glauben, daß Rietschel's Urtheil ein minder scharfes und feines, seine Unterscheidungsgabe weniger ausgeprägt gewesen sei. Im Gegentheil verbarg er niemals, daß er hohe Anforderungen mache und freilich die höchsten an sich selbst. Ein eitles Genügen kannte der edle Künstler nie.

Ich sah ihn dann im Winter von 1858—1859 oft in seinem Hause, öfter noch im Atelier. Die Statue K. M. von Weber's für Dresden, die Quadriga für das Schloß zu Braunschweig waren fast vollendet, kleinere Arbeiten entstanden neben den gewaltigen und schönen Entwürfen zum Lutherdenkmal. Mit Recht entschied sich das Comité für den größeren ausgedehnten Entwurf. Rietschel war sehr glücklich darüber, obwohl ihn schon damals manche Sorge wegen der Vollendung des Werkes beschleichen mochte. Denn immer und immer wurde seine rastlose Thätigkeit von den tückischen Krankheitsanfällen unterbrochen, die ihn viel zu früh dem Grabe zuführten. Wer ihn da gesehen in seinem Atelier, wie er an den wenigen gesunden Tagen mit äußerster Kraft arbeitete, wie er den Körper zwang der Energie der Seele zu folgen, der begriff leicht, daß etwas von Schiller's hochgeistigem krankheitbesiegendem Schwung in der Seele dieses Mannes lebte.

An den Abenden in seinem Hause war er viel zum Schweigen verurtheilt. Wenn er aber sprach, so hatte ich ihn stets lebendig antheilnehmend gefunden. Er beschränkte das Gespräch keineswegs auf Allgemeinheiten oder Gegenstände seiner Kunst. Ich habe nie finden können, daß er einer bedeutsamen Erscheinung der Vergangenheit, einer Bestrebung der Zeit gegenüber interesselos gewesen wäre. Aeltere und neuere Werke der Literatur erfreuten ihn jederzeit, nicht auf die Dichtung allein beschränkte er sich. Ich erinnere mich, daß er mehrere Abende mit mir über Macaulay sprach, die Erscheinung des großen Whighistorikers in jeder Weise verstehend und bewundernd. Auch auf diesem Gebiet waren ihm Ausschließlichkeit und Ungerechtigkeit fremd. Als ich 1859 nach dem großen Schillerfeste eines Abends zu ihm kam, äußerte er seinen Kummer über die geflissentliche Vernachlässigung und

Digitized by Google

Schmähung Goethe's, die bei der großen Nationalfeier an einzelnen Stellen und von gewisser Seite her zu Tage getreten war. Obwohl Rietschel, wie gesagt, viel Verwandtes mit Schiller hatte, so konnte ihn, den Bildner der untrennbaren Gruppe zu Weimar, die ungerechte Bevorzugung des einen Genius empören. Er wurde ganz drastisch in seiner Entrüstung, wenn er sagte: „es giebt gewisse Leute, bei denen Goethe nun einmal der aristokratische Sünder bleibt, der in der Hölle in seinem eigenen Fett geschmort wird.“ — Uebrigens trug Rietschel bei seinem Literaturinteresse niemals den einseitigen Classicismus vieler Künstler zur Schau, glaubte nicht an den Verfall und Untergang des deutschen Geistes, sondern wendete auch den Lebendigen theilnehmende und hoffende Blicke zu. Er hatte nöthig, um an das Gedeihen seiner Kunst zu glauben, sich des Verfall der Andern vorzuliegen.

Von dieser Zeit an fühlte ich mich inniger zu ihm hingezogen. Ich kann unmöglich genau bezeichnen, welcher Einfluß es war, den er ausübte. Aber merkwürdig genug: man faßte Muth, neuen Strebemuth in seiner Nähe. Trop der Krankheit, die ihn oft beugte, ihn viel verstimmte, obwohl seine ganze Persönlichkeit keineswegs etwas Trotziges und Starres hatte, so ging man doch nie von ihm, ohne sich in allen entschiedenen Vorsätzen gestärkt zu sehen, ohne über gewisse niederschlagende Zeiteindrücke hinweggehoben zu sein. Ein großer Mann und ein guter Mann, darin lag ein Zauber. Und hinzu kamen denn die Erfahrungen eines langen reichen Künstlerlebens, eines mühseligen Aufringens zum Lichte, zu den Höhen der Kunst und des Lebens, das ihm nicht bitter gemacht hatte. Im Gegentheil soll er in früheren Jahren etwas allzu Mildes und Weiches gezeigt haben. Obwohl es schwer zu verstehen ist, wie Jemand zu „mild“ sein kann, so habe ich von dem, was man Schwäche nennt, in den letzten Jahren keine Spur bei ihm gesehen. Wo er der Trägheit, der Lüge, der Erbärmlichkeit ins Auge sah, war er ganz entschieden, fest in seinem Tadel, unbeugsam in der Opposition. Es ist hier nicht der Ort aller Einzelheiten zu gedenken, die Jeder, der ihn gekannt hat, gewiß aus eigener Erfahrung berichten könnte. Wo ein bequemes Sichgehenlassen, eine müssige Träumerei, ein prahlendes Nichtsleisten, besonders auf dem Gebiete der Kunst, sich blicken ließen, war Rietschel gar nicht mild, sondern geradezu unerbittlich, und wir hatten oft unsere Freude daran, ihn über derartige Erscheinungen scharf und treffend sprechen zu hören. Aber freilich — gerecht blieb er immer und jeder Wendung zum Guten gegenüber hatte er versöhnliches Entgegenkommen bereit.

Es ist tiefschmerzlich sich an die Tage unserer Freude zu erinnern, als der Meister im Anfang 1860 zum Director der Berliner Akademie designirt war, und seine Unterhandlungen mit der heimischen Regierung sein Bleiben in Dresden festgestellt hatten. Die innigsten — leider auch letzten — Wünsche Rietschel's, in Betreff eines eigenen Hauses mit anstoßendem Atelier waren erfüllt! Mit welcher erneuten Frische, welcher todverachtenden Hingebung arbeitete er im Frühjahr 1860 an der Kolossalstatue Luther's und der Statue Wiclef's zum Reformationsdenkmal! So oft man in das Atelier trat, konnte man den Meister, falls ihn nicht Krankheit ans Haus fesselte, in unermüdlichster Thätigkeit sehen. Rietschel hat nicht nur erfunden, nicht nur geschaffen, er hat auch — das weiß Gott — gearbeitet, an diesem letzten wie an jedem seiner Werke.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Zwölf Tage in Spanien im Sommer 1860. Reise-Erinnerungen einer Schwägerin — Bukarest und Stambul. Skizzen aus Ungarn, Rumänien und der Türkei. Von A. Kunisch. — Ein Ausflug nach Triest und dem Quarnero. Von A. E. Grube. — Kaiser Heinrich IV. Trauerspiel in 5 Akten. Von Karl Biedermann.

* Soeben erscheint der Schlußband des großen Romans von Karl Gutzkow, „Der Zauberer von Rom.“

* Das jüngst herausgekommene Buch des Schultheiß Abeken in Osnabrück über Goethe schildert den Dichter in den Jahren 1771 bis 1775, also in seinem Aufenthalt in Frankfurt, Darmstadt, Wetzlar und im Beginn des Bethältnisses zum Herzoge Karl August von Weimar. Die ersten Werke Goethes, Götz und Werther, bilden den Hauptinhalt. Abeken war bekanntlich Hauslehrer in der Familie Schiller.

* In Antwerpen wird, wie schon gemeldet, kurz vor der zu Köln stattfindenden deutschen Künstlerversammlung ein belgisches Künstlerfest gehalten werden, und zwar am 18., 19. und 20. August. Die Anmeldungen sind äußerst zahlreich. In dem internationalen Künstler-Congresse, welcher zu gleicher Zeit stattfindet, haben sich ebenfalls namhafte Künstler aus Frankreich, Holland und Belgien als Redner angemeldet. Das Comite hat übrigens die verschiedenen fremden Regierungen eingeladen, Delegirte zu diesem Congresse zu senden, da auf demselben besonders die Frage des artistischen Eigenthums verhandelt werden soll.

* Als Peter von Cornelius um Pfingsten Rom verließ, gaben ihm deutsche Künstler ein Abschiedsmahl auf der Villa Malta. Etwa fünfzig Gäste waren zugegen. Fr. Overbeck, sein ältester Freund, las eine Festrede, nach welcher ein dreimaliges Hoch für Cornelius und ihn aus aller Munde ertönte, Beide sich umarmten und Overbeck den Freund für den größten Künstler der jetzigen Zeit erklärte. Es erinnert mich dies an einen Ausspruch, den vor vielen Jahren Cornelius that und der in pikanter Weise ihn und den Anderen charakterisirt. Er sagte: „Overbeck kann nur Engel malen, ich male Engel und — Teufel.“ Am 20. trat Cornelius die Reise nach Berlin an. Zwei italienische Meilen vor Porta del Popolo erwarteten ihn noch einmal die jüngeren Künstler zum „Ponte Molle.“ Er trank eine Flasche Orvieto auf das Wohl Aller und erwahnte beim Abschiede zum Ernst in der Kunst.

* Die bekannte Springprozession zu Echternach im Luxemburgischen wurde in diesem Jahre wieder am Pfingst-Dienstag abgehalten. Dieselbe mag auf dem ganzen Erdenrunde nicht mehr ihres Gleichen haben und soll ein Dankfest für das Aufhören des Veitstanzes sein, der einmal im Mittelalter in Echternach und Umgegend unter Menschen und Vieh epidemisch herrschte. Diesmal betrug die Zahl der Springenden 9100, die Zahl der Beter beinahe 2000. Die Springenden werden, indem sie durch die Kirche ziehen, hinter dem Hochaltare gezählt und notirt, wo man alsdann das Resultat ablesen kann. Die Gesammtzahl der Fremden ward auf 15,000 angeschlagen.

* Bremen, 30. Mai. Der hiesige Künstlerverein giebt in diesen Tagen wieder einen neuen Beweis von seiner Rührigkeit. Einige Mitglieder desselben ertießen vor mehreren Monaten eine Aufforderung zu einer Ausstellung von historischen und Kunstdenkmälern Bremens aus der Zeit des Mittelalters und aus der neueren Zeit bis zum westphälischen Frieden etwa. Diese Ausstellung ist nun am 27. Mai im Saale des Vereinslokales eröffnet worden und erregt ein mehr als lokales Interesse. Wenn zwar auch die angestellten Nachforschungen ergaben, daß die vor Kurzem aufgehobenen Aemter und manche Privatleute viel Werthvolles im Laufe der Zeit leider verkauft oder weggegeben haben, so daß es nicht mehr aufzufinden war, so bietet doch die Ausstellung viel Ueffliches und kulturhistorisch Anziehendes. Besonders erregen einige sehr schöne Gebetbücher mit bildlichen Darstellungen, mehrere ausgezeichnete Schnitzwerke in Holz und Elfenbein, sodann eine ganze Reihe von alten Urkunden und Siegeln, eine Anzahl sehr charakteristischer Porträts besondere Aufmerksamkeit. Alle diese Gegenstände, welche von den Ausschußmitgliedern mit Sorgfalt und Geschmack gruppirt wurden, sind vom Staate wie von Privatbesitzern mit großer Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt worden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redakteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Neunter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Cur.
incl. Postaufschlag.

№ 23. Bremen, 9. Juni. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Wer will mit spuken gehen? Von Karl Seifart.
Klosses, nach Tennyson. Von H. Kuperti.
Gute Nacht, nach Ellen Horn. Von J. W. Schaefer.
Englischer Männer und Frauen. Von L. Hofmann.
Goethe und Lotte.
Literatur und Kunst.

* Wer will mit spuken gehen?

Eine Abendwanderung.

Von Karl Seifart.

„Me duce carpe viam!"
Ovid.

Mit einem eigenthümlichen Behagen durchwandere ich oft in der „Eulenflucht" die krummen Straßen einer alterthümlichen, noch nicht durch Gas beleuchteten niedersächsischen Stadt und schaue zu den alten Gebäuden auf, in deren Riegel und Wandrahmen mit buntem Schnitzwerk eine längst in das All wieder verflüchtigte Hand Jahrszahlen grub, welche beurkunden, daß dies oder jenes Haus nun seit dreihundert und fünfzig Jahren und darüber die mannichfaltigsten menschlichen Leiden und Freuden, menschliche Sorgen und Mühen, menschliche Irrthümer und Erleuchtungen in den buntesten und wunderlichsten Aeußerungen mit seinen alten Mauern und Gebälken umschlossen hat. Viele dieser Häuser haben, so grünblich sich auch im Laufe der Jahrhunderte Sitte und Weltanschauung ihrer Bewohner änderte, nur wenige Veränderungen erfahren, zumal auf solchen Straßen, deren Bürger seit uralter Zeit und bis auf den heutigen Tag ihre Hauptthätigkeit der Landwirthschaft zuwandten; da sieht man noch die altsächsische, fast den ganzen untern Raum des Hauses einnehmende „Diele", von welcher sich eine Treppe in massiver Holzarbeit bis zu den wenigen Kämmerchen und den Böden hinaufwindet, und auf dieselben massiven eisernen Schnörkel der Thürklinke, welche die schwere eichene Thür zu der hinten am Flur liegenden „Dönse" öffnet, drückte, wie jetzt eben, so auch schon vor Jahrhunderten die Hand der rührigen Hausfrau, wenn sie zu dem am behaglichen Kachelofen stehenden Spinnrade eilte. — Die nach dem Hofe zu liegende Dönse, von welcher aus man durch ein kleines, gelbangeräuchertes Fenster die finstere Küche und den größten Theil der Diele überblickt, war in der Regel die einzige Wohnstube der Altvordern; erst die Kultur und die Bequemlichkeitsbedürfnisse der neueren Zeit ließen in den meisten Häusern die Diele durch die Anlage von Zimmern nach vornheraus verengen.

Auch kleinere, meist von Schuhmachern und Webern bewohnte Bürgerhäuser, besonders in den Straßen, welche sich hart an den jetzt zum Theil verschwundenen Wällen und Mauern hinzogen, zeigen im verkleinerten Maßstabe noch die alte Einrichtung. Dort neben der Dönse des kleinen Hauses, vor dessen geöffnete obere Thürklappe ich dich auf meiner Abendwanderung führe, lieber Leser, flackerte schon vor Jahrhunderten — denn das Häuschen trägt über dem Bogenrahmen der kleinen in der Quere durchschnittenen Pforte die Jahrszahl 1535 — das Heerdfeuer, und schon vor Jahrhunderten stieg wohl um diese Stunde der Duft von dem zubereiteten Abendbrod dem späten Wanderer in die Nase, der sich indeß mehr zu beeilen hatte als wir; denn säumte er noch lange auf diesen düsterer und düsterer werdenden Straßen, so mußte er darauf gefaßt sein, die summenden Klagetöne der Biergloche zu hören, und dann fiel er entweder den muthwilligen, lärmend aus der Zeche heimkehrenden „Vollsapfen" oder den Schaarwächtern in die Hände, wenn er nicht der glückliche Besitzer einer Hornlaterne war. Wir aber können hier vor diesem Häuschen, von welchem vergilbte Papiere eine böse Geschichte erzählen, ganz ruhig einstweilen Posto fassen, und während die Eule mit lautlosem Fluge über die Dächer hinstreicht, der schwarze Kater durch die Mauerspalte wischt und die Fledermaus vom strahlenden Licht des Heerdfeuers geneckt mit flatterndem Flügel fast unsere Wange berührt, mag unsere Phantasie sich auch mit Fledermausschwingen beflügeln und um die alten Giebel und durch die alten staubigen Räume huschen, um mit den lichtscheuen Geistern einer finstern Zeit zu spielen. — Wir wollen spuken gehen! — Die alten Akten erzählen, daß vor dreihundert Jahren der Geist „Fledermisch" in diesem Häuschen sein Wesen trieb; dort in der Dönse soll er oft gesessen und mit gutem Appetit verzehrt haben, was auf jenem Heerde bereitet wurde. Was heute dort bereitet wird, konnte Fledermisch freilich nicht genießen, denn der aus prasselnder Pfanne aufsteigende Duft, den deine irdisch gestimmte Nase einzieht, mein Spukgesell, kommt von einem Küchenprodukt moderner Kultur, von einem Kartoffelkuchen, Puffer genannt, welchen eben die Hausfrau des in der Dönse beim Lichte der Schusterkugel emsig arbeitenden Meisters mit der Rückseite des hölzernen Löffels in kunstgerechte Form bringt.

Ja, man ißt, ist und denkt jetzt ganz anders in diesem Häuschen als vor zwei oder dreihundert Jahren; heute wird nach eingenommener Abendmahlzeit der Meister die Generalversammlung des Gewerbevereins besuchen und mit dem Doctor Vorwärts für Einführung der Gewerbefreiheit stimmen, und die Meisterin liest vielleicht die neueste Broschüre, die der freigemeindliche Prediger gegen den altgläubigen Consistorialrath geschrieben hat

Digitized by Google

und die man heute von Haus zu Haus trug. — Doch bleiben wir bei der Vergangenheit und ihren abgeschiedenen Geistern. Mein altes Geschrift ist ein sicherer Führer, das Häuschen hier ist genau darin bezeichnet, und in unheimlicher Lebendigkeit steht Alles vor mir, wenn ich einen Blick über diese kleine, altsässische Thür werfe.

Etwa vor dreihundert Jahren um diese Zeit, da stand wohl auch eine Hausfrau dort am Heerd und schnitt Speckstreifen in die Pfanne zu den Pastinaken für den Meister, welcher guter Dinge von einer „Böhnhasenjagd“, das heißt von der Verfolgung und Bestrafung eines „Oldbetters“ (Schuhflickers) heimgekehrt war; der Oldbetter hatte das Verbrechen begangen in die Gerechtsame des ehrsamen Amts zu pfuschen und neue Schuhe zu machen. Aber der Meister hatt's ihm eingetränkt! — Die Meisterin war freilich nicht frohgelaunt, ihr Seufzen übertönte das Zischen und Knattern des bratenden Specks, und mit ihrem rauhen Fürtuche fuhr sie wohl häufiger nach den Augen, als es der Glanz des hellflackernden Heerdfeuers und die vor ihr in der Schale stehenden, frischgeschnittenen Zwiebeln nöthig machten. Schwere Sorge und mühsam verheimlichte Angst lasteten auf der tief bekümmerten, jungen Frau, und — das alles um den neuen, rothen Kamelotrock, der ihr am letzten Sonntag so gut gestanden, als sie zur Kirche ging. Ja, dieser rothe Rock konnte sie noch um Ehre und Leben bringen, denn nur um dieses schönen Rockes willen hatte die neidische Nachbarin sie so giftig angeekelt und von Leuten in die Straße hineingeschrieen, die schon gut auflegen könnten, weil's ihnen ein „Anderer“ zuträge. Die schwer gekränkte, junge Meisterin hatte wohl derb entgegnet, und das böse Schimpfwort „Hexe“ und „Teufelsküse“ war hin und zurückgeflogen. — Das war nicht gut. — — Grade so hatte sich das Gelnd mit der Gundermann'sche angefangen, die man vor kurzen Tagen „im Rauch gen Himmel geschickt.“ — Der Menschen große Bosheit und Aelterede ist ja nicht zu glauben und zu beschreiben, wenn man erst einmal „im Geschrei“ ist, seufzte die Frau, und angstvoll pochte ihr das Herz, wenn sie alles um und um bedachte. War sie denn so schuldlos? Wer mochte wohl der hübsche Junker im grünen Jägerrock gewesen sein, der sie beim letzten Pfingstbier zum Tanz aufgezogen und auf den die böse Nachbarin so giftig angespielt? Hatte ihr der böse Feind wirklich den Fallstrick gelegt! — — Mit einem Schauder bob das geängstigte Weib die Schüssel vom Heerde, um sie in die Dönse zu tragen zu Meister und Gesellen, die sich eben über den Flunkerhans lebhaft unterhielten, den die „Straßenhüter“ heute schwer verstrickt eingebracht hatten, weil er mit Hülfe von Galgenmännlein und andern „Teufelsdingern“ mehr als fünfzig Mord- und Raubthaten begangen.

Damals ahnte der Meister nicht, daß wie jetzt der Flunkerhans nun bald seine Frauliebste in aller Munde sein würde. In jedem Hause und in jeder Bude, auf allen Trinkstuben und in allen Amtsversammlungen, im finstern Rathhause dort, welchem wir jetzt zuwandern, und in diesen hohen Patricierhäusern, deren kantige Giebel das wolkenverdüsterte Mondlicht mit halbem Schein anzittert, sprach man bald nur von der jungen „Töverschen“ und ihrem Geiste Fledenwisch. — Wie Viele hatten den grünen Fledenwisch bei ihr in der Dönse gesehen, wenn sie einen scheuen Blick über jenes alte Pförtchen warfen, vor welchem wir eben standen. Das waren, wie unsere alte Schrift erzählt, die Hauptbelastungszeugen, die gegen die junge Frau aussagten, als sie hier im Rathhause vor Gericht stand, jene Menschen, welche aus Furcht vor der Töverschen und ihrem Geiste eiligst am Hause vorüberhuschten und kaum den Kopf nach der Thür zu wenden wagten; sie wollten durch das kleine gelbangeräucherte Küchenfenster den grünen Geist hinten in der Dönse gesehen haben. „Das sind Lappen!“ hatte der kühne Fürsprecher, Haus Wulfhagen, dort oben vor den Herren gesagt, aber der gelehrte Syndikus hatte das Haupt geschüttelt und mit überlegener Miene eingewandt, ob denn der Herr Procurator nicht wisse, daß ein höllischer Geist „durch Wand und Mauer leuchte, wie sein Meister Lucifer?“ — Nun genug, das arme Weib starb im Feuer.

Es war eine verteufelte Welt! Davon kannst du dich überzeugen, mein Spukgesell, wenn du die in dieser alten gothischen Kapelle aufgestellte Bücherei durchmusterst. Fahre nicht zusammen! Das unheimliche Zischen kommt nur von den Eulen, die hier im alten Gemäuer nisten und unter dem Dache wohnen, welches die alte Bibliothek überwölbt, deren Bücher dir die haarsträubendsten Dinge vom Teufel und seinen Legionen, von ihren Tücken wie von ihrer Beschaffenheit und Macht zu erzählen wissen. Dort fand ich jüngst neben del Rio und Remigius, neben dem höllischen Proteus und dem Infernus damnatorum ein in Pergament gebundenes Büchlein „vom Amt und Beruf der Teufel.“ welches uns belehrt, daß der Fürst der Finsterniß über 68 fürstliche Oberteufel gebietet, welchen eine höllische Heerschaar von 10640 Legionen Unterteufel zu Befehl steht. Dieser kleine Höllenzwang, ich trage ihn seit gestern ganz bequem in der Tasche, unterweist uns zugleich, wie man diese fürstlichen Teufel zu citiren hat. Wir wollen dies und das daraus besprechen, denn es plaudert sich, während der Wind die Wolken über den Mond jagt, hübsch in diesen halbbeleuchteten Straßen von den finstern Phantomen, die sich vor der „stachen Aufklärung“ und der „schäbigen, modernen Kultur“ wie die Eulen vor'm Tageslicht längst, wer weiß wohin, verkrochen haben und nur hie und wieder noch und sehr vereinzelt unter der dicken, niedrigen Schädeldecke eines altgläubigen Theologen eine gedrückte und kümmerliche Existenz fristen. — Doch halt! Ich weiß, wo sich's noch besser plaudert. Komm zurück zum Rathhause, aus dessen seit vierhundert Jahren von fröhlichen Zechern besuchtem Keller ein verlockendes Licht strahlt. Die alten, ausgeschliffenen Stufen, die wir hier hinabsteigen, berrat einst der eiserne Fuß kampfdurchfurchter Ritter und der bedächtere Schuh des bunt herausgeputzten Landsknechts, der schwere Reiterstiefel des Pappenheimischen „Küriſiers“ und der knappe, leichte Weiberschuh des „Allamodenarren“; kurz, Schuh und Stiefel der verschiedensten und mannigfaltigsten Art haben im Laufe der Jahrhunderte diese alten Stufen muldenartig ausgehöhlt; und so grundverschieden, so kraus und bunt wie dies Schuhwerk waren auch die Köpfe und Gedanken der Menschen, welche hier hinabstiegen; nur eines ist sich gleich geblieben durch alle Jahrhunderte, das ist der große Durst der deutschen Männer von Sonst und Jetzt, für den hier das beste Kraut gewachsen ist.

So, hier in der tiefen Nische am altergebräunten Eichentisch, an welchem wohl einst eine Zechgesellschaft saß, wie sie das über unsern Häuptern hängende Bild des alten, niederländischen Malers zeigt, wollen wir beim blinkenden Forster Platz nehmen und unser Teufelsbuch durchblättern. Also, 10640 Legionen Teufel mit 68 Obristen! Das nenn' ich mir eine respectable Armee. Samiel hilf! welche Namen, welche Buchstaben, welche Sprache! Da heißt's: „Byleth, ein großer und erschröcklicher König, auf einem halben Pferde reitende, welchem Trommeten, Symphonie und allerlei Geschlecht der Musica vorgehen. Damit er aber desto besser möge betriegen, erscheinet er vor dem Beschwörer, als wann er von Zorn und Wüthern aufgeblasen sei. Darmit aber der Exorcist zum besten verwahret sei und daß er ihm seinen Stolz nehme, soll er ein Haselnußstäblein in der Hand halten, mit welchem er nach Mittag und Aufgang außerhalb des Cirkels die Hand strecke. Dieser Geist ist aus der Ordnung der Potestatum und Gewaltigen gewesen, verhoffende, daß er wiederumb zum siebenden

Digitized by Google

Thron, welches doch unglaublich ist, kommen werde; er hat 85 Legionen zu Befehlig«.

»Eligor, anders Abigor genannt, ein großer Herzog, erscheinet wie der schönste Landsknecht, träget einen Spieß, ein Fähnlein und ein Scepter in der Hand, giebt vollkömmlichen Bescheid und Antwort von verborgenen Dingen und Kriegen, und wie die Landsknecht einander begegnen sollen, er weiß zukünftiges Ding, macht Gunst bei allen Herrn und Landsknechten; er hat über 60 Legionen zu gebieten«.

»Loray oder Orav, ein großer Marggraf, er zeigt sich in der Gestalt eines schönen Bogenschützen, so einen Bogen und Köcher trägt, ist ein Ursächer alles Streites, macht die Wunden so von den Bogenschützen getroffen sein, faulen; herrscht über 30 Legionen.«

»Bathym, alibi Marthym genannt, ein starker großer Herzog, wird gesehen in der Gestalt eines gewaltigen, starken Mannes mit einem Schlangenschwanz, sitzet auf einem bleichfärbigen Pferd, versteht die Kräuter und des Edelgesteins Kräfte und führt den Menschen mit dem allergeschwindesten Lauf aus einer Region in die andere; 30 Legiones seynd ihm unterthan.«

»Balefar oder Malefar, ist ein starker Herzog, geht herfür in der Gestalt eines Löwen, mit mörderischem Haupt, er macht Freunde unter seinen Anhängern, bis daß sie sich durch den Strick ertödten; er stehet zehn Legionen für.«

»Zepar, ist ein großer Herzog, wie ein Landsknecht erscheinende, er entzündet die Weiber durch Liebe der Männer, und wann es ihm gefällig, verwandelt er ihre Gestalt in eine andere, so lange sie sich ihrer Bulschaft gebrauchen, er machet sie auch unfruchtbar; ihm gehorchen 26 Legiones.«

»Raum oder Raym, ist ein großer Geist, wird gesehen wie ein Rabe, wenn er aber menschliches Angesicht anzeucht, so stehlet er aus königlichem Hof oder aus einer andern Behausung auf Befehl des Exorcisten; ist ein Herr über 30 Legionen.« •

»Astaroth, ein großer, mächtiger und starker Herzog, geht in einer scheußlichen Engelsgestalt herfür, sitzet auf einem hellischen Drachen, und führet eine Nattern in der rechten Hand. Giebt Bescheid von gegenwärtigen und zukünftigen Dingen, von dem Schepfer der Geister, von ihrem Fall, wie sie gesündigt und gefallen, sagt, daß er nicht muthwilliger Weise gefallen sei. Er machet den Menschen in freien Künsten sehr geschickt; hat über 40 Legionen zu gebieten. — Exorcist hat sich zu hüten, daß er diesen Geist wegen seines bösen Gestanks und unleidlichen übeln Geruchs nicht zu nahe zu sich lasse.«

»Bapula ein großer starker Herzog oder Hauptmann, wird wie ein Lew mit Flügeln, gleich einem Greifen gesehen, macht den Menschen in der Philosophia, in mechanicis artibus und in den Wissenschaften der Bücher wunderbar und behend; ist ein Praefectus und Amtmann über sechsundvreißig Legiones.«

»Tap'- . . . . . O, wer kommt da! Nun »wird mein schönstes Glück zu nichte! Daß diese Fülle der Gesichte« . . . . . »Guten Abend die Herrn! es ist doch ein wahrer Skandal, daß man diesen Materialisten, diesen frechen Nihilisten und schamlosen Atheisten so sinn- und gedankenlos feiert!«

»Mein Gott, was ist denn los, Herr Eifermeier?« frage ich den eingetretenen, mir wohlbekannten frommen Herrn, der einen starken Glauben und einen noch stärkern Durst hat.

»Nun, der freche B. ist von seiner naturwissenschaftlichen Reise zurückgekehrt, und der Bildungsverein bringt ihm eine Fackelmusik.«

»Da muß man die Rede hören; komm, mein Spukgesell. Wollen Sie auch mit uns gehen, Herr Eifermeier?«

»Keinen Fuß rühre ich um das Gewäsch!« —

»Nun, dann nehmen Sie hier dies Buch und bleiben Sie bei allen Teufeln! — — Hinaus! mein Spukgesell, und die alten Stufen hinauf zu Licht und Leben! Ha, wie erstrahlt der malerische Markt so schön im tagshellen Fackelglanz! Eule und Fledermaus, Kaze, Kobold, Dämon und alle Eifermeier verkriechen sich in ihre tiefsten Schlupfwinkel. — Wie der rothe Schein die alten Häuser durchleuchtet, vor welchen und jetzt die brausende Volkswoge rascher und rascher hindrängt. Ueber die alten Dielen hinweg und bis hinten in die Dönsen hinein erstrahlt die Tagshelle. Wie würde Fledermäsch ausreißen, wenn er dort noch in der Dönse säße! — — Halt! Jetzt stopft sich die wogende Menge, und rauschender schmettert die Hornmusik. Dort unten im alten Pastorenhause, aus welchem schon Magister Lebrecht Krage hervorging, als er die junge Meisterin zum letzten Gange begleitete, wohnt unser Naturforscher. Schade, daß wir von seiner Rede nichts vernehmen können. Das heißt ein Gewühl! Doch horch! . . . . . »nicht alle Orden und Ehrenzeichen mächtiger Fürsten wiegen mir die Anerkennung auf, die mir von Ihrer Seite wird. Wenn die Resultate freier Forschung im Volke Eingang finden, wenn die Wahrheit mit ihrer veredelnden befreienden Kraft die Massen durchdringt«..... O! bei diesem Lärm versteht man nur Alles halb; diese fapperments-Schusterjungen mit ihren ewigen Possen! . . . . . Pst! . . . . . »so war's sonst, die Macht der Großen lag nur in den verdüsterten Köpfen der Kleinen, aus Aberglauben und Vorurtheil schmiedete sich das Volk selbst die Ketten . . . . . Pst! Pst! . . . . . »Wir gingen durch eine lange Nacht zum Licht!« — Hurrah! Hurrah! durch Nacht zum Licht! — durch Nacht zum Licht!

• Ulysses *).

Nach A. Tennyson von F. Ruperti.

Was frommt es mir, daß ich, ein müh'ger König,
Am stillen Herde, zwischen rauhen Felsen,
Vermählt mit einem alternden Weib, Gesetz
Und Recht handhabe für ein wildes Volk,
Das pflügt und ißt und schläft und mich nicht kennt!
Mir läßt es keine Ruhe, und den Becher
Des Lebens will ich bis zur Hefe leeren.
Die hingeschwundne Zeit hab' ich großartig
Genossen und großartig auch gelitten,
Mit denen, die mich liebten, und allein,
Am Land wie auf der See, wenn über sie
Die regnichten Hyaden düstre Schauer
Hinsandten. Ueberall erönt mein Name,
Denn immer schweifend mit begier'gem Herzen
Sah und erkannt' ich Vieles, Länder, Städte
Der Menschen, Sitten, Bräuche wie Gesetze,
Mich selbst nicht wen'ger, und von Allen ward ich
Geehrt und geehrt; zum vollen trank ich
Des Kampfs Genuß auf Trojas hallender Flur;
Ich bin ein Theil von dem, was ich erlebt.
Doch was ich auch erfuhr, es ist ein Bogen,
Durch welchen mir die unbekannte Welt
Herschimmert, deren blasser Rand verschwindet,
Je sehnlicher ich ihm zu nahen trachte
Wie traurig ist es, selber sich das Ziel
Zu setzen und zu rasten in der Hast,
Ein ungebrauchtes Schwert! Als wäre athmen
Auch leben! Leben hochgethürmt auf Leben,
Es wäre noch zu wenig, und von einem
Bleibt wenig mir zurück; doch jede Stunde,
Die Ungewohntes bringt, errettet sich
Von jener ewigen Vergessenheit.

*) Die Anregung zu diesem Gedichte, einem der besten von dem nachher in Selbstmordsucht sterbe und mehr verkommenen „poet laureate", hat offenbar die eigenthümliche Erzählung im Dante, Inferno, CXXVI, gegeben.

Digitized by Google

Es wäre niedrig, für die wen'gen Sonnen
Mich selbst und meinen alten Geist zu schonen,
Den Geist, der brennt und schmachtet, der Erkenntniß,
Gleich einem Sterne, der im Westen sinkt,
Zu folgen über des Denkens Mark hinaus. —

Da ist mein lieber Sohn Telemachus,
Dem lass' ich diese Insel und mein Scepter.
Er ist verständig, und mit sanfter Klugheit
Wird er des rauhen Volkes Sitte mildern
Und es zum Rechten und zum Guten führen.
Er ist gewohnt, sich in dem Kreis der Pflichten
Mit Ruhe zu bewegen; seiner Mutter
Wird er kindliche Liebe und den Göttern
Der Hauses fromm gebührende Ehrfurcht zollen,
Wenn ich fortzog. Er thut sein Werk, ich meins.

Dort liegt der Hafen, und die Segel schwellen
Im Winde schon, dort wogt die hohe See.
Ihr, meine Schiffsgenossen, habt mit mir
Gedacht, gerungen und gekämpft, ihr habt
Dem Sonnenschein wie dem Gewittersturm
Gleichmüthig stets das freie Herz, die freie
Stirn dargeboten, — jetzo sind wir alt,
Doch auch das Alter hat noch Mühn und Ehren.
Im Tod ist Alles aus, doch vor dem Ende
Mag noch ein großes Werk gefördert werden,
Männern geziemend, die mit Göttern stritten.
Das Licht verschwindet von der Berge Spitzen,
Der Mond steigt sacht empor, die dunkle Tiefe
Erdraunt ringsum vielstimmig; meine Freunde,
O kommt, laß eine neue Welt uns suchen!
Mit Stoßen ab, und nach der Ordnung sitzend
Ziehn wir die Wogenfurchen. Segeln will ich
Noch weiter als der Sonnenuntergang
Und als das Bad der letzten Stern' im Westen.
Vielleicht ziehn und die Strudel in den Grund,
Vielleicht erreichen wir die Sel'gen Inseln
Und grüßen freudig dort Achills Schatten.
Viel ward gewonnen, viel noch bleibt zurück;
Und fehlt uns auch die Kraft vergangner Tage,
Die Kraft, vor der die Erde wie der Himmel
Erbebten, dennoch sind wir, was wir sind,
Heroenherzen, gleichgestimmt, geschwächt
Durch Zeit und Schicksal, aber festen Willens
Zu streben, suchen, finden, nie erschlafft.

Wenig Stunden — und sie tragen
Fort die liebliche Gestalt,
Und es decket unsern Liebling
Bald die Erde — feucht und kalt.
Doch! — nur ihre Erdenhülle!
Sie stieg auf zum Himmelssaal!
Küss' die kalte Stirn und flüstre
Gute Nacht! — zum letztenmal.

J. W. Scharfer.

* Englische Männer und Frauen.

Von L. Hofmann.

Michael Faraday.

Michael Faraday, Professor der Chemie an der royal institution in London, wurde am 22. September 1791 zu Newington in Surrey geboren; sein Vater, James Faraday, war von Yorkshire gebürtig und betrieb sein Handwerk als Schmidt. Der Sohn besuchte als Kind eine der kleinen Tags-Schulen, wie sie sich in allen Theilen Englands reichlich finden, und erhielt dort einen ganz gewöhnlichen und dürftigen Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen.

Im vierzehnten Jahre seines Lebens kam er zu einem Mr. Riebau in die Lehre, der den Buchhandel und die Buchbinderei zugleich betrieb. Er blieb hier für einen Zeitraum von mehreren Jahren, seinem Meister gehorsam, pünktlich und fleißig in Ausübung seiner Pflichten; auch als er im Jahre 1812 seine Lehrzeit vollendet hatte, arbeitete er noch mehrere Monate in einem andern Geschäfte gleicher Art fort. Allein schon während dieser Periode seines Lebens zeigte sich bei ihm jener Hang zum Beobachten, Reflectiren und Untersuchen der Erscheinungen, der den Geist des Forschers bekundet, welcher die Wissenschaft mit Liebe umfaßt, ihr nachgeht auf allen Spuren, und zwar nicht aus Nebenabsichten, sondern allein um ihrer selbst willen. Ein Buch von Wm. Marcet, „conversations on chemistry," und eine Abhandlung über Electricität, nebst noch einigen andern war in seine Hände gerathen, er las und studirte sie mit geduldiger Ausdauer, ihnen alle seine Erholungsstunden widmend; sein spärliches Taschengeld verwendete er, um Experimente anzustellen. Hier errichtete er seine erste Electrisir-Maschine, wenn anders wir diesen Versuch schon als solche bezeichnen dürfen; später verbesserte er das Instrument vielfach, gab ihm einen ordentlichen Cylinder und fügte einen einfachen Apparat hinzu, um wiederum neue Versuche und Experimente mit Electricität anzustellen.

Ein Kunde seines Meisters, Mr. Dance, verschaffte ihm eine Gelegenheit, die vier letzten Vorträge von Sir Humphrey Davy in der royal Institution mit anhören zu dürfen. Diese Vorträge, von denen er sich sorgfältige Notizen machte, wurden wiederum ein Gegenstand ernsten Studiums für ihn.

Ein unwiderstehlicher Wunsch, weiter in die Wissenschaft einzudringen, veranlaßte ihn endlich, sich selbst schriftlich an Sir Humphrey zu wenden. Er schickte diesem die bei den Vorträgen gemachten Notizen und die danach angefertigten Zeichnungen ein und bat um eine Stelle, möchte sie selbst der untergeordnetsten Art sein, die es ihm möglich machte, sich mit der so hoch verehrten Wissenschaft befassen zu dürfen. Er hatte das Glück, in Sir Davy einem Manne von Wohlwollen und Einsicht zu begegnen; derselbe antwortete ihm ungehend, und schon im Beginn des nächsten Jahres, als derselbe die Geschäfte eines Managers der Royal-Institution für einige Zeit übernahm, bot er ihm die Stelle als chemischer Gehülfe unter ihm selbst als Honorar-

* Das letzte Gute-Nacht.

(Nach dem Englischen von Allen Cray)

Sanft schließ ihre Augen! drücke
Ihre müden Lider zu!
Denn der Geist, der sie beseelte,
Schwang sich auf zur ew'gen Ruh'.
Trockne von der Stirn die Tropfen,
Falt' die kleinen Hände sacht,
Nimm noch eine gold'ne Locke;
Dann — sag' leise Gute Nacht!

Ihr ist wohl! — Nicht wird sie wandeln
Auf des Lebens dorn'gem Feld;
Engelrein ist sie geschieden,
Unberührt vom Sturm der Welt.
Ihr ist wohl! — Doch fließt die Thräne!
Denn ihr Plätzchen ist nun leer;
Oede ist ihr kleines Bette —
Unser Liebling ist nicht mehr!

Bei des Morgens heiterm Gruße,
In des Abends Dämmerlicht
Wird ihr Arm und nicht umschlingen,
Ruht ihr Haupt am Busen nicht.
Fehlen wird ihr Kuß den Lippen,
Und, die uns so hold gelacht,
Ihre goldnen, klaren Augen,
Fehlen wird ihr Gute-Nacht!

Digitized by Google

Professor und Mr. Brande als Professor der Chemie an. Faraday nahm sie dankbar an; bald darauf übernahm er seine Pflichten und begab sich in das Institut, in dem er nicht nur künftig wohnen, sondern auch ein Licht der Wissenschaft werden sollte. — Im Herbste desselben Jahres nahm ihn Sir H. Davy mit sich auf Reisen durch Frankreich, Italien, die Schweiz und Tyrol. Im April 1815 nahm er seinen Platz wieder ein. Er lag den angestrengtesten Studien mit ganzer Seele ob, und seine Resultate wurden vom Glück gekrönt. — Die Berichte über seine Studien, die er von Zeit zu Zeit in wissenschaftlichen Journalen gab, zeichneten sich aus durch Klarheit und Durchsichtigkeit des Stils.

Verschiedene Entdeckungen von minderer Wichtigkeit führten ihn im Jahre 1823 auf die der Verdichtung der Gase. — Immer thätig im Gebiete seiner Wissenschaft, hatte er das Glück mehr als einmal ein ganz neues Licht auf die Gegenstände, die er behandelte, zu werfen. Man darf behaupten, daß Niemand klarer als Faraday das Wesen des Electro-Magnetismus auffaßte, noch seine Wirkungen bestimmter zu berechnen wußte. Im Jahr 1846 belohnten ihn zu gleicher Zeit zwei Medaillen für seine Entdeckung des Dio-Magnetismus und des Einflusses des Magnetismus auf das Licht. Im Jahre 1847 entdeckte er die magnetische Verwandtschaft der Flamme mit dem Gas und den magnetischen Character des Sauerstoffgases. (Oxygen.)

In seine zahlreichen schriftlichen Besprechungen seiner Wissenschaft hier näher einzugehen, würde zu weit führen; das Verdienst derselben ist allgemein anerkannt. Im Jahre 1827 hielt er den ersten Vortrag in dem berühmten Institute, zu dessen Ruhm er selbst so viel beigetragen; und im Jahre 1833, als Mr. Fuller den „Chair of Chemistery" begründete, berief er Faraday zum ersten Professor, mit der Bestimmung, daß er diesen Platz als eine Anerkennung der Verdienste, die er sich durch seine Forschungen errungen, einnehmen sollte, so lange er bei dem Institute verbleibe.

Im Jahre 1835 erhielt Faraday eine Pension von 300 Pfund Sterling jährlich, während Lord Melbourne in der Verwaltung war. Im folgenden Jahre wurde er ein Mitglied des Senats der Universität London, und das Trinity-House machte ihn zum wissenschaftlichen Rathe. Von den vielfachen Auszeichnungen und Anerkennungen, die ihm vom In- und Auslande von Europa und Amerika zu Theil wurden, wollen wir nur folgende erwähnen: Von Preußen erhielt er das Verdienstkreuz. Die Royal-Society erwählte ihn im Jahre 1825 zum Mitgliede. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Paris machte ihn 1855 zum Commandeur der Ehren-Legion. — Alle diese Ehrenbezeigungen wurden ihm zu Theil, ohne daß er sie auch nur im geringsten gesucht hätte; ja mehr als einmal mußte er zu deren Annahme beredet werden; Jeder, der ihn einmal gesehen, wie er mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit überall auftritt, besonders auf der kleinen Rednerbühne der Royal-Institution, wo man ihn stets mit rauschendem Beifall willkommen heißt, der wird mir beistimmen, daß sein Wesen ein schöner Beleg der Wahrheit ist, daß die echte Größe stets und überall mit Einfachheit gepaart ist.

Sein Vortrag ist nicht reich an historischem Schmuck; es ist immer die Sache selbst, die er in den einfachsten und entsprechendsten Ausdrücken und in treuester Wahrhaftigkeit und Klarheit uns unmittelbar vor's Auge führt. Die schwierigsten Gegenstände hat er in einem solchen Grade durchdacht und bemeistert, daß er sie vor uns entwickeln kann mit der Sicherheit, die uns glauben läßt, es wäre der Gegenstand uns eben so nahe gebracht.

In seinem häuslichen und Familienleben bewegt er sich mit derselben einfachen Herzlichkeit. Er ist seit einer langen Reihe von Jahren mit Miß Barnott verheirathet, und diese Ehe, obwohl kinderlos, ist eine überaus glückliche zu nennen, so wie der Verkehr mit seinen Freunden niemals durch Zwistigkeiten gestört wurde, denn er war und ist stets bereit, die Berechtigung von Meinungsverschiedenheiten anzuerkennen und gelten zu lassen.

Es bleibt nur noch zu erwähnen, daß Faraday nicht der anglicanischen Kirche angehört, sondern einer religiösen Gesellschaft, die nach ihrem Stifter Sandiman die Sandimanians genannt werden; sie lassen sich einzig und allein durch die Bibel leiten, besuchen niemals ein anderes Gotteshaus als das ihrer Gesellschaft, eine Kirche in der City nicht weit von der Bank of England. Dort predigt Faraday, wenn die Reihe an ihn kommt, das Wort Gottes zu einer kleinen Gemeinde, die zum Theil aus seinen alten und ältesten Freunden besteht, der er im Allgemeinen und Jedem einzelnen bekannt ist. Wenn er die Kanzel besteigt, blickt man zu ihm auf mit demselben Vertrauen, derselben Hoffnung, mit der man ihn auf der Rednerbühne sieht; man ist gewiß, daß er seine innigsten und festesten Ueberzeugungen enthüllen wird, — und man weiß, worauf diese Ueberzeugungen gestützt sind: nämlich auf ein lebenslängliches, ernstes Forschen eines Geistes, dessen unausgesetztes und heiliges Bestreben es war, der Wahrheit so nahe als möglich zu kommen.

Goethe und Lotte*).

Goethe war, als er nach Wetzlar kam, um sich an dem Sitze Reichskammergerichts mit der höheren juristischen Praxis bekannt zu machen, wohl auch um so lieber auf diesen Wunsch des Vaters eingehend, weil er sich in Frankfurt eingeengt fühlte — er war sehr verwundert, als ihm „statt einer sauerköpfischen Gesellschaft, die er in den mit der Visitation des Reichskammergerichts beschäftigten jungen Männern vermuthete, ein drittes akademisches Leben entgegensprang." Bald war er ein theilnehmendes und gern gesehenes Glied der munteren Kameraden; wie er denn zu ihren Possen, einem phantastischen Ritterorden, gern beitrieb. Als solchen fand ihn Kestner, der übrigens dem Orden nicht angehörte, in dem später unter dem Namen Wahlheim berühmt gewordenen Dorfe Garbenheim. Es sind nur wenige Worte, mit denen er dieses erste Begegnen schildert und doch, wie charakteristisch für Goethe! wie anmuthig bildet unsre Phantasie sich die Scene aus! Goethe, im Wirthsgarten, den blauen Himmel über sich, im Grase auf dem Rücken liegend unter einem Baume, mit einem epicurischen Philosophen (von Gourè), einem stoischen (von Kielmannsegge) und einem Mittelding von beiden (Doctor König) sich unterhaltend. Kestner, der Hannoverschen Gesandtschaft zugegeben, kam mit Gotter, den Goethe bald hatte kennen lernen, zu der Gesellschaft. „Goethe, sagt jener, hat sich nachher darüber gefreut, daß ich ihn in einer solchen Stellung kennen gelernt habe"; es wurde von mancherlei, zum Theil interessanten Dingen gesprochen.

Die Schilderung, die Kestner dann von Goethe macht, nachdem er ihn näher kennen gelernt, ist von Bedeutung, um so größerer, weil sie von dem älteren, schlichten, moralisch gebildeten, dem Gebiete der Phantasie fremden Manne gemacht wird; wie auch das von Bedeutung ist, daß der Jüngere, in jugendlicher Kraft und Phantasie brausende von dem ernsten, ruhigen Manne vor Allen angezogen wurde. Man lese die bald nach der gemachten Bekanntschaft geschriebenen Blätter Kestners — gleich anfangs wollte er nicht weiter über ihn urtheilen — und man wird Goethe'n vor Augen haben, wie er damals leibt und lebte, und,

*) Aus dem in der letzten Nummer angezeigten Buche von Bernhard Rudolf Abeken, „Goethe in den Jahren 1771 bis 1775"; eine nähere Besprechung desselben wird folgen.

Digitized by Google

was mehr ist, wie er sich später entfaltete. Wir heben hier Einiges heraus: „Er hat sehr viel Talent, ist ein wahres Genie, und ein Mensch von Charakter, besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft; daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen.“

Welch ein Zug aus dem Wesen des sich erhebenden und entfaltenden Genius! Man wird an Goethe's Gedicht, das er selbst sein Lebenslied nennt, „Um Mitternacht“ überschrieben, erinnert, wo nach des Knaben fröhlichem, des Jünglings sehnsüchtigem Betrachten und Genießen der Gestirne und des Mondes dieser dem Manne in seiner vollen Helle klar und deutlich durch das Finstre dringt.

„Er ist in allen seinen Affecten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurtheilen frei, handelt er wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt oder Mode ist. Er liebt die Kinder, und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung. Er hält viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsre Theologen vorstellen. Er ist, mit einem Worte, ein sehr merkwürdiger Mensch.“

Und auch ein glücklicher Mensch war er in Wetzlar. Was der Werther an so vielen Stellen auf das lebendigste uns vor die Seele bringt, das wird durch das in der Stunde des Scheidens von der theuren Stadt an Lotte gerichtete Wort documentirt: „Sie wissen, wie glücklich ich diese Tage war.“

Wenn wir Goethe'n unter jenen Kameraden ein lustiges Studentenleben führen sehen, so finden wir in der ersten Hälfte jenes Romans, untermischt mit mancherlei Fremdem, das innere, oder dem innern verwandte Leben desselben. Denn es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dieser Theil des Romans Selbsterlebtes, Selbstgefühltes darstellt. Gesteht dieses doch der Verfasser selbst; und Kestner, der nach ihm das sicherste Urtheil hatte, schreibt einem Freunde: „Im ersten Theile des Werther ist Werther Goethe selbst.“ Die „unangenehme Stadt mit der unaussprechlichen Schönheit der Natur rings umher“, der „Brunnen, an den Werther gebannt ist, wie Meluſine mit ihren Schwestern“, an welchem er dem Dienstmädchen das Wassergefäß auf den Kopf hebt, das Vorbild des Brunnens, in welchem Hermann und Dorothea sich begrüßen, beide dem Brunnen der Patriarchenwelt entstammend, an welchem um Rebecca geworben wird, das idyllische Leben in Wahlheim mit den Linden, dem Pflug, auf welchem sitzend er „die brüderliche Stellung“ zweier Kinder zeichnet, deren Mutter ihm zu der gefühlvollsten Bemerkung Anlaß giebt, der über Kunst und Antike sein Wissen auskramende Jüngling, das Zeichnen, wie das Lesen des Homer, der Ball, das Gewitter mit dessen Wirkungen auf die Gesellschaft, das Leben und Treiben mit den Kindern, das Mährchenerzählen, die Invective gegen die üble Laune, das Obstbrechen, wo Werther vom Birnbaum herab die reife Frucht der unten stehenden Geliebten in den Schoß fallen läßt, der Werthern zum Geburtstage geschenkte „kleine Westleinische Homer“, von einer Brustschleife begleitet, „die Lotte vorhatte, als er sie kennen lernte“ — das Alles ist Wahrheit, selbst erlebte Wahrheit. Wir sehen Goethe mit den Augen des Geistes vor uns; wie wir in dem zweiten, im Mai geschriebenen, Briefe Werthers ihn erkennen, den die Natur entzückt, den das Wesen des Alliebenden in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält.“

Selbst ohne Lotte hätte „der ganze Kalender müssen roth gedruckt werden.“

Und nun Lotte! — Wer möchte nach Goethe und Kestner über sie schreiben? — Wir begnügen uns, den Brief vom zehnten September in den „Leiden Werthers“ zu nennen, diesen Brief, der Goethe's Innerstes, seine damalige Stimmung, der Lottens und ihrer vortrefflichen Mutter Werth, der des Freundes treues Gemüth mit der tiefsten Innigkeit, mit den Farben des Lebens darstellt, dessen Wahrheit und Wirklichkeit durch Goethe's ebenfalls am zehnten September, nach dem Abschied von Lotte geschriebene Briefe an die Geliebte und ihren Verlobten und durch des letzteren Tagebuch unter dem gleichen Datum documentirt wird.

Das in dem letzteren Niedergeschriebene verbürgt durch seine Einfachheit so schön das im Roman enthaltene Wirkliche, drückt so wahr das aus, was in Lotte, was in dem „Bräutigam“, in den Kindern des Deutschen Hauses vorging, daß wir unsre Schrift um eine Zierde bringen würden, wenn wir ihr das entziehen wollten, was Kestner darüber sagt: „Morgens um sieben Uhr ist Goethe weggereiset, ohne Abschied zu nehmen. Er schickte mir ein Billet nebst Büchern. Er hatte es längst gesagt, daß er keinen Abschied nehmen, sondern plötzlich abreisen würde. Ich hatte es also erwartet. Aber daß ich dennoch nicht darauf vorbereitet war, das habe ich gefühlt, tief in meiner Seele gefühlt.“ (Vielleicht giebt es kein zweites Beispiel von einer solchen Freundschaft, Treue und Liebe zwischen einem Mädchen und zweien Freunden, die beide dasselbe lieben, ohne Neid, ohne Mißtrauen, in voller Lauterkeit des Herzens.) „Ich sah die Bücher und das Billet, und dachte, was dieses mir sagte: „„Er ist fort““, und war ganz niedergeschlagen. Bald darnach kam Hans (Lottens Bruder) zu mir, mich zu fragen, ob er gewiß weg sei? — Unter den Kindern im Deutschen Hause, sagte jedes: „„Doctor Goethe ist fort!““ Mittags sprach ich mit Herrn v. B., der ihn zu Pferde bis Braunfels begleitet. Goethe hatte von unserm gestrigen Abendgespräch ihm erzählt. Er war sehr niedergeschlagen weggereist. Nachmittags brachte ich die Billets von Goethe an Lottchen. Sie war betrübt über seine Abreise; es kamen ihr die Thränen bei'm Lesen in die Augen. Doch war es ihr lieb, daß er fort war, da sie ihm das nicht geben konnte, was er wünschte. Wir sprachen nur von ihm; ich konnte auch nichts andres als an ihn denken.“

Um die Bedeutung, das Gewicht dieser Worte recht zu erkennen und zu fühlen, müssen wir des Schreibenden schlichten, aufrichtigen, bei verständiger, ernster Lebensführung gefühlvollen Sinn im Gedanken haben. Was für ein Mensch mußte der sein, von dem so, und von einem Manne wie Kestner, von dem, der das Niedergeschriebene nur sich selbst vertraute, geschrieben wurde! „Sie glauben nicht, schreibt derselbe später an seinen vertrautesten Freund, was es für ein Mensch ist“.

Man hat wohl gemeint, das Opfer des sich von der Verlobten des Freundes losreißenden sei nicht so groß gewesen, wie man dasselbe mache; wie er selbst denn nicht viel Aufhebens davon macht; bei der leichten, ja leichtfertigen Natur des Dichters sei das Opfer ein geringes gewesen; und wie er nicht lange zuvor Friederike leidenschaftlich geliebt und verlassen, so sei Lili bald an Lottens Stelle getreten. — Wenn Goethe hierin seine bewegliche, liebebedürftige Dichternatur offenbart, so ist damit nicht kund gegeben, daß er in jedem einzelnen Liebesverhältniß nicht die volle Gewalt der Liebe empfunden habe. Wie gewaltig diese in Bezug auf Lotte war, das erkennen und fühlen wir — auch abgesehn von den am zehnten und eilften September geschriebenen Briefen und von Kestners Tagebuch — wenn wir den

Digitized by Google

gleich nach Lottens Hochzeit an den Freund gerichteten Brief lesen. Was mußte in der Seele dessen vorgehn, der von sich selbst sagt: „Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist; meine Haare sind mir Schatten, und mein Blut mein Brunnen!“ Und schon die Worte Kestners in einem Briefe an einen Freund: „Ich mußte manchmal bei mir erstaunen, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und sonst für sich selbstständigen Menschen machen kann“, müßten uns von der Falschheit jenes Urtheils überzeugen. Und hätte Goethe den Roman Werther schreiben können, dieses Geschöpf, das er, nach seinem eignen Bekenntniß und Ausdruck, gleich dem Pelican, mit dem Blute seines Herzens geflüttert, wenn die glühende Leidenschaft, die denselben durchdringt, die dessen Wesen ausmacht, nicht in ihm gelebt hätte? — Der Abschied von Friederike zerriß ihm das Herz; dieser Schmerz, mit Reue verbunden, wirkte lange nach; die Trennung von Lili klingt in die weimarische Zeit hinein, bis, nach abermaligen schweren und schmerzlichen Kämpfen, dem höchst empfänglichen, zu äußerster Leidenschaft leicht aufzuregenden Herzen durch Frau von Stein Beschwichtigung und Ruhe zu Theil wird.

Wenn Goethe in einem wenige Tage nach Lottens Hochzeit an Kestner gerichteten Briefe sagt: „Ich bin gangen, und sagt, ist's Heldenthat? oder was? Ich bin mit mir zufrieden, und nicht. Es kostete mich wenig; und doch begreif' ich nicht, wie's möglich war“, wenn er etwas später an den Freund, den Gatten Lottens, schreibt: „Mein guter Geist hat mir ein Herz gegeben, das Alles zu tragen“: so ist das der natürliche Ausdruck desselben, was er in späterer Zeit mit Klarheit über sein Losreißen von der Geliebten sagt: „Da der Mensch, wenn er einigermaßen resolut ist (und eben dieses resolute, das Beschlossene rasch ausführende Wesen ist es, was er mit den Worten „es kostete mich wenig“ bezeichnet), auch das Nothwendige selbst zu wollen unterwimmt, so faßte ich den Entschluß mich freiwillig zu entfernen, ehe ich durch das Unerträgliche vertrieben würde“. Damals stand er unter der Leitung des guten Dämons; wie er selbst sich manchmal mit einem Nachtwandler vergleicht. Große Wahrheit aber liegt auch in dem, was er unmittelbar nach jenen, den Selbstbekenntnissen entnommenen Worten folgen läßt: „Ich wanderte (nach dem Abschiede von Wetzlar) den schönen Fluß (die Lahn) hinunter, dem Entschlusse nach frei, dem Gefühle nach befangen, in einem Zustande, in welchem uns die Gegenwart der stummlebenden Natur so wohlthätig ist.“ Der geborne Dichter wird über alle Zustände, seien es freudige, seien es traurige, leicht hinweg gehoben; aber gewiß verdanken wir es auch zum Theil „der Gegenwart der stummlebendigen Natur“, daß wir Goethe'n so bald nach jener Trennung so heiter theilnehmend an der Geselligkeit in Ehrenbreitstein finden.

Lottens Sohn sagt sehr wahr: „Daß ein Mädchen von dem glücklichen Naturell und gediegener Erziehung dem würdigsten Manne die Treue bewahrt, daß dieser Mann, mit der Unschuld seines Charakters, in die Redlichkeit seiner Braut sowohl als seines Freundes unbegrenztes Vertrauen setzt, das sind gewöhnliche Dinge im Vergleich mit einer Liebe, die so groß, so stark und so schön ist, daß sie dem Liebenden zur redlichsten und heldenmüthigsten Entsagung Kraft gab, und ihn, der Verzweiflung nahe, vom Liebenden in den reinsten Freund umwandelte“.

Von welchem unaussprechlichen Reize auch die auf Lotte sich beziehenden Briefe des Dichters sind, wir gestehen gern, daß die späteren, wo der Liebende in den Freund umgewandelt erscheint, die vor allen, in welchen dieser den über den gedruckten Werther zürnenden zu beschwichtigen sich bemüht, den gleichen, wenn nicht höheren Reiz und Werth für uns haben.

Nach Lewes in seinem Buche über Goethe soll die Archivräthin Kestner (Lotte), da sie im Jahr 1816 als Wittwe, Mutter einer großen Zahl von Kindern, nach Weimar kam, Goethe'n besucht haben. Nach dem Buche hat es das Ansehn, die Reise sei nur um dieses Besuchs willen gemacht. „Sie trug, sagt der Biograph, trotz ihrer grauen Haare, ein weißes Kleid wie früher und that halb zärtlich, halb kokett. Aber der alte Jupiter war nicht in der Laune für solche Anklänge aus alter Zeit und wollte von Werthers blauem Frack und Stulpenstiefeln nichts mehr wissen.“

„Wie man mir in Weimar sagte“, heißt es bei Gelegenheit des „weißen Kleides.“ Die Stadt aber, in der der große Mann lebt, ist gerade der geeignetste Ort für den Klatsch. „Es giebt für den Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber bloß daher, weil der Held nur vom Helden erkannt werden kann.“

Wie war es nur denkbar — das hätte sich Lewes zurufen sollen — daß eine Frau, die als junges, unerfahrenes Mädchen durch ihr würdiges und tactvolles Benehmen den liebenswürdigsten Jüngling in angemessenen Schranken zu halten wußte und dadurch seine innige Verehrung gewann, in ihrem hohen Alter — sie war dreiundsechzig Jahre alt — sich so ganz verändert, und vor Goethe, habe zeigen können?

Die Sache ist ganz einfach diese: Lotte besuchte ihre in Weimar an den Kammerrath Riedel verheirathete Schwester, besuchte bei dieser Gelegenheit Goethe'n und wurde freundlich von ihm aufgenommen; wie sie denn auch nach ihres Gatten Tode noch selbst, oder durch einen ihrer Söhne mit ihm correspondirt hatte. Das wissen wir aus dem allerzuverlässigsten Munde; aus eben demselben, daß das Tragen des „weißen Kleides“ zwar begründet, allein eine alte Gewohnheit war, die in ihrer bescheidenen Form dem Alter der Archivräthin angemessen erschien und von ihren Kindern gern gesehen wurde.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Deutsche Alpensagen. Von J. N. von Alpenburg. — Ein deutsches Rittersleben. Erinnerungen eines Reiteroffiziers aus den Jahren 1807 bis 1815. Von J. von Wiedebe. — Lieder und lyrische Gedichte. Von A. F. Brachvogel. — Ulrich von Hutten. Trauerspiel in 5 Akten. Von G. Kissel.

* Ein neues illustrirtes Werk von L. Richter in Dresden, „der Sonntag in Bildern“, hat die Presse verlassen.

* **Geographische Mittheilungen.** Von August Petermann. Gotha, Justus Perthes. 1861. Heft 5. — Das vorliegende Heft enthält einen ausführlichen Originalbericht über Th. von Heuglin's Expedition nach Inner-Afrika, in welchem auch wichtige Nachrichten über neue geographische Forschungen in Kaffa, über die jetzigen Zustände in Abessinien und über den Stand des Suez-Kanalbaues mitgetheilt werden; ferner nach dem Tagebuche des Reisenden J. Mac Donald Stuart einen ausführlichen Bericht über dessen für die Kunde Australiens so außerordentlich bedeutsame Reise durch das Innere dieses Continentes, März bis September 1860, mit einer ausführlichen größeren Karte von Dr. Petermann, und drittens einen Bericht über den achten Census der vereinigten Staaten von Nordamerika, 1860, und über die neuen Territorial-Verhältnisse.

* Das in Bonn für die Errichtung des Arndt-Denkmals bestehende Comité hatte beschlossen, das Standbild solle auf dem Arndt'schen Grundstücke stehen. Dieser Beschluß ist nun dahin abgeändert, daß der ausführende Künstler, Bildhauer Heidel in Berlin, den Platz bestimmen soll. Ein von ihm eingeschicktes Modell, Arndt als Wanderer darstellend, wurde zwar ähnlich befunden, aber doch zurückgewiesen, da es die große politische Bedeutung Arndts vermissen lasse.

Digitized by Google

* Zu der vorigen Nummer wurde der Abreise von Cornelius aus Rom nach Berlin und des Abschiedsfestes, das ihm die deutschen Künstler gaben, Erwähnung gethan. Bei dieser Gelegenheit hielt Overbeck eine Rede, der die folgende Stelle entlehnt ist: „Fern sei es, heute bei unserer Trauer zu verweilen! Sehen wir ihn doch auf Neue gerüstet und gegürtet zu großem Werk! Ja, Neues und Fast Unerhörtes geschieht vor unseren Augen: noch einmal ist dem Greise seine Jugend wiedergegeben, er kehrt nochmal ins Vaterland zurück, um wo möglich Größeres noch und Herrlicheres als zuvor zu vollbringen. Denn nicht verlangt ihn danach, dem reichen Lorbeerkranz seines irdischen Ruhmes noch einige überflüssige Blätter hinzuzufügen, nein, er hat Ernstes im Sinn, er will der erschlafften Welt die Gerichte Gottes vor Augen malen, er will der Mit- und Nachwelt mit der Donnerstimme des apokalyptischen Propheten die Mahnung zurufen: Wachet auf, die ihr schlafet, denn der große und erschreckliche Tag des Herrn ist nahe! um so zum würdigen Abschluß seiner großen Lebensaufgabe zu kommen. So sei denn unser Abschiedsgruß an ihn ein heißer Segenswunsch, daß der Allmächtige, der an so erhabener Sendung ihn auserkoren, der in seinem Geiste die mächtigen, ergreifenden Bilder hervorgerufen hat, der ihm den seltenen Muth verliehen, noch in seinem Greisenalter so Gewaltiges zu beginnen, ihm nun auch Leben und Kraft verleihen wolle, das Werk bis zu seiner reifsten Vollendung durchzuführen. Ja, er wird es; wir dürfen muthig vertrauen, wie er; schon sehe ich ihn, der Sonne gleich, wenn sie am Abend nochmals aus den Wolken hervortritt und herrlicher als zuvor zu strahlen scheint, mit erneutem und verdoppeltem Glanz und leuchten, und so seine Riesenlaufbahn durch das glorreichste und segensreichste aller seiner Werke krönen. Daß er denn zu so erhabenem Zweck das Alter Michel Angelo's und die Jahre Tizian's erreichen möge, lassen Sie uns anflehen, daß es bis über die Wolken wiederklinge und, wie unser Gebet für unseren Meister und Freund, bis zu dem Throne des Allerhöchsten dringe. Er lebe glücklich und hoch!“

* Das neueste Trauerspiel von Oscar von Redwitz, „Der Doge von Venedig“, ist am 31. Mai in München zum erstenmal gegeben worden; der äußere Erfolg war ein sehr glänzender.

* Ferdinand Hiller hat die Freude gehabt, daß sein Oratorium „Die Zerstörung Jerusalems“ rasch nach einander an drei verschiedenen Orten zur Aufführung gekommen ist, und zwar im März in Lynbach, im Mai in Regensburg und in den letzten Tagen bei einem großen Musikfeste zu Middelburg in Holland.

* Auf dem in den Pfingsttagen zu Aachen stattgefundenen und ganz besonders gut aufgefallenen niederrheinischen Musikfeste gelangte neben der großen Messe von Beethoven der Josua von Händel zu einer ganz vorzüglichen Aufführung, welche einen gewaltigen Eindruck machte. Dies Oratorium, eins der letzten Werke des großen Meisters, erinnerte die Mitwirkenden und Zuhörenden lebhaft daran, daß gerade in Aachen und bei seinen Landsleuten einst Händel Genehmigung gesucht und gefunden hatte. L. Bischoff sagt in der Kölnischen Zeitung: Händels Gesundheit war durch übermäßige Anstrengungen, Aufregungen und Widerwärtigkeiten in dem achtjährigen Kampf um seine Opernunternehmung gänzlich zerrüttet worden. Kaum über fünfzig Jahre alt, versank er oft in Tiefes Hinbrüten und war schwer zu bewegen, irgend einen entscheidenden Schritt zu thun. Da brachten ihn auf den Rath der Aerzte seine Freunde nach Aachen, wo er im Spätsommer des Jahres 1737 (nicht 1736, wie in allen biographischen Wörterbüchern steht) fast auf wunderbare Weise von seinem hartnäckigen Uebel genas. Denn nach seiner Persönlichkeit, die Alles Rürmisch und gewaltsam betrieb, verweilte er in dem Bade gleich von Anfang an drei Mal länger als alle andern Kranken, und siehe da! nach wenigen Bädern war sein Uebel spurlos verschwunden, und er wallfahrtete nach der Kirche zur Orgel, um gesund und wieder völlig gelenk Gott sein Dankopfer zu bringen, und sein herrliches Orgelspiel erhöhte den Eindruck des Ereignisses, welches wirklich als ein Wunder gepriesen wurde. Doch blieb er aus Vorsicht im Ganzen sechs Wochen in Aachen und kehrte erst Anfang Novembers nach London zurück. Mit dem Aufsenchten einer neuen Morgensonne für sein Leben kam ihm auch das Bewußtsein, daß auch für seine Kunst ein neuer Morgen anbrechen werde. Und so ward es auch. Schon im folgenden Jahre setzte das Oratorium „Israel in Aegypten“ die Welt in Erstaunen; ihm folgte „Saul“, dann der „Messias“! Die neu gestärkte Kraft des Genius hatte das hohe Ziel erreicht, welches die Begeisterung für die reine Tonkunst ihm längst gezeigt hatte, und von jetzt an verschmähte er es, Opern für den augenblicklichen Erfolg zu componiren, und schuf Werke für die Unvergänglichkeit. Zu diesen gehört sein Josua, eines der letzten Oratorien, die er schrieb; ihm folgten nur noch vier: „Susanna“, „Salomon“, „Theodora“ und „Jephta“, das letzte, welches er im Jahre 1751 schon halb erblindet componirte. Wir haben vernach im „Josua“ noch ein Beck auf der Zeit der vollen Reife des Meisters; wegen der großartigen Anlage desselben und der Pracht der Chöre können wir es als den Schlußstein des monumentalen Triumphbogens betrachten, dessen Grundlagen „Israel in Aegypten“ und der „Messias“, „Samson“ und „Judas Maccabäus“ bilden.

---

* Vor Kurzem hat Richard Wagner in Wien Trost und Erfolg gefunden für die Niederlage, welche er in Paris erlitten hatte. Man berichtet den „Signalen“: Das musikalische Ereigniß der jüngsten Tage ist die Anwesenheit Richard Wagners in Wien. Der Mann hat wohl in Bezug auf seine Leistungen und Bestrebungen hier viele Gegner; aber darüber ist alles einig, daß Richard Wagner eine Persönlichkeit ist, über die man nicht so weiters zur Tagesordnung übergehen kann. Was die energhafte und tiefere Auffassung seiner Musik anbelangt, so hat gerade Wien sich besonders eingehend mit Wagners Opern schon aus dem Grunde beschäftigt, weil es hier viele Leute giebt, die rein nur für die Musik leben und über dem Interesse für dieselbe alles andere liegen und stehen lassen. Solche Leute eignen sich vorterrlich dazu, einen Componisten enthusiastisch zu empfangen und ihm durch die Aufmerksamkeit, die sie ihm schenken, das Leben zu versüßen. Außerdem empfand man hier, wo man sich mit mehr oder weniger Recht einbildet, von Musik etwas zu verstehen, das Fiasco, welches Wagner unlängst in Paris machte, doppelt unangenehm, und bereitete sich mit besonderem Eifer vor, dem gekünsten deutschen Tonsetzer volle Sympathie zu zeigen. Wagner hatte, ehe er sämtlich nach Wien kam, noch nie seinem „Lohengrin“ auf der Bühne aufführen sehen. Es waren ihm daher die materiellen Klangwirkungen seines Werkes neu und es ist sehr gut zu begreifen, daß er bei der Probe im Opernhause, der er beiwohnte, auf das tiefste erschüttert wurde. Diejenigen, welche dieser Scene beiwohnten, werden sie wohl nie vergessen. Das ganze Personal des Theaters, namentlich Chor und Orchester machten die größten Anstrengungen, dem Componisten gegenüber ihre Aufgabe möglichst vollkommen zu lösen, und wenn unser Orchester seine Ehre engagirt glaubt oder sich zeigen will, dann bringt es allerdings etwas Tüchtiges zu Wege. Nie haben die Beute Wagners Werk so wunderbar und gespielt wie bei jener Probe, nie war der Eifer bei allen Orchestermitgliedern so gleich groß, die Stimmung so gehoben. Genug — Richard Wagner, dessen Gefühle man leicht ermessen kann, wurde so ergriffen, daß ihn die innere Bewegung übermannte und er den Künstlern mit Thränen im Auge seinen Dank aussprach. Es war vorauszusehen, daß das Publikum am Abend der Aufführung selbst den Tonsetzer freundlich begrüßen werde. Indeß gestaltete sich jener Lohengrin-Abend zu einer wahrhaft großartigen Demonstration, die bis zum Schluß nicht erlahmte. Man applaudirte nicht nur, als man Richard Wagner in der Loge bemerkte, sondern man begrüßte gleich den Beginn der Introduction mit stürmischem Zuruf und gab sich nach jedem Abschluß nicht eher zufrieden, bis Wagner dreimal auf der Bühne erschienen war. Wir erinnern uns keiner ähnlichen Huldigung im Opernthcater. Es schien, als wollte sich alles vereinigen, um dem in Frankreich Gedrückten eine recht eklatante Entschädigung zu bieten. Viele applaudirten um ihre entschiedene Mißachtung des Pariser Verdicts möglichst deutlich zu zeigen, Andere, und darunter die leinsten und am feinsten behandschuhten Händchen in den Logen, um die Conformität ihrer Gesinnung mit jener der Fürstin Metternich in Paris an den Tag zu legen. Wieder andere mögen ein wenig Politik ihrem Beifall beigemischt haben. Dann gab es gewiß auch viele, welche ohne alle Hintergedanken dem Zukunftsmusiker huldigten, und endlich bemerkten manche am Übrhaupt etwas zu demonstriren oder auf allgemeine Gemüthlichkeit. Diese verschiedenen Faeteren brachten eine ganz anständige Beifalls-Kanonade zu Wege, wodurch der Componist am Schluß sich zu einer Ansrede genöthigt sah, die sich etwa in folgenden Worten bewegte: „Ich habe heute zum ersten Mal mein Werk gehört, ausgeführt von einem Künstlerkreise, dem ich keinen zweiten an die Seite setzen kann, von einem Publikum mit so schmeichelhaften Beweisen der Aufmerksamkeit aufgenommen, daß ich durch den mir zu Theil gewordenen Beifall fast eine Last auf meinem Herzen fühle. Dies alles hat mich so tief bewegt, daß ich fast nicht weiß, was ich Ihnen sagen soll. Eine süße Last ist ihre Anerkennung jedenfalls für mich, die mich erhebt und aufmuntert, in meiner Kunst fortzuschreiten. Ich bitte Sie, mich hierin zu unterstützen, indem Sie mir ihre Gunst bewahren.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 24. Bremen, 16. Juni. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Die Nationalökonomie in Deutschland. Von Wilh. Kiefselbach.
Mondnacht an einer Meeresbucht. Von W. J. Wilhagen.
Jerusalem und der Berg Zion.
Literatur und Kunst.

* Die Nationalökonomie in Deutschland

während der Reformationszeit.

Von Wilh. Kiefselbach.

In der Tübinger „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft“ (Bd. XVI. Heft 3 u. 4) ist jüngst von Gustav Schmoller eine längere Arbeit veröffentlicht „Zur Geschichte der nationalökonomischen Ansichten in Deutschland während der Reformationsperiode“, die nicht nur wegen des behandelten Gegenstandes selber, sondern auch wegen der Behandlung im hohen Grade Interesse erregt und es wohl verdient hat, von der staatswirthschaftlichen Fakultät als Preisschrift gekrönt zu werden. Bekanntlich ist bei uns zuerst von Wilhelm Roscher in seinem ausgezeichneten Werke „Zur Geschichte der englischen Volkswirthschaftslehre“ der Wechsel der wirthschaftlichen Auffassungen in England mit dem Wechsel der thatsächlichen wirthschaftlichen Verhältnisse in Verbindung gebracht worden; die ersteren ergeben sich aus der jedesmaligen Lage der letzteren; und wenn der genannte Gelehrte dabei den Beweis liefert, daß das Adam Smith'sche System durchaus nicht etwa wie Minerva aus Jupiter's Haupte, sondern aus einer Reihe tüchtiger vorangegangenen Bücher entsprungen ist, so legt er es auch dem Leser dar, in welcher Weise der am Schlusse des Mittelalters eintretende Wandel im Weltverkehr auf die ökonomischen Zustände der brittischen Inselgruppe zurückwirkte

Wirft man nämlich einen Blick auf die Lage des europäischen Gesammthandels zur Zeit der Entdeckung Amerika's, dann läßt sich nicht verkennen, daß damals bereits so ziemlich jedes Volk unseres Erdtheils von dem regen zwischenländischen Getriebe mehr oder weniger berührt wurde. Durchweg waren die bedeutendern Reiche der christlichen Welt zur Geldwirthschaft übergegangen; die Italiener, in deren Händen hauptsächlich der Bezug der orientalischen Waaren lag, hatten überall rund um Europa in den größeren Häfen ihre Häuser errichtet und mittelst derselben die verschiedenen Nationen in den allgemeinen Austausch von indischen Gütern gegen europäische Edelmetalle hineingezogen. Also konnte es auch nicht ausbleiben, daß durch den am Ende des Mittelalters stattfindenden Umschwung des Güterlebens der ganze europäische Völkerkreis, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, wirthschaftlich umgestimmt wurde. Nur machte diese durchgreifende Umstimmung sich in den verschiedenen Ländern sehr verschieden geltend, weil dieselben in sehr verschiedener Weise an dem internationalen Verkehre betheiligt waren. England trieb eigentlich noch kaum activen Handel. Die „Gesellschaft der wagenden Kaufleute“ hatte das Reich noch nicht von der mercantilen Uebermacht der Hansen befreiet, seine Kriegs- und Handelsflotte lag noch in den Windeln; und auch der brittische Gewerbfleiß war keineswegs schon hinreichend entwickelt, um die fremde Einfuhr mit der Ausfuhr seiner Erzeugnisse begleichen zu können. Das Land bezahlte in altgewohnter Weise die ihm zugeführten Spezereien und Industriewaaren mit Getraide, Blei, Zinn, Wolle, Leder, Fischen und jenen halbfertigen Tuchen, die in Flandern und in der Lombardei geschoren und gefärbt wurden. Die nothwendige Folge dieser Schlage war, daß die englische Rohproduktion und der auf dieselbe verwandte Tagelohn jedenfalls eine Veränderung in dem Werthe der Edelmetalle stärker spüren mußte, als das Ackerbauthum jener Gegenden Europa's, welche für den Verkehr nach Außen Fabrikate oder gar Gold und Silber abzugeben hatten. Weil die englische Landwirthschaft damals fast allein den auswärtigen Handel Englands trug, während die deutschen oder spanischen Bauern vorwiegend nur im Verkehr mit den Städten ihrer eigenen Länder standen, griffen die europäischen Preisschwankungen des Geldes ganz unmittelbar in die agrarischen Zustände Großbrittanniens hinüber. Darin ist gewiß der Grund zu suchen, warum grade in England im Verlaufe des sechszehnten Jahrhunderts das allgemeine Fallen des Geldwerthes in Europa am Empfindlichsten gefühlt wurde und auch die untersten Stände am meisten drückte. Jene Veränderung der im Edelmetall vorhandenen Kaufkraft, d. h. die Erniedrigung seines Werthes im Vergleiche zu den übrigen Gütern, hatte jedoch eine doppelte Ursache, deren zwei Momente wohl auseinander zu halten sind. Nach der Wiedereröffnung des levantinischen Handels in Folge der Kreuzzüge findet ein abermaliges unaufhörliches Abströmen des Edelmetalls aus Europa nach dem Osten statt. Um 1450 ist ein Pfund Silber oder Gold so ziemlich auf unserm ganzen Erdtheile ungefähr um ein Viertel im Durchschnitt zu den entscheidenden Gebrauchsgütern mehr werth als 1250. Geht aber das Suchen der Südeuropäer nach einem unmittelbaren Seezuge zu Indien während der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts daraus hervor, daß die Türken seit der Eroberung Konstantinopels dem italienisch-levantinischen Handel immer mehr Schwierigkeiten bereiten, und geräth dieser Verkehr durch jene Lähmungen schon

Digitized by Google

vor der Fahrt Vasco de Gama's, statistisch nachweisbar, in Verfall, so läßt natürlich gleichzeitig auch das nach Osten gerichtete Abströmen des europäischen Edelmetalls nach — der Werth von Gold und Silber fällt im Westen auf's Neue. Inzwischen hatte jedoch das europäische Verkehrsleben bei seiner allmäligen Ausbildung des Credits bereits mehrere Generationen hindurch noch obendrein zu Geldsurrogaten gegriffen; neben den baaren Summen liefen eine Menge Wechsel um, welche, ebenso gut als die Münzen, die Eigenthumsübertragungen vermittelten. Also mußte ein Aufstauen von Edelmetall in Europa am Ende des Mittelalters die Preise der Waaren höher hinaustreiben als es früher der Fall war, wo der Verkehr, noch des Umlaufes jener kaufmännischen Papiere entbehrend, entweder im reinen Tausche oder bloß gegen Baar abgemacht wurde. Der Umsatz von Hand zu Hand beanspruchte nicht mehr so viel Baarmittel; folglich ward das Anschwellen des Vorrathes an Gold und Silber schwerer von der Handelswelt aufgefogen. Nur eine Preissteigerung der Sachgüter konnte ein neues Gleichgewicht zwischen Metall und Gebrauchswaaren anbahnen. Auf solche Weise allein läßt es sich erklären, daß schon vor dem Ausfließen des Edelmetalls aus Amerika der Werth von Gold und Silber im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in einigen Ländern der christlichen Welt merklich herabgeht. Während, wie Roscher hervorhebt, vor der Entdeckung Potosi's (1545) gar kein amerikanisches Silber nach Europa kam, war doch in Frankreich schon zwischen 1500 und 1530 der Preis des Silbers um etwa 50 Procent gesunken, und die bis 1522 gradezu ausschließliche Goldzufuhr aus Amerika hat gleichfalls wohl den Preis des Goldes dem Silber gegenüber nicht bemerkbar verringert." Als nun aber mit der Stockung des italienisch-levantinischen Handels, welcher bis dahin das baare Geld unseres Erdtheils an sich gezogen hatte, und zugleich mit der Ausbreitung der Creditmittel im Verkehr sich obendrein die nach Europa gerichteten amerikanischen Metallsendungen verbanden, mußte vollends in den Ländern des atlantischen Gestades ein rasches Steigen aller realen Güter gegen Geld eintreten.

Man würde daher die Geschichte von England während des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts nicht richtig verstehen, wenn man sie nicht in Zusammenhang mit der erwähnten allgemeinen wirthschaftlichen Umstimmung bringt, welche die gleichzeitigen Veränderungen des Welthandels und Geldmittels in Europa hervorrufen. König Heinrich VIII. hatte freilich noch im Jahre 1526 die englischen Münzen schlechter ausgeprägt, indem er aus der Unze Gold zuerst 44 statt 40 Schilling, aus der Unze Silber 3 Schilling 8 Stüber statt 3 Schilling 4 Stüber schlug, und bald darauf Gold gar zu 45 Schilling, Silber zu 3 Schilling 9 Stüber, die Unze, münzte. Bei der ungünstigen Bilanz, in welcher damals Englands Verkehr mit den Niederlanden stand, zeigte sich ein lebhafter Abfluß des Edelmetalls aus dem Inselreiche nach Flandern, dem man durch Verschlechterung des Geldes vorbeugen zu können meinte; abgesehen davon, daß die Finanzverlegenheit des Königs dabei Gewinn zu machen hoffte. Allein, bereits unter Elisabeth begann die allgemeine Preissteigerung aller Lebensbedürfnisse in Folge des zunehmenden Geldvorrathes im Lande. Im Jahre 1500 kostete ein Quarter Waizen nach heutigem englischen Gelde 10 Schilling, beim Tode Maria's schon durchschnittlich 14 Schillinge; dagegen am Ausgange des Jahrhunderts über 30 Schillinge. Die jungfräuliche Königin selber, die ihrerseits sehr gut rechnen konnte, sah dadurch allerdings die Einnahmen von ihren Domänen namhaft wachsen. Sie vermochte deßhalb den von ihrem Vater verschlechterten Münzfuß wieder herzustellen, eine That, welche das dankbare englische Volk noch in ihrer Grabschrift ehrte, und mit der Königin wurden gleichzeitig alle Grundeigenthümer durch ihre nunmehr größeren Einkünfte, wenigstens der Nennersumme nach, bedeutend reicher. Die Menge der besitzlosen Arbeiter indessen war nicht so rasch im Stande, eine entsprechende Erhöhung ihrer Löhne zu bewirken. Je mehr der Preis der Nahrungsmittel hinaufging, um so stärker ward das Arbeitsangebot von Seiten der hungernden Bevölkerung. Trat nun auch um das Jahr 1587 eine durchgehende Aufbesserung der Löhne und Gehalte, vom Handwerker an bis zu dem obersten Staatsbeamten hin, in England ein, so hatte doch inzwischen die Umwälzung aller Lebensverhältnisse in Folge der schnellen Preissteigerung der Sachgüter viel Noth und Elend hervorgebracht. Bettlerhorden durchzogen, oft in bewaffneten Banden, die verschiedenen Grafschaften; neue Armengesetze mußten erlassen werden; der Bauernaufstand vom Jahre 1549 ist in seiner untersten Ursache darauf zurückzuführen, daß bei dem Umschwunge in den Pachtschillingen und der Aufhebung der Klostergüter viele kleine Bauernhöfe niedergelegt und zu großen Wirthschaftsbetrieben in der Hand eines Einzelnen eingehegt wurden. Und selbst der noch übrig bleibende Pächterstand sah sich nicht fähig, alsbald ein neues Gleichgewicht zwischen seinen anders gewordenen Ausgaben und Einnahmen herzustellen. Demgemäß war es denn recht eigentlich der sogenannte „kleine Mann" in England, welcher, brodlos in der Heimath, sich der Auswanderung in die neuen englischen Provinzen jenseits des Oceans am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts zuwandte; die harte Schwielenhand, der Hacke und des Karstes gewohnt; nicht, wie in Spanien und Portugal der heruntergekommene Höfling oder Soldat, welcher ohne Mühe Gold in Amerika zusammenraffen will, um so bald als möglich wieder im Vaterlande als reicher Schwelger seinen Genüssen nachgehen zu können.

Wenn aber dergestalt das englische Kolonialwesen durch die besondere wirthschaftliche Lage Englands von vornherein sein eigenthümliches Gepräge erhält, wenn England sich zunächst derjenigen Gebiete Amerika's bemächtigt, in welchen es Ackerbau-Niederlassungen gründen kann, so spiegeln sich diese angedeuteten ökonomischen Verhältnisse auch in der gleichzeitig beginnenden nationalökonomischen Wissenschaft Großbrittaniens wieder. Von Stufe zu Stufe folgt dieselbe dann der thatsächlichen Entwicklung. Sie macht die Periode der nationalen Handelspolitik in der Schiffahrtsacte und dem Schutzzollsystem durch, bis sie sich in Adam Smith zu allgemein gültigen Principien erhebt. Frankreich bietet ein ähnliches Schauspiel ökonomischer und wissenschaftlicher Wechselbeziehungen dar, und die „nationalökonomischen Ansichten in Deutschland während der Reformationszeit" können ebenfalls nur dann richtig erfaßt werden, sobald man sie auf den Hintergrund von Deutschlands gleichzeitigen Beziehungen zum Welthandel bringt.

In derselben Weise nun, in welcher Roscher der Entwicklung der Nationalökonomie in England einen geschichtlichen Hintergrund giebt, und Baudrillart in seinem Werke „Bodin und seine Zeit" die in Frankreich beginnende Wirthschaftswissenschaft darstellt, bringt auch Schmoller die in Deutschland kund werdenden wirthschaftlichen Gedanken mit der gesammten Lage des Landes in Verbindung. Die damaligen deutschen Zustände unterschieden sich indessen wesentlich von den gleichzeitigen englischen; der Wirrwarr, in welchen die ökonomisch-socialen Momente am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts bei uns geratben waren, zeigt sich auch in den Ansichten der hervorragenden Männer jener Periode. Nicht so sehr mit seinem Ackerbau, wie England, sondern mit seinen städtischen Manufacturen und im Betriebe des Zwischenhandels hatte Deutschland bis zu der Entdeckung Amerikas am Weltverkehre

Digitized by Google

Theil genommen. Die eintretende Preisveränderung der Edelmetalle machte sich hier mithin zunächst der städtischen Bevölkerung fühlbar. In erster Linie erhält das während des fünfzehnten Jahrhunderts mächtig aufgeblühte Bürgerthum dadurch einen schweren Schlag. Dazu kommt, daß die nunmehrige Ueberflechtung des Welthandels auf die atlantische Küste von Europa den alten Waarenzug, der sich von dem adriatischen Meere über die Alpen an den Rhein zog, vertrocknen machte. Die Levante war jetzt für die Südeuropäer verschlossen; Venedig selbst mußte die indischen Güter in Lissabon holen. Innsbruck, Augsburg, Nürnberg, Ulm, Worms und andere Plätze, die bis dahin aus dem venetianischen Transito eine reichliche Nahrung gezogen hatten, können fortan nur noch ihren eigenen Bedarf in den von Portugal versorgten flandrischen Niederlagen verkaufen. Die stolzen binnenländischen Emporien verdienen nicht mehr neu, sie müssen jetzt von ihren angesammelten Kapitalien leben. Ja, diese Kapitalien selber folgen dem veränderten Zuge der Dinge. Das Hauptgeschäft der Fugger verlegt sich von Augsburg nach Antwerpen, die Welser verlassen ihre venetianischen „Freunde“ und machen gemeinschaftliche Unternehmungen mit den Portugiesen und Spaniern. Somit verarmen die deutschen Städte, ihre noch nicht vollendeten Prachthauten gerathen in's Stocken, die Thürme ihrer Kirchen werden nicht mehr ausgeführt. Und wie in Süddeutschland durch die veränderte Lage des Welthandels der bisherige Verdienst ausbleibt, so verliert auch das hanfische Geschäft in Ausland und Scandinavien, in England und Flandern im Vergleiche zu den sich anknüpfenden ostindischen und amerikanischen Beziehungen sehr an Bedeutung. Der internationale Austausch fängt an, nach ganz anderen Summen zu rechnen als früher. Mußten nun schon diese angedeuteten ökonomischen Momente das wirthschaftliche Leben Deutschlands in jener Epoche wesentlich umstimmen, dann dienten vollends die kirchlichen und politischen Verhältnisse dazu, allen geschlossenen Zusammenhang seiner Interessen aufzuheben. Von Rom aus wurde ein mit großer commercieller Klugheit eingerichteter Ablaßhandel nach Deutschland getrieben. „Der patriotische Volksprediger, Eberlin von Günzburg“, bemerkt Schmoller, „sucht Karl V. von dem finanziellen Schaden der römischen Herrschaft mit den Worten zu überzeugen: Allein die Baarsüßerobervanger heben auf ein Jahr in deinem Ober- und Unterdeutschland 200,000 Gulden (à 3 fl. im 24½ fl.-Fuß) an Gold und Goldwerth; ob sie schon kein Gold angreifen, so man es sieht, doch haben sie Schaffner, die ausgeben und einnehmen, pünktlicher denn kein Fürst hat. Ja, man hat es summirt, daß die vier Bettelorden in deutscher Nation jährlich aufheben mehr denn zehnmalhunderttausend Gulden; solches saugen sie aus Arm und Reich, Herren und Knechten. Was sag' ich vom päpstlichen Stuhl, der jährlich deutsche Nation erleichtert um 300,000 Gulden. Was aber mit boshaftigen Rechtshändeln gen Rom aus deutscher Nation wird gezogen, ist nit auszurechnen. Noch minder mag man zählen, was von den Klöstern, Stiftern, Pfarren, Pfründen durch die höllischen Kurtisanen aus deutscher Nation gestohlen und geraubt wird. Bei dem Allen muß das Volk geben Dir und andern herren jährliche Schätzung, als billig ist, muß sich selbst dazu ernähren, so viel Mönch und Pfaffen, so in Klöstern und außerhalb verpfründet sind, auch ziehen (umherreisen), ohne die Bettelmönche. Wie möcht' da die deutsche Nation grünen, da so viel schädlicher Thier an ihr abäzen alle gute Weide. Alle Dinge sind theuer bei uns, auch ist die Münze gefälscht, kein gut Geld kann man mehr finden. Rom schluckt alles Silber und Gold, die unnützen Bettelmönche und Kurtisanen machen auch das Wasser theuer.“

Deutschland befindet sich bereits auf dem Wege zum wirthschaftlichem Verfalle in dem Momente, wo es seine Nationalgestaltung vollziehen will. Die beabsichtigte gemeinsame Zollinie, die in Aussicht genommene Reichssteuer, das Reichsheer soll zu einer Zeit eingerichtet werden, als bereits unter den veränderten Umständen der Trieb des ökonomischen Lebens zu erlahmen begann. Außerdem werfen die dynastischen Beziehungen des Kaisers zu Spanien einer ökonomisch-politischen Erfassung des nationalen Daseins von Deutschland bei dem damals lebenden Geschlechte viele Hindernisse entgegen. Und endlich wirkte auf die volkswirthschaftlichen Ideen der Periode auch die durch die Reformation hervorgerufene sittlich-moralische Anschauung der Zeit, welche allen Eigennutz, alles Trachten nach Geld und Geldverwerb als unsittlich und dem Gemeinwesen schädlich verdammte. Daher die Idee, alle ökonomische Thätigkeit durch die Hand des Staates leiten zu müssen, um dem gemeinen Nutzen den Sieg über den Eigennutz zu verschaffen, daher die Verdammung des Handels, die Bevorzugung des Ackerbaus, daher der Glaube an allgemeine willkürliche Vertheuerung durch den Eigennutz, daher endlich alle die communistischen Tendenzen, welche in dem Aufgeben aller privatwirthschaftlichen Thätigkeit die einzige Möglichkeit sehen, den Eigennutz consequent zu unterdrücken.“ Schmoller hätte unseres Erachtens auch noch auf die persönlichen Stellungen hinweisen können, in welchen die damaligen Träger des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland standen. Das eigentliche Bürgerthum als solches hatte noch keine literarische Vertreter. Männer, wie Peutinger und Pirkheimer gehörten dem städtischen Patriciate an, das denn doch in seinem ererbten Reichthum, wie einst die römischen Patricier, auf die bürgerliche Nahrung mit einiger Verachtung hinab blickten. Die Schriftsteller dieser Periode waren entweder Adelige, wie Hutten, Geistliche, wie Luther und Melanchthon, oder aus den akademischen Kreisen hervorgegangene Gelehrte. Die unmittelbar praktische Bildung des Kaufmannesstandes wußte sich der Feder noch nicht zu bedienen. Deßhalb konnte Hutten, der in dieser Beziehung den Krautjunker erst sehr spät abstreifte, mit solchem Grimm auf die Handelskenle loßschimpfen. An den Fuggern reibt er sich jeden Augenblick, und er hält es durchaus nicht für eine Sünde oder Schande, wenn den durchziehenden Geschäftsmännern gelegentlich in mehr oder weniger freundschaftlicher Art unrechtmäßige Tribute abgezwackt werden. Kehren doch solche Auffassungen in Deutschland noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts wieder. Der bairische Herausgeber von Graf Arco's italienisch geschriebenem Werke „Ueber den Einfluß des Handels auf die Sitten der Völker“ hat 1788 trotz seiner bedeutenden Bildung doch kaum eine größere Achtung für den Kaufmannsstand, als Hutten. „Die Seelenkräfte eines handelnden Volkes“, sagt er in der zweiten Anmerkung, „sind allerdings in einer überstimmenden Thätigkeit: worauf zielt sie aber? Auf Bereicherung *per fas et nefas*. Man findet dies in den Unterredungen und den Physiognomien der meisten Kaufleute so auffallend kennbar, daß es würde ein Wunder sein, sie bei ihren Geschäften und anderwärts nicht als ein lebendiges Rechnungsexempel zu bemerken. Selten ist es mir auf meinen Reisen mißlungen, meinen Gefährten, bloß aus der Physiognomie, die Kaufleute unter mehreren andern Gesellschaftern auszuzeichnen. Mich dünkt, dieß müsse etwas leichtes für einen jeden sein, der nur zum Theil die Kunst versteht, physio- und pathognomisch zu zeichnen, und diese Zeichnung psychologisch zu entziffern. Die Genauigkeit, mit der die Kommerzianten die kleinsten Brüche berechnen müssen, macht ihnen ein ängstliches Verfahren und den Geist des Kleinen so eigen, daß er ihnen beinahe zur andern Natur wird.“ Hutten und seine Zeitgenossen sind natürlicher Weise in dieser Beziehung noch viel gröber. Daß, wie Schiller singt, „der Kaufmann den Göttern

Digitized by Google

gehört, und an sein Schiff das Gute sich knüpft«, von dem großen Kulturmomente, welches im Handel liegt, haben sie keine Ahnung. »Der bekannte Tübinger Professor Heinrich Bebel (Schmoller S. 171) sagt in seinen Facetien: Die Räuber sind segensreich; denn die Kaufleute erwerben sich ihren Reichthum doch mehr durch Wucher als durch ehrliche Verträge, so daß sie nicht leicht in den Himmel kämen, wenn jene ihnen ihre Schuld nicht einigermaßen erleichterten. Ganz ähnlich Luther. Auch er meint, es seien die Plackereien den Kaufleuten gesund; sie leiden sie ja nur ihres Eigennutzes wegen. Da die Fürsten sie nicht strafen, so müsse es Gott thun. Also, ruft er aus, säupet er einen Buben mit dem Andern!« Nur Sebastian Frank, der in ökonomischen Dingen häufig der aufgeklärteste ist, scheint mit ganz richtigem Blicke sogar die große Kulturkraft des Handels zu erkennen. In der Vorrede zum Chronicon Germaniä spricht er von der früheren Unbekanntheit der Deutschen, die verschiedene Gründe, hauptsächlich ihre Abgeschlossenheit und Rohheit, gehabt; — aber jetzt sei das Alles anders, jetzt thue es ihnen Niemand an Leutseligkeit, wohlerbauten Städten, Anschlägen, Künsten, redlichen Thaten, weisen Reden und Gewerben zuvor; denn, setzt er hinzu, »nachdem die Deutschen haben angefangen, Kaufleute zu werden und über ihre Schwelle in andern Nationen zu reisen, ist kein Volk nicht weiter kommen oder mehr erfahren. Deutschland hat die weitreisendsten und reichsten Kaufleute, die ausgebildetsten Gewerbe, so künstliche Arbeit, in Malen, Sticken, Graben, Schnitzen, Bauen, Gießen, Schreiben und allerlei Kunst wie sonst nirgends.«

Schmoller, der in seinen nationalökonomischen Studien ganz unverkennbar der historischen Richtung angehört, hat mit sehr feinem Verständnisse seines Stoffes unausgesetzt die geschichtlichen Zeitumstände im Auge, unter denen die einzelnen wirthschaftlichen Auffassungen während der Reformationsperiode hervortreten. Daß das wirthschaftliche Getriebe auf dem Erdball in allen seinen Theilen in inniger Verbindung steht, zu diesem Standpunkte konnte man sich selbstverständlich in einer Epoche noch nicht erheben, in welcher die ganze Erde noch gar nicht einmal bekannt war. Niemandem fällt es daher auch damals in Deutschland ein, die bedeutende Preisveränderung der Waaren von den entscheidenden Ursachen herzuleiten. Vermögen wir aber auch nicht, aus jener Zeit neue nationalökonomische Wahrheiten für uns zu holen, müssen wir vielmehr sehr oft selbst über die wirthschaftlichen Faseleien eines Luther lachen, so eröffnet uns doch die Zurückführung der damaligen nationalökonomischen Auffassungen auf die gleichzeitige historisch gegebene Basis der Wirthschaftsverhältnisse einen tiefen Blick in das Gesammtdasein unseres Volkes. Das historische Urtheil gewinnt dadurch an Wahrheit und Klarheit, und wir werden zugleich darauf aufmerksam gemacht, uns zu fragen, ob nicht auch in der Gegenwart die ökonomisch-socialen Elemente ebenfalls eine hervorragende Rolle bei unserm politischen Entwicklungsgange spielen.

Schmoller nimmt in verschiedenen Kapiteln das ganze wirthschaftliche Leben Deutschlands während der Epoche durch. Nachdem er in der Einleitung den ethischen Standpunkt der Reformatoren zu den ökonomischen Angelegenheiten dargelegt hat, geht er unter der Aufschrift: »Die Produktion der Güter, Arbeit und Arbeitstheilung« zu der vortherrschenden physiocratischen Richtung der damaligen hervorragenden Schriftsteller über. So sieht Sebastian Frank die einzige Quelle des Reichthums im Ackerbau. »Das erste Buch Mosis giebt genug zu verstehen, was die ersten frommen Altväter für Handthierung und Kaufmannschaz getrieben, nämlich des Vieh's und Feld's gewart und den Segen Gottes davon geärndt. — — Lieber! gedenk des unnützen Gesinds alles, das nur ein unnützes Bürd der Erden ist, die übrigen Früchte zu verzehren und ander Leut' zu irren geboren, nämlich allerlei Standes: Geistliche, Frauen und Mann, Mönche und Pfaffen, Kaufleute, Finanzer, Gesellschafter, alle Landsknecht, Bettler, Müssiggänger, viel unnütz Adels, Amtsleut, Herren, Herrschaften mit dem Anhange, als Pfleger, Vögte, Schultheiß, Richter, Büttel, Reiter, Knecht.« Von der Nothwendigkeit der Arbeitstheilung hat er keinen Begriff. »Auch Luther sieht nicht ein, wie es rechtlich zugehen soll und wie es überhaupt möglich sei, daß Jemand einen wirklichen reinen Gewinn mache, der nicht aus der Erde oder von dem Vieh komme, da das Gut nicht im menschlichen Witze sondern in Gottes Benedeiung steht.« Die Arbeit, bemerkt der Verfasser weiter, erscheint daneben als vollkommen unwesentlich und unbedeutend; sie soll nur aus sittlichen, nicht aus ökonomischen Motiven vollbracht werden. Daß es in der Welt thatsächlich anders war, galt dem Reformator als Sündhaftigkeit und Verderbniß dieser irdischen Welt. Mit ihm theilt Hans Sachs eine solche Anschauung der Dinge. Dessenungeachtet überrascht beide, vielleicht wider Willen, hie und da eine bessere Einsicht. »Gegenüber den ersten Zeiten des menschlichen Geschlechts z. B. sah Luther recht wohl, daß in der heutigen Gliederung der Stände nach Berufsarten ein ungeheurer Fortschritt liege. Adam, meint er, habe es viel schlechter gehabt als wir. Während heute doch jeder nur in seinem Stande schwitzen und arbeiten müsse, habe Adam zugleich den Schweiß des Haus-, Regierungs- und Kirchenstandes schwitzen müssen, da er alle diese Aemter zugleich versehen, so lange er gelebt habe. Das ganze Volk vergleicht Luther sehr richtig mit einem Körper, die verschiedenen Stände mit den verschiedenen Gliedern; jedes Glied habe seinen Beruf, das eine habe dieß, das andere das zu thun; keines könne die Arbeit eines Andern nur so geschwind übernehmen.«

In dem nächsten Kapitel: »Umlauf und Preis der Güter, die große Preisveränderung«, erscheint Erasmus als auf einer schon höheren Stufe der nationalökonomischen Bildung stehend; er hat bereits ein Verständniß von der Wirkung der Concurrenz auf die Preisverhältnisse. »So erzählt er in den Colloquia familiaria von einem Marktweibe, die für einen Seeaal 10 Obolen fordert. Dieß ist dem Käufer zu viel, aber das geschwätzige Weib versichert ihn, er bekomme denselben nirgends wohlfeiler, sie wolle sterben, wenn er sie nicht selbst so viel oder kaum weniger gekostet habe; der Käufer entgegnet ihr, es scheine ihm, sie wolle das drei- oder vierfache an ihrer Waare gewinnen. Das hundertfache, sagte sie, wenn ich könnte, doch ich finde Niemand, der dumm genug wäre, dann noch bei mir zu kaufen, statt bei einer Andern.« Bei der Untersuchung über den richtigen Preis einer Waare wendet sich Luther in seiner Schrift über die Kaufmannshandlung mit besonderer Heftigkeit gegen die großen Handelsgesellschaften in Augsburg, Nürnberg, Ulm, Frankfurt u. a., welche den Vorwurf der Monopolpreise auf sich zogen und daher einem wahrhaft fanatischen Hasse aller übrigen Klassen der Bevölkerung ausgesetzt waren. »Wer ist so grob«, ruft er aus, »der nicht siehet, wie die Gesellschaften nichts anders sind, denn eitel rechte Monopolia? welche auch die weltlichen heidnischen Rechte verbieten, als ein öffentlich schädlich Ding aller Welt; ich will des göttlichen Rechtes und christlichen Gesetzes ganz schweigen. Denn sie haben alle Waaren unter ihren Händen und machens damit, wie sie wollen und treiben ohne alle Scheu die obberührten Stücke, daß sie steigen und niedrigen nach ihrem Gefallen und drücken und verderben alle geringen Kaufleute, gleichwie die Hechte die kleinen Fische im Wasser; gerade als wären sie Herrn über Gottes Kreatur und frei von allen Gesetzen des Glaubens und der Liebe. Daher kommt es, daß man in aller Welt muß die Würze so

Digitized by Google

theuer kaufen, als sie wollen und treiben den Wechsel! Heuer steigern sie den Ingber, über ein Jahr den Saffran und wiederum, daß ja allezeit die Krümme in die Beuge komme und Keiner Verlust, Schaden noch Gefahr leiden dürfen.“ Wenn übrigens Willibald Pirkheimer den Handel nach Venezuela als die Quelle des Augsburger Reichthums bezeichnet, so besindet er sich ganz entschieden im Irrthum. Ich selbst habe im Winter 1846 — 47 in Caracas verschiedene Nachforschungen nach den etwaigen Ansiedelungen der Welser in jenem Gebiete angestellt; aber keine Spuren angetroffen, die auf einen lebhaften Export venezolanischer Produkte nach Europa im sechszehnten Jahrhunderte hinwiesen. Das Land lieferte keine Edelmetalle, seine Erzeugnisse mußten erst durch Anpflanzungen gewonnen werden; und diese haben nicht eher nachhaltig Platz gegriffen, als bis die Spanier Besitz von den Küsten nahmen. Im Gegentheile ist es wahrscheinlicher, daß der im Jahre 1610 erfolgte Bankrott des Welser'schen Hauses mit durch die Verluste hervorgerufen wurde, welche die Firma durch ihre überseeischen Besitzungen erlitten hatte.

Wir können hier selbstverständlich dem Schmoller'schen Werke nicht in jedes einzelne Kapitel nachfolgen, so interessant sie auch sind. Er ist in den Quellen der Zeit vortrefflich bewandert und arbeitet seinen Gegenstand mit dem den Schwaben besonders eigenen, treuen wissenschaftlichen Fleiße heraus. Nicht nur hat er die Polizeiordnungen jener Periode gewissenhaft durchgesehen, die einschlagenden Dichterstellen sorgsam gesammelt, sondern er zeigt auch stets den auftauchenden ökonomischen Anschauungen gegenüber die gründliche Kenntniß der heutigen Nationalökonomie. Namentlich tritt dieselbe bei dem „Kapitalzins, Wucher und Wucherpolitik“ hervor. Luther, Melanchthon und Zwingli haben sich alle drei sehr ausführlich mit den darauf bezüglichen Fragen beschäftigt. Nur Melanchthon verräth ein etwas klareres Verständniß von dem Darleihen. „Doch ist dieß bloß ein einzelner Lichtpunkt. Im Allgemeinen war die öffentliche Meinung noch vom tiefen Widerwillen gegen alle Wucherer erfüllt, und am stärksten traf dieser die jüdischen Wucherer. Auf ihnen lastete der ganze Druck des allgemeinen Hasses in einem Grade, wie ihn nur der durch Jahrhunderte fortgeerbte religiöse und nationale Fanatismus ersinnen kann. Besonders sucht Sebastian Frank ihre Schändlichkeit nachzuweisen und kann es nicht oft genug wiederholen, wie gut es wäre, wenn ihnen die Geldgeschäfte ganz verboten und sie sich gewöhnlichen Handthierungen widmen würden.“

„Daß der Werth des Geldes sich ändere, sagt Schmoller bei seiner Behandlung des Geld- und Münzwesens, wußte man recht gut. Willibald Pirkheimer findet es so schwer, die alten Gold- und Silbermünzen mit den heutigen zu vergleichen, besonders wegen des immer wechselnden Werthes von Gold und Silber.“ — — „Sehr hübsch äußert sich Agricola über den Preis der Metalle. Im ersten Buch de pretio Metallorum rühmt er zuerst die Unzerstörbarkeit und Haltbarkeit von Gold und Silber als ihrer größten Vorzüge und fährt dann fort: Je seltener ein Metall ist, um so theurer ist es, so ist Silber theurer als Eisen, obgleich dieses viel nützlicher ist; das Häufige ist nützlich, das seltene theuer. Wird von einem Metalle mehr ausgegeben, so fällt es im Preise, wie auf den neu entdeckten Inseln das Gold in solchem Ueberflusse vorhanden ist, daß es nicht geschätzt wird. Entsteht Mangel an einem Metalle, d. h. wird wenig ausgegraben oder wenig eingeführt, so steigt es im Preis. Beides haben wir erlebt; als man in Böhmen weniger Zinn fand, stieg der Preis augenblicklich, ebenso das Eisen, als aus den Karpathen weniger eingeführt wurde. Demnach giebt es drei Gründe, warum ein Metall theurer sein kann als das andere.“

Ganz eigenthümliche nationalökonomische Anschauungen kommen in der großen Bauernbewegung der Zeit zu Tage. Es ist bekannt, wie einerseits die Tyroler Bauern in sehr vernünftiger Weise ein Maaß-, Münz- und Gewichtssystem für das deutsche Reich fordern und es auch von einer einzigen Zolllinie umwann haben wollen. Daneben übrigens regen sich schon communistische Pläne. Der Anführer der Bauern an der Tisch, Michael Gaismaier, sagt in seiner Landesordnung: „Es soll Niemand im Land Kaufmannsschaft treiben, auf daß sich mit der Sünde des Wuchers Niemand bestecke; aber damit in Solchem nicht Mangel erscheine und gute Ordnung gehalten, auch Niemand überschätzt und betrogen werde, sondern alle Dinge in einem rechten Kauf und gut gefunden werden mögen, so soll ein Ort im Land fürgenommen werden, darzu Triendt der Wohlfeile halber und in mitten wegs gelegen (passend wäre) darin man alles Handwerk errichten und vom Land verlegen soll, als seiden Tuch, Pirett, Mössingzeug, Sammt, Schuhe und anderes zu machen; und soll ungefähr ein Anlmann darüber gesetzt werden; und was im Land als Gewürz und Anderes nicht erlangt werden mag, das soll außerhalb bestellt werden, darauf an etlichen Orten, der Gelegenheit nach, Läden gehalten, darin allerlei feil gehabt und soll auch nicht kein Gewinn darauf geschlagen, sondern allein der Kostung, so darüber geht, darauf gerechnet werden. Damit würde verhüt aller Betrug und Falsch und man möchte alle Ding im rechten Werth haben und bleibt das Geld im Lande und komme der gemeine Mann zu gar großem Nutzen“ — man sieht, ungefähr ein allgemeiner bäuerlicher Consumverein für ganz Tyrol! Den Schluß des Schmoller'schen Buches bildet dann eine Schilderung des eigentlichen communistischen Treibens der Wiedertäufer. Nationalökonomischer Unverstand und religiöser Fanatismus versuchen sich in der Neuschöpfung von socialen Einrichtungen, bei denen jede Kritik aufhört.

Das Reformationszeitalter zeigt uns die Nationalökonomie eben in ihrer naiven Kindheit. Daß dieselbe eine selbständige Wissenschaft ist, ahnte man noch nicht 'im Entferntesten. Man legte sich die einzelnen wirthschaftlichen Erscheinungen zurecht, wie es eben ging, und die darauf hin ergriffenen ökonomisch-politischen Maßnahmen entsprachen den kindlichen Auffassungen. Eine Weiterentwicklung der Wirthschaftswissenschaft tritt bei uns erst ein, nachdem das Territorialfürstenthum eine mehr geordnete Kammerverwaltung beginnt. Die administrativen Erfahrungen, welche die neu eingesetzten Amtleute machten, führten allmälig zu einer besseren Erkenntniß der Wirthschaftsgesetze hinüber; und nach und nach schied sich auch eine besondere Literatur über die Verwaltungsangelegenheiten aus. So trat die Nationalökonomie zuerst als Kammeralwissenschaft auf, die sich schon ziemlich früh eine, wenn auch untergeordnete, Stellung auf den Universitäten errang. Eine Menge mehr oder weniger gescheuter Gedanken wurden damals in kleinen Schriften zerstreuet. Es wäre daher für die Geschichte der Wissenschaft in hohem Grade wünschenswerth, wenn Schmoller, der seine Befähigung dazu sattsam dargelhan hat, sein Werk bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts, wo die Nationalökonomie, über die Grenzen der einzelnen Länder hinausschreitend, zu einer allgemeinen Wissenschaft wird, gelegentlich fortführen wollte; auch die Kulturgeschichte würde daraus vielfachen Nutzen ziehen.

Digitized by Google

* Gedichte von P. J. Willatzen.

Mondnacht an einer Meeresbucht.

Wo ruhlose Fluthen die Felsen umbranden,
Da bin ich gestanden,
Allein, wie auf der Welt allein,
In der Mitternacht
Bei des Vollmonds Schein.
O der schaurigen Pracht:
Hier das Schäumen und Stranden
Der Wellen tief unten in ewiger Schlacht,
Hoch droben der Wolken gespenstische Jagd —
Mich hielt's, wie ich so da gestanden,
In magischen Banden.

Bald sangen die Wasser, hinsterbend und leise,
Sanftschmeichelnde Weise,
Daß Sehnsucht mir das Herz beschlich;
Bald geheimnißvoll
Wieder regt' es sich,
Und von ferner erscholl,
Wie auf donnernden Gleise,
Ein Brausen, das näher und lauter stets schwoll;
Wie teuflisches Lachen, dämonischer Groll
Klang sinnerdenwirrend die Weise
Rings um mich im Kreise.

Zu Häupten mir wandernde Wolken sich ballten
In graufe Gestalten,
Gigantenhaft, phantastisch wild;
Und ich sah sie ziehn,
Sah sie Bild auf Bild,
Als wenn Flügel sie liehn,
Ohne Rasten und Halten
Vorüber am glänzenden Vollmonde fliehn,
Den bald sie verbargen, der bald sie durchschien,
Die bleich ihn wie Geistergestalten
Und schweigend umwalten.

Es war mir, als wenn sie geordnäumd erstünden
Aus meertiefen Gründen,
Des jüngsten Tages Schreckgesicht;
Und der Wogen Sang
Schien vom Weltgericht
Den erschütternden Klang
Der Posaunen zu künden.
Der Letzte! — Von hinnen schon sehnt' ich mich lang,
Doch machten die Stimmen der Tiefe mir bang;
War dort auch — wer mocht' es ergründen? —
Vergebung der Sünden?

Doch wie ich die Hügel des Meeres, die feuchten,
Aufblitzend sah leuchten,
Als göttermild des Himmels Sohn
Aus den Wolken trat,
Die von hinnen flohn
Auf dem luftigen Pfad,
Daß entsetzt sie mir däuchten;
So ist auch der Friede, den still ich erbat,
Der Seele in tröstenden Bildern genaht,
Die mir wie mit himmlischem Leuchten
All Grämen verscheuchten.

Das Thal, wo wir uns fanden.

Das Thal, wo wir uns fanden,
Lag von der lauten Welt so weit,
So weit abseit;
Verschwiegne Veilchen standen
In Blattesinsamkeit,
Es schlug der Fink im Baume,
Im Blüthenbusch die Nachtigall,
Und leise wie im Traume
Rauschte der Wasserfall. . . .

Ich zog Welt auf und nieder,
Ich wanderte seitdem so weit
In Sorg' und Leid —
Das Thal seh' ich nicht wieder
In aller Ewigkeit.
Nur Nachts auf leichten Sandeln,
Nur noch ein selmes, selmes Mal
Darf meine Seele wandeln
Durch das geliebte Thal.

* Jerusalem und der Berg Zion.

Es giebt Beschreibungen in Menge von Jerusalem und seinen heiligen Stätten, aber selten sind dieselben so klar und anschaulich wie die von H. Scherer in seiner „Oster-Reise ins heilige Land“ (Frankfurt, Brönner.) Der Verfasser, ein weitgereister Mann, war für seine orientalische Unternehmung mit den besten Adressen an die an den Hauptpunkten Asiens lebenden Landsleute von Einfluß versehen. Seine Berichte haben die Form von Briefen an Freunde und Freundinnen, beginnen mit der Abreise von Triest und behandeln mit besonderer Ausführlichkeit, in lebendiger und leicht schildernder Weise den Aufenthalt in Palästina. Wir haben die folgende Skizze der heiligen Stadt aus dem Zusammenhange des Buches herauszulösen vermocht, ohne dem Werke zu schaden oder die Schilderung selbst erheblich zu beeinträchtigen.

Jerusalem liegt auf einer schmalen, nach Osten und Süden in die Schluchten des Kidron- und Gihon-Baches steil abfallenden Hoch-Ebene, nahe an 2000 Fuß über dem mittelländischen Meere. Die Bodenfläche ist sehr uneben, theils von Natur, theils in Folge der unermeßlichen Schutt- und Trümmerhaufen, welche Jahrtausende zusammengetragen haben. Die sechs Hügel, worauf die Stadt gebaut, sind Zion, Moria, Calvarien, Akra, Bethseda und Goreb. Davon liegt der größte derselben, Zion, außerhalb der jetzigen Ringmauern und ist unbewohnt, dagegen waren im Alterthume Calvarien und Goreb von dem Stadtbezirke ausgeschlossen. Die erste Niederlassung Melchisedech's, des Zeitgenossen von Abraham, soll auf Akra gewesen sein und den Namen Salem geführt haben. Auf Zion saßen die Jebusiten fest, bis sie vom König David vertrieben wurden, der da seine Burg gründete und die Stadt unter dem Namen Jerusalem zur Metropole des von ihm vereinigten und erweiterten Königreichs Juda erhob. Sein Sohn Salomo baute auf Moria, als dem niedrigsten, aber am meisten flach gestalteten Hügel, den berühmten Tempel. Die übrigen Quartiere bildeten sich später, zumal unter den Makkabäern.

Mit seinen Mauern, Zinnen und Thürmen trägt Jerusalem noch heute das Gepräge einer Festung, obgleich bei der dermaligen Kriegskunst, und überall von den umliegenden Höhen beherrscht, seine Einnahme geringe Schwierigkeit machen würde. Im Alterthume und Mittelalter haben sie indeß manchen furchtbaren Kampf bestanden und sind von dem Blute ganzer Generationen geröthet worden. An der Nordseite, rechts vom Damascusthore, dessen zierliche maurische Bauart die Aufmerksamkeit fesselt, sind die schwachen Stellen zu suchen, durch welche die meisten Eroberer in die Stadt eingebrochen sind. Die Hochebene führt hier bis hart an die Sohle der Mauer und ist nicht, wie nach den andern Seiten hin, durch tiefe, steile Schluchten davon abgetrennt. Hier kampirten die Legionen des Titus, hier stand das Lager der Kreuzfahrer, und über das jetzt vermauerte Herodesthor erfolgte der letzte entscheidende Angriff. Der Halbmond sank in Staub, und das Kreuz wurde an dem Orte wieder aufgerichtet, von wo es

Digitized by Google

als Symbol einer neuen Weltreligion ausgegangen war. Ein entsetzliches Gemetzel der „Ungläubigen“ fand dabei Statt, und der christliche Fanatismus hat dem muhamedanischen nichts vorzuwerfen.

Im Ganzen sind jedoch der Erinnerungen an die Kreuzfahrer und das christliche Königreich Jerusalem nur sehr wenige, und die wenigen bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Die Grabmäler Gottfried's von Bouillon und der Baldwine, die sich im Vestibül der Grabeskirche am Fuße des Calvarienberges befanden, hat die griechische Orthodoxie und Intoleranz zerstört; das prächtige Hospiz der Johanniter liegt in Schutt und Trümmern und wurde bis vor Kurzem als ein Schlachthaus und Schindanger benutzt. Da es mitten in der Stadt gelegen, nahe der Grabeskirche, so verpestete es weit und breit die Luft, und obschon der Geruchssinn in keiner zweiten Stadt des Orients ärger afficirt wird, als in Jerusalem, so gelang es doch endlich den vereinigten Vorstellungen der Konsulate, jene schmutzigen Gewerbe zu vertreiben. Das Terrain ist ansehnlich, und verschiedene Confessionen liegen sich wegen seiner Erwerbung in den Haaren. Man sprach davon, daß es den Russen zuerkannt werden sollte, denen noch immer ein ihrer kirchlichen und weltlichen Macht entsprechender Palast fehlt und die sich dem griechischen Patriarchen nicht unterstellen wollen.

Auf dem großen Platze, der die Omar-Moschee umgiebt, sollen gleichfalls mehrfache Bau-Denkmäler aus der christlichen Periode vorhanden sein, und da und dort inmitten des Häuser-Labyrinths begegnet man Fragmenten gothischer Architektur. Das Portal der Grabeskirche selbst, wie sehr es auch entstellt und verbaut worden ist, trägt noch Reminiscenzen jener Zeit, wo der Christ Herr und Gebieter auf dem Boden war, welcher als Schauplatz seiner Erlösung diente. Auch an den Mauern mag ein gut Theil christlicher Arbeit sein, obschon hierbei wohl alle Epochen concurriren und die Fundamente in die erste Gründungszeit zurückweisen. Ihre letzte Herstellung ist das Werk der Saracenen, und sie erhalten sie bis heut zu Tage mit einer gewissen Sorgfalt. Die Mauern bilden das Viereck eines Rahmens von Jerusalem und halten den Eindruck zusammen, wie bei einem Bilde. In den Darstellungen der heiligen Geschichte von der altdeutschen und niederländischen Malerschule findet sich eine gewisse Naturwahrheit bei der Abzeichnung Jerusalems, die mich lebhaft frappirte. Offenbar haben rohe Skizzen, welche die Pilger mit nach Hause brachten, als Original gedient.

Vier Hauptthore öffnen sich nach der jemaligen Himmelsgegend. Das erste, das man beschreitet, und unbedingt das belebteste, ist das Jaffa-, auch Pilger-Thor genannt, weil hier die Hadschi's einziehen. Verbunden mit der sogenannten Davidsburg, einer Art Citadelle mit fünf hohen, schweren Thürmen, imponirt es durch seine Masse. Natürlich, daß man gleich hier beginnt, die biblischen Geschichten in der Gegenwart zu versinnlichen. Wir sind an dem Orte, wo die bekannte Liebes-Affaire spielt, die den großen König David zu der bösen That des Uriasbriefes hintrieb. Dort, von dem Fenster seiner Burg, soll er voll Verlangen hinabgeschaut haben nach der schönen Bathseba, als sie in ihrem, tief unten in der Schlucht des Gihonbaches gelegenen Garten lustwandelte und im Bade des Teiches Gihon Erfrischung suchte. Großer Gott, wo sind jetzt die Gärten, wo der Teich? Die Gärten sind wüster Boden, worauf Esel und Kameele mit ihren Treibern bivouakiren, und im Teiche Gihon, dessen schön ausgemauertes Bassin zu zwei Drittheilen verschüttet ist, giebt es keinen anderen Tropfen Wasser, als das im Winter vom Himmel fällt.

Dem Jaffathor entgegengesetzt gen Osten liegt das Stephansthor, durch welches man in das Thal Josaphat und nach dem Oelberg gelangt. Es trägt seinen Namen von dem Heiligen, der, aus dem nahe gelegenen Tempel, wo er die neue Lehre verkündete, vertrieben, daselbst von seinen Verfolgern erreicht und gesteinigt wurde. Man zeigt, einige Hundert Schritte vom Thore, an dem steil abfallenden Wege, die Stelle, wo er den Martyrertod erlitten; auf einem nahe liegenden Steinblocke soll Saulus gesessen und die Kleider der Uebelthäter gehütet haben.

Auf der Ostseite der Stadt, am steilen Abhange des Thales Josaphat, dem Oelberge gegenüber, zieht sich die Mauer in fast schnurgerader Linie hin, und ihre auf Felsen ruhenden Substruktionen zeigen, daß man hier unzweifelhaft das älteste Alterthum vor sich hat. Die Wuth der Eroberer scheiterte an den Stein-Kolossen, die fugerecht in einander gesetzt sind. Diese Mauer umgab die Ostseite des Hügels Moria, worauf der Salomotempel stand. Der Geschichtschreiber des jüdäischen Krieges, Josephus Flavius, berichtet, daß hier die Mauer auch von Titus geschont worden sei, als Schutzwehr für die Besatzung, die er auf den Trümmerhaufen zurückließ. Die oberen Theile sind allerdings neuen Ursprungs, doch steht man viele antike Bruchstücke von Säulen, Friesen und Reliefs eingefügt. Dies gilt zumal von dem sogenannten „goldenen Thor“, das, in der Mitte der Tempelmauer befindlich, den Haupteingang zu dem Vorhof bildete, und durch welches sich an den großen Festen die Processionen bewegten. Durch das goldene Thor hielt Jesus seinen Einzug am Palmsonntag. Die Saracenen haben es zugemauert, zunächst wohl um den Ungläubigen den Anblick ihrer geliebten Omar-Moschee zu entziehen, und dann, um der Sage zu begegnen, es werde durch dieses Portal der Christenkönig im Triumph einziehen und das Heiligthum des Propheten umstoßen.

Die größte Veränderung haben die Mauern augenscheinlich auf der Südseite erlitten, wo sie in unregelmäßigem Zickzack über den Berg Zion auf- und abklimmen. In der jüdischen Zeit liefen sie in spitze Winkel aus auf die Höhe, wo in tiefem Abgrunde das Gihonthal sich mit dem Kidronthal vereinigt, und umschlossen vormals das, aller Wahrscheinlichkeit nach, belebteste und ansehnlichste Quartier Jerusalems. Dasselbe ist jetzt total vom Boden verschwunden, und auf dem Schutte, welcher denselben massenhaft bedeckt, zieht man schmackhafte Gemüse und Früchte. Hier kämpfte das jüdische Volk den letzten Verzweiflungskampf um seinen Königssitz und Altar Gottes und erlag zuletzt in einem furchtbaren Blutbade der schonungslosen Wuth seines Feindes, welchen die Weltgeschichte den „milden“ Titus nennt.

Das Zionsthor selbst trägt unter allen noch am meisten fortifikatorischen Charakter, man kann es besteigen und genießt einen schönen Blick nach den Höhen von Bethlehem und dem Frankenberge. Für zarte Nerven und sensible Naturen ist der Zugang dahin nicht zu empfehlen; denn er führt mitten durch die Hütten der Aussätzigen, welche unwandelbar, wie vor Tausenden von Jahren, daselbst ihre schanderhafte Wohnstätte aufgeschlagen haben. Man überläßt sie ihrem Schicksale und dem öffentlichen Mitleid, das sie mit ekelerregender Zudringlichkeit in Anspruch nehmen.

Der Berg Zion ist die Verherrlichung der ruhmvollen Regierung David's, welcher hier, nachdem er die Jebusiten vertrieben, seine Residenz aufschlug, so daß in jener Zeit Zion oft gleichbedeutend mit Jerusalem selbst genommen wurde. Hier war es, wo die Bundeslade stand, bevor sie in den Neubau des salomonischen Tempels gebracht wurde, hier, wo sie der königliche Sänger umtanzte, und hier hatte er sich auch seine Grabstätte bestimmt. Von David nimmt man an, daß er in seinem Mausoleum begraben worden sei; die Geschichte wenigstens erzählt, Herodes habe die Gruft erbrochen, um vermeintliche Schätze zu heben, sei aber durch Flammen, die ihm entgegengelodert, vertrieben worden.

Digitized by Google

David's Grab ist zu einer Moschee umgewandelt, deren schwarze Kuppel zu den in die Augen fallendsten Höhepunkten der Stadt gehört. Rings herum sind erbärmliche Baracken gebaut, wo kranke und alte Türken gepflegt werden. Das Grab ist eine kleine Rotunde in tiefem Erdgeschoß, und man hat Mühe, bei dem schwach eindringenden Licht ein paar schwarze Steinplatten zu erkennen, welche die heilige Stelle bezeichnen.

Außer seinen alttestamentarischen Erinnerungen ist Berg Zion aber auch ein von der christlichen Geschichte geweihter Schauplatz. Hier war es, wo der Heiland das letzte Abendmahl mit den Jüngern hielt, wo er das Sacrament der Priesterweihe einsetzte und wo auf die am Pfingsttage versammelten Apostel sich der heilige Geist niedersenkte und ihnen Auf und Sendung ertheilte, in die Welt zu ziehen und das Evangelium den Heiden zu predigen. Neben dem Grabe David's befindet sich ein altes verfallenes Haus, das früher ein Franziskanerkloster, dem Orden im Jahre 1551 in Folge der Denunciationen eines Juden wieder entrissen wurde. Es steht jetzt verlassen, und ein türkischer Invalide hält am Thorwege Wacht und geleitet und über eine gebrechliche Treppe in den ersten Stock, welcher beinahe ganz von dem Saale eingenommen wird, wo die heilige Feier vor sich gegangen sein soll. Der Saal, vollständig leer und jedes kirchlichen Attributs entbehrend, ist mit Steinplatten gedeckt, hoch gewölbt und hat schöne architektonische Verhältnisse.

Einige hundert Schritte von David's Grabe steht eine unförmliche Steinmasse, aus der man für den ersten Moment nicht recht etwas zu machen weiß. Man glaubt ein Magazin vor sich zu haben. Tritt man an das niedrige Thor, so öffnet schnell ein freundlicher Pförtner. Man sieht in einen sauberen Hof mit Kreuzgang und einer seitab angebauten armenischen Kapelle. Hier hat der Palast des Oberpriesters Kaiphas gestanden, wo der Heiland unter dem Spott und den Mißhandlungen der Kriegsknechte die Nacht verbrachte, ehe er vor Pilatus erschien. Eine Nische unter dem Hochaltar wird als das vermeintliche Gefängniß nicht leer von Andächtigen, und der Sacristan, der sich für eine kleine Liebesgabe an das Waisen- und Wittwenhaus, welches mit der Kapelle verbunden, besonders erkenntlich zeigen wollte, führte uns auf die Galerie des Kreuzganges, wo die Ringmauer von einem Fenster durchbrochen, und sagte, sich betreuzigend: „Hier stand der Hahn, der drei Mal krähte, als da unten im Hote Petrus den Herrn und Meister drei Mal verläugnete.“

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Ueber Mexiko und die Antillen nach Mittelamerika. Reiseerwährdigkeiten und Forschungen. Von Jegor von Sivers. — Heitere Städtegeschichten aus alter Zeit. Von F. Traulmann. — Der alte Dessauer. Ein Gedicht. Von M. A. Niendorf. — Karl Friedrich Zelter. Eine Lebensbeschreibung. Von W. Rintel. — Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen. Ein geschichtliches Lebensbild. Von H. von Schmeltau. — Johannes Scotus Eriguna. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Theologie im Mittelalter. Von J. Huber. — Bildung und Christenthum. Von C. Schnaase. — Ausflug nach Griechenland im Sommer 1860. Von H. K. Brandes. — Durch Irren zur Einsicht. Ein Sittenbild aus dem südbayerischen Volksleben unserer Tage. Von G. Steyrer.

* Aus dem Nachlasse der bekannten Ida Pfeiffer ist deren Reise nach Madagaskar herausgegeben und mit einer Biographie der kühnen Reisenden nach ihren eignen Aufzeichnungen versehen worden.

* Im Kurgem erscheint ein Buch des im vorigen Herbste zu Bremen verstorbenen C. A. Pajeken, „Reise-Erinnerungen und Abenteuer aus der neuen Welt in ethnographischen Bildern.“ Pajeken hat einen großen Theil der Welt gesehen; er war wiederholt in Amerika, lebte längere Zeit in den vereinigten Staaten, in Brasilien und an andern Stellen des Erdtheils. Er hat viel erlebt und wußte das Erlebte nicht nur anschaulich zu schildern, sondern er war auch ein wahrheitsliebender und zuverlässiger Mann. Seine Erinnerungen und Abenteuer sind also keine Aufschneidereien; wir können sie als eine gute und im guten Sinn unterhaltende Lectüre empfehlen.

* Unter dem Titel „Das Staats-Archiv“ haben Ludwig Karl Aegidi und Alfred Klauhold in Hamburg die Herausgabe einer Sammlung der officiellen Actenstücke zur Geschichte der Gegenwart in fortlaufenden monatlichen Heften begonnen. Die Kölnische Zeitung sagt über das Unternehmen: Wer durch Beruf oder Neigung sich veranlaßt findet, Urkunden der Zeitgeschichte als Quelle zu benutzen, der wird nicht selten in die Lage kommen, seinem Gedächtniß vertrauen zu müssen. Denn in der Regel duldet solche Thätigkeit nicht den Aufschub mühsamer Nachforschung. Es ergiebt sich daraus Ungenauigkeit in der Auffassung, ein Schiefwerden und halbwahren Voraussetzungen, überhaupt aber ein nicht unbedenklicher Widerspruch. Die zu benutzenden Urkunden sind veröffentlicht, doch die veröffentlichten sind nicht benutzt. Um hier Erleichterung und Abhülfe zu gewähren, unternehmen die Herren L. K. Aegidi und A. Klauhold unter oben bedeutendem Titel von Anfang Juli an, was in Deutschland längst vermißt worden, eine Sammlung von officiellen Actenstücken, die in monatlichen Lieferungen erscheinen soll. Vollständigkeit und tactvolles Ausscheiden von Unwesentlichen sollen gleichmäßig ins Auge gefaßt werden. Documente in deutscher, englischer und französischer Sprache werden im Originaltexte gegeben; auf die Ueberfetzung sind in anderen Idiomen Geschriebenen wird Sorgfalt verwandt werden. Das Erscheinen in verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen sichert die rasche Benutzung; der dadurch bedingte Nachtheil, daß auf systematische Anordnung zu verzichten ist, wird durch zweckmäßig eingerichtete Register am Jahresschlusse ausgeglichen werden.

* Der in Leipzig lebende blinde Dichter Theodor Apel ist seit längerer Zeit damit beschäftigt, den denkwürdigen Boden der Leipziger Völkerschlacht durch Merksteine zu bezeichnen, welche die von den Streitenden Heeren in den Tagen des 16. bis 18. October 1813 eingenommenen Stellungen angeben sollen. Dr. Apel hat nun mit der Markirung des Schlachtfeldes von Wachau begonnen und zwei große Sandsteine behauen und aufstellen lassen, deren einer die Stellung bezeichnet, welche am 16. October der Marschall Victor, Herzog von Belluno, mit dem zweiten Corps der französischen Armee bei Wachau einnahm, während der andere dem Prinzen Eugen von Würtemberg und seinem aus Russen und Preußen zusammengesetzten Corps gilt. Der für seine Arbeit begeisterte Dichter hofft, bis zum 50jährigen Gedenktag der großen Schlacht mit der Markirung des gesammten Schlachtfeldes zu Ende zu kommen; noch früher ist von ihm ein Epos über die Völkerschlacht zu erwarten.

* Cornelius ist am 7. Juni in München angekommen; die dortigen Künstler geben ihm zu Ehren am 11. Juni ein glänzendes Fest.

* Die große allgemeine Gemälde-Ausstellung, die im August aus Anlaß der deutschen Künstler-Versammlung in Köln stattfinden soll, verspricht glänzend zu werden. Die Kölnische Zeitung schreibt: Von allen Seiten treffen Kunstwerke ein zu der Anfangs Juli hier zu eröffnenden allgemeinen deutschen Kunstausstellung. Dieselbe wird großartig, in kunsthistorischer Beziehung sehr bedeutend; denn sollen auch keine Kunstwerke, die schon in der ersten allgemeinen deutschen Ausstellung in München ausgestellt waren, aufgenommen werden, so kommen doch wieder manche ältere Werke aus der ersten Periode der Wiedergeburt deutscher Kunst zur Ausstellung, und werden wir keinen deutschen Künstler von Bedeutung, keinen der Träger deutschen Kunstlebens unserer Jahrhunderts vermissen. In voriger Woche waren schon über tausend Vorschläge angemeldet. Prachtvoller und geeigneter Räume zur Ausstellung, wie die Säle unseres neuen Museums Wallraf-Richartz, möchte man in anderen Städten Deutschlands schwerlich finden.

* Der 3. Mai dieses Jahres war der hundertjährige Geburtstag des 1819 von Sand ermordeten Kotzebue. Das Dresdener Hoftheater beging jenen Tag durch eine Aufführung der „Deutschen Kleinstädter“, ebenso die Magdeburger Bühne, Coburg mit den Stricknadeln, Mannheim mit „Menschenhaß und Reue.“ In Königsberg hielt gar der Director Molterdorff eine Festrede.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pietsch. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℳ 12 ßr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℳ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 25. Bremen, 23. Juni. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Der fremde Meister. Von Eduard Zieben.
Ludwig Runderig. Von Werner Bergmann.
Vom Künstlerverein in Bremen.
Literatur und Kunst.

* Der fremde Meister.

Eine Geschichte aus dem Leben in Niedersachsen.
Von Eduard Zieben.

1.

„Heut' über acht Tage will ich mein Concert geben, und die Herren und Damen vom Chor können noch nicht vier Tacte singen, ohne einen Fehler zu machen!“ rief der Stadtmusikus Ellermann in komischer Verzweiflung seiner Tochter Amalie zu, einer zwanzigjährigen hübschen, lebhaften Brünette, welche eben die Sopran-Soli aus der „Glocke“ von Romberg, die im Concert zur Aufführung kommen sollte, zu seiner vollen Zufriedenheit unter seiner Leitung am Flügel gesungen hatte.

„Schiebe das Concert noch acht oder vierzehn Tage auf, lieber Vater!“ bat Amalie.

„Das ist nicht möglich — schlechterdings nicht möglich, und zwar aus vielen Gründen“, versetzte Ellermann. „Erstens hab' ich Tag und Stunde des Concertes schon dreimal im Wochenblatt angekündigt, so daß alle Honoratioren von Ellenrode und in der Umgegend ihre Gesellschaften und Besuche danach angesetzt haben. Der Herr Baron von Hellen in Eibendorf würde es mir vor Allen sehr übel vermerken, wenn ich jetzt noch eine Aenderung träfe. Bestimm' ich einen andren Tag, so haben sich Viele möglicherweise für den Abend versagt, und ich nehme 80 bis 100 Thaler weniger ein. Zweitens wollen ja mehrere Haupt- und Nebenstützen des Concerts schon in zehn bis zwölf Tagen verreisen. Der Stadtsecretär Bach soll auf Befehl seines Arztes vier bis sechs Wochen in einer Kaltwasserheilanstalt am Harz zubringen. Fräulein Hase will ihre Schwester in Hamburg besuchen, der Lieutenant von Lohfeld hat sich gestern Urlaub erbeten, und drei oder vier Herren vom Chor haben längere Geschäftsreisen vor.“

„Die betreffenden Haupt- und Nebenstützen lassen sich vielleicht noch bewegen, acht oder vierzehn Tage später abzureisen.“

„Meine Bitten und Vorstellungen würden wenig fruchten; der Stadtsecretär und Fräulein Hase haben erklärt, sie würden am 15. dieses Monats abreisen, das Concert möge stattgefunden haben oder nicht.“

„Kannst du denn nicht täglich eine Probe halten?“

„Wenn das möglich wäre, so könnte vielleicht noch Alles gut gehen“, versetzte Ellermann; „aber mit genauer Noth hab' ich es nur dahin gebracht, daß mir alle Sänger und Sängerinnen versprochen haben, sich noch zu drei Proben einfinden zu wollen. In diesen die ganze „Glocke“ nebst dem Sextett und Chor aus „Fingal“ zu einzustudiren, daß wir uns heut' über acht Tage nicht blamiren, scheint mir ein Ding der Unmöglichkeit. Wie's heute Abend geben wird — daran mag ich kaum denken!“

Amalie schwieg eine Weile, gleich als ob sie ihres Vaters Ansicht in diesem Punkt vollkommen theile, und versetzte dann mit zögernder Stimme: „Du würdest gewiß nicht so viel Mühe und Noth mit dem Musikverein haben, wenn du den albernen Neid und die einfältige Eifersucht der Mitglieder auf einander ausrotten könntest!“

„Ja, wenn ich das vermöchte!“ rief Ellermann mit einem tiefen Seufzer. „Zu einer solchen Herkulesarbeit reichen meine schwachen Kräfte nicht aus. Die beiden einzigen Solostimmen, welche ich außer dir besitze, machen allein mir das Leben schon so sauer, daß ich oft schier verzweifeln möchte. Fräulein Adelaide Hase haßt Fräulein Susanna Jäger, weil diese besser singt, und Fräulein Susanna Jäger haßt Fräulein Adelaide Hase, weil diese noch um zwei bis drei Jahre weiter von den Vierzigen entfernt ist. Der Herr Provisor Blau will nicht im Chor singen, wenn ich ihn nicht mindestens alle vierzehn Tage ein Tenorsolo schreiben lasse, und der Herr Stumpf will gar nicht singen, wenn ich erlaube, daß seine angebetete Adelaide Hase Duetten mit dem Herrn Oberlehrer Wedel singt, in welchen etwas von ewiger Liebe und Treue bis zum Tode vorkommt. Und dann der schlechte Besuch der Chor- und Hauptproben! Der Herr Stadtsecretär kommt nicht, weil er seinen Part auswendig kann; vorgestern war er, die Hauptstütze des Basses, wieder nicht da — und doch spielt er den Musikentbusiasten und nennt sich meinen Freund! Gerade so macht's auch der Herr Provisor Blau, die einzige Stütze des Tenors, wenn ich, um den ebenfalls sologierigen Herrn Wedel nicht zu erzürnen, ihn ein kleines Liedchen statt einer brillanten Opernarie habe singen lassen. Ist das nicht zum Rasendwerden?!“

Obgleich Amalie ihren Vater von ganzem Herzen bedauerte, so konnte sie sich doch nicht enthalten, über diese Jeremiade laut zu lachen. Um dem gequälten Musikdirector jedoch einigen Trost zu spenden, erwiderte sie auf seine Klagen: „Der Sommer ist ja vor der Thür, lieber Vater: — da kannst du dich in aller Ruhe von den Anstrengungen des Winters erholen.“

„Wär' ich nur erst über den schrecklichen Berg — das Concert — wäre der letzte Ton der „Glocke“ nur erst hinter mir verklungen, und hätt' ich einige hundert Thaler in der Kasse — da

Digitized by Google

wollt' ich mich freuen wie ein Kind! Eine Angelegenheit, welche meine Ehre wie meine Finanzen so nahe berührt, darf ich nicht so leicht nehmen!"

„Laſſe den Muth nicht ſinken, Bäterchen!" hat Amalie. „Heute Abend wird gewiß Alles beſſer gehen, als du glaubſt."

„Mein einziger Troſt iſt, daß der Herr Wedel ſich in der letzten Zeit ſo ungemein zuvorkommend und gefällig gezeigt hat", erwiederte Ellermann. „Er ſingt den „Meiſter" in der Glocke wirklich recht gut: — auf ihn und auf dich kann ich in der That ſtolz ſein."

„Wäre der Menſch nur nicht ſo unerträglich eitel und anmaßend! Er wird mir von Tage zu Tage widerlicher."

„Um Gotteswillen — ſprich doch nicht ſo!" rief Jener mit ängſtlicher Miene. „Ich habe allen Grund, mir ſeine Freundſchaft zu erhalten. Was ſollt' ich wohl beginnen, wenn er ſich weigerte, den Meiſter zu ſingen? Und außerdem", fuhr er zögernd fort — „außerdem ſcheint er dich ſehr in's Herz geſchloſſen zu haben. Er hat wenigſtens neulich gegen Jemand geäußert, daß in ganz Illenrode kein einziges Mädchen ſei, welches ſich mit dir vergleichen laſſe, und daß er ſich glücklich ſchätzen würde, ſolch ein Muſter von Sanftmuth, Anſpruchsloſigkeit, Bildung und Häuslichkeit als ſeine Gattin heimführen zu können."

„Wie? ich ſollte den widerlichen Menſchen heirathen?" rief Amalie erſchrocken aus. „Das thu' ich nun und nimmermehr, und wenn du mich liebſt, ſo kannſt du ſo etwas nicht von mir verlangen! Damit er ſich keine vergeblichen Hoffnungen macht, werd' ich ihm bei nächſter Gelegenheit einmal ſagen, was ich von ihm halte."

„Ich werde dich nie zu etwas zwingen, was du nicht willſt", entgegnete Ellermann; „aber ich flehe dich bei dem Namen des großen Beethoven an — ſei nicht unfreundlich gegen ihn! Laß wenigſtens das Concert erſt vorübergehen — hernach können wir ja ruhig über die Sache reden! Wedel iſt trotz mancher Fehler ein rechtſchaffner Mann, hat eine gute Stelle....."

„Und wenn er ein König wäre und über Millionen zu gebieten hätte — heirathen würd' ich ihn nimmermehr", unterbrach ihn Amalie mit entſchloſſenem Ton.

Ellermann hielt es für das Beſte, für jetzt nicht weiter von dieſer Angelegenheit zu reden, und ſo fragte er denn nach einer Pauſe: „Mit wem haſt du denn geſtern Abend vor Biller's Hauſe geſprochen? Es war ein hübſcher junger Mann, wenn ich nicht irre."

„Ich kenne weder ſeinen Namen noch ſeinen Stand", verſetzte Amalie mit einiger Verlegenheit. „Er fragte mich nach der Wohnung des Herrn Stadtſecretärs Bach — er ſchien noch niemals in Illenrode geweſen zu ſein."

„Gott gebe nur, daß der Stadtſecretär keinen Beſuch bekommen hat!" ſeufzte Ellermann. „Wäre das der Fall, ſo bleibt er heute Abend ſicherlich aus."

Der von böſen Ahnungen gequälte Muſikdirector hatte kaum dieſe Worte geſprochen, als ſich die Thür öffnete und der Stadtſecretär Bach, ein behäbiger, lebensluſtiger Fünfziger mit vollem, ſtark gerötheten Geſicht, in's Zimmer trat. Nachdem er Vater und Tochter auf's freundlichſte gegrüßt und ſich nach ihrem Befinden erkundigt hatte, ſagte er in ſeiner gewohnten ſorgloſ-fröhlichen Weiſe: „Verzeihen Sie mir, lieber Herr Ellermann, daß ich vorgeſtern die Probe verſäumt habe — ich hatte mehrere dringende Briefe zu ſchreiben."

„Nun, Sie können ja Ihren Part", bemerkte der Stadtmuſikus mit bittrem Ton.

„Damit Sie aber ſehen, daß ich an Sie und Ihr Concert denke", fuhr Bach fort, ohne die Stichelei Ellermanns zu beachten, „will ich heute Abend der erſte im Saale ſein und auch meinen Vetter oder Neffen mitbringen, der geſtern Abend aus der Reſidenz bei mir zum Beſuch eingetroffen iſt."

„Ach, der hübſche junge Fremde iſt alſo der Vetter des Herrn Stadtſecretärs", dachte Amalie.

„Wer iſt Ihr Vetter denn?" fragte Ellermann gleichgültig. „Was treibt er und wie heißt er? Iſt er muſikaliſch?"

„Er iſt ein ziemlich armer Teufel, der ſich ſeinen Lebensunterhalt durch Stundengeben in der Hauptſtadt verdient", erwiderte Bach. „Er heißt Ottmer und iſt durch meine verſtorbene Frau mit mir verwandt. Was ſeine muſikaliſchen Fähigkeiten betrifft, ſo ſcheint er wenigſtens etwas leiſten zu können: — er ſingt leidlich und einigermaßen ſicher und ſpielt auch ziemlich gut Violine. Wir haben geſtern Abend ein Stündchen zuſammen muſizirt, und ſo viel ſich aus dieſer kurzen Probe abnehmen läßt, wird er die Baß-Chöre wohl ohne große Fehler mitſingen können."

„Bleibt er denn bis zu meinem Concerte hier?" fragte der Stadtmuſikus.

„Ich hoffe es", entgegnete Bach. „Er hat mir wenigſtens verſprochen, acht bis vierzehn Tage zu bleiben."

„Das iſt mir lieb; denn da der Baß-Chor ſo ſchwach beſetzt iſt, ſo iſt ſelbſt die geringſte Verſtärkung nicht zu verachten. — Ich war ſchon nahe daran, ganz und gar zu verzagen", fuhr Ellermann nach einer Pauſe fort; „bei der Unfähigkeit der Einen und der Eiferſucht, dem Neid oder dem Eigenſinn der Andren iſt es wahrlich eine ſchwere Aufgabe, ein Concert zu Stande zu bringen, welches ſelbſt der beſcheidenſten Anforderung genügt."

„Sie legen einen gar zu ſtrengen Maßſtab an alle muſikaliſchen Leiſtungen, lieber Freund, und bedenken nicht, daß die Leute in Illenrode nicht ſo verwöhnt ſind wie die Bewohner großer Städte", erwiederte Bach. „Ich bin feſt überzeugt, daß das Concert ganz gut ablaufen wird, wenn Sie noch zwei bis drei Proben gehalten haben."

„Danken Sie Gott, daß Ihr Ohr die Mißtöne, welche ich in der letzten Probe gehört, nicht vernommen hat", rief Ellermann ſeufzend.

„Wenn alle Leute ein ſo feines Gehör hätten wie Sie, ſo wäre gar kein Concert in unſrer guten Stadt möglich. Ich hoffe zuverſichtlich, daß mein Vetter heute Abend Reſpect vor unſrem Singen bekommen wird; ich hab' ihm ſchon von unſren erſten Talenten erzählt."

Ellermann machte ein wehmüthiges Geſicht. „Hätt' ich nicht zu dirigiren", verſetzte er, „ſo würd' ich mir das Vergnügen nicht nehmen laſſen, die Mienen Ihres Vetters zu beobachten, wenn die entzückenden Töne unſrer erſten Talente ſein Ohr treffen. Wie können Sie ſich auch nur im allerentfernteſten einbilden, daß ein Mann, welcher in der Hauptſtadt lebt und täglich Gelegenheit hat, die ſchönſten Werke auf vollendete Weiſe ausführen zu hören, an den Leiſtungen in unſrem obſeuren Städtchen Geſchmack finden werde?"

„Lieber Herr Ellermann, nicht alle Leute, welche in der Hauptſtadt wohnen, können Concerte, Opern und Paraden beſuchen", entgegnete Jener. „Mein Vetter hat mir verſichert, daß er ſeit drei Jahren keinen Thaler für den Beſuch von Opern und Concerten ausgegeben habe. Ich werde ihn heute Abend Ihnen und Fräulein Amalie vorſtellen, und dann werden Sie ſelbſt ſehen, wie beſcheiden und anſpruchslos er iſt."

„Nun, es ſollte mich von Herzen freuen, wenn Ihr Herr Vetter nicht allzuſehr enttäuſcht würde", verſetzte der Stadtmuſikus. „Ich werde ihm jedenfalls außerordentlich dankbar ſein, wenn er mich bei meinem Concerte unterſtützt."

Der Stadtſecretär verſprach, Alles aufzubieten, um ſeinen

Digitized by Google

Vetter bis zum Tage nach dem Concert in Ilmenrode festzuhalten, verabschiedete sich von Amalie und begab sich in Begleitung Ellermanns, der eine Musikstunde zu geben hatte, hinweg.

Amalie schien sich über die Aussicht, mit dem Vetter des Stadtsecretärs näher bekannt zu werden, heimlich zu freuen: der junge Mann hatte ihr gestern Abend recht wohl gefallen. „So arm sah er doch gerade nicht aus“, sprach sie bei sich, indem sie eine Röhrei zur Hand nahm und sich damit an's Fenster setzte. „Wer in der Hauptstadt für arm gilt, kann hier schon eine ansehnliche Rolle spielen. Jedenfalls ist er ein ganz andres Wesen als der armselige, dünkelhafte Tropf, der Herr Wedel! Es ist wirklich zu beklagen, daß mein Vater einem solchen Subject auch nur ein gutes Wort geben muß, um ihn bei guter Laune zu erhalten! Ist das Concert aber nur erst vorüber, so werd' ich ihm einmal tüchtig die Wahrheit sagen, damit ihm die Gedanken an mich vergehen“.

Ellermann war eine ächte Künstlernatur, die sich in den kleinlichen Verhältnissen des Städtchens äußerst unbehaglich fühlte. Er hatte eine treffliche musikalische Bildung genossen und war bis zu seinem dreißigsten Jahre Mitglied einer fürstlichen Kapelle in einer mitteldeutschen Residenz gewesen; die Anhänglichkeit an seine betagten Eltern und die Liebe zu einer Jugendfreundin hatten ihn jedoch bewogen, nach der Heimath zurückzukehren und die ihm angetragene Stelle eines Stadtmusikus in Ilmenrode anzunehmen. Ein trauliches Familienleben hatte ihn während der ersten Jahre seines Aufenthaltes in dieser kleinen Stadt das Handwerksmäßige seines neuen Berufs vergessen lassen; als aber seine Frau nach fünfjähriger glücklicher Ehe starb, sein Haus verödet war, und er sich vom Morgen bis zum Abend mit der Mittelmäßigkeit, der Beschränktheit und Dummheit herumplagen mußte — da sehnte er sich oft schmerzlich nach seiner poetischen Künstlerlaufbahn zurück, die ihm so manche Genüsse gewährt, an welche in Ilmenrode nicht zu denken war. Seine Tochter Amalie, für deren Bildung er Alles gethan hatte, was in seinen Kräften stand, war jetzt seine einzige Freude und sein einziger Stolz, und um ihretwillen ertrug er all' die Leiden seines undankbaren Berufs, die ihn vor Zeiten oft niedergedrückt hatten, mit möglichster Geduld. Sie ersetzte ihm einigermaßen die verlorene Gattin, und er fühlte sich in seinem einst so verödeten Hause jetzt wieder bedeutend behaglicher.

2.

Die Thurmuhr von Ilmenrode hatte kaum die siebente Abendstunde verkündet, als die Mitglieder des Musikvereins von allen Seiten dem ersten Gasthof zuschritten, in dessen geräumigem Saal im oberen Stock alle Concerte sowie alle Proben zu diesen stattfanden. Ellermann und Amalie waren bereits dort eingetroffen, als der Stadtsecretär und Ottmer eintraten. Die beiden letzteren eilten sogleich auf den Stadtmusikus und seine Tochter zu, und Bach stellte ihnen seinen Neffen in seiner gewohnten fröhlichen Weise vor. Der Stadtmusikus bewillkommnete den Anverwandten seines Freundes, der durch sein bescheidenes Auftreten sowie durch seine edelgeformten Züge und den treuherzigen Blick seiner sanften blauen Augen auf Jeden gleich anfangs einen vortheilhaften Eindruck zu machen pflegte, mit einigen halb zutraulichen und halb respectvollen Worten, daß ihn, sein Talent heute Abend zu zeigen, und ging dann zu mehreren so eben erschienenen Mitgliedern des Musikvereins, um sich mit ihnen über das Concert zu besprechen.

Da Ottmer auf diese Weise keine Gelegenheit fand, mit Ellermann ein Gespräch anzuknüpfen, so wandte er sich zu der erröthenden Amalie, gab ihr seine Freude darüber zu erkennen, daß er sie nach ihrer gestrigen Begegnung hier als die Tochter des Freundes seines Oheims wiederfinde, und erkundigte sich mit sichtlichem Interesse nach dem Leben und Treiben in ihrem Wohnort, nach den Leistungen des Musikvereins und nach ihren eignen Bestrebungen und Liebhabereien auf dem Felde der Tonkunst. Amalie beantwortete seine Fragen anfangs mit einiger Zurückhaltung; da sie aber bemerkte, daß ihm die üble Angewohnheit so vieler Residenzbewohner, alles der Provinz Angehörende zu belächeln und zu bespötteln, durchaus fremd war, so äußerte sie sich immer offenherziger über die Zustände in ihrer Heimath; und als sie dann endlich auf ihres Vaters und auf ihr eignes Leben zu sprechen kam und das Entzücken schilderte, mit welchem sie an der Seite des letzteren oft ganze Abende am Flügel zubringe, da war es ihr, als ob sie den jungen Fremden schon wochenlang gekannt habe, und als ob es ihr eine Freude gewähre, ihm ihr ganzes Herz auszuschütten.

Das angelegentliche Gespräch Beider ward indessen sehr bald durch den Herrn Wedel unterbrochen, der mit aufgeblasener Miene auf Amalie zukam und sie nach einem geringschätzigen Blick auf den einfach gekleideten Ottmer im Auftrag ihres Vaters ersuchte, in die Reihen der bereits in voller Anzahl versammelten Mitglieder des Musikvereins einzutreten, da die Probe beginnen solle. Amalie konnte nicht umhin, dieser Aufforderung Folge zu leisten, und auch Ottmer begab sich an seinen Platz an der Seite seines Oheims, der mit würdevoller Miene an der Spitze der Bassisten stand.

„Fräulein Amalie Ellermann ist ja eine wahre Perle!“ flüsterte er entzückt dem Stadtsecretär zu. „Ich glaubte nicht, daß Ilmenrode solch' einen Schatz....“

„Um Gotteswillen, schweige still!“ raunte ihm sein Oheim zu. „Amalie Ellermann soll mit dem Herrn da halb und halb verlobt sein. Ich möchte nicht, daß du Händel mit Herrn Wedel bekämest.“

„Wer ist der aufgeblasene, hochnasige Brillenträger denn?“ fragte Ottmer, die Stirne runzelnd. „Ich habe mich vorhin schon über ihn geärgert, als er das Gespräch zwischen Amalie und mir störte.“

„Er ist der sogenannte Director der hiesigen Bürgerschule“, versetzte Bach. „Er soll viele Kenntnisse besitzen, und seiner einträglichen Stellung wegen wird ihm von vielen Eltern heirathsfähiger Töchter stark der Hof gemacht, obgleich er um seines pedantischen, hochfahrenden Wesens willen nur sehr wenige Freunde besitzt. Er singt heute Abend den Meister.“

„Ist Amalie Ellermann ihm denn gewogen?“

„So viel ich weiß, ist er ihr sehr zuwider“, flüsterte der Stadtsecretär; „da ihr Vater aber gar kein Vermögen besitzt und sich schon oft wegen der Zukunft seiner Tochter Sorge gemacht hat, so wird es doch wohl endlich zu einer Heirath zwischen Beiden kommen.“

„Das wird nicht geschehen“, versetzte Ottmer mit bestimmtem Ton. „Ich sage sie dem hochnasigen Brillenträger ab — sie soll und muß meine Frau werden!“

„Bist du toll?“ stieß Bach mit leiser, ängstlicher Stimme hervor. „Ich flehe dich um....“

„Was ich mir einmal vorgenommen habe, davon laß' ich mich, wie du weißt, nicht abbringen“, unterbrach ihn Jener. „Amalie gefällt mir ganz außerordentlich, und wenn mich nicht Alles trügt, so wird sie mich lieber als den anmaßenden Herrn Wedel heirathen.“

„Du machst mir wirklich Angst“, entgegnete der Stadtsecretär. „Amaliens Vater würde es mir nie vergeben, wenn ich hinter seinem Rücken eine Intrige gegen eine Heirath unterstützte, welche er so sehr wünscht.“

Digitized by Google

„Von einer Intrige ist hier keine Rede, lieber Onkel“, erwiederte Ottmer. „Ich werde mich offen und ehrlich um Amaliens Gunst bewerben, und wenn ich sehe, daß ich Hoffnung habe, ihr Herz und ihre Hand zu gewinnen, so werde ich ohne Weiteres bei ihrem Vater um sie anhalten. Ich verlange nichts Andres von dir, als daß du mir nicht entgegenarbeitest.“

Ehe Ottmer diese Worte noch beendet hatte, trat der Jägerlieutenant von Lohfeld, der bei dem in Ellenrode garnisonirenden Bataillon stand und eins der liebenswürdigsten und eifrigsten Mitglieder des Musikvereins war, obgleich sein Enthusiasmus größer war als seine Wirksamkeit, mit freudiger Hast aus den Reihen der Tenoristen, blickte den Fremden einige Sekunden forschend an und eilte dann auf ihn zu. Allein der Stadtsecretär Bach gewahrte nicht sobald die Absicht des Offiziers, als er ihm rasch entgegenging und ihm leise einige Worte zuflüsterte. Der Lieutenant schien sich über die Mittheilung Bachs sehr zu ergötzen, denn er nickte vergnügt mit dem Kopfe, rieb sich die Hände und wanderte lachend zu seinen Tenorkameraden zurück, welche nebst allen übrigen Mitgliedern des Musikvereins der Meinung waren, daß dies leise Zwiegespräch sich auf eine spaßhafte Wette zwischen Beiden beziehe, um welche das ganze Städtchen wußte: — daß der Anblick Ottmers den Offizier in eine so freudige Bewegung versetzt hatte, war Allen entgangen.

Ellermann hatte sich inzwischen noch mit einigen Mitgliedern des Vereins in Betreff seines Concerts besprochen, und als er nun endlich am Flügel Platz nahm, um die Probe zu beginnen, und zwar mit der „Glocke“ von Romberg, fehlte der „Meister.“ „Wo ist denn der Herr Wedel?“ fragte er halb erstaunt und halb ärgerlich. — „Herr Wedel hat seine Stimme draußen gelassen!“ bemerkte der Herr Provisor Blau, der geschworene Feind des „Meister“-Sängers, mit boshaftem Lächeln. — „Gott gebe, daß er nur die geschriebene Stimme draußen gelassen hat“, erwiederte Ellermann leise seufzend.

Der ganze Musikverein mit seinem Director an der Spitze harrte mit Ungeduld der Wiederkunft Wedels, und nach einigen Minuten trat dieser auch mit dem gefundenen Notenblatt aus dem Nebenzimmer, stellte sich neben den Flügel und begann mit einem schwarzen Plan im Herzen sein Solo:

„Fest gemauert in der Erden
Steht die Form aus Lehm gebrannt —“

Hier hielt er inne, hustete ganz erschrecklich und erklärte dann mit großer Gelassenheit, er habe sich einen starken Katarrh zugezogen und sei nicht im Stande, noch eine Note zu singen. Der arme Ellermann machte ein trostloses Gesicht, blickte den angeblich unfähigen Meister in gelinder Verzweiflung an und bat ihn dann mit flehendem Ton, die Probe nicht zu stören, sondern so gut zu singen, wie es eben gehe — bis zum Concert werde der Katarrh ja wohl wieder verschwunden sein. Allein die Bitten und Vorstellungen des armen Directors waren vergeblich. Wedel grollte ihm und Amalien, weil sie den unscheinbaren Vetter des Stadtsecretärs so freundlich begrüßt hatten, und hatte den Plan gefaßt, sich dafür zu rächen. Daher erklärte er dem abermals mit der größten Bestimmtheit, daß es ihm ganz unmöglich sei, heute Abend zu singen.

Aller Bitte richteten sich mit unverkennbarem Unwillen auf den hartnäckigen Wedel, dessen Katarrh Alle als einen fingirten betrachteten; aber ehe der schwer geprüfte Ellermann noch etwas auf die letzte Weigerung desselben erwiedern konnte, trat der Stadtsecretär vor und sagte: „Lassen Sie sich drum keine grauen Haare wachsen, lieber Herr Ellermann! Mein Vetter hier wird vielleicht die Partie des Meisters übernehmen können.“

Ein Hoffnungsstrahl erhellte das Antlitz des Stadtmusikus, und halb erstaunt und halb erfreut fragte er Ottmer: „Können Sie wirklich den Meister singen, ohne ihn zuvor einstudirt zu haben, Herr Ottmer?“

„Ich denke, es wird gehen“, versetzte der Gefragte. „Ich habe die Partie vor zwei Jahren einmal gesungen.“

Wedel schaute den Verwegenen mit giftigen Blicken an, Ellermann aber erbat sich kalt von dem abgedankten Meister dessen Notenblatt, reichte es dem neuen und ersuchte diesen, sein Solo sogleich zu beginnen. Ottmer besaß eben keine vorzügliche Stimme, aber er sang so sicher und mit solchem Ausdruck, daß ein Beifallsgemurmel durch die Reihen des ganzen Musikvereins lief, und der glückliche Director in die Worte ausbrach: „O, nun bin ich ja aus aller Noth!“

Dies hatte allerdings seine Richtigkeit, insofern es die Partien betraf, welche Ottmer und Amalie sangen — aber als die übrigen Mitglieder des Vereins Beweise von ihrer Kunstfertigkeit ablegen sollten und die Chöre begannen — da mußte sich Ellermann eingestehen, daß er doch etwas allzu sanguinische Erwartungen gelegt habe. Die leichteren Ensemblestücke wurden erträglich ausgeführt, bei den schwereren kam man jedoch unwillkürlich auf den Gedanken, daß sich die Sänger und Sängerinnen vorgenommen, alle möglichen Naturlaute nachzuahmen. Das Spröde wollte sich nicht mit dem Weichen zu gutem Zeichen vereinen, und da das Strenge mit dem Zarten, das Starke und das Milde sich nicht paarten, so gab es keinen guten Klang. Da die Soli für Sopran und Tenor, sowie das schöne Duett für die beiden letzteren: „O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen“ sehr gut ausgeführt wurden, so athmete Ellermann wieder auf, allein schon der nächste Chor: „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten“ rief ihm die Wahrheit dieser Worte mit Donnerstimme in's Ohr. Noch deutlicher bewies die Ausführung des zunächst folgenden Chors: „Wohlthätig ist des Feuers Macht“, daß auch die Musik, „die Himmelskraft, wenn sie der Fessel sich entrafft“, wahrhaft „furchtbar“ werden kann. Ein wildes Chaos von Tönen stürzte dem armen Director von allen Seiten entgegen, und als dann die Worte kamen: „Einhertritt auf der eignen Spur“ — da trat jedes Mitglied des Vereins so auf der eignen Spur einher, daß Alle plötzlich voller Entsetzen inne hielten, und Ellermann, die Arme sinken lassend, mit verzweiflungsvollem Blick und tonloser Stimme in die bange Stille hineinrief: „Die freie Tochter der Natur!“

Dieser Ausruf brachte eine so komische Wirkung hervor, daß Alle in ein lautes Gelächter ausbrachen, in welches sogar der gequälte Director einstimmte, da er wohl einsah, daß Geduld, riesenhafte Geduld das einzige Mittel war, um zum Ziel zu gelangen. Demnach hielt er, als die Ruhe einigermaßen wieder hergestellt war, eine energische, aber durchaus leidenschaftslose Ansprache an die auf eigner Spur Einhertretenden, ermahnte sie mit eindringlichen Worten, ihre Stimmen zu Hause auf's sorgfältigste zu studiren, und bat dann diejenigen, welche sich am meisten „der Fessel entrafft“ hatten, sich zu einer Privatprobe in seiner Wohnung einfinden zu wollen, um daselbst die schwierigsten Chöre gründlich durchzunehmen. Um der Wiederkehr einer ähnlichen ohrzerreißenden Scene vorzubeugen, wählte er dann aus dem gesammten Chorpersonal die tüchtigsten Kräfte aus, ersuchte sie, sich in Hufeisenform rings um den Flügel aufzustellen und den mißhandelten Chor von neuem zu singen.

Diese Maßregel hatte einen ziemlich günstigen Erfolg. Nicht allein der mißhandelte Chor, sondern auch die übrigen wurden ganz erträglich ausgeführt, so daß in dem verzweifelnden Director die Hoffnung auf das Zustandekommen seines Concerts wieder

Digitized by Google

auflebte. Noch mehr wuchs der Muth Ellermanns bei der Probe des Sextettes und Chors aus dem Oratorium Fingal, welches ein talentvoller Musiker in der Hauptstadt, der Concertmeister Hammer, vor einem Jahre componirt hatte und welches daselbst, sowie an andern Orten bereits mit dem größten Beifall aufgeführt worden war. Da in diesem Sextett alle Solisten des Vereins ihr Talent zeigen konnten, so fielen die Eifersüchteleien weg; außerdem bot dasselbe weniger Schwierigkeiten dar als die Ensemblestücke in der Glocke, so daß dessen Ausführung, falls der Chor nur einigermaßen seine Schuldigkeit that, kaum mißlingen konnte. Ottmer übernahm wieder die Partie Wedels, der sich bereits während der Probe der Glocke, erbost über die Vereitelung seines Racheplans, entfernt hatte, und sang dieselbe abermals zur vollen Zufriedenheit Ellermanns, der das ganze Tonstück mit einer solchen Begeisterung dirigirte, als ob er es selber componirt hätte.

Nach Beendigung der Probe hielt der von neuem Muth erfüllte Concertgeber noch eine Ansprache an die Mitglieder des Vereins, worin er ihnen ein eifriges Studium der Glocke anempfahl und sie bat, sich vier Tage später zur vorletzten und am Abend vor dem Concert zur letzten als zur Hauptprobe hier einfinden zu wollen. Während dieser Ansprache wechselten der Stadtsecretär und sein Vetter leise einige Worte mit einander, und als Ellermann geschlossen hatte, trat Bach zu den tüchtigsten Mitgliedern des Herren- und Damen-Chors und redete eine Weile sehr angelegentlich mit ihnen, doch so, daß Ellermann das Gespräch nicht zu hören vermochte. Dasselbe mußte wohl einigen Bezug auf Ottmer haben, denn Herren wie Damen blickten ihn verstohlen von der Seite an und flüsterten und lachten.

Er selber war unterdessen zu Amalien getreten, die er während der Probe häufig beobachtet hatte, und sagte ihr einige anerkennende Worte über ihren Gesang, der ihm, wie er wiederholt versicherte, wahrhaft wohlgethan habe. Und als bald darauf ihr Vater und sein Oheim herzukamen und zum Aufbruch mahnten, schlug er dem letzteren vor, dem mit himmlischer Geduld begabten Director und dessen Tochter das Geleit bis zu ihrem Hause zu geben. Der Stadtsecretär willigte nach kurzem Schwanken ein, und alle vier wanderten durch den lauen Abend langsam dem Hause des Stadtmusikus zu, welches inmitten mehrerer Gärten am äußersten Ende des kleinen Ortes lag.

* Ludwig Runeberg.

Von Werner Bergmann.

Johann Ludwig Runeberg, der finnländische Dichter ersten Ranges, war Lehrer am Gymnasium zu Borgo. Er erweckte schon früher als Herausgeber einer Zeitschrift durch seine veröffentlichten Gedichte die Aufmerksamkeit nicht allein seiner Landsleute, sondern auch der Schweden und Russen. Sein Dichterruf stieg, als er im Jahre 1830 seine gesammelten Gedichte herausgab. Sie haben viele Aehnlichkeit mit den serbischen Volksliedern und beschreiben finnländische Natur und Sitten mit großer Treue und lebendig frischen Farben. Alle durchathmet der Odem heißer Vaterlandsliebe und kühnen Freimuths. Eine seiner epischen Dichtungen, „Die Elenthierschützen“, nimmt unter ähnlichen der neuern und neuesten Literatur einen hohen Rang ein. Lieblich ansprechend ist auch seine Idylle „Hanna“, welche von van der Smissen ins Deutsche übertragen worden ist. Runeberg ist, sagt ein schwedischer Kritiker in der Geschichte der schwedischen Nationalliteratur über ihn, in seinen minder anerkannten Leistungen viel größer und herrlicher, als in denen, die von Manchen hochgerühmt werden.

Zu seinen gelungenen poetischen Erzählungen gehören auch die des Fähnrichs Stahl, welche im Jahre 1851 zu Orebro in Schweden in zweiter Auflage erschienen sind. Sie sind ein Nationalbuch der Finnländer und gehören zur Lieblingslectüre der Schweden, weil darin in ergreifender lebendigen Schilderungen dem für seine von Rußland im Jahre 1808 bedrohte Nationalität kämpfenden Volke und dessen Häuptern ein schönes Denkmal gesetzt wird.

Solche Stimmen des Patriotismus, wenn sie überdies so kräftig, unverholen und dichterisch schwungvoll ertönen, haben Eroberer aus dem Munde der Unterjochten zu keiner Zeit gern gehört. Als Beweis für die Bedeutsamkeit Runebergs als finnländischen Nationaldichters scheint das Gerücht zu sprechen, daß derselbe vor einigen Jahren unaufgeklärter Weise verschwunden sein soll. Gleichviel, seine Stimme wird nicht untergehen. Die folgenden Uebersetzungen sind im Versmaße des Originals übertragen.

Unser Land.

Mein Land, mein Stahl, mein Land, mein Vaterland!
Ein' hoch, o heil'ges Wort!
Für keine Höhe wolkumspannt,
Kein Thal und keinen Meeresstrand
Schlägt heißer unser Herz als dort
Für unser Land im Nord.

Mein Vaterland ist arm für ihn,
Der rothes Gold begehrt.
Mag Geiz an ihm verächtig ziehn
Der Kiel der Fremdlinge; wir glühn
Für Feld und Steppe, Hütt' und Heerd;
Uns ist's ein Goldband werth.

Wir lieben unsrer Ströme Fall,
Der Bäche Murmellied,
Der düstern Wälder Wiederhall,
Sternnacht und Tageslicht und was all
Um uns erglänzt und tönt und blüht
Und Herzen zu sich zieht.

Hier fochten unsre Väter heiß
Mit Schwert und Wort und Sterz;
Hier schlug durch aller Jahre Kreis
In Glück und Leiden gleicher Weis',
O Finnland, deines Volkes Herz,
Und mannhaft trug's den Schmerz.

Wer zählte wohl der Kämpfe Zahl,
Die dieses Volk bestand,
Wenn Krieg entbrannt von Thal zu Thal
Im Frost und in des Hungers Qual?
Wer mißt das Blut, das hier im Sand
Verströmt als Ehrenpfand?

Hier war's, hier floß sein Blut so roth
Für uns, das uns befreit.
Hier schnell zur Lust sein Aufgebot,
Und hier beschützt' es seine Noth;
All' unsre Lust und unsern Streit
Trug's längst vor unsrer Zeit.

Hier ist gut sein, hier unser Stand,
Ob schwarz, ob weißes Loos
Uns biete des Geschickes Hand;
Wir haben ja ein Vaterland!
Was ist so heilig als der Schooß,
Drauß unser Volk entsproß?

Wohin sich unser Aug gewandt
Und ausströmt unser Wort,
Wohin wir fröhlich unser Hand
Ausstrecken über See und Strand,
Da rufen wir: Hier liegt's und dort,
Das Vaterland im Nord.

Digitized by Google

Würd' uns im blauen Wolkenzelt
Verliehn ein Sternenland,
Von ewig goldnem Schein erhellt,
Wo keine Schmerzesthräne fällt:
Doch bliebe sehnsuchtsvoll gewandt
Das Herz nach unserm Land.

O Vaterland der tausend Seen,
Wo wohnen Lied und Treu,
Land, das die Vorzeit hat gesehn,
Land unsrer Zukunft, o wie schön
Ruhst du im Meer auf sich'rer Bai!
Ob arm, sei froh und frei.

Liegt deine Blüthe noch verhüllt:
Einst bricht sie ihren Zwang.
Aus uns'rer Liebe Strahlen quillt
Zu Leben, Licht und Lust dein Bild
Und höher wird, als heut er klang,
Dann tönen unser Sang.

Der Veteran.

Wie steht in dunkler Hütte
Hochaufgerichtet er!
Obwohl gebeugt vom Alter,
Erscheint er hoch und hehr.
Wie ist so ganz verwandelt
Im Augenblick der Greis!
Welch kriegerische Haltung!
Welch mannhaft stolze Weis'!

Jüngst war's, als hab' ihn Alter
Zum morschen Stamm gemacht;
Nur seine Narben sprachen
Von mancher blut'gen Schlacht.
Seit Jahren ohne Heimath
Irrt' er sich müd und matt.
In Alavo zu Röjko
Fand er die Ruhestatt.

Sieh, er ersteht, als sei er
Aus tiefem Schlaf' erwacht,
Wirft ab die fadenschein'ge,
Die dunkle Bauerntracht;
Er nimmt die Feierkleider,
Bewahrt seit manchem Jahr,
Und streicht sich aus der Stirne
Das silberweiße Haar.

Er steht zur Wand'rung fertig
Im gelb und blauen Rock,
Des Todes Ruh im Antlitz,
Zur Hand den Wanderstock.
Hoch ragt der Hut vom Haupte,
Der Hut mit Messingschild,
Ehrwürdig anzuschauen!
Ein Veteranenbild!

Durch Nebel drang die Sonne,
Sie, aller Greise Lust.
Blau war und sonnenmilde
Der siebzehnte August.
Es zog durch Feld und Seen
Wie lauer Athemzug. —
Was war es, was den Alten
Hinaus in's Freie trug?

Wohin wohl setzt' auf's Neue
Er seinen Wanderstab?
Ward ihm das Haus zu einsam,
Sein Winkel dort ein Grab?
Was hüllt die alten Glieder
Er noch in's Kriegsgewand?
War's zu des Herren Tempel,
Wohin sein Sehnen stand?

Nein, keine Glocke läutet
Ihm heute zum Gebet;
Die Kirchthür ist verschlossen
Und einsam jene Stätt'.
Nein, von der Kirche waren
Die Beter heute fern.
Der siebzehnte August war
Kein Feiertag des Herrn.

Und dennoch, meint der Alte,
Hielt Gottesdienst man heut,
Und war's nicht in der Kirche,
So war's davon nicht weit,
Denn ringsum auf den Höhen
Bis zu des Landsees Strand
Focht Finnlands Volk jetzt eben
Für Fürst und Vaterland.

Blau war und sommermilde
Der siebzehnte August
Und für den alten Krieger
Ein Feiertag der Lust.
Es zog ihn fort zum Hügel,
Wo Finnlands Fahne hing,
Den Gottesdienst zu schauen,
Den Adlerkreuz beging.

Noch einmal wollt' er hören
Der blanken Schwerter Klang,
Die wohlbekannten Töne,
Der Feldkanonen Sang;
Noch einmal wieder fühlen
Der Jugend Kraft und Muth
Und sehn, wie Finnlands Söhne
Sich hielten in Kampf und Blut

So meinten, die den Alten
Im Kriegerschmuck sahn stehn;
Doch konnt' ihn Keiner fragen;
Man ließ ihn weiter gehn.
Und ruhig zog er näher,
Erstieg den Kirchenwall
Dort, wo am Wildsten brannte
Der Kampf im nahen Thal.

Dort nahm er Platz am Wege
Und sah auf's Menschenmeer,
Auf Finnlands Schlachtkolonnen
Und auf der Russen Heer.
Wo blutig heiß sie rangen,
Da weilte lang' sein Aug;
Oft zuckt' es durch sein Auge
Wie der Verklärung Hauch.

Wie auch die Kugeln pfiffen
Ums greise Haupt ihm lang
Und von des Todes Sichel
Auch Mancher um ihn sank:
Er saß in kühler Ruhe
Und wich vom Platze nicht,
Und keine Kugel rührte
Sein Haupt, so weiß und licht.

Wie Ebb' und Fluth umwogt' ihn
Vorstürzend eine Schaar,
Und bald umschloß ihn wieder,
Die feig gewichen war.
Wie auch der Streit sich wandte,
Der Greis saß ohne Scheu,
Und Freund' und Feinde zogen
Ihm ehrfurchtsvoll vorbei.

Schon hatte fast die Sonne
Den heißen Lauf vollbracht,
Da rang sich durch zum Siege
Der Seinen Heeresmacht.
Es hemmte keine Schranke
Des Feindes Fluchtgewühl,
Und um den alten Krieger
Ward es allmälig still.

Digitized by Google

Da, als von nahen Höhen
Der Seinen letzte Schaar
Zog dicht an ihm vorüber,
Hob sich der alte Aar.
Ihr, sprach er, tapfre Söhne
Des Vaterlands im Nord,
Ihr unter euch, der achtet
Des grauen Kriegers Wort!

Er mögt' euch gerne danken
Für diese schöne Jagd,
Wie er sie selten habe
In Tagen, die vollbracht.
Noch weiß mein Volk zu siegen.
Preis sei des Höchsten Hand!
Noch lebt der Geist der Väter!
Noch Männer hat das Land!

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Erinnerungen aus Südamerika. 3 Bde. Von C. von Bibra. — Künstlerbilder. 3 Bde. Von A. von Sternberg. — König und Königin. Romantisch-historische Erzählung aus der Mitte des 10. Jahrhunderts. Von A. Behrle. — Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Historisches Epos in 9 Gesängen. Von J. B. von Mengersen. — Bruno und Brunhilde. Historisch-dramatisches Gemälde aus den Zeiten Karls des Großen. Von A. Lambrecht. — Rom am Rhein. Roman aus der Gegenwart von einem Gläubigen. — Allerweltsgeschichten. Ein Novellenbuch. Von Feodor Wehl. — Vier Deutsche. Roman aus den letzten Jahrzehnten. 3 Bde. Von Melchior Meyr. — Das goldne Alter der deutschen Poesie. 2 Bde. Von Moritz Rapp.

* Von der Selbstbiographie Spohrs ist nun das dritte Heft des zweiten Bandes ausgegeben; darin ist die Erzählung bis zum Tode des Meisters fortgeführt und beendet.

* Ein neues Buch von dem Kulturhistoriker Riehl, „Die deutsche Arbeit", wird soeben durch den Cotta'schen Verlag ausgegeben.

* Vor Kurzem erschienen bei Brockhaus in Leipzig die Tagebücher von Genz, die sich im Nachlaße Varnhagens von Ense vorfanden. Die „Zeit" sagt in einer Recension: „Zweierlei ist und in diesen Bekenntnissen von Genz und seinem Kreise besonders frappant entgegen getreten: einmal die vollkommene Plattheit der Gesinnung, die Niedrigkeit der Auffassung, der Mangel jedes auch nur annähernden Verständnisses des nationalen Aufschwungs, den der Kampf von 1809 seine weltpolitische Stelle verdankt; dann die tiefe Mißachtung des Kaisers und seiner Dynastie, der Unglaube an jegliches, was von ihnen ausgeht, die wahrhaft cynisch kundgegebene Ueberzeugung, daß unser allen Calamitäten, die dieses Reich heimgesucht, keine größere war als die, eine solche Dynastie zu besitzen. Das sagt und auf vielen Blättern der Staats- und Hofpublicist Metternich's und derjenige sich dabei auf die ersten Namen der Aristokratie und des Heeres . . . . Von Radetzky z. B. erzählt Genz wörtlich: „Er hat mir in einer Weise, die mich gerade bei ihm in Erstaunen gesetzt hat, Ideen geäußert, die in der Armee sich zu verbreiten anfangen über die Unfähigkeit des Kaisers und über den Vortheil, der aus einem völligen Wechsel der Dynastie entspringen könnte" (S. 191), und an einer Stelle (S. 196) schreibt er: „Viele Officiere von Auszeichnung sind von der Unfähigkeit, die absoluten und unheilbaren Nichtigkeit unserer Regierung so sehr durchdrungen, daß die Idee, die herrschende Dynastie unterstehen zu sehen, für sie mehr Tröstliches als Erschreckendes hat." . . . Pikant ist der Schluß, wo er über die Stiftung, die der Verstümmelung des 13. Artikels der Bundes-Akte galt, selbstgefällig bemerkt: „Meinen Theil an einem der größten und würdigsten Resultate der Verhandlungen unserer Zeit gehabt. Ein Tag wichtiger als der bei Leipzig." Varnhagen hätte nicht nöthig gehabt, gegen „beiden Ausbruch freveln und wahnsinnigen Uebermuth" eine Philippica moralischer Entrüstung loszulassen; die Stelle ist im Grunde vielmehr ein Beweis, daß zu welcher Abgeschmacktheit geistreiche Leute kommen können, wenn sie einmal moralisch unter den Gesichtspunkt gefallen sind. Aber darin hat Varnhagen Recht: nicht ohne Schaudern und nicht ohne Erbarmen sieht man hin, welcher Art die Leute gewesen sind, die Deutschland Jahrzehnte lang regiert haben."

* Nächstens erscheinen zwei neue Hefte mit Liedern für eine Singstimme von Robert Franz in Halle. Der noch immer in Paris weilende Heinrich Marschner hat dort neulich einen Prozeß gehabt und gewonnen. Ein Verleger wurde von ihm verklagt, weil er ohne seine Genehmigung eine Partitur der Oper „Der Vampyr" herausgegeben und verkauft hatte. Der Angeklagte ist zu einem Schadenersatz von 500 Fr. und zur Auslieferung aller Exemplare an Marschner verurtheilt.

* Die von Karl Seifart, unserem fleißigen Mitarbeiter, kürzlich in Hildesheim gegründete Zeitung „Neuer Kurier" hat so viel Glück gemacht, daß bereits eine Vergrößerung des Blattes erfolgen konnte.

* In Hamburg starb am 13. Juni der fast vergessene humoristische Dichter Prätzel im Alter von 75 Jahren.

* Die Professur Dahlmanns an der Universität Bonn ist dem Historiker von Sybel in München angetragen und von ihm angenommen worden. In den liberalen Kreisen Münchens erregt es Aufsehen und wird als böses Anzeichen angesehen, daß die Regierung den ausgezeichneten Historiker nicht hält.

* Das in München am 11. Juni zu Ehren von Peter Cornelius durch die deutschen Künstler gegebene Fest war großartig und erhebend. Cornelius erschien, für sein Alter rüstig und ungebrochen, umgeben und gefeiert von allem, was München an künstlerischen Größen besitzt. Viele begeisterte Toaste auf ihn, König Ludwig — Peter Cornelius selber feierte ihn in tiefbewegten Worten —, König Max, Deutschland, das Vaterland des großen Genius, den man hier ehrte, München, die Kunst und die Künstler wurden aufgebracht. Ein Festspiel von Hermann Schmidt leitete das Fest ein. Isar und Rhein streiten sich, wer den Meister sein nennen dürfe, vereinigen sich aber, um den Ansprüchen Italiens auf ihn entgegenzutreten, bis sie sich alle drei dahin verständigen, er gehöre nicht einem einzelnen Lande, sondern der ganzen Welt. Schöne Damen brachten während des Lustspiels dem Altmeister Blumen. Es war eine herrliche Feier. Das Wiedersehen Cornelius' mit vielen der alten versammelten Häupter der Kunst war ergreifend. Der Meister blieb lange; auch seine junge Gattin erschien. Die Wogen der Begeisterung wollten sich nach seinem Weggange noch nicht legen. Bis an den lichten Tag schwärmte man fort.

* Bremen, 20. Juni. Gestern hielt der Künstlerverein eine General-Versammlung, in welcher wie alljährlich im Juni durch den Vorstand ein Bericht über das abgelaufene Vereinsjahr erfolgte. In diesem Berichte wurde zunächst der finanziellen Lage gedacht, welche eine sehr günstige ist, so daß eine bedeutende Anzahl der im Jahre 1857 für Herstellung des schönen Vereinslokals ausgegebenen Actien ausgeloost werden konnte. Weiter gedenkt der Vorstand der künstlerischen Thätigkeit der Gesellschaft und hebt das Ballfest vom 12. Februar, das in den weitesten Kreisen Interesse erregte, und die Ausstellung von historischen und Kunstdenkmälern hervor. Endlich wird der regelmäßigen Vorträge gedacht. Mit großen den betreffenden Schluß des Berichts hier wörtlich wieder. Es sprachen: über Johann Christian Günther und seine Zeit: Laun; Schauer und die Canterbury-Erzählungen: Herzberg; Shakspere's Desdemona: Gildemeister; Samuel Johnson: Delius; die englische Presse: Sattler; Molière's Leben und Wirken: Laun; Franz Schubert: Pleyer; die belgische Historienmalerei der Gegenwart: H. A. Müller; das Verhältniß der Naturwissenschaft zur Kunst: Buchenau; die Feldzüge der Jahre 1806 und 1812: Richour; die Zigeuner, ihre Geschichte und Sitten: J. G. Kohl; die Fehden der Bremer und Friesen: Ehmé; die Reise des böhmischen Herrn Leo von Rosmital: Sägelken; das internationale Seerecht in Kriegszeiten: Feldmann; das Turnen und seine geschichtliche Entwicklung: Redepenning; der Wohnungsnoth der arbeitenden Klassen: B. A. Huber. — Die musikalischen Vorträge waren sehr zahlreich. Herr Kapellmeister Hiller aus Köln verlieh auf Bitte des Vorstandes einer Versammlung durch sein meisterhaftes Clavierspiel eine besondere Zierde. Gleich bereitwillig zur Mitwirkung zeigten sich Herr Ferdinand Laub aus Berlin und Herr Schneider aus Wiesbaden. Doch blieb für unsere eigenen Mitglieder so viel zu thun, daß wir immer von Neuem ihre Thätigkeit mit Dank anerkennen müssen. Schmerzlich vermissen wir unter unseren Freunden von dieser Section einen der eifrigsten, Georg Schmidt, welcher seit der Begründung des Vereins zu denjenigen gehörte, welche sich besonders an den musikalischen Vorträgen betheiligten. Zur Ausführung kamen Compositionen von Beethoven, Cobisius, Crusell, Graue, Handn, Hiller, Hummel, Kuhlau, Mendelssohn, Mozart, Onslow, Schubert, Schumann, Spohr. An der Ausführung dieser Werke betheiligten sich außer den oben Genannten die Herren: F. Arnold, H. Behr, Beyer, Biermann, Börtzer, Cabisius sen. und jun., D. Engel, C. und H. Funck, C. D. Graue, Kasfens, C. Klier, Ernst und Louis Rakemann, Reinthaler, Roebel, Sasted, C. und G. Schmidt, Ulrici, Uschmann, H. und D. Weingartz.

Digitized by Google

Der Jordan und das todte Meer.

* Der Weg von Jerusalem nach Jericho, dem Jordan und dem todten Meer führt an dem lieblichen Bethanien vorüber. Die Straße war einst der große Handelsweg nach Damaskus; jetzt ist sie verlassen und verfallen, wegen ihrer Unsicherheit der Blutweg genannt. Man kann daher nur unter bewaffneter Begleitung eine solche Expedition wagen, muß sich mit Nachtlager und vollständiger Haushaltung versehen. Eine in dieser Weise unternommene Reise beschreibt Scherer in dem Buche, welches in der vorigen Nummer besprochen wurde. Die Ebene des Jordan, einst ein Garten Gdn, giebt auch noch jetzt Zeugniß von der unendlich schaffenden Naturkraft. Bäume, Sträucher, hohes Gras, Blumen und Kräuter wuchern in tropischer Ueppigkeit überall empor, die Ufer des Jordan sind von einem förmlichen Urwald bedeckt. Endlich kündigen lange Streifen von Sandbänken, die mit Salzkrystallen überzogen sind, die Nähe des todten Meeres an. Die Vegetation wird dünner, bis endlich jedes vegetabilische und animalische Wachsthum aufhört, untergehend im Kampf zwischen Leben und Tod. Eine breite Lagune macht an dieser Stelle den Zugang unmöglich, wenigstens so schwierig, daß nur zwei verwegene Americaner kürzlich das Wagstück unternahmen, wobei aber ihr Boot verloren ging.

Die Umgebungen des todten Meeres sind von erschreckender Einsamkeit und Oede. So weit das Auge reicht, keine Stätte menschlichen Aufenthalts und Lebens zu erblicken. Im Uebrigen ist der Anblick durchaus nicht schauderhaft und, was man von den Schrecken des Todes erzählt, die dem Beschauer überall entgegen treten, Uebertreibung und Erfindung. Ohne Sodom und Gomorrha und das Gedächtniß der Bibellektüre, die hier auf dem verwinkelten Schauplatz Jedem vor die Sinne tritt, würde man noch weniger an dergleichen denken. Ein See im schottischen Hochland, ein oberbayrisches Moos, eine Partie aus dem Karst sind unendlich trüber und melancholischer; denn hier wölbt sich ein ewig heiterer, blauer Himmel über der Landschaft. Die Sonne gießt ihr Licht in allen Farbenbögen aus, die Perspective ist wunderbar, und der pittoresken Berge und Felsenformationen kommen die gerühmten Schweizerlands nicht gleich. Was fehlt, sind menschliche Niederlassungen oder doch wenigstens Spuren davon, seien es noch so karge Ruinen. Zwar geht die Sage und unter den Eingeborenen selbst, welche hier die geschichtliche Thatsache der heiligen Schrift noch weniger bezweifeln als wir, daß die versunkenen Städte zu Zeiten an heißen Sommertagen auf der Oberfläche in ganzer Pracht erscheinen. Die Sage hat auch Zusammenhang und läßt sich erklären, indem die Fata Morgana Thatsache ist und von den außerordentlichen Lichteffekten man sich selbst an Ort und Stelle überzeugen kann.

Der See hat eine Länge von zwanzig Stunden mit einer drei bis vier Stunden abmeßenden Breite. Das schmale Nordende, wo der Jordan einströmt, ist eben, dagegen rücken die Berge, welche den Thalgrund des Flusses in ziemlicher Entfernung umstellen, von beiden Seiten plötzlich auf den See zu, begrenzen ihn hart mit ihren schroffen Abhängen und begleiten ihn so bis an das Südende, wo sie beträchtlich abfallen und in ein wellenförmiges Hügelland sich verlaufen. Das Wasser ist ganz hell und rein, seine Gesammtfarbe fällt ins Schwarzblaue und schimmert von der Ferne wie Bleiglanz. Es ist durchaus geruchlos, so daß die Pferde artglos ihren Mund öffnen, um einfegt zurückzufahren und ihren Durst noch länger zu bezwingen. Der Geschmack ist aber auch abscheulich, die reinste Auflösung von Bitterfalz mit einem widerwärtigen Beigeschmack. Das Wasser ist so stark mit Salz gesättigt, daß jeder eingetauchte Gegenstand an die Sonne gebracht, sogleich Krystalle ansetzt. Auf der menschlichen Haut bringt es eine sehr unangenehme Empfindung hervor; mehre unsrer Reisegefährten, die sich nicht abhalten ließen im See zu baden, konnten es den ganzen Tag vor Jucken und Beißen kaum aushalten und erst eine Abwaschung Abends mit süßem Wasser brachte Linderung. Die vollkommene Auflösung des Salzes im Wasser verursacht auch dessen specifische Schwere, es hat eine außerordentliche Tragkraft, wenn schon dadurch allein Niemand, der nicht schwimmen kann, vor Ertrinken sicher wäre.

Mit einem Wort, das todte Meer ist weit besser als sein Ruf. Für die Pflanzenwelt ist das Salz überall tödtend; so weit dasselbe wirkt, gedeiht auch an den Gestaden andrer Meere keine Vegetation. Auf höheren Punkten dagegen, wohin die Ueberschwemmung des Sees nicht reigt, sowie an den Abhängen der westlichen Gebirgskette, kommen Gebüsche, Baumgruppen und verschiedene Grasarten ganz gut fort und ich bin überzeugt, daß wenn hier fleißige Menschen wohnten, die Natur der Ausfaat ihres Fleißes durchaus nichts verweigern würde, — natürlich mit Ausnahme der Oertlichkeit, — die durch das Vorhandensein von süßen Wasseraquellen bedingt ist. Dieselben sind aber auf dem westlichen Ufer vorhanden, nur das östliche ist trocken und steril.

Nach der Tradition soll auch alles animalische Leben am todten Meere nicht nur erloschen sein, sondern auch die Schwefelausdünstungen und pestilenzialischen Miasmen daselbst gar nicht gestatten. Wenn Erstres in Folge tausendjähriger Oede und Verlassenheit relativ wahr ist, so muß ich doch Letzterm aus eigner Wahrnehmung widersprechen. Mit Interesse verfolgten wir den Flug des Adlerpaars, das unaufhörlich über den Fluthen kreiste, weiterhin begegneten wir andern Raubvögeln. Auch der Schakal heult um die Ufer herum, und wilde Tauben nisten in den Felsklüften. Nur in geringer Entfernung vom Wasser sahen wir den Tausendfuß dahinrollen, desgleichen sind Schlangen, Skorpione und anderes Gewürm häufig. Die meisten Touristen begnügen sich mit einem flüchtigen Ueberblick an dem schmalen Nordende des Meeres, wo es wegen der Sandbänke und der Salzseider allerdings am traurigsten aussieht.

Man muß noch andere Partieen sehen, um eine bessre Meinung zu gewinnen. Das Meer soll keine Bewohner haben und man führt als Beweis dafür an, daß es die Fische, welche der Jordan zuführt, todt ans Land hinauswerfe. Ich kann diesen Beweis allein nicht gelten lassen, so lange das Meer selbst ein so unerforschtes Geheimniß bleibt, als bisher. Süßwasserfische können überhaupt nicht im Salzwasser leben und darum wäre diese Erscheinung gerade nichts Eigenthümliches. Die Einbildungskraft will in der Dunkelheit auch leuchtende Flammen bemerken; nun es wird nicht nöthig sein, dergleichen ernsthaft zu berichtigen. Für den Dichter ist hier ein reicher Boden, wie nirgends anders, und läge das Meer in unsren deutschen Landen, wie vielartige Märchen und Legenden in Reim und Prosa gäbe es bereits!

Seit Menschengedenken hat Niemand das todte Meer befahren, von Messungen seiner Tiefe und seines Umfangs überhaupt ist also keine Rede. Was man indeß aus oberflächlicher Beobachtung des Barometerstands weiß, ist, daß die Oberfläche des Sees gegen 2000 Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeers und etwa 1900 Fuß unter dem des rothen Meers liegt. Unwillkürlich fragt man nun, wo die Wassermaße hinkommen, welche der Jordan in ununterbrochener Folge von Jahrtausenden einströmt? In früheren Zeiten, wo die physikalischen Lehrsätze noch unbekannt waren, nahm man eine unterirdische Ausströmung an, ohne zu bedenken, daß das Wasser doch nicht den Berg hinaufsteigen kann und vielmehr die höher gelegenen Meere sich in das tiefere Becken ergießen müßten. Jetzt ist man unter den Gelehrten darüber einig, daß der Zufluß des Wassers vollständig durch Verdünstung wieder abgezogen werde und darum der Salzgehalt des See's unverändert stark bleibe. In Afrika sollen große Binnenseen vorhanden sein, bei denen sich dieselbe Erfahrung wiederhole. Ich gebe diese Ansicht als eine Möglichkeit, obschon sie und die Heroldsage, wonach die Natur hier ein seltenes Denkmal ihrer Zerstörung beschrieben hat, noch lange nicht erklärt.

Die ganze Bodenbeschaffenheit des Landes zwischen Zoar dem Südende des Salzsees und Akaba am Atlantischen Meerbusen spricht dafür, daß ein großer Strom vormals dorthin seinen Ausfluß nahm. Welch andrer konnte dies aber sein, als der Jordan? Dann aber war es doch nothwendiges Gesetz, daß er seinen Lauf nicht unter, sondern über Meeresspiegel hatte. Das ganze Jordanthal, das in seiner Länge vom Einfluß in den Merom- und Tiberiassee bis zum Ausfluß in das todte Meer wohl über dreißig Stunden Länge mißt, mit acht bis zehn Stunden Breite, müßte dann durch eine der unerklärlichsten Naturerscheinungen in solche Tiefe hinabgedrückt worden sein. Die Hypothese, daß das todte Meer durch den atlantischen Meerbusen seinen Arm bis dieher ausgestreckt habe, hätte mehr für sich, wenn nicht wieder die ganz unverhältnißmäßige Differenz der hohen und niedrigen Lage dagegen spräche. Kurzum, wie man es verkucht, man sitzt irgendwo auf, und was ich auch darüber gelesen, es hat mir an Ort und Stelle nicht geholfen, das Räthsel zu lösen, zumal die Kennzeichen einer vulkanischen Revolution nicht vorliegen. Der Asphalt oder vielmehr das Erdpech, welches zu Zeiten auf dem See sichtbar wird, sprudelt nicht in heißen Quellen auf — deren es weit und breit keine giebt, sondern schwimmt in Stücken auf der Oberfläche. Am Ufer kommt es nirgends vor, und die Steinformen und Gebirgsarten tragen keine Spur von Eruptionen der Krater. Die Umrisse derselben erinnern vielmehr an unsre heimathlichen Kalkkuppen, wie überhaupt Kreidekalk die vorherrschende Steinart ist. Die Temperatur des Seewassers bekundet ebenso wenig eine außergewöhnliche Wärme; wo unsre Herren badeten, zeigte der Thermometer 20 Grad Reaumur in der Sonne, denn von Schatten war da keine Rede. Ich muß wiederholen, daß die Herren Gelehrten sich vielleicht über diese simpeln Betrachtungen eines Laien mokiren. Ich denke, es wird andern Reisenden gerade so ergehen wie mir; die Wirklichkeit, die wir in den Büchern gelesen, wird zu Schanden, wenn man sie für das Leben nutzen will, und mehr als je stelen mir die Worte des Dichters ein: „Und Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Golb.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℊ Cts.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 26. Bremen, 30. Juni. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Daniels Handbuch der Geographie. Von A. Wilde.
Zwei Gedichte von Berten des Herrores. Von Adolf Laun.
Der fremde Meister. Von Eduard Ziehen.
Aus dem Leben Goethe's.
Literatur und Kunst

* Daniels Handbuch der Geographie.

Von A. Wilde.

Vor längerer Zeit haben wir gelegentlich und nur mit einigen Worten auf das Handbuch der Geographie von Daniel in Halle aufmerksam gemacht. (Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft.) Nachdem heute bereits zwei Bände vollständig erschienen sind und von dem dritten die dritte Lieferung ausgegeben wird, folgen wir der Mahnung des Redacteurs dieses Blattes und geben in etwas breiterer Ausführung unser Urtheil über das Werk ab. Wenn wir dabei dem Leser als parteiischer, panegyrischer Lobredner erscheinen, so wollen wir nicht verhehlen, daß wir dem Verfasser für seine pädagogischen, die Geographie betreffenden Bücher zu großem Danke verpflichtet sind; im Uebrigen aber geben wir nichts als was auch andere Leser, sofern sie das Buch nur eines genaueren Blickes würdigen wollen, selbst finden werden.

Wir erinnern uns in jenem kurzen Hinweise den Nachdruck auf die Anlage des Buches gelegt zu haben. In den beiden ersten Bänden wird die außereuropäische Erde und Europa abgehandelt; der dritte ist für Deutschland aufgespart. Von der Peripherie aus kommt der Verfasser zum Mittelpunkte, während fast in allen übrigen geographischen Büchern die Erforschung und Darlegung der Ferne zum Hauptgesichtspunkte gemacht wird. Es ist Zeit, daß wir immer mehr und überall lernen alle übrige Welt auf uns zu beziehen, daß wir es uns abgewöhnen unsere Heimath gegen das, was ringsum ist, wie schön, wie groß, wie mächtig es auch sei, verschwinden zu lassen.

Aber nicht etwa, daß dieser patriotische Hintergrund die wissenschaftliche Seite des Buchs verdunkelte, seinem Werthe in dieser Beziehung Eintrag thäte. Jener Vorzug wäre alsdann ein ziemlich zweideutiger. Vielmehr ist auch für die beiden ersten Bände mit großer Treue und Gründlichkeit das zusammengestellt, was die neueren Forschungen bieten. Man wird in einem Handbuche nicht eigene Untersuchungen erwarten; es ist genug, wenn die Resultate der gelehrten Arbeit und der persönlichen Beobachtung sich in überschlichter und geschmackvoller Darstellung so vereinigt finden, daß der Leser eine volle und richtige Kenntniß der einzelnen Partien erlangt.

Und doch ist auch wieder die ganze Erfassung der Aufgabe wie die Methode eine eigenthümliche, individuelle. Früher war ein geographisches Buch ein wüster Sumpf von allerlei politischen, statistischen Notizen; erst seitdem Ritter der Wissenschaft ihre Gesetze gefunden hat, seitdem nach seinem Ausspruch die Erde als das Erziehungshaus der Menschheit angesehen wird, kann von einer wissenschaftlichen Betreibung der Geographie die Rede sein, ist die Literatur über jene trockene Einseitigkeit hinausgegangen. Nicht freilich ohne die entgegengesetzte Seite zu übertreiben. Das rasche Aufblühen der Naturwissenschaften, der persönliche Antheil, den Humboldt an dem Ausbau der Geographie nahm, mögen es bewirkt haben, daß besonders der physische Theil derselben mit überwiegender Vorliebe gepflegt ward. Anders bei Daniel. Sei es, daß seit einigen Jahren die historischen Wissenschaften wieder einen neuen Aufschwung genommen haben und daß der Verfasser von der Strömung der Zeit, der Niemand widerstehen kann, fortgetrieben ist, sei es, daß er persönlich den geschichtlichen Studien näher steht, — die ganze Darstellung hat mehr den Menschen als die Erde, mehr den Bewohner als das Haus im Auge. Dies ist unseres Erachtens die richtige Art. Physikalische, geologische, botanische Bemerkungen dürfen natürlich nicht fehlen; aber sie sollen nicht die Hauptsache ausmachen, nicht den Menschen ganz zurückdrängen, der auf jedem Winkel der Erde, und sei er in physischer Beziehung noch so interessant, immer die erste Stelle einzunehmen hat.

Und in welcher Form tritt nun der angegebene Stoff an uns heran? Für ein Buch, das die Wissenschaft der gebildeten Welt zugänglich machen will, kommt auf die Form sicherlich ein Bedeutendes an. Wir meinen, daß in der That die alte Mutter Erde sich zu dem anmuthigen Gewande gratuliren kann, in das sie von der kunstfertigen Hand des Verfassers gekleidet ist. Sie hat zuerst Ritter dankbar zu sein, daß er sie verstanden hat; sie in die große Welt einzuführen, war seine Form etwas zu spröde, sein Auftreten zu ernsthaft. Wir werden es ihm nie vergessen, was er gethan, wie er aus der Tiefe heraus in genialer Weise einen schönen Bau aufgerichtet hat aus Stoffen, die noch Niemand vor ihm zusammen zu fügen verstanden hatte; und wer ernsthaft und gründlich lernen will, für den wird er der beste Führer bleiben. Aber etwas Anderes ist es um das behagliche, liebenswürdige Genießen des sauer erworbenen Besitzes. Dazu bedarf es der geschmackvollen, eleganten Anordnung, der leichten, anregenden Darstellung. Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Meisterschaft unser Verfasser dieser Anforderung gerecht geworden ist. Gleichviel, ob er uns in die weiteste Ferne führt, oder ob wir mit ihm, wie in der letzten Lieferung, anmuthig den Rhein

Digitized by Google

hinabgleiten; einerlei auch, ob er uns die Wüste zeichnet oder uns mitten in das regste, tobendste Leben der großen Städte, nach London und Paris, versetzt, — überall ist das Bild anziehend, lebendig und belehrend. Weit entfernt aber, daß er dabei die kleinen Mittelchen der Touristen anwendete, die Himmel und Erde beschwören, um unsere Aufmerksamkeit für ihre Reiseroute wach zu erhalten; das rechte Maß in der Farbengebung, der stille, liebevolle Ernst, der über dem Ganzen waltet, beweist uns, daß es ihm auf mehr ankommt als den Leser auf eine Viertelstunde zu unterhalten. Man bemerke nur den Abstand zwischen dem Verfasser und den alten Herren, Happel, Sebastian Münster, Merian, deren Anschauungen er oft herbeizieht, um den Contrast zwischen dem Standpunkt der Wissenschaft von einst und jetzt hervorzuheben: wie chaotisch, wie schwerfällig, wie viel Zopf damals, — wie elegant, wie umfassend und weitschauend, wie wohlthuend geordnet heute!

Wir sehen voraus, daß eine Fluth von ähnlichen Büchern dem Daniel'schen folgen wird. Mögen sie dann nur nicht allein die eine, allerdings bestechende Seite, die formale, im Auge haben, sondern gleich wohlvorbereitet, nach ähnlichen, sehr entsagungsvollen Studien an ihre Arbeit gehen! — Der Verfasser ist seit langen Jahren in der Geographie der Lehrer der gesammten lernenden Jugend Deutschlands. Wir wünschen ihm den besten Lohn, den er überhaupt finden kann, daß sein dritter Band auch auf die Alten so nachhaltig wirke, daß sie nach Kräften dazu thun, in der großen weiten Welt auch ein gemeinsames, ein deutsches Vaterland zu besitzen.

* Zwei Gedichte von Breton los Herreros.

Von Adolf Laun.

In der neuesten Literatur Spaniens, die schöpferischer und bedeutender ist, als man meint, nimmt Breton los Herreros vor allem als Dramatiker den ersten Rang ein. Seine Stücke, deren Zahl schon an zweihundert reicht, erfreuen sich einer großen Popularität und werden auf allen Bühnen der spanisch sprechenden Länder bis zu denen der kleinsten Städte hinab häufig gegeben. Beim Beginn seiner Laufbahn trat er in Moratins Fußstapfen, der sich die classische Komödie der Franzosen, besonders Moliere, zum Muster genommen hatte; er wußte aber sogleich der Gattung mehr Leben, Bewegung und Fülle der Individualität zu verleihen und hob die Sprache des Dialogs durch höheren lyrischen Schwung und reichere Reimverschlingungen. Später befreite er sich, ohne in die romantischen Extravaganzen seiner dramatischen Collegen und Nebenbuhler zu verfallen, die er in »Ich verlasse Madrid« lächerlich machte, ganz vom klassischen Zwange und bebaute vor Allem das feinere Lustspiel, die Conversations- und Sittenkomödie. — Er hält sich wie Scribe an das bürgerliche Leben seiner Zeit und seines Landes, ist aber dabei in viel höherem Sinne Dichter, als jener französische Kotzebue. — In »Stirb und du wirst sehen«, in »Alles ist Komödie« und in der »Ministermisere«, zeigt sich besonders auch eine reiche satirische Ader neben der diesen Stücken innewohnenden wirklichen Poesie.

Treffende zeitgemäße Satire wird man auch in dem hier mitgetheilten Gedichte »Der Tanz« nicht verkennen. Fast alle unsere Touristen, die Spanien besuchten, schildern uns, wenn sie das Glück hatten, dergleichen noch zu sehen, mit glühenden Farben den unwiderstehlichen Reiz der Fandangos und Boleros, die unsere Ballette und Divertissements doch nur sehr abgeschwächt und verkünstelt wieder geben, und bedauern das gänzliche Verschwinden dieser nationalen Tanzweise aus der höheren und mittleren Gesellschaft. — Man braucht nicht Spanier zu sein, um dem Dichter seinen Ingrimm darüber nachzuempfinden, und stimmt auch als Deutscher, der daheim Aehnliches zu sehen bekommt, in seine Verspottung der gegenwärtigen geist- und characterlosen Tanzweise gern mit ein. Dem Uebersetzer kam es, obgleich die Gleichmäßigkeit des deutschen poetischen Ausdrucks darunter litt, vor allem auf Wiedergabe des Characteristischen an. Ein gleiches Streben leitete ihn bei einer zweiten Probe von Bretons gern Lyrik mit Satire verbindender Dichtweise, bei dem Gedicht »Meine Herrin«, indem der Spanier ganz gegen die Weise sonstiger Liebesdichter seiner Angebeteten gradezu alle eigentliche Schönheit abspricht, aber sehr gut sein Paradoxon, daß sie schöner sei als die Schönen, durchführt.

Der Tanz.

Das Tanzen, sagt man, ward erfunden
Vom Gott der Lieb' und Fröhlichkeit;
Die Unschuld, die hinzugekommen,
Stand ihnen treu dabei zur Seit.

Das war die Zeit, wo so die Menschen
Noch waren, wie sie Gott gemacht,
Und seines großen Schöpfers Pläne
Zu bessern keiner war bedacht.

Doch schritt allmälig die moderne
Gesellschaft in der Bildung fort
Und schuf zuletzt das ernste Tanzen.
O weich ein wunderliches Wort!

Gewiß ist, daß darauf das Tanzen
Sich bildete zur schönen Kunst,
Durch welche Bestris und Taglioni
Gelangten zu der höchsten Gunst.

Doch fehlt es nicht an Philosophen,
Die meinten, daß gar albern wär
Die Kunst, die besser doch verstünden
Der Hund, der Affe und der Bär;

Die können's nicht erbaulich finden,
Daß man den Mann Professer heißt,
Dem in dem Kniegelenk die Seele,
Dem in dem Hacken sitzt der Geist.

Doch nun ist zu der Bühne Brettern
Auch diese schöne Kunst gestohn,
Es übt sie auf dem schwanken Seile
Gar mancher welsche Histrion.

Das Tanzen aber der Gesellschaft,
Verdient's den Namen Tanzkunst? Nein,
Wie sehr sich auch die Thoren mühen
Und ihm den stolzen Namen leihn.

Was einst beseelter Tanz gewesen,
Ist jetzt davon nur Parodie,
Zwar matt und wilde macht's noch immer,
Doch heiter, lustig macht es nie.

Was ist es denn, wenn achtzig Paare
Einander gegenüber stehn,
Wie Automaten geist- und lautlos
Die Glieder renken und sich drehn?

Ist's etwas, das zum Geiste redet,
Ist's etwas, das zum Herzen dringt,
Wenn im Galopp man galoppiret
Und wenn man die Mazurka hinkt?

Digitized by Google

Freund, sage, tauchen je Gedanken
Bei solchen Pos in dir empor,
Wo Einer steif die Beine streckt,
Bald rückwärts rutscht und bald vor?

O seht sie nur, die Herrn und Damen,
Wie Kirchenpulte ernst und schwer,
Sie tanzen so, als ob's ein Tanzen
Im allerhöchsten Auftrag wär'.

Kaum wird dabei vom leisen Lufthauch
Der Dame bauschig Kleid bewegt,
Der Tänzer langer steifer Rockschoß
In leise Falten kaum gelegt. —

Reicht Laura dir die Hand im Handschuh,
So giebt sie dir der Finger zwei,
Denn, wie's die gute Sitte fordert,
Hält sie zurück die and'ren drei.

Nur Schein und Lüg' ist ihr Umschlingen
Im Walzer, — dein Umschlingen auch,
Denn in den Armen sich zu wiegen,
Verbieten Anstand und Gebrauch.

Gewandtheit, Raschheit — schlechte Sitte!
Und Lustigkeit, was fällt dir ein?
Der vornehm gute Ton verlangt ja,
Stets ruhig, kalt und steif zu sein.

Das hat die Sclaverei der Mode
Aus Spaniens schönem Tanz gemacht,
Das hat des eitlen Nachbars Sitte
Zu uns als Gastgeschenk gebracht.

O fort mit solcher Art zu tanzen,
Ich will sie länger nicht mehr sehn.
Wie können Tanz und üble Laune
Zusammen jemals denn bestehn?

So tanzt doch nervige Boleros,
Die Jota tanzt mit raschem Schwung,
Den feurig glühenden Fandange,
Den Polo tanzt mit wildem Sprung.

Und mög' auch immerhin der Ballsaal
Des Hauses niedre Küche sein,
Wo statt des Lüstre eine Lampe
Sich spiegelt in des Kessels Schein,

Wo statt des rauschenden Orchesters
Spielleute stehen auf der Bank,
Wo Mandoline und Guitarre
Den Tact anstimmt mit scharfem Klang.

Nur lustig, lustig sein beim Teufel,
Juana, reich mir deine Hand! —
Tanzt, daß vom Stampfen eurer Füße
Erbebt der Boden und die Wand. —

Vielleicht nennt ihr dies schlechte Sitte,
Ihr nennt's vielleicht sogar gemein,
Doch ist es Frucht von Spaniens Boden,
Und Spanier bin ich, will ich sein. —

Meine Herrin.

Wie sehr mein Herz in Liebe glühe,
Die Liebe täuscht mein Auge nicht,
Ich weiß: nicht schön wie das der Venus
Ist meiner Herrin Angesicht.

Kein Phidias würd' es modelliren,
Und kein Apoll es conterfein,
Und dennoch flößt's den Männern Liebe
Und Eifersucht den Weibern ein.

Warum? Weil d'rin zu jeder Stunde
Ein neuer Reiz der Anmuth strahlt
Und jene Gluth, die's Herz entzündet,
Die man nicht meißelt und nicht malt.

Für mich ist solch ein Musterantlitz,
Das Würze, Reiz und Salz entbehrt,
Gleich einem süßlich weichen Backwerk,
Das sättigt, aber das nicht nährt.

Denn eine tadellose Schöne
Ist oft vor Eitelkeit so dumm,
Daß sie aus Furcht, sich zu entstellen
Nicht weint und lachet, immer stumm. —

Sie gleicht der strahlend hohen Göttin,
Die in sich selber ruht und schweigt,
Doch ach, es ist ihr himmlisch Antlitz
Kein Spiegel, der die Seele zeigt.

Sie gleicht in ihrer stolzen Haltung
Der Statue von Prometheus Hand,
Eh' er den heil'gen Götterfunken
Des Phöbus Wagen hatt' entwandt. —

Gesichter giebt es, die so schön sind,
Daß jeder Tadel davor schweigt,
Doch die Vollkommenheiten alle,
Ein einz'ger Blick hat sie gezeigt.

Da sie als Wunder sich geberden —
Man staunt sie an mit Fug und Recht —
So brauchen sie sich nicht zu regen,
Und thun sie's, kleidet sie's gar schlecht. —

Nichts will ich von der Schönheit wissen,
Und gliche sie Dianen gar,
Die morgen sein wird, wie sie heut' ist,
Und heut' ist, wie sie gestern war.

Das Antlitz aber meiner Kleinen,
Das nicht vor Sonn' und Wind erbebt,
Ein and'res ist's zu jeder Stunde
Und immerdar von Reiz belebt.

Ist mancher Zug auch unvollkommen,
Hebt er den andren doch hervor,
Und oftmals blüht aus einem Mangel
Ein doppelt hoher Reiz empor. —

Vergebens such' ich's zu ergründen,
Bald ist's von heller Scham umblüht,
Bald lacht es auf in heller Wonne,
Bald schmachtet's hin, in Lieb' ergliiht. —

Und wie könnt' ich den Schelm beschreiben,
Der in den Grübchen sich verkriecht,
Der aus des Kinnes Rundung lauschet
Und um die holde Wange fliegt?

So hat in einer einz'gen Schönen,
Ist meine Rechnung nicht verfehlt,
Die Liebe mit ein Panorama
Von funfzig Schönen auserwählt.

Doch mehr als alle diese Gaben
Macht Eines mich vor Allem reich:
Wie wandelbar auch sei ihr Antlitz,
Ihr Lieben bleibt sich immer gleich. —

Digitized by Google

* Der fremde Meister.

Eine Geschichte aus dem Leben in Niedersachsen.

Von Eduard Ziehen.

3.

Zwei Stunden später, als fast das ganze Städchen schon in tiefem Schlummer lag, öffnete sich die Thür des Bach'schen Hauses, und es schlüpften zwei dunkle Gestalten heraus, die in eine kleine Gasse eilten und bald im Dunkel der Nacht verschwanden. Es war eine warme, duftige Mainacht. In den blühenden Gärten schlugen die Nachtigallen, von den Thürmen klang dann und wann ein Glockenton durch die stille Luft, und von Zeit zu Zeit schallte der eintönige Ruf des Wächters durch die Straßen — sonst herrschte weit und breit tiefes Schweigen.

Da erhob sich plötzlich in den Garten vor dem Hause des Stadtmusikus Ellermann ein anmuthiger Gesang, der von wundersamen Tönen begleitet war. Der Nachtwächter, welcher sich nach dem Abrufen der Runde auf eine hölzerne Bank vor einem der benachbarten Häuser gesetzt und daselbst den ersten süßen Traum träumte, fuhr aus seinem Schlummer empor und lauschte athemlos den lieblichen Klängen: es war ihm, als träume er noch — so wunderleise Töne hatte er noch nie gehört. Bald darauf öffneten sich auch die Fenster in den benachbarten Häusern, und junge und alte Köpfe kamen zum Vorschein und sogen mit horchenden Ohren die zauberische Musik ein, ohne daran zu denken, wer dort singe und spiele und was gespielt werde. In Ellermanns Hause dagegen blieb längere Zeit hindurch Alles still; nur gegen den Schluß des dritten und letzten Liedes zeigte sich an einem der dunklen Fenster eine weiße Gestalt hinter den Vorhängen und spähte einige Minuten lang in den Garten hinab, wo der Sänger stand.

Endlich schwiegen Gesang und Spiel; zwei dunkle Gestalten schlüpften rasch unter den Bäumen dahin, schwangen sich über die Hecke am äußersten Rande des Gartens und verschwanden in dem benachbarten Garten. Und als nun ringsum wieder tiefe nächtliche Stille herrschte, die Zuhörer in den Fenstern nach einer lebhaften Discussion über die Person des Sängers und die Art des Instruments wieder in Morpheus' Armen ruhten, der schlaftrunkene Wächter wieder die Stunde abrief, um dann ein neues Schlummerplätzchen vor irgend einer Thür aufzusuchen — da trat die weiße Gestalt, welche vorhin an einem der Fenster im Hause des Stadtmusikus erschienen war, hinter den Gardinen hervor und blickte still entzückt zu den funkelnden Sternen am tiefblauen Frühlingshimmel empor. Es war Amalie. Sie hatte die Stimme Ottmers erkannt, und da ihr Herz ihr sagte, daß die Huldigung ihr gegolten habe, so überließ sie sich den lieblichsten Träumereien. Das letzte Lied, welches er gesungen, war ein ihr wohlbekanntes Ständchen von Eichendorff, dessen Schlußstrophe lautete:

„Und laß sie gehn und treiben
Und wieder nüchtern sein,
Ich will wohl bei dir bleiben!
Ich will dein Liebster sein!“

Sie begab sich endlich wieder zur Ruhe, durch ihre Träume aber zogen fort und fort die lieblichen Töne, welche sie im Wachen so entzückt hatten.

Am andern Morgen flog die auf's abenteuerlichste herausstaffirte Nachricht, daß der schönen Amalie Ellermann ein Ständchen gebracht worden sei, wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt; und da etwas Aehnliches seit Menschengedenken nicht in Ilsenrode vorgefallen war, auch Niemand unter den Bewohnern des Ortes es gewagt haben würde, mit der Guitarre, der Mandoline oder sonst einem „spanischen“ Instrumente durch die Straßen zu gehen, um Ständchen zu bringen, so konnte nur der hauptstädtische Vetter des Stadtsecretärs die romantische That vollführt haben. Außerdem war das Instrument, dessen Klänge die Nachbarn vernommen, so „überspanisch“, daß Ottmer von Allen als der kühne Ritter bezeichnet wurde. Es konnte nicht fehlen, daß Amalie von Freundinnen jedes Standes und Alters um die ausführliche Schilderung des unerhörten Ereignisses gebeten wurde, allein sie entzog sich allen derartigen Kundschaftereien durch die kurze und bündige Antwort, daß sie in der vorigen Nacht sehr fest geschlafen, aber viel Musik im Traum gehört habe.

Mit Ausnahme eines Einzigen gönnten ihr indessen Alle die „Ehre“, welche ihr widerfahren war: dieser Eine war der Herr Bedel, der „ausgerobberte Meister“, wie der Lieutenant von Lobfeld ihn seit dem vorhergehenden Abend nannte. Schon genugsam gegrämt durch die Bereitelung seines Rachepland, mußte er es jetzt auch noch erleben, daß der neue Meister ihn aus dem Herzen Amaliens verdrängte, in welchem er sich so fest eingebürgert glaubte. In seinem Grimm ging er so weit, laut zu verkündigen, er werde in Zukunft keinen Ton wieder für den undankbaren Ellermann singen, und Amalie könne nun zusehen, wie sie unter die Haube komme.

Als die Geschichte von dem wunderbaren Ständchen gerade so recht von Aller Mund verarbeitet wurde, ereignete sich wieder etwas, was den Neugierigen Stoff zu Hypotheesen und Conjecturen darbot und den Fremden aus der Residenz mit einer neuen romanischen Hülle umgab. Um die dritte Nachmittagsstunde sahen die Leute nämlich, wie er mit dem adelsstolzen Lieutenant von Lobfeld Arm in Arm durch die Straßen schlenderte und mit ihm plauderte und lachte, als ob er sein leiblicher Bruder wäre. Der Officier war zwar nicht sehr höflich und liebenswürdig gegen Jedermann, allein noch Niemandem war es gelungen, in ein näheres freundschaftliches Verhältniß zu ihm zu treten, und noch viel weniger konnte sich Jemand rühmen, Arm in Arm mit ihm durch die Straßen gewandert zu sein.

Auch über diesen Vorfall wurden wieder viele Hypothesen aufgestellt, und der Stadtsecretär Bach hatte einen wahren Sturm von Fragen auszuhalten, als er gegen Abend in das Clubloeal auf dem Rathskeller trat; aber Niemand brachte irgend etwas Bestimmtes, als unumstößliche Thatsache Wiedererzählbares heraus. Nur mehrere Mitglieder des Musikvereins schienen in die neuesten Geheimnisse von Illenrode eingeweiht zu sein, denn sie wunderten sich über nichts, — sie lächelten nur, lächelten so geheimnißvoll und unausstehlich, daß die neugierigen Frager schier darob ergrimmten: — allein sie sagten nichts, gar nichts.

Die Neugierigen sollten aber noch mehr geplagt werden. Von jetzt an gab es allabendlich ein merkwürdiges, eifriges Gesinge im Hause des Stadtsecretärs Bach wie in der Wohnung des Lieutenants von Lobfeld, der sich sonst eben nicht viel um Musik zu kümmern pflegte. Diese musikalischen Unterhaltungen dauerten oft bis tief in die Nacht hinein, aber da an denselben nur die geheimnißvoll lächelnden, unausstehlich schweigsamen Mitglieder des Musikvereins theilnahmen, so verlautete darüber ebenfalls nicht das Geringste, und die Klatschschwestern von Ilsenrode waren wieder auf Hypothesen der abenteuerlichsten Art angewiesen.

Am Morgen des Tages, wo die vorletzte Probe stattfinden sollte, erhielt Ellermann ein Billet von dem erbosten Bedel, worin ihm dieser mit bürren Worten seinen Austritt aus dem Musikverein anzeigte und die Bemerkung hinzufügte, daß er in Zukunft nur zu seinem eignen Vergnügen singen werde. Der gute Stadtmusikus ärgerte sich anfangs nicht wenig über diese Mittheilung, da er, wie er sehr wohl begriff, nicht nur einen der

Digitized by Google

besten Solosänger seines Vereins verloren hatte, sondern auch jede Hoffnung auf eine Heirath zwischen ihm und Amalie aufgeben mußte. Dieser Aerger währte jedoch nicht sehr lange. „Ich kann am Ende nur froh sein, daß es so gekommen ist“, sprach er bei sich; „der Mensch ist gar zu anmaßend! Hätt' ich Amalie überredet, ihn zu heirathen, sie wäre gewiß sehr unglücklich geworden, und in meinem Verein werd' ich auch schon ohne ihn fertig werden.“

Für den kurzen Aerger ward Ellermann am Abend reichlich entschädigt. Die Probe fiel in einer Weise aus, welche selbst seine kühnsten Erwartungen übertraf. Die Solopartien in der Glocke wurden ganz vortrefflich gesungen und die Chöre im Ganzen mit solcher Präcision zu Gehör gebracht, daß der glückliche Director einmal über das andre ausrief: „Sehen Sie wohl, meine Herren und Damen — wenn Sie sich nur recht zusammennehmen, so können Sie selbst das Schwerste überwinden!“

Diese Worte entlockten Vielen ein bedeutsames Lächeln, welches der gute Ellermann in seiner seligen Stimmung nicht bemerkte — er dachte nur an sein Concert und die Ehre, welche er an dem wichtigen Abend zu erringen hoffte. Noch besser als die Glocke ward das Sextett mit Chor aus dem Oratorium Fingal ausgeführt. Die Solisten und das Chorpersonal thaten so ihre Schuldigkeit, daß der entzückte Concertgeber fast nichts zu moniren hatte. Und als nun zwei Tage später die Hauptprobe gehalten wurde, und Alles wie am Schnürchen ging — da hätte er in seiner Freude fast sämmtliche Mitglieder des Vereins an's Herz gedrückt. Er schloß die Probe mit einigen sehr anerkennenden und dankenden Worten und begab sich mit seiner Tochter stolz wie ein Beherrscher eines großen Reiches nach Hause.

An demselben Abend spät ereignete sich abermals etwas, von dem die guten Ilzenroder bis dahin nur durch Hörensagen wußten. Vor dem kleinen Häuschen, welches Wedel mit seiner fünfundvierzigjährigen unverheiratheten Schwester bewohnte, erhob sich nämlich zwischen zehn und elf Uhr plötzlich ein seltsames Fauchen und Miauen, das unmöglich einer Katzenbrust oder der Brust mehrerer Katzen entstehen konnte. Auch sahen die Nachbaren Wedels so wie die Nachtwächter mehrere zweibeinige kleine koboldartige Wesen vor seiner Hausthür herumhüpfen, deren Lippen ein durchdringendes Pfeifen entfuhr. Der ganze Spuk war sehr schnell zerronnen, als einer der schlaftrunkenen Hüter der Stadt kräftig in sein Horn stieß, um sich und seinen gutgesinnten christlichen Mitmenschen die Furcht zu vertreiben und die bösen Geister zu verjagen — — am nächsten Morgen aber ging das dumpfe Gerücht von Mund zu Mund, Herrn Wedel sei eine Katzenmusik gebracht worden.

Dieser bot im Verein mit einigen Freunden Alles auf, um den oder die Anstifter dieser unliebsamen Demonstration und die „ausführenden Kräfte“ kennen zu lernen, allein es war nicht das Geringste herauszubringen. Erst mehrere Wochen später ward so viel offenbar, daß eine gewisse „vornehme Persönlichkeit“ mehrere Straßenjungen beordert hatte, gegen eine Vergütung von zwei Groschen für den Kopf vor dem Hause Wedels tüchtig zu miauen und zu pfeifen. Wer diese „vornehme Persönlichkeit“ gewesen, erfuhr jedoch Niemand.

4.

Der Abend, vor welchem sich Ellermann unlängst noch so sehr gefürchtet, war endlich herbeigekommen. Die Zahl der verkauften Billette war so groß, daß der ziemlich geräumige Saal die Zuhörer kaum alle fassen konnte; das Gerücht, daß in diesem Concert ganz ausgezeichnet schöne und neue Tonstücke aufgeführt würden, hatte selbst die Honoratioren aus mehreren entfernten Dörfern und Flecken herbeigelockt. Obgleich die Hauptprobe vortrefflich ausgefallen war, so ward es dem armen Concertgeber dennoch etwas schwül zu Sinn, als er von seinem erhabenen Standpunkt vor dem Orchester die unabsehbare Menge der erwartungsvollen Zuhörer und seine festlich gekleideten Schaaren erblickte, mit denen er die große „Affaire“ bestehen sollte. Als aber erst der fremde „Meister“ die ersten acht Tacte seines Solo gesungen hatte, und Alles athemlos lauschte, um keinen Ton von der vielbesprochenen und vielgepriesenen Composition zu verlieren — da vergaß der begeisterte Director Alles rings umher und lebte ganz in den Gefühlen, welche die Musik in ihm erweckte. Das eine und das andre Ensemblestück ward zwar hin und wieder nicht vollkommen correct ausgeführt, allein im Ganzen hätte selbst ein strenger Kritiker das, was geleistet wurde, lobend anerkennen müssen. In Ilzenrode wenigstens war ein solcher Grad der Vollkommenheit etwas ganz Unerhörtes.

Natürlich war Ellermann ganz außer sich vor Wonne und Entzücken, und als endlich der letzte Ton aus dem Sextett und Chor aus Fingal verklungen war, athmete er mit freudestrahlenden Augen tief auf, als ob sein Herz von einer Centnerlast befreit worden sei, legte seinen Tactstock auf sein Pult nieder und sprach halblaut vor sich hin: „Gott sei hochgelobt, daß der Berg hinter mir liegt!“

Als er seinen erhabenen Standpunkt verlassen hatte, trat ihm der Stadtsecretär entgegen und fragte mit lächelnder Miene: „Wissen Sie, wem Sie es zu danken haben, daß Ihr Concert so gut ausgefallen ist, lieber Herr Ellermann?“

Der glückliche Concertgeber blick.e ihn groß an und erwiederte ganz ruhig: „Nun, den Mitgliedern des Musikvereins.“

„Fehl geschossen“, rief Jener lachend. „Dem Concertmeister Otto Hammer aus der Residenz — dem Componisten des Oratoriums Fingal!“

„Dem Con — Concertmeister Otto Hammer?!“ stieß Ellermann mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens hervor.

„Ja, demselben, welcher auch den „Meister“ gesungen hat“, versetzte Bach.

„Wie? Ihr Vetter — Herr Ottmer ist . . .“

„Der Concertmeister Otto Hammer“, fiel ihm der Stadtsecretär in die Rede.

Ellermann wollte hocherfreut davon eilen, um den angeblichen „armen Teufel“ aus der Residenz aufzusuchen und ihm seinen Dank, so wie seine Huldigungen darzubringen, allein Bach hielt ihn zurück und sagte: „Bleiben Sie noch einige Minuten, lieber Ellermann — ich habe Ihnen noch mehr zu sagen. Da mir mein Vetter schon lange einen Besuch versprochen hatte, so lud ich ihn vor vierzehn Tagen ein, unserm Concerte beizuwohnen, in welchem eine Nummer aus seinem Oratorium zur Aufführung komme. Er leistete meiner Einladung Folge, bestand aber aus Furcht vor lästigen Huldigungen und Demonstrationen darauf, daß Niemand in Ilzenrode erfahren solle, wer er sei. Als er aber einen Einblick in unsere musikalischen Zustände gewonnen und sich überzeugt hatte, daß er Ihnen keinen größeren Gefallen erweisen könne, als wenn er Ihnen behülflich sei, die zahllosen Schwierigkeiten zu beseitigen, welche Ihrem Concert im Wege standen, so gab er sich den Hauptstützen des Musikvereins heimlich zu erkennen und studirte mit ihnen sowohl die Glocke als auch seine Composition ein. Die Proben für den Baß und Tenor fanden bei dem Lieutenant von Lobfeld statt, der meinen Vetter vor einem Jahr in der Residenz kennen gelernt hat, und die Proben für Sopran und Alt, sowie die Gesammtproben für alle vier Stimmen wurden in meinem Hause gehalten. Welchen Erfolg die Bemühungen meines Vetters gehabt, haben Sie gewiß

Digitized by Google

erkannt; der Wunsch, sich dem Componisten des „Fingal“ gefällig zu erweisen und sich ihm in dem günstigsten Lichte zu zeigen, that Wunderdinge: selbst die Störrigsten und Anmaßendsten wurden liebenswürdig. Wenn Sie aber glauben, daß mein Vetter das Alles umsonst gethan habe», schloß der Stadtsecretär lachend seine Rede, „so befinden Sie sich in einem sehr großen Irrthum. Morgen werden Sie schon das Nähere erfahren.“

Ehe der Stadtsecretär die letzten Worte noch beendet hatte, stürmte der glückliche Concertgeber schon von dannen, um seinem Haupthelfer in der Noth für das, was er für ihn gethan, recht aus Herzensgrunde zu danken. Er fand ihn in einem Nebenzimmer inmitten mehrerer Herren vom Musikverein, welche ihm zu Ehren ein kleines Festmahl veranstaltet hatten und ihn eben im Triumph in den kleinen Saal im unteren Stock führen wollten, wo die Tafel bereits gedeckt war.

Hammer hatte Mühe, sich der stürmischen Danksagungen und Huldigungen des Stadtmusikus zu erwehren, der ihn, ohne die Pläne der Veranstalter des Festmahls zu berücksichtigen, mit sich fortzog und ihn der verlegenen Amalie, die noch mit mehreren Damen im Concertsaal zurückgeblieben war, als den Componisten des Fingal vorstellte, obgleich diese längst wußte, wer ihren Vater so freundlich unterstützt hatte. Von dem Stadtsecretär und einigen andren Mitgliedern des Musikvereins verfolgt und eingeholt, mußten sich Ellermann und Hammer bequemen, an dem Schmause Theil zu nehmen, wiewohl Beide den Abend lieber mit Amalie und Bach zugebracht und von der Kunst und von dem, was sie am meisten interessirte, gesprochen hätten.

Am andern Morgen gegen elf Uhr erschienen Bach und Hammer im Hause Ellermanns, „um den Lohn für die Bemühungen des hauptstädtischen Concertmeisters zu fordern,“ wie jener gleich bei seinem Eintreten bemerkte. Diese Redensart war dem Stadtmusikus anfangs nicht verständlich; als Hammer aber seine Hand ergriff und ihm nach einer kurzen Einleitung erklärte, daß er Amalie von ganzem Herzen liebe, und daß er sich glücklich schätzen würde, sie als seine Gattin heimführen zu können — da wußte er sich vor Freude kaum zu fassen. Er schoß, ohne ein Wort zu erwidern, zur Thür hinaus, zog die erröthende Amalie herein und rief laut jubelnd: „Den arroganten Wedel hast du gottlob verschmäht — aber diesen Mann hier mußt du heirathen! Wenn du dich weigerst, wend' ich die fürchterlichsten Zwangsmittel an, um . . . .“

„O, ich glaube, es wird ohne Zwangsmittel gehen!“ rief der Stadtsecretär laut lachend.

Dieser hatte sich nicht geirrt. Noch ehe er diese Worte gesprochen, hatte sich Hammer schon der Hand Amaliens bemächtigt, und diese machte nicht nur keine Anstalt, ihre gefangene Rechte zu befreien, sondern fiel dem kühnen Bewerber „zwanglos“ in die Arme.

Ellermann hätte vor Freude fast geweint. Die Aussicht, einen so berühmten Componisten zum Schwiegersohn zu bekommen und durch dessen Hülfe den kleinlichen, niederdrückenden Verhältnissen seiner gegenwärtigen Stellung entrissen zu werden, machte ihn unaussprechlich glücklich, und in seinem Entzücken rief er: „Dieser Tag ist der schönste meines ganzen Lebens!“

Seinem künftigen Schwiegervater und dem Stadtsecretär zu Gefallen gab Hammer vor seiner Abreise nach der Hauptstadt noch ein Concert, in welchem er sich auf der Violine und auf der in Illenrode gänzlich unbekannten Zither hören ließ. Als die Töne derselben durch den Saal wehten, erkannten manche Zuhörer in ihnen die wunderbaren Klänge, welche sie an jenem Abend vernommen hatten, an welchem der Tochter des Stadtmusikus ein Ständchen gebracht worden war. Daß Hammer der Sänger gewesen, und daß sein Oheim ihm als Wegweiser gedient, hatte man schon früher entdeckt. Das Violinspiel Hammers erregte einen wahren Beifallssturm; seit undenklicher Zeit hatte sich in dem kleinen Städtchen solch ein Virtuose nicht hören lassen.

Im Herbst des nämlichen Jahres führte Hammer seine Amalie heim, und ein Jahr später gab Ellermann seine mühselige Stelle in Illenrode auf und zog zu dem jungen Paare, um fortan ganz der Kunst zu leben. In dem kleinen Städtchen aber ward noch lange von dem fremden „Meister“ und seinem herrlichen Spiel geredet.

Aus dem Leben Spohrs.

* Die Biographie von Ludwig Spohr ist nun mit dem sechsten Hefte beendet. Dasselbe enthält die Zeit vom Sommer 1838, wo leider Spohrs eigne genaue Aufzeichnungen aufhören, bis zu seinem Tode am 22 October 1859. Dieser Abschnitt steht zwar in seiner Ausführung bedeutend hinter den früheren zurück, giebt aber doch einen anziehenden Ueberblick dieser zwanzig Jahre, während welcher Spohr in Kassel und in seiner amtlichen Stellung allerdings viel Kränkung zu erfahren hatte, dafür aber durch die glänzende Aufnahme, welche er auf seinen Reisen überall fand, reichlich entschädigt wurde. Er hat in dieser Zeit fast alle bedeutenden Städte Deutschlands besucht und dort in Concerten seine Werke dirigirt, er war mehrmals in England, wo er immer hoch gefeiert wurde, er machte Reisen nach Frankreich, der Schweiz und Italien, über welche alle in dem Buche berichtet wird. Im Frühjahr 1858 war er auch in Bremen, wo er einer Aufführung seines Oratoriums „der Fall Babylons“ durch den Engel'schen Gesangverein und einem Feste des Künstlervereins beiwohnte.

Aus dem vorliegenden Schlußhefte der Biographie theilen wir zunächst eine Stelle mit, in welcher seiner letzten Composition gedacht wird. Das fällt in den Schluß des Jahres 1858. „Da Spohr seit langen Jahren von der ganzen musikalischen Welt als oberste Autorität in Allem, was seine Kunst anging, anerkannt wurde, so verging selten ein Tag, wo nicht Anliegen, Anfragen und Bitten verschiedener Art, oft aus fernen Gegenden einliefen, die seine wahrhaft aufopfernde Gefälligkeit nie unberücksichtigt gelassen hatte, — die er aber nun, wenn auch schweren Herzens, mehr und mehr abwehrend, zurückweisen mußte. Einer Zuschrift jedoch mag hier erwähnt werden, die in besonders günstigem Moment eintreffend, noch einmal seine Lust zu einem letzten Compositionsversuch anfachte, der dann auch wirklich der allerletzte geblieben ist! Schon seit Jahren nämlich zu wiederholten Malen durch Herrn Chr. Schad, Herausgeber des deutschen Musen-Almanachs, in oftmals unwiderstehlichen Worten ersucht, kleine Lieder für denselben zu schreiben, hatte Spohr dann jedesmal die Freude, daß solche willig gewährte kleine Gaben mit ganz außergewöhnlichem Beifall aufgenommen wurden. Noch im Herbst 1857, da er schon mit Zagen an die von Herrn Schad dringend gewünschte Composition des alten Liedes „die verschwiegene Nachtigall“ von Walther v. d. Vogelweide ging, ward ihm in einem sehr poetischen Dankschreiben „die Bewunderung über die innige und sinnige musikalische Auffassung des schönen Liedes“ ausgedrückt und hinzugefügt: „Eine große Genugthuung ist es für ein deutsches Gemüth, zwei Meister seiner Nation, trotzdem sie über sechshundert Jahre auseinanderliegen, in einer so edlen, einfachen, harmonischen Form von Wort und Ton den reichen Schatz ihres Innenlebens fassen zu sehen u. s. w. . . . .“ Jetzt nun, October 1858, ein halbes Jahr nachdem er sein unvollendetes Requiem als letzten

Digitized by Google

Compositionsversuch bei Seite gelegt, erhielt er ein abermaliges Schreiben, mit den Worten beginnend: „Ihre verschwiegene Nachtigall, die in den dichten Lauben des vorigjährigen Musen-Almanachs ihr klangreiches Nest gebaut, hat gerade um ihrer beredten Verschwiegenheit willen den lautesten Beifall bei der deutschen Nation gefunden. Wer auch wüßte noch seelenvollere Klänge anzuheben, wer bewegte ein deutsches Herz tiefer und reiner, als der liebe, treffliche Meister Spohr! Kein Wunder, wenn ich auch heuer wieder bei Ihnen anklopfe. Ich komme ja im Namen und im Auftrag von mehr als achtzig der besten deutschen Köpfe und Herzen, die mich als ihren Fahnenträger für eine edle, vaterländische Sache gutheißen..... Ich lege drei der schönsten Göthe'schen Lieder unmaßgeblich zur Auswahl vor und gebe mich der fröhlichen Zuversicht hin, das eine oder andere von Ihrer Meisterhand in melodisches Gewand gehüllt zu sehen.....“ Und wirklich, schon am folgenden Morgen hörte seine Frau mit freudiger Rührung aus seinem Zimmer herüberönend die lang verstummten Klänge seines Claviers und seines immer noch so wohllautenden Gesanges. Nach wenig Stunden dann kam er in froher Bewegung, sie zu holen, um ihr das neue Lied: „Herz, mein Herz, was soll das geben“ von Göthe sogleich vorzusingen, nachdem es in der Hauptsache schon fertig war, nur der Rhythmus und der Schluß sich noch nicht recht gestalten wollten und ihm noch länger zu schaffen machte. Als seine Frau, erfreut über das lebensvolle, schöne Lied doch dabei die Bemerkung nicht unterlassen konnte, daß es sehr auffallende Aehnlichkeit mit Beethovens Composition desselben Textes hätte, versicherte er, dieselbe nicht zu kennen, wenigstens durchaus keine Erinnerung davon zu haben, wünschte aber deren Herbeischaffung um sich von der Aehnlichkeit selbst zu überzeugen. — Mit seinem eignen Liede war er nun ziemlich zufrieden und äußerte, gewiß mit Recht, daß es wohl ganz gute Wirkung machen werde, wenn nicht die Vortragenden, wie dies bei seinen Compositionen so oft geschähe, durch *schleppendes Tempo es verdürben*, eine Bemerkung, die deshalb charakteristisch ist, weil Spohr, so oft er auswärts, oder nicht unter seiner eignen Leitung eingeübt seine Werke hörte, sich stets durch manches zu *langsam* darin angenommene Tempo, nicht leicht aber durch ein zu *rasches* unangenehm berührt fühlte. Als nun das neue Lied von seiner Nichte Emma Spohr, die, mit schöner Stimme begabt, solche Lieder in den Familienzirkeln vorzutragen pflegte, — unter seiner Aufsicht einstudirt ward, sang er selbst in lebendigster Bewegung und fast athemloser Hast die drei, ohne Zwischenspiel sich aneinander schließenden Strophen ihr vor, um sie zu gleichem Vortrag zu ermuntern. — Nach wenigen Wochen aber, da ihm das Manuscript wieder zu Gesicht kam, erklärte er mit trauriger Miene das Lied für eine werthlose Arbeit, und bereute, es für den Druck im Musen-Almanach abgeschickt zu haben!

Auch im Jahre 1859 machte er noch Ausflüge nach Meiningen, Detmold, Alexandersbad und Würzburg, wiewohl er schon recht leidend war. Von seinen Lebenstagen erfahren wir Folgendes: Sonntag den 16. October zeigte sich eine, anfangs kaum bemerkbare Veränderung bei ihm: ein lange nicht gesehener Ausdruck ruhiger Zufriedenheit lag in seinen Zügen; trotz der vorausgegangenen ruhelosen Nacht, der offenbar fortdauernden körperlichen Beschwerden und zunehmenden Schwäche kam seine Klage mehr über seine Lippen, doch war er noch stiller als sonst, und beantwortete jede Anrede zwar freundlich, aber so kurz als möglich. Mittags nach Tische stand er lange in der offenen Hausthür, sinnend in die herbstlich bunte Blumenfülle seines Gartens hinausschauend, — antwortete aber auf den Vorschlag seiner Frau, draußen in der Laube den Kaffee einzunehmen, „er wünsche, daß dies heute in seinem Zimmer geschähe, und sie dann mit ihrer Schwester ihm etwas vorspielen möchte.“ was natürlich mit Freuden alsbald ausgeführt ward. Nachdem er dann einige viertändig arrangirte Symphonieen, — anscheinend wie in halbem Traume aber auch mancher eingeworfenen Bemerkung zu schließen, dennoch mit Aufmerksamkeit, angehört hatte, — erbat er sich zum Schluß noch sein neuestes Quintett (Op. 144 G-moll), dessen vierhändiger Clavierauszug ihm erst kürzlich bekannt geworden, und dem er nun mit vollem Interesse und sichtlicher Befriedigung lauschte. Nach dem letzten Satz fragte er: „Wie lange mag es wohl her sein, daß ich das geschrieben habe?“ und als seine Frau, der die Jahrszahl nicht gleich gegenwärtig war, erwiderte, es möchten wohl 3 — 4 Jahre sein, — da sagte er seufzend: „Also da habe ich *das* noch zu Stande gebracht? und jetzt kann ich doch gar nichts mehr!“ Mit diesen Worten erhob er sich von seinem Sessel, um sich zu dem täglichen Abendgang nach dem Lesemuseum zu rüsten, den er auch trotz aller Schwäche und einiger Abmahnung seiner Frau, dennoch, langsam von dieser hingeleitet, ausführte. Da jedoch bange Sorge um ihn ihr zu Hause keine Ruhe ließ, so sandte sie den, in aufopfernder Treue ihm ergebenen Diener viel früher, als derselbe zum Abholen bestellt war, schon hin, um nach ihm zu sehen, worauf er sich sofort im Zustand äußerster Erschöpfung nach Hause, und bald nach seinem frugalen Souper zu Bette bringen ließ. Nach dem gewohnten Abendkuß sagte er dann zu seiner Frau: „er hoffe bei der großen Müdigkeit endlich einmal eine *gute Nacht* zu haben,“ — und fiel gleich darauf in sanften Schlummer, von dem er erst am andern Morgen mit heiterer Miene wieder erwachte. Die ersehnte Ruhe hatte er gefunden, kein irdisches Leiden empfand er mehr, das zeigte der Friede in seinem Antlitz von nun an bis zum letzten Athemzuge! Aufstehen wollte er nicht, auch nicht frühstücken, bat aber seine Frau, sich zu ihm an's Bett zu setzen, ergriff ihre Hand und küßte sie voll Zärtlichkeit, mit einem Ausdruck in seinen liebevollen Augen, der ihr mehr sagte, als tausend Worte vermocht hätten. Bald nachher kam sein getreuer Arzt, und erkannte alsbald, daß jetzt eine höhere Macht die oft ersehnte Ruhe gewährt hatte. Die Familie ward auf die nahende herzzerreißende Trennung vorbereitet, — Kinder und Enkel, nahe und ferne Freunde eilten herbei, Jeder wollte so lange wie möglich das verehrte Antlitz schauen, Jeder gern noch einen Blick seiner freundlichen treuen Augen erhaschen! — So lag er, umgeben von Allen, die ihm im Leben am nächsten standen, in stillem Frieden da, von Tag zu Tag bewußtloser, vielleicht mit dem Geist schon höheren Welten angehörend, — bis Sonnabend den 22. Abends ½10 Uhr seine müden Augen sich für immer schlossen! — —

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Aus vier Jahrhunderten. Mittheilungen aus dem Haupt-Staatsarchive zu Dresden. Neue Folge. Von Karl von Weber. — Arnold von Winkelried. Trauerspiel in 5 Akten. Von Th. Meyer-Merian. — Karl von Bonstetten. Ein schweizerisches Zeit- und Lebensbild. Von K. Morell — Die Insulaner. Thüringisches Charakterbild. Von Ph. Galen. — Heitere Studien. 2 Bde. Von H. G. F. Mahler. — Emma Eine Novelle. 2 Thle. Von C. Steffens.

* Man schreibt aus Köln vom 20. Juni: Die Vorbereitungen zu der zweiten allgemeinen deutschen Kunst-Ausstellung sind in vollem Gange. Die Räume des neuen Museums sind gefüllt und beinahe überfüllt mit den angekommenen Kunstwerken, und die Menge derselben wird noch bedeutend zunehmen, da noch nicht alle Sendungen eingetroffen sind. Die anordnende Commission arbeitet unausgesetzt von früh bis spät, um diese Masse zu ordnen und an die bestimmten Plätze zu bringen; eine Arbeit, welche bei der Zahl und Bedeutung der ankommenden Werke nicht gering ist und kaum bis zu dem angezeigten Termin der Eröffnung beendigt sein dürfte. Alle Räume des großen Gebäudes, welche nur irgend dazu brauchbar sind, müssen zur Ausstellung benutzt werden. So weit das Verzeichniß bis jetzt hat festgestellt werden können, weist es etwa 1400 Kunstwerke auf, von welchen etwa 230 Düsseldorf, 150 Berlin, 160 München, 125 Wien, 80 Dresden, 60 Frankfurt a. M., 30 Weimar, 20 Hamburg, 20 Karlsruhe und 15 Königsberg angehören. Die übrigen sind theils von einzelnen deutschen Künstlern, welche keinem größeren Künstler-Verbande angehören, eingesandt, theils ältere Werke aus Privatbesitz. Man kann schon jetzt die bestimmte Ueberzeugung aussprechen, daß die Ausstellung eine sehr bedeutende werden wird; es sind nicht nur viele sehr schöne und bedeutende Werke bereits da, es werden deren auch noch viele erwartet, und die Gesammtheit wird ein sehr erfreuliches Bild von der deutschen Kunst unserer Zeit gewähren. Die anordnende Commission besteht aus den Malern C. Schiefninger, A. Wichelis, Philipp Lindo, C. Hübner, A. Ireland und A. Seel, sämmtlich von Düsseldorf, welchen Seitens des kölnischen Kunst-Vereins herr Dr. Heinen beigeordnet ist.

* Die Nummer der Times vom 21. Juni d. J. ist drei Bogen stark. Sie staunt selbst über diesen Umfang, tröstet sich indessen an dem Gedanken, daß dieser längste Tag des Jahres dem gewissenhaften Leser wohl drei Lage gönnt, Alles zu lesen. Von 144 Riesenspalten sind nicht weniger als 102 von zusammen circa 27,300 Zeilen lediglich mit Annoncen gefüllt. Vor 50 Jahren betrug die Zahl der Annoncen in einer einzelnen Nummer circa 150, jetzt 4000.

* Die deutsche Wissenschaft hat einen schweren Verlust erlitten durch den Tod des Dr. Ludwig Preller in Weimar, welcher nach kurzer Krankheit am 21. Juni gestorben ist. Preller war ein feiner Kopf, welcher namentlich auf dem mythologischen und antiquarischen Gebiete Ausgezeichnetes leistete und dessen elegant geschriebene Werke zu den besten ihres Gebietes zu rechnen sind. Von Weimar, wo der Verstorbene Oberbibliothekar war, schreibt man: Früher Professor in Kiel, kam zu Ostern 1841, ward er von dem Genfliete, der eine Anzahl deutscher Professoren von dort vertrieb, mit betroffen, fand hier Aufnahme und Anstellung und war in den hiesigen Kreisen, namentlich auch am Hofe, wo er der verstorbenen wie der jetzt regierenden Großherzogin als literarischer Berather nahe stand, so festgewurzelt, daß er mehrfache Berufungen, wieder in die akademische Laufbahn zurückzutreten, von sich wies. — Ferner ist der Tod des Medicinalraths Robert Froriep, der besonders durch einen anatomischen Atlas bekannt geworden ist, zu beklagen; er starb in Weimar am 13. Juni.

* Es ist bekannt und unendlich häufig besprochen, wie viel Unheil und Unsinn gute Freunde und schlechte Correctoren in Schillers Werken angerichtet haben. Diese Frage ist aus Anlaß des Schillerfestes von 1859 natürlich wieder von Neuem angeregt worden. Zur Herstellung des verdorbenen oder verloren gegangenen Textes hat Professor Joachim Meyer in Nürnberg schon vor zwei Jahren Beiträge geliefert, die er zum 10. November 1860 unter dem Titel: „Neue Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes" als Handschrift für Gönner und Freunde erscheinen ließ, so daß sich jetzt die Gotta'sche Buchhandlung entschlossen hat, dieses Forscher eine Gesammtrevision des Schiller'schen Textes zu übertragen. Um Herstellung des Lessing'schen Textes hat bekanntlich Lachmann, um Auffammlung der Irrungen in Goethe's Werken Otto Jahn im Verein mit damals in Leipzig lehrenden Philologen wesentliche Verdienste. Um den volksthümlichsten deutschen Dichter steht es nicht weniger schlecht, Wortreue betreffend, die sogar Sinnverse einschließt. Schiller gab seine Oden anmuthsvolle feiner Verse; erst sein Freund Körner besorgte eine solche von 1812 bis 1815. Von Körners Hand rührt manche Entstellung her, die nach seinem Sinn: Verbesserung sein sollte. In Kabale und Liebe, Act 3, Scene 2 z. B. sagt Hofmarschall Kalb zum Präsidenten: „Aber bedenken Sie doch, ein Ehemann! Und meine Reputation bei Hofe!" Körner verändert: „ein Ehrenmann." Lady Milford sagt Act 2, Scene 3 in allen Gesammtausgaben: „Mein Herz brannte nach Herzen" (rechteren?) statt: nach einem Herzen u. s. w. Im Don Carlos Act 3, Scene 7 heißt es: „Und diese Marquis Posa war es auch, — Der u. s. w. Durch seine Fortstellung ist aber der Krone — Die wichtigste Provinz erbeist!" Dafür ward „Festigkeit" in den Text genommen, während im ersten prosaischen Text Klugheit steht, das der Dichter des Bedürfnisses wegen mit Festigkeit, aber nicht mit Festigkeit verwechselt kannte. In demselben Act Scene 10 schrieb Körner: „Und feuchtbar — statt fruchtbar — blüht durch Künste unsres Landes Britannien." Im Teil Act 1, Scene 1 kurz vor den heftigen Donnerschlägen, bei denen der See aufrauscht, fehlt in allen Gesammtausgaben Tells Vers: „Wo's nothtut, Fährmann, läßt sich Alles wagen." Im dreißigjährigen Kriege, Schillers Werke Bd. 9, S. 35, hieß es bisher: „Dann war der Untergang des Parteihums in diesen Ländern unvermeidlich;" — es muß heißen: „Dann war der Untergang des Hauses Oesterreich gewiß, der Untergang des Parteihums in diesen Ländern unvermeidlich." Auch im Satze vorher hat Professor Meyer nach der ersten Ausgabe des Buches: „Die Aufführer in Ungarn" statt „Aufrührer" wiederhergestellt. Im Geisterseher, Brief 4, redaktiert er eine ganze ausgefallene Zeile.

* Die im vorigen Jahre erfolgte Volkszählung in den vereinigten Staaten von Nordamerika ergibt eine Gesammtsumme von 31,129,991 Köpfen. Der Zuwachs seit der Zählung von 1850 beläuft sich auf nicht weniger als 5 Millionen. Die Zahl der Sklaven beträgt nahe an 4 Millionen. In den bei der Union gehörenden Staaten bilden die Schwarzen 6 Procent, in den abgefallenen 46 Procent der Gesammt-Bevölkerung.

* Die afrikanische Expedition unter Heuglin hat am 25. Mai Kairo verlassen und die Reise nach dem Innern des Erdtheils angetreten. Dieselbe geht über Sanakin und durch die Gebirgsländer der Bogos und Beschsavölker nach Chartum und in den Sudan.

* Die Verlagshandlung von W. Schauenburg in Lahr erlaubt uns um Aufnahme der folgenden Mittheilung, welche das Interesse der Gesangsfreunde erregen wird: Heidelberg, 14. Juni. Die Preisentscheidung der für das „Allgemeine deutsche Commerrobuch" bestimmten und beim Heidelberger Preisfingen vom Mannheimer Quartett theilweise vorgetragenen Compositionen der „Neuen Lieder aus dem Engern in Heidelberg" hat bei der außerordentlich großen Zahl der eingelaufenen Compositionen (über 400) erst jetzt erfolgen können. Einstimmig wurde von sämmtlichen Preisrichtern (Ausschuß des Badischen Sängerbundes) in Uebereinstimmung mit den früheren Verhandlungen den Compositionen des „Liedes fahrender Schüler: Wohlauf die Luft geht frisch und rein" mit dem Motto: O quam bonum atque jucundum, poculis fraternis gaudere", sowie von „Ein ander Lied vom Redenstein: Wer reit't mit zwanzig Knappen ein zu Heidelberg im Hirschen?" mit dem Motto: „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder! Böse Menschen haben keine Lieder" Preise von je 5 Dukaten zuerkannt. Als Componisten ergaben sich beim Oeffnen der Couverts beim ersteren Hr. B. C. Becker, Musikdirector in Würzburg, beim zweiten Hr. Karl Appel, Herzogl. Concertmeister in Dessau. Fast einstimmig wurde den Compositionen der Lieder: „Perkeo. Das war der Zwerg Perkeo im Heidelberger Schloß", Motto: „Frei ist der Bursch", Componist: Hr. Stephan Gruwe, Referendär in Burgsteinfurt, und „Redenstein's Ausspruch: Es regt sich was im Odenwald", Motto: „Feuchtfröhlich und gesheut", Componist: Hr. C. Hering, Musikdirector in Berlin, ebenfalls Preise von je 5 Dukaten zuerkannt. Seitens der Verlagshandlung wurde sodann noch der nicht concurrirenden schönen Composition von Hrn. Musikdirector Zimmermann in Mannheim zu dem Scherr'schen Lieder: „Alt-Heidelberg, du feine, du Stadt an Ehren reich", sowie der mit unendlichem Jubel aufgenommenen Composition zu Hermkeb's „Trinke nie ein Glas zu wenig" von Hrn. Hoftafelmeister Lachner in Mannheim Preise von je 5 Dukaten bestimmt. Der Schluß der Redaction der sicheren Auflage des allgemeinen deutschen Commerrobuches wird nunmehr sofort erfolgen und das Commerrobuch in einigen Wochen wiederum in allen Buchhandlungen zu haben sein.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Paris in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 27. Bremen, 7. Juli. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Der Harlemer Blumenhandel.
Goethe in den Jahren 1771 bis 1775. Von J. W. Schaefer.
Poetische Kleinigkeiten. Von F. Kugler.
Ein ungedruckter Brief Bürgers an Lichtenberg.
Literatur und Kunst.

* Der Harlemer Blumenhandel *).

Der merkwürdige und wenige Meilen breite kleine Isthmus zwischen dem Harlemer Meer und der Nordsee besteht aus zwei in hohem Grade mit einander contrastirenden Landstreifen. Längs der Nordsee zeigt sich eine dreifache Reihe unfruchtbarer Sandhügel oder Dünen, in denen nur Fischer hie und da ihre ärmlichen Wohnungen aufgeschlagen haben, und deren kümmerliche Vegetation kleinen Heerden magerer Schafe und Rinder zur Nahrung dient. Auf der anderen Seite aber, längs des Harlemer Meeres erstreckt sich eine Reihe von schönen und üppigen Wiesen- und Weidelandschaften, eine Ebene, durch welche im Schutze der Dünen Chausseen und Eisenbahnen, die den Norden und Süden Hollands unter einander verbinden, dahin laufen. Mitten in einem der schönsten Theile dieser Ebene, von anmuthigen Gehölzen, von üppigen Fluren, Weidegründen und Bleichen, von Blumen- und Gemüsegärten, von größeren und kleineren Villen der Amsterdamer Kaufleute umgeben, liegt die anmuthige, reinliche und stille Stadt Harlem, die in der ganzen Welt ihrer Tulpen- und Hyacinthen-Flora wegen berühmt ist.

Die Blumenkultur scheint in den Niederlanden schon sehr alt zu sein, namentlich in der südlichen oder belgischen Hälfte, wo insbesondere in den flandrischen Städten die Geistlichen der Blumenzucht sich befleißigten. Nicht Harlem, nicht Alkmar, sondern Ryssel und einige ihm benachbarte Städte waren im 16. und 17. Jahrhundert die Hauptsitze dieser Blumenzucht. In Holland beschränkte man sich damals darauf, die Zwiebeln von dort kommen zu lassen und Handel damit zu treiben. Für eine kurze Zeit (von 1636 bis 1638) artete dieser Handel zu jenem berüchtigten „Wind- oder „Aktienhandel mit Blumenzwiebeln“ aus. Erst später verlegte man sich auch in Holland auf die Zucht der Blumen, und es entstand daraus für Harlem eine dauernde Quelle des Ruhms und der Wohlhabenheit seiner Bewohner, die zwar periodenweise mehr oder minder reichlich geflossen ist, versiegte und sich wieder hob, namentlich aber in neuerer Zeit einen viel soliderern Charakter angenommen hat und, so weit sich jetzt absehen läßt auch noch für eine längere Zukunft von Bedeutung zu bleiben verspricht.

Wie der Blumenhandel, — zu Blumenschwindel ausgeartet, — gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts seine höchste Spitze erreicht hatte, so erschien die Blumenliebhaberei, ebenfalls auf luxuriöse Weise ausartend, gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts in ihrem höchsten Glanzpunkte. So wie im 17. Jahrhundert die Tulpe, so spielte im 18. Jahrhundert die Hyacinthe die größte Rolle. Insbesondere kam diese Blume in Frankreich am Hofe Ludwigs XV. in Mode, jedoch nicht bloß für Winterflor in Töpfen zur Verzierung besonderer Gemächer oder für Blumenausstellungen bei Gelegenheit von Festlichkeiten. Der damalige Geschmack verfiel insbesondere auf sogenannte Blumen- und Prachtbeete. Viele Höflinge wetteiferten mit den königlichen Gärtnern, die schönste Hyacinthenflor, die seltensten und prachtvollsten Varietäten zu besitzen. Man scheute keine Ausgaben, um sich einige seltene und neue Hyacinthen zu verschaffen, wenn man dabei gewiß sein konnte, daß man sie allein besaß. Für einzelne sehr seltene Blumen wurden in den Gewächshäusern besondere Anstalten getroffen. Ueber die Blumenbeete im freien Garten errichtete man geschmackvolle Zelte, um unter ihrem Schutze die Blumen zu üppiger Kraft und Größe gedeihen zu lassen.

Natürlicher Weise gaben die Harlemer Blumisten sich alle mögliche Mühe, durch jährliche Aussaat neue Sorten zu erhalten, und da das Neue zuweilen mit enormen Preisen bezahlt wurde, so war man in Beurtheilung der ästhetischen Qualitäten der Blumen bei weitem weniger streng, als man es jetzt ist.

Um den neuen Blumen einen gewisseren Absatz und einen größeren Ruhm zu verschaffen, gab man ihnen Namen von anerkannten Liebhabern dieser Blumen oder von berühmten und am französischen Hofe beliebten Damen. Die Hyacinthen „Madame de Pompadour“, „Madame de Montespan“, „Madame de Maintenon“, „Duc de Choiseul“, „Marquis de St. Simon“ datiren aus jener Epoche. Der Herzog von Choiseul, einer der größten Protektoren der Hyacinthenflor, schrieb auch eine Abhandlung über dieselbe, welches Werk von alle über die Kultur der Hyacinthen geschriebenen noch jetzt das beste ist.

Obgleich die fast leidenschaftliche Liebhaberei für Hyacinthen bis unter die Regierung Ludwigs XVI. fortdauerte, so existiren doch aus jener Zeit jetzt nur noch sehr wenige Sorten, welche damals einen so großen Ruhm genossen, und sogar die älteren Blumisten Harlems erinnern sich kaum der Namen der Blumen, die zu jener Zeit so theuer bezahlt wurden. Wie schnell Geschmack und Mode sich auch in dieser Gattung von Liebhabereien ändern, beweist ein Catalog vom Jahre 1802, der ein Verzeichniß von

*) Nach den Mittheilungen eines Blumisten von Harlem.

Digitized by Google

150 verschiedener Sorten gefüllter Hyacinthen, die damals an der Tagesordnung waren, enthält, während jetzt kaum noch ein halbes Dutzend dem Namen nach im Handel bekannt ist und sich noch in Kultur befindet. Vermimmt man dabei das Urtheil der ältesten Blumisten, welche noch manche dieser alten Sorten gekannt haben, so erscheint es fast unbegreiflich, wie man in jener Zeit so bedeutende Preise für solche höchst mittelmäßige Produkte hat verwenden wollen, und das Entstehen neuerer besserer Sorten ist wohl die Hauptursache des totalen und raschen Verschwindens der älteren Gattungen. — Daß jedoch auch manche andere Varietäten, die sich wirklich durch schöne und allgemein ansprechende Blüthe, Form und Farbe auszeichneten, jetzt nicht mehr existiren, ist einem anderen Umstande zuzuschreiben. Die französische Revolution bereitete wie mancher andern Luxusbranche, so auch der Liebhaberei für Hyacinthen ein plötzliches Ende. Dagegen wanderte diese Mode nun nach England aus, wurde daselbst jedoch auf eine andere Art betrieben. Die Hyacinthenkultur wurde dort mehr für Winter- und Stubenflor angewandt, obwohl es allerdings nebenher auch in jenem Lande in den freien Gärten manches schöne Prachtbeet geben mochte. Da der Geschmack der Engländer fast allgemein darauf verfiel, große gefüllte Blumen in Töpfen oder auf Gläsern im Wasser gezogen zur Flor zu bringen, so fing man an, insbesondere auf größere Zwiebeln zu sehen, welche besser auf Gläsern paradirten als die kleineren. Auf Sorten, welche kleinere Zwiebeln erzeugen, bekam man daher fast gar keine Aufträge mehr. Sie geriethen in Verfall und wurden nach und nach gänzlich cassirt. Bei dem zunehmenden Handel und vermehrtem Absatze früher und schöner gefüllter Hyacinthen wurde man immer schwieriger in der Auswahl der Sorten, und von den kleineren Gattungen wurden nur einige wenige, die sich durch ganz besondere Schönheit auszeichneten, beibehalten.

Nach Deutschland und Rußland wurden zwar auch schon von jeher sparsame Sendungen von Blumenzwiebeln, die hauptsächlich zur Winter- und Stubenflor bestimmt waren, gemacht. Doch hat in neuerer Zeit dieser Handel nach dem Osten und Norden Europas ganz außerordentlich zugenommen. In Folge des vermehrten Absatzes wurde die Mannichfaltigkeit der Blumengattungen sowohl, als auch die der erzeugten Massen vermehrt. Zugleich trat eine bedeutende Concurrenz der Producenten ein, die Preise der meist beliebten Sorten haben daher sehr abgenommen, und es wird nun mehr auf Quantität und allgemeine Güte und Gefälligkeit der Blumen als auf seltene Qualität gesehen. Hiebei fahren denn die vielen Arbeiterfamilien, welche durch den Blumenhandel ihr Brod verdienen, verhältnißmäßig besser, als der Blumist, welcher die Bestellungen ausführt und das Kapital in dieser Kultur anlegt. Für diesen letzteren wurde eine Ausdehnung des Geschäfts, eine Vergrößerung der Sammlung, eine Vermehrung des angebauten und für die Kultur zu bereitenden Landes so wie auch der Arbeiterzahl nöthig. Seine Auslagen und Unkosten wurden daher größer, sein Gewinn aber bei den sehr viel geringeren Preisen unbedeutender. Vor der französischen Revolution zur Zeit Ludwigs XV. und XVI. war ein kleiner Hyacinthen-Garten von 200 Quadratruthen Größe ganz hinreichend, seinem Eigenthümer eine ansehnliche Revenue zu sichern und zur Erwerbung eines nicht unbedeutenden Vermögens zu verhelfen. Jetzt sind die der Blumenkultur gewidmeten Areale viel größer geworden. Die Herren J. D. Zocher und Voorheim Schnevoogt in Harlem besaßen im Jahre 1850 die größte Sammlung von Hyacinthen, welche damals existirte. Sie hatten über 1600 Quadratruthen mit Blumen bepflanzt. Seitdem sind wieder mehrere andere namhafte Häuser mit ihnen in Concurrenz getreten.

Wiewohl also demnach das Geschäft der Harlemer Blumisten in Folge der Wendung, welche der Blumenzwiebelhandel genommen hat, bei weitem weniger ergiebig geworden ist, so hat sich doch die Existenz der Bewohner der Dörfer, welche rund um Harlem herum gelegen sind, und in denen die Kultur der Blumenzwiebeln sehr lebhaft betrieben wird, eben so bedeutend verbessert. In früheren Zeiten war man allgemein der Meinung, daß es dem Gedeihen der Hyacinthen nachtheilig sei, sie lange in demselben Erdreich auf demselben Acker zu pflanzen. Man hielt es für nöthig, ihnen alle fünf Jahre einen anderen Boden, eine andere Stellung zu geben. Keiner der Harlemer Blumen-Erzeuger besaß aber in der Nähe der Stadt so große Grundstücke, daß er die Verwechselung des Bodens auf eigenem Grunde ausführen konnte. Da nun in den umliegenden Dörfern der Gemüsebau sowohl für die Stadt Harlem, als auch insbesondere für das nicht entfernte Amsterdam im Großen betrieben wurde, und der für die Gemüse bereitete Boden auch für die Kultur der Blumenzwiebeln geeignet ist, so pachtete man von den Bauern kleine vortheilhafte Landparcellen, wobei man einen Gulden für die Quadratruthe bezahlte, indem man außerdem diesen Boden für eigene Rechnung reichlich mit Dünger versehen und mit eigenen Leuten bearbeiten mußte. Bei stärkerer Vermehrung der Hyacinthen wurden in der Neuzeit immer mehr kleine Grundstücke urbar gemacht und zubereitet. Bei zunehmendem Handel schafften sich die Dorfbewohner dann selbst zuweilen Hyacinthen an, welche sie selbst zu pflegen und zu vermehren lernten, und die sie nun den Blumisten verkauften. Dadurch stieg der Werth und Miethpreis guter Gärten in hohem Grade, und manche Gemüsebauern sicherten sich ein nicht unansehnliches Einkommen; — und so drang denn auf diese Weise die Hyacinthenkultur in alle Dörfer um Harlem herum ein.

Wie sehr viele Menschen der Harlemer Blumenzwiebelhandel beschäftigt, kann man daraus abnehmen, wenn man bedenkt, daß nach einer ungefähren Berechnung das ganze mit Hyacinthen bepflanzte Areal, das sich in den Händen der mit dem auswärtigen Handel beschäftigten Blumisten befindet, etwa 12,000 Quadratruthen beträgt, und daß die übrigen Kultivateurs und Gemüsegärtner in den Dörfern zusammengenommen ungefähr eben so viel Flächenraum bepflanzen, und wenn man dazu erwägt, daß der Anbau fast jeder Quadratruthe nicht wenige Menschenkräfte in Anspruch nimmt. Es ist bei Harlem keine Seltenheit, ganze Aecker mit einer einzigen Sorte von Hyacinthen allein bepflanzt zu sehen. Und für einen Fremden, der im Monat April alle diese großen Felder mit blühenden Hyacinthen bedeckt erblickt, ist es fast unbegreiflich, wie es möglich sei, eine solche Masse von Zwiebeln im Sommer zu versenden. Und doch nimmt der Absatz — freilich bei immer geringer werdenden Preisen —, noch beständig dermaßen zu, daß sogar in den beiden Jahren 1848 und 1849 unerachtet der politischen Wirren und trotz des allgemeinen Stillstands im Handel, alle brauchbaren Zwiebeln völlig ausverkauft wurden. Ja eben in diesen beiden Jahren waren viele der beliebteren Sorten so gesucht, daß manche Blumisten genöthigt waren, Zwiebeln zu gebrauchen, welche erst im folgenden Jahre zur gehörigen Kraft und Größe gelangen konnten.

Man ist im Allgemeinen von dem alten Systeme, Hyacinthenzwiebeln erst ums fünfte Jahr wieder auf denselben Acker zu pflanzen, zurückgekommen und thut es jetzt meistens schon ums dritte Jahr. Die Kultivateurs und Gemüsegärtner in den Dörfern bebauen den Boden, auf welchem Hyacinthen gestanden haben, inzwischen mit Kartoffeln, Bohnen, Erbsen und anderen Gemüsen. Die Blumisten verwenden den Boden ihrer eigenen Grundstücke, die zu der Hyacinthenkultur gebraucht werden, inzwischen für Crocus, Tulpen, Tazetten, Ranunkeln, Anemonen und andere leichtere

Digitized by Google

Zwiebelgewächse, die minder große Sorgfalt in der Bearbeitung, Düngung und Winterbedeckung erheischen als die Hyacinthen. Da auch in diesen Artikeln die Concurrenz immer stärker wird und auch bei ihnen das Princip gilt, Quantitäten des Mittelguten der Qualität höheren Grades vorzuziehen, so werden die Geschäfte, Mühe und Sorge des Blumisten auch dadurch sehr vermehrt. Zu bedauern ist es dabei, daß unter den jetzigen Verhältnissen Mancher die Produkte seiner schönen und ausgezeichnet gehaltenen Sammlungen zu denselben Preise abgeben muß, zu dem auch Andere ihre mittelmäßige oder schlechte Waare absetzen. Für Harlem, wo die Existenz so vieler hundert Familien an das Gedeihen der Blumen geknüpft ist, ist es jedoch ein Glück, daß die Kultur der Hyacinthen bisher noch nirgends so im Großen wie dort betrieben werden konnte, und daß weder die Versuche, die man in Berlin machte, noch die, welche an anderen Orten angestellt wurden, dem Ruhme und Handel der Harlemer Blumisten und Kultivateurs Schaden thun konnten, so wie es auch ein Glück und ein Wunder ist, daß diese Blume seit 200 Jahren noch nicht aus der Mode gekommen ist, sich vielmehr in Europa, so zu sagen, immer mehr Terrain gewonnen hat.

Früher war man fast allgemein der Meinung, daß die Harlemer Blumisten aus ihrer Behandlungsweise der Hyacinthen ein Geheimniß machten. Jetzt wird indeß die Kultur derselben so allgemein betrieben, und so mancher deutsche Gärtner hatte bei einem längeren Aufenthalt in Harlem so viele Gelegenheit, das dortige Verfahren zu beobachten, daß es gegenwärtig wohl von Niemandem mehr bezweifelt werden wird, daß das ganze Geheimniß in dem Klima und in der Beschaffenheit des Bodens der Umgebung dieser Stadt gelegen ist. Diesen glücklichen Verhältnissen hat man es, so scheint es, allein zuzuschreiben, daß die Hyacinthenkultur sich von Harlem nicht versetzen läßt. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die dortigen Blumisten durch mancherlei Erfahrungen zu neuen Entdeckungen und Reformen in diesem Fache gekommen sind, und noch täglich zu Verbesserungen veranlaßt werden. Doch hat bisher noch Niemand ein Mittel erfinden können, den Boden, wo er von Haus aus einmal nicht für Hyacinthen geeignet ist, dafür geeignet zu machen, und auch die andern zum Theil noch geheimnißvollen Bedingungen eines guten Gedeihens der Hyacinthen herzustellen. Fast überall außerhalb Harlem haben Mißwachs und tödtliche Krankheiten, die unter den Zwiebeln zu grassiren anfingen, genöthigt, die Versuche einzustellen.

Auch selbst bei Harlem ist das für Hyacinthen geeignete Terrain noch ziemlich beschränkt. Es befindet sich hauptsächlich nur im Norden und Westen der Stadt. Der ursprüngliche Boden ist dort etwas sandig, erhält aber durch häufig wiederholte Mischung mit sorgfältig gewähltem Dünger (Knochdünger) so viel Fruchtbarkeit, daß die Zwiebeln darin kräftig und gesund gedeihen können. In südwestlicher und nordöstlicher Richtung von der Stadt fängt der Boden an, mehr Lehm oder „Klei“ zu enthalten. Es werden zwar auch dort noch Hyacinthen kultivirt. Allein es treten daselbst schon mitunter Krankheiten der Zwiebeln ein, welche den Besitzern in ein paar Jahren ihre ganze Sammlung verderben, und sie nöthigen, in anderen lokalitäten zu pflanzen. Auf der Ostseite der Stadt gerade vor dem Thore nach Amsterdam wird der Boden von ganz anderer Art. Dort sind Moor und Torf die Hauptbestandtheile. Dort gedeihen keine Blumen mehr, und die Gegend ist bloß für Viehweide geeignet. Im Osten so wie im Süden der Stadt finden sich daher gar keine Hyacinthengärten mehr.

Obgleich die Liebhaberei für alle Gattungen von Blumen in der Neuzeit allgemein sehr zugenommen hat, obwohl Industrie und Spekulationsgeist viel beigetragen haben, zahlreiche ältere Geschlechter von Blumen zu veredeln, und ganz neu aufgefundene in Schwung zu bringen, so ist doch bis jetzt noch keine Blumenspecies entdeckt worden, welche sich so frühzeitig treiben ließe, wie die Hyacinthe, einige wenige Sorten früher Tulpen, Crocus, Tazetten und Narcissen ausgenommen. Erst wenn diese alle ausgeblüht haben, kommen Camelien, Azaleen, Rhododendren, Stiefmütterchen und andere Blumensorten zur Flor. Die Hyacinthe steht im Anfange des Jahres ohne Concurrenz da und konnte bisher eben so wenig aus ihrer Stellung verdrängt werden, wie die Kartoffel oder der Taback oder andere Nutzpflanzen aus der ihrigen. Für diese Behauptung spricht der große Verfall des Handels mit späteren panachirten Tulpen, Ranunkeln, Nelken und andern Kindern der Flora, von denen am Ende des vorigen Jahrhunderts bei den Harlemer Blumisten die schönsten Sammlungen zu finden waren. Diese Blumen sind gänzlich aus der Mode gekommen und durch andere verdrängt worden. Daß aller Geschmack und alle Liebhaberei für feine panachirte Tulpen so völlig verschwunden ist, ist nicht allein zu bedauern, sondern auch zu verwundern. Die Hyacinthen lassen sich durch Kunst viel leichter vermehren, als die Tulpen, und die feinsten und seltensten Gattungen der letzteren vermehren sich am spärlichsten. Dieß erhöht natürlich deren Werth und mancher Tulpenliebhaber der älteren Zeit war gewiß, daß andere nur durch Aufopferung bedeutender Summen, die nicht Jedem zu Gebote standen, sich in Besitz seiner feinsten und seltensten Sorten setzen konnten. Die späte panachirte Tulpe ist daher wegen ihrer Seltenheit und ihres hohen Werthes das Sinnbild der Aristokratie und des Reichthums. Da nur der Vermögende im Stande ist, sich eine prachtvolle späte Tulpensammlung anzuschaffen, so ist es wirklich ein Wunder, daß dieser Luxus unter den Reichen jetzt so gänzlich unbeachtet bleibt. England ist das einzige Land, in welchem man noch Liebhaber antrifft, die sich nicht scheuen, den hohen Preis für eine neue schöne, oder alte seltene und feine Tulpe zu bezahlen, wenn sie nur alle Eigenschaften in sich vereinigt, welche Kenner an einer Prachttulpe zu finden wünschen. Fast alle schönen Tulpen sind flämischen Ursprungs, denn eben namentlich die Tulpe war es, die ehemals von allen Zwiebelgewächsen am meisten in den Klöstern Flandern's gepflegt wurde. Dort erhöhte sonst mancher geistliche Herr den Werth seiner Sammlung durch Vernichtung der spärlichen Brut der kostbarsten Sorten. Und vieler solcher seltener Tulpensorten konnte man nicht anders als durch Tauschhandel habhaft werden. Da bei den späten Tulpensorten nur alte kräftige Zwiebeln junge Brut abwerfen, und da diese Brut nur langsam heranwächst, so ist es sehr natürlich, daß die höheren Preise dieser Sorten auch jetzt noch festgehalten werden. „Louis XVI.“, eine der vorzüglichsten Tulpen galt noch vor dreißig Jahren 100 Gulden und eine gute Zwiebel dieser Gattung wird noch jetzt mit 36 Gulden bezahlt. In der Sammlung eines Harlemer Blumenhauses, welche im Jahre 1838 öffentlich verkauft wurde, befand sich eine Tulpe „Alphonsus“ genannt, von welcher auf den jährlichen Registern bewiesen werden konnte, daß sie in 89 Jahren nur eine einzige junge Zwiebel hervorgebracht hatte. Es war jedoch im Uebrigen eine Blume von höchst mittelmäßigen Qualitäten, die nur alle drei Jahre einmal blühte, und außer ihrer Seltenheit fast gar keinen Werth hatte.

Es war in früheren Zeiten sehr gebräuchlich, zur Zeit der Blumenflor von Amsterdam, von Leiden und andern Punkten Süd- und Nordhollands aus, eine Excursion nach Harlem zu machen. Sonderbar genug, daß jetzt, da die Communication durch die Eisenbahnen weit bequemer und minder kostspielig ge-

Digitized by Google

worden ist, diese Excursionen seltener geworden sind. Es scheint daher, daß der Geschmack für Harlemer Blumen während er in andern Ländern von Jahr zu Jahr noch zunimmt, in den Niederlanden selbst schon im Abnehmen begriffen ist.

* Goethe in den Jahren 1771 bis 1775.

Von J. W. Schaefer.

Wer sich aus dem reichhaltigen Leben unsers großen Dichters einen Abschnitt für eine specielle ausführliche Schilderung auswählen will, kann keine für den Biographen günstigere Wahl treffen, als wenn er, wie B. R. Abeken in seinem jüngst erschienenen Werke, den Zeitraum von Goethe's Scheiden aus Straßburg bis zu seiner Reise nach Weimar zum Gegenstand seiner Darstellung macht. Goethe durchlebte damals seinen glücklichen, gefühlsseligen Lebensfrühling; die Welt umgiebt ihn mit Allem, was ein empfängliches Dichterherz anzuziehen und mit Entzücken zu erfüllen vermag. Offen und arglos steht er noch den Menschen und den Verhältnissen gegenüber; keine bitteren Erfahrungen haben sein warmes Herz gegen die Anbenwelt verschlossener gemacht, keine fehlgeschlagenen Erwartungen seinen Muth geschwächt, kein Fürstenhof hat ihn das Verhältniß rücksichtsvoller Abhängigkeit ertragen gelehrt. Mit vollen Zügen genießt er das Glück unbegrenzter Freiheit, wie er es nur einmal noch als kurzen Sonnenblick des Lebens während der italienischen Reise genossen hat; die Bedrängnisse, durch die das jugendliche Dichtergemüth sich hindurchkämpfen hat, sind für ihn noch keine andern, als die Sorgen der Liebe und die Schmerzen der Entsagung. Nur darin besteht bis dahin der Wechsel von Freud' und Leid, den die Dichtungen jener Jahre uns in den mannigfachsten Tönen, welche, so lange als es fühlende Herzen giebt, ein Echo finden werden, vergegenwärtigen. Auch über trübe Stunden trägt die den Schmerz verklärende Poesie ihn rasch hinweg, und selbst der Sturm der Leidenschaft wirft die kostbarsten Perlen der Poesie ans Ufer.

Und welch eine schöne Reihenfolge von Lebensbildern, welch eine Laufbahn eröffnet sich in jenen Jahren vor unsern Blicken! Jeder Weiterschritt ist eine neue Entdeckung, eine neue Errungenschaft seiner dichterischen Welt. Nach Wetzlar kommt der zweiundzwanzigjährige Jüngling — als „ein gewisser Doctor Goethe aus Frankfurt“: so bezeichnet ihn ein Brief Kestner's, mit dem sich eben ein Freundschaftsverhältniß anknüpfte; ein Jahr später begrüßte ganz Deutschland den Dichter des Götz von Berlichingen als den Meister des deutschen Drama's, und nicht lange, so war der Verfasser des Werther die Bewunderung der gebildeten Welt. Die ersten Männer Deutschlands suchen seine Bekanntschaft, viele seine Freundschaft; er steht mit einemmal in der Mitte der ganzen neuen Literaturbewegung. Fürsten schenken dem Frankfurter Bürgerssohn ihre Gunst; in kurzem hat er die Freundschaft eines Herzogs in solchem Maße gewonnen, daß er, an Einfluß weit über den dominirenden Hofadel erhoben, der Leiter desselben, eine Zeitlang fast sein Mitregent wurde. Aus dem Stillleben des Frankfurter Bürgerhauses sind wir mit raschen Schritten auf den Schauplatz einer neuen Epoche deutscher Nationalcultur versetzt worden.

Wenn man an ein Dichterleben den Maßstab welthistorischer Begebenheiten hält, so sind das allerdings keine sogenannten großen Ereignisse, und mit Lesern, die nur diesen ein Interesse abgewinnen können und Dante's Vita nuova langweilig finden würden, ist nicht zu rechten. Man muß der Schilderung eines Dichterlebens auch eine poetische Stimmung entgegentragen, um an den einzelnen Miniaturbildern idyllischer Lebenszustände, welche die Geistes- und Gemüthsbildung unserer großen Dichter und damit die Neugestaltung der nationalen Dichtung begleiteten, ein reines Wohlgefallen zu empfinden. Solche Jahre der Entwickelung eines hervorragenden Dichtergenius, in denen eine auf Jahrhunderte sich erstreckende geistige Verjüngung ihre Keime, ihr erstes Wachsthum erhalten hat, sind auch in ihrem kleinsten Detail nicht minder anziehend, als die großen Epochen im politischen Leben der Völker. Mehr als von manchem gewaltigen Herrscher, dem bei all seiner Macht die schaffende, menschenbeglückende Kraft fehlt, läßt sich von einem Dichter, der nach Jahrhunderten noch mit jedem neuen Geschlecht in unendlicher Kette fortwirkt, das große Wort gebrauchen:

> Es kann die Spur von meinen Erdetagen
> Nicht in Aeonen untergehn.

Man könnte versucht sein zu glauben, eine ausführliche Schilderung der Jugendjahre Goethe's müsse das Schicksal einer Ilias nach dem Homer haben und sei zumal überflüssig, wenn sie, wie die des Herrn Abeken, die Kritik der in denselben producirten Werke des Dichters ausschließt und sich auf das rein menschliche Interesse an den Lebensereignissen des Dichters beschränkt. Goethe's ausführliche autobiographische Darstellung führt uns bekanntlich gerade bis zu der Weimarer Reise gegen Ende des Jahres 1775, wo die Würfel über seine Zukunft geworfen wurden. „Dichtung und Wahrheit“ wird stets einen eigenen unnachahmlichen Reiz behalten, den kein Biograph wird überbieten wollen. Allein es bleibt doch immer das Werk des Mannes, der an der Schwelle des Greisenalters seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben unternahm. Nicht nur einzelne Umstände und Vorfälle waren seinem Gedächtnisse entschwunden: er selbst war ein völlig Anderer geworden; er kehrte gleichsam auf die Spielplätze seiner Kindheit zurück, wo ihn eine Welt umgab, die nicht mehr die seinige war. Er hält sich daher mehr an die hervorragenden Erscheinungen, die auf die Zukunft des Lebens hinweisen oder mit seinen bedeutenderen dichterischen Erzeugnissen in Beziehung stehen. Daher erhalten seine Schilderungen eine innere, durch die Kunstform vollendete Wahrheit, die das Wesen selbst dann richtig erfaßt, wo sie der Wirklichkeit in den Einzelheiten nicht genau entspricht. Indeß sind diese darum keineswegs gleichgültig. Es schlingt sich so viel anmuthiges Blüthen- und Blätterwerk hindurch, daß es ein größerer Genuß ist, die Frühlingslandschaft von Goethe's Jugendleben in ihrem ganzen, reichen mannigfaltigen Farbenschmuck zu betrachten. Seine eigene Erzählung reicht bei weitem nicht an die Fülle im Einzelnen, wie sie uns in den zahlreichen brieflichen Urkunden aus der Periode seiner Frankfurt-Wetzlarer Jahre und in gleichzeitigen Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen dargeboten wird. Auch wird das Lebensgemälde nicht bloß reicher an Detail: selbst die Farbe, die es dadurch erhält, ist wesentlich verschieden. Denn wie weit hatte der Dichter der Pandora sich vom Dichter des Götz entfernt!

Denn Goethe blieb nicht, wie so mancher Dichter, selbst Jean Paul, auf der früheren Stufe seiner Geistesbildung stehen, nicht in der jugendlichen Gemüthsrichtung befangen. Zwar wird der Zusammenhang der Stufenfolge nicht unterbrochen; nicht gewaltsam springt er von einem Extrem zum andern: sein Leben ist eine in gesetzmäßigem Proceß fortgehende organische Entwickelung, in der es bis zur Grenze des Lebens keinen Stillstand giebt. Daß nicht jede Umwandlung uns als ein Gewinn erscheint, wer wollte es verkennen? Ihm selbst erschien sie nur als ein Fortschritt auf einer unendlichen Bahn. In diesem Gefühl mochte er daher nahe dem Ziele des Lebens das Bekenntniß aussprechen, daß ihm noch Ideen aufgingen, weßhalb sich's lohne, das Leben noch einmal zu durchleben. Es scheint und daher stets ein ver-

Digitized by Google

kehrtes Beginnen, das schon unendlich viel Verwirrung angerichtet hat, wenn man Goethe's Aussprüche aus verschiedenen Perioden seines Lebens in beliebiger Auswahl aus Briefen, Gesprächen, bald ernsten, bald humoristischen Schriften zusammenwirft, um danach etwa über Goethe's Christenthum, Vaterlandsliebe, und was nicht überhaupt für sittliche Eigenschaften abzuurtheilen. Es müßte wunderlich zugehen, wenn man in einem bis zu lichthellster Oeffentlichkeit vorliegenden achtzigjährigen Leben eines großen Manns nicht so viel Schatten auftreiben sollte, als man, in welchem Genre es gerade verlangt wird oder zu den Phrasen der Zeit paßt, zum Schwärzen braucht.

Abeken hat unstreitig darin Recht, daß wir in der Beurtheilung Goethe's weiter kommen, wenn wir einzelne bedeutende Lebensperioden schärfer ins Auge fassen und zu ausführlicher Darstellung verarbeiten. „So war der Jüngling Goethe, als er von der Universität ins Vaterhaus zurückkehrte bis zu seiner Reise an den Weimarer Hof“: das zu zeigen war des Verfassers Aufgabe. Wiederholt spricht er sein Bedauern aus, bei dem besten Willen ihrer Lösung nicht gewachsen zu sein, und wie sollten wir eine so seltene Bescheidenheit nicht ehren? Allerdings legen wir das Buch nicht mit voller Befriedigung unserer Erwartung aus der Hand. Es dient dem Buche nicht zum Vortheil, daß die biographische Behandlung von vier Lebensjahren unsers Dichters auf einen Band von 27 Bogen ausgedehnt worden ist. Statt die Sache reden zu lassen, hat der Verfasser zu viel über die Sache gesprochen; seine Betrachtungen und seine Parallelen führen uns oft in einem weiten Kreise herum, ehe wir wieder in das Bereich der Thatsachen zurückgelangen, und dabei dienen die häufigen Vorausblicke auf spätere Aussprüche und Dichterworte keineswegs zur Verdeutlichung. Weit mehr, als es geschehen ist, sollte die Jugend aus sich selbst erklärt werden, die geistig-sittliche Eigenthümlichkeit aus den Dichtungen jener Jahre; diese mußten gründlicher benutzt werden, um die biographische Charakteristik zu beleben und zu vervollständigen. Bei Schiller, dem Dichter der Idee, sind die dichterischen Productionen ohne erhebliche Bedeutung für die biographische Auffassung; wer dies verkennt, gelangt zu falschen Voraussetzungen und Folgerungen, denen freilich Schiller zum Theil jene überschwängliche Apotheose verdankt, die dem Verständniß der Literatur nur nachtheilig sein kann. Goethe ist groß als Dichter der zu idealer Kunstform verklärten Wahrheit des Lebens; Leben und Dichten ist bei ihm aufs engste verwebt; der innerste Kern seiner dichterischen Schöpfungen wurzelt nicht in allgemeinen Ideen, sondern in der gehobenen, durch bedeutende Momente erregten Stimmung des Gemüths. Sie bewegen sich daher innerhalb des Kreises der eigenen Lebenserfahrungen und erhalten dadurch ihre Tiefe, ihre fesselnde und ergreifende Wirkung. Mag auch für ihn als Dramatiker dadurch die Grenze enger als für Schiller gezogen sein, so scheiterte er doch nie an der Klippe rhetorischer Phrase. Dies realistische Element der Poesie ist vornehmlich in den Dichtungen herrschend, welche in jener Jugendepoche zur Sprache kommen. Sie konnten mehr, als von Abeken geschehen ist, herangezogen werden, um den Dualismus, der in Goethe's Jugend unter den mannigfachsten Formen erscheint, schärfer zu zeichnen, einmal die weiche, bis zu düsterer Schwermuth versinkende Sentimentalität, bei der mitunter selbst die krankhafte Empfindsamkeit, welche damals um sich gegriffen hatte, sich nachtheilig eindrängte, andrerseits den schrankenlosen Uebermuth des Humors, der noch in den ersten Weimarer Jahren fortlotte, bis jene innere Versöhnung eintrat, von der die Conception der Iphigenie Zeugniß giebt. Auf jener Seite liegen Werther, Clavigo, Stella und die nachher völlig verworfenen Singspiele, auf dieser das Jahrmarktsfest, Pater Brey, Satyros, Götter Helden und Wieland; nur im Götz ist der ganze Jüngling Goethe, sowohl in seiner Kraft und derben Offenheit als in seiner Mäßigung, Milde und Herzensgüte.

Der Biograph sollte sich den lebenvollen Farbenwechsel nicht entgehen lassen, welchen seine Darstellung gerade durch diese Doppelseitigkeit des jugendlichen Dichtergemüths erhalten kann. Heitere Bilder des Lebens reihen sich an gefühlsschwärmende Liebesidyllen, die wie ein Kranz von lyrischen Gedichten sich in einander schlingen. Hier sind die Quellen. aus denen der Biograph zu schöpfen hat, schon an und für sich eine so lebendige Poesie, daß sie wie von selbst zu einem wirkungsvollen Ganzen zusammenfließen; der Kestner'sche Briefwechsel, das gehaltreichste Document dieser Epoche, hat eben so wenig seines gleichen, wie der Briefwechsel mit Schiller; beide sind unvergängliche Ehrendenkmale von Goethe's sittlicher Größe. Außerdem bieten sich der biographischen Schilderung eine Menge der anziehendsten Genrebilder, der Verkehr im gastlichen elterlichen Hause, die Freundeskreise in Frankfurt, Darmstadt, Wetzlar und Homburg, die vorüberziehenden Besuche ausgezeichneter Zeitgenossen. Wie herrlich steht überall das Bild des begabten Jünglings vor uns, der ebensosehr die Bewunderung wie die Liebe derer war, die ihm nahe traten, mag er heiter mit Lavater und Basedow durch die schöne Sommerlandschaft dahinziehen, „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten“, oder an der Seite seines Jacobi in durchwachter Nacht, entzückt von dem im Spiegel des Rheins zitternden Mondlicht, die tiefsten Fragen der Philosophie erörtern, oder einem Klopstock mit der Pietät des angehenden Dichters die größte Dichtung des Jahrhunderts, den ersten Theil seines Faust (die wichtigsten Abschnitte waren bereits vollendet) vorlesen; der enge Rahmen weniger Jugendjahre zumpannt viele schöne Lebensbilder, und hier deuten sie auf eine große Zukunft.

Wie Goethe in allen diesen mannigfachen, vielfarbigen Lebensbildern in jugendlicher Frische und Unbefangenheit vor uns steht, so trägt auch die Umgebung, in der er sich bewegt und die er zu sich heranzieht, ein jugendliches Angesicht, und die Sonne der Jugend leuchtet über die ganze Landschaft. Es liegt in dem Wesen seiner im Werden begriffenen Bildungsepoche, daß Vieles noch vereint wirkt, was sich nachmals trennt, daß um den Einen Mittelpunct einer hoffnungsreichen geistigen Bewegung sich verschieden geartete, strebende Naturen versammeln, welche die Radien der weitern Lebensrichtung und schärferen Charakterentwicklung weit und weiter auseinander führen. So war es im Beginn der Reformationsbewegung, so in der Zeit des geistigen Umschwungs, welcher der französischen Staatsumwälzung voranging und in die neue Bildungsperiode unsers Jahrhunderts hinüberleitet.

Wenige Abschnitte in Goethe's Leben möchten sich in der Darstellung des Erzählers dramatisch so beleben lassen, oft schon durch die bloße Gruppirung — und das ist durchkennbar die schwächere Seite in Abeken's Behandlung —, wie jene Frankfurter Jahre, wo die neue Literatur gleichsam in Scene gesetzt wird. Da stürmt es in Poesie und Philosophie, Kirchenglauben und Pädagogik, überall sucht die geniale Subjectivität aus den verknöcherten Zuständen einer geistlosen Ueberlieferung den Weg zu Natur und Wahrheit und macht ihr Recht gegen das Hergebrachte geltend. Lavater, Herder, Merck, Jacobi, Zimmermann, Basedow, Jung-Stilling, Fritz Stolberg, welch eine Reihe weithin bedeutungsvoller Namen! alle scharf ausgeprägte, in ihren Grundzügen durchaus heterogene Charaktere, aber damals noch durch gleiches Streben vereinigt, noch friedlich zusammenwandelnd und alle in freundlichem Verkehr mit dem genialen lebensmuthigen Dichterjünglinge. Zwischen diese schlingt sich eine Reihe anmuthiger Frauengestalten hindurch, Charlotte, Lili, die in Goethe's

Digitized by Google

Liedern leben, die Schwester Cornelia, Auguste Stolberg, die Jacobi's, Gerock's, Caroline Flachsland, die Braut Herder's, mit ihren empfindsamen Freundinnen, sie alle vielfach anregend für die tiefe Wahrheit und Zartheit der Lyrik unsres Dichters, dem das Ideal der Poesie stets in der Form weiblicher Anmuth erschien. Wir wollten im Obigen nur auf den überreichen Stoff hinweisen, der für eine auf die Zeichnung des Einzelnen eingehende Darstellung der Frankfurter Jahre Goethe's vorhanden ist.

Wenn wir auch Manches gern noch sorgfältiger und klarer ausgeführt sähen und die ganze Art der Darstellung im Einzelnen lebendiger und abgerundeter wünschen möchten, so freuen wir uns doch, daß Abeken eine Eigenschaft in hohem Maße besitzt, ohne die niemand das Leben eines großen Mannes zu schreiben unternehmen sollte: er ist warm und voll freudiger Anerkennung des vielen Schönen, das seine Schilderung unsern Blicken darzulegen hat; in der innigen Liebe, mit der der Verfasser zu dem verehrten Meister emporblickt, gewinnt man ihn selbst lieb. Mit Recht konnte er seinem Werke als Motto die Worte Goethe's voransetzen: „Wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht werth ist; Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle und was wieder Realität hervorbringt; alles Andere ist eitel und vereitelt nur.“ Schon aus diesem Grunde begrüßen wir Abeken's Werk als eine anerkennenswerthe Erscheinung, weil es auch seinerseits dazu beitragen wird, die Nation vor dem Schatze an Geist und Bildung, den sie durch Goethe erhalten hat, Achtung zu lehren. Denn wenn Schelling nach dem Hinscheiden des Dichters feierlich aussprechen berechtigt war: „Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt: es war in aller Schwäche und inneren Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist, so lange — Goethe lebte“: so dürfen auch wir Nachlebenden mit gleicher Wahrheit hinzufügen: so lange Goethe in Ehren gehalten wird!

* Poetische Kleinigkeiten.

Nach dem Englischen von F. Ruperti.

Barton.

Schön, erhaben, ernst dich wiegend,
Majestätisch, ruhig, wild,
Selbst die Macht der Zeit besiegend,
Meer, der Ewigkeit ein Bild!

Sonne, Mond und Sterne hellen
Deine Oberfläche nur,
Doch zu deinen tiefsten Quellen
Finden nimmer sie die Spur.

Regenbogenfarben streifen
Schön dich bei des Tags Beginn,
Stürme brausen, Flotten schweifen,
Doch im Flug ist Alles hin.

Ausgebeuten Berg' und Schlünde,
Wohl dem Menschengeist gelang's;
Deine unerforschten Gründe
Spotten seines Herrscherzwangs.

Beugen wir uns, hingegeben
Deiner Hoheit, Meer, vor dir,
Welch Gefühl muß und durchbeben,
Denken deines Schöpfers wir!

Southey.

Erquicklich ist es, an des Herdes Stille
Von Sturm und von Gefahr der See zu hören,
Wohl einmal innehaltend, des Gefühls
Der Sicherheit behaglich zu geniessen.
Dann lauscht von neuem man der wilden Kunde,
Und unsre hocherregte Seele wandelt
Das Grausen selbst in Lust. Wir hören rings
Das Brüllen der empörten Elemente,
Wir wissen, Menschenkraft und Menschenklugheit
Ist fruchtlos hier; wir schaun umher und sehn,
Wie hergeschoßne Wellen ihre Last
Herniederstürzen auf das taumelnde Fahrzeug.
Da regt sich wohl in Angst das Menschenherz,
Und wer die Schrecken einer solchen Stunde
Jemals empfand, hört nie nachher den Sturm
Sein Haus umtoben, daß er ihrer nicht
Gedenkt und für den armen Seemann betet.

Eliza Cook.

Wir segelten in der weiten See;
Da faßte den schönsten von uns ein Weh,
Er siechte dahin, ward bleich im Gesicht
Wie herbstlichen Tages Dämmerlicht.
Wir pflegten ihn, wie es die Pflicht uns gebot,
Wir hofften; umsonst: es nahte der Tod,
Doch grüßt' er, von Freundesarm gepreßt,
Als Seemann ihn mit Lächeln und fest.

Ein köstlich Grabkleid hüllt' ihn nicht,
Doch zu den Füßen der Kugel Gewicht
Schlief er in der Hängematte so gut
Wie der Fürst in des Marmordenkmals Hut.
Und über die Brust hin deckten wir
Ihm stolz der englischen Flagge Zier, —
Das Ordenszeichen, den Braven geweiht, —
Und machten ihn so für die Gruft bereit.

Die Stunde kam; — bang schlug das Herz,
Die Lippe bebt', und es wies vor Schmerz
Die gebräunteste Wange der Thränen Spur,
Als er hinunter die Schiffswand fuhr.
Ein Fall, ein Gespritz, das gleich sich verlor;
Dann rollten die Wogen wie zuvor,
Doch manches Gebet noch weihte die Fluth,
In welcher der arme Matrose ruht.

* Ein ungedruckter Brief Bürgers an Lichtenberg *).

An Herrn Professor Lichtenberg
Wohlgeboren.

Friede, Freude und — Wärme zuvor!

Daß wir alle Beyde ein paar arme Teufel sind, die kein Holz haben, das ist eine ausgemachte Wahrheit. — Nun kommt es nur noch darauf an, wer wohl von Beyden der ärmste Teufel sey. — Mein letztes Restchen ist diesen Morgen auf vier Oefen und den Küchenherd vertheilt und jeder Interessent bekam nicht viel mehr als ein Bündel Schwefelhölzchen beträgt. — Freund Dietrich gab mir gestern den schrecklichen Bescheid: „Ich kann Dir vor Dienstag kein Holz hohlen lassen, weil ich's Morgen (nunmehr Heute) Lichtenberg versprochen habe, der auch friert.“ Ein entsetzlicher Umstand! —

Da Sie, lieber Freund, ganz unstreitig das Vorrecht haben, da Sie überdieß selbst in Noth sind, ich aber gleichwohl mir

*) Wir verdanken diesen Brief einem Enkel Lichtenbergs.
Die Red. des Br. Sonntagsbl.

Digitized by Google

das Wasser nicht bis über die Kehle hinaut wachsen lassen kann, so ist kein anderes Mittel, als daß ich zu Negotiationen und Tractaten meine Zuflucht nehme. — Einem von uns Beyden müßte doch Dietrich schlechterdings durch Holzhorsten aus der Noth helfen und da habe ich gedacht, es sey bequemer, Ihnen, der Sie doch näher mit ihm unter einem Dache wohnen, für heut und Morgen mit einigen Portionen zu helfen, als mir über die Straße herüber. Dietrich ist mit dem Vorschlage zufrieden, wenn Sie es sind, und ich denke, daß ich auf Ihr Christliches Erbarmen nicht vergebens rechne. — Wenn der Mangel meine Person allein beträfe, so wollte ich mich allenfalls bis Morgen Nachmittag zu Bette legen, wie wohl schon mehr Philosophen haben thun müssen, allein meine Hausgenossen — Kurz: Kyrie eleison! Lichtenberg eleison!

Göttingen den 8. Januar 1787.

Bürger.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Wanderstudien. Italien, Griechenland und Palästina. 2 Bde. Von Robert Waldmüller. — Die Reichsgrafen von und zu Hohenems in Vorarlberg. 1560—1759. Von J. Bergmann. — Das deutsche Kaiserreich in seinen universellen und nationalen Beziehungen. Von J. Ficker. — Das Grab bei Möhbelin oder Theodor Körner und die Lützower. Von F. Brasch. — Novellen. 2 Bde. Von F. Künnberger.

* Der jüngst von Kuno Fischer in Jena gehaltene Vortrag über Schiller als Komiker ist im Buchhandel zu haben.

* Binnen Kurzem erscheint ein Buch über die argentinische Republik (die La Plata-Länder) von Burmeister in Halle; der Verfasser hat darin seine dreijährigen Beobachtungen, die er an Ort und Stelle machte, nieder, und es ist sicher ein sehr anziehendes Buch zu erwarten. Burmeister will seine Professur in Halle aufgeben und ganz nach Südamerika übersiedeln.

* Eine Sammlung deutscher Epigramme von Roderich Benedix wird soeben ausgegeben.

* Von dem Verfasser des im December des vorigen Jahres erschienenen vortrefflichen Buches „Die Alpen", H. A. Berlesch, ist in Kurzem ein neues Werk über das Hochgebirge der Schweiz und Tirols in Schilderungen und Erzählungen mit Illustrationen zu erwarten.

* Hieronymus Bonaparte, weiland König von Westfalen. Hamburg, Meißner. — Jerome, der alte Sünder, welcher seinen großen Bruder um fast vierzig Jahre überlebte, hat nach seinem Tode noch einen Biographen gefunden. Der in Rom lebende anonyme Verfasser schickt diese Lebensskizze einer größeren Arbeit über das bonapartische Frankreich voraus und meint, dieselbe werde nicht so überflüssig sein, wie man vielleicht denken möge. Der Bonapartismus sei der Fluch der europäischen Lage, namentlich aber das Unheil Deutschlands. Der erste Napoleon habe uns getrennet, getreten, verhöhnt, der zweite drohe uns zu denationalisiren. Man müsse daher immer den Bonapartismus im Auge behalten und nach allen Seiten hin beleuchten.

* Die Vegetation auf Helgoland. Von Ernst Hallier. Hamburg, Meißner. — Auf diese Schrift machen wir die vielen Freunde Helgolands aufmerksam. Sie soll dem Besucher der schönen Felseninsel ein Begleiter sein, welcher ihm die dortige Strandvegetation und das Wesen der Felsen erläutert und zugleich die Grundlage zu einer Flora von Helgoland legt. Der Verfasser wollte die Masse von wahren oder falschen, sinnigen oder unsinnigen Berichten über die Insel und die Insulaner nicht vermehren, sondern nur die interessanten Erscheinungen der Pflanzenwelt auf den Klippen, den Felsen und der Düne schildern, da hier weder Sammlungen noch Handbücher vorhanden sind, die als Leitfaden dienen könnten. Was auf diesem Gebiete von Kobbe, Oetker und Anderen bisher berichtet ist, bezeichnet der Verfasser als ungenügend oder gradezu falsch.

* Geographische Mittheilungen. Herausgegeben von August Petermann. Gotha, Justus Perthes. 1861. Heft 6. — Das Heft enthält einen Bericht über die Denquistsche Expedition nach Afrika, und zwar über deren Anfänge, in Gestalt von Briefen aus Kairo in den Monaten April und Mai. Der Gesundheitszustand der Gesellschaft war ein vortrefflicher. Daß dieselbe Kairo am 25. Mai verlassen hat, ist bereits angezeigt worden. Meiner enthält das Heft neben reichhaltigen Notizen auf einem Literaturbericht noch Besprechungen der amerikanischen aktronomischen Expedition nach Labrador im Juli 1860 und eines Theils der Provinz Benguten. Von der Ritter-Stiftung erfahren wir, daß dieselbe in Preußen als Corporation anerkannt, unter das Protectorat des Prinzen Adalbert gestellt ist und das für den Anfang nothwendige Kapital von 5000 Thalern beisammen ist.

* Novellen von Marino. Leipzig, Brockhaus. — Zwei Erzählungen, welche von einer Dame herrühren, wie wir durch den Umschlag erfahren, auf welchem eine früher herausgekommene Novelle derselben Feder, „Sanct Florian's Rache" angezeigt wird. Auch ohne diese Mittheilung erriethe man leicht, daß die vorliegenden Novellen weiblichen Ursprunge sind; doch soll damit nichts Nachtheiliges gesagt werden, dieselben gehören vielmehr zu den lobenswerthen Erzählungen, sind gut erfunden, natürlich und fortschritt erzählt, verrathen aber allerdings durch den Gedankengang, durch manche Sentenzen und durch den starken Gebrauch von Fremdwörtern, daß sie von einer Dame verfaßt sind. Die erste, „eine Septime", hat einen Titel, der etwas gesucht ist und dessen durch einen gewöhnlicheren ersetzt wäre. Es ist die Geschichte einer hochbegabten Künstlerin und ihrer Liebe zu einem geistig hervorragenden, aber charakterlosen Manne, wie Damen dergleichen gern schildern. Derselbe zieht sich von ihr zurück und läßt sich durch Familienrücksichten zu einer anderen Heirath bereden. Von den Charakteren ist der des Helden, wie sich denken läßt, am wenigsten gelungen, viel mehr der der Heldin und eines Freundes und Beschützers derselben. Die Motivirung ist sehr fortschritt und verräth eine geschickte Hand. Gelungener und besser ist die zweite Erzählung, eine oberschlesische Idylle, welche mit Wärme in den ernsten und mit zartem Humor in den komischen Scenen ausgeführt ist. Die Verfasserin hält sich glücklich von der Gefahr fern, die Kinder des Gebirges denken und reden zu lassen wie Salonmenschen, und verleiht der Novelle kräftige Züge. Sehr richtig sind die folgenden Bemerkungen, welche über die ländliche Bevölkerung, besonders die weibliche, gemacht werden. „Das Weib in diesen einfachen Verhältnissen kennt keine andere Stellung, keinen andern Beruf als im Hause und in der Familie zu wirken; alle Jungfern giebt es fast gar nicht, der Landbauer kann nicht ohne eines Weibes Hülfe bestehen, und der Mädchen Streben nach diesem natürlichen Ziel unterliegt keinem Beobachtungsurtheil, weil es ohne den Beigeschmack ist, der es in gebrauchteren Verhältnissen widerwärtig macht. So hatte auch Barbara keine andere Vorstellung ihrer ganzen Tendenz, als den ehrwürdigen Beruf einer Familienmutter, und bis Leonhard ihr wohlgefallen hatte, war es ihr keine widerstrebende Anstrengung gewesen, in dem hattlichen Mühlenhofe, an Franzens Seite, der sie schon auf den Schulbänken seine Mütterin genannt hatte, ihren Lebenszweck zu erfüllen. In diesen einfachen, ganz dem wirklichen Leben zugewendeten Naturen giebt es ein köstliches Element, das ihnen auf Kosten subtilerer Bildung erhalten geblieben: das vollkommene Befriedigtsein in der Lebensphäre, die ihren ganzen Ideenkreis einschließt; diese Zufriedenheit ist ihre Poesie. Es kommt selten genug vor, daß sie sich in ihren fremden Verhältnissen behagen; denn Gewohnheit ist in diesen Menschen, deren Gedanken tiefsinnige Speculation nicht in die Ferne führt, mächtiger als in andern Lebensklassen, die nicht an die Scholle gebunden durch Beweglichkeit allein schon die scharfe Ausprägung verlieren, die diesem ganzen Stande das Charakteristische einer Individualität giebt. Sie kennen kein Hinauslangen in das Unerreichbare, ihre Wünsche haben handgreifliche Ziel-punkte, und die Einschränkung ihrer Ideen auf das Mögliche hält jedes ungelande Element von ihnen fern. Nichts ist ihnen fremder als die ihnen oft angedichtete sentimentale Naivetät oder der reflectirte Humor; sie sind meist ernst und sinnlich, weil ihnen das Leben als eine ernste Arbeit und keine Tändelei erscheint, aber darum hatten sie sich nun so fester an die Nothwendigkeit, statt an den Schmuck desselben, weil sie wohl wissen, was sie in ihren arbeitsvollen Dasein bedeutet. Die Praxis des Lebens, die in andern Verhältnissen am theater Anschauungen wissen sehr spintangesept wird, steht hier noch in ihrem vollen Recht, als das Hauptbedingnis ihres Glücks, und es ist nicht reine Prosa, wenn darauf ein Hauptgewicht bei ihren Verbindungen gelegt wird. Sie wissen recht wohl, wie sehr die arbeitsrüstigste Hand ihren Besitzstand und ihre Zufriedenheit fördert."

* Die Verehrer Lessings sind auf einen interessanten literarischen Fund aufmerksam zu machen. Im Nachlasse des Kammerherrn von Hennings in Ploen fanden sich Briefe von Elise Reimarus, der bekannten Freundin Lessings, die mancherlei neue Aufschlüsse über Lessings innere und äußere Leben, besonders aus seinen letzten Jahren, gewähren. Der jetzige Besitzer dieser Briefe, Archivar Dr. Wattenbach in Breslau, hat einige derselben im „Kaufischen Magazin" mitgetheilt.

Digitized by Google

L. Bei dem letzten Jahresfeste der Kunstakademie in Kopenhagen trug ein Sohn des berühmten schwedisch-finnischen Dichters Johann Ludwig Runeberg einen der ausgesetzten Ehrenpreise davon. Der ergrauten dieße Gelegenheit, um eine Notiz über den genannten Schriftsteller beizufügen, zu der wir veranlaßt werden durch die in Nr. 25 d. Bl. von Werner Bergmann gemachten Bemerkungen. Von den (poetischen) Erzählungen des Fähndrichs Stahl ist 1858 eine neue Auflage und zwar in anständiger Ausgabe erschienen, und 1860 verößentlichte Runeberg in einem zweiten Bändchen (Helfingfors und Kopenhagen) eine Fortsetzung derselben. Hieraus ergiebt sich also von selbst die Grundlosigkeit des von Herrn Bergmann erwähnten Gerüchts, „daß er vor einigen Jahren in unaufgeklärter Weise verschwunden sein solle", eines Gerüchts, dem wir trotz unsres Verkehres mit der nordischen Schriftstellerwelt nirgends begegnet sind, und welches wohl auch schwerlich Vielen glaubhaft erscheinen ist. Wozu wäre wohl eine russische Censur da?

P. J. W.

L. Gedichte von Munch. Das Sonntagsblatt hat zu wiederholten Malen die sich darbietenden Gelegenheiten benutzt, seinen Lesern Mittheilungen über das Walten und Wirken der hervorragenden nordischen Dichter zu bringen, und namentlich ward mehrfach der erste Lyriker Norwegens erwähnt. Professor A. Munch hat kürzlich wieder eine Sammlung seiner Dichtungen („Nyeste Digte", Christiania, Chr. Tönsberge Verlag, 1861), welches freilich gretzentheils Gelegenheitsgedichte enthält, allein Gelegenheitsgedichte so schwungholl, so voll ächter Poesie, daß sie auch bei dem großen Publikum das größte Interesse erwecken müssen. Theils sind sie durch äußere Veranlassungen hervorgerufen, theils entstanden sie aus dem Drange des eignen Herzens und schildern in einfacher und darum doppelt ergreifender Weise des Dichters Seelenzustände unter den herben Schicksalsschlägen, die in schneller Folge ihn trafen. Wie wir aus einer Zuschrift von seiner geschätzten Hand ersehen, giebt er gegenwärtig eine ästhetische Monatsschrift „Fer Hjemmen" (Für die Heimath) heraus, ein Unternehmen, dem wir schon aus dem Grunde das beste Gedeihen wünschen, weil zu hoffen steht, daß diese literarische Beschäftigung seinen gesunkenen Lebensmuth wieder heben und dem Geiste die alte Spannkraft geben werde.

P. J. W.

* Die slawische Literatur hat ihren ausgezeichnetsten Forscher verloren, Paul Josef Safarik, welcher kürzlich im Alter von 65 Jahren in Prag, wo er Bibliothekar war, gestorben ist. Seine Hauptwerke sind die „Geschichte der slawischen Sprache und Literatur in allen Mundarten" und die „slawischen Alterthümer."

---

* Ein Gelehrter in England will erforscht und festgestellt haben, daß der große Maler Hans Holbein nicht 1553 oder 1554, sondern schon 1543 gestorben sei. Erweist sich das als richtig, so würde damit zugleich erwiesen sein, daß eine Anzahl von Gemälden, die man dem Meister zuweiß, nicht von ihm herrühren.

* Am 1. Juli beging Köln ein glänzendes städtisches Fest, die Einweihung des neuen Museums, welches die Stadt bekanntlich zum größesten Theil der Freigebigkeit ihres jüngst verstorbenen Bürgers Richartz verdankt. Er hat im Ganzen nicht weniger als 245,000 Thaler für diesen Zweck geschenkt und ist leider kurz vor der Vollendung des Museums gestorben. Das schöne Gebäude, in welchem die allgemeine deutsche Kunstausstellung eine würdige Stätte gefunden hat, wurde nun am 1. Juli eingeweiht. Die Feier begann mit einem Hochamt in der gleichfalls von Richartz hergestellten Minoritenkirche, worauf sich der Festzug nach dem Museum begab. Hier erhielten der Oberbürgermeister von Köln, der Erzbischof und der Maler Professor Karl Müller aus Düsseldorf, worauf die Versammlung sich durch die Räume des Museums vertheilte; die ganze Stadt war in freudiger Bewegung und in festlichem Schmuck. Später folgte ein Festessen, bei welchem Abendsch, Schirmer, Hiller, Bolligand Müller redeten.

* Am 25. Juni wurde das neue Lutherdenkmal in dem kleinen thüringischen Orte Möhra bei Eisenach, dem ersten Wohnsitze der Eltern des großen Reformators, feierlich eingeweiht. Es stellt Luther dar, wie er das berühmte Wort auf dem Wormser Reichstage spricht, und ist sehr gelungen in Erz ausgeführt. An 5000 Personen wohnten der Feier bei. Der Oberhofprediger Ackermann aus Meiningen hielt eine treffliche patriotische Rede. Das Denkmal steht auf einem freien Platze vor dem Lutherschen Stammhause.

* Der in Weimar fürzlich verstorbene Dr. Ludwig Preller war der Sohn eines Hamburger Kaufmanns und 1809 geboren. Er studirte in Leipzig und Berlin unter Hermann und Böckh und gehörte zu den Lieblingen Schleiermachers. Er lebte dann eine Zeitlang in Göttingen und Hamburg, worauf er sich in Kiel als philologischer Docent habilitirte. Sein Buch „Demeter und Persephone" verschaffte ihm einen Ruf nach Dorpat, wohin er 1838 ging; doch gab er diese Stellung schon 1843 auf und machte eine Reise nach Italien. Dann war er Professor in Jena und später Bibliothekar in Weimar an Riemer's Stelle, nachdem er mit Hermann Hettner eine Reise nach Griechenland und Kleinasien gemacht hatte. Seine Hauptwerke sind die römische und griechische Mythologie. Im gesellschaftlichen Verkehr war Preller, wenn ihn nicht Kummer drückte — seine Frau war erblindet — eine heitere und liebenswürdige Persönlichkeit.

* Eine neue burleske Oper von Offenbach, dem Componisten des „Orpheus in der Unterwelt", wird jetzt in Berlin gegeben. Dieselbe heißt „Genoveva von Brabant" und behandelt die bekannte Geschichte, indem die mittelalterliche Wirthshaft dabei gezeichnet wird. Die Oper hat viele komische Züge und allerliebste Musikstücke, steht aber hinter dem Orpheus bedeutend zurück, indem sie an Ueberladung leidet und an dem Umstande, daß die hier verspotteten Dinge schon gar zu oft behandelt sind.

* Dem großen Riesenmusikfeste, welches in der vierten Woche des Juli in Nürnberg gehalten werden soll über 4000 Sänger zusammenführen soll, ist ein Thüringer Sängerfest vorausgegangen, das in den Tagen vom 24. bis zum 27. Juni in Weimar stattfand. Im großherzoglichen Park war ein herrlicher Festplatz neben einer mächtigen Gruppe von Bäumen hergerichtet, und es wurde hier in der schönsten Stimmung das Fest begangen. Seit dem großen Dichterfest im September 1857 waren das die schönsten Tage Weimars. Die deutsche Flagge herrschte in der reizend geschmückten Stadt vor. 1200 Sänger und 300 Musiker bildeten Chor und Orchester. Mit dem großen Hauptconcerte war ein Sängerkampf verbunden, bei welchem der akademische Gesangverein von Jena den Preis errang; derselbe bestand in einem silbernen Pokal. Die Leitung der Aufführungen hatte der Kapellmeister Stör in Weimar.

* Die Zahl der Marmorstandbilder in den Nischen der Glyptothek zu München ist um zwei vermehrt worden. Peter Vischer und Michel Angelo wurden am 1. Juli aufgestellt. Sie stehen nun neben Canova, Thorwaldsen, Rauch, Gibson, Tenerani, Schwanthaler, Ohlbertl und Donatelli. Die Propyläen nähern sich ihrer Vollendung.

* In den Ruinen von Cyrene in Nordafrika hat man kürzlich schöne Alterthümer gefunden, eine lebensfase Marmorstatue des Aesculap, eine ähnliche des Bacchus, einen wundervollen Minervenkopf und viele andere Schätze. Dieselben werden künftig dem britischen Museum in London angehören.

* In der Biographie Spohrs wird über den Ausenthalt des Meisters in Bremen im Frühjahr 1858 Folgendes berichtet. Im Mai begab sich Spohr auf die Reise nach Bremen, wo Musikdirector Engel in seinem neuerdings gegründeten Gesangvereine es sich zur Aufgabe gestellt hatte, gleich bei seinem erster öffentlicher Aufführung Spohrs Oratorium „der Fall Babylons" zu Gehör zu bringen, eine große Aufgabe, die dann in so würdiger Weise gelöst wurde, daß Spohr selbst sich auf's Höchste davon überrascht und ergriffen fühlte. Außer den trefflich eingeübten und mit dem Ausdruck wahrer Begeisterung ausgeführten Chören war es namentlich auch die Partie des Cyrus, welche durch die klangreiche Stimme und den ausdrucksvollen Vortrag des Heßingers Degele aus Hannover zu vollster Geltung gebracht wurde. Die begeisterte Stimmung, von welcher sichen während der Aufführung Mitwirkende und Zuhörer sichtlich berührt waren, fand ihren Ausdruck dann in Trinksprüchen und Reden auf Spohr und sein eben vernommenes Werk sowohl während des unmittelbar nachfolgenden Festmahls wie auch bei dem Tage darauf für ihn veranstalteten Feste des dortigen Künstlervereins, dessen Feier mit einem ihn besonders erfreuenden Festzug (von F. Kuperti, s. Bremer Sonntagsblatt 1858, Nro. 19) begann. Dem Festzug folgte in trefflicher Ausführung Spohrs Quartett E-moll und sein Doppelquartett D-moll, worauf dann ein glänzendes Souper den Schlußstein des festlichen Abends sowie des in allen Richtungen beobachtetgelegenen Bremer Ausenthaltes bildete.

* Bremen, 5. Juli. In den letzten Wochen hatten wir die Freude, unseren Landsmann den Bildhauer Karl Steinhäuser aus Rom zum Besuch bei uns zu sehen. Daß man im Norden diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen ließ, ist natürlich, und so werden denn demnächst neue Werke des Künstlers über die Alpen nach Deutschland gelangen. Für den Großherzog von Oldenburg hat Herr Steinhäuser die Marmorfigur der Debora ausgeführen übernommen, und auch der Hof von Schwerin hat sich eines Werkes von seiner Meisterhand versichert. Der Künstler verläßt uns in diesen Tagen, um nach Rom zurückzukehren.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Auftlitterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 28. Bremen, 14. Juli. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Ranke und die Geschichtschreibung. Von Wilh. Kiefselbach.
Italienische Volksballade. Von v. Z. Milligen.
Das thüringische Männergesangfest zu Weimar.
Literatur und Kunst.

* Ranke und die Geschichtschreibung.

Von Wilh. Kiefselbach.

Dem 1856 beendeten Werke von Leopold Ranke: „Französische Geschichte, vornehmlich im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte“ ist schon nach vier Jahren eine ebenso umfangreiche Arbeit des genannten Gelehrten über die englische Geschichte in dem gleichen Zeitraume gefolgt. Wir können nun freilich wohl annehmen, daß der Stoff zu beiden Arbeiten sich seit lange während der akademischen Thätigkeit des Berliner Professors angesammelt hatte und nur einer genaueren Zusammenstellung und Anordnung bedurfte; da sonst die Möglichkeit, ihn innerhalb von zehn Jahren zu bewältigen, selbst über die bewunderungswürdigen Kräfte dieses Autors hinausgehen mußte. Trotzdem jedoch beurkundet die Herausgabe von sechs starken Bänden in der bezeichneten Frist einen Fleiß und eine Geistesfrische, die Staunen erregt. Die Art der Ranke'schen Historiographie hat freilich bekanntlich von jeher die verschiedenartigste Beurtheilung erfahren; sie zählt eben so viele scharfe Gegner als unbedingte Verehrer; und auch der „Englischen Geschichte“ hat es bereits an Ausstellungen und Vorwürfen nicht gefehlt. Will man indessen dem Verfasser in vorurtheilsfreier Weise gerecht werden, so hat man zunächst die Stellung ins Auge zu fassen, die er in der Geschichtsschreibung überhaupt einnimmt, und dann dabei diejenigen Epochen zu berücksichtigen, denen immer seine besondere Vorliebe gehört hat.

Seit dem Untergange der alten Welt ist die Historiographie eigentlich erst in unserem Jahrhunderte zu einer wirklichen Wissenschaft geworden. So lange in Folge der religiösen Anschauungen die Entwicklung der Menschheit, statt auf das Gesetz von Ursache und Wirkung, auf eine unmittelbare Leitung der Gottheit zurückgeführt wurde, verstand es sich von selbst, daß der in der Geschichte sich beurkundende organische Proceß in der gesellschaftlichen Weiterbildung der vernunftbegabten Erdbewohner sich den Blicken auch der redlichsten Forscher entzog. Die Geschichtkunde beschränkte sich auf die Kenntniß des thatsächlich Geschehenen, sie erhob sich nicht zu einem Verständniß der in den Vorgängen waltenden Nothwendigkeiten. Denn schließlich waren es ja nicht die Menschen, die selbständig handelten; in ihnen waltete vielmehr der Schöpfer, sie blieben mit ihrem Thun und Lassen, im Großen und Ganzen genommen, Werkzeuge in seiner Hand. Wenn es in dem Rathe des Himmels für nothwendig erachtet wurde, daß ein Alexander oder ein Cäsar einen halben Erdtheil in Bewegung setzte, nun so mußte ein Mensch geboren werden, der dann von vorneherein für seine spätere Rolle bestimmt war. Am unverhülltesten tritt diese Weise, die Dinge auf Erden zu betrachten, in der christlichen Glaubenslehre selber hervor. Die Offenbarung Gottes in Christus beruht auf der Annahme des directen Eingreifens der über der Welt stehenden Geistesmacht in die Geschicke seiner Bewohner; die Religion ist nach solcher Anschauung nicht ein ethisches Gebilde der Menschen, allmälig hervorgegangen aus der menschlichen Natur, sie ist eine unmittelbar vom Himmel kommende Verordnung.

War es mithin ganz unmöglich, daß die Geschichtschreibung sich auf einer festen wissenschaftlichen Grundlage aufbauen konnte, bevor nicht der menschliche Geist in seinen hervorragenden Trägern die ihm von der Vergangenheit angelegten dogmatischen Fesseln gesprengt hatte, so kam zu diesem bis dahin so eng begrenzten Gesichtskreise noch der Umstand hinzu, daß erst durch mühevolle Anstrengungen das Material zu Tage gefördert werden mußte, dessen die Historiographie bedurfte. Welch eine ungeheuere Arbeit ist nicht darauf verwandt worden, bloß um nur einmal die Ueberlieferungen auf dem Alterthume gehörig festzustellen! Die Archäologie, die an sich ja ein ganz untergeordneter Hülfszweig der Geschichtswissenschaft ist, erlangte eine geraume Zeit hindurch eine erhabene Bedeutung. Altassyrische Töpfe und Prachtpfannen spielten eine gewichtige Rolle für die Erfassung des menschheitsgeschichtlichen Dramas. Vollends wie viele blutige philologische Schlachten sind geschlagen worden, um zweifelhafte alte Texte zu erklären! Ob eher ein „Schiffstau“ oder ein „Kameel“ durch ein Nadelöhr geht, ehe ein Reicher in den Himmel kömmt, auf die Beantwortung solcher ernsten Fragen haben Menschen ihr ganzes Leben verwandt!

Im Hinblick auf diese, gar nicht weit hinter uns liegende Vergangenheit hat daher Buckle gewiß ganz Recht, wenn er sagt, daß wir uns auch heute noch erst an dem Anfange einer brauchbaren Geschichtswissenschaft befinden, falls man die Geschichtswissenschaft als diejenige Wissenschaft ansieht, welche auf „die höchsten menschlichen Fragen“ Rede und Antwort zu stehen hat. Bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts gab es im strengen Sinne des Wortes noch keine Nationalökonomie. Daß unwandelbare Normen das Wirthschaftsleben der Menschen regieren, war bis dahin noch nicht klar in das menschliche Bewußtsein getreten, geschweige daß man sich schon zu einem Verständniß der

Digitized by Google

ökonomisch-politischen und der ökonomisch-kulturlichen Wechselwirkungen erhoben hatte. Und doch mußten diese Bildungsstufen vorausgehen, damit der menschliche Geist es gewahren konnte, daß in ähnlicher Weise wie die Wirthschaftswelt überhaupt das gesammte menschliche Dasein bestimmten ihm inne wohnenden Gesetzen bei seinem Entwicklungsgange gehorcht. So lange man aber in der Geschichte nur Personen völlig willkürlich handeln sah, statt diese Personen zugleich als Träger vorhandener ökonomischer, politischer und kulturlicher Kräfte aufzufassen, kam für die Geschichtsschreibung die gewichtige Frage nach der menschlichen Willensfreiheit gar nicht zur Sprache. Selbst ein Schlosser, trotz der Großartigkeit seiner Werke, hat sich mit der menschlichen Willensfreiheit bei seinem historiographischen Urtheil nicht in's Reine gebracht. Er legt an alle geschichtlichen Charaktere den Maßstab der subjectiven Ethik an, ohne den Möglichkeiten gerecht zu werden, die sich ihnen während ihres Lebens darboten; seine Darstellung zeigt nicht die in einer Epoche wirkenden socialen Momente, deren Zusammenspiel erst einer Periode den ihr eigenthümlichen Charakter verleiht und den Zeitgenossen bestimmte Stellungen anweist, er zeichnet nicht das allgemeine Maschennetz, innerhalb dessen das Einzelleben verstießt; sondern die Geschichte ist ihm doch schließlich nur ein buntes Gewirr menschlicher Willkürlichkeiten, die hauptsächlich aus den menschlichen Laitern hervorgehen.

Darin aber besteht Leopold Ranke's historiographisches Verdienst, daß er zuerst in Deutschland, in seiner Geschichtsschreibung, wenigstens den allgemeinen politischen Mächten und Gesetzen Rechnung trägt und somit einer objectiven Geschichtsbetrachtung die Bahn eröffnet. Was wir damit meinen, erhellt wohl alsbald, wenn wir hier ein Wort von ihm selber hersetzen. Den Anfang des zweiten Bandes der Englischen Geschichte leitet er z. B. also ein: „Ich wünschte, mein Selbst gleichsam auszulöschen und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen, die im Laufe der Jahrhunderte mit und durch einander entsprungen und erstarkt, nunmehr gegen einander aufstanden und in einen Kampf geriethen, der, indem er sich in blutigen und schrecklichen Schlägen entlud, zugleich für die mächtigsten Fragen der europäischen Welt eine Entscheidung in sich trug." Wie er aber die eigene Individualität den Dingen gegenüber möglichst zu vergessen sucht, ebenso steht ihm bei seinen geschichtlichen Helden das menschliche Individuum als solches erst in zweiter Linie; das ethische Moment ihrer Handlungsweise kommt bei ihm weit weniger in Betracht, als die staatliche Stellung und Aufgabe ihres Lebens. Anekdotische Züge finden sich bei ihm nur in den allerseltensten Fällen.

Diese Richtung, die ohne Zweifel aus der Naturanlage Ranke's hervorgeht, ist dann noch, worauf wir oben schon hindeuteten, durch das Studium derjenigen Geschichtsperioden wesentlich ausgeprägt, denen er sich vorwiegend zugewandt hat; ihn zog es zu besonders gearteten Stoffen hin, und diese Stoffe selber wirkten wieder unverkennbar auf die Art seines Denkens zurück. Ranke nämlich ist, um es kurz auszudrücken, der Historiker der absolutistischen Staatsepoche Europa's. Alle seine Hauptwerke behandeln den Zeitraum, der sich von der Entdeckung Amerika's bis zum Beginne des achtzehnten Jahrhunderts hinzieht; wenn er auch meistens in seinen Einleitungen die Fäden aus der fernsten Vergangenheit herholt. Vor Allem ist es dabei der Uebergang des Reichslebens zum Staatsleben, dem er mit seiner feinen Feder in allen Einzelnheiten nachspürt. Erwägt man nun, wie grade in jener Epoche der Schwerpunkt des politischen Getriebes sich an die Höfe verlegt, wie die Kronen alle Lebenslinien ihrer Länder zu sich herziehen, dann erklärt es sich, daß der geistvolle Verfasser mit seiner Erzählung auch fast immer an den Höfen verweilt. Außerdem führen ihn die Quellen, die er zuerst flüssig gemacht hat, stets in die Nähe der Könige hin. Denn es sind vornehmlich die Berichte der Gesandten, auf welche er seine Anschauungen der Verhältnisse stützt. Die venetianischen Relationen, jene so klugen Noten der gewiegtesten italienischen Staatsmänner, in denen sie die leitenden Köpfe daheim von den Vorgängen der europäischen Residenzen in Kenntniß setzten, haben ihm das meiste Material geliefert. Alle die scharfsichtigen Agenten der adriatischen Republik standen indessen unter dem Einflusse des Machiavelli'schen Geistes. Nicht als ob sie sich durchweg an den Werken des Florentiners ausgebildet hätten, was übrigens doch meistens der Fall gewesen sein mag, sondern der berühmte Secretär selber war mit seinem ganzen Systeme nur der Ausdruck des politischen Geistes seiner Zeit überhaupt, so weit derselbe eben in Italien sich entwickelt hatte. In Machiavelli setzt die Staatskunst des Städtethums selbstbewußt ein und überträgt ihre mathematischen Principien auch auf die Flächenreiche. Der antike Begriff des Staates, wie er sich in Griechenland und Rom innerhalb städtischer Verfassungen ausgeprägt hatte und im Mittelalter von den italienischen Handelsplätzen wieder aufgenommen war, wird darin, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, den Kronen zur Verfügung gestellt, weil sie es ja sind, welche überall das lose feudale Reichsgefüge in die straffere Gliederung des modernen Staates umzuwandeln beginnen. Diesem antiken Staatsbegriffe gegenüber verschwindet das Recht des Individuums ganz; und da es ja das individuelle Leben ist, welches des ethischen Rückhaltes bedarf, so verschwindet mit dem Individuum, seinen Leiden und Freuden, auch die Ethik vollständig aus der Politik der in der florentinischen Schule aufgewachsenen Staatsmänner. Insgesammt zeigen sie nirgends ein Herz, bloß einen Kopf. Daß die Reihenfolge der Geschlechter auch stufenweise sich sittlich veredelt, daß jede historische Thatsache auch nach der ethischen Seite hin in die Wagschale fällt, davon wissen sie nichts. Die Politik ist ihnen ein Schachspiel, die Menschen haben denjenigen Werth für sie, den sie als Figuren auf dem Staatsbrette darstellen; was inwendig in ihnen dabei vorgeht, darauf kommt es nicht an. Und wie bei dem Schachspiele haben auch nur die Officiere in den Augen der Politiker des Staatsabsolutismus eigentlich Geltung, die Bauern, die Masse des Volkes können auf selbständige Bedeutung keinen Anspruch erheben.

In dieser Beziehung ähnelt Ranke in seinen Werken sehr wesentlich den Berichterstattern, die er benutzt; auch er sieht die Verhältnisse durchweg unter den angedeuteten Gesichtspunkten an; auch er geht mit seinem Urtheil fast gleichgiltig an den Forderungen der individuellen Ethik vorüber. Wer sich diese Kälte des Historikers Ranke gegen die sittlichen Anforderungen rasch an einem hervortretenden Beispiele klar machen will, der braucht nur in der französischen Geschichte desselben die Beurtheilung nachzulesen, welche Katharina von Medici erfährt. Ungemein genial zeichnet er die eigenthümliche Stellung der italienischen Kaufmannstochter am Pariser Hofe, und die Klugheit, mit der sie sich auf diesem glatten Boden zu benehmen weiß; allein von ihrem moralischen Gehalte als Frau ist dabei keine Rede; ihre menschlichen Leidenschaften, die dem doch auch bei ihrer Politik ein wesentliches Motiv abgeben, kommen nicht in Betracht. Kein Wort wird von ihm darüber verloren, was Brantôme in seinen berüchtigten Memoiren „Die galanten Damen" von der Umgebung der Mediceerin erzählt. Daß die eigene Mutter für Karl IX. die Kupplerin abgiebt, um den Sohn körperlich und geistig zu Grunde zu richten, damit sie herrschen könne, erfahren wir von Ranke nicht. Der verruchte Spaziergang dieser französischen Messaline durch die Straßen der Residenz am Morgen nach der Bartholomäusnacht wird dem Leser verschwiegen, und eben so milde be-

Digitized by Google

handelt er später den „Regenten von Orleans.“ Wenn neuerdings der Franzose Michelet sogar den Nimbus zerstört hat, der bis dahin Ludwig XIV. umgab, so legt der Deutsche Ranke dem Vater von Philipp Egalité beinahe einen Goldschein um das Haupt. Daß seine Mutter, die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, ihm vor dem versammelten Hofe eine solide Ohrfeige hinschlug, als sie ihre schriftliche Einwilligung zu seiner Vermählung mit einer unehelichen Tochter des Königs ertheilen mußte, ihre zürnenden Worte bei jener Faunenscene an ihrem Krankenbette: „mon fils, vous avez deshonoré le mariage“, solche Thatsachen sind für die historisch-politischen Constructionen unseres Autors zu unwesentlich, um sie auch nur im Vorübergehen zu erwähnen. Selbst die unzweifelhaften Giftmorde, durch welche der spätere Regent erst seine Regentschaft nach dem Tode Ludwig's erreichen konnte, werden vertuscht; und daß er das königliche Testament ohne Weiteres über den Haufen warf, versteht sich ganz von selbst, weil dasselbe ja gegen sein Interesse lief. Gewiß soll die ächte Geschichtsschreibung nicht in Anekdotenkram hinauslaufen; allein sie darf das individuelle Leben der einzelnen entscheidenden Persönlichkeiten nicht völlig unberücksichtigt lassen; am allerwenigsten während einer Periode, in welcher nur die Spitzen der Gesellschaft auf dem Welttheater erscheinen. So versteht mithin Ranke's historische Porträts nach der menschlichen Seite hin fast durchweg sind, indem er seine Figuren aufzuputzen sucht, wie die Münchner Hofkünstler, welche die Schönheitsgallerie des Königs Ludwig gemalt haben, so grosartig weiß er die rein staatlichen Charaktere auf die Leinwand zu werfen. Die Bilder eines Karls V. und Philipps II. sind unübertreffliche, und die Art, in welcher er den kleinsten Wechsel in den politischen Situationen des Augenblicks zu markiren versteht, bleibt immer bewunderungswürdig meisterhaft. In die Schule bei Ranke müssen daher auch alle jungen Historiker Deutschlands gehen, welche den gefährlichen Weg seichter subjectiver Schwätzerei vermeiden wollen; nur dürfen sie nicht innerhalb der Grenzen stehen bleiben, die der Lehrer selber sich gezogen hat, oder die ihm durch seine Natur und die Zeit seiner Entwicklung gezogen sind. Denn während, wie gesagt, der berühmte Historiograph die sittliche Bewegung in der Geschichte bei seinen Betrachtungen fast gänzlich hintansetzt, fehlt es ihm auch an einem eigentlichen Verständniß der ökonomisch-socialen Processe in dem gesammten Völkerleben. Er giebt den Gestalten seiner Päpste, Fürsten und Staatsmänner trotz aller Objectivität seiner Darstellung doch nicht in der breiten Masse der Nationen den rechten Boden unter die Füße. Die Besonderheiten der Jahrhunderte in wirthschaftlicher Beziehung und in allen Erscheinungen, die damit zusammenhängen, treten in seinen Werken nicht gehörig zu Tage. Die Vertheilung des Eigenthums innerhalb eines Volkes, das daraus sich ergebende Verhältniß der politischen Massenkräfte, die Schwankungen, welche der Handel in dem Ernährungsprocesse der Länder hervorruft, die Statistik mit ihren so lichtvollen Aufschlüssen über die stattfindenden Veränderungen in den mittleren und unteren Bevölkerungsschichten, alle diese Momente der Socialistik kommen bei Ranke nicht zu dem ihnen gebührenden Rechte.

Wie ganz anders versteht es da Waitz, seinen Stoff zu packen! Die Geschichte „Wullenweber's“ hält unserer Ansicht nach unbedingt auf der Höhe der heutigen Geschichtsschreibekunst in Deutschland. Auch der Göttinger Academiker ist durch und durch Pragmatiker; er fackelt ebensalls nicht mit willkürlichen subjectiven Vorstellungen in die Vergangenheit hinein; allein einmal faßt er die in der Zeit waltenden politischen Kräfte nicht bloß in den verschiedenen, von ihnen emporgetragenen Persönlichkeiten, sondern zugleich in den gesellschaftlichen Zuständen selber, und andererseits beraubt er seine Helden auch nicht aller menschlichen Züge, die sie zu bestimmten Individualitäten stempeln. Seine Schilderung, wie aus den commerciellen Verhältnissen der Ostsee Lübeck aufgeblüht ist, wie die auswärtigen Angelegenheiten der Handelsstadt in Scandinavien, Rußland, England und dem Reiche lagen, die Vorführung der inneren Zustände, wie die alte Patricierherrschaft durch das demokratische Element des Protestantismus zerbrochen wird, und nun innerhalb aller dieser Fäden der neue Bürgermeister mit gewaltiger Hand die sinkende Macht der Hansa aufrecht zu erhalten sucht, bis er der Wucht der unbesiegbaren Umstände erliegt, ist ein historiographisches Kunstwerk, dem, unserer Ansicht nach, Ranke doch kaum eine ebenbürtige Schöpfung an die Seite zu segen hat.

Die vorwärtsschreitende Ranke'sche Schule, die eben über den Meister hinausgeht, kann erst die ächten Vorbereen der modernen Geschichtsschreibung sich erringen. In der einen Richtung hat sie nun schon mehrfach angefangen, die feste Brücke nach der Nationalökonomie hinzuschlagen, zu welcher Ranke selbst höchstens dann und wann auf schmalen Fußstegen hinüber schreitet. Bekanntlich ist Wilhelm Roscher, der eigentliche Begründer der historischen Methode in der Volkswirthschaftslehre, ein Schüler unseres Autors. In der zweiten Richtung dagegen, welche von der pragmatischen Geschichtsversassung zu den ethischen Schöpfungen der Geschichte und dem moralischen Urtheil über das Verhalten des Einzelnen zu der Gesammtentwicklung der Menschheit führen soll, fehlt es, mit Ausnahme eben von Waitz, bei uns noch an bedeutenderen Vertretern. Denn unsere andern Meister auf dem Gebiete der Historiographie, Sybel, Häusser, Dunker, Gervinus, Mommsen, Droysen u. s. w., die viel kräftiger das sittliche Moment in der Geschichte betonen, die allmälige ethische Gesammtentwicklung der Menschheit und das Verhalten der einzelnen Personen zu derselben, legen dafür ihren Betrachtungen weniger das außerhalb der Willenssphäre der Individuen vor sich gehende Zusammenspiel der politischen Mächte im Staatenleben zu Grunde, wie denn auch die Meisten von ihnen den wirthschaftlichen Dingen und ihren Rückwirkungen auf die Kultur keine für die historiographische Architektnik mit entscheidende Wichtigkeit einräumen. Und doch muß, wie die Wirklichkeit von allen drei Elementen in Bewegung gesetzt wird, auch die in der Geschichtsschreibung zu vollziehende geistige Reproduction der Vergangenheit sie alle drei mit einander zu verbinden wissen.

Gewiß erscheint es vielen unserer Leser als eine große Anmaßung, daß wir es hier wagen, über die Werke von Männern europäischen Rufes Aeußerungen zu thun, die aussehen, als wollten wir sie über die von ihnen in der Historiographie zu lösende Aufgabe belehren, oder als bildeten wir uns gar ein, dieselbe unsererseits lösen zu können. Indessen wird es hoffentlich erlaubt sein, der heutigen Geschichtsschreibung ein Ideal gegenüber zu stellen, das vielleicht einmal die Zukunft erfüllt sieht, sobald die Geschichtswissenschaft nicht mehr wie heute nach Buckle's Meinung am Anfange ihrer Ausbildung sich befindet. Denn das Ideal giebt doch schließlich den geheimen Maßstab ab, an welchem wir, bewußt oder unbewußt, die bereits vorhandenen historischen Arbeiten messen.

Nach diesem Ideale aber müßte die Geschichtsschreibung nicht nur von dem Begriff der Menschheit ausgehen, zu der alle Völker und Individuen in dem Verhältnisse von Bruchtheilen zum Ganzen stehen, sondern auch von vornherein das Leben der gesammten Menschheit in seinen innigen Beziehungen zu dem Leben der gesammten Natur erfassen. Wir haben es an einem anderen Orte einmal ausgesprochen, die Menschheitsgeschichte ist eine Fortsetzung der Naturgeschichte. Im Menschen erhebt sich die in den unteren Gebilden nur organisch waltende Naturkraft zu einem individuellen Selbstbewußtsein, das sich im Laufe der Jahrtausende zum mensch-

Digitized by Google

heitlichen Selbstbewußtsein emporhebt, innerhalb dessen jeder Einzelne sich bloß als ein Atom fühlt. Der Weg, der dorthin führt, ist die Geschichte. Von den untersten Formen menschlichen Zusammenlebens, die sich noch völlig instinctiv einrichten, steigt die Gesellschaft in den verschiedenen Völkergruppen zu immer festeren politischen Ordnungen auf, um, unterstützt durch diese Ordnungen, ihre kulturliche Arbeit weiter zu entwickeln. Immer indessen gehorcht sie dabei dem Gesetze von Ursache und Wirkung; das vorhergehende Glied der langen Kette ruft das Nachfolgende hervor. Weil der Mensch durch seine Naturanlage auf eine gesellschaftliche Gliederung mit seines Gleichen hingewiesen ist, darum bildet er von Anfang an staatliche Verbände. In diesen Verbänden ergeben sich dann bestimmte Rechtsnormen, welche die Verhältnisse der Mitglieder unter einander regeln, gemäß der Eigenart ihrer Ernährungsweise. Weiter treten dazu die Organisationen, welche die beginnenden religiösen Vorstellungen hervorrufen, und beiden Momenten entsprechend gestaltet sich die einsetzende nationale Kultur. Die ersten geschichtlichen Vorgänge selber verbirgt uns freilich das graue Alterthum; allein aus ihren Ergebnissen können wir doch genügende Rückschlüsse auf sie machen. Alle Begriffe der Gedankenwelt wie der Moral, die so vielen heut zu Tage als dem Menschen angeboren erschienen, sind erst im Gange seiner Entwicklung allmälig gefundene Resultate. Selbst der ethische Inhalt des Familienlebens ist ein geschichtliches Product, die Religion ist eine geistige Schöpfung der Menschheit, die Wissenschaft eine durch den Menschen bewerkstelligte Errungenschaft. Wie verhalten sich nun die einzelnen Völker und in ihnen die einzelnen hervorragenden Menschen, zunächst in Asien, der Wiege der Menschheit, zu diesem Processe? Wie geben sie dann die gewonnenen Kulturschätze zur weiteren Verarbeitung und Benutzung an die im Westen hausenden roheren Stämme ab? Das Kulturleben am Gestade des mittelländischen Meeres verwebt die aus dem Oriente herübergestreckten Fäden mit seinen eigenen Gespinnsten; und als der Schwerpunkt der Geschichte in die Mitte von Europa übersiedelt, schlingen sich die Ueberlieferungen der Vergangenheit abermals in die socialen und kulturlichen Schöpfungen ein, zu dem hier die Menschen nach und nach gelangen.

Will man mithin dem Dasein eines Volkes historisch gerecht werden, so hat man es eben in der Zeit und an der Stelle zu erfassen, wo es die fortschreitende Menschheitskultur mit tragen hilft. Zu diesem Mittelpunkte verhalten sich alle seine Lebensäußerungen nur als Stadien, alle seine Einrichtungen schließlich doch nur als Mittel. Was ist denn die Verfassungsgeschichte Roms anders als die Geschichte seiner politischen Ordnung, durch welche seine kulturliche Bethätigung erst ermöglicht wird? Seine Gesetze, seine Kriege, seine Eroberungen, das Wirken seiner Staatsmänner sind nur Bedingungen für seine Bethätigung an der unaufhörlich vorwärts gebenden Entwicklung der Gesammtmenschheit. Die Aufbewahrung von Thatsachen macht fürwahr nicht das Wesen der Geschichtsschreibung aus. Eine ungeheure Menge von Facten könnten dreist vergessen werden, wie glänzend sie immerhin im ersten Augenblick erschienen, weil sie für das große Ganze bedeutungslos sind.

Natürlicher Weise muß eine derartige Geschichtsschreibung die umfangreichsten und genauesten Vorarbeiten vor sich liegen haben. Man hat indessen nur zu oft diese benöthigten Vorarbeiten mit der Geschichtsschreibung selbst verwechselt, die Feststellung der Thatsachen für die geistige Verwerthung der Thatsachen genommen. Man will den Leser mit dem Stoffe in allen seinen Einzelnheiten erst bekannt machen. Allein ein wirkliches Geschichtswerk ist kein Lehrbuch in dem Sinne, daß es in vorderster Linie darauf ausgeht, die positiven Kenntnisse seiner Leser zu bereichern. Diese muß es bei ihnen größten Theils voraussetzen. Sein Hauptaugenmerk richtet sich vielmehr auf den Werth, welchen die gewordene Thatsache schließlich wiederum als Ursache zu weiteren Wirkungen im Menschheitsleben gehabt hat; es will den Gedankenreichthum des Lesers vermehren. Wenn z. B. Sartorius mit seinem Riesenfleiße alle Documente anzieht, welche sich auf die Hansa beziehen, und nun deren Inhalt geordnet zusammenstellt, ist damit schon eine wirkliche Geschichte jenes Städtebundes vollendet? Oder sind etwa Macpherson's „Annalen des Handels" bereits eine Darstellung der englischen Wirthschaftsentwicklung in ihrem Zusammenhange mit der Nationalentwicklung Englands überhaupt? Die Tüchtigkeit solcher Arbeiten besteht in ihrer Genauigkeit, sie haben an sich gewiß ein unbestreitbares Verdienst; aber die geistige Weihe der Geschichtsschreibung fehlt ihnen denn doch noch so gut wie ganz. Denn sie weht in dem geistigen Reproduciren des organischen Processes in dem Bildungsleben eines einzelnen Menschen, eines Volkes, der ganzen Menschheit, sie bedarf dazu allerdings der „historischen Statistik", wenn wir uns so ausdrücken dürfen; aber sie hält doch hoch über derselben. Gestehen wir es uns doch nur ein, bis jetzt noch hat die historische Wissenschaft die Vergangenheit vorwiegend in der Richtung durchforscht, um Thatsachen zu entwickeln, nicht um die Gesetze der Menschheitsentwicklung, die sich in den Thatsachen kundgeben, zu entdecken. Sie hat das Material beschafft, die eigentliche Verarbeitung des Materials steht noch aus. Für die Geschichtskunde besitzen wir, namentlich auch von Deutschen, die trefflichsten Werke, für das tiefinnerste Verständniß der Geschichte, so weit daselbe die in jeder Menschenbrust wohnenden religiösen Fragen beantworten soll, bloß erst Versuche. Wo will man aber anders als eben aus der Geschichte eine Ahnung von dem sich erwerben, „was die Welt im Innersten zusammenhält?" Wer den bisherigen Gang der Menschheitsgeschichte überblickt, die Grundgedanken derselben erfaßt hat und, indem er sein Ich in Einklang mit ihnen zu setzen sucht, nach seiner eigenen Kraft an ihrer Weiterentwicklung selbstbewußt mitarbeitet, der trinkt den feinsten Geisteswein des Lebens, der hat gelebt! Dahin den Einzelnen zu leiten, ist die letzte Aufgabe der Historiographie, zu der sich alle andern nur als Vorarbeiten verhalten; in dieser Weise wird die Geschichtsschreibung die Grundlage der invidiuellen Religion, die, für sich über die Symbole hinausschreitend, Versöhnung in der großen Einheit des Daseins finden will. Aber zu einem solchen Standpunct hat Ranke gar nicht einmal emporgestrebt; er ist vielleicht der rechte Historiker für die Diplomaten der Gegenwart, eine erhebende ethische Wirkung übt er jedoch nicht aus.

* Alt-Jolandische Volksballade.

Nach Arregten übertragen von P. J. Willsen.

Das Gunnhjarnslied.

Jung Gunnhjarn ist's vom Upland,
Der Sehnsucht will er bergen,
Da segelt er nach Gritland,
Sie, die er minnet, zu ferhn.

Er nimmt wohl einen Schleier
Und nestelt ihn in's Haar,
Doch nicht als Zier — zu bergen
Sein blau blau Augenpaar.

Anlegt er Frauengewande
Aus Sammet und Seid' und Flor,
Und so fügt er vor'm Schlosse,
Da der König reitet durch's Thor.

Digitized by Google

An ihm vorüber reitet
Der König und beginnt:
„Aus welchem Lande bist du,
Mein allerschönstes Kind?“

„Vom Upland, doch dem Süden
Entstammt die Mutter mein;
Verwandt bin ich mit Snjafried,
Mit deinem Töchterlein.“

„Bist du verwandt mit Snjafried,
In ihr Gemach dann eile,
Da magst du mit ihr plaudern
Und scherzen eine Weile.“

Jung Gunnbjarn war nicht säumig
Zu thun, was man ihn hieß;
Er schritt behend zum Saale
Und keine Zeit sich ließ.

Snjafried hub an zu reden,
Als sie gewahrte sein:
„Wer hat Verlaub dir gegeben
Zu treten hier herein?“

„Snjafried, das that dein Vater,
Und so nur hab' ich's gewagt;
Ich sollte dir sein zu Diensten,
Ich sollte dir sein Magd.“

„Ich habe genug des Goldes,
Genug an Schmuck und Zier,
Und genug hab' ich der Mägde,
Die treulich dienen mir.

Doch setze dich auf's Kissen,
Du Feine, setze dich dreist;
Gern hör' ich neue Kunde
Und aus dem Upland zumeist.“

„Wohl manch Gerücht vernahm ich,
Als ich durchzog das Land;
Sprich, was du begehrst zu wissen,
Sprich, was dir nicht scheint Tand.“

„Eins wünsche ich zu hören,
Und nichts so sehr wie dies:
Was schafft, was thut jung Gunnbjarn,
Den Jedermann mir pries?“

„Er läßt sich Schiffe bauen,
Er rüstet sich mit Macht,
Will gegen Svend, den König
Von Gritkland, in die Schlacht.

Und daß mit Macht er rüstet,
Und daß er Schiffe baut,
Das kömmt, er will sich holen
Allda die schönste Braut.“

„Dann gebe Gott jung Gunnbjarn
Den Sieg in seine Hand,
Daß er sich unterwerfe
Das ganze weite Land!

Dann gebe Gott jung Gunnbjarn
Zur Meerfahrt guten Wind,
Mag glücklich er erforschen
Die Maid, um die er minnt.

Dann gebe Gott jung Gunnbjarn
Den Sieg und alles Glück
Und daß er als sein Eigen
Mich selber führe zurück!“

„Wir können offen reden,
Wir sind allein! habt Muth!
Liebt ihr denn recht von Herzen
Gunnbjarn, das junge Blut?“

„Nicht red' ich unbedachtsam,
Nicht fahr' ich mit Lug und Tand:
Ging's nur nach meinem Willen,
Ich gäb' ihm meine Hand.“

Da riß er vom Haupt den Schleier,
Gar schnell war es geschehn:
„So magst du Herrliche, Hohe,
Hier Gunnbjarn vor dir sehn!“

Auf Snjafrieds Wangen malte
Sich flüchtiges Farbenspiel,
Fast schien es ihr, sie habe
Zu viel gesagt, zu viel.

„Nicht brauchst du zu erbleichen,
Snjafriede, Geliebte mein,
Ich werde dir ewig dankbar
Für jene Worte sein.“

Dann redete er weiter
So herzlich und so treu:
„Verkünde mir, meine Snjafried,
Mein Schicksal sonder Scheu!

Ich gebiete stolzen Heiden,
Eine Flotte nenn' ich mein
Und Panzer, Schilde, Schwerter,
Und Alles, Alles ist dein!

Und wären nur meine Degen,
Die kühnen Genossen, hier,
Ich kämpfte mit Svend, dem König,
Dich zu gewinnen mir!“

„Du thätest mir's zu Leide,
Begännest du blutigen Streit,
Eh gäb' ich aus der Heimath
Die barfuß das Geleit.“

Sie hüllte sich in Gewande,
Die besten, die sie fand,
Dann eilten die Beiden von hinnen,
Sie gingen Hand in Hand.

Jung Gunnbjarn und Snjafriede,
Sie zogen also fort;
Glück blüht' auf ihren Pfaden
Und Kummer an keinem Ort.

* Das thüringische Männergesangfest zu Weimar.

Weimar, im Juli 1861.

Das waren frische, freudige Tage, die Weimarischen Festtage vom 24. bis 27. Juni 1861, Tage von sinniger Bedeutung weit über Weimars, weit über Thüringens Grenzen hinaus und deßhalb gewiß einer Schilderung werth in diesen dem edlen deutschen Volksthum und der Volksbildung gewidmeten Blättern.

Die zu einem Sängerbund vereinigten Singvereine der Stadt Weimar hatten die thüringischen Sänger von nah und fern zu einem allgemeinen thüringischen Männergesangfest eingeladen, der Großherzog hatte den schönen Platz an der Ilm, zwischen Schloß, Reithaus und Bibliothek, auf welchem sich sonst das heitere Treiben des Wollmarkts bewegt, dazu bewilligt; die Weimarische Bürgerschaft gastfreundlich Quartiere angeboten und der talentvolle, unermüdlich thätige Dirigent des Festes, Musikdirector Stör zu Weimar, wie das Festcomité unter seinem gewandten, umsichtigen Vorsitzenden Dr. Pohl sich der Vorbereitung des Festes mit Aufopferung hingegeben. Eine sinnige Vorfeier hatte schon am 9. Juni stattgefunden, indem die Jungfrauen Weimars dem Sängerbunde

Digitized by Google

eine Fahne gewidmet. Die eigentliche Festfeier begann am 24. und 25. Juni mit dem festlichen Empfang der einrückenden Sänger. Jubelnd zogen von allen Seiten her, aus Nähe und Ferne, von den umliegenden Ortschaften, wie Ehringsdorf, Hottelstedt, Niederroßla, Zottelstedt, Großbrembach, Essfeldt, Niederzimmern ꝛc., von den Nachbarstädten Berka a. d. Ilm, Blankenhain, Kranichfeld, Apolda, Stadt-Sulza, Camburg, Jena, Bürgel, Eisenberg, Buttelstedt, Cölleda ꝛc., von Blankenburg, Königsee, Großbreitenbach, Wallendorf, Gräfenthal, Zelle und andern Orten des Thüringer Waldes, von Greußen, Allstedt, Artern, von Erfurt, Gotha, Eisenach, Rösneck, Mühlhausen, Berka a. d. W., Salzungen, Coburg, Lucka, Pegau ꝛc. Gesangvereine und Vereinsdeputationen in die zum Theil recht festlich geschmückten Straßen Weimars ein; jubelnd wurden sie begrüßt, und fröhlich ließ die akademische Liedertafel Jenas ihr Gaudeamus igitur, ihr Vivant omnes virgines gerade in dem Moment erschallen, als ihre Fahne von Damenhand mit dem Erinnerungszeichen an dies Thüringer Fest geschmückt wurde. Gehoben wurde von Stunde zu Stunde die Fest-Stimmung, überall Scenen freudiger Begrüßung, freundlich-herzlichen Beisammenseins. Es fand diese Feststimmung zunächst in einem Sänger-Zapfenstreich, wobei ein Lied von H. Jähe, ein Festmarsch von Stör erklangen, und in heiteren Einzelvorträgen der Gesangvereine ihren Ausdruck. Ihnen folgte Tags darauf die künstlerische Perle des Festes, ein Kirchenconcert, wie es Weimar nie und wohl ganz Thüringen kaum jemals gehört hat. Wegen des beschränkten Raums der Stadtkirche konnten nur die besten Kräfte der verschiedenen Singvereine, etwa 400 Sänger mitwirken, und so erschien das Ganze wie der Gesang eines einzigen wohlgeschulten Vereins, entzückend durch die Reinheit der Stimmen, ergreifend durch die Macht der Tonmassen. Schon die meisterhafte Orgeleintroduction, componirt und gespielt von dem Altmeister der deutschen Organisten, Professor Töpfer, welche in tiefsinnigem Schwellen und Wogen der Tonwellen die Klänge des Reformationsliedes deutlicher und deutlicher hervortreten ließ, bis mit markerschütternder Gewalt der ganze Chor in Luther's mächtigen Choral einfiel, mußte tief ergreifen; der Vortrag gediegener Meisterwerke eines Leo Hasler (1564—1612), eines Adam Gumpelzheimer (1559—1619), der schönen Schubert'schen Hymne (Herr unser Gott ꝛc.) mit ihrem doppelten, wechselnden Männerchor, des noch nie zur Aufführung gekommenen, kraft- und geistvollen neunzehnten Psalms von Fr. Liszt und der großartigen biblischen Scene von Wagner „das Liebesmahl der Apostel“ schloß sich würdig an, und als das Concert mit dem ewig einzigen, hier für Männerchor, Orgel und Blasinstrumente arrangirten Händel'schen Hallelujah schloß, fühlten alle die Anwesenden, hoch und Niedrig, Reich und Arm, im Innersten des Gemüthes sich so mächtig ergriffen und gepackt, in eine so ernste feierliche Stimmung gehoben, daß mancher mit feuchtem Auge die Kirche verließ.

Trug dieser Tag des Festes einen vorwiegend künstlerischen Charakter, so war der folgende Tag (26. Juni) desto volksthümlicher gehalten. Hier ordneten sich, nach der feierlichen Begrüßung der Gäste durch den Oberbürgermeister der Stadt, nach biederem Dankeswort von einem der Gäste, die Sänger, über 1200 Mann, in ihren zahlreichen Vereinen, die festlich geschmückten blühenden Jungfrauen Weimars, auf denen wohl manches Sängerauge freudig ruhte, die Musikchöre, die Fahnen, die Comitémitglieder und Marschälle zu einem großen, allgemeinen Festzuge, mit dessen Großartigkeit, dessen geschmackvoller Anordnung, dessen eigenthümlichem poetischen Reize sich kein früherer Festzug Weimars, auch nicht die Züge der Dichterfeste, messen konnten. Unabsehbar bewegte sich der Zug vom Markte aus durch die Straßen der Stadt, in denen Tausende von Weimaranern und Fremden seiner harrten, nach dem Festplatze, wo die mit Wappen und Fahnen und, hoch über allen, mit mächtiger schwarz-roth-goldener Fahne geschmückte, geräumige Festhalle die Sänger aufnahm. Abermals unter der trefflichen Leitung Stör's begann die Musik-Aufführung mit der vom Goburger Herzog so schön componirten Müller'schen Hymne, worauf, hieran anschließend, der vom Comité zum Festredner gewählte Dr. Robert Keil die Sängerhalle mit einer Rede weihte, in welcher er die Macht des Gesanges betonte, den thüringischen Charakter des Festes hervorhob und auf die deutsche, patriotische Bedeutung des Festes hinwies. Der Wortlaut der Rede war der folgende:

„Freude, Freude, Freiheit glüh' im Sang als hoher Feierklang!“ — Mit diesem freudigen Segensspruch weihen wir feierlich die festliche Halle. Gesang, Gesang ist es, was mit geheimnißvoller, unwiderstehlicher Macht den Menschen im Tiefinnersten ergreift, seine gefesselten Freuden durchgeistigt, ihn zu einem höhern, edlern Streben emporhebt, ihn zu dem entzückenden Genusse des Schönen hinanzieht. Freudetrunken reißt sich das Herz des Menschen los vom Staube und folgt dem erhebenden Drange;

Den jeder edeln Bürde,
Wenn das Gesanges Ruf erschallt,
Rafft er sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt. . .

So lang wir ein deutsches Volk, eine deutsche Geschichte haben, ist ernster und heiterer Sang erklungen, und Thüringen war und ist es namentlich, wo er von jeher in treuem Herzen gehegt und gepflegt worden. Der altehrwürdige Sänger von Rügen, diesen markige Schriften und gewaltige Lieder einst die schnöde Gewaltherrschaft des welschen Gebieters brechen halfen, der deutsche Dichter, der uns selbst das hohe Lied vom deutschen Vaterlande gegeben, sprach noch im höchsten Greisenalter, aber ewiger jugendlicher Frische den Wunsch aus:

„Möge das deutsche Lied in südlicher Jugendlust
und mit edlem kupfern Sinn noch Jahrtausende
unverkümmert erklingen!“

Wir stimmen jubelnd mit ein in den schönen Wunsch und Segen des Barden Arndt, und die allgemeine Begeisterung für Männergesang im Süden und Norden Deutschlands, die warme Theilnahme, welche die Einladung des altertümlichen, ganzlichen Nürnberg zum großen, allgemeinen deutschen Sängerfeste überall gefunden, geben uns die innige Ueberzeugung, daß jener hohe Wunsch und Segen in fröhliche Erfüllung gehen wird. So sind auch wir von Nah und Fern, — von dort, wo das Kleinod des thüringer Landes, die Wartburg, in ihrer ganzen mittelalterlichen Pracht und Herrlichkeit wieder erstehn, von dort, wo um die Ruine der alten sagenumwebten deutschen Kaiserburg die Raben noch immer herumfliegen, von den duftig-frischen Höhen, aus den heimlich-stillen Thälern des Thüringer Waldes, aus allen Gauen Thüringens sind wir zur Sangesfeier zusammen gekommen und reichen als Sangesbrüder uns die Hand. Möge denn die festliche Erhebung des Gemüthes, auch nach dem Schluß unserer Feier, in dem bürgerlichen Leben fortklingen und allen, den Vereinen sowohl wie den Einzelnen, ein neuer Sporn sein zu neuem Eifer, neuem Streben für die hohe, die edle Sache des deutschen Männergesangs!

Wir reichen die Hand uns als thüringer Sangesbrüder, von einem gemeinsamen Band innig umschlungen, dem Bande der gemeinsamen Stammesgenossenschaft. Keine Schranke, kein Grenzstein, kein Schlagbaum kann unsere Herzen, unsere Sympathieen trennen; von den romantischen Höhen der goldenen Aue, an die sich uns so bedeutsame Erinnerungen knüpfen, bis hinüber zu dem anmuthigen Thale, welches das klare Wasser der Werra durchrinnt, von der alten hochgethürmten Landgrafenburg bis hin zu der Saale hellem Strande und seinen von Jugendlust und Sang wiedertönenden Burgzinnen eint und Eine Wiege, Eine Geschichte, Sprache und Sitte, Brudersinn und Brudertreue. Dort im freundnachbarlichen Gotha verschmilzt ein Fest der rüstig-frohen Thüringer Turner mit dem hohen Feste deutscher Schüpen, hier hat die thüringer Industrie ihre reichen Producte ausgeleist, und festlich geschmückt unsere Sängerhalle die thüringer Sangesbrüder zu frischer Sangeslust aufgenommen. Hierher, nach Weimar, an das Ufer des Flusses, dessen „leisere Welle einst, führte der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied gehört hat“, — hierher an den ehemaligen Mittelpunkt nicht des thüringischen allein, sondern des gesammten deutschen geistigen Lebens, — hierher, wo die hochfarbe Nachwelt die größten Koryphäen deutscher Dichtung durch Meisterhand in ehernen Bildsäulen gleich festgehaltenen Momenten ihred Lebens uns vor die Augen gerückt hat, — wo das Andenken eines Goethe, eines Schiller in sinnigem, ächtdeutschen Feste gefeiert worden, — wo zu dem

Digitized by Google

Denkmal jenes genialen deutschen Fürsten und Mäcen, welchen Weimar mit Stolz sein nennt, der Gunstbeim bereits gelegt ist, — wo auch jetzt, unter der hochsinnigen und pflegenden Hand des hohen großherzoglichen Hauses, gleich einer zweiten Kunstperiode Weimars, Kunst und Wissenschaft, überhaupt geistiges Leben und Streben von Neuem blühen, — wo endlich in Kurzem auch die deutsche Tonkünstlerversammlung ein schönes Fest edler deutscher Kunst bieten wird, — hierher haben wir eingeladen, mit uns ein Sangesfest traulicher thüringischer Verbrüderung zu begehen. Ueberall hat unser Ruf fröhlichen Anklang gefunden, die edle Musikfreund unserer hohen Beförderer der Kunst wie die gastliche Liberalität unserer Weimarischen Bürger und die liebenswürdige Güte unserer holden Damenwelt haben das Zustandekommen ermöglicht; im Namen des Comités, im Namen der Sänger spreche ich innigsten Dank aus. Mögen denn in ungetrübter Heiterkeit die Stunden der Sangeslust und des freundlichen Beisammenseins verstreichen, bis wir vom thüringischen Fest auf Wiedersehen scheiden, — möge das schöne Wort unsers thüringischen Dichters*) Wahrheit werden:

Sind auch die Tage des Festes entschwunden,
Kommt sich auch stammernd, was kurz sich gefunden,
Einst doch bleibt und kommt euch zum
Glücke in dem Herzen Erinnerung!

Doch fasst auch über Thüringens Grenzen hinaus unsern Blick schweifen; vergessen wir nicht über dem Theile das Ganze, gedenken wir noch der weitern Bedeutung des Festes, der weitern, tiefgehenden Bedeutung des Liedes. Wir alle gehören noch einem weitern, einem grössern Vaterlande an, dem unsere Liebe, unsere Treue geweiht ist. Wir alle halten unerschütterlich an dem Glauben fest, daß unser deutsches Volk und Vaterland trotz alledem und alledem in neuem Glanz und neuer Kraft wieder erstehen und eine glorreiche Mission erfüllen wird. Durch alle Drangsale, alle Gefahr, alle Gewitter und Stürme geht eine Strömung, welche keine äußere Macht unterdrücken, kein Parikularismus hemmen wird, denn sie ist das Produkt eines großen, ewig wahren Gefühls, einer großen, ewig wahren Idee: des Nationalbewußtseins, der Vaterlandsliebe! Mögen auch über den einzuschlagenden Weg die Ansichten abweichen, — über die Endziele sind im Grunde alle, die es mit dem Vaterlande aufrichtig wohl meinen, vollkommen einig. Einheit und Freiheit desselben, Erstarkung nach innen, Erstarkung nach außen gegen jedwede Bedrohung oder Verletzung selbst des kleinsten seiner Theile, — das ist das große, heilige Programm, welches alle politische Parteien, mögen sie sonst eine Farbe tragen welche sie wollen, auf ihr Panier geschrieben, und mit gerechtem Stolze können wir darauf hinweisen, mit wie warmem und rückhaltlosem Patriotismus nicht bloß Weimar, von welchem einer der genialsten deutschen Denker bemerkte, daß es „fortwährend unter milden Fürsten eine wichtige Stelle in dem freier forschenden Deutschlande einnehme", sondern ganz Thüringen sich jenen hohen Ideen hingegeben. Wird aber jene Strömung des erwachten lebendigen Patriotismus allem durch Rede, durch Presse gefördert? ist nicht noch ein anderes, gleichbedeutendes, gleichgewaltiges Mittel gegeben, das Lied? Jene hohen, heiligen Ideen leben und weben auch in unsern Liedern und dringen, in Begeisterung ausgesprochen, vom Herzen zum Herzen. Mögen auch die Töne in der Luft verklingen, — sind sie in's deutsche Herz geronnen, so klingen sie in ihm fort, verbreiten sich in immer größern Kreisen, gleich den Schwingungen und Kreisen auf der Fläche des Wassers, weiter und weiter und erfüllen ihre große, herrliche Aufgabe: mitzuwirken an der Erweckung eines tapfern, opferbereiten Patriotismus, mitzuwirken an der Mündigmachung des Volkes, an der Erfüllung der weltgeschichtlichen Mission des Vaterlandes!"

So waren die leitenden Ideen des Festes, die Gedanken und Gefühle der Tausende ausgesprochen, und stürmisch jubelnd stimmten die Sänger, stimmten die versammelten Tausende mit ein in das Hoch auf den deutschen Männergesang und alle ihn pflegenden Vereine, auf das geliebte Thüringen, auf das ganze deutsche Vaterland. Denselben Geist athmeten, mit Instrumentalmusik abwechselnd, die nun folgenden Gesänge, welche von den Lippen der 1200 Sänger kräftig, frisch und freudig erklangen, vom Herzen zum Herzen, bis mit dem gewaltigen, tiefergreifenden, patriotischen Rütli-Schwur aus Rossini's Tell die schöne Feier schloß.

Ihr folgte Tags darauf das Wett- und Preissingen einzelner Vereine. Die Preise bestanden in ausgezeichnetem, geschmackvollen Fahnenschmuck, der Großherzog und Gemahlin hatten jedoch drei prachtvolle silberne Pokale hinzugefügt. Das Preisrichteramt hatten auf Ersuchen des Comité's die hervorragendsten musikalischen Capacitäten Weimars, Liszt an der Spitze, übernommen. Zehn auswärtige Vereine betheiligen sich am Preissingen, während die Vereine der Stadt Weimar aus Rücksicht auf das lediglich weimarische Preisgericht und auf ihre Gäste von aller Concurrenz von vornherein absahen. Des eingetretenen Regenwetters wegen wurde an diesem Tage das akustisch günstige, geräumige Reithaus zum Gesangslokal benutzt. Hier war es, wo die akademische Liedertafel Jenas mit ihren jugendlich frischen, kräftigen Stimmen durch Vortrag der Robert Schumann'schen Lieder: „die träumende See" und „die Minnesänger" den ersten Preis errang und zum Dank dafür noch jenes herrliche Stade'sche Lied, welches wohl kein deutscher Singverein so vollendet schön als der Jenenser singt und womit dieser schon in Eisenach gesiegt hat, das wehmüthige „Vor Jena": „auf den Bergen die Burgen ꝛc." vortrug; wo die Liedertafel von Mühlhausen mit ihrem gemüthvollen Vortrag des tiefsinnigen Fischer'schen Liedes: „die Welt ist so schön" den zweiten, die Apoldaer Liedertafel den dritten Preis erfang, wo auch die ländlichen Vereine wahrhaft Tüchtiges leisteten und insbesondere Zottelstedt mit Niederroßla die Ehrenschleifen Liszt's und Stör's gleich einem vierten Preise zur Auszeichnung seiner Vereins-Fahne erhielt.

Machte auch darauf der strömende Regen die projectirte Sängerfahrt nach Belvedere unmöglich, so trug dagegen der gesellige Verkehr im Reithause einen so heitern, volksthümlichen Charakter, daß er als Ersatz für die im eigentlichsten Sinne des Wortes zu Wasser gewordenen Parkfreuden dienen konnte. Unter allgemeiner Theilnahme und herzlichstem Beifall wechselte Männergesang mit Instrumentalmusik, heitere Toaste mit ernsten, und auch des tapfern, unglücklichen Schleswig-Holsteins wurde mit Rede und Sammlung gedacht.

Noch am nämlichen Tage verließen manche Vereine, die übrigen am nächsten Tage das gastliche Weimar. In freudigwehmüthiger, gehobener Stimmung, manche thränenden Auges, nahmen die Sänger Abschied, um ihre Preise, ihre Erinnerungen, ihre gesteigerte Begeisterung für Männergesang in die Heimath zu tragen.

So gingen die thüringischen Festtage zu Ende, ohne den mindesten Mißklang, vielmehr in reinster, schönster Harmonie. Die Besorgnisse, wie sie in gewissen Kreisen vorher geherrscht hatten, von einem „revolutionären Proletarierfeste" in der „Thierbude" u. dgl. hatten sich als Mißgeburten krankhaften Gehirns erwiesen. Das thüringische Volk hatte sich selbst auf klassischem Boden ein Fest bereitet, ein hohes Kunstfest, ein edles, von edeln Ideen getragenes Volksfest, eine würdige Vorfeier zu den großen Nürnberger Tagen. Möge dies einzig schöne thüringer Sängerfest bald und überall ebenso gediegene Nachfolge finden, denn nur auf solchen Säulen kann der großartige Bau eines allgemeinen deutschen Sängerbundes, eines allgemeinen deutschen Gesangfestes ruhen.

*) Des dramatischen Dichters Alexander Roß in Weimar.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Geschichte des böhmischen Nationaltanzes. Von Alfred Baldau. — Georg Washington. Ein Lebensbild. Von Jakob Benedey. — Die griechischen Rundbauten im Zusammenhange mit dem Götter- und Heroencultus. Von F. Th. Vyl. — Der Staatsgedanke des Mittelalters. Von F. Förster. — Der Halbindianer. Erzählung aus dem westlichen Nordamerika. 4 Bde. Von Balduin Möllhausen. — Shaffners Gedichte. Deutsch von Wilhelm Jordan.

* Die Beckersche Weltgeschichte in ihrer jetzigen neuen Gestalt ist im rüstigen Fortschreiten begriffen. Von der alten Geschichte in der Bearbeitung von Professor G. Hertzberg in Halle ist die siebente Lieferung ausgegeben; mit der in Kurzem zur Versendung kommenden achten ist die Darstellung des Alterthums abgeschlossen. Dann beginnt die Geschichte des Mittelalters, mit welcher Dr. Otto Rasemann in Halle beschäftigt ist. Gleichzeitig geht auch die neueste Periode weiter, so daß für einen regelmäßigen Fortgang des Werkes Sorge getragen ist.

* Das Süßwasser-Aquarium. Von Eduard Graeffe. Hamburg, O. Meißner. — Die bisher erschienenen Schriften über Aquarien, unter denen die von Roßmäßler die beste ist, haben besonders das Pflanzenreich, insofern es hier eine Rolle spielt, berücksichtigt. Graeffe behandelt das Thierreich und hofft, indem er die neuesten Erfahrungen englischer Aquarienfreunde berücksichtigt, die Liebhaberei für die Aquarien zu befördern. Sein Büchlein ist sehr elegant ausgestattet und mit einer Menge hübscher Abbildungen der zur Verwendung kommenden Thiere geschmückt.

* Deutsche Dichter und Denker. Die Schätze der deutschen Nationalliteratur in Wort und Bild. Vierte Lieferung. Hamburg, Boreins-Buchhandlung. — Dieses Heft enthält Abhandlungen von J. W. Schaefer über Goethe's Werther und über Herder, von Fr. Friedrich über Matthisson und von Max Kurnik über Bürgers Frauen. In dem ersten Artikel erzählt Schaefer die Geschichte des berühmten Goethe'schen Romans und seiner Entstehung; die Abhandlung ist von zehn Illustrationen begleitet, in denen die Hauptmomente der Erzählung dargestellt sind. Dem Artikel von Max Kurnik über Bürgers Frauen, Dora, Molly und Luise, sind die kümmlichen auf Molly bezüglichen Gedichte Bürgers eingefügt.

* Gesangen und Befreit. Vaterländisches Gemälde aus den Jahren 1806 bis 1813. Von Julius Mühlfeld. Prag, Kober und Markgraf. — An dieser Erzählung ist der gute Wille und der Fleiß des Verfassers zu loben, allerdings aber auch nicht viel mehr. Den Hauptbestandtheil bildet eine Erzählung der Kriegsjahre, die mit geschichtlicher Treue und Wärme durchgeführt ist. Daneben läuft die Geschichte von der Liebe eines Offiziers zu einem jungen Mädchen her, welches ihn während einer durch Verwundung herbeigeführten Krankheit pflegt. Es fehlt aber an der erforderlichen Verflechtung dieses Verhältnisses mit den größeren historischen Thatsachen, vielmehr gehen beide Theile der Erzählung ziemlich unvermittelt neben einander her; natürlich nimmt sich dabei die Liebesgeschichte gegen die Kriegsgeschichte recht kleinlich aus.

Q In diesen Tagen ist uns ein Blatt vorgelegt worden, welches Statut und Programm zu einem neuen literarischen Unternehmen enthält, das in das Leben treten soll, sobald eine bestimmte Summe in Actienzeichnungen gesichert ist. Es sind Deutsche Jahrbücher für Politik und Literatur. Das Programm bietet wesentlich nichts Anderes, als was die Preußischen Jahrbücher schon leisten, unterscheidet sich aber dadurch von diesem, auch in dem Sonntagsblatte ihrer besprochenen Journal, daß es nach politischer Seite die Partei des Nationalvereins oder genauer der mittleren Demokratie Berlins vertritt. Die Herren von Unruh, Virchow, Waldeck, Behrend sind unter den Unterzeichnern. Wir begrüßen das Unternehmen mit Freude, insofern es zeigt, daß die Partei sich klar und zusammelt genug fühlt, sich auch außer den Tagesblättern und Zeitungen durch ein wissenschaftliches Organ zu vertreten; es ist uns das ein Zeichen, daß die Parteien an Schroffheit und Herbigkeit allmälig verlieren. Doch sind wir auch für die Durchführung des Programms nicht ohne einige Besorgniß. Die Herren werden uns entgegnen, daß dies ihre Sorge sei. Gewiß; aber bei dem Interesse, das wir an dem Zustandekommen der Sache nehmen, dürfen wir auch wohl fragen, ob das Blatt eine ähnlich entschiedene Stellung zu den literarischen Erzeugnissen einnehmen wird wie zu den politischen Ereignissen. Die seligen Augschlon Jahrbücher standen in dieser Beziehung sehr sicher; sie hielten die Opposition par tout aufrecht. Wir sehen für die deutschen Jahrbücher auf literarischem Gebiete nur eine Möglichkeit in der Theologie und Kirchenverfassung; alle übrigen Felder werden kaum anders behandelt werden können, als es schon in den Hamwischen Jahrbüchern und in den Grenzboten der Fall ist.

** Die philosophische Fakultät der Universität in Halle hat ihren Musikdirector Robert Franz zum Doctor der Philosophie und Magister der schönen Künste ernannt. Der bekannte und gefeierte Componist ist also einer Ehre theilhaftig geworden, die nur selten gerade an Musiker ertheilt ist; nur Mendelssohn, Schumann, Marschner, Spohr, Rauw, der Vorgänger von Franz, und wenige andere Vertreter seiner Kunst haben sie erlangt. Die Universität hat sich dabei an die alte schöne Stellung der Fakultäten erinnert, wo sie Alles umfaßten oder in ihren Kreis zogen, was irgend in Kunst und Wissenschaft bedeutend war; gerade die Halle'sche ist für diese Erinnerung immer empfänglich gewesen, auch der Bildhauer Rauch ward von ihr in gleicher Weise ausgezeichnet. Wenn die Gabe die Geber ehrt, so muß sie dem Publikum auch lieb sein um des Empfängers willen. Sehr langsam, aber desto nachhaltiger und wirksamer hat sich Franz bei dem singenden Publikum eingebürgert; unmehr aber ist er eigentlich in jedem musikalischen Kreise ein so nothwendiges Glied geworden, daß ihn Jeder kennt, Niemand ihn fehlen sehen mag. Mit einem kleinen Heft von Liedern so, wie er es gethan, die Reise in die weite Welt anzutreten und bescheidentlich an die Thüren der Sänger und Sängerinnen zu klopfen, dann in aller Stille seinen Genius weiter zu pflegen und die Gattung der Kunst, die er vertritt, immer feiner und schöner auszubilden bis zur Meisterschaft, dabei ohne den eigenen Werth zu verleugnen in frömmster Weise den Cultus der alten Meister aufzurichten: das verdient nicht prunkende Ehren, aber einen solchen Lohn, wie er ihn jetzt empfangen, den Lohn, daß er unter die Bildner seiner Nation und durch öffentliche Anerkennung gezählt wird. — Wie hören, daß ein Fest in den freundlichen Räumen des Bades Wittekind auch seinen näheren Freunden Gelegenheit gegeben hat, den frohen Tag der Promotion, der zugleich sein wirklicher Geburtstag war, zu feiern; dabei ist es auch den Studirenden möglich gewesen, ihm ihre Anhänglichkeit und Dankbarkeit auszudrücken. Möge es dem jungen Doctor noch lange vergönnt sein, der Kunst und dem Theile des Volkes, das sie versteht, so viel zu sein, als er bisher ohne akademische Würde und Regel gewesen ist.

* In Berlin giebt man auf der Wallnerschen Bühne ein Lustspiel „Buridan's Esel" von Moritz Hartmann, den ersten dramatischen Versuch des Dichters, welcher dabei etwas derbe zu Werke gegangen ist. Buridan's Esel ist bekanntlich ein problematischer, dessen sich der Scholastiker Buridan bediente, um eine gewisse Lehre vom menschlichen Willen (den Determinismus) klar zu machen. Er geht nämlich von der Ansicht aus: ein Esel, so völlig gleich von zwei Heubündeln entfernt, daß kein Umstand ihn mehr zum einen als zum anderen locken könnte, würde eher verhungern, als eines der Heubündel verzehren. Hartmann's „Esel" ist demgemäß ein junger Liebhaber, der zwischen zwei Damen in der Wahl so lange schwankt, bis er beide verliert.

* Der ausgezeichnete Charakterspieler am Wiener Burgtheater, Herr Karl La Roche, beging am 11. Juni 1861 den fünfzigsten Jahrestag seiner theatralischen Laufbahn. Am 11. Juni 1811 betrat nämlich der damals erst dreizehnjährige Knabe die Bretter des Dresdener Hoftheaters und damit den Schauplatz seiner künftlerischen Thätigkeit, auf welchem es ihm nunmehr ein halbes Jahrhundert hindurch vergönnt war mit dem ehrenvollsten Erfolge zu wirken. Bloß der entschieden ausgesprochene Wunsch des gefeierten Künstlers war die Ursache, daß der Festtag, ohne jede Bühnenovation, ausschließlich im engsten Freundeskreise begangen wurde. Doch fehlte es gleichwohl nicht an ehrenden Kundgebungen von außen. Herr La Roche gehört seit 1833 dem Hofburgtheater an.

* Nach langer Pause hat sich Jenny Lind einmal wieder öffentlich in einem Concert in London hören lassen. Die Stimme hat abgenommen, aber der Vortrag war so vollendet und entzückend wie sonst.

* Die Restauration des schönen Stephansdoms in Wien, welche seit Jahren im Gange ist, hat einen Streit unter den Wiener Künstlern hervorgerufen. Man findet, daß die Erneuerung des Innern, namentlich des Passionsaltars, allzu modern ausgefallen ist und viel von der altertümlichen Schönheit des Baus verwischt hat. Die künstlerischen Corporationen haben daher eine Vorstellung dagegen eingereicht, daß die Restauration des Innern in diesem Geiste fortgeführt werde. Große Schwierigkeiten macht der prachtvolle Südthurm, bekanntlich einer der höchsten Thürme der Welt. Man hat denselben bis zur Uhr abgetragen und weiß nun nicht recht mit der Sache fertig zu werden, da die Verbindung der Eisenconstruction mit dem gewählten Stein, welcher zu weich sein soll, Widersprüch erregt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 29. Bremen, 21. Juli. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Ranke's englische Geschichte. Von Wilh. Kiefselbach.
Isländische Volksballade. Von P. J. Wilhagen.
Aus dem Tübingerstamme.
Literatur und Kunst.

* Ranke's englische Geschichte.

Von Wilh. Kiefselbach.

Eine Historiographie, die in die Entwicklungsgeschichte der Menschheit selbstbewußte transscendentale Hebel hineinspielen läßt, muß, wenn sie folgerichtig verfahren will, diese von oben gezogenen Fäden schon bei der Ausbildung der Erdrinde als wirksam annehmen. Demnach hätte also in den Millionen von Jahren, während welcher nach der Berechnung der Geologen unser Planet seine Bestandtheile ordnete, unausgesetzt der Gedanke vorgeherrscht, daß nordwestlich von dem sich gliedernden Europa eine größere Insel sich nach und nach vorsetzte, aus der später Großbrittannien werden könne. Die Granitperiode, Schiefer und Grauwacke wären darauf hin schon instruirt gewesen, Kohlen und Eisen absichtlich dort hingelagert worden; der Ocean mußte das Stück Land nach erhaltener Anweisung vom Continente trennen, der Golfstrom von Amerika her ihm das warme Klima zutragen, die ganze Inselgruppe sich in die Mitte des größten Landumkreises legen, und die Themse so fließen, daß sie dereinst für London den nothwendigen Hafen abzugeben im Stande wäre. Der Schulmeister, welcher seine Knaben lehrte, der liebe Gott lasse in seiner Gnade stets die größten Flüsse an den größten Städten vorbeifließen, mag immerhin in solchen Anschauungen seine schulmeisterliche Beruhigung finden — allein die Wissenschaft kann doch nicht so verfahren. Sie muß bei der Betrachtung der englischen Geschichte unausgesetzt von der vorhergehenden Ursache zu der nachfolgenden Wirkung hinüberblicken. Weil sich im Nordwesten von unserm Erdtheile in dem Kräftespiel der Kosmogonie ein geographisch so glückliches Inselreich organisirt hat, deßwegen gelangt dort das gesellschaftliche Leben der Menschen zu einem besonderen Ausdruck, ebenso wie im Osten Asiens Japan einen ähnlichen Boden für eine leichte Entwickelung des sozialen Gefüges dargeboten hat.

Viele Jahrhunderte lang freilich, während schon in Italien eine stolze Kultur blühte, bleibt die Perle der nordischen See von der Geschichte völlig unbeachtet. Erst als Cäsar die weißen Kreidefelsen des Eilands betritt, wird Albion in den Kreis der Kulturbewegung des übrigen Europas hineingezogen. Unter die uralten britischen Stämme, die in wilder Ursprünglichkeit dahin lebten, schiebt Rom jetzt seine festen politischen Gefüge und bald auch die Ansiedlungen der Kirche ein. Aber mit der sinkenden römischen Macht sinken auch diese fremden Gebilde auf der Insel rasch wieder dahin. Die Angelsachsen, die 40 Jahre nach der Entfernung der Römer landeten, fanden bei den Einwohnern kaum noch Reste des römischen Wesens vor. Waren sie nun auch selber nicht im Stande, ihnen frische Kulturkeime zuzuführen, so schlossen sie sich doch dem römischen Ritus an. „Man wollte", wie Ranke sagt, „der großen kirchlichen Gemeinschaft angehören, die damals noch in ungebrochner Freiheit die entferntesten Nationen umfaßte. Den Bischöfen, über die der Abt des großen Klosters auf der Insel Jona eine Art von Hoheit ausübte, zog man die vor welche die Könige unter Autorisation des römischen Stuhles selber einsetzte." ... „Mit Theilnahme bemerken wir, wie unter Alfred und seinen Kindern die schützenden Burgen von Stelle zu Stelle weiter vorrücken und dem angesächsischen Gemeinwesen ein freies Gebiet verschaffen. Die bereits gewonnene Bildung, deren ganze Zukunft Alfred rettete, kam in ihm selbst am vollkommensten zur Erscheinung. Wie lange hat es gedauert seit jener Stunde, wo ihm eine verzierte Initiale den ersten Geschmack an einem Buche beibrachte, ehe er sich nur der elementaren Kenntnisse bemächtigen konnte; dann ließ er sein ganzes Bemühen sein, die fast zerstörten Studien wieder zu beleben und ihnen einen nationalen Charakter zu geben."

Sehr bedeutsam hebt der Verfasser es weiter hervor, daß für den römischen Stuhl Wilhelm von der Normandie eine ähnliche Rolle auf der britischen Insel spielte, als Robert Guiscard in Neapel. „Wie viel man auch an den herkömmlichen Uebertreibungen zu ermäßigen haben mag, dabei bleibt es, daß die Besitzveränderung, welche eintrat, wie die Veränderung der Verfassung und des Zustandes, einen ungeheuern Umfang hatte; die militärische und richterliche Gewalt ging allenthalben an die Sieger über. Und in der Kirche erfolgten nicht minder durchgreifende Veränderungen." — „England ward mit den stärksten Banden an den Continent und das neue System des Lebens und der kirchlich-politischen Verfassung geknüpft, welche damals in dem romanischen Europa die Oberhand gewann." Indessen dauerte der Bund zwischen Krone und der Tiara in England nicht lange. Die englischen Könige widersetzten sich bald ihrer Lehensabhängigkeit vom Papste standhaft. Als Thomas Becket, der Erzbischof von Canterburg, „den Krieg der beiden Gewalten, der damals in Italien und Deutschland in volle Flammen ausbrach, auch in England entzünden wollte", fiel er durch Mörders Hand. Heinrich II. hielt die königliche Macht aufrecht. Bis dahin schien nun die

Digitized by Google

alte Volksfreiheit auf der Insel gänzlich in Vergessenheit gekommen zu sein. Nachdem jedoch der König Johann im Kampfe gegen die Großen des Reiches selber sein Land dem Papste wieder zu Lehen aufgetrug und dieser ihn demnach zu stützen suchte, sagten ihm die Bürger und Barone in aller Form den Gehorsam auf. „Dem gesammten Reiche gegenüber, in welchem nur noch Eine Meinung zu herrschen schien, blieb dem König kein Mittel des Widerstandes, keine Wahl übrig. Er kam — 15. Juni 1215 — von Windsor herab, nach der Wiese bei Runnemede, auf der die Barone lagerten und unterzeichnete die Artikel, die man ihm vorlegte; glücklich genug, daß man ihm einige Milderungen in denselben bewilligte. Der große Freibrief kam zu Stande, wahrhaft die Magna Charta, vor welchem alle früheren nicht allein, sondern auch die späteren in Schatten treten.“ War dergestalt die unterste Grundlage der politischen Freiheit in England aus dem Rückschlag der hierarchisch-militärischen Bestrebungen der Krone gewonnen, so ging unter Heinrich III. der Ursprung der parlamentarischen Verfassung aus ähnlichen Umständen hervor. Der König hatte sich, um seinem Sohn auf den Thron von Neapel zu verhelfen, innig mit Papst Alexander IV. verbunden, und da deßhalb die von dem römischen Stuhle gemachten Schulden in England bezahlt werden sollten, „brach ein Sturm des Widerstandes aus, der so gut wie zu einem Umsturz der Regierung führte. Zuerst trat ein Ausschuß von fünfzehn Baronen zur Reform des Reiches zusammen; bald griff indessen ihr Führer Simon von Montfort weiter in das gesammte Volk hinein. „Zu den Abgeordneten der Ritterschaft in den Grafschaften berief er Abgeordnete der Städte und der fünf Häfen ein, um mit den Magnaten des Reiches das Parlament zu bilden. In der europäischen Welt war das nicht etwas durchaus Neues; man weiß, daß in den Cortes von Aragon schon im zwölften Jahrhunderte neben dem hohen Adel und den Geistlichen auch die Hidalgos und die Procuratoren der Communen erschienen, und leicht konnte Simon Montfort hievon wissen, da sein Vater in so mannichfacher Berührung mit Aragon gestanden. In England selbst war man unter König Johann nahe daran hingestreift, ohne es jedoch durchzuführen; seitdem war die Neuerung als ein wirkliches Bedürfniß erschienen. Der einseitigen Macht, welche die Fremden ausübten, gegenüber war in Gesängen und Gesprächen von Nichts so viel die Rede, wie davon, daß die Eingebornen des Landes zu Rathe gezogen werden sollten, denen die Gesetze desselben am besten bekannt seien. Diesem gerechtfertigten Verlangen geschah nun durch die Einberufung der Communen in entsprechendem Umfang Genüge; die den Fremden entgegengesetzte Meinung des Landes, auf welche sich Simon von Montfort stützen mußte, gelangte dadurch zum Ausdruck. Die Versammlung, welche er berief, entsprach ohne Zweifel seinen Parteirücksichten. Wie er von den Magnaten nur die beschied, die ihm noch treu geblieben waren, nicht mehr als 23 an der Zahl, so scheint er auch von den Städten nur solche einberufen zu haben, die ihm unbedingt anhingen. Aber die Einrichtung trug einen Inhalt in sich, der nicht nothwendig von seinen Gesichtspunkten abhing“ — die Basis des Parlamentes war gewonnen.

Es liegt hier natürlicher Weise nicht in unserer Absicht, Ranke's neuestem Werke in seine Einzelnheiten zu folgen. Nach einer übersichtlichen Darstellung der Kämpfe zwischen der rothen und weißen Rose und den Verhältnissen Englands zu Frankreich setzt dasselbe erst mit der Regierung Heinrichs VIII. in voller Ausführlichkeit ein. Aber so geistreich und fein auch die Umstände gezeichnet sind, unter denen das Leben des genannten Königs und seines Cardinals Wolsey verfloß, eine Geschichte des englischen Hofes ist doch noch nicht eine Geschichte Englands. Wie nämlich in der französischen Geschichte, so beschäftigt sich der Verfasser auch in dem vorliegenden Buche nur mit dem Hofe. Die Trennung von der römischen Kirche, die sich in England vollzog, ist ihm einzig eine politische Angelegenheit. Daß der Bildungszustand des Volkes dabei in Betracht kommt, daß der König gar nicht seinen staatlichen Interessen und seinen persönlichen Neigungen in dieser Hinsicht hätte nachgeben können, wenn nicht gleichzeitig das erstarkte Nationalitätsbewußtsein des englischen Volkes einen Gegensatz zu Rom hervorgerufen hätte, tritt bei unserm Autor völlig in den Hintergrund. Es ist, als ob Heinrich VIII. ganz allein die englische Reformation gemacht hätte. Wo der Leser eine großartig zusammengefaßte Darstellung dieses organischen Processes im britischen Nationalleben erwartet, muß er sich durch eine Reihe der minutiösesten diplomatischen Winkelzüge in den Verhandlungen mit Spanien und Frankreich hindurchquälen, über die er jedes Gesammtbild des Herganges völlig aus den Augen verliert. „Wenn Heinrich VIII. den Entschluß faßte, eine geistliche Unterordnung, die politisch so nachtheilig wurde, aufzulösen, so lagen die Umstände dafür sehr günstig. Es waren die Zeiten, in denen sich einige deutsche Fürstenthümer und die nordischen Reiche eine auf der Entfernung der hierarchischen Einwirkungen von Rom beruhende Verfassung gaben: bei seinem Unternehmen konnte der König auf manchfaltige Verbündete zählen. Gefährliche Feindseligkeiten aber hatte er nicht zu fürchten, so lange die Eifersucht zwischen dem Kaiser und dem Könige Franz dauerte. In ihrer Mitte brauchte Heinrich VIII. nur auf seine natürliche Politik der Neutralität zurückzukommen“ . . . in diesem Satz drängt Ranke seine Auffassung über den Ausgang der Reformation in England zusammen. Man sieht daraus, daß die genaueste Kenntniß der venetianischen Relationen allein doch nicht ausreicht, dem eigentlichen Verständnisse tief eingreifender Thatsachen nahe zu kommen. Allerdings benutzte der König den richtigen Moment, sich die bischöfliche Macht anzueignen, indessen besteht ein Staat aus Regierung und Volk zusammen, aus dem Willen eines Einzelnen läßt sich nicht eine Bewegung herleiten, welche eine ganze Nation ergreift. „England, sagt Ranke, erscheint unter Heinrich, wenn jemals, als ein Gemeinwesen, mit einem Gesammtwillen, von dem keine Abweichung gestattet ist, der aber bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin vorwärts treibt. In den Judenprincipien und in den Neigungen des Königs lag es nicht, daß er das Parlament aufrief; allein für seine kirchliche Unternehmung war das unentbehrlich. Er ließ den Tendenzen derselben freien Lauf, und nahm auf die Meinung Rücksicht, die es darstellte; aber zugleich wußte er es allezeit unter seinem herrschenden Einflusse zu halten. Niemals hat ein anderer Fürst ergebenere Parlamente um sich gesehen. Sie haben seinen Ordonnanzen Gesetzeskraft beigelegt und es ihm überlassen, über die Thronfolge nach seinem Dafürhalten zu verfügen: seiner Bestimmung haben sie dann Folge geleistet.“

Mit solchen allgemeinen Auslassungen muß der Leser sich begnügen, der sich fragt, wie es nun zu jener Zeit in dem Lande ausgesehen haben mag. Von den Verhältnissen des Ackerbaues, des Handels, der Verwaltung erfahren wir Nichts. Am königlichen Hof wechseln die politischen Stimmungen, als ob London mit der ganzen europäischen Welt durch Telegraphen schon damals in Verbindung gestanden hätte, und demnach jeder neue Tag mit neuen Nachrichten ein neues staatliches Kaleidoscop hervorrufen konnte. Diese pragmatische Spielerei ermüdet uns entsetzlich, wir nehmen daraus so gar Nichts mit, man sehnt sich dabei förmlich nach Individualität, nach Fleisch und Blut. Wie gern gäbe man alle die ewig wechselnden Constellationen, die Ranke da vorführt und die er ja doch nicht eigentlich thatsächlich zu belegen vermag,

Digitized by Google

für eine frische Characterschilderung, für eine klare ethische Beurtheilung dieser oder jener Persönlichkeit hin. Die Frauen des Königs, Katharina von Aragonien, Anna Boleyn, Anna von Cleve, Katharina Howard, Katharina Parr geben nur als Schattenfiguren vorüber, um es zu beweisen, „daß seitdem einmal die Heiligkeit der Ehe gebrochen war, die Stelle einer Gemahlin des Königs gleichsam zurücknehmbar wurde, die Factionen, die einander entgegenstanden, suchten die zu stürzen, die ihnen unbequem wurde; was wohl sonst von andern Mitgliedern des Hofhaltes gefordert worden ist, daß sie mit dem herrschenden Systeme in voller Uebereinstimmung seien, ward damals in Bezug auf die Gemahlinnen und zwar von dem Fürsten selbst verlangt; die Bedeutung der Ehe erschien nur noch in der Gewaltsamkeit, mit der sie aufgelöst wurde.“ Keine Silbe weiter fällt dabei aus Ranke's Munde über die sittliche Verworfenheit des Königs. Wenn der Verfasser, der früher angeführten Stelle gemäß, wünscht, sein „Ich“ völlig zu vergessen, um nur die durch einander wogenden Kräfte in seinem Werke darzustellen, so hat er mit seinem Ich auch vergessen, daß die Menschen, auf die er stößt, doch ein Ich besitzen. Diese Art von „Objectivität“ wird zuletzt zu einer unerträglichen Manier, die ebensosehr durch ihre ethische Kälte verletzt, als durch ihre Trockenheit langweilt. Man flüchtet beim Lesen förmlich über die Zeiten Edwards VI. und der blutigen Maria zu der Epoche Elisabeths hin, um dieser so bekannten Persönlichkeit gegenüber sich selber wieder als Individualität zu fühlen. Indessen viel kerniger als die übrigen Perioden bei Ranke tritt auch die Bürgerkönigin und ihr Zeitalter uns hier nicht entgegen. Wir geben es zu, der Autor zeigt viel, sehr viel Geist in der Erwägung aller politischen Chancen und Möglichkeiten, welche sich dem Kinde der Boleyn während ihrer langen Regierung darboten. „Es hat eine tiefe Wahrheit, meint er, wenn sie sagt: sie sei mit ihrem Volke vermählt; die Rücksicht auf dessen Interessen hielt sie von jeder anderweitigen Verbindung ab.“ Sehr klar ist auch die Entwicklung der Reformation in Schottland und die Lage der Dinge gezeichnet, unter denen Maria Stuart zu Grunde ging, die politischen Werthe des Protestantismus und Katholicismus finden sich auf das genaueste berechnet. Jedoch befolgt der Autor auch dabei ebenfalls seine bisherige Methode. Nur in seiner Erzählung über die Stimmungen Elisabeths bei der Verurtheilung Marias wird er etwas lebendiger. „Die Königin hielt sich von der Gesellschaft entfernt: man hörte sie ihr nachsinnendes Hinbrüten mit alten Sprüchen, die den vorliegenden Fall berührten, unterbrechen. Mehr als einmal sprach sie mit den Deputirten des Parlaments, welche auf Entscheidung drangen. Sie stellte ihnen hauptsächlich vor, wie schwer es ihr werde, nachdem sie so viele Rebellionen verziehen, so viele Verrätherein mit Stillschweigen übergangen, eine Fürstin bestrafen zu lassen, die ihre nächste Blutsverwandte sei: man werde sie, die jungfräuliche Königin, der Grausamkeit anklagen: sie hat, ihr ein anderes Mittel anzugeben, eine andere Auskunft: nichts unter der Sonne würde ihr lieber sein. Das Parlament blieb dabei, daß es keine andere Auskunft gebe; es erörterte in ausführlichen Vorstellungen, daß in der Execution der Sentenz die Rettung des Landes liege. Die eigene Sicherheit der Königin und des Staates mache dieselbe unbedingt nothwendig. Das Leben der Königin Maria bilde die Hoffnung aller Mißvergnügten: deren Anschläge seien nur dahin gerichtet, daß dieselbe den Thron von England besteigen, die Bekenner der wahren Religion vertilgen, selbst den Adel des Landes — wir verstehen den protestantischen — verjagen solle. Und müsse nicht der Association, welche ein neues Attentat gegen die Königin bis auf den Tod zu verfolgen verpflichte, Genüge geschehen? Die Feindin nicht zu strafen würde grausam gegen die Getreuen sein; sie zu schonen, würde heißen uns verderben.

Indem kam man noch einem neuen Attentate auf die Spur. In Gegenwart des älteren französischen Gesandten, Aubespine, eines Anhängers der Guisen, war davon die Rede gewesen, daß man, um Maria in dem letzten Augenblicke zu retten, Elisabeth tödten müsse. Einer seiner Bekannten hat mit einem Menschen gesprochen, der in dem Palast bekannt war, und sich anheischig machte, unter dem Wohnzimmer Elisabeths eine hinreichende Menge Pulver anzuhäufen, und sie in die Luft zu sprengen, man habe ihm Belohnungen von Guise und Mayenne hoffen lassen, deren Sache allerdings dadurch gewaltig gefördert worden wäre. Aber auch dieses Mal ward Elisabeth von dem Vorhaben in Kenntniß gesetzt, ehe es noch zur Reife gekommen war. Sie schrieb ihre neue Gefahr dem Stillschweigen, wo nicht der Veranstaltung des guisenischen Gesandten zu: in der Entdeckung sah sie die Hand Gottes. Ich nähre, ruft sie aus, die Schlange, die mich vergiftet: — um sie zu retten, würden sie mir das Leben genommen haben: soll ich mich zur Beute für jeden Bösewicht hergeben? In einem Augenblick, wo sie von der Gefahr, die ihr durch das bloße Dasein der Nebenbuhlerin drohte, besonders ergriffen war, nach einem Gespräche mit dem Lordadmiral, ließ sie den schon bereit gehaltenen Befehl zur Hinrichtung sich bringen, und unterzeichnete ihn mit raschem, resolutem Federstrich.

Die Bemerkung des Parlaments, daß ihre Sicherheit und der Frieden des Landes den Tod der Gegnerin erheische, gewann endlich auch bei ihr die Oberhand. Aber damit war nicht gesagt, daß ihre widerstrebenden Gefühle zu vollem Schweigen gebracht worden wären. Elisabeth war in ihren Träumen von dem Bilde der Hinrichtung verfolgt. Sie gerieth wohl niemals auf den Gedanken, daß ihr irgend eine dienstfertige Hand die letzte Autorisirung ersparen möge, durch eine geheime Vollziehung des Richterspruchs, wozu sogar die Worte der Association ein Recht zu geben schienen; dem Hüter der Gefangenen, Sir Amyas Paulet, ist die Anmuthung dazu in aller Form gemacht worden; er wies sie — und wie wäre von dem gewissenhaften Puritaner etwas Anderes zu erwarten gewesen! — mit dem Ausdruck des Erstaunens und der Entrüstung von sich. Dem Secretair Davison hatte Elisabeth, als sie den Befehl unterschrieb, den Auftrag gegeben, ihn mit dem großen Siegel versehen zu lassen. Ihr Gedanke scheint gewesen zu sein, daß nach Vollziehung aller Formen ihr um so leichter der Dienst einer geheimen Hinrichtung geleistet, oder daß in dem dringenden Augenblicke diese alsdann sofort vollzogen werden könne; doch meinte sie, die Sache noch in ihrer Hand zu behalten; denn das Herkommen war, vor dem letzten Schritt noch einmal bei ihr anzufragen. Das hielt nun aber Dawison, der ihr Schwanken bemerkte, in diesem Augenblick nicht für rathsam. Durch Hatton setzte er Lord Burleigh von der Sache in Kenntniß, dieser fragte bei den übrigen Mitgliedern des geheimen Rathes an: sie nahmen es auf sich, den Hinrichtungsbefehl nunmehr, unterzeichnet und gesiegelt wie er war, ohne weitere Zögerung nach Fotheringhay abgehen zu lassen.

Am 8. Februar 1587 ward er dort in der Halle, wo die Gerichtssitzungen gehalten worden, an Maria vollstreckt. Der peinlichen Unruhe Elisabeths gegenüber, welche das nicht thun wollte, was sie für nothwendig hielt und was sie gethan hatte, doch nicht gethan haben wollte, es noch zurücknehmen zu können meinte, macht die Fassung und Seelenruhe, in welcher Maria das nun einmal entschiedene Schicksal über sich ergehen ließ, einen großartigen Eindruck. Das Unglück ihres Lebens war ihr Anspruch auf die englische Krone. Dieser hat sie in ein politisches Labyrinth, auch in jene Verwicklungen geführt, die mit

Digitized by Google

ihrer unglückseligen Vermählung verbunden waren, und dann, mit dem religiösen Gedanken gepaart, in alle Schuld, die ihr mit mehr oder minder Recht zugeschrieben wird. Er hat ihr das eigene Land, er hat ihr das Leben gekostet. Noch auf dem Schaffot brachte sie ihre hohe Stellung, die den Gesetzen nicht unterliege, in Erinnerung: sie meinte, das Urtheil der Ketzer über sie, eine freie Königin, werde dem Reiche Gottes Nutzen bringen. Sie starb nur den fürstlichen und religiösen Ideen, in denen sie gelebt hatte.

Es ist unleugbar, Elisabeth ist von der Nachricht hievon überrascht worden; man hörte sie seufzen, gleich, als wäre ein schweres Schicksal über sie selbst ergangen. Mag es sein, daß ihre Bekümmerniß durch geheime Genugthuung gemildert wurde; wer wollte es unbedingt leugnen? Aber Davison mußte seine Eigenmächtigkeit in langer Verhaftung büßen: kaum erlangte der unentbehrliche Burleigh Verzeihung. In der Stadt dagegen läutete man mit den Glocken und zündete Freudenfeuer an. Denn wie es der Gerichtshof ausgesprochen hatte, so war die allgemeine populäre Ueberzeugung, daß Maria das Reich an die Spanier zu bringen gesucht habe.“

Der Leser sieht, sogar bei diesem so ernsten Vorfalle läßt Ranke kein ethisches Urtheil vernehmen. Selbst nicht einmal in politischer Hinsicht spricht er sich klar über den Schritt aus, den Elisabeth mit der Hinrichtung ihrer Gegnerin gethan hat. Und doch wie gewichtig erscheint derselbe nach beiden Seiten. Eine Königin bringt die andere auf das Blutgerüst. Das Königthum von Gottes Gnaden selber tastet die gesalbte Unverletzlichkeit eines königlichen Hauptes an; es giebt ein Beispiel, welches das Volk, als es in unlösbaren Conflict mit der Krone gerieth, später nicht vergaß. Dabei geht der Verfasser mit großer Kälte an der ganzen Scene vorüber — sie mußte so kommen, Elisabeth geborchte nur einer politischen Nothwendigkeit. Blickt man indessen auf das Gesammtleben der sogenannten jungfräulichen Fürstin hin, so weiß' dasselbe eine Menge von einzelnen Zügen auf, die neben allem staatsmännischen Verstande denn doch geradezu ein schlechtes Herz bei ihr verrathen. Daß sie als Königin nicht einen Unterthanen zum Gatten nehmen wollte, begreift sich leicht; allein ihre so absichtlich betonte Sittenreinheit ist einfach eine Lüge. Schon in ihrem sechszehnten Jahre, als sie im Tower gefangen saß, sind, wie Dahlmann erzählt, Liebeshändel vorgekommen, welche die Berechtigung jenes Beiworts für immer aufheben. Später „zischelten die Katholiken von ihren Kindern.“ (Schlosser.) Der Tod der Gattin von Dudley, Amy Robsart, im Schloß Kennilworth fällt ohne allen Zweifel ihr zur Last; sie wollte ihren Leicester ebenso allein besitzen wie Katharina II. ihren Orlof, und daß selbst ihr Alter sie nicht vor Thorheit schützte, hat Essex erfahren und büßen müssen. Dabei war sie bei allen ihren feinen politischen Concessionen doch kleinlich, weibisch, namentlich geizig. Wer das Portrait Elisabeths gesehen hat, welches in Hamptoncourt, dem Lieblingsaufenthalte Wilhelms III., hängt, der nimmt gewiß von den Zügen derselben den Eindruck mit, daß das Original ein sehr unangenehmes Frauenzimmer gewesen sein muß. Das magere Gesicht unter rothem Haar, der scharfe, keifende Mund, die vielen Falten an den Schläfen deuten auf eine bitter-böse Sieben hin, die alles männliche Selbstbewußtsein ihr gegenüber auf der Stelle wach rief. Herzensmilde hat dieses Weib nie gekannt, wie sollte sie da Gnade an Maria von Schottland üben? Aber will oder darf der Hofhistoriograph an die Brust, welche der Purpurmantel deckt, nicht einen menschlichen Maßstab anlegen? — — Die Englische Geschichte Ranke's geht in den jetzt erschienenen zwei Bänden bis zum langen Parlament. Die Vereinigung Englands und Schottlands unter Jacob I. ist darin so recht ein Stoff für die Ranke'sche Manier. Denn sagen wir es nur offen heraus, die pragmatische, die objective Geschichtsschreibung ist bei ihm schließlich zur Manier geworden. Vor lauter Erwägungen der stets wechselnden politischen Chancen an dem Hofe der Stuarts gelangt der Leser doch nicht zu einem rechten Erfassen des Gesammtresultats aus der sich vollziehenden Entwicklung des englischen Staatslebens. Die Diplomatie mag vielleicht aus dem Werk etwas lernen, die Staatskunst findet darin schon viel weniger Anhaltspunete, und der Mensch, welcher an die Geschichte seine letzten Fragen richtet, geht dabei ganz leer aus. Der früheren kubjectiven Historiographie in Deutschland that gewiß ein Ranke noth; aber seinen ersten Geschichtsschreiber hat Deutschland in Ranke doch nicht gefunden.

* Alt-Isländische Volksballade.

Nach Uhlands Übertragung von P. J. Millotzen.

Die Uebenbuhlerin.

1.

Herr Björn und Ingigerdur
Sie tubeten Brust an Brust,
Die kosteten im Kämmerlein
Der Liebe süße Lust.

„Wie wird nun, Ingigerdur,
Hinfort dein Leben sein,
Fahr' ich in ferne Lande,
Ein adlig Weib zu frein?“

„Gleich ist mir's, ob ich sterbe,
Ob mir das Leben noch gleißt,
Wenn du in fernen Landen
Ein Ehgemahl dir frei'st.“

Dann fragte Ingigerdur
Und sah durch Thränen empor:
„Wer ist denn die stolze Schöne,
Die nun dein Sinn erkor?“

„Es ist eine Königstochter,
Schön Engilborg genannt,
Der als Gemahl ich reiche
Vor dem Altar die Hand.“

Dann fragte Ingigerdur,
Als wieder sie Worte fand:
„Wann werd' ich tragen müssen
Das festliche Gewand?“

„Schon morgen wirst du tragen
Den festlich schönsten Kleid,
Zum freundlichen Empfange
Der jungen Braut bereit.

Zu freundlichem Empfange
Trinkst du vor sie hinein,
Wirst Frau Margret geheißen,
Giltst als mein Schwesterlein.“

2.

Von Harfen und von Fiöten
Erklang ein heller Chor,
Als nun die reiche Engilborg
Ritt durch des Schlosses Thor.

Sie schritt auf seidnem Teppich
Zum Ehrenplatz hinan,
Und dort auf Purpurkissen
Ließ sie sich nieder dann.

Digitized by Google

Sie thät Herrn Björn dann fragen
Und blickte forschend drein:
„Wer ist's, die dort den Gästen
Reicht Meth und perlenden Wein?“

„Die dort ist Frau Margrete;
Es ist mein Schwesterlein,
Die unsern Gästen reichet
Den Meth und den perlenden Wein.“

„Und ist es Frau Margrete,
Dein Schwesterlein, dann sprich,
Warum sie also weinet
Und schier zergrämet sich?“

„Es fließen ihre Thränen,
Ihr Herz vergeht vor Gram,
Weil jüngst der Tod den Gatten
Von ihrer Seite nahm.“

„Beweint sie ihren Gatten,
Dann ende ihre Qual:
Mein lieber Bruder Knuti,
Der König, werb' ihr Gemahl.“

„Ich kann es nicht ergründen,
Ich weiß nicht, wie's geschehn,
Doch deinen Bruder, den König,
Sie mag ihn nimmer sehn.“

3.

Der Abend sinkt hernieder,
Vom Himmel fällt der Thau,
Herr Björn führt in die Kammer
Die junge schöne Frau.

Da band ihm Ingigerdur
Die goldnen Schuhe los:
Es flossen stille Thränen
Heimlich in ihren Schooß.

Dann half sie ihm entkleiden —
Zerspringen möcht' ihr Herz:
„Schlaf wohl im Arm der Liebe,
Nie fühle der Reue Schmerz.“

4.

Und wieder fragte Engilborg,
Herrn Björn sie flehend bat:
„O sprich, wer war die Feine,
Die uns bedienet hat?“

„Ich sagt' es schon, es war Margret,
Es war die Schwester mein,
Die uns auf's bräutliche Lager
Gebreitet den weißen Lein.“

„Und war es Frau Margrete,
So rede, künde mir:
Warum denn fließen die Thränen
Ueber die Wangen ihr?

Doch schwant mir, der ist gar nahe,
Um den sie so bitter weint,
Und ihr, ihr seid der Geliebte,
Wie mir's nach Allem scheint.“

„Ich kann's euch nicht verbergen;
Nun wohl, ich sag' euch dies:
Sie ist schön Ingigerdur,
Die ich um euch verließ.“

5.

Schön Ingigerdur fragte
Früh Morgens vor'm Schlafgemach:
„O sagt mir, edle Fraue,
Schlaft ihr, oder seid ihr wach!“

Das war die edle Fraue,
Antwort gab sie und sprach:
„Bis jetzt hab' ich geschlafen,
Nun aber bin ich wach.“

Und Engilborg erhob sich
Und nun das Wort sie nahm:
„Dies Lager, Ingigerdur,
Still' fürder euren Gram.

Und all mein Gold, das rothe,
Und all mein Edelgestein,
Das mag, Frau Ingigerdur,
Nun euer Eigen sein.

Sei's euer, Frau Ingigerdur,
Gern müßt' ich euch glücklich und reich,
Und so laß ich die Liebe
Herrn Björns euch allzugleich.“

Dies ferner sprach Frau Engilborg
Und deckte sie mit dem Lein:
„Lebt ihr in Gottes Frieden,
Mögt ihr glückselig sein.

Drei Mal schon Braut gewesen,
Muß ich noch Jungfrau sein,
So will ich nun in's Kloster,
Um mich dem Herrn zu weihn.“

Und sprach, als aus dem Schlosse
Sie ritt mit ihrem Gesind:
„Stets weil' hier Gottes Segen
Auf jedem Menschenkind!“

* Aus dem Stedingerlande.

Das „Marschenbuch“ von Hermann Allmers liegt uns in einer zweiten Ausgabe vor, die allerdings keine Umarbeitung, aber doch eine entschiedene Verbesserung ist, für welche die vielen Freunde, welche das Buch sich erworben hat, dankbar sein werden. Es ist verdientermaßen mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden und hat sich einer ansehnlichen Verbreitung zu erfreuen. Das erklärt sich aus der lebendigen und herzlichen Schilderung, welche das Buch auszeichnet. Allmers hatte es seit Jahren mit Liebe und Eifer gearbeitet und demselben die ganze Fülle seines Gemüths und den vollen, fast ängstlichen Fleiß, der ihn auszeichnet, zugewandt. Es war ein tückisches Verhängniß, daß diese mit so viel Geschick und Sorgfalt gezeichneten Land- und Volksbilder einer Buchhandlung anvertraut wurden, die gerade damals ihrem Falle nahe war und das Buch beispiellos nachlässig in die Welt gehen ließ. Die Zahl der Druckfehler und handgreiflichen Versehen war eine Legion, wurde aber glücklicherweise durch die innere Vortrefflichkeit einigermaßen verdeckt. Der jetzige Besitzer und Verleger hat nun die Wunden, die sein Vorgänger geschlagen hatte, thunlichst geheilt und die neue Ausgabe stellt sich correcter und besser dar.

So sehr wir uns dieser Wiedergeburt erfreuen, so wollen wir doch nicht leugnen, daß wir der lesenden Welt nicht ein anderes Buch anzeigen können, welches Allmers längst hätte schreiben können, das aber kaum in Angriff genommen ist: ein Buch über Italien nämlich. Er war länger als ein Jahr jenseits der Alpen, und kaum hat er eine Zeile über diesen Aufenthalt veröffentlicht. Nun ist es zwar erklärlich und löblich, wenn ein Schriftsteller, der bescheiden von sich selbst denkt, einigen Anstand nimmt, die Zahl der Bücher über Italien um eins zu vermehren. Fast scheint es, als ob es sehr überflüssig wäre, dergleichen zu thun.

Digitized by Google

Allein wir sind überzeugt, daß eine Schrift des Verfassers sich nicht bloß recht gut sehen lassen könnte, sondern Dank, und zwar verdienten, finden würde. Wer mit so viel Liebe und Wärme Menschen und Länder sieht, müßte über Italien ein prächtiges Buch schreiben können. Sind doch überdies die apenninische Erde und ihr Volk in den letzten Jahren so gewaltigen Veränderungen unterworfen gewesen, daß die Farben, mit denen ein Bild Italiens auszuführen ist, ganz andere geworden sind. Das ewige Rom, das prächtige Neapel mit dem Felseneiland Capri; die Schätze Siciliens fänden in Allmers einen beredten und warmherzigen Darsteller, der sich einer solchen Aufgabe mit Wärme hingeben, nicht in übel angebrachter Bescheidenheit sich derselben entziehen sollte.

Vielleicht, daß diese Mahnung doch noch auf einen fruchtbaren Boden fällt. Im Grunde gehört sie nicht hierher, da wir von einem vorhandenen Werke reden, das eine gute That ist. Dem Marschenbuche haben wir vor drei Jahren das gebührende Lob zu Theil werden lassen. Indem es von Neuem vor uns erschient, ergreifen wir die Gelegenheit, es abermals unsern Lesern vorzuführen und thun das durch Mittheilung des Abschnittes über das Stedingerland.

Wenn die fünf ferndlauen Thürme der alten Hansestadt Bremen dem Auge entrückt sind, stellt sich bald am rechten Ufer der kleine, rührige Hafenort Vegesack dar, mit seinen rothen Ziegeldächern, seinem Thurme, der aussieht wie ein dicker Fabrikschornstein, seinen Schiffswerften und seiner freundlichen Umgebung voll reizender, grünumlaubter Landhäuser, in denen reiche Bremer Kaufleute ihre Villeggiatur halten. Mehrere davon liegen dicht am Strome, dessen steile Ufer hier 40 bis 50 Fuß hoch aus der Fluth ragen und sich auch noch eine lange Strecke unterhalb Vegesack als schroffe, gelbe Sandblöcken fortsetzen. Im Strom selbst passiren wir eine Menge kleiner Inselchen und Bänke, bald Rohr und Weidengebüsch tragend, bald kahl und sandig und belebt von kleinen, hurtigen Strandläufern und Regenpfeifern, bald aus fruchtbarem, grasbedecktem Thonboden bestehend.

Durchaus verschieden vom rechten stellt sich das linke Weserufer dar. Während dort hohe, sandige Geest ist, dehnt sich hier, oft noch niedriger als der Wasserspiegel, die weite Marschebene. Fast ganz ohne Vorland sieht man den noch nicht sehr hohen Deich hart an den Strom treten, den Fluß geschützt vor den ewig spülenden und wühlenden Fluthen durch eine Menge kurzer Schlengen. Hier und dort erscheint ein Schiffswerft, und hinter ihm schauen in langen Reihen die Giebel kleiner, rohrbedachter Häuser hervor.

Beim Dorfe Warfleth, dessen kleines, altes Kirchlein hoch vom Deiche über Strom und Land schaut, legt der Dampfer an eine Landungsbrücke. Wir steigen aus, schauen über den Deich — und vor uns liegt jene Gegend, deren Geschichte, Land und Leute uns jetzt beschäftigen sollen — das Stedingerland. —

Das Eigenthümliche und Unterschiedliche dieser Marsch ist im Grunde zu unbedeutend, um dem Fremden sogleich in die Augen zu fallen, und auch die Bewohner unterscheiden sich nur unwesentlich von den Insassen der benachbarten oldenburgischen Marschen. Ihre Geschichte aber und darin jene Katastrophe, die jeder gebildete Deutsche kennt — der Stedinger Kreuzzug — ist so groß und bedeutsam, so furchtbar und traurig, daß in dieser Hinsicht, wenn von Friesenkraft und Friesenschicksal die Rede ist, Stedingen obenan steht und zuerst genannt werden muß.

Unter dem Namen Stedingerland begriff man im Mittelalter einen ungleich größeren Landbezirk, da auch die auf dem rechten Weserufer liegende Marsch Osterstade dazu gehörte. Letztere hieß zu jener Zeit Osterstedingen (Stedingia orientalis), zum Unterschiede von dem westlichen Stedingerlande (Stedingia occidentalis), welches wir jetzt betrachten wollen und das in der heutigen Volkssprache schlechtweg Stegeland heißt.

Von allen Marschen ist es die tiefliegendste, denn der Boden ragt kaum über das Niveau der alleriedrigsten Fluthen, so daß die Thüren seiner Siele, durch äußeren Wasserandrang gehindert, oft mehrere Wochen hindurch sich nicht öffnen können, ja in nasser Herbst- und Winterszeit selbst monatelang verschlossen bleiben. Alles von der höheren Geest herabströmende Wasser staut sich nun hinter den Deichen auf und überschwemmt das Land weit und breit, daß es einem einzigen Landsee gleicht, und so ist denn bei Sturmfluthen oft schon der Fall doppelter Wassernoth eingetreten: gleichzeitiger Andrang des nicht hinausdrückenden und des hineinwollenden Wassers.

Winterkorn, wie Weizen, Roggen und Rapssamen kann auf so niederem Boden natürlich nicht gedeihen. Man baut daher fast nur Sommerfrüchte, namentlich Hafer; sodann ist der Hanfbau nicht unbedeutend und an den allerfeuchtesten Orten hat man ansehnliche Weidenpflanzungen angelegt, die fast einen eben so reichen Ertrag liefern, als wenn man Getreide gebaut hätte, und die hier einen Haupterwerbszweig bilden. Große Massen von Weiden werden als Material zu Schlengen, Stackwerken und Ueberkleidungen in den Marschen verbraucht. Die feineren Ruthen gehen als Korbweiden, die größten aber zu Faßbändern aus dem Lande, und man konnte sicherlich keine bessere und vortheilhaftere Benutzung eines so sumpfigen, oft jeder anderen Kultur Hohn sprechenden Erdreichs finden. Auch die Fahrwege, die in's Land führen, sind fast immer zu beiden Seiten mit Weiden bepflanzt und gewähren dadurch angenehme Unterbrechungslinien in der großen, einförmigen Ebene. Bei weitem der größere Theil des Bodens aber liegt als Viehweide und liefert den üppigsten Graswuchs.

Die großen, einzeln liegenden Bauerngehöfte der anderen Marschen finden sich in Stedingen selten, und überhaupt trifft man nie den Reichthum und die Ueppigkeit wie bei den Hausleuten des Stad- und Butjahdingerlandes; aber dagegen tritt einem hier eine wohlthuende Vertheilung des Grundbesitzes entgegen. Giebt es hier nicht so viel Reiche, so sucht man auch fast vergebens nach Armen im Lande, und die Armenverhältnisse sind kaum in irgend einer Marsch günstiger als gerade in Stedingen. Die Stedinger sind die solidesten, fleißigsten, gefälligsten und wohlgesittetsten Leute, die man finden kann, dabei eben so fern von Indifferentismus, wie von roher Dickthuerei — beides Eigenschaften, die in anderen Marschen leider nicht selten angetroffen werden. Auch herrscht, nach ihrer Art natürlich, eine gewisse wohlthuende Intelligenz unter ihnen, und die treffliche Bürgerschule im nahen Flecken Elsfleth, auf der jetzt die meisten jungen Bauernsöhne ihren Unterricht empfangen, bürgt für eine noch fortwährende Hebung der Bildung.

Aus keiner Marsch, das alte Land allenfalls ausgenommen, gehen so viele Matrosen hervor, als aus Stedingen. Wer nicht Landmann oder Handwerker ist, fährt zur See. Diese und die gegenüberliegende hannöversche Gegend, die Oerter Nonnebeck, Rekum und namentlich der Bremische Hafenort Vegesack liefern der Handelsflotte, die von der Weser fährt, fast alle Mannschaft.

Es sind wackere und brave Seelente, diese Stedinger; zwar nicht so wild und verwegen wie die der Ostseeküsten, aber dafür auch nicht so roh, ausschweifend und zügellos; doch sind sie muthig, wenn es sein muß, und dabei so treu und ehrenhaft, so ordentlich und gesittet, so unverdrossen und fröhlich in ihrem Berufe, daß jeder Capitän sich glücklich schätzen kann, aus ihnen seine Mannschaft zu bekommen.

Digitized by Google

Aber nicht allein, daß aus dem Lande so viele Matrosen hervorgehen: Stedingen hat sogar seine eigene Rhederei, die von Jahr zu Jahr im besten Zunehmen ist. Schon seit 20 Jahren bildeten sich Gesellschaften, meistens aus Bauern bestehend, um Grönlandsfahrer auszurüsten, und da die ersten Speculationen mit Erfolg gekrönt waren, wurde die Lust zum Rhedern bald und namentlich im letzten Jahrzehnt so allgemein, daß jetzt kaum mehr ein wohlhabender Bauer im Lande ist, der sich nicht an einem oder dem anderen Schiffe durch Aktien betheiligt hätte.

Auch der Schiffsbau ist nicht unbedeutend und es laufen von den hiesigen Werften alljährlich eine Menge Schiffe, von der flotzesten Brigg an bis hinab zur kleinsten Flußjolle. Handel und Schifffahrt bilden daher nebst Landwirthschaft und Viehzucht überall die Hauptunterhaltung, und es ist also kein Wunder, wenn bei solchen Anregungen die Stedinger ganz andere Bauern geworden sind als die Leute hinten im Lande, und dasselbe kann auch jetzt von den Stadländern und Butjadingern gelten.

Sehen wir von einigen Aeußerlichkeiten ab, z. B. Bauart der Häuser, Sitte und Tracht der Bewohner, so ist das Stedingerland keiner Marsch so auffallend ähnlich als dem alten Lande; ja wir können sagen: die Stelle, welche letzteres an der Elbe einnimmt, vertritt Stedingen an der Weser. Beide Marschen sind die niedrigsten von allen; in der Tiefe beider findet sich jene räthselhafte Schicht von zusammengedrückten, eng verworrenen Gesträuchen, Stämmen und Wurzeln, deren in der Einleitung des Buches gedacht wurde; beide haben gleiche Lage am linken Flußufer, die eine eben unterhalb Hamburg und die andere unterhalb Bremen; beide haben gegenüber ein ganz gleiches Ufer: sandig, hügelig und steil abfallend; hier Ronnebeck, Blumenthal und Vegesack mit ihren Landhäusern und Gärten, dort die villen- und gartenreichen Oerter Blankenese, Flottbeck und Ottensen; beide zeigen die lang gestreckten Häuserreihen längs des Deiches und beide endlich stellen für die Handelsflotten obiger Städte das bedeutendste Contingent an tüchtigen Matrosen.

Vielleicht ist das Stedingerland die erste Wesermarsch, die eingedeicht wurde, sicherlich wenigstens eine der ersten. Man weiß nämlich ziemlich genau, daß schon im zehnten Jahrhundert die Erzbischöfe von Bremen durch hereingerufene Friesen (Holländer) Deiche anlegen ließen und das Land diesen ersten Ansiedlern unter den vortheilhaftesten Bedingungen und gegen höchst unbedeutende Abgaben und Zehnten übergaben. Ganz gewiß ist aber, daß es viel zu früh den aufschlammenden Fluthen entzogen wurde und daß seine Bewohner auf ewige Zeiten für diese Voreiligkeit zu leiden haben, denn es wären vielleicht nur noch hundert Jahre nöthig gewesen — und das Land würde so hoch und trocken geworden sein wie die übrigen Marschen.

Auch finden wir Nachrichten, daß die Grafen von Oldenburg und darunter namentlich der um die Mitte jenes Jahrhunderts lebende Graf Otto I. friesische Colonisten in das noch fast unbewohnte Land gerufen und vereint mit den bremischen Erzbischöfen die Verhältnisse der neuen Anbauer geregelt und festgestellt haben soll. Es wird also zu vermuthen sein, daß Erzbischof und Graf sich in die geistlichen und weltlichen Hoheitsrechte des Landes theilten. Die oldenburgischen Grafen erbauten bald darauf zur Wahrung dieser Rechte zwei feste Schlösser und Burgen im Lande, die Leuchtenburg und die Burg Liene, in welchen ihre Vögte und Burgmänner wohnten, und auch die Erzbischöfe legten einen festen Sitz, die Burg Schlüter, an.

Die Abgaben der Stedinger waren indeß äußerst gering. Von angebautem Lande gab man von jeder Hufe (21,000 Quadratfuß) jährlich nur einen Denarius (18 Pfennige) und außerdem von den Früchten den Zehnten. Eine Menge Rechte, Freiheiten und Privilegien gab es. Mit dem Grundbesitz konnte man frei schalten und walten; selbstgewählte Richter schlichteten nach altem Friesenrecht die inneren Streitigkeiten und das ganze Land diesseits und jenseits der Weser führte als allgemeines Zeichen ein Siegel mit dem Bilde des Schutzpatrons St. Aegidius und der Unterschrift: Stedingorum commune sigillum.

Eine Menge Anbauer, fast nur Friesen, zogen herbei und rasch kam die junge Kolonie unter so günstigen Verhältnissen empor. Kaum sind hundert Jahre vergangen, so finden wir das Land schon ungemein bevölkert. Der Friede zwischen den Stedingern und ihren Schutzherrn währte indeß nicht sehr lange. Bald sehen wir die Letzteren wie sie übermüthig und gestachelt von Habsucht und Herrschgelüste eine von ihren Vorfahren gegebene Freiheit nach der andern, ein Privilegium nach dem andern anzutasten und zu beseitigen suchen. Die festen Sitze derselben sehen wir bald in drohende Zwingburgen verwandelt; rohe Burgvögte lassen sich die gröbsten Ausschweifungen und Verbrechen zu Schulden kommen und mischen sich auf die anmaßendste Weise in innere Angelegenheiten und Streitigkeiten, die nur den vom Volke gewählten Richtern zukamen. Alle Klagen und Beschwerden blieben unberücksichtigt, denn Grafen wie Erzbischöfe wetteiferten um die unumschränkteste Herrschaft.

So konnte es denn nicht fehlen, daß bald Unwille und Haß das ganze Volk erfüllte. Die Gährung wuchs von Jahr zu Jahr und sollte bald zum offenen Ausbruch kommen.

Als die Burgjunker wieder einmal einige Frauen und Töchter der Stedinger mit Gewalt in die Feste geschleppt und entehrt hatten, versammelt sich Nachts das ganze Volk zu Broodwik und hielt Rath, wie solchem Unwesen endlich zu steuern sei. Man beschloß es noch einmal und zum Letzten bei einer ernstlichen Beschwerde bewenden zu lassen, sei das aber wieder vergebens, mit Gewalt die erlittene Schande zu rächen und alle Zwingburgen im Lande zu zerstören.

So schickte man denn Gesandte zum Grafen, aber höhnisch wies dieser sie ab, trotz Mahnung und Drohung. Alsbald stand ganz Stedingen in Aufruhr; wüthende Schaaren belagerten die beiden Hauptburgen Lienen und Leuchtenburg, nahmen sie mit stürmender Hand, erschlugen die Junker sammt der ganzen Besatzung und machten die verhaßten Zwinger dem Erdboden gleich. Auch alle kleineren Festen wurden genommen, alle gräflichen Beamten erschlagen oder verjagt und ganz Stedingen dies- und jenseits der Weser für eine freie, unabhängige Republik erklärt, die weder geistlichen noch weltlichen Herren Tribut oder Zins zu geben brauche. — Das geschah, nach der Stedinger Chronik, im Jahre 1159.

Eine Menge Volks strömte nun von allen Seiten zum jungen Freistaat, der dadurch viele neue wackere Streiter bekam. Er hatte sie aber auch nöthig, denn nur unter fortwährenden Fehden mit dem ergrimmten Grafen und Erzbischofe konnten die Stedinger ihre Freiheit genießen.

Bald bekämpfte sie der Eine, bald der Andere. Aber sie hatten gegen Bremen hin das schon von der Natur durch die vielen Sümpfe geschützte Land durch breite und tiefe Gräben noch mehr befestigt und schlugen alle Angriffe kräftig zurück, wagten sogar, unterstützt durch die Austringer (die Friesen im nördlichen Butjahdingen), das feste Schloß zu Oldenburg zu belagern, wurden hier aber blutig abgewiesen.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Große und kleine Welt. Dichtungen von Rudolf Genee. — Anakreon's Wein- und Liebeslieder, in deutsche Lieder übertragen von E. Seiferheld. — Schottische Volkslieder der Vorzeit. Im Versmaß des Originals übertragen von A. Barrens. — Novellen von Kürnberger, zweiter Band.

Σ. „Perlenkranz spanischer Poesie" nennt sich eine Sammlung meist religiöser Lieder älterer und neuerer Dichter der potenzialischen Halbinsel, welche, von einem Pfarrer J. P. Schmitz übertragen, im Verlag der Lindauerschen Buchhandlung zu München erschienen ist. Die Verskunst des Uebersetzers steht aber leider auf einer niedrigen Stufe, die Sprache ist roh und unbeholfen, der poetische Duft meist spurlos verschwunden. Wie wir so zufällig das Buch aufschlagen, finden wir z. B. Seite 272 gleich Zeilen wie:

Die Racke Man's, die Jedem Trotz kennt' bieten,

und fast unmittelbar darauf folgend lesen wir:

Welch traur'ges End' hat dieser Krieg gefunden.

Der Reim ist natürlich eben so gräulich. Im Namen des guten Geschmacks muß man gegen solche Uebertragungen protestiren. Offenbar ist Herr Schmitz kein Dichter und kann also Gedichte nicht übersetzen.

Σ. Im Verlag von Hoffmann & Campe in Hamburg erschienen „Schottische Volkslieder der Vorzeit", von Rosa Warrens übertragen, die sich schon als Uebersetzerin hänischer und schwedischer Volkslieder einen Namen erworben hat. Sie stellt uns zugleich Sammlungen isländischer und niederländischer Volksdichtungen in Aussicht, und wir freuen uns im Voraus auf diese Gaben, da die Dichterin große Gewandtheit besitzt und das Eigenthümliche, das Charakteristische gut wiederzugeben weiß. Sehr gewundert hat uns, daß Hoffmann & Campe verlegen kommen: Lieder und Gedichte von Carl Lemcke. Wirklich einigermaßen komisch ist es, wenn man da liest (Seite 25):

Nicht auf dem Kirchhof schwirrt mich um,
Es ekelt mich davor,

oder Seite 56:

Ich bin ein pommer'sches Grenadier
Und trag' pommer'schen Tuch und Schinken!

und blitz'n und flit'n und geschrib'n und geblieb'n. O Himmel, das soll Volkspoesie sein! Gar arg wird's Seite 72; ein unbeschreiblicher Vers ist unläugbar:

Dort steigt der Mond zum Schornstein raus,
Pfannkuchen backt die Gret';
Sie singt dazu, dem armen Klaus
Das Auge übergeht.

In Hagedorn-Trost (Seite 80) heißt es:

Die Müllerstochter sieht grobe Leut
Und kennen keinen Spaß.
Sie springen von den Bänken, flog
Ich Einem um das Glas.
Da heißt's nicht lange Stief und Stack,
Die Hiebe sollen gleich.
Da setzt ich meinen Hagedorn
Und herrsch' sie mindestwegs.

Der Schluß des Gedichts „der Knappe" lautet:

Denn Schimmern giebt's nicht auf der Welt,
Als Gläbt, kann man sich selber nicht wärdig hält.

O Adelung, Grimm, Sanders, Wurm, Becker, Wurst und all' ihr andern guten Geister, steht uns bei! Und wie standirt der gute Mann, Carl Lemcke? In „Klarichs Lod" liest er ganz unbefangen und ungeniert:

Ihr Adung nimmt nischen.

Doch, es sei genug des grausamen Spiels. Wir wollen nur noch bei dieser Gelegenheit bemerken, daß Hoffmann & Campe dem Vernehmen nach eine Gesammtausgabe der Werke Heine's zu veranstalten beabsichtigen und den Dichter Adolf Strodtmann mit der Herausgabe beauftragten. Es erscheint das als kein gar zu einladendes Unternehmen für diesen, wenn man bedenkt, bis zu welcher Unsanftheit sich der Geist des einst mit Recht so gefeierten Heine in seinen letzten Jahren verkehrte. Hier ließe sich ein ächter Perlenkranz aufsuchen, aber der ganze ekle Wust wird schwerlich das Publikum sehr anlocken.

* In seiner soeben herausgekommenen Sammlung deutscher Epigramme spricht sich Roderich Benedix folgendermaßen über die Grundsätze aus, welche ihn bei der Zusammenstellung der in dem Buche vereinigten 1095 Epigramme leiteten: „Diese Sammlung ist nicht in Rücksicht auf den Literarhistoriker gemacht, dem die Quellen bekannt sind und zu Gebote stehen, sondern mit Rücksicht auf das größere Publikum. Der Begriff des Epigramms steht nicht ganz fest. Der Herausgeber hat sich bestrebt diesen Begriff weder zu eng noch zu weit zu nehmen. Der Hauptgrundsatz, der den Herausgeber bei seiner Auswahl leitete war der, daß jedes Epigramm durch sich selbst verständlich wäre, daß demnach alle die ausgeschlossen würden, welche nicht allgemein bekannte, persönliche oder örtliche Beziehungen oder Zeitanspielungen enthielten, die erst wieder einer Erklärung bedurft hätten. In einer Sammlung von Epigrammen durfte selbstverständlich auch das Derbe nicht ausgeschlossen werden. Epigramme sind eben keine Lectüre für Töchterschulen. So weit es möglich war hat der Herausgeber die Epigramme in einzelne Abtheilungen gebracht. Solche die nicht in eine größere Kategorie paßten sind dann unter der Abtheilung „Allgemeines betreffend" zusammengefaßt. Innerhalb der Abtheilungen folgen die Epigramme in der alphabetischen Ordnung der Namen ihrer Verfasser. In der Abtheilung „Literatur ꝛc. betreffend", ergiebt sich eine Unterabtheilung A. und B., von welchen die letzte Bitterkeiten gegen Recensenten enthält. Es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie fein Dichter gelebt, der nicht einmal seinem verletzten Gefühl gegen Recensenten Luft gemacht hat. Die Abtheilung „Auf Lebe ꝛc. bezüglich" zerfällt gleichfalls in zwei Unterabtheilungen, von denen die erste die ernsten, die zweite die schelmischen und derben Epigramme enthält. Die einzelnen Epigramme sind unter dem Titel, oder wenn sie zu einer Gruppe gehören, unter dem Gesammttitel, den diese hat, aufgeführt worden, damit das Auffinden derselben in den Werken der betreffenden Dichter leicht möglich ist.

* In Karlsbad starb vor Kurzem der bekannte Historiker Ströber, Professor in Freiburg im Breisgau, Verfasser der Werke über Gustav Adolf, Gregor VII. u. s. w. Das Werk über den großen Gegner Kaiser Heinrich VI. ist, wie man hört, im Manuscript ganz vollendet.

* Es hieß neulich, George Sand habe vom Kaiser Napoleon, nachdem Thiers den großen Kaiserpreis von 20,000 Fr. bekommen, die gleiche Summe zum Geschenk erhalten, da sie selbst auf der Liste gestanden und den Preis beinahe gewonnen hätte. Die berühmte Schriftstellerin hat in einem Briefe an einen Freund diese Angabe widerlegt, indem sie schreibt: Es geht ein Gerücht um, das ich dich zu dementiren bitte. Allerdings sind mir gnädige (gracieuses) Anerbietungen gemacht worden, aber ich habe sie nicht annehmen zu dürfen geglaubt, da ich weder Buß noch Bedürfniß habe, mich irgendwie belohnen und irgendwie auszeichnen zu lassen, von welcher Regierung es auch sei.

* Jüngst wurde auf dem reizenden Landsitze Lord Byrons, Newstead-Abbey, wieder eine Auction von mehreren Reliquien des großen Dichters gehalten. Einige davon erzielten sehr hohe, andere niedrige Preise. Die interessantesten Gegenstände waren etwa noch die erste Ausgabe seiner Jugendgedichte mit Anmerkungen von des Dichters Hand, dann die Bunsche-Bowle, aus der er mit seinen Cameraden in Knysead gezecht hatte, und ein paar Dutzend von ihm vorgeflossene Flaschen Rheinwein vom Jahre 1518.

* Die in Wien bestehende Gesellschaft der Musikfreunde hat unter den Mitteln zur Förderung der Tonkunst auch die Ermunterung musikalischer Talente als eine ihrer Aufgaben in die Statuten aufgenommen und diese Aufgabe damit näher bezeichnet, daß beachtenswerthe neue Tonwerke von Zeit zu Zeit durch die Gesellschaft zur Aufführung gebracht werden sollen. Diesem entsprechend wurde von der Direction der Beschluß gefaßt, in der nächsten Concertzeit (1861 — 1862) dem Wiener musikalischen Publikum zwei neue Sinfonien vorzuführen. Es ergeht nun an die Tonsetzer die Einladung, der Direction Sinfonien, die aber weder im Musikhandel erschienen noch bisher öffentlich aufgeführt sein dürfen, für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen. Die Einsendung erfolgt an die Kanzlei der Gesellschaft bis längstens Ende August 1861. Die Sinfonie wird in Partitur ohne Namen des Verfassers, jedoch mit einem Motto bezeichnet, eingesendet und ihr ein versiegelter mit demselben Motto versehener Zettel beigelegt, welcher den Namen und die Adresse des Verfassers enthält. Die eingesandten Tonwerke werden von der Direction fünf Preisrichtern zur Prüfung und Begutachtung übergeben, von deren Urtheil es abhängt, welche zwei Sinfonien zur Aufführung bestimmt werden. Die Herren Dr. Ambros in Prag, Ferd. Hiller in Köln, Dr. Franz Liszt in Weimar, Karl Reinecke in Leipzig und Robert Volkmann in Pesth haben die Prüfung und Begutachtung der einlangenden Tonwerke zugesichert. Die Aufführung erfolgt in den ersten Monaten des Jahres 1862. Die zur Aufführung bestimmten Sinfonien bleiben Eigenthum der Verfasser. Sie werden im Concert-Programme blos mit dem vom Verfasser gewählten Motto bezeichnet. Unmittelbar nach der Aufführung erfolgt die Eröffnung des versiegelten Zettels und die Bekanntgebung des Tonsetzers.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℳ 12 ß Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 45.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℳ Ctl.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 30. Bremen, 28. Juli. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Johannes Ewald. Von P. J. Willatzen.
Gebrauchsrecht und Pfänder. Von W. Bergmann.
Handel und die Juden.
Spanien in England.
Literatur und Kunst.

* Johannes Ewald.

Eine literarhistorische Skizze von P. J. Willatzen.

I.

Der Gegenstand, den ich zum Vorwurf gewählt habe, entbehrt gar sehr des Sonnenscheins; ja, man wird finden, daß mein Bild, über welches gleich Anfangs sich ein düsterer Ton ausbreitet, mehr und mehr dunkelt, bis es zuletzt zum Nachtstück wird mit unheimlichen Gewitterwolken, deren Blitze uns in greller Beleuchtung eine Gestalt zeigen, zusammengekauert und elend, aber mit Geschichtszügen und Formen, die in ihren Umrissen deutlich erkennen lassen, hier sei das von Schicksalshänden erfaßte Modell, welches bestimmt gewesen einen Apoll von Belvedere abzugeben. Einen erheiternden Eindruck durch meine Farbenskizze hervorzurufen, darf ich also nicht erwarten, doch ist der Gegenstand, den ich darzustellen bemüht sein werde, interessant genug; denn was wäre erhebender, als einem Genius auf seinen kühnen Bahnen zu folgen, nachdem man die Kämpfe belauscht, unter denen er sich entfalten mußte? Und was ist schmerzlicher, als ihn untergehen zu sehn, wie ein leuchtendes Sternbild, das sich vom Himmelsgewölbe ablöst und im Sumpf erlischt gleich einer Sternschnuppe? Aber nicht nur glaube ich ein gewisses Interesse für meinen Gegenstand erwecken zu können und zu unterhalten; ich denke nicht zu irren, wenn ich ihn auch für zeitgemäß halte.

Schon lange trug ich den Gedanken mit mir herum, dieses Bild zu entwerfen, um es den böswilligen und herzlosen Widersachern eines Unternehmens wie zum Beispiel die Schillerstiftung vorzuhalten. Das sind fast ohne Ausnahme entweder vortreffliche Rechenmeister, die ihr Schäfchen in's Trockene gebracht, nachdem sie

so redlich „wie möglich“ gehandelt,

um mit Heine zu sprechen, oder es sind Gevatter Schuster und Schneider, genug: Persönlichkeiten, für welche Poesie und überhaupt Geistesarbeit gerade das ist, was Caviar für's Volk.

Und hätte sich ein Dichter die höchsten Ziele gesteckt: es wird als selbstverständlich von ihm erwartet, daß er seine beste Kraft für sein „täglich Brot“ aufreibe, ein Geschäft treibe, das seinen Mann und mit ihm die ganze Familie nährt; was ihm spät Abends, wenn Andere Feierabend machen, an Kraft verbleibt, darf er für seine Schöpfungen verwenden, durch welche er, selbst gedrückt von profanen Sorgen, die Menschheit begeistern will zum heiligen Kampf für die höchsten irdischen und himmlischen Güter.

Wenn da ein hochherziger Fürst hervorragenden dichterischen Größen eine Freistatt schafft, wo sie, ohne von Jämmerlichkeiten des Lebens zu sehr behelligt zu werden und dennoch dem Treiben des Volkes nicht entrückt, schaffen und ausführen können, was der Genius ihnen eingiebt, welches Gekreisch erhebt da weit und breit der spießbürgerliche Ungeist und der literarische Pöbel, der im Klatschblatte jedes Städtchens sich spreizt!

Seher und Prophet sein, ist freilich von jeher ein undankbares Amt gewesen.

Da spricht man, die Poesie solle keine milchende Kuh sein, wie der rohe Ausdruck lautet. Das heißt also mit anderen Worten, daß den Dichtern die Poesie als Liebhaberei, als so eine Art von Spielzeug noch so hingehen dürfe. Dichter von Beruf soll Keiner sein. Musiker, Maler, Bildhauer giebt's allerdings, und sie dürfen doch wenigstens vorstellen, was sie sind, wenngleich sie, Gott sei's geklagt, auch oft genug tagelöhnern müssen und bei ihnen die Kunst ebenfalls oft genug nach Brot geht.

Und wenn eine That des Geistes geschehen ist, worin besteht der Lohn alsdann? Wird etwa Notiz davon genommen? Ausnahmsweise. Wenn der Mann ein hervorragendes Amt bekleidet oder wenn er durch irgend einen Umstand Mode geworden ist (wobei man's ihm aber stets zur Ehre anzurechnen hat, wenn dies wider seinen Willen so kömmt), dann ja. Gewöhnlich aber nein; meist sieht man ihm über die Achsel nach und bedauert ihn vielleicht sogar — in der Regel wird er ignorirt, selbst von Solchen, die sich sehr beleidigt und gekränkt fühlen würden, wenn man sie nicht zu den Gebildeten zählen wollte.

Macaulay in seiner Geschichte Englands erzählt bei Gelegenheit der kulturhistorischen Darstellung des Landes um's Jahr 1685: „Ein Mann von den größten Namen konnte für das Verlagsrecht des besten Werkes nur eine armselige Vergütung hoffen. Man kann kein stärkeres Beispiel anführen, als das Schicksal von Drydens letztem Werke, seinen Fabeln. Das Buch ward veröffentlicht, als er allgemein als der erste unter den lebenden englischen Dichtern anerkannt ward; es enthält zwölftausend Zeilen; die Verse sind bewunderungswürdig, die Erzählungen und Beschreibungen voll von Leben. Bis auf den heutigen Tag sind Palamon und Arcite, Cymon und Iphigenia, Theodore und Honoria das Entzücken sowohl der Kritiker als der Schulknaben; zu der Sammlung gehört das Alexanderfest, die schönste Ode

Digitized by Google

unserer (der englischen) Sprache. Für das Verlagsrecht erhielt Dryden zweihundert fünfzig Pfund.“ Und an einer anderen Stelle erzählt derselbe Geschichtschreiber von Dryden: „Er schätzte sich glücklich, wenn er hundert Guinen durch ein Schauspiel verdiente; eine elende Belohnung, die aber offenbar größer war, als er sie auf einem andern Wege durch dieselbe Anstrengung und Mühe erlangen konnte.“

Wenn Macaulay dies anführt, so scheint es darauf hinzudeuten, daß es in England gegenwärtig anders geworden sei, und wirklich fügt er hinzu, die obengenannte Summe von 250 Pfund werde jetzt manchmal für zwei Artikel in einem Review bezahlt. War es denn besser in dieser Hinsicht bei uns, oder ist es besser geworden?

Ich glaube annehmen zu dürfen, daß der berühmte englische Geschichtsschreiber, als er jene Notizen über Dryden gab, nicht gewußt hat, daß der Buchhändler Schwan unserm Schiller für dessen „Fiesko“ 11 Louisd'or zahlte. Goethe erhielt für seine sämmtlichen Werke, vierzig Bände, die Frucht eines Lebens, das er auf 83 Jahre brachte, so viel wie zuweilen ein Bremer Kaufmann in Einem Jahre einnimmt. Gustav Freytag hat für sein großartiges Trauerspiel „die Fabier“ nicht den fünften Theil erhalten von dem, was Kalisch für eine fade Posse in den Säckel streicht, wie Jeder weiß, ohne daß es ihm gesagt zu werden braucht. Einem meiner poetischen Freunde, einem nanhaften und mit Recht beliebten Dichter, ward für ein Werk, welches die in einem Zeitraume von dreißig Jahren gesammelten Perlen enthielt, die reiches Talent und tiefes Gemüth ihm verliehen, eine Summe von — hundert Thalern versprochen; aufrichtig gestanden, habe ich noch nicht erfahren, ob ihm der Ehrensold auch ausbezahlt worden ist. Ob der Dichter Schloenbach für sein großes, an Schönheiten reiches Epos „Die Hohenstaufen“, das also noch dazu einen gewaltigen, nationalen Stoff behandelt, Einen Gulden Honorar bezogen, möchte zu bezweifeln sein — allein ich muß um Verzeihung bitten. Wer kennt dies Epos „die Hohenstaufen?“

Ich vergaß, daß namentlich unser deutsches Publikum so gut wie keine Bücher kauft, die „nur“ Poesie enthalten. Wenn in einem Lokalblatte zwischen dem von der Gasse aufgelesenen Kram sich einmal ein sogenanntes Gedicht findet, wird das beiläufig gelesen; allein Begriffsverwirrung und Geschmacksverirrung ist die natürliche Folge davon.

Und bei solchen Zuständen wollte man allen Ernstes Einwand dagegen erheben, wenn ein Verein die Mittel herbeizuschaffen sucht, um namhafte, verdiente Dichter und Künstler, die, weil sie Idealem nachstreben, mit dem Realen in Conflict geraten sind, aus peinlichen, drückenden Verhältnissen zu retten? Und wie lau war meist die Betheiligung bei dem von hoch, herzigen Männern begonnenen Unternehmen?

Man wird vielleicht einwenden: Die Schillerstiftung hat ja ungeahnten Erfolg errungen! — Ja wohl, aber wodurch? — Durch eine Lotterie! Da kamen sie herangesprungen, die Thaler, als man Aussicht hatte eine schöne Besitzung oder sonst Rares zu gewinnen. Und nun, da begreiflich nicht Jeder das Gartenhaus, einen Wiener Flügel oder mindestens eine von den hundert goldenen Uhren bekommen konnte, ist der verdienstvolle Präsident des Comité, Major Serre auf Mazen, wie die Zeitungen berichten, angeklagt. Einige edle Seelen meinen für ihren Thaler nicht genug erhalten zu haben, und sie klagen auf Entschädigung. Da sage nun Einer, der Materialismus sei nicht ein Zeichen der Zeit! Wer „praktisch“ ist, wie man's nennt, vor dem hat man Respect. „'s ist doch ein tüchtiger Mann! Der versteht's!“ hört man überall.

In einer deutschen Kulturgeschichte darf später die Opposition gegen die Schillerlotterie nicht unerwähnt gelassen werden, wie wenig schmeichelhaft sie auch für uns ist. Die Geschichte ist ein treuer Spiegel, der, uns vorgehalten, das hinter uns und um uns Befindliche in einem festen Rahmen zeigt, dessen Mittelpunkt wir selber sind; ein Spiegel, der, wenn er zeigt, was wir Gutes haben, auch die Mängel nicht verhehlt, die wir an uns tragen.

Wenn meine nachfolgende Darstellung von Ewalds Leben zeigt, wie dieser im vorigen Jahrhundert an Jämmerlichkeiten zu Grunde gegangen, so wird man mir nicht einwenden können: Das war damals und nicht jetzt, das geschah in Dänemark und nicht in Deutschland. Konnte das damals geschehen, so war es entschieden weniger zu verwundern, als wenn dasselbe gegenwärtig in Deutschland vorkömmt; denn in allem Andern ist das neunzehnte Jahrhundert weiter gekommen, hier so gut wie dort und anderswo, nur in der Sorge für das materielle Wohl und in der Anerkennung der Ritter vom Geiste ist es bei den alten Zuständen geblieben, und wenn irgend etwas, so ist dies Rückschritt. Jede andere, auf materiellen Erwerb gerichtete Thätigkeit, jedes physische Kapital verwerthet sich um das so und so vielfache besser als vor hundert Jahren, nur das geistige Kapital läßt sich nicht besser gegen jenes umsetzen als früher, ja es wird von einigen vorlauten Stimmen sogar gefordert, es müsse umsonst ausgegeben werden, reellen Werth habe es doch nicht.

In Deutschland sind die Verhältnisse noch weit trauriger als zum Beispiel in England. Welcher deutsche Autor hätte jemals für zwei Journal-Artikel auch nur annähernd die obengenannte Summe von 250 Pfund erhalten, von denen Macaulay sagt, daß sie „manchmal“ für zwei Artikel in einem Review bezahlt wurden? In England haben die Kammerzofen einer guten Familie mehr Bücher auf ihrer Reole, als bei uns meist die Fräulein vom Hause. Die deutschen Damen kaufen gewöhnlich außer dem Schiller, der für vier und einen halben Thaler zu haben ist, Geibels Gedichten und einem Conversationslexikon nur ein Kochbuch; das nöthige Quantum sonstiger Lektüre gewährt die nächste Leihbibliothek und, wenn's hoch kömmt, ein Journal-Lesezirkel. Es gehört zu den Ausnahmen, wenn man bei deutschen Damen mehr und andere Literatur vorfindet. Bei besonders feierlichen Veranlassungen paradiren auf dem Tische des Gesellschaftszimmers wohl einige zusammengeholte Bilderbücher in Pracht-Einbänden.

Eines schönen Tages redet ein reicher Kaufmann, Millionär, meinen Freund, einen gewissen, bekannten Schriftsteller, an: „Ich höre, daß Sie schöne Gedichte geschrieben haben und schickte schon nach der Leihbibliothek, um sie mir holen zu lassen; da sie aber dort nicht vorräthig waren, hab' ich sie noch nicht gelesen. Könnten Sie mir nicht ein Exemplar borgen?“ — So etwas kömmt denn doch nur in Deutschland vor.

Doch es sei dieser Erörterungen genug; ich will zur Schilderung des dänischen Dichters schreiten, den ich oben nannte. Außer andern Quellen benutze ich für meine Skizze das ganz neuerlich erschienene werthvolle Werk: „Johannes Ewalds Levnet ved Prof. Martin Hammerich“, welches allseitig verdiente Anerkennung gefunden hat.

II.

Am 18. November 1743 ward Johannes Ewald, ein Sohn des Professors Enewald Ewald, in Kopenhagen geboren. Der Vater war ein frommer, von Schwermuth heimgesuchter Gelehrter, der sich als Verfasser einer biblischen Concordanz einen Namen erwarb, die Mutter scheint streng, partheiisch und launenhaft gegen die Kinder gewesen zu sein und dem Gatten auch nicht allzuviel Glück in die Ehe gebracht zu haben. Der zweitälteste von drei Söhnen, war Johannes weit begabter als seine Brüder. Früh

Digitized by Google

schon verrieth der schöne Knabe lebhafte Einbildungskraft und einen besondern Hang zum Abenteuerlichen, welches um so mehr auffallen mußte, je einförmiger, ernster, ja düsterer seine Umgebungen waren.

In seinem offenherzigen „Leben und Meinungen“ schildert Ewald sich selbst folgendermaßen: „So weit meine Erinnerungen reichen, ist etwas Don Quichottisches in meinem Charakter gewesen, welches ohne Zweifel von einem stolzen Herzen, das stets bis zum Enthusiasmus die Freiheit liebte, im Verein mit einer glühenden Einbildungskraft erzeugt und durch gewisse Fehler in meiner Erziehung zur Reife gebracht ward. Von Kindesbeinen an war ich ein geschworener Liebhaber, ein Bewunderer alles Besonderen, dessen, wodurch man sich am leichtesten von der Menge ausscheiden und auf solche Weise bemerkbar machen konnte. Welche Saat für wahre und glänzende Tugenden, wenn sie benutzt und in die rechte Bahn geleitet worden wäre! So aber ließen alle meine pedantischen Lehrer, keinen einzigen ausgenommen, sich daran genügen, mein Gedächtniß mit biblischen Sentenzen, lateinischen und griechischen Glossen und philosophischem Geschwätz anzufüllen, ohne daß ein einziger sich bemüht hätte, mein brausendes Herz zu bilden oder darnach fragte, ob ich denken und fühlen könne oder nicht. Die Märchen, welche ich mit so großer Begier von den Dienstboten zu erlauschen suchte, waren mir ebenso viele Glaubensartikel, meine lebhafte Einbildungskraft fand sie nicht nur möglich, sondern sehr schön und der Nachäffung werth, und da Niemand sich die Mühe gab, mich von ihrer Ungeheuerlichkeit zu überzeugen, wurden sie auf ganz natürliche Weise die ersten Grundregeln, nach denen ich in meinem kleinen Gehirne den Plan meines Lebens anlegte. Ich habe sonder Zweifel gewünscht auf einem Hobelspan zu segeln wie die Paypel, bevor ich die Welt zu erobern wünschte wie Alexander der Große. Aber zuverlässig ist es, der erste meiner kindischen Anschläge, deren ich mich entsinne, war zu fliegen, der zweite, eine Menge von Knaben anzuwerben und anzuführen, um mit ihnen die Türkei zu erobern, und der dritte, Missionär in Aethiopien oder irgendwo sonst zu werden, wo ich hoffen durfte, um des Glaubens willen geschunden zu werden.“

Den Vater mögen solche Schwärmereien bedenklich gestimmt haben, und da er selbst schwach und kränklich war, sandte er den eilfjährigen Sohn einem Freunde, dem Rector Licht an der Gelehrtenschule in Schleswig, zur Erziehung. Der Vater starb einige Stunden nach der Abreise des Knaben.

Ewald schreibt selbst über seinen Aufenthalt in Schleswig: „Mein Rector war ein purus putus Philologus, ein ehrlicher Mann, unverdrossen in seiner Arbeit; nur Schade, daß er beständig glaubte, es sei zu meinem und Anderer Wohl nichts weiter erforderlich, als der edle Vortheil, Lateinisch, Griechisch und Hebräisch besser als die Muttersprache zu können. Ob ich übrigens gut oder schlecht, klug oder dumm werde, war, um der Wahrheit die Ehre zu geben, Etwas, welches er seiner Aufmerksamkeit nicht werth erachtete; wenigstes konnte ich bei ihm die wildesten und gefährlichsten Streiche wagen, ohne darüber zur Rede gestellt zu werden, wenn ich im Uebrigen nur meine Regeln und Lectionen hersagen konnte; fehlte ich aber hierin, dann stand keine Barmherzigkeit zu erwarten. Als eine Art Recreation erlaubte er mir in meinen wenigen freien Stunden in seiner weitläuftigen Bibliothek umherzusuchen und da zu lesen, welche Bücher ich wollte. Die ersten nach meinem Geschmack, welche ich zu meinem Unglück entdeckte, waren die isländischen Sagas, eben so viele Schritte in's Tollhaus für mich. Tom Jones, den ich kurz darauf in der Schule lieh, verfeinerte wieder meinen Geschmack für Märchen etwas, gab aber meiner Moralität den ersten und gewiß einen sehr gefährlichen Stoß. Endlich gerieth mir Robinson Crusoë in die Hände; dieser Abgott Rousseaus hätte auf's Haar mich vollständig verrückt gemacht. Es ist sicher, daß mein Rector, kurze Zeit nachdem ich den Robinson gelesen, mich mit Gewalt wier Meilen Weges zurückholen mußte vom Wege nach Holland, von wo es meine Absicht war nach Batavia zu reisen, in der unschuldigen Hoffnung, unterwegs an der einen oder andern unbewohnten Insel zu stranden.“

Fünfzehn Jahre alt, kehrte Ewald 1758 zurück nach Kopenhagen und bezog in diesem frühen Alter die Universität. Jung wie er war, von Buchs unansehnlich, ward es ihm schwer, sich bei seinen Bekannten zur Geltung zu bringen; das darauf gerichtete Bestreben machte jedoch bald einer andern Neigung Platz. Es hat etwas ungemein Rührendes, Ewalds Schilderung dieser seiner schwärmerischen ersten und letzten Liebe zu lesen. Es ist eine Gluth in diesen Geständnissen, die von der Heiligkeit und Tiefe seiner Gefühle den überzeugendsten Beweis liefert. Ich kann es nicht unterlassen, einige Zeilen mitzutheilen.

„Mein Wirth, welcher Oheim der Jungfer H... war, verheirathete sich bald darauf mit meiner Mutter. Welches Glück für mich! Das einzige Recht, meine Ansprüche mit dem süßen, trauten Schwesternamen zu nennen, hätte ich nicht vertauscht gegen alle Reichthümer meines Stiefvaters. Inzwischen hatte ich heilig gelobt, meinen Lippen nicht das geringste Geständniß meiner Liebe zu erlauben, bevor ich es einigermaßen mit Anstand glaubte thun zu dürfen und ohne allzu dummdreist zu sein. Ich fühlte gar zu wohl, daß ich es noch nicht könne. Was die Lippen betraf, so hielt ich mein Versprechen genau; aber wie konnte ich meine Augen verhindern, meinen Athem, jede Miene, jede Bewegung, alle Augenblicke zu sagen: „Ich liebe, ich liebe, ich liebe dich, Aurelise!“ — Bald kam er zur Besinnung. Er machte die Entdeckung, daß ein Mädchen von 15 Jahren älter sei als ein Mann von zwanzig Jahren, daß er, der wider seine Neigung zum Predigerstande bestimmt war, erst mit fünfundzwanzig Jahren ein Amt erhalten könne, also noch zehn Jahre warten müsse. Könnte, wollte, dürfte sie so lange jede andere Aussicht auf Versorgung ausschlagen? — Schon früher hatte Ewald für den Kriegerstand geschwärmt. Bot nicht der damals Europa bewegende siebenjährige Krieg Gelegenheit zur Auszeichnung, zu schnellem Avancement? Er glaubte so am leichtesten sein Glück machen zu können und an einem schönen Frühlingstage des Jahres 1759 treffen wir ihn mit seinem älteren Bruder in Hamburg. Sie waren aus der Heimath gestohen, ohne einer Menschenseele ihr Vorhaben zu offenbaren, und in der preußischen Armee, unter dem siegreichen Banner des großen Friedrich wollten sie Lorbern ernten. Den Bruder reute der Schritt jedoch, und er schrieb ohne des Johannes Vorwissen einen de- und wehmüthigen Brief nach Hause; als dieser aber merkte, daß die Sache verrathen sei, ging er allein zum preußischen Residenten in der Hansestadt und ließ sich als Kammerhusar für den General Manteuffel anwerben. Er erhielt eine Anweisung auf einen Schiffer nach Magdeburg und einen Empfehlungsbrief an einen Major daselbst. Johannes verließ Hamburg südwärts segelnd, zum nicht geringen Schrecken des Bruders, welcher nach Kopenhagen zurückgebolt ward, später jedoch kein Glück hatte, dumme Streiche machte, nach den westindischen Inseln kam und dort ein trauriges Ende fand. Die Brüder sahen sich in diesem Leben nicht wieder.

Kammerhusar ward Ewald übrigens nicht; man steckte ihn in ein Infanterie-Regiment, was zur Folge hatte, daß der kleine Däne bei der ersten Gelegenheit desertirte und nun in der österreichischen Armee zum Unteroffizier avancirte. Nachdem er die Belagerung Dresdens durch die Preußen mitgemacht hatte, war er der Stra-

Digitized by Google

pazen überdrüssig und mochte wohl auch nachgerade zur Einsicht gekommen sein, daß man nicht so leicht im Handumdrehen den Generalshut erhasche. Die Eltern hatten inzwischen seine Spur aufgefunden und ihn lösgekauft; in Magdeburg wäre er von dem preußischen Commandanten übrigens auf's Haar wieder unter die Blechhaube gesteckt. Allein Ewald fragte den gestrengen Herrn: »Welche Strafe steht auf Desertion?« »Gehängt zu werden«, lautete die Antwort. »Dann hängen Sie mich nur gleich«, erwiederte Ewald, »denn ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß ich fort bin, ehe drei Tage um sind.«

Bereichert durch mancherlei Erfahrungen, kehrte Ewald nun also heim und gab sich mit allem Eifer seinen philosophischen und theologischen Studien hin, so daß er 1762 das Amtsexamen mit Auszeichnung bestand, und eine preisgekrönte Abhandlung über »die Nothwendigkeit eines göttlichen Erlösers für das menschliche Geschlecht« erwarb ihm eine Freiwohnung im Walkendorpschen Collegium, einer Stiftung aus der Zeit Christians IV.

Ewald zählte jetzt zwanzig Jahre — da entriß man ihm seine Verlobte; sie heirathete einen Andern, aber glücklich ward sie nicht. Er äußerte sich darüber in der 1780 geschriebenen Vorrede zu seinen »Sämmtlichen Schriften« folgendermaßen: »Zwei bis drei Jahre nach meinem mißlungenen Zuge erlitt ich einen Verlust, welcher mein Herz weit näher und heftiger berührte als jener. Dies stimmte ohne Zweifel zum großen Theil meine Seele zu dem feierlichen, melancholischen Tone, der, wie ich glaube, ein Hauptzug in meinen meisten Poesien ist. Aber er hatte noch eine andere Wirkung zur Folge — er trennte mich durchaus von allem dem, was man geistliches Glück nennt. Seither hatte ich nur Einen bewegenden Grund gehabt, nach dergleichen zu trachten, — und dieser Grund war nun hinfällig geworden. Nun ward es mein Plan, durch's Leben zu schlendern, wie's am besten gehen wollte, und meinen Weg, wie ich's eben konnte, mit einer gewissen Art von Glückseligkeit zu schmücken. Ein ruhiges Hütchen, eine angenehme Gegend, mäßiges Auskommen, wenige aber rechtschaffene Freunde, und vor Allem, darf ich sagen, so nützlich zu sein, wie meine Kräfte erlaubten, ohne Jemandem zur Last zu fallen, war Alles, was ich derzeit mir von der Welt wünschte.«

Mit diesen Andeutungen aus Ewald's Jugendzeit sei's genug; im Folgenden wird sich zeigen, wie sein Genius die Schwingen zu regen begann.

* Gedichte von Werner Bergmann.

Kosciuszko.

Ein Grabenstein.

Bei Maciejowice sank er nieder,
An Leib und Seele wund;
Sein letzter Ruf klingt ewig wieder:
Finis poloniae!

Den Zaaren greift ein menschlich Rühren:
»Brecht seine Band' entzwei!«
Er spricht, als sie zu dem ihn führen:
Ich war in Ketten frei.

»Laß ehren dich durch diese Gabe;
Hier, nimm zurück die Wehr!« —
Da ich kein Vaterland mehr habe,
Brauch' ich das Schwert nicht mehr.

»So leb als Fürst in meinen Reichen,
Nimm tausend Seelen dir!« —
Behalt' e Kaiser, deine Leichen;
Was sollen Sklaven mir?

»Laß mich zur Reise Geld die senden!« —
Er neigt sich ernst und schweigt.
Das Geld ist in des Zaaren Händen,
Als er die Grenz' erreicht.

Er geht, von Freundesarm umschlungen,
Der tausend Kronen werth,
Der treu für's Vaterland geschwungen
Die Leier, wie das Schwert.

Er segelt aus der Freiheit Hafen
Zum Land' der Freiheit hin,
Auch dort zu Kämpfen wider Sklaven
In Wäldern und Prärien.

Spät ruht er an der Seine Strande
Vom Wanderleben aus;
Zerrissen hat er alle Bande
Mit Vaterland und Haus.

Noch einmal sieht er sich erheben
Zum Kampf den weißen Aar
Und kann verströmen Blut und Leben
Für eine Fremdlingsschaar.

Und mag auch Frankreich um ihn werben
Mit Kranz und Ehrenband;
Er trägt sein müdes Haupt zum Sterben
In's freie Schweizerland.

Was ließt ihr nicht die Heldenleiche
Im Solothurner Sand?
Was soll in dir sein Haupt, das bleiche,
Geknechtet Vaterland?

Lieh' ihm die Allmacht wieder Stimme,
Sie wär' ein ew'ges Weh
Und riefe noch zur Stund' im Grimme:
Finis poloniae!

Lied.

Ich hab' es wohl empfunden,
Was du mir ewig bist,
In jenen selgen Stunden,
Da mich dein Mund geküßt;
Da mir dein Wort und Blick enthüllt,
Was Seelen heiligt, Schmerzen stillt.
Ich hab' es wohl empfunden,
Was du mir ewig bist.

Wer könnte dich vergessen,
Der einmal dich geliebt?
Ob ich die Welt durchmessen,
Genossen, was sie giebt:
Ich hör' und seh von Nord nach Süd
Nur dich in Schöpfung, Bild und Lied.
Wer könnte dich vergessen,
Der einmal dich geliebt?

Wie könnt' ich dich bemeinen,
Als dir das Auge brach?
Du lebst ja bei den Deinen
Den ew'gen Sonnentag;
Und wie ich auf der Erde dein,
So denkst du unter Engeln mein.
Wie könnt' ich dich bemeinen,
Als dir das Auge brach?

Digitized by Google

* Händel und die Frauen.

Es ist häufig die Frage, wie es zu erklären sei, daß der vielgefeierte Componist Händel unverheirathet geblieben, aufgeworfen und verschieden beantwortet worden. In den biographischen Schilderungen ist nicht nur oft von Damen die Rede, die für ihn geschwärmt, es werden auch mehrere namhaft gemacht, von denen man mit Sicherheit annahm, daß eine derselben eine Ehe mit ihm schließen werde. Daß in keinem dieser Fälle die öffentliche Meinung Recht behalten hat, ist der Grund gewesen, daß man Händels Wesen als unverträglich bezeichnet und angenommen hat, er selbst habe alle derartige Aussichten vernichtet. Seine Feinde, deren er in England eine Legion hatte, versäumten auch nicht, diese Angelegenheit zu seinem Schaden auszubeuten und alles mögliche Nachtheilige und Ehrenrührige über ihn unter die Leute zu bringen. Chrysander hat mit dem Eifer, der ihn bei allen seinen Händel-Studien beseelt, auch diesen Punkt genau erforscht und kommt zu dem Resultate, daß des Tondichters Charakter hier wie überall unantastbar sei, daß selbst seine raffinirtesten Feinde keinen Makel auf ihn zu werfen vermocht, vielmehr aus seiner rastlosen Thätigkeit und der ganzen Richtung seines Wesens auf seine Kunst zu erklären sei, daß er sich bei der leidenschaftlichen Aufregung seiner Parteikämpfe nie mit ganzem Herzen dem Verhältnisse zu einem weiblichen Wesen hingegeben habe. Wir finden hierüber in der Biographie Händels eine Bemerkung aus dem Jahre 1724. Zu jener Zeit sprach man viel davon, daß der Componist sich verheirathen werde.

Gewiß wäre diese Zeit die allergünstigste seines Lebens gewesen. Er war für sein Alter von 39 Jahren fast noch jugendlich zu nennen. Lange gefeiert, hatte er doch niemals vorher die ruhmvolle Bedeutung erlangt, wie in diesen Tagen. Kein Wunder, wenn in Folge dessen ihm auch ein häusliches Glück zu nahen schien, wenn unter den zahllosen Schönen, die das Genie bewunderten, sich auch einige fanden, die den Mann liebten und zu besitzen wünschten. Aber dieses Glück war nur eine schöne Täuschung; Händel blieb unverheirathet. Wir sind nicht ganz ohne Nachrichten über die wahren Ursachen. Zwar wenn Hawkins sagt: „Seine geselligen Gefühle waren nicht sehr stark, und daher mag es kommen, daß er sein ganzes Leben im Cölibat zubrachte; daß er aber keinen weiblichen Umgang von anderer Sorte hatte, darf man besseren Grundsätzen zuschreiben“ —; so ist dies zunächst nur seine eigne Ansicht, indeß auf Hörensagen und eine gewisse persönliche Bekanntschaft gegründet. Aber der jüngere Schmidt, der es wissen mußte, und der den besseren Theil von Hawkins' Vermuthung willig bestätigte, erzählte den Seinen mancherlei über das wahre Verhältniß, und diese haben uns folgendes davon aufbewahrt. „Er war niemals verheirathet; aber sein Cölibat muß nicht einem Mangel persönlicher Anziehungskraft zugeschrieben werden, oder der von Sir John Hawkins ungerechter Weise vermutheten Quelle, nämlich der Abwesenheit geselliger Gefühle. Im Gegentheil, es kam von seinem Streben nach Unabhängigkeit. Er fürchtete Erniedrigung und scheute die unlösbaren Fesseln. Als er jung war, verliebten sich zwei seiner Schülerinnen, Damen von beträchtlichem Vermögen, so sehr in ihn, daß jede von ihnen eine eheliche Verbindung mit ihm wünschte. Die erste, sagt man, wurde ein Opfer ihrer Leidenschaft. Händel wollte sie heirathen; aber sein Stolz wurde verletzt durch die rohe Erklärung ihrer Mutter, sie werde niemals zugeben, daß ihre Tochter einen Fiedler heirathe; empört über diesen Ausdruck gab er jede weitere Verbindung auf. Nach dem Tode der Mutter erneuerte der Vater seine Bekanntschaft, und theilte ihm mit, daß alle Hindernisse beseitigt seien; aber er antwortete, die Zeit sei nun vorbei; und die junge Dame verfiel in ein Siechthum, welches ihrem Leben bald ein Ende machte. Die zweite Liebschaft war eine Dame von glänzendem Stande, deren Hand er möchte erhalten haben, wenn er seine Profession hätte aufgeben wollen. Diese Bedingung verwarf er entschlossen, und löste löblicherweise ein Verhältniß, welches die großen Fähigkeiten seines Geistes eingeengt haben würde.“ Hiermit sind die Quellen, welche über diesen Gegenstand fließen, rein ausgeschöpft. Was man weiter beibringen mag, wird sich auf Bemerkungen und Muthmaßungen beschränken. Es ist auffallend genug, daß beide Verhältnisse wie eine Prüfung und Versuchung an den Muster herantreten, und hierdurch nur Ringe bilden in der langen Kette, die schon in seiner Kindheit den Genius fesseln wollte. Vater Händel wollte nicht, daß der Sohn ein Fiedler werde; nun will die Mutter der Einen Geliebten nicht, daß die Tochter einen Fiedler heirathe; und die Verwandten der Anderen, von noch höherem Stande, sind es nur dann zufrieden, wenn er, dem Fiedlerthum als Erwerb entsagend, als vornehmer Mann gleich ihnen seinem Gelde, und nebenbei zum Vergnügen auch der Kunst, leben wolle. In diesem Widerstreite war er aufgewachsen, kämpfend mit der Macht der Vornrtheile war er ein Mann geworden, die Ausübung der Kunst hatte ihm persönlich glücklich und Andern gegenüber weltberühmt gemacht: nachgerade kannte er seinen natürlichen, hundertfältig zurück geschlagenen Feind, und so wußte er neue Angriffe desselben, selbst von so zarter und verwickelter Natur wie Liebesverhältnisse zu fein pflegen, geschickt und ruhig zu erledigen. Die leicht oder wie schwer ihm dies ward, kann man nicht wissen; die Erzählung klärt uns doch im Grunde sehr wenig über die berührten Verhältnisse auf. Nur soviel ist gesagt, daß die erste Anregung von den Damen ausging; nicht der Lehrmeister, sondern die Schülerin verliebte sich zuerst. Aber selbst hieraus läßt sich nicht schließen, daß er halb mitleidig Gegenliebe schenkte: es kann ebensowohl, und vom englischen Standpunkte gewiß am richtigsten, heißen sollen, er habe die so sehr über seine Ansprüche hinaus gehenden Verbindungen erst gesucht, als die Damen ihm in freier Neigung entgegen kamen.

Hätte er jenes früh verstorbene Mädchen geheirathet, so würde schwerlich die Ehe eine glückliche geworden sein. Im folgerichtigen Künstlerstreben kam Händel dahin, Alles zu verlieren, ohne welches ein Familienleben im Kreise vornehmer Verwandtschaft kaum denkbar ist, Geld, Ruhe, Gesundheit, Publikum, Unterstützung der Großen, Freunde, namentlich alle die vornehmen Halbfreunde, und was bei solchen Zuständen weiter zu folgen pflegt. Angenommen, seine Gattin besaß die volle Gewalt weiblicher Sanftmuth und vermittelnder Versöhnlichkeit, wo hätte sie diese anwenden können? was konnte sie anders thun, als, wie einstimmig alle Freunde, zum Nachgeben rathen, wo doch nicht nachzugeben war? und wie war dem bis zum Wahnsinn erregten Manne das häusliche Leben angenehm zu machen, wenn die Mittel kaum für seine eignen wenigen Bedürfnisse zureichten? Die Verhältnisse und Händel's Künstlergang machten einen Zusammenstoß unvermeidlich; auch das beste Weib würde schwach in sich zusammen gesunken sein und wohl erfahren haben, daß bei Händel's Natur eine sanfte Ablenkung vom sturmvollen Gange unmöglich war. Händel war empfänglich für Weiblichkeit, ja verehrungsvoll empfänglich im höchsten Maaße; daß er eine Gattin auf seinem Lebenswege stets dieser seiner Stellung zu dem ganzen Geschlecht entsprechend behandelt haben würde, darf man voraussetzen, aber nicht schlechterdings behaupten. Mit andern Worten: sein Verhältniß zu dem Geschlechte war das des

Digitized by Google

Künstlers; Weiblichkeit war ihm eine Quelle der theuersten fruchtbringendsten Ideen; ihm fehlte nichts dadurch, daß er unverheirathet blieb. Sehr selten wird man, wie hier, das Künstlerische von dem natürlich und individuell Menschlichen trennen können. Bei Mozart z. B. würde niemand daran glauben, die Gluth des idealen Künstlers schlägt in zu vielen Gesängen mit der des sinnlichen Menschen zusammen. Händel's Flamme ist rein ideal; sein Altar steht frei, und bildet nicht zugleich den häuslichen Heerd. Daß er aber weibliches Gefühl und Wesen wirklich auf's tiefste und wundervollste aussprach, ist längst erwiesen. Ueberall waren es die Damen, welche für ihn Partei ergriffen; der überwiegende und bessere Theil fand sich in ihm wieder, eben in den pathetischen Frauengesängen; und die Engländerinnen seiner Zeit vereinigten mit echt weiblichem Charakter italienische Gluth der Empfindung. Daß er dieser gluthvollen reinen Weiblichkeit die rechte Sprache zu geben wußte, war mitunter sein einzig wirksames Zaubermittel. Man nehme ihm etwas von der Höhe absoluter Vollkommenheit, auf welcher er hier steht, und eine Wirkung dieser Art wäre unmöglich gewesen. Während er die Weichlinge unter den Männern oft durch männliche Härte verscheuchte, durfte er auf die Damen unter allen Umständen rechnen.

* Spohr in England.

Es ist bekannt, daß Spohr in England mehrere seiner großen Werke zuerst aufgeführt hat und daß er dort stets, namentlich in London und Norwich, glänzend aufgenommen und hochgefeiert wurde. Der Kurfürst von Hessen hat ihm zwar manchmal die Freude, die seiner in England harrte, verdorben, wie denn z. B. im Jahre 1845, als »der Fall Babylons« in Norwich zur ersten Aufführung gelangte, selbst durch die dringendsten Vorstellungen in Kassel ein Urlaub nicht zu erlangen war. Zu anderen Zeiten hatte aber Spohr Muße, die Lorbeern, die man ihm in England weihte, selbst in Empfang zu nehmen. So im Jahre 1839, als man ihn nach Norwich eingeladen hatte, damit er sein Oratorium »des Heilands letzte Stunden« dirigire. Die Biographie des Meisters berichtet über diese Triumphreise.

Im September 1839 trat Spohr die Reise nach England an und zwar in Begleitung seiner Frau und seiner langjährigen Freundin Frau v. d. Malsburg. Nach einer äußerst stürmischen Seefahrt und dadurch um sechs Stunden verspäteten Ankunft in London ward Spohr bei den sich nun entwickelnden Confusionsscenen zunächst durch die Ansprache eines ihm fremden Herrn sehr angenehm überrascht, der — einen Befehl der Regierung vorzeigend — sogleich Spohr's Gepäck unvisitirt sich auslieferte und in ein elegantes Boot bringen ließ, welches sodann ihn und seine Gefährtinnen sicher und schnell ans Land brachte, wo der Wagen bereit stand, der sie dem gastfreundlichen Hause des Professor Ed. Taylor zuführen sollte. In dessen liebenswürdiger Familie fühlten die Gäste, umgeben von den sie entzückenden ächt englischen Gebräuchen alsbald sich heimisch, und nach wenigen Tagen war eine Freundschaft für's ganze Leben geschlossen. Die kurze Frist bis zur Weiterreise mußte schnell benutzt werden, um die Hauptmerkwürdigkeiten der Weltstadt kennen zu lernen, die die Reisenden mit Staunen und Bewunderung erfüllten. Einen gewaltigen Eindruck machte Allen der Besuch der Westminsterabtei, worüber es in den in die Heimath gesendeten Briefen heißt: »Schon der Eintritt in das majestätische Gebäude, das von allem Herrlichen in London der Glanzpunkt ist, macht einen so erhabenen und ergreifenden Eindruck, daß wir uns der Thränen nicht enthalten konnten; man glaubt wirklich nicht mehr in irdischen Räumen zu wandeln. Dazu aber klangen die Töne einer herrlichen Orgel, — denn es wurde gerade Gottesdienst gehalten, — und nun folgten doppelchörige religiöse Gesänge, so rein, so lieblich und gefühlvoll vorgetragen, daß sie wie Engelstimmen aus höheren Welten klangen. So etwas hatten wir Alle noch nie gehört. Und abermals erklangen Orgeltöne, wir vernahmen Spohr'sche Harmonien und unterschieden bald die ergreifenden Klänge seiner gehaltstimmigen Messe und die großartige Ouverture zu »Des Heilands letzten Stunden«, die, von dem berühmten Organisten Turle ausgeführt, sich herrlich ausnahmen....«

Doch die Zeit drängte zur Weiterreise nach Norwich, wo Professor Taylor, der Hauptleiter des ganzen Musikfestes, schon im Voraus die nöthigen Vorproben zu Spohr's Oratorium gemacht hatte und die Reisenden nun empfing, um sie zum Mayor von Norwich hinzugeleiten, in dessen brillanter Behausung sie ihre Wohnung nehmen sollten. Gleich am nächsten Morgen führte der Mayor nun seine Gäste zum Gottesdienst in die Kathedrale, die von ungeheurer Größe ist und für die schönste in England gilt. In einem hierüber berichtenden Briefe heißt es: »Von einem solchen Gottesdienst, obgleich er an drei Stunden dauert, kann man nicht leicht ermüdet werden; die himmlische Musik, womit er auf die mannichfachste Weise durchwebt ist, vermag ich nicht zu beschreiben, und ausgeführt wurde sie — in einer Reinheit und Vollendung, daß auch Spohr sich davon ganz hingerissen fühlte. Die Gemeinde sang gar nicht, las aber immer nach in ihren Gesang- und Gebetbüchern, deren schönen Text (lauter Bibelworte) ich vollkommen, und zwar besser als die Predigt verstehen konnte. Der weißgekleidete Chor mit seinen zarten Tönen machte einen unwiderstehlichen Eindruck; Text, Musik und Vortrag, Alles stimmte so herrlich überein, daß ich meinte, ich könnte mir selbst im Himmel keine schönere Verehrung Gottes denken. Als wir uns am Schlusse mit der ganzen Versammlung auf den Rückweg durch die weiten Hallen des Prachtgebäudes begaben, stellten sich die Menschenmassen zu beiden Seiten, um uns durchgehen zu lassen und Spohr wie ein Wunder anzustaunen; Viele ließen sich auch gleich in diesen heiligen Räumen ihm vorstellen; unser guter Mayor, der uns begleitete und Spohr führte, war ganz vergnügt und stolz über dies Alles. Seine Tochter Mary, ein reizendes Mädchen von fünfzehn Jahren, ist ebenfalls schon sehr enthusiastisch für die Musik und besonders für Spohr; auch spielt sie selbst sehr schön Klavier, und nachdem ihr Vater uns eröffnete, es würde sie lebenslang glücklich machen, einige Töne mit Spohr zu spielen, begleitete er ihr eine seiner Lieblings-Sonaten von Mozart....«

Hätte Spohr die englische Sprache verstanden, so wäre vielleicht der Eindruck des Gottesdienstes bei ihm durch den Umstand gestört worden, daß die dabei gehaltene Predigt großentheils gegen sein Oratorium gerichtet war. Schon vor seiner Ankunft in Norwich hatten sich nämlich bedeutende Stimmen einer pietistischen Partei erhoben, die in Schrift und Predigt auf alle Weise darzuthun suchten, daß es sündlich und profanirend sei, einen so heiligen Gegenstand wie Christi Leiden und Sterben, zu einem musikalischen Kunstwerk zu benutzen. So hielt es denn auch an jenem Sonntag Morgen, wo Spohr die Kathedrale besuchte, ein frommer Priester für seine Schuldigkeit, eine vernichtende Rede gegen dessen Oratorium: „Calvary“ — wie es in der englischen Uebersetzung heißt — zu schleudern und am Schluß seine Zuhörer zu beschwören, sie möchten, »um nicht ihre Seelen für eines Tages Vergnügen hinzugeben,« von der Aufführung desselben hinwegbleiben. Das »Monthly Chronicle«

Digitized by Google

erzählt hierüber weiter: „Wir erblicken nun auf der Emporkirche dem fanatischen Eiferer gerade gegenüber sitzend den großen Componisten, mit glücklicherweise englisch taubem Ohr, aber in so würdiger Haltung, mit dem Blick voll reinen Wohlwollens, und soviel Demuth und Milde in den Zügen, daß sein bloßer Anblick wie eine gute Predigt zum Herzen spricht. Wir machen unwillkürlich einen Vergleich und können nicht zweifeln, in welchem von Beiden der Geist der Religion wohnt, die den wahren Christen bezeichnet!“ Am Tage nach der Aufführung des Oratoriums sagt dasselbe Blatt weiter: „Dieser Tag hatte über das Schicksal von „Calvary“ zu entscheiden und im ungünstigen Falle wäre der Ruhm von Norwich für immer dahin gewesen. Die Gemüther waren daher in großer Spannung, weil Viele den mächtigen Einfluß einer widerstrebenden Geistlichkeit fürchteten. Doch ein guter Geist und richtiges Gefühl triumphirten, und Stunden lang vor der Eröffnung der Thüren war die Sache entschieden. Von nah und fern strömten die Zuhörer zu Tausenden herbei in gespannter Erwartung und aufgeregtem Enthusiasmus, der während der Aufführung sich fortwährend steigerte; alle Erwartungen wurden übertroffen, und ein vollständiger Triumph gefeiert. Man kann mit Recht von diesem Oratorium sagen, daß ein göttlicher Hauch es durchweht; mehr als irgend ein Werk der neueren Zeit ist es aus warmem Herzen hervorgequollen und kann nicht ohne Thränen gehört werden.....“ — Der Bischof von Norwich, welcher seiner religiösen Richtung nach ebenfalls zu den Gegnern des Oratoriums gehörte und daher auf gespanntem Fuße mit dem Mayor stand, wünschte doch die persönliche Bekanntschaft von dessen berühmten Gast zu machen, und ließ wiederholte schriftliche Einladungen zum Diner an denselben ergehen; da diese aber in englischer Sprache abgefaßt waren, so fielen sie zunächst dem Mayor als Dollmetscher in die Hände, der dann jedesmal eine ablehnende Antwort in Spohr's Namen ertheilte. Endlich wurde der Vorschlag gemacht, daß er in einem der Concerte dem Bischof vorgestellt werden sollte, und auch dieses gab der Mayor nur unter der Bedingung zu, daß Spohr ihm versprächе, dem Bischof höchstens auf halbem Wege entgegen zu gehen und keinen Schritt weiter nach ihm hinzuthun, als Zener von seinem entfernten Sitz aus zu Spohr herschreiten würde.

Das Festhalten an dem steifen englischen Ceremoniell, das besonders in den großartigen Einrichtungen des Mayor vorherschend war, gab noch öfter Veranlassung zu allerlei komischen Scenen und Erörterungen. So sandte Spohr gleich in den ersten Tagen, als er in die Probe seines Oratoriums gegangen war, von dort aus an seine zu Hause zurückgebliebenen Reisegefährtinnen zwei ihnen noch unbekannte Herren ab mit der Aufforderung, ebenfalls hin zu kommen, um mit ihm den ergreifenden Eindruck, den der Anblick der prächtigen St. Andrew-Hall gleich beim Eintritt auf ihn gemacht hatte, zu theilen. Die Damen folgten begreiflicherweise dieser Einladung und nahmen ohne Bedenken die Begleitung der „im Hause noch nicht vorgestellten Herren“ an, wodurch sie zwar Verwunderung und Entsetzen bei allen Bewohnern des Hauses bis zur Dienerschaft erregten, aber sich selbst die Freude bereiteten, bei ihrer Ankunft in der Halle noch Zeugen des beispiellosen Jubels zu sein, womit die Versammlung Spohr bei seinem Eintritt ins Orchester begleitete, worüber u. A. „Monthly Review“ berichtet: „Ich wollte, alle Welt hätte den donnernden Applaus, den wahrhaften Sturm hören können, womit Spohr vom ganzen Orchester, bis herab zu den Chorknaben, begrüßt wurde. Dieser Empfang des großen, herrlichen Mannes, der Thränen der Rührung aus den Augen seiner Gattin hervorlockte, muß auch ihm tief zu Herzen gegangen sein.“ Am folgenden Abend sollte nun das erste Concert stattfinden und Spohr sein Concertino „Sonst und Jetzt“ darin vortragen; da aber in dessen Schlußsatz einige schwere Stellen für die Trommel vorkommen, so hatte er sich den damit beauftragten jungen Trommelschläger am Vormittag in seine Wohnung bestellt, um ihm selbst die nöthigen Anweisungen dabei zu geben. Als nun der nette Knabe mit seiner Trommel erschien, fand es sich aber, daß er nur englisch verstand und es mußte in dieser Noth des Mayor's liebliches Töchterchen zur Hülfe herbeigerufen werden, die dann, obwohl befremdet über alle die unerhörten Vorgänge in ihres Vaters Hause doch willig den Versuch wagte, die durch Spohr ihr in französischer Sprache so halb klar gemachten Bemerkungen mit manchen ihr selbst unverständlichen Kunstausdrücken dem fremden Knaben englisch auseinanderzusetzen, was schließlich so erwünschten Erfolg hatte, daß Spohr sich noch nach Jahren mit wahrem Vergnügen dieser allerliebsten und komischen Verwittlungsscene erinnerte. Am Abend, wo das erste der sechs Riesenconcerte in dem großartigen von etwa 3000 Zuhörern und 500 Mitwirkenden angefüllten Lokal stattfand, gingen erst eine Symphonie von Haydn und verschiedene Gesangnummern voraus, worunter auch das Duett aus Jessonda: „Schönes Mädchen“; dann aber waren, wie die „Times“ erzählt, „alle Augen erwartungsvoll nach dem Orchester gewendet, um Spohr bei seinem Erscheinen mit enthusiastischem Jubel zu begrüßen.....“ „Tiefe erwartungsvolle Stille herrschte beim Beginn seines Concertino's, welches er „Sonst und Jetzt“ benannt hat, um sogleich die darin ausgeführten Gegensätze des älteren und des jetzigen Compositionsstyles anzudeuten.“ Die nun folgende, in den ausgesuchtesten Lobsprüchen sich ergießende Beurtheilung von Spohr's Spiel schließt mit den Worten: „Sein Instrument spricht eben so beredt zum Herzen, wie der herrlichste Gesang. Die vollendete Beherrschung seines Bogens wie seiner Finger, wird durch die wunderbare Macht seines mens divinior doch noch übertroffen. Das Concertino beginnt nach einem kurzen, aber prächtigen Präludium mit einer lieblichen Menuet aus der alten Schule, geschmückt mit dem ganzen Reichthum von Harmonien, die gleichsam von selbst aus Spohrs Feder zu fließen scheinen — dann folgt ein türkisches Allegro, voller Phantasie und sprudelnd von dem schimmernden Glanz moderner Ausführung.“

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Allerweltsgeschichten. Von Feodor Wehl. — Lucas Granach, historischer Roman, zweite Abtheilung in 4 Bdn. Von H. von Maltitz. — Erzählende Schriften. Von C. von Holtei. Erste Lieferung. — Ch. Dickens, great expectations. 3 Vols. — Schwarzenberg. Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen. Von W. Kienze. — Gesammelte dramatische Werke von A. Benedix, Bd. 13.

* Von Julius Altmanns „Büstenbarfe“, die wir bei ihrem Erscheinen nach Verdienst anerkennend besprachen, wird demnächst eine neue Auflage ausgegeben. Derselbe gewandte Uebersetzer veröffentlicht in diesen Tagen: „Alkeran der Liebe. Neu-türkische Dichtungen von Husein-Ali-Mirza, Statthalter zu Schiraz.“

* Bei G. G. Lange in Darmstadt erscheint jetzt: „Die Schweiz in Original-Ansichten, mit historisch-topographischem Text von H. Runge.“ Das ganze Werk ist auf drei Bände zu 18 Lieferungen berechnet, und die bis jetzt erschienenen Hefte lassen ein gediegenes Prachtwerk hoffen, da die Stiche außerordentlich sauber und geschmackvoll ausgeführt sind. Die ganze Ausstattung ist überhaupt durchaus elegant.

Digitized by Google

* Von den Pertz'schen Monumenta Germaniae historica ist der siebenzehnte Band bereits erschienen (Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover). Die bis jetzt herausgegebenen Bände umfassen 3260 Bogen und kosten zusammen 200 Thaler.

* Von Hermann Schmid, dem Verfasser allerliebst Dorfgeschichten aus Bayern, sind kürzlich bei Fleischmann in München zwei Bände erschienen. Der eine enthält einen Bauernroman: »Das Schwalbert«, während in dem andern sieben Novellen gesammelt sind, die sich sicher, wie ihre Vorgänger, großen Beifalls erfreuen werden.

* Bei J. J. Weber in Leipzig erscheint, von Heinrich Kurz herausgegeben, eine »Deutsche Bibliothek. Sammlung hervorragender Schriften der älteren deutschen National-Literatur.« Es ist das ein Unternehmen, welches nicht genug empfohlen werden kann, denn wie viele werthvolle Schriften der vorigen Jahrhunderte sind aus fast allen Privatbibliotheken verschwunden, so daß sie selbst den Gebildeteren nur aus Literaturgeschichten nach knapper Inhaltsangabe bekannt sind. Kurz verspricht nur seltene und zugleich bedeutende Werke in die Sammlung aufzunehmen, die Texte mit diplomatischer Treue wiedergeben, immer die letzte, von dem Verfasser selbst besorgte Ausgabe zu Grunde zu legen, dem Texte kurze Erläuterungen beizufügen und demselben eine kleine Einleitung über den Verfasser und seine Schriften voranzuschicken. Die zunächst erscheinenden Bände werden enthalten: Burkhard Waldis, Esop; Simplicissimus und Fischarts epische Gedichte. Im Michaelis soll der erste Band erscheinen, etwa in der Stärke von 20 Bogen und zu dem billigen Preise von 1 Thlr. 10 Ngr.

* Die Rede, welche Professor R. Virchow am 7. Februar d. J. in der Berliner Sing-Akademie hielt, ist jetzt nebst Erläuterungen unter dem Titel »Goethe als Naturforscher und in besonderer Beziehung auf Schiller«, erschienen. Ursprünglich war sie für den 10. November, Schillers Geburtstag, bestimmt gewesen und nur durch äußere Verhältnisse aufgehalten worden. Die Rede ist, sowohl durch den Gegenstand als durch Virchow's meisterhafte Behandlung und Beherrschung des Stoffes sehr anziehend und aufschlußreich, und die Beilagen sind für die Geschichte der deutschen Wissenschaft von großem Werthe.

* Wie es heißt, hat Paul Heyse ein Schauspiel »Ludwig der Bayer« geschrieben.

* Das siebente (Juli)-Heft von Feodor Wehl's »Deutscher Schaubühne« bringt ein neues Lustspiel von Roderich Benedix, »Blaubart«, eine hübsche, gefällige Arbeit des bewährten Dichters.

* Von Fallmerayer wird noch in diesem Jahre eine unverkürzte vollständige Sammlung seiner zerstreuten Aufsätze in drei Bände bei W. Engelmann in Leipzig erscheinen.

* Im vorigen Jahre erschien in Paris, mit kaiserlicher Unterstützung, ein prachtvoll ausgestattetes Buch: Monuments pictographique américains, précédé d'une notice sur l'idéographisme des Peaux-Rouges par M. Jahn. Em. Domenech, welches ein höchst eigenthümliches Aufsehen erregt hat. Herr Domenech fand nämlich in der Bibliothèque de l'Arsénal ein Heft mit Figuren und buchstabenähnlichen Zeichen, von dem Niemand wußte, wann und woher es nach Paris gekommen sei. Das that aber Nichts zur Sache. Herr Domenech hielt es alsbald für ein von einer Rothhaut angefertigtes Opus und besorgte die Herausgabe, selbst vermeinend oder glauben machen wollend, Bunder was für einen unschätzbaren Fund er gethan habe. Unglücklicher Weise kam ein Exemplar in theutsche Hände, und von München aus durch nachgewiesen, daß das zu so hohen Ehren gebrachte Manuscript, welches die gelehrte Welt Frankreichs in Erstaunen setzte, nichts anderes sei als ein Heft, in welchem irgend ein deutscher Junge seine Kritzeleien angebracht. Menschliche Figuren sind dargestellt durch größere Kreise, an denen vier Linien die Arme und Beine vorstellen sollen, während ein kleinerer Kreis und zwei Punkte den Kopf und die Augen bedeuten. Zwischen diesen köstlichen Figuren und an ihnen herum befindet sich allerlei Gekrigel, aus welchem sich Wörter herauslesen lassen, wie: Anna, gern, Maria Johannes, Vater unser, Betrüger, Honig, Honig, riechen, schädlich, gewusst, Maria, Wurst, Faustag, an Vergelt (ung), so wahr als Gott, Gnadreich Gottes, Gewalt, Feiertag, heilig, nicht wohl, heilige Sache, Hösel das u. s. w. Höchst komisch sind die Bildererklärungen des Abbé, wenn man bedenkt, daß sämmtliche Figuren in der angegebenen »Manier« ausgeführt sind. So heißt es auf Blatt 53: »Diese Figur ist die eines himmlischen Geistes, wahrscheinlich einer dem katholischen Dogma entlehnten Persönlichkeit, denn wir sehen sie öfter, wie sie die Menschen durch ihre Gegenwart begeistert, ihnen ihre Tugenden mittheilt und die überaus seltenen Auszeichnungen eines hohen Ranges zur Schau trägt.« Blatt 60 enthält Figuren, an denen mit Röthel etwas herum gefudelt ist. Die Erklärung lautet: »Hier sind zwei himmlische Geister dargestellt, die wir geneigt sind für Geister des Feuers, für die obersten Herren der Wolken, des Blitzes und des Regens zu halten.« In der Correspondence littéraire Nr. 17 zieht man nun, durch die deutschen Enthüllungen aufmerksam gemacht, gegen den Abbé zu Felde, der wahrscheinlich dadurch bewogen worden ist, in größter Eile davon zu laufen. Er soll sich nach Irland begeben haben.

* Unter dem Titel »Braga« ist in Hamburg ein neues »Organ für Wissenschaft und Kunst« zur Welt gekommen. Es erscheint in vierteljährigen Heften; das erste bietet Mannichfaltiges dar und ist streng in der Kritik sowohl über literarische wie musikalische Werke.

* Die Universität Breslau feiert bekanntlich nächstens den Tag ihres fünfzigjährigen Bestehens. Ein Augenzeuge erzählt in einem schlesischen Blatte über den ersten 1811 in Zobten gefeierten Commers, daß bei demselben ein Stud. med. Freytag durch heitere Improvisationskünste unter Studenten und Philistern große Fröhlichkeit hervorrief. Dieser muntere, poetische Bursche von 1811, spärer Dr. med. und Bürgermeister in Creuzburg, ist der Vater unseres großen Gustav Freytag, der mit Recht zu den gefeiertsten deutschen Dichtern der Gegenwart gezählt wird. Es dürfte die Bremischen Leser des Sonntagsblatts höchlichst interessiren, wenn wir ihnen die Mittheilung machen, daß dessen »Fabier«, die hervorragendste dramatische Erscheinung der Neuzeit, im Laufe der nächsten Winter-Saison wahrscheinlich auf unserer Bühne zur Aufführung gelangen werden.

* In Florenz starb am 29. Juni die englische Dichterin Elisabeth Barrett Browning.

* Ueber das große deutsche Sängerfest zu Nürnberg, welches in jeder Weise glänzend ausgefallen ist, soweit Nachrichten darüber vorliegen, werden wir in nächster Nummer umfänglichen Bericht abstatten.

* Franz Liszt soll Aussicht haben, zum Oberintendanten der kaiserlichen Kammermusik in Paris ernannt zu werden.

* Der alte König Ludwig von Bayern hat an den Director P. v. Cornelius bald nach dessen Ankunft in Berlin, bei seiner jetzigen Rückkehr aus Italien, einige herzliche Verse gerichtet, in welchen der kunstliebende Fürst mit tiefer Bewegung der schönen Zeiten gedenkt, die er im herrlichen Rom mit dem befreundeten Künstler verlebte, und die Hoffnung ausspricht, dort wieder mit ihm im Genusse der schönen Künste schwelgen zu können.

* Der geniale Maler, Professor W. Camphausen in Düsseldorf, hat von König Wilhelm I. die große goldne Medaille für Wissenschaft und Kunst erhalten, eine Anerkennung seiner Leistungen im Gebiete der Historienmalerei. Bei dieser Gelegenheit wollen wir auf ein Werk aufmerksam machen, zu dessen vorzüglichen Stützen eben der treffliche Camphausen gehört, wir meinen die im Verlage der Buchhandlung Meinhold und Söhne in Dresden erscheinende »Deutsche Geschichte in Bildern«, welche ein ächtes Nationalwerk genannt zu werden verdient. In schönen, kräftigen Holzschnitten sind da wiedergegeben Zeichnungen von M. v. Schwind, Ehrhard, Bendemann, v. Oer und Plüddemann, außer vielen andern Namen besten Klanges, besonders zahlreich vertreten ist aber Camphausen, der sich mit besonderer Vorliebe des Werks anzunehmen scheint. Wenn dasselbe vollendet ist — es erschint in Lieferungen mit begleitendem Text — werden wir eingehender das schöne Unternehmen besprechen können.

* Der berühmte Bildhauer Fernkorn in Wien hat ein Modell zu einer Statue des Prinzen Eugen geliefert, welches den Helden in Lebensgröße zu Pferde und mit dem Marschallstab in der Hand darstellt; Hans Gasser hat den Auftrag, die kolossale Büste des Herzogs von Augustenburg zu modelliren.

* Die englische Regierung hat dem Parlamente eine Bill zum Schutze des Eigenthums- und Verlagsrechtes aller in den Bereich der schönen Künste gehörenden Gegenstände vorgelegt. Nach derselben sind Gemälde, Statuen u. s. w. absolutes Eigenthum der Künstler während ihrer Lebenszeit und nach dem Tode auf dreißig Jahre Eigenthum der Erben, so daß diese allein das Recht der Vervielfältigung und Copirung ihrer Werke haben.

* Am 19. Juli brach zu Paris in den Magazinen, wo die Decorationen der großen Oper aufbewahrt werden, ein heftiger Brand aus. Der Schaden wird auf eine Million angeschlagen. Hundert dreißig Decorationen, darunter die der Semiramis, des Tannhäuser, der Jüdin, Königin von Cypern u. s. w. sind zerstört.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 ß Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 31. Bremen, 4. August. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Johannes Ewald. Von P. J. Willatzen.
Dryden's Alexanderfest. Von A. Laun.
Das allgemeine deutsche Sängerfest.

* Johannes Ewald.

Eine literarhistorische Skizze von P. J. Willatzen.

III.

Das erste Gedicht, mit welchem Ewald an die Oeffentlichkeit trat, war ein allegorisches, „der Tempel des Glücks.“ Die Preisrichter der Gesellschaft zur Beförderung der schönen Wissenschaften nahmen es nicht ungünstig auf und ließen es, nachdem Ewald manche Aenderung laut ihrer Anweisung vorgenommen, in den Schriften der Gesellschaft abdrucken. Das Gedicht erweckte einiges Aufsehen und gewann dem jungen Verfasser (er zählte damals ein und zwanzig Jahre) mehrere einflußreiche Freunde. Eigentlichen Drang zum hohen Berufe spürte Ewald damals jedoch wohl eigentlich nicht; nur von Zeit zu Zeit schrieb er einige Gelegenheitsverse, und ein solcher hätte einst ihn fast der Poesie ganz abwendig gemacht. Einer der Mitbewohner des Baldendorph'schen Collegiums, Namens Benzon, galt für ein großes Licht in der Dichtkunst, da er einen Preis gewonnen hatte. Diesem nun zeigte Ewald das bescheidene Produkt seiner Muse; der erhabene Freund aber erklärte ihm mit dürren Worten, daß seine Verse jämmerlich seien und rieth ihm herablassend, eine Kunst fahren zu lassen, für die er doch keine Anlagen zeige. Da Ewald mit einer gewissen Ehrfurcht zu Benzon emporblickte, wie zu einem von höhern Mächten Geweiheten, so mußten solche Aeußerungen nothwendigerweise seinen jungen Muth sehr dämpfen; bald jedoch zeigte sich eine Gelegenheit für ihn, wo er sein Talent offenbaren konnte.

König Friedrich V. starb. Einige Studenten wurden aufgefordert Cantaten für die Beisetzungsfeierlichkeiten im Dom zu Roeskilde zu liefern. Ewalds Mutter erfuhr es und drang in ihn und zwang ihn, sein Glück ebenfalls zu versuchen. Seine Arbeit fand Anerkennung, ward componirt und aufgeführt und man überschüttete den jungen Dichter mit einem Beifall, der ihn jetzt eben so sehr berauschte, wie einige Zeit zuvor Benzons kaltes, liebloses Urtheil ihn niedergeschmettert hatte.

Zu seinem Glücke machte Ewald aber selbst die Bemerkung, daß es ihm vor Allem an Literaturkenntniß mangele, und gab sich im Laufe der nächsten Jahre mit allem Eifer dem Studium alter und zeitgenössischer Dichter hin. Corneille, Klopstock und Horaz wurden seine intimsten Freunde, und namentlich schwärmte seine jugendliche Seele mit dem Dichter der Messiade, dessen Ruhm damals die Welt erfüllte. König Friedrich V. von Dänemark, zu dessen Zeit der ältere Bernstorff als Minister eine segensreiche, vorzugsweise deutsches Element begünstigende Wirksamkeit entfaltete, hatte bereits 1751 den genialen deutschen Dichter nach Dänemark eingeladen, wo Klopstock im Genusse einer jährlichen Pension von 600 Thalern an der Vollendung seines großen christlichen Epos arbeiten konnte. Der junge Ewald fand Gelegenheit in persönlichen Verkehr mit jenem Ruhmgekrönten, von ihm selbst so hoch Gefeierten zu treten, und es läßt sich denken, daß dieser sein Vorbild ward bei fernerem poetischen Schaffen.

Klopstock gab 1769 sein erstes vaterländisches Drama, „die Hermannsschlacht“, heraus, und ohne Zweifel regte dies bei Ewald den Gedanken an, einen nordischen Sagenstoff zu dramatisiren. In Saxos Chronik fand er leicht einen dankbaren Stoff und so entstand „Rolf Krage.“ Klopstock selbst überreichte des Freundes Werk den Vormündern der dänischen Literatur in der Gesellschaft der schönen Wissenschaften; doch man fand die Tragödie des Herrn Ewald nicht der Aufnahme in die Schriften der Gesellschaft würdig, meinte sogar nicht mit Fug überhaupt den Druck anrathen zu können. Weil aber das Werk verschiedene Schönheiten enthalte, und da der Verfasser das Zeug zu einem der besten Poeten habe, derselbe zugleich sich in äußerst bedrängten Verhältnissen befinde, so wolle man ihm ein für alle Mal unter der Hand 50 Thaler zahlen. Ewald gab jetzt die Tragödie auf Subscription selbst in den Druck, und zu einer Uebersetzung in's Deutsche, die unter seinen Augen angefertigt ward, schrieb er selbst eine deutsche Vorrede, in welcher es unter Anderm heißt: „Mein höchster Wunsch ist, daß man erkennen möge, daß ich ein Schüler das unnachahmlichen Klopstock sey. Er hat es gesehen, ehe es gedruckt ward, und er hat es seynes Beyfalls gewürdigt. Den zwey letzteren Handlungen, muß ich gestehen, hat er das Feuer der ersteren abgesprochen. Ueberhaupt bin ich so stolz nicht, daß ich nicht die Möglichkeit einsehen sollte, daß dieser großmüthige Mann mich vielleicht als einen jungen Dänen nur hat aufmuntern wollen.“

Zu den Ereignissen jener Zeit gehörten Ossians Gesänge, welche Macpherson 1760—65 auf Englisch herausgegeben hatte, und die in deutscher Uebersetzung 1768 erschienen waren. Mit Bernstorff und Klopstock entwarf Ewald den Plan, eine Entdeckungsreise nach Nordschottland, den Orkney-Inseln und Island zu unternehmen, um dort die alten Sagen und Lieder zu sammeln, welche Macpherson unbeachtet gelassen oder gar nicht aufgefunden

Digitized by Google

hatte. Der schöne Plan mußte jedoch aufgegeben werden. Schon jetzt begann das Verhängniß die Ketten zu schmieden, durch welche es den jungen Prometheus zu fesseln gedachte, den es nach langem, schmerzlichem Ringen, nach unbeschreiblichen Qualen zermalmte. Es stellten sich Gichtschmerzen ein, zu denen die Strapazen des siebenjährigen Krieges den Keim gelegt haben mögen, und nicht genug damit, stürzte Struensee 1770 den Minister Bernstorff Ewalds Gönner, was weiter zur Folge hatte, daß Klopstock — Ewalds andere Stütze — Dänemark auf immer verließ. Nur kurze, sehr kurze Zeit hatte das launenhafte Glück dem dänischen Dichter gelächelt; jetzt folgte Unglück auf Unglück, Täuschung und Noth hefteten sich jetzt an seine Ferse; auf Augenblicke nur leuchtete ihm fortan zuweilen ein Stern, um die Nacht, von der er umgeben war, desto dunkler erscheinen zu lassen. Und das grade ist das Schmerzliche hierbei, daß Ewald nicht ohne eigne Schuld an dem Schicksal war, das ihn nun unablässig begleitete.

Im Winter 1769—70 erkrankte Ewald in dem Grade, daß er auf's Friderikshospital gebracht werden mußte. Als er nach geraumer Zeit sich in der Genesung befand, konnte er die Herstellung nicht abwarten und schlich sich eines Abends aus seinem Asyl in den lustigen Kreis einiger lebensfrohen Freunde, wo dem Glase reichlich zugesprochen ward. So kehrte der Dichter um Mitternacht zum Krankenhause zurück, wo sein Schellen und Pochen jedoch nicht gehört ward. Ewald, müde und angegriffen von den Aufregungen des Abends, setzt sich auf einen Stein, um das Oeffnen der Hausthür abzuwarten, fällt unglücklicher Weise in Schlaf und bringt die ganze Nacht bis an den hellen, lichten Morgen im Winterschnee zu. Als man ihn findet, ist er starr, steif und bewußtlos. Bis an's Lebensende blieb er nun ein Lazarus; der Rücken ward gekrümmt und die Gicht zog ihm in bösen Tagen alle Glieder krampfhaft zusammen. Nur das Feuer seiner schönen, blauen Augen erlosch nicht, aus diesen strahlte sein lebendiger Geist, aus diesen sprach sein tapferes Herz. Das freilich verbitterte ihm seine leidensvollen Tage, daß er gerade von dort, woher ihm Pflege und Hülfe kommen sollte, nur liebelose Vermahnungen und entweder gar keine oder nur unzureichende und ungern und unwillig gewährte Unterstützung erhielt. Die Mutter war wieder Wittwe geworden; obgleich sie aber in Wohlstand lebte, dachte sie nicht entfernt daran, den unglücklichen Sohn zu sich in's Haus zu nehmen. Der mochte sich von fremden Händen aus dem Bette und in's Bett bringen lassen; sie besuchte ihn fast nie, zuweilen lieh sie ihm eine Kleinigkeit; nur wenn die Noth zu groß war, zahlte sie das Kostgeld. Welche Einnahmequellen hatte denn der kranke Dichter? Von Zeit zu Zeit kamen Bestellungen auf Gelegenheitsverse, und dafür ward ihm dann ein Almosen in die Hand gedrückt. Durch die Cantate für die Beisetzungsfeierlichkeit Friedrichs V. hatte Ewald einen Ruf als Gelegenheitsdichter bekommen. Er selber schreibt freilich: „Der Dichtergeist will sich selbst wecken; er wird widerspenstig, wenn er in Zeit und Unzeit der ersten, besten Aufforderung gehorchen soll, und nie kann man sicherer die Kraft seines Gefühles schwächen, als dadurch, daß man sich Gefühle anlügt.“ Allein um so mehr muß es das höchste Erstaunen erregen, wie er, trotz alles inneren Widerstrebens, mit dem er solchen Aufträgen nachkam, und denen er nur Folge leistete, um — wie er selbst sagte — „Kleingeld“ zu erhalten, so Vollendetes leistete. Man hat Gelegenheitsgedichte von ihm, die zu dem Schönsten gehören, was die dänische Sprache an Poesie aufweisen kann, wie ich denn namentlich das Gedicht „Beim Tode Arnsbachs“ anführen will. Hätte Ewald auch gar Nichts, durchaus Nichts als seine Gelegenheitsgedichte geschrieben, müßte doch das unbefangene Urtheil hierauf auf einen gottbegnadeten Dichter schließen und ihm einen hohen Rang anweisen. Die Einnahmen von solchen Poesien waren natürlich aber äußerst kärglich und man erzählt sich von Ewald eine Geschichte, die unwillkürlich an eine Begebenheit in Firdusis Leben erinnert, als demselben für sein unsterbliches Schah Nameh ein so erbärmlicher Ehrensold von dem Ghasnaviden Mahmud ausgekehrt ward.

Einige Meilen von Kopenhagen liegt am Sunde in paradiesischer Gegend das Fischerdorf Rungsted. Hierher ward Ewald in die Kost gegeben, was für Geist wie Körper gleich wohlthätig war, und hier schrieb er sein wundervolles Gedicht: „Rungsteds Glückseligkeiten“ — wieder ein Stück vollendeter Lyrik. Selten ward ihm ein Besuch von Freunden oder Verwandten. Ueber einen Besuch seiner Jugendgeliebten theilt Ewald selbst Folgendes mit: „Es sind kaum zwei Jahre her, seit meine Arendse zu mir kam, als ich in meiner einsamen Hütte saß, ohne andre Gesellschaft als meinen Kummer und meine Schmerzen. Bleich und eingefallen waren der Lieblichen Wangen, und ein matter Funke von dem mir so bekannten Feuer schimmerte noch nur in ihren Augen. Mit Kummer in jedem Zuge, mit einer kämpfenden und unüberwindlichen Hoheit ging sie bin an mein Lager und berührte mit den Spitzen ihrer Finger meine zitternde Hand. „Die vorigen Zeiten sind verschwunden, Ewald!“ sagte sie und ging hastig fort, als wenn sie fürchtete zuviel gesagt zu haben. Ja, sie sind verschwunden, sprach ich und blickte starr auf die Stelle hin, wo sie gestanden, und nicht eine einzige freundliche Thräne wollte mein beklommenes Herz erquicken. O, meine Arendse, meine Arendse!“

Von der Theaterverwaltung wurden im Mai 1773 Preise ausgesetzt für eine Tragödie, eine Comödie oder ein Singstück in drei Akten und in Versen. Ewald, erfüllt von der gewaltigen Größe der nordischen Sagenstoffe, griff hinein, und das Resultat war ein dreiaktiges heroisches Singspiel: „Baldurs Tod.“ Formvollendet, wie Alles, was Ewald schrieb, ist es reich an hervorragenden lyrischen Schönheiten, die aber schwer in andern Sprachen wiederzugeben sein möchten. Es ist überhaupt eine große Anmaßlichkeit, wenn man behaupten will, daß Alles sich — und namentlich leicht in unsre Sprache — übertragen lasse. Freilich muß ich hier mich darüber auslassen, was ich bei Uebertragungen verlange; ich bin nämlich der Ansicht, man müsse jeden irgendwie charakteristischen Gedanken und die Form des Originals bis in die äußersten Feinheiten wiedergeben und das in einer Glätte, die nirgends die Uebertragung verräth, sondern der Umdichtung wo möglich ohne Einbuße den Werth der ursprünglichen Dichtung verleiht. Wo dies nicht erreicht wird, ist die Uebersetzung ein Frevel gegen den Schöpfer des Werks, eine Beleidigung, eine Mißhandlung. Und dem Umstande ist es allein zuzuschreiben, daß man Uebersetzungen mit so großem Vorurtheil begegnet, weil auch bei poetischen Nachbildungen so unendlich viel Fabrikgut zu Markte getragen wird. Für einen Uebersetzer von Poesien, wie er sein soll und muß, gehört eine weit größere Virtuosität in sprachlicher und technischer Hinsicht, als man gewöhnlich annimmt, und unter Umständen wird ihm mehr Formvollendung und eine größere Elasticität der Gedanken zuzuerkennen sein, als seinem Vorgänger. Allein Alles hat seine Gränzen, und wie es Vergehöhen giebt, die noch kein menschlich Wesen erstieg und auch niemals besteigen wird, weil physische Hindernisse es zur Unmöglichkeit machen, so soll man ebenfalls bei poetischen Nachbildungen die Götter nicht versuchen. Auch von „Baldurs Tod“ existiren deutsche Uebersetzungen; allein obgleich sie mir nicht zu Gesicht gekommen sind, habe ich die Kühnheit zu behaupten, daß sie frevelhafte Versündigungen gegen Ewalds Genialität sind, denn eine Aufgabe, die heut zu Tage fast unübersteiglich Hindernisse bietet, heut' zu Tage, wo doch die Uebersetzungskunst vielfach so Bedeutendes leistet, muß vor neunzig Jahren eine positive Unmöglichkeit gewesen sein.

Digitized by Google

Ich spreche hier, versteht sich von einer Uebersetzung nach den oben angeführten Grundsätzen.

In Rungsted begann Ewald auch eine Biographie, die leider Bruchstück geblieben ist. Was er aber lieferte, athmet in jedem Schriftzuge die offenste, unverhüllteste Wahrheit.

Seine Lage war eine höchst traurige, denn erlaubte er sich einmal, wenn in seinem körperlichen Befinden eine Besserung eingetreten war, ein Vergnügen, so mußte er sich auf die ernstesten Zurechtweisungen und Strafpredigten gefaßt machen, sich daran erinnern lassen, daß er von der Gnade Anderer lebe, daß er, als »ein am Körper wahrscheinlich unheilbarer Paletudinär, ein ehrwürdiges Exempel an Resignation, Weisheit und höhern Verstandeskräften sein müsse.« Drittehalb Jahre hielt Ewald sich in Rungsted auf, und wie trüb auch diese Zeit war, so sollten doch noch trübere Tage ihr folgen.

IV.

Im Herbste 1775 ward der kranke Dichter auf Veranlassung seiner Familie nach Söbäshuus gebracht. Hier fehlte es ihm, wie ein glaubwürdiger Berichterstatter mittheilt, an Pflege und jedem Lebensbedürfniß, und diese Entbehrungen, die Härte seines Wirthes und seine Krankheit, die ihn wieder heftig überfiel, hätten beinahe seinem Leben ein Ende gemacht. Es war ein martervolles Dasein. Aus dieser Zeit möge auszüglich ein Schreiben an einen Freund mitgetheilt werden, welcher ein Gelegenheitsgedicht bestellt hatte. Ewald klagt über die allzukurze Frist, die ihm gegeben sei, und fährt dann fort: »Ich habe übrigens Alles gethan, was ich konnte, sowohl um deinetwillen, wie — aufrichtig gesprochen — einer hundsöttischen Bedürftigkeit, der drei Reichsthaler wegen. So schmerzensvoll, niedergedrückt, mißmüthig, wie ich bin, würde ich es sonst kaum übernommen haben; ich glaube auch nicht, daß ich allzuwohl davon gekommen bin. Denn wo Bedürftigkeit Vater, Melancholie Mutter und Eilfertigkeit Geburtshelfer war — was kann man von dem Kinde erwarten? Erstens hat es den Fehler aller meiner Impromptus, daß es zu lang ist. Ich glaube, ich müßte ein Jahr gebrauchen, um ein Epigramm zu schreiben. Auch habe ich nicht Zeit gehabt, ihm die letzte Politur zu geben.« — Das Gedicht ist uns erhalten, und sein Mensch, der nicht Ewalds Zustände kennt, wird daraus auf seine Noth und den Jammer seiner Seele schließen können.

Um jene Zeit bildete sich in Kopenhagen »die dänische Literaturgesellschaft«, jüngere Schriftsteller, doch nur Talente von untergeordneter Bedeutung. Man wählte den armen Ewald zum Ehrenmitgliede und that ihm's in einem anerkennenden Schreiben kund, welches dem so hart Beurtheilten und von Verwandten und Nahestehenden so schmerzlich Verkannten Balsam sein mußte. So war dem Leidenden der noch herbere Schmerz, ignorirt zu werden, denn doch erspart. Da unterrichteten seine Angehörigen ihn davon, daß sie mit der Absicht umgingen, ihm königliches Gnadenbrot in einem Hospitale zu erwirken. Wie schrecklich mußte den Hülflosen eine solche Aussicht verletzen! Der Brief, welchen er in Betreff dessen verfaßte, ist herzzerreißend. »Wenn mein bizarres Schicksal«, schreibt er, »mir nicht erlaubt zu leben von meiner eigenen Arbeit, von meinem eignen sauren Schweiße, dann weiß ich, was es ist zu sterben, und bei meiner Ehre, ich fürchte mich nicht davor. Aber davor fürchte ich mich, ein Mitglied des Hospitals zu sein — Gott, gerechter Gott! habe ich solche Demüthigungen verdient?« — Er seufzt darnach, daß man ihm Veranlassung zur Arbeit geben möge; diese Gnade hofft er vom Könige, aber nicht die, Mitglied der Bettlergenossenschaft zu werden.

Ewald wünschte sich den Tod, auf daß er erlöst werde aus dem irdischen Jammerthale — da begann sein Himmel sich zu lichten, so weit dies möglich war. Ein jüngerer Freund Ewald's, der Kammerjunker F. Moltke, der früher sein Schüler gewesen war, hielt sich im Sommer des Jahres 1777 mit dem Hofe auf dem Schlosse Fredensborg auf und erfuhr zufälliger Weise, daß der kranke Dichter sich in der Nähe befinde. Moltke suchte denselben auf, überzeugte sich von seinem tiefen Elend, zeigte ihm liebreiche Theilnahme und erwirkte ihm Unterstützung vom Erbprinzen (dem Sohne Friedrichs V. und seiner zweiten Gemahlin, Juliane Marie von Braunschweig). Zugleich trug der barmherzige Samariter Sorge dafür, daß Ewald im Herbste nach Kopenhagen zurück gebracht werde, wo er im Hause der Madame Schouw liebreiche Pflege fand. In seinem Testamente erklärt der Dichter, daß diese gutmüthige Dame ihn mit »mehr als mütterlicher« Sorgfalt behandelt habe, ein indirectes Urtheil gegen die eigene Mutter, die freilich ihn unnatürlich genug behandelt hatte. Jetzt erholte Ewald sich auch einigermaßen, und außer der Pflege, die er fand, mag die Anerkennung dazu beigetragen haben, welche ihm von allen Seiten bewiesen ward. »Balders Tod« ward Anfangs 1778 in Scene gesetzt und die königliche Familie wohnte der Vorstellung bei. So leidend aber war Ewald doch noch immer, daß er, als man ihn am betreffenden Tage zu einem Festmahle als Ehrengast eingeladen hatte, die Treppen auf- und abgetragen werden mußte. Das Stück gewann solchen Beifall, daß es nach zwei Tagen auf königlichen Befehl zum Vortheil des Dichters aufgeführt ward, welcher selbst zugegen war und mit bewegtem Herzen alle Räume von einem jubelnden Hoch auf ihn wiederhallen hörte. Allein die qualvolle Krankheit kehrte wieder und mit ihr die Schwermuth. Da raffte er sich auf zu einer neuen Arbeit, und diesmal war's nicht so sehr ein Preis, der ihn dazu veranlaßte, nein, er wollte mit seinem Werke einen Preis austheilen.

Im Jahre zuvor hatte eine Strandung bei Hornbäk stattgefunden, wo die Schiffbrüchigen mit der größten Lebensgefahr von einigen armen Fischern gerettet worden waren. Edelmüthig hatten diese jede ihnen dargebotene Belohnung ausgeschlagen. Dieses bildet das Hauptthema zu Ewalds größter dramatischer Dichtung, die unter dem Namen »die Fischer« erst mit der dänischen Nation vergehen wird, wie sie ihren Schöpfer unsterblich gemacht hat. Ewald flocht einen Zwist hinein zwischen zweien Fischern und deren Bräuten, welcher die Menschenliebe in das reinste Licht stellen soll, indem er sie über die geschlechtliche Liebe und jedes andere Bedenken den Sieg davon tragen läßt. Im Laufe des Sommers ward das Gedicht fertig, obgleich der Dichter grade in dieser Zeit wieder von einem heftigen Anfalle seiner Krankheit heimgesucht ward.

Ewald ist in dieser Schöpfung bewunderungswürdig, und wohl hat Professor Hammerich Recht in seiner Eingangs erwähnten Schrift, welche ich meiner Skizze zu Grunde legte, wenn er sagt: »Was wir Aehnliches in Singspielen von andern Dichtern haben (jetzt, nach achtzig Jahren), ist wie Dilettantenarbeit gegen ein Kunstwerk.

Es ist nicht meine Aufgabe, mich ausführlich mit einer Darlegung der Ewald'schen Dichtungen zu befassen, und so darf ich auch bei den »Fischern« mich nicht zu lange aufhalten. Bemerken will ich nur, daß mehr als eine der Gesangsnummern zum Nationallede ward, vor Allen das berühmte: »Kong Christian stod ved höien Mast«, von welchem ich in meiner »Nordlandsharfe« eine Uebersetzung gegeben habe. Nur über die Aufnahme des Stückes will ich Einiges mittheilen. Die Kunstrichter, sonst so streng, so karg mit ihrer Anerkennung, waren diesmal entzückt. Fast Nichts fanden sie auszusetzen. Die Gesellschaft der schönen Wissenschaften

Digitized by Google

erklärte sich sogleich bereit, das Werk als Preisgedicht drucken zu lassen, und es erschien in zwei Ausgaben zu gleicher Zeit. Am Geburtstage des Königs, am 31. Januar 1780, fand die erste Aufführung Statt. Man hatte den Tag zugleich zu einem Ehrenfeste für die wirklichen Helden des Stückes ausersehen, welche von Hornbák geholt waren und, nachdem man sie im Namen des Königs festlich bewirthet hatte, als Zuschauer in eine Loge geführt wurden, um Zuschauer der Darstellung zu sein. Auf die an einen derselben gerichtete Frage, ob das Stück der Handlung ähnlich sei, lautete die Antwort: „O ja, es ging ungefähr so zu, ausgenommen daß wir nicht sangen.“ In einer andern Loge saß der kranke Dichter selbst, und es wird erzählt, daß er, als eine Dame halblaut äußerte, „er sei doch ein rechter Lazarus“, hinzugefügt haben solle: „beßhalb lecken die Hunde mich.“ Eine der folgenden Vorstellungen war zum Besten des Dichters. Wie die größern Dichtungen Ewalds, ward auch diese in's Deutsche übersetzt, aber wie? Freilich gehören „die Fischer“ zu denjenigen Poesien, deren vollständig genügende Uebersetzung fast eine Unmöglichkeit ist.

Ewald war jetzt ein berühmter Mann geworden, und unablässig kamen Besuche auf seine Dachkammer in der Schinderstraße (!). Freunde und Wohlthäter kamen, denn Dieser und Jener legte sein Scherflein auf den Tisch, und wie es nicht anders sein konnte, drängten sich auch Neugierige heran, die nicht aufhörten zu reden, bald von seiner seelenvollen Unterhaltung, bald von seinem leidenden Aussehen. Er wird beschrieben, als eine verkrüppelte, Mitleid erweckende Gestalt mit zusammengekrümmter Brust, die Hände und Finger von der Gicht steif, aber das Antlitz edel und herrlich geblidet und die großen blauen Augen strahlend von überirdischem Glanze.

Wenn die Sommerhitze herankam, drängte es ihn, wie ein Vogel aus seinem Bauer, hinaus in die freie Luft zu fliegen. Dann galt es darum, Geld in Händen zu haben, um kleine Schulden zu bezahlen und nothwendige Einkäufe zu beschaffen. Mit seinen Finanzen konnte Ewald sich aber nie zurechtfinden; er war nicht „praktisch.“ Es ist wohl freilich auch nur zu sehr begründet, daß er zuweilen sich dem Genuß des Weines hingab, um aus seinen fürchterlichen Seelenzuständen herauszukommen und „seine Qualen zu ertränken“, allein ausgemacht bleibt es, daß er selbst bei der größten Oekonomie mit seinem Erwerb und der Unterstützung, welche ihm zu Theil ward, der Sorge und Noth nicht enthoben gewesen wäre. Von Ehrärmlichkeiten und niedrigen Verläumdungen konnte der unglückliche, seinem Schicksal erliegende Ewald ein Lied singen. Wie sehr wünschte sich der von seinen Leiden verkrüppelte Dichter eine feste Einnahme gegen eine ihm entsprechende Beschäftigung; allein das war und blieb ein frommer Wunsch. Von dem Erbprinzen erhielt er in zwei Jahren, wo es ihm am jämmerlichsten erging, 100 Thaler, ob die Regierung ihm später eine Pension zu dem gleichen Beitrage zahlte, ist nicht mit Gewißheit aufgeklärt, jedenfalls war's keine größere Summe. So mußte Ewald in Wahrheit von Almosen existiren.

Auf Veranlassung seiner Freunde und angespornt durch eine zahlreiche Subscription begann Ewald eine gesammelte Ausgabe seiner Schriften vorzubereiten. Hierzu schrieb er eine ausführliche Vorrede, die letzte größere Arbeit von seiner Hand. Da die Gicht besonders in der rechten Seite seines Körpers raſete, war er oft nicht im Stande die Feder zu halten und konnte nur in den Stunden schreiben, wo die Schmerzen etwas nachließen. Auf die Dauer ward er so vertraut mit den Leiden, daß er sie vergaß, sobald ein guter Freund sich an sein Krankenlager setzte. Dann erzählte er Geschichten aus seiner Kindheit, disputirte mit Freunden über seine oder ihre Arbeiten, hörte willig ihre Kritik und war dankbar für ihr Lob und scherzte über seine Recepte und seine rundgebogenen Finger, durch welche er „sich der Vollkommenheit nähere. Nur in der letzten Zeit seines Lebens, als seine Krankheit täglich wuchs, hörte man ihn klagen. Er las die Nächte durch, da er nicht schlafen konnte (deutsche und englische Literatur beschäftigte ihn vorzugsweise), erst in den Morgenstunden vermochte er eine Weile zu schlummern. Seine Leiden waren unbeschreiblich. In einer der letzten schlaflosen Nächte dichtete er einen ergreifenden Aufschrei zum Erlöser:

Rüft' dich, o Held von Golgatha,
Mit deinem rothen Schild,
Denn Sünd' und Schreck, du siehst es ja,
Drohn mit Gewalt mir wild.

Die letzten Zeilen seiner Hand enthalten den Seufzer:

„O Herr, gieb Linderung mir und Ruh,
Doch straft du mich mit Schmerzen,
Zu dulden und beten dann lehre mich du,
Den Glauben an Christum im Herzen!“

An seinem Sterbetage hörten die Schmerzen auf; Ewald entschlummerte am 17. März 1781, einige Monate nachdem er sein sieben und dreißigstes Jahr zurückgelegt hatte. Am 23. März fand die Beerdigung unter Betheiligung aller Stände in feierlicher Weise Statt. Es wird behauptet, daß die Königsstadt am Sunde bis dahin ein solches Trauergefolge nicht gesehen habe, wie das, welches dem armen Dichter die letzte Ehre erwies. Er ruht auf dem Trinitatis-Kirchhofe, wo Freunde ihm einen schlichten Denkstein errichteten. Am Begräbnißtage führte man „die Fischer“ in Gegenwart der königlichen Familie auf.

Damit hätte ich die versprochene Skizze von dem Leben Ewalds geliefert. Er genießt mit Recht der Liebe seiner Nation, die in ihm einen ächt vaterländischen Dichter verehrt, denn ächt nordisch-volksthümlich (in gewissem Sinne wenigstens) war Ewald, trotzdem er in seinen Anfängen sich unläugbar an Klopstock anlehnte. Sein Einfluß auf die dänische Literatur ist ein sehr bedeutender, und unter günstigeren Verhältnissen hätte er ohne Zweifel Dänemarks erster Dichter werden müssen. Die so geschmeidige, an Wohllaut reiche dänische Sprache hat viele Meister aufzuweisen, allein einen größern als Ewald gewiß nicht.

Und den ließ man darben!

Was hätte aus ihm werden sollen, wenn er nicht zum mindesten die geringe Unterstützung erhielt, welche ihm zu Theil ward? War sein Leben auch nicht ladellos, so kann doch nur ein elendes Gezücht von Pharisäern den Stab über ihn brechen. Aber auch der Tadel ist längst verstummt, und das Volk hat nur Dank für die Gaben, die der Dichter spendete. Will man's den Dänen wohl verargen, daß sie mit Unwillen daran denken, wie ihre Regierung dem deutschen Klopstock nicht runder Hand einen für damalige Verhältnisse so bedeutenden Gehalt zahlte und dem eignen Dichter nur so unter der Hand, versteckt und karg so viel zukommen ließ, daß er zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig hatte? Von den Gegnern der Schillerstiftung wird schwerlich Einer es der damaligen dänischen Regierung übel nehmen, daß sie sich gegen den deutschen Dichter Klopstock so generös benahm, und nun bekritteln und bemäkeln sie es, wenn aus der Mitte des deutschen Volkes die Mittel zusammengebracht werden, um, wo es nöthig ist, das Loos eigener verdienter Schriftsteller zu mildern. Auf solche Inconsequenz läßt sich wirklich kein Reim finden. Jedenfalls möchte es doch für beide Theile besser sein, wenn das Volk hervorragende Dichter besoldet, als wenn diese sich unter die Höflinge mischen, denn die Hofluft ist nicht Jedem zuträglich. Man muß sich aber mit dem Troste zu trösten wissen, daß in dieser Welt selten oder nie eine Unternehmung, und wenn

Digitized by Google

sie noch so groß und edel war, allgemeine Anerkennung fand. Tadeln ist leichter als Bessermachen. Betrittelt und bemäkelt muß hier nun einmal Alles werden. Doch wenn ich mich nicht täusche, haben die Widersacher der Stiftung sich bereits heiser geschrieen und fangen schon an sich zu beruhigen. Das Beste, sonder Zweifel, was sie thun können.

* Dryden's Alexanderfest.

Wenn man heutzutage noch eine neue Uebersetzung der unter dem Namen des Alexanderfestes bekannten Cäcilienode des englischen Dichters Dryden bringt, so ist das auf den ersten Blick auffallend oder überflüssig und bedarf einer Art von Entschuldigung. Das hohe Alter der Dichtung und die poetische Beschaffenheit derselben scheinen ein solches Urtheil zu begründen. Allein abgesehen davon, daß die von uns mitgetheilte Uebersetzung Launs besser ist als die bisherigen, wird doch auch das literarhistorische Interesse, welches der Namen Dryden erweckt, diese Mittheilung rechtfertigen. Sodann hat Händel durch seine Musik dieser Dichtung ein längeres Leben verliehen, als sie sonst geführt haben würde; er hat ihr ein Stück seiner Unsterblichkeit mitgegeben. Da nun Händels Alexanderfest demnächst in der großen Ausgabe der Schöpfungen unseres Landsmannes von Neuem und würdiger als bisher erstehen soll, so wird unser geehrter Mitarbeiter ein nicht so ganz überflüssiges und ungehöriges Werk gethan haben, als er die Drydensche Ode noch einmal übersetzte. Die Leser des Sonntagsblattes aber werden sich einige Notizen über die Poesie des britischen und die Musik des deutschen Schöpfers gefallen lassen.

Den Tag der heiligen Cäcilie, jener wegen ihrer musikalischen Fähigkeiten zur Schutzheiligen der Musik erhobenen christlichen Märtyrin, den 22. November, festlich zu begehen, ist eine sehr alte Sitte der Musiker aller Länder, in denen die heilige Tonkunst waltet. Ursprünglich auf häusliche Kreise beschränkt, erweiterte sich der Cultus der Cäcilie zu öffentlichen Musikfesten, die besonders in England heimisch wurden. Eine solche öffentliche Feier hat zuerst im Jahre 1683 zu London stattgefunden und machte so großen Eindruck, daß die beiden bedeutendsten Componisten jener Zeit, Purcell und Blow, Oden für diesen Tag anfertigten. In Kurzem gestaltete sich das Fest vorwiegend kirchlich, zur Ode gesellte sich die Predigt, und für die Jahre 1693 und 1694 componirten jene beiden oben genannten Tondichter ihre vorragende Werke. Dadurch bekam die geistliche Musik einen höheren Schwung, als ihr bis dahin in England eigen gewesen war. Poesie und Kunst vereinigten sich zu ernstem und erhabenem Werke. Seinen Höhepunkt erreichte solches Streben durch Dryden und Händel.

Im Jahre 1697 dichtete John Dryden (1631—1701) seine unter dem Titel „Alexanders Fest oder die Gewalt der Musik" berühmt gewordene Ode in Folge einer Aufforderung der in London bestehenden Musikgesellschaft und erhielt dafür, beiläufig bemerkt, 40 Pfund Sterling. Der 66 Jahre zählende Dichter ging anfänglich mit Unlust daran, dann kam, wie uns berichtet wird, die dichterische Gluth über ihn, und die Ode wurde in einer einzigen Nacht fertig. Der Componist aber, dem sie anvertraut wurde, Jeremias Clarke, brachte ein klägliches Werk zu Stande, das nicht auf die Nachwelt gekommen ist. Erst lange nach dem Tode Drydens, 1736, erstand seine Dichtung durch das Genie Händels von Neuem, um für Jahrhunderte fortzuleben. In der Entwicklungsgeschichte Händels nimmt die Cäcilienode einen wichtigen Platz ein. Er schuf sie inmitten der zerrissenen wirren Zeit seiner Opernkämpfe in London; er rettete sich aus diesen niederdrückenden Kämpfen auf das Gebiet der ganzen Reinheit und Tiefe seiner Kunstbegeisterung hinüber*) und schuf ein so völlig neues und originales Werk, wie es nur aus seinem Geiste entspringen konnte. Indem eine Composition entstand, in welcher die Tonkunst selbst den Gegenstand bildete, und dieser der höchste Adel der Kunst verliehen wurde, reinigte er sich selbst von allen Schlacken, welche das Parteitreiben ihm nothwendig anfügen mußte; er verlieh seiner Kunst den ihr gebührenden, aber verloren gegangenen Grad der Vollendung. Es entstand etwas Neues, zwischen der Oper und dem Oratorium und über beiden Stehendes, die Macht der freien, reinen, auf die Ausprägung ihrer eignen Ideen gerichteten Tonkunst. Deßhalb bezeichnet dies Werk im inneren Leben Händels eine entscheidende Wendung, wenn es auch nicht eine durchgreifende Weiterbildung erlangt, vielmehr nur den Durchgangspunkt zu den großen Oratorien gebildet hat, die 1741 mit dem Messias beginnen.

Dryden hatte die ursprüngliche mythologische und ungeschichtliche Sage von der wunderbaren Wirkung der Musik verändert und einen geschichtlichen Vorgang zum epischen Mittelpunkte seines Gesanges gemacht: das Siegesfest Alexanders, an welchem Timotheos aus Theben durch die Gewalt seiner Kunst aus der großen Schaar der versammelten Musiker Griechenlands hervorragte. Timotheos war ursprünglich Flötenspieler, doch Dryden läßt ihn namentlich mit seinem Gesange und den Saiten seiner Lyra in psychologischer Folge alle Saiten einer griechischen Brust berühren. Nach einer kurzen Einleitung singt Timotheos vom Zeus, wie er auf die Erde herabkam, ein göttliches Geschlecht gründend, und seine Schilderung ruft den in Alexanders Seele schlummernden Gedanken eines göttlichen Ursprungs wieder hervor. Der Sänger leiter zum Bachus über, als aber auch dieser den König zum Sinnestaumel reizt, singt er, um das Mitleid Alexanders zu erregen, vom Darius, und es gelingt ihm, Alle zu erschüttern. Diese Wendung hat eine der schönsten Stellen in Händels Composition hervorgerufen. Timotheos bringt nun in weichen Tönen Versöhnung und preist die Liebe, welche durch die Macht der Musik den Sieg erringt. Damit schließt der erste Theil, welcher also vier Stufen der Empfindungen darstellt und dem Componisten ein reiches Feld bot, das er kunstvoll und herrlich benutzt hat. Im zweiten Theile wird Alexander auf seinen heroischen Grundzug zurückgeführt. Indem Timotheos der Gefallenen, welchen die Perser das Begräbniß verweigerten, gedenkt, entflammt er die Griechen, die sich jauchzend erheben. Solche Macht hatte die Musik bei den Griechen, sagte der Dichter; dann kam Cäcilia, sie that eine neue Welt auf, die Orgel ertönte, Hymnengesang erschallte, die christliche Menschheit reichte dem griechischen Bewußtsein die Hand.

Das Alexanderfest von Händel, welcher diesen letzten kühnen Uebergang wunderbar schön und erhaben darstellte, wurde zuerst am 19. Februar 1736 aufgeführt und machte einen gewaltigen Eindruck. — Lassen wir nun die Uebersetzung der Ode folgen:

Das Alexanderfest oder die Gewalt der Musik.

(Ode für den Cäcilientag von Dryden)

Deutsch von Adolf Laun.

1.

Es war am Königsfest als Persens Krone
Errungen war von Philipps großem Sohne;
Erhaben, prachtumstellt
Saß göttergleich der Held
Auf seinem Kaiserthrone.

*) Vergl. Chrysander, G. F. Händel, Band 2, Seite 411 u. die folg.

Digitized by Google

Mit Rosʼ und Myrthʼ umkränzt das Haar,
(Der Kranz bot sich den Siegern dar),
Stand am ihm her der Feldherrn Schaar,
Und neben ihm im Jugendprangen,
In holdem, bräutlichem Verlangen
Saß Thaïs mit erglühten Wangen. —
Glücklich, glücklich, glücklich Paar!
Einzig dem Tapfern,
Einzig dem Tapfern
Bietet die Blume der Schönheit sich dar.
Chor: Glücklich ꝛc.

2.

Timotheus ragt hervor,
Umringt vom lauten Chor;
Sein flücht'ger Finger rührt die Leyer,
Und zitternd steigt der Ton empor
Und stimmt zu froher Feier.
Vom Zeus beginnt das Lied,
Wie er vom Sitz der Sel'gen flieht,
Weil Liebe mächtig ihn durchglüht.
In eines Drachens Ungethgestalt,
Von Schlangenlocken rings umwallt
Führt er daher und schlingt voll Lust
Sich um Olympios Schwanendunst,
Prägend, wie er den schlanken Leib umschlungen hält,
Sein Ebenbild, den Herrn der Welt.
„Er ist ein Gott!“ tönt's überall,
„Er ist ein Gott!“ im Wiederhall.
Der König hebt,
Von Freud' und Stolz belebt,
Das Haupt empor,
Er kommt wie Gott sich vor
Und meint, daß seinem Winke das Weltall bebt,
Chor: Der König hebt.

3.

Von Bacchus d'rauf ertönt der Saiten Gold,
Von Bacchus, ewig schön und hold.
Der heitre Gott kommt im Triumph;
Schmettert, Hörner! Trommeln rollt!
Bacchus, ewig jung und hold,
Gab zuerst der Rebe Gold;
Segen ist des Bachus Gabe,
Trinken ist des Kriegers Labe,
Reich die Gabe,
Süß die Labe,
Süß die Labe nach der Pein! —
Chor: Segen ist.

4.

Trunken vor Freud' erglänzte des Königs Blick;
Er denkt an sein altes Schlachtenglück,
Greift dreimal an und wirft dreimal den Feind zurück.
Der Meister sieht die trunkne Wuth,
Des Auges Glanz, der Wange Gluth,
Und wie, von Uebermuth geschwellt,
Dem Himmel er trotzt und trotzt der Welt;
Er ändert die Liedermeise
Und lockt sanft und leise
Des Königs harten Sinn
Zum Mitleid hin.
Er sang Darius groß und gut,
Wie er durch Schicksals Hand
Fiel und fiel und sank
Herab vom hocherhabnen Stand
Und sich wälg' in seinem Blut;
Verlassen, elend, unbedeckt
Liegt er am Boden hingestreckt,
Und zu der letzten, langen Ruh'
Drückt ihm kein Freund das Auge zu.
Der Sieger schlug die Augen nieder
Und überdachte hin und wieder
Des Schicksals wechselvollen Lauf,
Und Thräne fiel um Thräne nieder,
Und Seufzer stieg um Seufzer auf. —
Chor: Der Sieger schlug.

5.

Der Meister lächelt', aber er sah,
Daß nun die Liebe nah;
Denn Liebe rührt die Seele leicht,
Die zartes Mitleid hat erweicht.
Sanft und süß in Lodʼschen Tönen
Sucht das Herz er zu versöhnen.
Ehr' und Ruhm sind Seifenblasen,
Krieg, so singt er, blinder Rasen,
Nimmer endend, stets beginnend.
Immer Tod und Unheil sinnend.
Verdient die Pleit des Kampfes Müh'n,
So möge dir auch Freud' auf ihr erblühn.
Sieh' Thaïs dir zur Seiten,
Nimm, was die Götter dir bereiten!
Da steigt der Menge Jubel himmelan;
Das war der Liebe Preis, doch die Musik gewann. —
Der Fürst, nicht zähmend mehr sein Herz,
Blickt in der Sehnsucht Schmerz
Zur Schönheit hin,
Die ihm besing den Sinn,
Er blickt und seufzt und seufzt und blickt
Und blickt und seufzt und seufzet wieder,
Und endlich sinkt, von Lieb' und Wein berückt,
Der stolze Held auf ihren Busen nieder.
Chor: Er blickt ꝛc.

6.

Jetzt drauf' o goldne Leier, fort
In voll'rem, immer vollerem Accord,
Erweck' ihn aus des Schlummers Schooß
Und brich wie Donnerschläge auf ihn los.
Horch, horch, der dumpfe Laut
Hat ihn erschreckt
Und wie vom Tod erweckt.
Sieh, wie er um sich schaut!
Rache, Rache! ruft Timotheus laut;
Sieh der Furien Schaar,
Sieh die Schlangen in ihrem Haar,
Wie sie zischen, wie sie fröhlen,
Wie die dunklen Augen glühn!
Sieh den bleichen Geisterchor!
Sie schwingen Fackeln hoch empor.
Die Griechen sind es, die im Kampf gefallen,
Die ehrlos, unbegraben
Im Feld nicht Ruhe haben
Und wahrend jetzt vorüberwallen.
Auf, auf! der tapfren Schaar
Bring' Rache dar!
Sieh', wie sie ihre Fackeln schwenken
Und nach der Perser Häusern lenken
Und ihrer Götter prangendem Altar! —
Da jauchzen die Fürsten im Uebermuth,
Und der König ergreift eine Fackel in trunkner Wuth,
Thaïs leuchtet vor,
Sie führt den trunknen Chor
Und steckt wie mit Helenens Hand
Ein zweites Ilium in Brand.
Chor: Da jauchzen ꝛc.

7.

So mächtig weckte schon,
Eh' schwere Bälge dröhnten
Und heil'ge Orgeln tönten,
Timotheus durch Flötenton
Und durch der goldnen Leyer Klang
Des Zorns, des Mitleids und der Liebe Drang.
Da kam mit frommem Sinn
Cäcilia, die Erfinderin;
Sie dehnte aus der Tonkunst Schranken
Und wußt in tiefen, vollen Tönen
Das Herz dem Himmel zu versöhnen
Mit Kindesinn und himmlischen Gedanken. —
Timotheus tritt ab den Preis der Lieder,
Nein, beide theilt Euch drein!
Er führte zum Olymp uns ein,
Und sie zog Engel zu uns nieder.
Chor: Timotheus tritt ab ꝛc.

Digitized by Google

* Das allgemeine deutsche Sängerfest.

Bremen, 20. Juli.

Schönere Tage hat das alte herrliche Nürnberg lange nicht gesehen, als die der vorigen Woche, an welchen alle Lande, „so weit die deutsche Zunge klingt“, ihre Sänger dorthin entsandt hatten zum Liederwettstreit. Die Klänge sind verhallt und die Festgenossen jetzt wohl so ziemlich alle heimgekehrt, allein ein mächtiges Echo lebt in den tausend und aber tausend Herzen, die dort auf Flügeln des Gesanges sich hoch emporschwangen aus dem Treiben des Alltagslebens in das Reich schöner Begeisterung. Und was doch sonst kaum zu vermeiden bei so großartigen Versammlungen: Kein Mißklang störte die Harmonien — Alles vereinigte sich, um das Glück und die Freude vollständig zu machen. So heiter wie der Himmel war, verflossen die Tage, voll ungetrübten Genusses, und wohl mag das Erlebte den Theilnehmern des Festes als ein schöner Traum erscheinen. Die Berichte der heimgekehrten Zugvögel und der Blätter lassen jetzt ein Totalbild der Tage in Nürnberg gewinnen, und mit Vergnügen werden wir bemüht sein, unsern Lesern dasselbe vorzuführen.

Bereits mehrere Tage vor dem Feste begann das Herbeiströmen der Gäste, Wochen vorher waren natürlich den Vorbereitungen gewidmet worden. Die Stadt zeigte sich in ihrer Opferwilligkeit und Gastfreiheit unübertrefflich; für Alle, die Gäste aus Nord und Süd, aus West und Ost, ward der herzlichste, wärmste Empfang bereitet und wie prangte die herrliche altertümliche Reichsstadt schon am Abend des 19. Juli im Schmuck der Fahnen! Schwarz-roth-gold im friedlichsten Verein mit Bayerns Farben flatterte es lustig von allen Zinnen, allen Fenstern. Beim Bahnhofe wurden die am Sonnabend aus allen Richtungen in langen Zügen herbeigeführten Sänger und Gäste vom Festausschuß feierlich empfangen und unter Vorantritt der Musik auf's Rathhaus geführt. Hier erhielten sie ihre Quartierbillete und Sängerzeichen und suchten dann das ihnen bestimmte Unterkommen auf. Alle Fremde waren sichtlich freudig überrascht durch das liebenswürdige Entgegenkommen und die festliche Ausschmückung, in der Alles gewetteifert hatte, daß Einer den Andern überbieten zu wollen schien. Nicht genug der Fahnen und Bänder und sonstigen Arrangements, waren die historisch-interessanten Häuser der Stadt durch treffliche Gemälde geziert, welche entsprechende Scenen der Geschichte oder des Privatlebens bedeutender Männer darstellten, denen hin und wieder ansprechende Reime beigefügt waren. So las man am Hause Hans Sachsens:

Die ihr vor meinem Hause steht,
Laßt euch, bevor ihr fürbaß geht,
Doch sagen einen guten Spruch:
Singen ist frei, doch nicht genug,
Müßt treulich, was die Meister sagen,
Auch heim in Städt' und Häuser tragen,
Daß Fried' und Einigkeit erwachs
Durch's deutsche Land, das wünscht Hans Sachs.

Ein anderes Bild zeigte den berühmten Diplomaten, Gelehrten und Künstlerfreund Pirkheimer, wie er den Kaiser Maximilian in die Werkstatt Albrecht Dürers führt, und darunter lautete ein Spruch:

Der Muse Schirm, der Kunst ein Freudenhort,
Dem Rath und Kaiser treu mit That und Wort,
Der Besten Freund durch's ganze deutsche Land,
Pirkheimer wars, ein Vorbild seinem Stand.
Daß Adel und Verdienst die Hand sich reichen,
Ihr Edle gehet hin und thut desgleichen.

Um vier Uhr Nachmittags hielten die Oesterreicher unter allgemeinem Jubel ihren Einzug und sieben Uhr Abends begann der Fahnenzug sämmtlicher Gesangvereine vom Rathhaus nach der auf dem Marfeld erbauten prachtvollen Sängerhalle. Die Zahl der Sänger läßt sich daraus ermessen, daß der Zug zwei volle Stunden währte. Ueberall Jubel, Blumen, frohe Gesichter! Zahllose Zuschauermassen füllten die Straßen und Plätze.

Die Räume der Sängerhalle — ein architektonisches Meisterwerk — waren gedrängt voll; die Sänger allein beliefen sich auf über 5000, während man etwa 9000 Zuhörer zählte.

Ungefähr neun Uhr mochte es sein, als, dem Programme gemäß, die Nürnberger Gesangvereine das Fest mit dem von Emmerling componirten „Sängergruß“ eröffneten, worauf der Vorstand des Sängerausschusses, Dr. med. Gerster, eine Ansprache hielt, welche mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, ebenso ein Festmarsch von B. Lachner, großbergzlichem Hofcapellmeister in Mannheim. Darauf trug die Augsburger Liedertafel einen Begrüßungschor an Nürnberg vor und nun folgten Einzelvorträge, geschmackvoll und kräftig ausgeführt, die meist endlosen Jubel erregten. Das Arndt'sche Vaterlandslied mußte wiederholt werden, und daraus läßt sich die gehobene patriotische Stimmung erkennen, welche die Tausende beseelte. Besondern Beifall erntete die Sängervereine von Augsburg, Nürnberg und Königsberg. Nach jedem Vortrag durchschallte der wärmste Beifall den Raum der riesigen Festhalle. Als gegen Mitternacht die Gesangsleistungen zu Ende waren, ward das Marfeld noch von Menschenmassen durchschwärmt und die bei Beleuchtung sich feenhaft darstellende Halle, umgeben von Anlagen, durch welche unzählige farbige Lichter von den improvisirten Buden, Freudenfeuer und Pechpfannen glühten, gewährte einen unvergleichlichen Anblick.

Trotzdem, daß die Einleitungsfeierlichkeit sich bis so spät hinausgedehnt hatte, erschien doch in der Sonntagsfrühe um 5 Uhr bereits der „Sängerruf“ durch die Straßen der kaum erst zur Ruhe gekommenen Stadt. Es galt in die Festhalle zu eilen, um dort die Probe zur ersten Hauptaufführung zu halten. Nachdem dieselbe bis etwa 10 Uhr gedauert, begab sich ein zahlreiches Publikum in's Theater, wo Shafsperes „Wintermärchen“ nach der Dingelstedt'schen Bearbeitung gegeben ward. Der Hofschauspieler Grans aus Weimar gab den Leontas vortrefflich, und ebenso erwarb sich das Darmstädter Ballet durch die eingelegten Tänze glänzenden Beifall. Während dessen war die Stadt der Schauplatz des großartigsten Durcheinanders geworden, indem zu den Fremden aus der weiten Ferne nun auch das Landvolk der ganzen Umgegend in zahlloser Menge hinzugekommen war und Haupt- und Seitenstraßen bunt und vielgeschäftig erfüllte. Staunend und bedächtig schritten sie einher die Männer und Burschen, Frauen und naiven Mädchengestalten in ihren eigenthümlichen Trachten, ihrer Laune und natürlichen Munterkeit bald freien Spielraum lassend und so dem Nationalfeste den Nebencharakter eines Volksfestes verleihend. Dabei blieb es denn auch nicht. Das Volk als solches begnügte sich nicht mit Reden und Trinken; auch das wollte singen und auch das hatte seine patriotischen Lieder, die mit mächtiger Begeisterung durch Straßen und Plätze schallten und den Franzosen die unzweideutigsten Beweise davon liefern konnten, wie „populär“ der Mann des zweiten Decembers beim deutschen Volke ist. „Derre Napoleon auf seinem Thron“ würde sich sehr wenig geschmeichelt gefühlt haben von der Aufmerksamkeit, die ihm hier erwiesen ward. Die Mittagsstunden bis 4 Uhr gehörten übrigens im Allgemeinen dem geselligschaftlichen Familienleben an. Fast jeder Familienrisch der Bürgerhäuser Nürnbergs hatte sich zu einem kleinen Nationalbankett gestaltet, wo der Schleswig-Holsteiner, der Preuße, Mecklenburger, der Schwabe, Oesterreicher, der Sachse und Hannoveraner, ja der deutsche Siebenbürge (kenn) selbst aus dem fernen Hermannsstadt waren Gänger anwesend) mit dem Bauer Aug' in Auge geräuft und begeistert sich erinnerte, Eines Blutes, Einer Abstammung zu sein. Es waren ja über 5000 frische lebenskrohe Männer aus allen deutschen Gauen, die hier die herzlichste Gastfreundschaft genossen; da schwollen alle Herzen über von Freundschaftsgefühlen, da vergaß man jeden Hader, jeden Zwist — Frieden, Freude und Einigkeit herrschte; Alles gelobte Treue und Standhaftigkeit für das Wohl des ganzen großen Vaterlandes. Alle fühlten sich Einer lebenskräftigen Nation angehörend.

Von 4 Uhr an begannen die Gesangsvorträge in der Festhalle. Es ist kaum möglich eine Darstellung alles Dessen zu geben, was in schönster Ausführung hier, rasch auf einander folgend, zu Gehör gegeben ward. Von den Gesammtvorträgen sind besonders hervorzuheben: „Sturmesmythe“, Gedicht von Lenau, componirt von Lachner; „An das Vaterland“, Gedicht von Wolfgang Müller von Königswinter, componirt von Ferdinand Hiller; „All-Deutschland“, Gedicht von Müller von der Werra, componirt von Franz Abt. Einer außerordentlichen Aufnahme erfreuten sich auch die Compositionen des Herzogs von Coburg-Gotha (An die deutsche Trieolore), von Tschirch und Emmerling nach Gedichten von Meyern, Elstermann und Weiß. Methfessel hatte seiner Composition einen eigenen Text untergelegt und J. Otto den 23. Psalm. Um 8 Uhr Abends begann gemeinsamer Vortrag der Lieder: „Stehe fest, o Vaterland“, Gedicht von Göttling, componirt von Nägeli und „Du Schwert an meiner Linken“, von Körner, componirt von Weber. Dann folgte eine lange Reihe von Einzelvorträgen, die

Digitized by Google

bis nach Mitternacht dauerte. Freudige Ueberraschung bereitete es, als plötzlich den versammelten Tausenden von König Max aus Bad Scheveningen ein herzlicher Gruß telegraphirt ward. Allgemeiner Jubel ward dadurch rege und dieser erneuerte sich immer von Neuem, als Schlag auf Schlag aus Hermannsstadt, Paris, den russischen Ostseeprovinzen und aus allen Orten und Enden Deutschlands Grüße und Verbrüderungsrufe telegraphirt wurden. Rührung und Freude rief es hervor, als ein Sänger aus der Gegend von Zschl mit Spielhut und Feder frische Alpenrosen seiner Heimath unter die Damen vertheilte.

Was nun die Vorträge betrifft, so kann das Urtheil über sie nur das günstigste sein. Die Einzelleistungen waren durchgehends ausgezeichnet und besonders reichen Beifall ernteten diejenigen, welche eine patriotische Tendenz hatten. Die Reden, die Enthüllung der Festfahne und so manches Andere trug natürlich ebenfalls dazu bei die Stimmung zu erhöhen.

Ueber den Verlauf des Festes am Montag den 22. Juli berichtet die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ besonders anregend und lebhaft schildernd, weßhalb wir sie hier reden lassen wollen: „Was vorgestern (Sonntag) beinahe unmöglich geschienen, ist gestern (Montag) dennoch eingetreten: Das Fest hat einen noch schönern Aufschwung genommen. Die ab- und zugebenden Fremden mochten sich der Zahl nach die Waage halten, allein es trat eine ruhigere Gruppirung und Abtheilung ein, und in den Morgenstunden hatte die Stadt das Aussehen eines Wallensteinlagers im modern Festlichen übertragen. Kaum schmale Gassen, wohin die Sonne nicht bringen konnte, die Vorhallen der Gasthäuser bis zur Mitte der Straßen heraus, halbe Plätze, wenn sie nur unter eines Schattens schützenden Privilegien sich befanden, waren in Kneipen umgewandelt, wo der Tiroler und Holsteiner, der Sachse und Pfälzer, der Wiener und Weimaraner, der Hannoveraner und Altbayer, der Magdeburger und Linzer friedlich, freudig, brüderlich — „als wäre nie was zwischen ihnen (politisch) vorgefallen“ — tranken, schwatzten, sangen, anstießen, kurz ein Herz und eine Seele waren! In dieser Mischung trieben sich Freund und Einheimische auch in den Straßen auf und ab, mit und ohne Federn auf dem Hute, mit und ohne Scharpen und Sängerzeichen. Da führte ein Fiaker drei, vier Nachtgallen aus Tirol vorüber, und ihr heller Gesang überhallte das Rauschen des Wagens, dort ertönten Hochrufe aus den offenen Fenstern aller Stockwerke; nirgends ein Exceß, nirgends ein Betrunkener, nirgends Militär, als vielleicht gesellig im Kreise der festlichen Gäste, nirgends Polizei außer auf den allernöthigsten Posten; Bürgerwehr versah die unumgängliche Wache hier und dort; ihr Auf- und Abmarsch geschah ohne allen Lärm und Störung.

Diese Umstände mögen unbedeutend scheinen für einen Festbericht; sie sind aber wohl auszuführen, einmal als die Zeichen von herrlicher Reife unseres Volks, das hier nach allen Stämmen vertreten war, und dann auch als eine Folge der weisen Vorsorge unseres Festcomité's, welches bis zu den geringfügigsten Fällen alles auf das rühmenswertheste vorgesehen. Eintheilung und Brüderlichkeit waren nicht bloß Schlagworte, sondern Pulsschläge der Herzen; es gab auch gestern in Privathäusern, Schenken, an Wirthstafeln, in der Sängerhalle, im Freien nur eine Demonstration: die Nation ist eins und will es bleiben! Sehr schön sprach ein Oesterreicher es aus: „Ihr Nürnberger habt uns vor zwei Jahren in unsern Soldaten hochgeehrt, noch höher ehrt ihr uns heute, wo wir als deutsche Bürger kommen — ihr liebt uns also doppelt; wir wollen euch's mit dreifacher Liebe vergelten!“ Um 11 Uhr Morgens, während das Theater in allen Räumen gefüllt war, fing es an die bisher etwas ruhigern Massen mehr in Bewegung zu bringen, die Vereinsfahnen wurden aus der Sängerhalle nach dem Hallplatz abgeholt, und über Gruppen, die zu Fuß gingen oder in Wagen saßen, flatterten die vielen hundert, großentheils kostbaren Vereinsfahnen lustig durch die Straßen, um den zweiten und letzten Festzug von dem Hallplatz nach der Sängerhalle zu zieren. Der Festzug begann gegen 2 Uhr, und darf als der Glanz- und Höhepunkt aller Straßenaufzüge während des unvergleichlichen Festes angesehen werden. Von dem ersten Schritt bis zum letzten, den der ansehnliche Zug durch die schönsten Straßen der Stadt bis nach der Sängerhalle that, war das unbeschreiblichen Jubels kein Ende. Blume und Sträuße flogen ununterbrochen aus den Fenstern nach den Sängern, und als die Blumenvorräthe erschöpft waren, rissen die Damen die Zierden von den Häusern, riesige Kränze und Laubgewinde fielen, hie und da beinahe die Luft verdunkelnd, auf die gerührten, grüßenden, Zuruf und Sängergrüße spendenden Männer des Liedes nieder. Die Siebenbürger Deputation, die Schleswig-Holsteiner, der im Zug befindliche Deutsche aus Konstantinopel, die Träger der amerikanischen Fahne, die Oesterreicher sammelten Massen dieser Liebesgaben, ein Vorreiter, wenn ich nicht irre der Regensburger Liedertafel, wußte seinen Vorrath von Spenden nicht anders unterzubringen, als daß er von den großen Kränzen die einen und die andern seinem Pferde um den Hals hing. So ging es fort, die Begeisterung theilte ihre Liebesgaben ohne Unterschied des Volksstammes aus, die Trophäen werden im Norden wie im Süden gleich überzeugend sprechen . . . Die Vorträge der zweiten Hauptaufführung waren: ein „Hymnus“, componirt und dirigirt von B. E. Becker, „Unser Hort“, gedichtet von Dr. Hölzl, componirt und dirigirt von Jul. Otto; „Frühlingsgruß an das Vaterland“, componirt und dirigirt von B. Lachner; „Der deutsche Landsturm“, gedichtet von Schultes, componirt und dirigirt von Rücken; „Frisch auf zum Siege!“ Gedicht von L. Stolze, componirt und dirigirt von H. Neeb; „Gebet vor (während?) der Schlacht“, Gedicht von Körner, componirt und dirigirt von Möhring; „Ermanne dich, Deutschland!“ Gedicht von Wagner, componirt und dirigirt von A. M. Storch; „Danklied“, componirt und dirigirt von Kalliwoda. Abends 8 Uhr folgten noch: „Stimmt an mit hellem hohem Klang“, Gedicht von Claudius, componirt von Methfessel; „Deutsches Herz, verzage nicht“, gedichtet von E. M. Arndt, componirt von Berner. Zum Schluß Einzelvorträge. Sowohl die Compositionen als die Gesammt- und Einzelvorträge erfreuten sich von Seiten des massenhaft versammelten Publikums wieder eines stürmischen, mitunter enthusiastischen Beifalls; einzelne mußten wiederholt werden. Dr. Hölzl aus Straubing wurde wegen des kräftigen Liedertextes gerufen; die Componisteure, besonders Lachner, Neeb und der Wiener Kapellmeister Storch, wurden bei ihrem Auftreten durch lange anhaltenden Beifall ausgezeichnet. Noch spät in der Nacht sangen einzelne Liedervereine in den durch die ganze Stadt zerstreuten Gasthöfen.

Den dritten Festtag (Dienstag) eröffnete der übliche Sängerruf; ihm folgte ein Ausflug nach den Dutzendteich und Schmausenbuck, um 3 Uhr war Zusammenkunft der bei dem Fest anwesenden Vereinsvorstände im großen Rathhaussaal zur Besprechung von Sängerangelegenheiten. Hier wurde unter anderm ein allgemeiner Sängerbund als wünschenswerth bezeichnet; alle fünf Jahre soll ein allgemeines deutsches Sängerfest abgehalten werden; überall sollen sich die einzelnen Gesangsvereine größerer Stämme oder Provinzen in einen engern Bund zusammenthun, wie der schwäbische, weil das den Anschluß an das Ganze sehr erleichtere. Dem schwäbischen Bund und Nürnberg fiel die Aufgabe zu die angeregten Punkte einer großen Organisation für künftige Beschlußfassung zu formuliren. Abends 8 Uhr begann in der Sängerhalle Gesammtvortrag der Lieder: „Deutschland über Alles“, Gedicht von Hoffmann v. Fallersleben, componirt von J. Haydn; „Es klingt ein heller Klang“, Gedicht von M. von Schenckendorf; „Jägers Abschied vom Wald“, Gedicht von Eichendorff, componirt von Mendelssohn-Bartholdy. Hierauf folgten Einzelvorträge und Instrumentalmusik. Die Aufnahme war natürlich nicht minder warm als an den vorhergehenden Tagen.

Die stammverwandten Berner hatten aus der Schweiz einen werthvollen silbernen Becher gesandt für denjenigen Verein, welcher sich durch seine Leistungen am meisten auszeichne. Am Dienstage ward dem Wiener Gesangverein auf Antrag des Kapellmeisters Hiller aus Köln der erste Preis zuerkannt und zwar durch jubelnde Acclamation. Man beschloß den Becher am Abende unter Absingung des Arndt'schen Liedes „Was ist des Deutschen Vaterland?“ den Siegern zu überreichen und so geschah es, und damit erreichte das großartige, herzerhebende Fest seinen würdigen Abschluß. Es ist epochemachend; nicht allein die Theilnehmer erinnern sich mit Entzücken der herrlichen Tage, sondern jedes deutsche Herz darf sich ihrer freuen. Es ist ein neues Band engerer Vereinigung entstanden für die zu lange leider, leider! getrennten Brüderstämme. Die Idee der Einheit schlägt von Tage zu Tage tiefere Wurzeln im Herzen des deutschen Volks, immer näher rückt die Stunde völliger Einigung heran, immer vollstöniger klingt es und singt es in die Eulen- und Rabennester der Reaction und des Separatismus: „Das ganze Deutschland soll es sein!“ Das allgemeine deutsche Sängerfest in Nürnberg, der prächtigen alten Stadt des alten deutschen Reiches, ist ein Verbrüderungsfest der deutschen Stämme im schönsten Sinne des Wortes gewesen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℳ 12 ß Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℳ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 32. Bremen, 11. August. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Alfred Rethel. Von F. Pleyer.
Französische Dichtungen; nach Victor Hugo und Alfred de Vigny.
Die neue Oper von Offenbach. Von A. Lücke.
Dänische Taktik.
Vom Stadttheater zu Bremen.
Entdeckungen in Afrika.

* Alfred Rethel.

Von F. Pleyer.

Der Name des Historienmalers Alfred Rethel ist in den letzten Jahren viel und mit besonderer Auszeichnung genannt worden, namentlich seitdem seine Werke auf der allgemeinen deutschen Kunstausstellung in München im Jahre 1858 besonderes Aufsehen erregten und nach ihrem vollen Werthe gewürdigt wurden. Als im December 1859 die Kunde durch Deutschland ging, daß Alfred Rethel in Düsseldorf gestorben sei, da mischte sich in die Trauer um den Geschiedenen die wehmüthige Freude über seine Erlösung. Seit Jahren lag auf dem Unglücklichen ein schreckliches und unheilbares Siechthum, welches Körper und Geist lähmte und die Angehörigen, die keinen weiteren Trost hatten als den ihn zu Tode zu pflegen, mit tiefem Weh erfüllte. Sein Hauptwerk, die Fresken im Kaisersaale zu Aachen, blieb unvollendet, und es gelang nicht ohne große Mühe denen, welche von der hohen Bedeutung Rethels erfüllt waren, dieses Werk zu retten und es vor der Zerstörung, mit welcher der Unverstand es bedrohte, zu bewahren. Es wurde die Ausführung dieser Fresken, welche Hauptmomente aus dem Leben Karls des Großen darstellen, im Sinne des geschiedenen Meisters beschlossen.

Rethel war nach dem Ausspruche seines Biographen Wolfgang Müller von Königswinter, welcher „Blätter der Erinnerung“ an seinen verstorbenen Freund niederschrieb und an seinem Todestage im December 1860 vollendete (Leipzig, Brockhaus), der größeste geschichtliche Maler seiner Zeit. Steht Cornelius in allgewaltiger poetischer Kraft als der erste Darsteller germanischer, hellenischer und christlicher Mythen da, ist Friedrich Overbeck auf dem biblischen Gebiete von keinem Zeitgenossen übertroffen, sind Moritz von Schwind im deutschen Märchen und in jener Phantastik, die in demselben wurzelt, Kaulbach im Gebiete der Satire, Lessing im mittelalterlichen Genre und in der Stimmungslandschaft die ersten Meister ihres Faches, so hat sich dagegen Alfred Rethel am besten auf thatsächliche wirkliche Geschichte verstanden. In der kurzen Zeit von etwa höchstens achtzehn Jahren hat sich sein glänzendes, kühnes und vielseitiges Talent der Composition zunächst am heiligen Apostel Bonifacius, sodann an Hannibal und an Karl dem Großen, am englischen Könige Alfred bewährt und Gebilde von dem mächtigsten Umfange und der umfassendsten Gedankenfülle geschaffen. Diese aber sind nur die hervorstechendsten geschichtlichen Figuren, denen er seine geniale Kraft zuwandte; daneben hat eine große, für die Zeitdauer seiner Schöpfungsperiode unglaublich große Zahl von historischen Charakteren seinen Geist beschäftigt und zu Zeichnungen oder Gemälden angeregt. — Indem wir das Bild des außerordentlichen, so jammervoll untergegangenen Meisters durch das Buch seines Biographen und thunlichst mit dessen eignen Worten uns vergegenwärtigen, sind wir des Dankes unsrer Leser gewiß.

Während der letzten Jahre begegnete dem Spaziergänger in den Wegen des Düsseldorfer Hofgartens mitunter eine in Begleitung eines Wärters dahinschwankende Gestalt von gedrungener Statur, hangenden ausdruckslosen Zügen und leblosen stieren Augen, vor welcher sich Niemand eines tiefen Mitgefühls erwehren konnte. Auf den ersten Blick gewahrte man, daß der arme Kranke an einer unheilbaren dumpfen Geistesstörung litt. Wie sehr steigerte sich aber die Theilnahme des Wanderers, wenn er erfuhr, daß in diesem jetzt fast seiner selbst unbewußten Leibe früher ein Geist wohnte, der in frischem künstlerischen Schaffen, mit dem edelsten, herrlichsten, weitesten Talente ausgestattet, zu dem Gipfel des Ruhms emporstieg und unter den deutschen Malern zu denjenigen gehörte, welche um den höchsten Preis rangen. Seine näheren Freunde haben ihm stets den allerersten Genius zugesprochen. Daß sein Ruhm zur Zeit seines Schaffens nicht sofort allerwärts anerkannt wurde, lag in seiner Jugend und allerlei anderen Umständen. Seitdem hat die öffentliche Meinung ihn den ersten Künstlern der Heimath zugestellt. Wer solche Dinge von dem armen Kranken hörte, der sah ihm gewiß mit einer Thräne im Auge nach, zumal wenn er vernahm, daß der geistige Tod den lebendigen Leib mitten in seiner hellen Ruhmesbahn befallen hatte.

Alfred Rethel war am 15. Mai 1816 auf dem Hause Diepenbend bei Aachen geboren, wo sein Vater, ein geborener Straßburger und unter dem französischen Consulate Präfecturrath in Aachen, eine chemische Fabrik besaß. Alfred war das vierte Kind seiner glücklichen Ehe mit Johanna Schneider, der Tochter eines Aachener Geschäftsmannes. Wenn die Natur den Kleinen auch nicht mit einer besonderen Fülle und Kraft der Gesundheit ausgestattet hatte, so verlieh sie ihm dafür einen desto lebendigeren Geist. Im Kreise seiner Genossen zeigte er sich ungewöhnlich aufgeweckt, war bei allen Spielen der erste und hatte nicht selten

Digitized by Google

Unfälle und Gefahren zu bestehen. Bei einem unglücklichen Ritt brach er den Arm, der nach schlechter Heilung gebogen blieb; ein anderes Mal wurde er von einem Wagen überfahren und am Kopfe schwer verletzt, so daß er lange darnieder liegen mußte und an Taubheit litt. Man nimmt an, daß dieser Unfall auf sein späteres Leben mannichfach eingewirkt hat.

Schon in frühester Zeit entwickelte sich bei Alfred ein außerordentliches Talent zum Zeichnen. Griffel und Schiefertafel sowie Bleistift und Papier waren seine täglichen Uebungswerkzeuge. An der Seite der treuen Mutter zeichnete er Türkenschlachten und Belagerungen, zu denen ihn der damalige griechische Befreiungskampf anregte. Man kann behaupten, daß er schon mit sechs Jahren vollständige und umfangreiche Compositionen entwarf. In der Elementarschule zu Burtscheid, welche von dem Vater des Novellisten Hackländer geleitet wurde, that er sich nicht besonders hervor, und die Eltern eröffneten dem Knaben aus Rücksicht auf sein bedeutendes Talent den Weg zur Malerei. Die Einsendung seiner Compositionen an den Vorstand der Düsseldorfer Akademie verschaffte dem Knaben die sofortige Aufnahme in die dortige Kunstschule, welche er im Alter von dreizehn Jahren 1829 bezog.

In der zu jener Zeit durch Burgmüller und Mendelssohn in der Musik, durch Schadow und seine Kreise in der Malerei lebhaft angeregten Stadt gingen alsbald sehr glänzende Gerüchte über die Begabung des neuen Akademikers um. Er wurde offen als ein Wunderkind ausgerufen, man rühmte sein außerordentliches Compositionstalent und war erstaunt über die Fortschritte, die er in der Technik des Zeichnens und Malens machte. Es ist leider sehr häufig der Fall, daß man junge Talente überschätzt und sich zu große Hoffnungen von ihrer Entwickelung macht. In Beziehung auf Alfred Rethel kann man indeß sagen, daß er allen Erwartungen vorauseilte. Schon im Alter von sechszehn Jahren vollendete er ein Bild, das die Kunstkenner in Erstaunen setzte. Dasselbe stellt die Einzelfigur des heiligen Bonifacius dar und kann im Wesentlichen nur als eine Studie betrachtet werden. Es schildert den Apostel der Deutschen in dem Augenblick, wo er die Eiche des Wodan mit dem Beil, das er noch in der Hand hält, umgehauen hat und in dem Wurzelstumpf seinen Pilgerstab mit dem Kreuze aufpflanzt. Bonifacius hat Rethel überhaupt während der nächsten Jahre und in der ganzen ersten Periode seiner Entwickelung unablässig beschäftigt. In einem figurenreichen Bilde stellte er ihn zunächst als Prediger des Evangeliums unter den Germanen dar. Er steht auf einer Erhöhung neben der abgehauenen Eiche, links seine Jünger, rechts die junge Gemeinde, während im Vordergrunde ein Priester nachdenklich von dannen geht. Jenes erste Bild wie dieses zweite wurden vom Kunstverein für Rheinland und Westfalen angekauft. Ein drittes behandelt Bonifacius, wie er aus dem Holze der gefällten Wodanseiche eine Kapelle baut; er steht inmitten seiner neuen Gläubigen und zeichnet mit dem Bischofsstabe den Riß des Kirchleins in den Sand.

Neben diesen drei Gemälden, deren letztes er im zwanzigsten Lebensjahr in die Welt schickte, ist aber noch eine große Menge von Compositionen aus derselben Zeit namhaft zu machen, welche eine außerordentlich reiche Erfindungsgabe beweisen. Es sind darunter allein drei Darstellungen vom Tode des Apostels, von denen die erste gleichsam den drohenden, die zweite den beginnenden, die dritte den vollendeten Mord darstellt. Diese Zeichnungen finden sich in seinem Nachlasse, dessen beste Schätze durch treffliche Photographieen bekannt gemacht sind. Noch verschiedene andere von verwandtem Charakter liegen vor; z. B. Kreuzfahrer in der Wüste, Karl Martell und die Araber in der Schlacht bei Tours, die Schweizer vor der Schlacht bei Sempach, der Tod Arnolds von Winkelried, Heinrich der Vogler und die Anzeige der Kaiserwahl, der Zug der Longobarden unter Alboin nach Italien, der Fall Adolfs von Nassau, Gottfried von Bouillon nach errungenem Siege. So zeigte er, fast noch im Knabenalter, eine wunderbare Kühnheit und Vielseitigkeit, eine großartige historische Intuition. Sein Geist ist vom Geiste der Geschichte befruchtet, niemals um Stoff verlegen, den höchsten gewachsen. In die Zeit des Düsseldorfer Studiums fallen auch die Zeichnungen zum „Rheinischen Sagenkreise“ von Adelheid von Stolterforth, welche leider 1835 mittelmäßig lithographirt wurden: Frauenlobs Tod, Kaiser Heinrich IV. in Bingen, Gutenfels bei Caub, die Lorelei, Heinrich IV. auf der Flucht, Roland u. s. w. Ferner zierte er Reinick's Lieder eines Malers mit hübschen Arabesken. In jener Zeit stand in Düsseldorf die Romantik im höchsten Flor. Man malte sehr viel nach Balladen von Goethe, Uhland, Tieck. Kirchengängerin, Falkenknaben, Goldschmieds-Töchterlein waren an der Tagesordnung. In welcher Weise diese Gegenstände bearbeitet wurden, ist den Zeitgenossen wohl erinnerlich. Rethel's Zeichnungen, die sich an die Burgen und Städte des herrlichen Heimathstromes knüpfen, bilden einen merkwürdigen Gegensatz zu der Manier der Schule. In seinen Rittern, Pilgern, Soldaten, Gesellen, Edelfräulein, Mädchen erblicken wir im Vergleich mit den süßen und durchsichtigen Gestalten, die an der Mode waren, Männer und Frauen, die uns mit historischer Großartigkeit entgegentreten. Der Künstler hat nie geschwebelt und genebelt, er konnte sich nicht in Lüfte und Düfte verlieren, er hatte stets ideale Gegenstände, suchte aber überall concret und real darzustellen. Die Düsseldorfer Schule befand sich schon damals auf dem Wege zum Kleinleben, den sie später mit so großem Glücke verfolgt hat. So gehörte denn Rethel schon von vornherein nicht auf diesen Grund und Boden. Dem heiteren Leben der jungen Künstlerwelt war er aber keineswegs abgeneigt, gehörte vielmehr zu den fröhlichsten und lautesten Gesellen und verbrachte mit Gleichgesinnten lustige Abende und Nächte. Ganz ebenso trat er in der Heimath auf, wenn er in den Ferien die Eltern besuchte, wo er dann durch Gesang und Spiel und allerliebste Erzählungen, in denen er Meister war, seine Umgebung erheiterte.

Im Jahre 1833 verließ er zum erstenmal Düsseldorf und unternahm eine Rheinreise, welche auf den siebenzehnjährigen Jüngling einen ganz außerordentlichen Eindruck machte. In Frankfurt war er entzückt von den Schätzen des Städelschen Instituts und von der liebevollen Aufnahme des Directors Philipp Veit, der später einen besonders günstigen Einfluß auf ihn ausgeübt hat. Nebenbei beschäftigte ihn lebhaft das unglückliche Frankfurter Attentat und das Schicksal derjenigen, welche sich an demselben betheiligt hatten. Im folgenden Jahre verbrachte er den Herbst zu Bodendorf an der Ahr im häuslichen Kreise Wolfgang Müllers, der ihn von Düsseldorf her kannte. 1835 besuchte er München und Tyrol. Die bayerische Hauptstadt stand damals im ersten Stadium der künstlerischen Blüthe, welche König Ludwig ihr verliehen hat. Rethel lernte die in München versammelten Künstler kennen und wurde mit Aufzeichnung behandelt; in seinen Briefen tritt eine besondere Vorliebe für Frankfurt und München, eine gewisse Abneigung gegen Düsseldorf zu Tage. Dort waren überdies Spaltungen unter den Künstlern eingetreten und hatten die Verhältnisse zu trüben begonnen; die Rheinländer glaubten sich zurückgesetzt und grollten. Es entstanden Pläne zu Auswanderungen nach Frankfurt oder München, die bei Rethel um so mehr Boden fanden, als er überhaupt in die Düsseldorfer Verhältnisse nicht recht paßte. Er gehörte mit seiner großen, umfassenden Begabung auf einen Grund und Boden, wo er sich an monumentaler Kunst entwickeln konnte, für welche eben Düsseldorf

Digitized by Google

nur geringe Zukunft bot. Daher faßte er im Jahre 1837 den Entschluß, sich nach Frankfurt zu begeben, wohin ihn besonders Philipp Veit mit seiner ernsten, inhaltsvollen Kunst zog. Bei ihm fand denn auch Rethel die beste Aufnahme, und die kunstliebenden Privatkreise der Stadt öffneten sich ihm bald. Er führte sich zunächst durch ein allegorisches Bild, die Gerechtigkeit, vortheilhaft ein und ließ den Daniel in der Löwengrube folgen, welcher dem Städel'schen Institut angehört. Die Zeichnung ist vollendet, im Colorit steht hier Rethel auf seiner Höhe. Der Daniel wurde für 2000 Gulden angekauft. Rethel führte sodann eine in Düsseldorf schon gemachte Zeichnung, die Auffindung der Leiche Gustav Adolfs auf dem Schlachtfelde von Lützen, in Oel aus. Die Leiche des Königs ist von einer Schaar von Kriegern, welche dieselbe soeben aufgefunden haben, umringt. In der eigentlichen Malerei steht das Bild, welches jetzt dem Stuttgarter Museum angehört, hinter dem Daniel zurück, ist aber auch von echt historischem Geiste durchweht. Noch glücklicher offenbart sich Rethels Begabung in den vier Kaiserbildern, die er in Auftrag der Stadt Frankfurt für den Römersaal ausführte. Man übertrug ihm die Porträts von Philipp von Schwaben, Maximilian I., Karl V. und Maximilian II. Die Bilder sind zu den allerbesten der Gallerie zu zählen, indem sie trefflich im Geiste der Zeit gehalten sind. Auch malte Rethel damals die Aussöhnung Kaiser Otto's I. mit seinem Bruder Heinrich; das Bild hängt im Bürgermeisterzimmer des Frankfurter Römers, gehört aber nicht gerade zu seinen hervorragenden Schöpfungen. Sehr groß ist die Zahl der aus derselben Periode stammenden Zeichnungen, die sich im Nachlasse finden und von seinem historischen Compositionstalente Zeugniß geben. Ferner hat er damals viele biblische Stoffe bearbeitet: den Dulder Hiob, Jakob mit dem blutbefleckten Gewande Josefs, Moses vor dem feurigen Busche, Moses, vom Sinai herabsteigend, Josua, die Israeliten mit der Bundeslade durch den Jordan führend (eine sehr schöne Composition), Bileam und die redende Eselin, David's Salbung, David's Kampf mit dem Goliath, David und Absalom, Absaloms Tod. Der weltlichen Geschichte entlehnte er eine Menge von Scenen: Theodosius der Große und der heilige Ambrosius, Heinrich der Finkler in der Schlacht bei Merseburg, der Tod des Friedrich Rothbart in den Fluthen des Saleph, Rudolf von Habsburg im Kampfgewühl, beim Empfang der Nachricht von der Kaiserwahl und als Begleiter des Kurfürsten Werner über die Alpen; diese letzten gehören wieder zu den schönsten Compositionen Rethels.

Während er alle diese Arbeiten mit Lust und Erfolg ausführte und sich glücklich fühlte, ging ihm doch sein wahrer Glücksstern erst im Jahre 1840 auf. In seiner Vaterstadt Aachen kam der Gemeinderath auf den Gedanken, den großen, durch die Geschichte geweihten Saal des Rathhauses in seiner ursprünglichen Weise herzustellen. Nach den geschichtlichen Urkunden hätte auf dieser Stelle ein karolingischer Palast gestanden, der in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts dem gegenwärtigen Hause gewichen. Der erste Stock bildete eine große Halle mit Spitzbogengewölben, in welcher die Krönungs-Festlichkeiten der deutschen Kaiser stattfanden. Bei dem großen Brande von 1656 litt das Rathhaus schwer und wurde späterhin mit Beibehaltung der Grundmauer einem gänzlichen Umbau im Rococostil unterworfen, wobei der Kaisersaal in mehrere Räume getheilt und mit Stuckarbeiten im Geiste der Zeit ausgeziert wurde. Als vor dreißig Jahren der gothische Stil wieder zu Ehren kam, ward beschlossen, das Rathhaus im mittelalterlichen Geiste herzustellen, was vom Könige Friedrich Wilhelm IV. befördert wurde. Der Kunstverein für Rheinland und Westfalen unterstützte den Plan, und es ward festgestellt, daß die Geschichte Karls des Großen in ihren bedeutsten Momenten eine malerische Zierde für den Saal abgeben solle. Die ausgeschriebene Concurrenz regte Rethel zur Begeisterung an, er studirte das Leben und die Zeit Karls des Großen, machte sich ans Werk und errang den Sieg über seine Mitconcurrenten Plüddemann, Mücke und Stilke. Die Nachricht, daß seine Entwürfe gewählt seien, erfüllte ihn mit der höchsten Freude; er hatte somit die Hauptaufgabe seines Lebens in Angriff genommen.

Nach dem Ausschreiben und dem Entwurfe des Meisters sollte der Cyclus aus folgenden acht Bildern bestehen. 1. Karl bei den Sachsen und der Umsturz der Irmensäule. Der Kaiser steht vor dem niedergeworfenen Götzenbilde, neben ihm der Bischof Turpin, Mönche und Krieger, weiterhin die betretenen Heiden. 2. Karl in Spanien und die Schlacht von Cordova; der Kaiser mitten im Kampfe, hoch zu Roß einherbrausend gegen den von vier weißen Ochsen gezogenen Fahnenwagen des Feindes. Karl ergreift den Schaft des Bannerś und reißt ihn nieder. 3. Des Kaisers Einzug in Pavia, die Hauptstadt des Reiches der Longobarden. Karl reitet durch das offene Thor der Stadt, geschmückt mit dem Lorbeer und der Lombardenkrone, neben ihm der entthronte König Desiderius. 4. Die Taufe des Sachsenherzogs Wittekind. Der Herzog kniet, seitwärts der Kaiser, am Altar steht der Bischof, weiter unten Krieger und sächsisches Volk. 5. Die Kaiserkrönung Karls in der Peterskirche zu Rom. Rechts kniet der Kaiser, dem sich der Papst nähert; in der Entfernung ein Zug von Geistlichen, Kriegern und Volk. 6. Die Erbauung des Münsters zu Aachen. In der Mitte des Bildes der Kaiser, umgeben von seiner Familie; er empfängt eine päpstliche Gesandtschaft, Ludwig der Fromme steht scheu zu dieser empor, während Emma die Gelegenheit ergreift, dem zur Seite stehenden Eginhard einen verstohlenen Blick zuzuwerfen. Im Hintergrunde erhebt sich der halbvollendete Dom. 7. Die Krönung Ludwigs des Frommen. Der Erbe setzt sich kniend auf Geheiß des Vaters die Krone auf, Karl schaut in die umgebende Menge und deutet auf seinen Sohn. Zu den Seiten geistliche und weltliche Würdenträger. Die Scene geht auf einer Estrade des Aachener Doms vor sich. 8. Die Erbrechung der Gruft Karls des Großen durch Kaiser Otto III. im Jahre 1000. Der todte Kaiser ist in gewaltigster Majestät aufgefaßt, seine großen Herrscherzüge sind durch den dünnen Schleier erkennbar. Das Fackellicht erhöht die Wirkung der todten Majestät, vor welcher Otto tief ergriffen und mit gefalteten Händen niederkniet, während das Gefolge in die Gruft herniedersteigt.

Der Meister wurde durch seine Studien noch zu manchem andern Entwurf aus demselben Kreise angeregt. Die Kirchenversammlung in Frankfurt, die Gesandtschaft des Kalifen Harun al Raschid, Karl und die Aachener Heiligkeit, der Kaiser auf der Jagd — finden sich im Nachlasse. Rethel beabsichtigte auf einer Reise nach Rom für seine Fresken Studien an Rafael und Michel Angelo zu machen, wurde indeß gleich von vornherein tief verstimmt durch einen in Aachen ausgebrochenen Meinungskampf. Man stritt sich dort heftig herum über die einstige Gestalt des Saales; Manche wollten nicht so viele Bilder, Manche gar keine. Der Streit zog sich bis 1846 hin, und Rethel mußte sich anderen Arbeiten zuwenden, während doch sein ganzes Herz ihn zu den Fresken hinzog. Diese Stimmung wirkte auf seine nächsten Arbeiten ein und hat denselben geschadet. Die Bilder und Zeichnungen «Max auf der Martinswand», «Karl V. beim Eintritt in das Kloster zu San Juste», «die Leiche Kaiser Heinrichs IV. auf der Maasinsel» stehen hinter vielen früheren zurück. Daneben war Rethel mit Compositionen beschäftigt, die er in buchhändlerischem Auftrag anfertigte, z. B. Illustrationen zu den Nibelungen, zu Rotteck's Weltgeschichte, zu der Cotta'schen Bilderbibel.

Digitized by Google

Belebend und anregend wirkte auf den Künstler eine im Jahre 1842 erfolgte Reise nach Dresden. Um dieselbe Zeit unternahm er ein Werk, welches neben den Aachener Freskobildern den ersten Rang einnimmt. Das ist ein Cyclus von sechs Aquarellzeichnungen, welche den Zug der Karthager über die Alpen unter Hannibal darstellen. Im ersten Bild sieht man unter Eisfeldern und Gletschern die Reste eines karthagischen Mauerbrechers, gebleichte Pferdeknochen und Elefantenschädel, welche von Gebirgsbewohnern betrachtet werden. Das zweite Bild zeigt die Karthager beim Uebergang über die Druention und beim ersten Anblick der Alpen, das dritte höher in den Alpen unter Kämpfen gegen die Gebirgsbewohner. Das vierte ist ein Bild der Vernichtung in tiefer Felsenkluft, das fünfte stellt die Karthager in der Schneeregion dar, überall Ermattung, Unsicherheit, Schrecken. Der Gegenstand des letzten endlich ist das ersehnte Ziel; auf einem Felsenvorsprung Hannibal, auf die reiche italienische Ebene deutend, über ihm ein Adlerpaar. Die Blätter zeigen, was Kühnheit des Gedankens angeht, den Künstler in seiner höchsten Entwickelung, haben aber allerdings schon Spuren einer fast krankhaft überreizten Phantasie. Es sind hier Töne angeschlagen, die etwas Grauenhaftes, Schreckenerregendes, Gespensterhaftes haben. Darin liegt vielleicht schon eine Andeutung jener geistigen Krankheit, welche den Meister später ergriff.

Im Jahre 1844 machte er die längst beabsichtigte Reise nach Italien, wo er sich dem Studium der Kunstwerke mit Entzücken hingab. In Rom malte er eine Auferstehung Christi, welche als Altarbild in der Nicolaikirche zu Frankfurt hängt. Uebrigens sind die Nachrichten über diesen Aufenthalt in Italien und die nächstfolgende Zeit sehr spärlich. Im Jahre 1846 kam endlich die Aachener Angelegenheit zur Entscheidung. Rethel hatte eine Reise nach Berlin gemacht, war in den ersten Kreisen, auch vom Könige, mit Auszeichnungen aufgenommen worden, und das hatte mit dazu gewirkt, daß in Aachen der ursprüngliche Plan den Sieg behielt. Allerdings waren dem Künstler sechs Jahre seines Lebens verloren gegangen, und diese Zeit lastete mit schwerem Druck auf seinem Geiste und demzufolge auf seiner Gesundheit. Jetzt konnte er endlich ans Werk gehen; er vollendete die Cartons noch in Frankfurt und ging dann zu Anfang 1847 nach Aachen, wo er zunächst das letzte Bild, Otto in der Gruft Karls, in Angriff nahm. Zwischen diesem und dem Sturz der Irmensäule malte er noch einmal den heiligen Bonifacius, sein letztes Oelbild, und ging 1848 nach Dresden, wo er mit Bendemann, Hübner, Schnorr, Rietschel in nahem Verkehr lebte und die alten Bilder studirte. In der nächsten Zeit lebte er abwechselnd in Dresden, Aachen, Düsseldorf, Berlin und arbeitete an den Cartons zu den Fresken. Dieser fortwährende Wechsel ließ ihn nie zur Ruhe kommen, am Rhein fühlte er sich am wenigsten wohl, weil er nicht nur vielfach auf Kälte und absichtliche Zurücksetzung, sodann sogar auf Anfeindungen, confessionellen Haß und Bitterkeiten aller Art stieß. Auf dem Rathhaussaal ärgerte er sich über das nie aufhörende Treiben der Fremden und deren abgeschmackte oder unverschämte Bemerkungen. Er fühlte, daß er fast allein stand, entbehrte schmerzlich die Unterstützung und Ermunterung durch die Presse und litt in tiefster Seele. Verdrießlichkeit setzte sich in ihm fest, überall sah er Neider oder Feinde; oft erlahmte er mitten in der Arbeit, brach in leidenschaftliches Schluchzen aus und rief: „Meine Kraft ist erloschen, ich kann nicht mehr!“ Seltsam genug fand er Erheiterung nur in einem Wirthshausgarten, während er sonst nie dergleichen aufgesucht hatte. Nach einem Vergnügungsorte bei Aachen aber zog es ihn ganz besonders hin, und die Besitzerin desselben, eine hübsche, sehr begabte Dame, fesselte ihn so sehr, daß er sich mit ihr verlobte. Allein es lag in dem ganzen Verhältniß und der Gestaltung desselben bereits etwas Krankhaftes; die Verlobung wurde wieder aufgehoben. Aufregungen, Verstimmungen suchten den Künstler in dieser Zeit schwer heim und offenbarten sich zuweilen in schreckenerregenden Ausbrüchen. Dieser Zustand ist auch nicht ohne Einwirkung geblieben auf den „Todtentanz“, zu welchem das Jahr 1848 Rethel veranlaßte; die Zeichnungen haben bekanntlich einen harten Meinungskampf in der künstlerischen Welt veranlaßt. Die groteske Phantastik des Werkes verräth wieder den gewaltigen Schöpfergeist Rethels. Aus derselben Zeit stammen die Holzschnitte „der Tod als Erwürger“ und „der Tod als Freund“ und noch manche historische Zeichnung.

In Dresden fand Rethel mehr Ruhe und Glück. Er lernte die Familie des Professors und Malers Grahl kennen und verlobte sich 1850 mit dessen Tochter Marie. Seine Stimmung wurde besser, und als im Herbst 1851 die Hochzeit war, glaubten des Künstlers Freunde an eine glückliche Zukunft. Allein schon die ersten Wochen der Ehe brachten Unheil und Schrecken; die Frau bekam das Nervenfieber, die Angst und Aufregung wirkten zerstörend auf Rethels geistige und leibliche Kräfte. Als er nach der Genesung seiner Frau die Arbeiten für Aachen wieder aufnahm, zeigte sich schon eine bedenkliche Zerrüttung. Die Hand zitterte, die Sprache stockte, ein tiefes Nervenleiden wühlte in ihm. Eine Reise nach Italien sollte Heilung bringen und wurde angetreten. Unterwegens nahm das Leiden aber so zu, daß der Schwiegervater nach Rom reisen mußte, um der gramgebeugten Frau beizustehen. Er fand Rethel in jammervollem Zustande, der Sprache beraubt, seines Geistes nicht mehr mächtig. Man brachte ihn mit Mühe nach Deutschland zurück und in die bekannte Irrenanstalt des Dr. Richarz zu Endenich bei Bonn. Hin und wieder traten Augenblicke ein, in denen man auf Rettung hoffte, in Endenich stellte sich aber bald heraus, daß der Zustand unheilbar sei; der Körper siechte dahin, der Geist war erloschen. Unter diesen Umständen nahmen ihn die Seinigen nach Düsseldorf, um ihm die letzte Pflege zu widmen. Hier schien er sich körperlich zu erholen, wurde aber geistig immer stumpfer. Der Tod seiner einst so innig verehrten Mutter ging spurlos an ihm vorüber. Nachdem man wiederholt sein Ende erwartet hatte, trat die Erlösung endlich am 3. December 1859 ein. Zwei Tage darauf geleiteten die Freunde bei fürchterlichem Winterwetter die Ueberreste des Unglücklichen zur letzten Ruhestätte.

Rethel war von kaum mittlerer Größe, aber entschieden im Auftreten. Der Kopf war weniger schön als charakteristisch und interessant; scharfe graublaue, forschende Augen schauten unter der hohen Stirn hervor, der Mund war klein und beredt; das Kinn spitz, das Haar üppig und blondbraun. Im Wesen war er in seinen guten Tagen lebendig, anziehend, liebenswürdig, voll von Güte und innigster Liebe zu den Seinigen, namentlich zur Mutter, die er außerordentlich hoch stellte, seinen Freunden ein herzlicher Freund. In späteren Jahren allerdings wurde er verschlossener und zurückhaltender.

Es fehlte nicht viel, so wären die Freskobilder zu Aachen, die ihm neben der Freude so viel Leid gebracht hatten, zu Grunde gegangen. Man dachte eine Zeitlang in allem Ernste daran, sie übermalen und neu ausführen zu lassen. Als aber gewichtige Stimmen in der Presse sich vernehmen ließen und eine Ehrenrettung des im Tode noch geschmähten Künstlers verlangten, da siegte die gute Sache, und der Maler Kehren, der dem Verstorbenen schon früher geholfen hatte, erhielt den Auftrag, Rethels Werk zu Ende zu führen.

Digitized by Google

* Französische Dichtungen.

Das Gewissen.

Aus V. Hugo's Légende des siècles.

Sammt seinen Kindern war Cain vor Gott geflohn;
Am Fuße eines Bergs (der Abend graute schon),
Das Haar verwirrt vom Sturm, kam der verstörte Mann,
In Grämen ungebeugt, voll düstrer Trauer an;
Gefleidet waren sie in zottiger Thiere Felle.
„Hier auf der Ebne laß und ruhn, an dieser Stelle!“
Sprach sein erschöpftes Weib; die müden Kinder baten:
„Ja, lagern wir uns hier im Land, das wir betraten!“
Zum Schlummern schickten sich die Umgetrieb'nen an,
Doch Cain floh der Schlaf, er saß am Berg und sann;
Das Haupt empor gekehrt, das Auge aufgerissen,
Starrt ihn ein and're an hoch aus den Finsternissen;
Es blickte unverwandt, und Cain, als er's sah,
Begann und zitterte: „Ich lagerte zu nah!“
Er weckt die Seinen auf, das Weib an seiner Seite;
Sie zogen saumlos zu entlegenerer Weite;
Und dreißig Tage lang und dreißig Nächte lang
Führt' er zum Stumm, erschreckt, wenn ein Geräusch erklang,
Verstohlen, ohne Rast, und ohne umzuschauen
Die Schlummerlosen um. Sie kamen auf die Auen
Des Landes nah' am Meer, das später Assur hieß;
„Hier“, sprach er, „bleiben wir, denn ein Asyl ist dies,
Wir haben nun erreicht der Erde letzte Grenzen!“
Hinsinnend blickt er auf und sieht das Auge glänzen
Im himmlischen Gewölb' ganz an derselben Stelle;
Ihm schaudert, er schrie, der finstere Geselle:
„Verbirgt mich's!“ und das Antlitz in die Hand,
Zum Jabal spricht er, der mit Andern ihn umstand
(Gekommen sind von ihm, die sich in Hütten halten):
„Nach dieser Seite hin sollst du das Zelt entfalten!“
An Bleigewichten führt man auf die Linnenwand;
„Ist nun das Auge fort?“ frug Jilla, als sie stand,
Die Tochter seines Sohns und lieblich, wie der Morgen;
Cain erwiderte: „Noch ist es unverborgen!“
Und Jubal tröstet ihn in schöpferischem Eifer
(Gekommen sind von dem die Geiger und die Pfeifer):
„Ich weiß, was helfen wird, Herr! eine Wand von Erz!“
Er richtet eine auf, stellt Cain hinterwärts.
Und Cain spricht: „Noch stets starrt mich das Auge an!“
Henoch: „Das Einzige, was nun noch helfen kann,
Sind Thürme, ist ein Wall, der so gewaltig schrecke,
Daß Niemand nahen mag! Bau'n wir an diesem Flecke
Befestigt eine Stadt von ungemeiner Stärke!“
Tubalcain, gewandt in Erz und Eisenwerke,
Errichtet solche Stadt, wie Henoch sie beschrieben.
Indeß die Andern nun die Kinder Seth vertrieben
Vom ebnen Land umher, und die aus Enos' Samen
Und Alle blendeten, die dort vorüberkamen,
Und Pfeile durch die Nacht nach den Gestirnen schossen,
Schafft jener fort; Granit behaut er unverdrossen,
Verbindet jeden Block in jeder Schicht durch Knoten
Von Eisen, und die Stadt schien eine Stadt der Todten;
Die Thürme warfen in die Ebne düst're Schatten,
Dieweil die Mauern faßt der Berge Stärke hatten;
Und als man fertig war, grub man auf einen Stein
Am Thore vor der Stadt: „Gott trete hier nicht ein!“
Der Abnherr wurde nun in einen Thurm gebracht,
Jedoch verblieb er scheu und finster wie die Nacht;
Und als: „Das Auge, ist es fort!“ ihn schüchtern fragte
Die blonde Jilla, „Nein!“ war alles, was er sagte;
Nach einer Weile fügt' er dann hinzu: „Ich werde,
Als lag' ich schon im Grab, nun wohnen in der Erde;
Ich will nichts sehen mehr und nicht gesehen sein!“ —
In eine Grube, die man grub, stieg er hinein. —
Als er sich nun befand in diesem öden Schlunde,
Und sich auf seinen Sitz gesetzt, und man den Munde
Des Gruftgewölbes schloß, war über seinem Haupte
Im Grab das Auge, dem er sich entronnen glaubte.

J. K.

Elegie.

Nach Alfred de Vigny.

„Schiff mit dem breiten Bug, umwunden von Guirlanden,
Mit deiner Maste Pracht, um die sich Rosen wanden,
Begleite Aeolus dich freundlich in die Ferne,
Und ist, geleitet es, ihr brüderlichen Sterne;
Den Schiffer, der es lenkt, führ ihn zu Lesbos Port;
Vernehmet und erhört für sie das letzte Wort!
Ich, weh'! ich sterbe bald; Symetha hat vermessen
Den Wogen sich vertraut und Afrika vergessen;
Verblendete, du fliehst die sangesreiche Küste,
Die Lieder unsrer Au'n vermagst du zu entbehren
Und jenen Marmorgang, wo unsre Weisen lehren!
Wir sehn sie nun fortan nicht mehr, die Ostgeschwe,
Am Fuß des Pantheon anrufend die Athene,
Wie sie mit zager Hand, treu unsern heil'gen Bräuchen,
Das goldne Haar bekränzt mit Asphodillenkränzchen,
Die Silbervase weiht, den Flor, das Purpurband,
Womit die emsige, die Spindel, sie umwand;
O Jungfrau, Flüchtige, dich Lesbos, deine Wiege,
Dies Eiland sei verflucht! im Grund des Meeres liege
Es lieber, eh' dein Schiff sich dort an'n Ufer setze!
Was thust du? welches Haus und welches Landes Schätze
Wiegt uns're Liebe auf? Was, Jungfrau, kannst du wollen?
Bist du nicht, Lesbierin, in Lesbos längst verschollen?
Drei Sommer nun hindurch hat Attika, Athen
In sommerlichem Glanz der Jugend dich gesehn;
Hier wuchsest du heran am treuen Mutterbusen
Und wardst so schön wie sie, hier lachten die die Musen,
Der Kindheit herbem Loos wardst du hieher entfernt;
Und was du fingst, du hast es in Athen gelernt;
In unsern Wäldern hieß der Gott dich mich entzücken,
Und meine Schwelle mir für dich mit Rosen schmücken.

Mit Haß mir lohnend willst du denn von dannen eilen,
Symetha! Mein, dein Herz vermieth sich doch bisweilen;
Denn als ich einst gewagt ein Schmeichelwort zu kosen,
Da lächelte die Scham auf deiner Lippen Rosen;
Dies Lächeln, das ich sah, schön war es, wie der Tag;
Auch lächelt man nur da, wo man auch lieben mag, —
Doch Weg' auf Wege steigt, und du auf diesen Wogen,
Und meiner Trauer hat dich bald das Schiff entzogen!
O möge Venus dir ein gleiches Loos ersparen
Und später meinem Tod nicht deine Aene paaren!
Sei eines Andern denn, frei wähle dir den Gatten!
Um mich ist es geschehn, ich wandle zu den Schatten;
Vielleicht, o nein, gewiß, daß einst zum letzten Gruß
Mein traurig Grab betritt dein undankbarer Fuß;
Wenn dich das rächende Geschick in diese Au'n
Zurückweist, dir dein Werk von heute anzuschaun!“

Im Hafen von Athen erscholl am frühen Tage
Einst diese innige und doch verlorne Klage,
Denn jene Kindliche, die Reine, der sie galt,
Entfernte sich am Schaum der Fluth, am Mastenwald,
Und später, als das Schiff auf's hohe Meer gelangte,
An ihrem Bilde, das im Wellenspiegel schwankte;
Sie warf ihm Blumen zu mit Blättern verf zusammen,
Verfolgte deren Fall, und lachte, als sie schwammen;
Bis plötzlich träumerisch den Zephyr sie vernahm,
Der ungesehen sang gebrochnen Herzens Gram.

J. K.

* Die neue Oper von Offenbach.

Von A. Lücke.

Berlin, im Juli 1861.

Haben Sie schon den „Orpheus“ gesehen? Das war im vorigen Jahre die Frage des Tages; heute heißt es — wenngleich bedeutend weniger allgemein —: Haben sie schon „die Genovefa“ gesehen? Der Orpheus ist nahe an zweihundert Mal gegeben

Digitized by Google

worden, und die letzten Vorstellungen füllten das Theater noch in mäßigem Grade; die Genovefa erlebte bis jetzt etwa ein Dutzend Aufführungen, und schon die zwei oder drei letzten derselben hatten ein nicht vollständig besetztes Haus. Da ist für den Kundigen des Theatergeschäfts keine Rede mehr von zweihundert, auch nicht einmal von einhundert Vorstellungen. Eine trübe Aussicht für Herrn Jakob Offenbach und die Miteroäber des Stückes; doppelt traurig aber für den General-Unternehmer sämmtlicher Offenbach'schen Stücke für Deutschland, den Berliner Hof-Musikalienhändler Gustav Bock, welcher (nebst der Theaterdirection) das Hauptkapital bei der Speculation eingelegt hat.

Einigermaßen verwundert werden sich die Interessenten fragen, woran es liege, daß das letzte Geschäft nicht ebenso gut einschlug, als das vorangegangene; denn ihr Gewissen muß ihnen das Zeugniß geben: was gemacht werden kann, ist gemacht. Das Lärmschlagen vor der Aufführung und nach derselben ist in der besten Ordnung vor sich gegangen und nach allen Regeln der neuen Reklamewissenschaft; das Genre des Stückes, im Musikalischen wie Dramatischen, ist dasselbe wie im Orpheus, vielleicht noch ein klein wenig blödsinniger, was jedoch eher für ein Lob als für einen Tadel bei diesem Genre gehalten werden muß, auch an kräftigen Reiz- und Beizmitteln für Augen, Ohren und andre Sinne ist reichlich gesorgt durch Decorationen, Kostüme, Tableaux, bengalische Beleuchtung, Höllenlärm von Trombonen und Piccolofiöten, Tänze, Beineparaden u. s. w. — Mögen die Herren von ihrem Standpunkte aus, dem geschäftlichen nämlich, sich den Kopf zerbrechen über die Ursachen des geringeren Erfolges der Genovefa — wir werden die Angelegenheit vom künstlerischen Standpunkte aus betrachten und, wie ich hoffe, sehr bald ohne Kopfzerbrechen der Sache auf den Grund kommen.

Bevor der Orpheus so großes Glück machte, wurden in Berlin schon wiederholte Versuche gemacht mit Operetten der Bouffes parisiens: „die Hochzeit bei der Laterne" wurde gegeben, „Pepito", „Daphnis und Cloë", wenn ich nicht irre, auch „das Mädchen von Elizonda" und noch eine Operette, auf deren Namen ich im Augenblick nicht kommen kann. Alle diese Stücke hatten nur geringen Erfolg, und zwar wegen der Geringfügigkeit des musikalischen Inhalts. Das Publikum in Deutschland, welches Operetten hört, ist anspruchsvoller in Bezug auf die Musik, als das gleiche Pariser Publikum, das sich zunächst an dem Inhalte der Dichtung ergötzt, deren Situationen in Pariser Zuständen und Sitten wurzeln, und das die lustigen, frivolen oder tollen Tanzrythmen dazu einfach als Ohrenkitzel mit aufnimmt. Der phantastisch-burleske Orpheus gab etwas von den früher aufgeführten Offenbach'schen Stücken ganz Verschiedenes, fast Originelles. Die Versetzung der antiken Götterwelt mitten in unsre moderne Civilisation, oder umgekehrt unsrer modernen Civilisation unter die antike Götterwelt, bot eine gute Anzahl lächerlicher oder pikanter Situationen; die Musik, im Grundcharakter zwar gemein, hatte doch einige besonders glückliche Momente; eine Figur des Stückes, der Prinz von Arkadien, war von wirklicher Komik — es war ein Ganzes, das gefallen mußte und dessen einzelne Theile man für sich nicht beurtheilen konnte und mochte. Auch war, in Rücksicht auf die Verpflanzung des Werkes aus Frankreich nach Deutschland, der Kern des Stückes durch sich selbst wirksam genug, um nach der Entkleidung desselben von Allem, was speciisch französisch oder pariserisch war und in Deutschland nicht zutraf, noch zu interessiren.

Der glänzende Erfolg des Orpheus war offenbar die treibende Kraft, welche die Genovefa von der etwas sumpfigen Tiefe der Pariser Bühnenzustände an die Oberfläche brachte. Im Orpheus sollte die antike Götterwelt parodirt sein (beiläufig gesagt war sie das gar nicht, sondern travestirt), in der Genovefa sollte nun dieselbe Procedur mit der Romantik vorgenommen werden, — so die Parole, welche durch die ganze deutsche Reklamepresse ging.

Eine Parodie der Romantik! Eine Parodie ist die Geißelung einer Uebertreibung oder Thorheit, welcher alle Welt oder doch eine große Menge augenblicklich fröhnt. Soll diese Geißelung aber treffen und dadurch Interesse erregen, so muß die Thorheit auch vorhanden sein. Wen würde heute die Geißelung der Zopf-, Perrücken- und Pudermode interessiren, die kaum noch unsre Großväter gekannt haben? Die Romantik ist nun zwar etwas jünger als der Zopf, aber es sind doch schon mehr als zwanzig Jahre her, daß sie als Manie abgethan ist. Ich habe stark den Verdacht, daß der Verfasser des Orpheus, als er nach der Idee zu seinem Stücke suchte, nicht daran dachte, die antike Götterwelt zu parodiren; denn auch zu dieser Parodirung liegt kein Grund vor, da die Mode des Antikisirens in Kunst und Literatur schon mit dem Zopfe verschwunden ist.

Das Theaterpublikum, und noch mehr diejenigen, welche es zu befriedigen haben, lechzen nach Neuem und immer wieder Neuem; große Gebiete des Witzes und der Satire hält die kaiserliche Polizei streng abgesperrt; so konnte der Dichter bei seinem verzweifelten Suchen nach noch nicht abgenutzten Ideen wohl auf die längst vergessene und dadurch wieder neu gewordene griechische Mythologie gerathen; die Behandlung des glücklich gefundenen Stoffes, die Burleske, war schon durch die Bühne bestimmt, für welche der Verfasser schrieb.

Im Orpheus also war der Kern des Stückes interessirend und ausgiebig für drollige Situationen und pikanten Dialog; die Genovefa aber ermangelt vollständig dieses Vorzuges, und der Erfolg, den sie in Paris gehabt hat, ist wahrscheinlich den Beithaten, den Bonmots, den Zwei- oder vielmehr Eindeutigkeiten und den Zoten beizumessen. Diese und jene mußten bei der Aufführung in Deutschland ausgemerzt und durch Witze und Anspielungen ersetzt werden. Die deutsche Bearbeitung wimmelt von dergleichen Beithaten, aber die Hand, welche hier waltete, war keine geschickte. Die meisten Witze und Späße sind frostig, einige zeugen von üblem Geschmack. Schon beim Anhören des Orpheus hatte ich sehr lebhaft das Gefühl, daß eine talentvollere deutsche Bearbeitung, die zugleich eine Lokalisirung für Berlin sein müßte, dem Werke noch eine ungleich größere Wirksamkeit verliehen haben würde. Der Bearbeiter lebt in Paris, also außerhalb des Kreises, in dessen Anschauungen und Beziehungen der Witz der Lokalpresse wurzelt. Ein bewährter Berliner Possendichter hätte wahrscheinlich dem Stoffe noch ungleich mehr komische Seiten abgewonnen. War aber beim Orpheus eine solche Bearbeitung nur wünschenswerth, so war sie bei der Genovefa dringend nothwendig. Der Bearbeiter hat sich nicht genannt, und dieser Umstand, noch mehr aber die Arbeit selbst, beweist, daß es keine Notabilität des Berliner Witzes war. Die Vermuthung derer, welche die Verhältnisse des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters kennen, weist auf Dr. Lasker hin.

Das wären die Betrachtungen, zu welchen die Frage über den Erfolg der Genovefa im Verhältniß zu dem des Orpheus Anlaß giebt. In Rücksicht auf beide Stücke glaube ich, daß mit ihnen das Genre, dem sie angehören, für Deutschland erschöpft sein wird. Das Genre, sowohl was die Musik betrifft als den Text, ist für uns Deutsche — um es mit einem Worte zu sagen — zu gemüthlos und gemein, als daß es sich dauernd halten könnte. Der Cancan (der noch etwas schüchtern auftritt) machte auf unsre gar nicht prüde jüngere Männerwelt einen einigermaßen widerlichen Eindruck, selbst auf Solche, die ihn nicht in geschlossenerer und gleichartigerer Gesellschaft und bei fesselloser Stimmung

Digitized by Google

gouliren. Die Frauenwelt versteht die Symbolik des Tanzes nicht, und wo sie dieselbe ahnt, giebt sie ihren Widerwillen zu erkennen. Für einen ferneren, dem dauernden Erfolge des Genres (und überhaupt jedes Bühnenstückes) entgegentretenden Uebelstand halte ich die häufig angewendete Selbstpersiflage der Schauspieler und des Stückes. Mag der Zuschauer augenblicklich über den Witz lachen, im Ganzen und Großen verdirbt er ihm den Spaß, denn er reißt ihn aus der Illusion, welche nun einmal die nothwendige Vorbedingung zum Genusse eines Bühnenstückes, selbst des tollsten, ist; ja man möchte behaupten, daß bei diesem letzteren grade die meiste Illusion nothwendig ist, insofern sonst die Einrede des gesunden Menschenverstandes jeden Augenblick das Vergnügen stören würde.

Trotz alledem wird die Genovefa die Runde durch Deutschland machen und an den meisten Orten den zur Fortsetzung der Reise nöthigen Anklang finden. Ein großer Theil des Publikums ist genügsam in seinen Ansprüchen auf Amüsement, einer Menge von Leuten genügt es schon zum Lachen, wenn sie nur die Absicht des Verfassers merken, Lachen zu erregen. Die Einnahmen werden aber bedeutend geringer sein als beim Orpheus, und das ist schlimm für die Unternehmer des Geschäfts, die um jeden Preis Geld machen wollen; denn weiter hat die Sache keinen Zweck.

* Dänische Taktik.

Die Dänen sind gute Soldaten und noch bessere Seeleute, das wird ihnen nicht wohl bestritten werden können; allein trotzdem besitzen sie die Achtung ihrer Gegner nicht — mindestens konnten sie in den politischen Kämpfen der letzten fünfzehn Jahre sich dieselbe nicht erwerben — denn in jeder andern Weise haben sie sich unedel gezeigt, haben sie Eigenschaften an den Tag gelegt, die den Ruhm ihrer Tapferkeit entschieden verdunkeln. Von der Politik der Regierung in Kopenhagen soll nicht die Rede sein — Politik treibt das Sonntagsblatt nicht — und aus demselben Grunde haben wir, so oft es uns auch nahe lag, die Erwähnung der Preß- und Sprachzustände in Schleswig-Holstein unterlassen. Die Haltung der dänischen Journalistik, wie oft sie auch die Feindschaft, sobald die Rede auf Deutschland kam, auf wissenschaftliche Gebiete übertrug, konnten wir ebenfalls unbeachtet lassen, denn dem literarischen Ruhme Deutschlands vermögen die lieben Dänen denn doch Nichts anzuhaben, und wir werden uns darin zu fügen wissen, wenn deutsche Kunst und Wissenschaft nicht das Glück hat, in ihren Augen Gnade zu finden. Es dürfte jedoch interessant sein, zu erfahren, welche Taktik neuerdings von den Herren jenseit des Sundes angewandt wird, die den Dinte und Druckschwärze verschlingenden Kampf gegen Deutschland fortsetzen. Verläumdungen, Schmähungen und Verdrehungen sind allbekannte Waffen, in deren Gebrauch die dänischen Publicisten eine anerkannte Virtuosität erlangt haben. Man macht sich bei uns keine Idee davon, mit welcher Bosheit, mit welcher Frechheit diese Tagesliteratur des Inselreichs alles was deutsch ist, angeifert; von solchen rohen, plump zutappenden Gesellen sind aber andere wohl zu unterscheiden, die nicht so auffällig dreinfahren, aber wonöglich noch gehässigere Mittel anwenden, um Weiß schwarz und Schwarz weiß zu machen. Schon vor etwa zwei Jahren geschah es, daß ein Herr C. Rosenberg in Kopenhagen, der kürzlich übrigens ein recht werthvolles Werk über das Rolandslied veröffentlichte und somit sich als Sprachforscher ein nicht zu verachtendes Zeugniß ausstellte, in einer dänischen Monatsschrift sich eingehend über den vielbelobten „Quickborn“ Klaus Groths vernehmen ließ. Nach Verdienst rühmte er diese bedeutende Erscheinung, welche in der deutschen Literatur Epoche machte, und soweit war denn auch Alles in der Ordnung. Nun aber kömmt das Pudels Kern. Der Kritiker hatte einen erleuchteten Gedanken. Er wies nach, wie die dänische Regierung nichts Besseres thun könne, als die plattdeutsche Literatur befördern, indem sie in dieser eine natürliche Verbündete gegen das Deutschthum habe, welches nun einmal auf alle mögliche Weise wenigstens in Schleswig-Holstein ausgerottet werden soll. Herr Rosenberg meinte es ohne Zweifel gut mit unserm plattdeutschen Dichter, hat ihm aber einen recht schlechten Dienst erwiesen und ihn in eine wahrhaft peinliche Lage versetzt, indem derselbe so verdächtigt wird, den heiligsten Interessen seines Volkes zuwiderhandelnd, ein Werkzeug in den Händen der Unterdrücker zu sein. Ganz neuerdings hat derselbe dänische Literat in gleichem Geiste sich vernehmen lassen. Er ließ nämlich vor Kurzem eine Uebersetzung der plattdeutschen Erzählungen von Klaus Groth erscheinen, die nun freilich so dänisch gerathen ist, daß selbst die deutschen Ortsnamen in biederes Dänisch umgetauft worden sind. Zu diesem Buche schrieb der Uebersetzer ein Vorwort, um sich bei seinem Publikum zu entschuldigen, daß er ihm ein Produkt der deutschen Presse vorlege. Ein Theil dieses Vorworts möge hier in wortgetreuer Uebertragung wiedergegeben werden.

„Die Zeit“, beginnt Rosenberg, „könnte möglicherweise manchem Dänen unglücklich gewählt erscheinen, Arbeiten in unsere (die dänische) Literatur hinüber zu führen, welche von einem holsteinischen Verfasser herrühren und welche das Leben einer Bevölkerung schildern, welche sich so feindlich gegen uns Dänen gezeigt hat. Bei näherer Bekanntschaft inzwischen wird der Leser bald sehen, daß weder bei dem Verfasser selbst noch bei den Menschen, welche er schildert, sich ein Funke von jenem rasenden Haß und Uebermuth zeigt, den wir kennen aus den Ständeversammlungen und den hochdeutschen Blättern, sogar da nicht, wo er wie in „Ditlev“, die Stimmung während des letzten Krieges berührt.“ (Also der dänische Uebersetzer bittet um Verzeihung, daß er Arbeiten übertrage, welche das Leben einer den Dänen so feindlichen Bevölkerung schildern, und darauf behauptet er, man werde das denselben sehen, daß Klaus Groths Menschen nicht feindlich seien, nicht voll Haß — damit wäre aber eben nur gesagt, daß der Verfasser „Quickborns“ nicht der allgemeinen Stimmung Ausdruck gegeben. Will man es anders deuten, kömmt ein Widerspruch heraus). „Diese Erzählungen“, heißt es weiter in Rosenbergs Vorwort, „welche das Gepräge einer treuen Abspiegelung des Volkslebens tragen, welches sie schildern wollen, dürften grade eine starke Bestätigung dessen enthalten, was man übrigens längst eingesehen hat, daß der Schleswig-Holsteinismus nicht des Volkes Sache in Holstein ist, sondern nur hauptsächlich des Adels und der Beamten, welche bei der neuen Ordnung der Dinge sich des früheren Zutritts zu den höchsten Posten in Dänemark selbst beraubt sehen und besonders des Aemtermarkts, welcher ihnen früher in Süd-Jütland offen lag.“ (Es ist unumgänglich nothwendig, den deutschen und überhaupt allen nicht-dänischen Lesern bemerklich zu machen, daß der neumodige Schreibgebrauch in Dänemark mit „Süd-Jütland“ nicht den Süden Jütlands, sondern die nördliche Hälfte Schleswig-Holsteins — das Herzogthum Schleswig — bezeichnet; es möchte außerdem einige Heiterkeit erregen, was vom Adel und den Beamten Holsteins gesagt wird, denn daraus muß man annehmen, daß diese es waren, welche den dreijährigen Krieg gegen Dänemark führten, während gerade ein Theil des Adels sehr wenig opferfreudig gestimmt war). „Ich glaube deßhalb nicht“, (fährt Rosenberg darauf fort), „daß der holsteinische Ursprung und Gegenstand dieser Erzählungen irgend einen dänischen

Digitized by Google

Leser in dem Vergnügen stören wird, welches er über ihre poetischen Vorzüge empfinden wird; diese sind so bedeutend, daß eine Uebersetzung in's Dänische nicht länger auf sich warten lassen durfte. „Rosenberg, der zu Anfange die Deutschen rasenden Hasses voll nennt, bedenkt wohl nicht, daß es Zeugniß giebt von rasendem Haß, wenn ein Volk wie das dänische so wuthverbissen ist gegen eine andere Nation, daß es selbst deren unschuldigste, harmlosete poetischen Erzeugnisse mit feindlichen Augen ansieht und durch solche Einleitungen auf sie vorbereitet werden muß. So viel von beregtem Vorworte.

Empörend ist es aber doch für den deutschen Dichter, sich zu wider Wissen und Willen zum Mitschuldigen einer dänischen Lüge gemacht zu sehen, und welche nichtswürdige Taktik, dem dänischen Volke weiß machen zu wollen, ein paar unterjüchtige Adlige und Gelehrte hätten einen Krieg heraufbeschworen, der viele Tausende an kostbaren, hoffnungsvollen Menschenleben und an Geld und Gut Unermeßliches kostete! Wenn der Dichter des „Quickborn" in seinen „Bertelln" keine Kriegsscenen schilderte, hatte dies seinen guten Grund darin, daß Ditmarschen so abseits lag und vom Kriege selbst unmittelbar nie berührt ward, während aller drei Jahre wie im tiefsten Frieden lebte; wenn Klaus Groth friedliche, idyllische Scenen darstellte, so zeugt dies eben nur davon, daß er nur solche schildern wollte, nicht die Absicht hatte Tendenzposse zu liefern, da er wohl wußte, daß dieser rein allgemein gültiger Werth innewohnt. Hätte er gehascht nach dem Beifall der Menge, mit dem Flitter sogenannter „Popularität" prangen wollen — es wäre ihm leicht geworden etwas wohlfeilen Patriotismus hineinzumischen. Daß er es nicht that, zeugt für die tiefdurchdachte Anlage seiner Novellen: Wollte er das Grundwesen des friedlichen Volkslebens in Ditmarschen schildern, so konnte das nur in der Weise geschehen, wie es gethan ist.

Wir sind überzeugt, daß es dem Dichter peinlich ist, sich von dänischen Volksbearbeitern so ausgebeutet zu sehen, allein diese wissen es nur zu gut, daß er ihnen gegenüber wehrlos ist. Die geringste Verwahrung seinerseits gegen solches Vorgehen würde einen Orkan des sowerainen Unwillens der gesammten dänischen Presse hervorrufen. Kopenhagens Volksmänner und Zeitungsschreiber regieren ja leider noch bis zur Elbe.

* Vom Stadttheater zu Bremen.

Die nahende Wintersaison unseres Stadttheaters verspricht eine besonders interessante zu werden, da einestheils das Personal in vortheilhafter Weise verändert ist, andernttheils aber Aufführungen in Aussicht gestellt werden, die ohne Zweifel bedeutende Anziehungskraft ausüben werden. Die Direction wird ihre Umsicht und Tüchtigkeit freilich diesmal auch in noch besserer Weise documentiren können als im verflossenen Winter, wo sie mit mancherlei Hemmnissen und Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte; wenn sie trotzdem allen billigen Erwartungen vollkommen entsprach, so gereichte ihr das zu besonderer Ehre.

Im Schauspiel verbleiben von den früheren Mitgliedern des Stadttheaters die Damen: Fräulein Quistorp, Frau Hübsch und Fräulein Beckmann, von den Herren dagegen: Schmitt, Schöne, Braske, Sympher und Anthony, welcher Letztere das Fach der jugendlichen Charakterrollen übernimmt. Neu engagirt sind die Herren: Otto (erster Held und Liebhaber), Ellmenreich (jugendlicher und Conversationsliebhaber), Wölfer (erste tragische Väter und Charakterrollen) und Dessoir (komische Charaktere, auch in der Posse), ferner die Damen: Fräulein Liebig (Anstandsdame, tragische Liebhaberin sowie Salondame) und Fräulein Borth (jugendlich-sentimentale Liebhaberin). Außerdem steht noch ein jugendliches Talent in Aussicht.

Die Oper wird zu unser Freude auch in nächster Saison unser tüchtiger Kapellmeister Herr Hentschel leiten; ihm zur Seite wird ein zweiter Musikdirector, Herr Kerling, stehen. Tenor ist vertreten durch die Herren: Wild, Kron, Henry und Müller; Baryton: v. Bucowics und Sodoma, und Baß: Rafalsky und Director Behr. Die Sängerinnen werden vertreten sein durch Fräulein Cicke, Fräulein Carl, Riechert und Frau Dessoir (früher als Fräulein Jenke hier engagirt).

Herr Ballelmeister Vogel und Fräulein Rockfch bleiben der Bühne erhalten. Ballet und Chor werden verstärkt.

Was die Oper betrifft, so haben wir zunächst das reizende Werk: Santa-Chiara vom Herzog v. Coburg-Gotha zu erwarten, außerdem aber werden schon studirt: „Das Glöcklein des Eremiten" von Maillard (komische Oper) und „Faust" von Gounod. Wie wir vernehmen, schreibt unser verdienstvoller Kapellmeister Henschel an einer komisch-romantischen Oper: „Die erste Stunde", zu welcher der bekannte Dichter Theodor Apel den Text liefert.

Ein besonderes Ereigniß der kommenden Saison wird ohne Zweifel die Aufführung der „Fabier" von dem genialen Gustav Freytag werden. Das Vorstehende, wie kurz auch die Notiz ist, zeigt deutlich genug, daß die Direction sich's angelegen sein läßt, ihre Aufgabe würdig zu erfüllen und wird sie sicherlich in Zukunft sich gleicher Gunst zu erfreuen haben, wie seither.

Entdeckungen in Afrika.

Das Geheimnißvolle, Fremde und Fremdartige hat von jeher einen eigenthümlichen Zauber auf den menschlichen Geist ausgeübt und deßhalb ist denn auch Afrika lange schon das Ziel kühner Forscher gewesen, die allen Gefahren trotzten, um den Schleier zu lüften, der noch einen großen Theil desselben verhüllte. Die Berichte über die Unternehmungen solcher Reisenden finden immer ihr großes Publikum, namentlich wenn gewandte und geistreiche Federn das Entdeckte plastisch zu schildern unternahmen. In dieser Hinsicht verdanken wir Dr. Karl Andree z. B. schon Bedeutendes. Ueber sein neuestes Werk schreibt die Kölnische Zeitung:

Der zweite Band von Karl Andree's Bearbeitung der Expeditionen Burton's und Speke's von Zanzibar bis zum Tanganyika- und Nyanza-See, denen Auszüge aus Rebmann's Wanderung nach Uschingwa und Krapf's Reisen im äquatorialen Ost-Afrika und Abyssinien beigefügt sind, hat lange auf sich warten lassen. Der Verleger (H. Gothenoble in Leipzig) hat diese Zeit im Interesse der Leser benutzt, um diesen Band mit vier Ansichten in Farbendruck und zahlreichen Holzschnitten zu versehenen und mit einer Karte der neuen Entdeckungswege in Afrika, von Dr. H. Lange, auszurüsten, welche die Lektüre der afrikanischen Reisebeschreibungen dem größeren Publikum sehr erleichtern wird.

Burton ist allerdings ein gar nicht unbedeutender Meister in ethnographischen Charakter-Zeichnungen, aber er ergeht sich zu gern in Kleinigkeiten, die dem Reisenden freilich oft wichtig genug sind, weil von Bagatellen nur zu oft Erfolg oder Scheitern wissenschaftlicher Forschungsreisen abhängt, die dagegen in Buchform durch ein ewiges Einerlei bald ermüden. Karl Andree hat daher wohl gethan, statt einer Uebersetzung eine kritische Bearbeitung zu geben, und von ihm darf man sich eine solche schon gefallen lassen, da er bei seiner eminenten Belesenheit weiß, um was es sich handelt — was leider bei Bearbeitungen afrikanischer Expeditionen, wo noch so Vieles Hypothese oder nur erst halbreifes Ergebniß, nicht immer der Fall ist. Burton's und Speke's, sowie Krapf's Arbeiten haben in letzter Zeit das englische Publikum angelegentlich beschäftigt; denn durch diese Reisen ist ein gut Stück des Schleiers gelüftet worden, der die Hydrographie des äquatorialen Ost-Afrika noch bedeckt. Die großen afrikanischen Binnen-Seen sind kein Mythus mehr, und man ist auch den geheimnißvollen Quellen des Nil um ein schönes Stück näher gerückt. Andree scheint uns in der Einleitung — die auch politisch bemerkenswerthe Aufschlüsse über Ost-Afrika bietet — wie am Schlusse des 14. Kapitels das Richtige kurz und überzeugend gesagt zu haben. Die Kapitel 15 und 16 geben reiches und trefflich geordnetes Material über die Kultur- und Staatsverhältnisse des oststafrikanischen Negerthums. Wer diese Kapitel nicht gelesen, kann in Zukunft nicht mitsprechen über eine Frage, die in politischer, wie in sittlicher und psychologischer Beziehung gleich sehr interessant ist, über die Negerfrage im Allgemeinen und über die Sclavenfrage insbesondere. Auch der Historiker und Theolog hat hier Gelegenheit, den Menschengeist auf der Stufe der permanenten Unreife zu studiren und Gegensätze zu beobachten, wie sie greller kaum anderswo zu finden sind. Wir brauchen wohl nicht hinzuzusetzen, daß wir ein Werk anzeigen, dessen Lektüre nicht bloß für Geographen von Fach ein Vergnügen ist.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redactent: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℳ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 47

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℳ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 33. Bremen, 18. August. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Eine Reisenovelle. Von W. Bergmann.
Altspanische Romanzen. Von A. Laun.
Das Nordcap. Nach dem Dänischen von P. J. Wellagen.
Literatur und Kunst.

* Eine Reisenovelle.

Von W. Bergmann.

1. Zwischen den Inseln.

Hinter der Diana, einem der zierlichsten schnellsegelnden Dampfer, versinken tiefer und tiefer die beiden Strandspitzen Holsteins, welche den segelreichen Busen einschließen, an dessen innerster Weitung Kiel ruht. Nach einer Fahrt von einigen Stunden in offener See tauchen die grünen Inseln Ärrö, Ömö und Famö als Vorwarten Dänemarks und Herolde seines Segens aus den Wogen. Der bläuliche Duft der Ferne, der sie noch umhüllt, färbt sich grüner. Diese Vorinseln schieben sich seitwärts und hinter ihnen hervor größere. In sanften Abstufungen verwandelt sich das Grün in dunklere, hellere, frischere und mattere Schattirungen, zwischen denen, gleich rothen Früchten, zerstreut die Dächer der isolirt liegenden Gehöfte hindurch schimmern.

Man nenne diese Inseln meerumschlungene Frühlinge, und man hat nicht zu viel gesagt. Hier ist nichts von der nackten Felsen- und Saharanatur der Nordseeinseln. Dort besingen die Brandungen ein wilderhabenes Epos, hier eine Idylle; dort tönt gleichsam Ossians, hier Baggesens Harfe.

Wir segeln zwischen und über Frühlingen dahin. Ja, auch das Wogenbett der Ostsee erscheint an seichtern Stellen als ein unterirdischer, durch Glasscheiben gesehener Frühling. Eine grüne Pflanzenwelt wogt im flüssigen Grunde, oder ist's verschlungener Haarwuchs, der in langen Wallungen die glänzenden Leiber der drunten schlummernden oder im Liegen flüsternden Nixen überhüllt und verbirgt? Immer näher treten die Inseln Langeland und Laaland zusammen, als wollten sie das fremde Schiff besser beschauen und begrüßen oder uns Fremdlingen, wie der Däne so gern thut, das Anschauen der herrlichen Buchenwälder, der blühenden Rosenhage, der fetten Getreidefelder und Wiesen, der freundlichen Landhäuser und der prangenden Villen der Grafen Ahlefeldt und Laurvig erleichtern.

Die See wird hier stiller; flüsternde Wellen umringen das Schiff und eilen zurück an's blühende Gestade, um dort den Gebüschen zu erzählen, was sie gesehen haben. Liebliche mehrstündige Fahrt zwischen Langeland und Laaland!

Eine „Damenfahrt“ nannte sie, zu mir gewendet, ein junger Däne, Baron C., ein Verwandter des Grafen Ahlefeldt, dessen nähere Bekanntschaft ich in Kiel gemacht hatte. Meinen Sie nicht auch, meine Dame? — Er wandte sich lächelnd gegen ein blasses Frauenzimmer von eigenthümlicher Schönheit, das während der Fahrt die Kajüte nicht verlassen haben mußte, denn ich hatte sie bis jetzt nicht gesehen. Ihre Erwiederung bestand in einem zustimmenden Lächeln, das eine leichte Neigung des Kopfes begleitete. Die Dame war eine jener Schönheiten, die man nicht leicht wieder vergessen kann. Sie gehörte nicht zu den lebensfrohen Gestalten, denen blühende Wangen, eine üppige Büste und eine stattliche siegbewußte Haltung so eigen sind. Ein blasser Teint, tief dunkle, eine stille Schwärmerei verrathende Augen, ein schlanker geschmeidiger Wuchs, sanft schwellende Lippen, die bei dem leisesten Lächeln eine Reihe blendend-weißer Zähne enthüllten, und ein glänzend-schwarzes Haar, das sich schlicht, aber voll um die weißen Schläfen legte, erinnerte fast an die Gestalten des Orients. Der junge Däne hatte sich in die Kajüte begeben, um sein Gepäck hinaufbringen zu lassen, da er, wie ich wußte, an der nahen Fährstelle der Insel Langeland das Schiff verlassen wollte.

„Ist jene Insel Langeland?“ fragte mich die Dame schüchtern. Ich bejahte es und setzte hinzu: Eine schöne Insel! Oehlenschläger nennt sie wohl mit Recht einen ins Meer gefallenen Rosenzweig. Es ist, als wehe er seinen Duft zu uns herüber und selbst, so scheint es dem horchenden Ohre, die langgezogenen Töne einer Nachtigall, die dort im blühenden Dorn singt. „Ich danke Ihnen für die liebliche Beschreibung!“ sagte sie, indem sie aufstand. „Möchte die Insel auch mich Rosen finden lassen!“ Ehe ich dem Sinne ihrer Worte nachfragen konnte, hatte sie sich mit einer freundlichen Verneigung rasch entfernt und eilte nach einer andern Seite des Schiffs.

Ein Ruderboot legte gleich darauf an, und der Baron bestieg es, nachdem wir verabredet hatten, wo und wann wir in Kopenhagen wieder zusammentreffen würden. Er hatte sich schon gesetzt, als ich ihn mit der Miene angenehmer Ueberraschung aufstehen, jener blassen Dame die Hand reichen und die sichtlich Zitternde zu einem Sitze führen sah. Unsere Blicke begegneten sich. Der seinige war fragend, wobei sein Gesicht eine leichte Röthe überflog. „Auf Wiedersehen!“ rief er, als das Boot abstieß. Die Dame sah auf, und ihr Haupt neigte sich leise gegen mich. Das Dampfboot flog nun noch schneller, als wolle es die versäumte Zeit einbringen, längs der Insel dahin. Leser, willst du Buchenwälder in unvergleichlicher Schönheit sehen, so komme zu den grünen Inseln der Ostsee. Langeland endet. Die See wird

Digitized by Google

offener und bewegter. Vor uns zur Linken grünt und glänzt Seeland, die Insel der Inseln, denn sie trägt das Paris Scandinaviens, den Mittelpunkt der Nation. Zwischen Falster und Möen, dem dänischen Rügen, das sich im Dufte der Ferne als ein grün und weiß behangener Opferaltar erhebt, an dessen Fuße die vom Abendscheine gerötheten Dächer des Städtchens Stege wie Blut schimmern, dringt die See unter dem Namen Kjöbebucht tief in das Innere Seelands ein.

Jetzt liegen die Kreidefelsen Moens in röthlich-grauer Verschattung hinter uns, und die tiefblaue Wasserwüste vor uns beschränken goldhelle, langgestreckte, von dunklern durchbrochene Höhenzüge, von denen sich glänzendhelle, über die dunkle Wasserfläche zerstreute Punkte abheben. Die Höhenzüge bilden die südliche Küste Schwedens, und vor ihr schweben 30 bis 40 von der sinkenden Sonne beglänzte Segel langsam vorüber.

2. Im Hafen.

Wie die Natur auch in ihrer scheinbaren Ruhe in beständiger Thätigkeit ist, so ist es das Leben solcher großen Städte, welche das pulsirende Herz einer Nation darstellen. Sind es Seestädte, so gilt das Gesagte von ihnen mit noch größerem Rechte. Schon jenseits der dänischen Vierlande, der Insel Amager oder Amack, macht sich die Nähe der Hauptstadt fühlbar. Beladene Waarenkähne, Segelschiffe und Dampfer rudern und ziehen mit geheimnißvoller Eile in derselben Richtung fort und begegnen andern, welche in das von jenen eben durchschnittene Fahrwasser einlenken, und durch die Luft summt, je nach den wechselnden Strömungen derselben bald stärker, bald schwächer ein Gemurmel, ähnlich dem leisen Rauschen entfernter Waldungen. Die Thürme Kopenhagens treten allmälig in ziemlich gleichen Zwischenräumen hervor; zur Linken auf Amager der spitze Thurm der Friedrich-Deutsch-Kirche, daneben in Christianshavn der mit einer schneckenförmig aufwärts steigenden Außentreppe umwundene Frelser- oder Heilandsthurm, weiter rechts hinter dem Christiansburger Schlosse der stumpfe Thurm der Nicolaikirche mit der Sternwarte, daran schließt sich der mit vergoldetem Kreuze gekrönte stumpfe Thurm der Frauenkirche, dessen Inneres einen breiten Aufgang in flacher schneckenförmiger Windung hat. Neben diesem erhebt sich der spitze Thurm der Heiligen-Geistkirche, und den Reihen schließt weiter nordostwärts der der Trinitatiskirche oder der sogenannte „runde Taarn.“ Er wurde von Christian IV. für Tycho de Brahe erbaut. Man gelangt auf einem in spiralförmigen Windungen sich schlängelnden Estrich hinauf, der so eben gepflastert ist, daß Peter der Große einst in einem vierspännigen Wagen hinaufgefahren sein soll. Kopenhagen liegt auf einer weiten Ebene, welche nach dem Innern der Insel von sanften bewachsenen Anhöhen begrängt wird.

Mit ehrfurchtsvoller Scheu umkreist das Dampfboot das von den Wogen umspielte Dreikronenfort, das gleich einem Meercerberus den Eingang zum Hafen bewacht, und die Lünette, die auf versenkten Schiffsrumpfen erbaut ist. Beide sind aufgemauerte Vielecke, durch deren obere Balleinschnitte rings die dunkeln Geschützmündungen hervorragen. Das Dampfboot ankert der Citadelle Frederikshafen gegenüber. Die innere Tiefe des Hafens, der sogenannte Orlogshafen, in welchem die abgetakelten Kriegsschiffe liegen, öffnet sich in seiner ganzen Länge, von Werften, Docks und Magazinen eingerahmt. Er trennt den auf zwei Inseln liegenden Stadttheil Christianshavn, so wie verschiedene mit Marinegebäuden, dem Arsenal und Bauschoppen bedeckte Inseln und Holme von der Alt-, Neu- und Friedrichsstadt, die durch einen sie umfließenden Kanal gleichfalls zur Insel wird.

Die Kriegsschiffe gleichen eben so vielen bedachten Roahsarchen. Aus den Segeltuchdächern, durch welche die Rumpfe vor den Einwirkungen der Witterung geschützt werden, ragen die untern Torsos der Haupt- und Nebenmaste hervor. Dieser Hafen oder vielmehr die Kolosse darin könnten von manchen Triumphen und Niederlagen erzählen. Der Hafen ist das Nest jener „Schwäne“, welche einst die Ostsee beherrschten und deren stolze Flügel im Jahre 1807 von denen Altenglands gebrochen wurden. Auf diese Zeit deutet das folgende Bild eines dänischen Dichters:

Ein Seemann stieg auf Dänemarks Strand;
Ein Seemann, grau von Haaren,
Hatte nicht gesehn das Heimathland
Seit vielen, langen Jahren.

Nicht wußt' er, daß erlag die Stadt
Der Briten Feu'r und Brande
Und wehrlos zog durch's Kattegat
Die Flotte als Verbannte.

Bild krampft' er seine Hand auf's Herz,
Zerdrückte Thrän' auf Thräne
Und starrte, o mit tiefem Schmerz,
Auf's letzte Nest der „Schwäne.“ —

Wo seid ihr Kleinen und Großen hin,
Ihr stolzen Meeresschwäne!
Ich sah mit Danebrogsflagg' euch ziehn
Blutroth in alter Schöne.

Ihr sucht nicht mehr die fruhere Fahrt
Nach eures Feindes Küste;
Ihr zeiget nicht mehr wohlverwahrt
Die harten Eichenbrüste.

Nein, ihr vergaßt den Dänensang,
Der uns zum Sieg geladen;
Ihr donnert mit den Siegesklang
Der britischen Armaden.

Ich habe der Becher viel geleert!
Der letzte brennt, mit Flammen
Gefüllt, und ist des Trunks nicht werth. —
Bald bricht mein Herz zusammen.

Wenn einst mein altersmd Wrack ihr noch
Verzollt im letzten Hafen,
In's Flaggentuch vom Danebrog
Gehüllt laßt mich entschlafen.

Wann Boesmann's*) heilige Nacht erscheint
Und ruft auf's Deck die Todten,
Zur großen Musterung dann vereint
Erscheln' ich, wie gebeten.

Dann ruft mich, Kinder, glaubt wir's ja,
Der Kapitän zur Seite:
Du alter Adler, bist du da!
Geh ein zur Ruh vom Streite.

Dann führt er selbst mich alles Blut
Zur hohen Hauptkajüte,
Zu Christian, Bessel, Juul und Rud**) —
Jetzt bin ich todesmüde. —

Er sprachs, den weißen Kopf geneigt,
Und auf den Strand hin sank er.
Todt war er, und sein Tod war leicht.
Sein Kopf lag auf 'nem Anker.

3. In der Oesterzgade.

Der Hafen ist die Pulsader des seemännischen, die westlich in der Alt- und östlich in der Königsneumarkt einmündende Oesterzgade die des städtischen Lebens. Das fortwährende ameisenartige Drängen, Fahren, Auf- und Abgehen, plaudernde Stehenbleiben und Sichkreuzen hat anfangs für den Fremden etwas Beengendes.

*) Boesmann = der Holland. Kapitain = derselbe.
**) Der König Christian IV. und dänische Seehelden.

Digitized by Google

Er will die tausenderlei Luxusartikel, welche auf beiden Seiten hinter Schaufenstern ausgestellt sind, betrachten, aber in jedem Augenblicke wird er von Vorübergehenden gestreift, gestoßen oder gegen die Läden gedrückt. Hat er sich glücklich durch das Gewühl zwischen beiden Trottoirs hindurchgestlenert, gelingt es ihm, durch einen kühnen Sprung sich unter die Fußgänger der andern Seite zu mischen, so muß er auch hier, ohne festen Fuß fassen zu können, dem Strome folgen. Hier erscheint so gut die elegante Dänin im weißen Hute und schwarzer Seidenmantille, wie der Matrose in rother Wolljacke und der Dandy, hier Gentile genannt, mit dampfender Cigarre, wie die allerorts gleiche göttliche Grobheit der Hökerinnen in nahem Durcheinander. Die Atmosphäre ist ein wahres Potpourri von Eßbouquet-, Theer, Obst- und jenen so ne sais quoi Gerüchen, welche eine zusammengedrängte Bevölkerung immer ausathmet. Die wilde Fuge, welche durch die rufenden, lachenden, plaudernden und flüsternden Stimmen entsteht, wird auf Augenblicke durch das ohrbetäubende Gerassel von Wagen und Karren unterbrochen, welche sich durch diese lebendigen Wogen eine nicht ungefährliche Bahn brechen. Den höchsten Grad erreicht dieses Treiben an jedem Abende um die Zeit, wo Tausende dem vor dem Westerthore belegenen Lustgarten Tivoli entweder entgegen oder von dort zurück in die Stadt strömen. Die gasbeleuchteten Läden strahlen im vollsten Glanze. Vor vielen Fenstern der spärlicher erleuchteten Souterrains prangen milchweiße in rothe Glasscheiben geschliffene Inschriften, und unter ihnen häufig die Worte: Röd Grödmed Flöde, d. h. rothe Grütze mit Rahm, ein beliebtes Volksgericht der Dänen.

Die hinabführenden Treppen sind selten leer. Die wahren Grützköpfe sind die Wirthe, denn sie füllen die eigenen Beutel. Es ist ein Glück für den Fremden, daß diese Fegfeuerstraße zu beiden Enden auf Marktplätze ausmündet, wo er, wenn ihn auch der selten ruhende scharfe Seewind belästigt, doch eine reinere Luft einzuathmen vermag.

4. In Thorwaldsens Museum.

Die Natur steht über der Kunst, denn diese ist nur ihr Nestez und kann zu keiner höhern Meisterschaft gelangen, als der, die der Natur inwohnenden Idee darzustellen. Mehrere Tage hatte ich mich, meinem Hange zu Kreuz- und Querwanderungen im Grünen hingegeben, auf dem Eilande Gesions umhergetrieben und mußte nun die Vorwürfe dänischer Freunde hören, als ich ihnen gestand, den Kunstschätzen der Stadt bis jetzt fast ganz den Rücken gekehrt zu haben. Mit dänischer Gefälligkeit, von der ich mehrfach Proben erhielt, erbot sich einer derselben, mich zum Museum Thorwaldsens zu begleiten. Wir näherten uns dem neben dem Christiansburger Schlosse gelegenem Museum an einem sonnigen Nachmittage. Es ist ein viereckiges, massives Gebäude mit flachem Dache und in etrurischem Stile erbaut. Jede der vier Seiten ist in fortlaufende Quadratfelder getheilt, welche sich unter hohen Bogenfenstern hinziehen. Ein jedes stellt besondere auf des Künstlers feierliche Ankunft im Hafen und seinen Einzug in die Stadt bezügliche Scenen auf farbigem Cementgrunde dar. Die Fronte des Gebäudes, welches vier große Flügelthüren öffnen und welcher entlang eine Steintreppe läuft, ist oben mit einem bronzenem Viergespann der Siegesgöttin geschmückt, welche wohl, wie eine ähnliche Figur im Innern, den nach dem Kampfpreise ringenden Genius des Künstlers versinnbildlichen soll. Wir betraten das Innere, welches aus vier Räumen besteht, die einen oben offenen, freien, mit Marmorplatten schachbrettartig gedielten Hof einschließen. In der Mitte dieses Hofes ruht, umgeben von seinen Schöpfungen, der Meister, wie der große britische Baumeister Wren inmitten seines großartigen Bauwerks.

Manen Thorwaldsens, des schöpferischen Titanen der grünen Inseln, des modernen Holgers des Dänen, warmherzig, mannhaft, fröhlich und treu, in dessen wunderbar blauem Auge sich der Himmel und lichtblondem Haare sich die Sonne spiegelte, seid mir gegrüßt! Schlummernder, der du, unter Tönen geboren, unter Tönen starbst, dessen Geburt der Wogenchoral des Weltmeers zwischen Island und Seeland begrüßte und dessen Geist sich unter Beethovenschen Symphonien in die Gefilde des Lichts emporschwang, du lebst in deinen Werken, bis die Barbarei die Erde beherrschen wird!

Seine Hülle ruht in einer mit Erde verfüllten ausgemauerten länglichen Vertiefung.

Ueber seinen Gebeinen blühen Rosen und grünt eine dunkle Zupresse, und ein schwarzes Kreuz zu Häupten des Todten nennt dessen Todestag und Jahr.

Beim Eintritte ins Museum, welches mithin zugleich ein antikes Mausoleum ist, gelangt man zuerst in ein großes Vestibulum, aus welchem links und rechts ein Gang sowohl zu den den offnen Hof entlang laufenden Korridoren, als auch zu den hinter den Korridoren mit diesen parallel liegenden Reihen kleiner Zellen oder Kabinete führt, deren Fußboden musivisch gepflastert ist. Dem Vestibulum gegenüber an dem untern Ende des offenen Hofs liegt der sogenannte Christussaal, zu dem man auch, indem der Hof seiner ganzen Länge nach durchschritten wird, gelangt. Auf einer zur Rechten des obenerwähnten Ganges angebrachten Treppe besteigt man die zweite Etage, deren Einrichtung mit der der ersten unterm in so weit völlig correspondirt, als die obern Korridore und Kabinete die untern decken. Die Zahl der Kabinete in beiden Etagen beläuft sich auf zweiundvierzig.

In alle diese Gemächer vertheilt und geordnet sind 15 Marmorstatuen, 11 Marmorbüsten, 45 Reliefs in Marmor und eine große Menge vollendeter und unfertiger Statuen, Gruppen, Büsten, Reliefs und Monumente in Gips. Die Marmorstatuen (unter ihnen besonders eine Hebe, Ganymed mit dem Adler und ein ruhender Löwe*) sind wahre Meisterwerke.

Unter den weiblichen Marmorbüsten verdient den Preis der Schönheit die der dänischen Prinzeß Wilhelmine Marie, und unter den männlichen überhaupt fesseln den Beschauer durch den Ausdruck des Genius die Büsten Byrons, Horace Vernets, Napoleons, Oehlenschlägers und Metternichs. Erwecken schon die Gypsabgüsse des Auserstandenen und seiner Jünger (alle über Lebensgröße) ein unabweisliches Gefühl der Ehrfurcht, so erhöhe man seine Begeisterung im Anschauen der gleichen Gestalten, wie sie in Marmor ausgeführt die Räume der Frauenkirche schmücken. Eine Gruppe im linken untern Korridor wird wohl keinen denkenden Beschauer kalt lassen. Johannes Baptista hält seine Bußpredigt. Um ihn haben sich in verschiedenen Stellungen horchende Gestalten versammelt, römische Krieger in voller Rüstung, bärtige Greise mit sinnend gestütztem Haupte, umschlungene Knaben von wundersamer Schönheit und säugende Mütter.

Was sprechen ihre Mienen? Man sehe selbst, was sich schwer beschreiben läßt. Noch enthält das Museum eine bedeutende Sammlung von Oelgemälden, größtentheils Geschenken lebender Meister an den Künstler, und darunter die namhaften: Riepenhausens Darstellung Rafaels vor dem Papste Julius II., die Jungfrau in der Schweiz von Koch, Schadows Christus auf dem Wege nach Golgatha, eine Madonna mit dem Kinde von Overbeck, Porträt Horace Vernets von ihm selbst. Riedels neapolitanische Fischerfamilie und andre. Sehenswerth sind auch noch die Sammlungen

*) Es ist ein Modell des sterbenden Löwen, der zu Luzern in Pfyffers Garten in den Fels gehauen liegt.

Digitized by Google

älterer und neuerer Zeichnungen, Radirungen und Kupferstiche und die egyptischen, griechischen und römischen Alterthümer. Vasen, Münzen, Gemmen und endlich Thorwaldsens Bibliothek und Arbeitszimmer.

Das Gebiet, auf welchem Thorwaldsen eine seltene Meisterschaft erlangte, war das mythologische in idealer Erscheinung; denn wenn er sich auch mit Erfolg in plastischen Darstellungen des individuellen Lebens und specifisch christlichen Geistes versucht hat, so führte ihn sein Genius mit entschiedener Vorliebe immer wieder zur idealen Antike.

Es ist behauptet worden, daß er das Charakteristische in den vielen von ihm geschaffenen Büsten seiner Zeitgenossen minder scharf und ausgeprägt dargestellt habe. Der Grund mag darin liegen, daß er sich so sehr in die vorherrschenden Grundzüge der Antike, jene erhabene Ruhe, vor der die Individualität zurücktritt, vertieft, oder daß sein Geist die Einflüsse der edelsten Leidenschaft, der Liebe, nicht empfunden hatte. Alle seine Büsten verrathen eine wenn auch noch so leise Hindeutung zur Antike, als sei seine bildende Hand durch seinen Genius unvermerkt darauf geleitet.

Ich hatte grade die obere Etage bestiegen und näherte mich der Gallerie, um von da hinab einen Blick in den offenen Hofraum zu werfen, als ich auf dem Boden vor mir etwas schimmern sah. Es war eine Broche, die ohne Zweifel eine der besuchenden Damen verloren haben mußte. Im Begriffe, mich hinunter zu begeben, hörte ich im Hofe Stimmen laut werden: »Zehn Species, mein Herr, wenn Sie mir sie wieder verschaffen!«

»Beruhigen Sie sich, Madame«, sagte eine männliche Stimme, »sie wird sich, wenn Sie dieselbe hier im Museum verloren haben, sicher finden lassen.« — Ich hatte genug gehört, trat nun rasch an die Brüstung und rief, mich hinabbeugend: »Die Broche ist gefunden!« und eilte die Stufen hinab. Eine ältliche Dame, die ihren jüngern Begleiterinnen vorangeeilt war, kam mir mit hochgeröthetem Gesichte entgegen. Ich reichte ihr mit einer Verneigung die Broche. Sie dankte mir mit rührender Herzlichkeit und rief dann, den Blick mit inniger Freude auf den wiedergewonnenen Gegenstand gerichtet: »O theures Kind, ist mir doch fast, als hätte ich dich selbst verloren und wiedergefunden!«

Ich hatte in der That den Schmuck bis jetzt noch nicht genauer betrachtet und wurde nun aufmerksam, und ich gestehe, einigermaßen begierig, den Sinn jener Worte zu erfahren. Als ich näher trat, war sie zart genug, meine Absicht zu errathen und reichte mir lächelnd die Broche. Ich sah in einem aus mattem Golde kunstreich gearbeiteten Kranze das Porträt einer jungen Dame, und in demselben Augenblicke trat auch das schwermüthige Antlitz jenes jungen Mädchens, welches bei Langeland zugleich mit dem Baron das Dampfschiff verlassen hatte, so zauberhaft lebendig vor meine Seele, daß ich stutzte. Die Aehnlichkeit war so überraschend, daß ich mit der größten Bestimmtheit und in der festen Ueberzeugung, der Dame etwas Angenehmes mitzutheilen, sagte: »Ich hatte vor einigen Tagen das Vergnügen, das Urbild dieses Porträts zu sehen und dessen flüchtige Bekanntschaft zu machen. Es kann nicht ähnlicher sein.«

Die Dame sah mich groß an. »Sie waren in Roeskilde, mein Herr?«

Ein gleiches Erstaunen sprach aus meinen Blicken, denn ihrer Frage nach schien die Dame entweder sehr zerstreut, oder sie suchte das Gespräch auf einen andern Gegenstand lenken zu wollen.

»Ich bin ein Fremder und erst vor einigen Tagen hier angekommen. Ich sah jene Dame auf dem Dampfschiffe, welches mich hierher brachte.«

Die Dame lächelte. »Dann sind Sie im Irrthume, mein Herr. Meine Tochter (dieses ist ihr Porträt) hat seit einem Jahre Roeskilde nicht verlassen.«

»Das sonderbarste Spiel der Natur, das mir vorgekommen! Ohne Ihre Versicherung vom Gegentheile hätte ich geschworen, dieses sei das Porträt jener Dame.«

Mehrere Damen und Herren hatten sich uns genähert. Unser Gespräch schien die Begleiterinnen der Dame sehr zu unterhalten, so daß eine derselben mich fragte: »Wollten Sie nicht die Gefälligkeit haben, uns zu sagen, ob jenes Frauenzimmer in Kopenhagen landete?«

»Nein, sie verließ das Schiff bei Langeland. Ein Boot führte sie in Begleitung eines meiner Freunde nach jener Insel hinüber.«

»Liebe Räthin«, rief eine Andere scherzend, »die Sache wird interessant!« Und zu mir gewendet fuhr sie fort: »Sollten Sie es nicht indiskret finden, wenn wir Sie bäten, uns den Namen Ihres Freundes zu nennen?«

»Es ist der Baron C. Ich lernte ihn in Kiel kennen.«

»Baron C.«, rief die Räthin, von der Sache abschweifend. »Also ist der wilde Tourist von seinen langen Reisen wieder zurück? Es wird mich freuen, ihn wiederzusehen. Es ist mir angenehm, in Ihnen seinen Freund zu begrüßen, und wenn ich nicht fürchten müßte, setzte sie verbindlich hinzu, Ihnen ihre Zeit zu rauben, würde ich Sie bitten, sich mit eigenen Augen von Ihrem Irrthume zu überzeugen.« Sie nannte sich mir als die verwittwete Etatsräthin v. W., und ich überreichte ihr meine Karte und versprach ihr, mit dem Baron, sobald er, wie er mir versprochen habe, hier angekommen sein werde, einen Ausflug nach Roeskilde zu unternehmen. Die Dame empfahl sich unter nochmaligen Versicherungen ihres Danks.

* Altspanische Romanzen.

Uebertragen von Adolf Laun.

Romanze vom Gefangnen.

In dem Maien war's, im Maien,
Wenn es heiß ist überall,
Wenn die Lerch' in Lüften singet,
Antwort giebt die Nachtigall,
Wenn dem süßen Dienst der Liebe
Alle sich, die lieben, weihn;
Ich nur stze sorgumhüllet
Im Gefängniß hier allein,
Büßte kaum, ob's draußen Tag ist,
Ob die Nacht hernieder sinkt,
Wäre nicht ein kleiner Vogel,
Der beim Morgengrau'n mir singt.
Nun hat ihn ein Schütz getödtet,
Gebe Gott ihm schlimmen Lohn! —
Meines Hauptes lange Haare
Reichen bis zur Stadt schon,
Und die Haare meines Bartes
Dienen mir als Tafeltuch,
Meine Nägel sind zum Schneiden
Wie ein Messer lang genug.
Thut mir das der gute König,
Hat als Herr er dazu Recht,
Aber thut's der Kerkermeister,
Handelt boshaft er und schlecht. —
Flöge doch zu mir ein Vöglein,
Das mit Worten reden kann,
Sei es Drossel oder Lerche
Oder Nachtigall heran,
Das an gute Zucht gewöhnet
Unter Frauen wuchs empor,

Digitized by Google

Eine Botschaft soll' es bringen
Meiner Gattin Leonor,
Daß sie ein Gebäck mir schicke,
Nicht mit Salm und Lachs gefüllt,
Nein, das eine taube Feile
Und ein Hammerbeil umhüllt,
Daß die Feile für die Ketten,
Für den Thurm der Hammer sei. —
Als der König solches hörte,
Gab er den Gefang'nen frei. —

Die Zeichen des Gatten.

Ritter, der aus fremden Landen
Her Ihr kamet vor mein Schloß,
Steckt die Lanze in die Erde,
Bindet an das treue Roß.
Denn ihr sollt mir Kunde geben,
Ob ihr meinen Gatten kennt.

Euren Gatten? Nun so bitt' ich,
Daß Ihr seine Zeichen nennt.

Jung und weiß ist mein Gebieter,
Edel, tapfer und galant,
Ist im Brett- und Würfelspiele,
Ist im Schachspiel sehr gewandt;
Auf dem Schwertknauf führt das Wappen
Er von seinem Marquisat,
Roth nach innen ist sein Sammtrock,
Und nach außen von Brocat,
Perrugiesisch ist das Fähnlein,
Seiner Lanzenspitze Zier,
Das er einem tapfern Franken
Abgewonnen im Turnier.
Nach den Zeichen, schöne Dame,
Die ihn kenntlich mir gemacht,
Ward er in dem Haus des Welschen
In Valencia umgebracht,
Wo ein Edelmann aus Mailand
Ihn erschlug beim Würfelspiel;
Ihn beweinten viele Damen,
Ihn beweinten Ritter viel,
Doch den allergrößten Kummer
Legt' des Welschen Tochter dar,
Drum einstimmig sagten Alle,
Daß sie seine Liebste war. —
Wollt Ihr andre Liebe wählen,
Laßt mich der Erwählte sein. —

Daß ich solches thu', Herr Ritter,
Dies verlangt von mir nicht, nein,
Eh' ich solches thäte, trät' ich
Lieber in ein Kloster ein. —

Werdet keine Nonne, Dame,
Glaubt mir, werden könnt Ihr's nicht,
Denn es ist ja Euer Gatte,
Der hier steht und mit Euch spricht. —

Die Kapelle von Sanct Simon.

In Sevilla die Kapelle
Dem Sanct Simon ist geweiht;
Betend wallen alle Damen
Hin zu ihr seit alter Zeit. —

Hin auch wallet meine Herrin,
Sie, die schönste aller Frauen,
Kleid und Mantel rauscht von Seide,
Herrlich ist sie anzuschauen!

Um den Mund, den anmuthvollen,
Spielt ein Lächeln, zart und fein,
Und im Angesicht, dem blassen,
Schimmert sanfter Röthe Schein. —

Gleich der Sonn' aus Wolken strahlet
Geisteshelle, rein und klar,
Aus dem dunkelblauen Auge,
Wie sie schreitet zum Altar.

Und der Abt, die Messe lesend,
Bringt kein einzig Wort hervor.
Amor! Amor! statt des Amen!
Spricht der jungen Mönche Chor. —

* Das Nordcap.

Nach dem Dänischen von P. J. Willagen.

Die Entfernung von Hammerfest bis zum Nordcap beträgt ungefähr 16 Meilen, und von allen Bewohnern dieser „letzten Stadt des Nordens“ ist der Prediger der einzige, welcher die nördlichste Spitze Europas gesehen hat. Die Reise ist übrigens nicht so gefahrvoll und beschwerlich, wie gewisse Touristen sie beschrieben haben. Wir legten sie in drei Tagen zurück, Andere in noch kürzerer Zeit. Wahr ist es allerdings, daß das Meer bei den Klippen, welche das Vorgebirge bilden, selten ruhig ist; selbst wenn der Wind schweigt, rollen die breiten Wogen des Eismeeres mit einem Brausen, als wenn sie noch im Aufruhr wären nach einem Sturme des vorhergehenden Tages, und die Küste ist voller Brandungen, in welchen die gewaltsamen Wogen zerschellen mit einem Getöse gleich dem Gedröhne des Donners. Wird man dort von einem Unwetter überrascht, bietet sich dem zerbrechlichen Boote keine einzige Zufluchtstätte dar; keine Küste empfängt es, und wenn der Gegenwind anhält, kann ein Ausflug, welcher auf drei Tage berechnet war, leicht dreißig in Anspruch nehmen.

Während ich mit den Vorbereitungen zu dieser Reise beschäftigt war, kam ein Landsmann von mir nach Hammerfest, und wir beschlossen in Gemeinschaft nach dem Nordcap zu ziehen. Das Boot lag bereits im Wasser; die Matrosen waren fertig; aber der Nordwind blies mit voller Kraft, so daß wir weder segeln noch rudern konnten. So brachten wir eine Woche mit Warten zu, und wir unterhielten uns während dessen damit, den Gesichtskreis zu beobachten und die Wolken um Rath zu fragen; endlich zeigte sich eine schwache Lüftung vom Westen und wir schifften uns ein. Das ganze Meer ist hier mit öden Inseln besäet, die nur von einigen Fischerfamilien bewohnt und von Lappen besucht werden, welche im Maimonat ihre Rennthiere herüberführen und wieder im September zurückkehren. Die Namen dieser Inseln bezeichnen ihre Natur, da ist die Wallfisch-Insel (Hvalö), die Bären-Insel (Björnö), die Rennthier-Insel (Renö), die Möven-Insel (Maagö). Das ganze Jahr hindurch findet man lange Schneestreifen auf ihnen, und oft umschleiern dichte Nebel ihre Gipfel.

Jenseit Maagö hören die Inseln an dieser Nordküste auf; man kömmt in's offene Meer hinaus, und bald bemerkt man die drei Spitzen des Stappen, welche sich wie drei Obelisken mitten im Meere erheben. Die mittelste, welche die höchste und breiteste ist, hatte schon in alten Tagen die besondere Aufmerksamkeit der Lappen auf sich gezogen; sie grüßten den Gipfel aus der Ferne als einen heiligen Berg und bestiegen ihn, um auf dem höchsten Punkte zu opfern. Nicht weit zurück in der Zeit befand sich noch eine Kirche auf Maagö. Als König Ludwig Philipp eine Reise zum Nordcap machte, hielt er sich eine Nacht bei dem Küster von Maagö auf und während einer andern bei einem Fischer auf dem Stappen. Jetzt ist sein Besuch im Norden bereits zu einer Art Volkssage geworden. Die Fischer erzählen einander davon; die Väter wiederholen es ihren Kindern und in den naiven Berichten

Digitized by Google

von dieser königlichen Odyssee hat das Volk sich nicht genügen lassen wollen mit der einfachen Wahrheit, sondern die Geschichte mit Hülfe der Phantasie ausgeschmückt. So erzählt man denn, daß aus den Landen des Südens, aus den Wundergegenden, wo die Bäume goldene Früchte tragen, einst ein großer Fürst hergekommen sei, welcher, gleich wie in den Märchen, seinen hohen Rang unterm einfachen Bauernkittel verbarg. Einst sollte eine Bauerfrau in die Kammer gekommen sein, wo der Fremde die Nacht zugebracht hatte, und da er gerade im Begriff stand sich anzukleiden, hatte sie gesehen, daß er unter seiner groben Badmelstracht einen Rock von seinem Tuche trug, ganz bedeckt mit Kreuzen und Sternen von Diamanten.

Man sagt auch, daß eine alte norwegische Bauerfrau, welcher er eine Gabe reichte, zum Dank dafür ihm die Hand gereicht und gesagt haben solle: „Die Leute unsers Landes halten dich für einen Reisenden, ebenso wie die Andern, welche jeuweilen hierherkommen; aber ich weiß wohl, daß du größer bist, als der Vogt und der Amtmann, ja sogar als der Bischof von Throndhjem. Ich weiß, daß du ein Prinz bist, und gedenke wohl dessen, was die alte Birthe ihr sagt: Du wirst dereinst König werden.“

Zu der Zeit, als Ludwig Philipp in jenen fernen Gegenden reiste, trug er keinen Rock von seinem Tuche unter seiner Badmelstracht, kein Diamantenkreuz auf der Brust. Der Wunsch, zu sehen, zu lernen, zu beobachten hatte ihn dazu vermocht, die lange, beschwerliche Reise mit geringen Mitteln zu unternehmen. Er kam von seiner Schule in Reichenau, und ein kleiner Beschatz war der einzige Reichthum, welchen er mit sich führte. Damals als die gute Birthe ihm vorhersagte, daß er einmal König sein werde, wird der Prinz ihr sicherlich mit einem ungläubigen Lächeln geantwortet haben. Dies trug sich zu im Jahre 1795; man dachte damals in Frankreich nicht gerade daran Könige zu erwählen.

Maagös Kirche ist jetzt nach Havsund geführt worden; der Küster ist todt; der Fischer ist von dannen gezogen und beide Inseln stehen verlassen. Längs der ganzen Küste sinnmarkene trifft man auf viele Stellen, welche so verlassen worden sind wegen Mangels an Brennmaterial. Wenn ein Fischer sich am Meeresstrande niederlassen will, sucht er eine Bucht auf, in deren Nähe Birken wachsen; wenn aber die Lappen im Sommer dahin kommen, plündern sie den dürftigen Wald und schneiden die Bäume in der Mitte durch, so daß sie keine neuen Sprößlinge ansetzen. Nach Verlauf einiger Jahre ist der arme Fischer, weit er kein Brennmaterial findet, genöthigt von dem Fleck Landes fortzuziehen, wo er seine Wohnung gebauet hat. Er nimmt Abschied mit seiner Hütte und zieht anderswo hin, um eine Stätte aufzusuchen, welche weniger öde ist.

Vom Staypen gerade gegenüber sahen wir eine lange klippenvolle Küste sich erheben; sie war unterbrochen von einer einzigen Bucht; aber sonst ragten überall die unregelmäßigen Linien ihres gezackten Gipfels empor: dies ist die Insel, deren äußerstes Ende den Namen Nordcap trägt. Man hat sie Magerö (die magre Insel) genannt, allein der Name Orkenö (wüste Insel) wurde noch besser passen.

In Gjestvar, in der offenen Bucht, befindet sich doch noch eine Wohnung und ein Kaufmann, der letzte gegen Norden. Unsere Matrosen hatten nur davon reden hören, und wir steuerten drdhalb halb gen Osten, halb gen Westen, nach dem First eines Daches spähend; allein wir sahen überall nur Felsenspitzen. Endlich entdeckten wir die Masten eines russischen Schiffes, welches im Hintergrunde des Fjords Anker geworfen hatte, und wir nahmen nun die Richtung dahin. An der Seite des Schiffes lag eine kleine hölzerne Hütte, welche als Magazin diente, sonst nichts, doch etwas weiter entfernt sah man eine blaue Rauchsäule hinter einigen mit Moos und Meerpflanzen bedeckten Klippen emporsteigen. Es war des Kaufmanns Haus, eine kümmerliche Wohnung, wo die Familie sich zusammengepackt hatte, um etwas Platz für die Reisenden zu schaffen. Seitwärts davon stand ein wohl zimmerliches Gebäude, wo man Handel trieb, das heißt, man bot dort einige Flaschen Branntwein, ein Paar Säcke Mehl, Garn und Leder feil. Eine Streckt davon entfernt, sah man zwei Erdhütten, bewohnt von Fischern, und sonst war man umgeben rings von nackten Klippen, wilden Felsstücken und einem finstern Himmel. Das Gebrause des Eismeeres war das Einzige, was die wüstenähnliche Stille unterbrach. Im Sommer kommen zehn bis zwölf russische Schiffe hierher, denn der Fischfang hier ist reich. Die ersten Schiffe langen im Juni an und die letzten segeln im September weg. Diese Zeit ausgenommen, sehen die Bewohner von Magerö keinen Fremden, hören kein Wort von der bewohnten Welt; sie ist ihnen verschlossen. Die Welle seufzt an ihrem Strande; der Sturm beult über ihrem Haupte und die lange Nacht hüllt sie ein.

Als wir uns der Wohnung näherten, kam die Hausfrau uns mit freundlichem Gesicht entgegen, und zwei junge Mädchen mit blondem Haar und blauen Augen reichten uns treuherzig die Hand und baten uns Willkommen. Für diese an die äußersten Enden der Erde verschlagenen Einsiedler ist der Fremde, den ein Fahrzeug zu ihren fernen Küsten trägt, doch nicht fremd; er ist ein lieber Gast, welcher ihnen in die kalte Einsamkeit einen Funken von Leben bringt. Indem die gute Kaufmannsfrau uns fragte, was wir wünschten, war in ihrem Blick ein Ausdruck von Herzensgüte und Theilnahme, und als ihre beiden Töchter, Martha und Maria, uns mit ihren blauen Augen und unschuldigen Lippen anlächelten, war es fast, als hätten wir ihre Brüder sein können.

Bald war das Zimmer, welches wir bewohnen sollten, in Ordnung gebracht und ein weißes Tuch über den Tisch gedeckt. Wir hatten Lebensmittel mitgebracht; aber die gute Madame Kielsberg kam unsern Wünschen zuvor und lief in großer Geschäftigkeit hin und her in Küche und Speisekammer, um Alles zu besorgen, was wir bedürfen könnten. Nie hat die nordische Gastfreiheit mich mehr gerührt. Die arme Frau hatte weder seines Deckzeug noch Silber uns vorzusetzen, aber sie hätte uns gern ihren letzten Teller und ihren letzten Milchkrug gegeben. Nachdem sie bei sich selbst alle ihre Reichthümer durchdacht hatte, nahm sie einen Schlüssel und holte eine Flasche Liqueur, welche sie für hohe Festtage aufbewahrte. Es war der Dolkrug der Witwe! Ich wünschte mir die Macht, gleich wie der Prophet, ihn beständig füllen zu können.

Während ihrer fortgesetzten Bestrebungen, unsern Wünschen zu genügen, fragte ich sie über ihre Lebensgeschichte aus, und sie erzählte mir, daß sie als junges Mädchen mit ihrer Familie in Throndhjem gewohnt und später jene, ihrer Meinung nach große Stadt verlassen habe, um in dieser Einsamkeit zu wohnen. Es sind zwanzig Jahre, sagte sie, seit mein Mann, der überall zu viele Concurrenten fand, um das Privilegium anzusuchen, auf Gjestvar wohnen zu dürfen. Er fragte mich, ob es mir gar zu schwer fallen werde, von der Welt geschieden zu werden, in der ich zu leben gewohnt sei; ich antwortete ihm, daß ich mit Freuden ihm folgen werde, wohin er ziehen wolle. Wir waren noch jung und schmiedeten schöne Pläne; wir hofften nach Verlauf einiger Jahre unser Haus und das Ganze hier verkaufen zu können, um wieder nach Throndhjem zurückzukehren. Da kamen wir denn auf diese Insel, wo nichts anderes als eine Fischerhütte stand. Das Haus, das Magazin und den Stall haben wir gebauet, und im Anfange schien Alles nach Wunsche zu gehen; allein bald vernichtete eine Reihe von Unglücksfällen alle unsere Hoffnungen, und nun verspüre ich keinen Wunsch in mir, nach meiner Vaterstadt zurückkehren. Meine Eltern sind gestorben, ohne daß ich sie zum Letzten vor ihrem Ende hab' umarmen können; mein Mann ist krank, und mein Sohn ertrank im verflossenen Herbst bei einem Fischzuge. — Ihre Stimme zitterte, indem sie dies sagte; aber als ihre beiden Töchter sahen, daß die Mutter im Begriffe stand zu weinen, warfen sie sich ihr um den Hals und hielten ihre Thränen mit Küssen zurück.

Während die Hausmutter so sich ihren Erinnerungen überließ, schlug die schwarzgemalte Stubenuhr in unserm Zimmer Mitternacht, und in dieser Stunde, wo die südlichen Lande von tiefen Schatten eingehüllt werden, klärte sich unser nördlicher Himmel. Die Sonne, welche den ganzen Tag hindurch nicht geschienen hatte, zeigte plötzlich ihr blasses Licht im Gesichtskreise. Der Nebel, welcher das Thal bedeckte, hob sich empor von der Erde und vertheilte sich; die Wolken, von den Winden getrieben, wurden zerrissen von den scharfen Ecken der Berge und trieben fort. Durch ihre breiten Risse hindurch sah man des Himmels hier so kaltes Blau und die spitzen, nackten Bergzipfel. Das Meer und die Klippen traten nach und nach in ihrer ganzen Ausdehnung vor unsere Blicke. Eine Lüftung wehete vom Süden, in kurzer Zeit mußte sie uns an's Nordcap bringen können. Wir riefen unsere Matrosen, welche gerade sich zur Ruhe legen wollten, den Schlaf jedoch vergaßen, als wir ihnen eine Ration Branntwein gaben. Munter bissen sie die Segel, und wir machten uns auf den Weg.

Von Gjestvar nach dem Nordcap rechnet man etwas über fünf Meilen. Sobald man aus der Bucht kömmt, sieht man zur Linken nur das weiße, offne Meer und zur Rechten die Küste der Insel. Diese gleicht einer hohen Mauer, gebildet von senkrechten

Digitized by Google

Steinschichten, welche um die Wette von Wogen und Stürmen gepeitscht und hie und da von Schneegruben unterbrochen werden. Ganz oben bemerkt man weder Pflanze noch Gebüsch, und die Grundlage ist von Brandungen umgeben, in welche die Wogen sogar bei stillem Wetter emporschlagen, schäumen und zerschellen. Gen Süden dehnte sich ein lichter Streifen aus wie ein Purpurband, welches den Gesichtskreis umgab; aber gen Norden, vor uns, war Alles schwarz, das Meer, die Klippen und die Höhlen, welche die Wogen in die Berge gesurcht hatten. Kein anderes Segel als das unsere zeigte sich dem Auge, so weit wie irgend eine andere menschliche Spur. Man sah nur die Möwe auf den Spitzen der Klippen und den schwarzen Pelikan, welcher seinen langen Hals aus dem Wasser streckte, um zu sehen, wer die Verwegenen seien, die ihn in seinem Schlafe störten.

Nachdem wir länger als eine Stunde längs dieser Schanze von Klippen gesegelt waren, zeigte unser Lootse uns einen Gipfel, welcher höher und breiter als die andern war und weiter in's Meer hinausragte. Dies war das Nordcap. Es ähnelt einem großen viereckigen Thurme, mit vier starken Bastionen an den Seiten. Am Fuße dieses Thurmes wurden die Wogen vergebens ihre Kraft an. Er ist die uneinnehmbare Festung des Meeres. An der West- und Nordseite war es unmöglich zu landen; wir sahen überall nur eine Reihe von Klippen und eine jähe Mauer, welche sich senkrecht aus der Tiefe des Meeres erhob. Unser Führer ließ uns die nördlichste Spitze umsegeln, und wir drangen dann in eine kleine Bucht, welche in den Klippen verborgen lag; hier wurden wir von einem wunderbaren Anblick überrascht. Vor uns lag die Klippenwand, abgetheilt in große schieferartige Streifen, zerbrochen oder durchlöchert wie Lava, zwischen ihnen die unklaren grünen Wasser der Bucht, gegen den Wind geschützt und noch ohne wie ein Silberspiegel. Doch am Strande dieses herrlichen Hafens, am Fuße des jähen Felsgipfels, war ein blumiger Grasteppich ausgebreitet, und ein Bächlein eilte murmelnd hin über die Steinblöcke. An seinem Rande lächelte das blaue Vergißmeinnicht; die Ranunkel hob ihr goldnes Köpfen; der wilde Geranium prangte in seinem violetten Röckchen und mit seinen Sammetblättern; selbst die kleine Waldveilchen fehlte nicht, und weiter hin erhob sich die Angelika mit ihren schlanken Stengeln aus dem grünen Grunde. Ich kann kaum den Eindruck beschreiben, den dieses ganz unerwartete Pflanzenleben auf mich machte. Es war, als wenn ein südlicher Sonnenstrahl auf diesen nackgefrorenen Erdboden gefallen sei, wie ein leises Lächeln der Natur in dieser rauhen Wildniß. Während die Matrosen nach Angelikapflanzen liefen, wovon sie einen großen Vorrath sammelten, bengte ich mich über den feuchten Erdboden, um dem Gemurmel des Bächleins zu lauschen, das in kleinen Sprüngen von Stein zu Stein hüpfte und durch grüne Büschlein rieselte, bis es endlich im Meere verschwand. Wunderliche Betrachtungen überfielen mich da; ich sagte zu mir selbst, daß dieses frische, reine Wässerchen, welches unbedachtsam in die bittern Wogen des Meeres hinausläuft, den leuchten, unschuldigen Wesen gleicht, welche sich in den Strömungen der Welt verlieren, und diese Blumen, an die Küsten des Eismeeres hingeworfen, waren mir reizende Bilder der Liebe und Treue, welche das Herz inmitten des Eigennutzes und der Verderbniß des gesellschaftlichen Lebens bewahrt hat. Wenn in dem äußern Leben um uns Stille herrscht, redet die Stimme des Herzens am lautesten.

Die Stimmen meiner Reisegefährten weckten mich und entrissen mich meinen ernsten Betrachtungen; sie zeigten mir den Gipfel des Berges, welcher über die Klippenspitzen hinausragte. Dieser Berg ist nicht mehr als 1000 Fuß hoch; aber er erhebt sich sehr schroff und ist schwierig zu ersteigen. Bald stößt man auf lose Steinhaufen, welche nachgeben und zu rollen beginnen, sobald man einen Fuß auf sie setzt; bald trifft man auf Lagen weichen Mooses, auf welchen man ausgleitet, ohne einen Stützpunkt finden zu können, oder auf glatte Klippenflächen, über welche man auf Händen und Füßen hinkriechen muß.

Die Angeliskabüsche und die übrigen Blümchen verschwinden bald, und man trifft nur noch schwächliche, zur Erde geneigte Büschelchen, welche ihre dünnen Zweige krampfhaft über die Erde breiten, als wenn sie ein wenig Saft und Wärme suchen wollten. Höher hinauf verschwinden auch diese, und man findet nur nackte oder mit Schnee bedeckte Steine.

Die Zinne des Berges ist flach wie eine Hochterrasse, bedeckt mit einer gelblichen Erde, hin und wieder mit Rennthiermoos bewachsen und übersäet mit Quarzstücken von blendender Weiße. Mit kindlicher Freude liefen wir umher auf dieser breiten Fläche, denn wir hatten jetzt das Ziel unserer Wünsche erreicht. Bald beugten wir uns hinaus über den Rand der Klippen, um mit unsern Augen die Tiefe des Abgrundes zu messen und die Wogen gegen seinen Fuß seufzen zu hören; bald suchten wir in der Ferne nach einer menschlichen Wohnung, sahen aber nach allen Seiten hin nur Oedenei und Vereinsamung. Die Wirklichkeit war uns wie ein Märchen; ergriffen von der ernsten Natur, standen wir endlich unbeweglich stille, tief in Gedanken versunken, und betrachteten die Gegenstände, welche uns umgaben. Zur Rechten von uns erhob sich das feste Land, Europas letzte Spitze, zur Linken eine lange Reihe scharfgeschnittener, dunkel verschlungener Berge und vor uns das Eismeer, das unbegränzte Meer, das Bild der Unendlichkeit. Im Osten zeigte sich noch die freundliche Scheibe der Sonne und warf einen goldenen Streifen hin über die Wogen; aber im Norden und Süden zogen die Wolken, welche nur auf einen Augenblick vom Morgenwinde vertrieben worden waren, dicht zusammen und lagen über dem Meere wie eine Bleimasse. Das war Israels Nacht mit der Feuersäule, das irdische Chaos mit dem Lichtstrahl vom Himmel. Das Gefühl der Einsamkeit rings um uns war erhebend; denn es hob unsern Sinn über die Erde zu Dem, welcher war, ehe die Berge und die Erde und die Welt geschaffen wurden. Der Möwen wilder Schrei, welcher sich mit dem Klagetone der Brandung und dem Gebrülle der Wogen mischte, jeder Blick auf diese Umgebungen, welche so verschieden waren von Allem, was wir seither gesehen hatten, versetzte uns in eine Art von Bewunderung, über welche wir nicht Herr werden konnten. Die, welche Amerikas unbetretene Wälder sahen, haben vielleicht ein ähnliches Gefühl empfunden. An andern Punkten der Erde entsteht die Natur uns durch ihre großartige Schönheit; hier wurden unsere Seelen von einem Schauder ergriffen und zu Boden gebeugt. Einem solchen Anblick gegenüber fühlt der Mensch tief seine Geringfügigkeit, er senkt das Haupt, und wenn Worte auf seine Lippen kommen, dann ist es zu einem demüthigen Gebet.

Vom Gipfel des Nordcaps herabzusteigen, war noch schwieriger als hinaufzuklettern. Auch den moosbedeckten Abhängen und den senkrechten Klippenflächen konnten wir nicht feststehen; oft mußten wir uns niedersetzen und mit den Händen uns forthelfen. Hatten wir einen Fehltritt, liefen wir Gefahr, in's Thal hinabzustürzen, und stiegen wir gar zu stark gegen einen losen Stein, rollte dieser geräuschvoll vor uns hinab, zu großer Gefahr für die, welche vor uns waren. Nach zweistündiger Wanderung langten wir glücklich unten an und gingen wohlbehalten an Bord unsers Fahrzeuges. Durch einen besonders glücklichen Zufall schlug der Wind nach Osten um, gerade in dem Augenblick, als wir unsern Anker lichteten, welchen wir an der Klippenküste befestigt hatten. Man konnte in Versuchung kommen, zu sagen, daß wir, gleich wie die Reisenden in alten Tagen, den günstigen Wind von einem lappländischen Zauberer gekauft hätten, so gelegen kam er uns.

Als wir in Gjesvar ankamen, fanden wir die ganze Familie des Kaufmanns versammelt und uns erwartend; Martha und Maria hatten sich geschmückt mit ihren neuen Kleidern, ihren bunten Schürzen und Hauben mit blauen Bändern, welche sie an Festtagen zu tragen pflegten. In unserm kleinen beschiedenen Zimmer hatte die Mutter eine Schale mit Milch auf den Tisch gesetzt, und mit vieler Umsorge waren zwei Betten mit guten Decken aufgemacht, damit wir nach unserer Anstrengung ausruhen könnten. Doch wir kannten schon zu gut diese nördlichen Gegenden, als daß wir nicht den launenhaften Wind benutzen sollten, der gerade jetzt uns die Segel aufzuspannen gestattete. Zu großer Trauer für das gastfreie Haus, wo wir so herzlich empfangen worden waren, mußten wir nun Abschied nehmen. »Lebwohl auf immer!« stammelte Madame Kielsberg hervor, indem sie unsere Hände drückte. »O, nicht auf immer!« riefen ihre Kinder. Die gute Mutter schüttelte mit dem Haupte und antwortete Nichts. Sie ging darauf mit den jungen Mädchen hinaus auf den Grasplatz, um uns noch ein letztes Lebewohl zuzuwinken; noch lange sah ich die Mutter und Töchter dort stehen, und es war mir, als wenn ich die Erfahrung und die Hoffnung gesehen hätte; die traurende Erfahrung, welche in der Erinnerung verschwundener Zeiten lebt, und die vertrauensvolle Hoffnung, welche muthig in die Zukunft schaut.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Memoiren meines Lebens von J. F. Castelli. 2 Bde. — Der große Baron. Von E. Höfer. 2 Bde. — Sturm und Morgenröthe. Von G. G. Bode und H. Penning. 3 Bde. — Licht und Schatten. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte von Sachsen und Thüringen im 16. Jahrhundert. Von A. B. Richard. — Das neue Italien. Bd. I. Von G. Rasch.

* Von dem trefflichen Handbuch der Geographie von Prof. Daniel in Halle ist soeben das dritten Bandes viertes Heft ausgegeben worden.

* In nächster Zeit erscheint: „Aus meiner Lieder-Mappe.“ Neue Gedichte von Heinrich Zeise. Mit Illustrationen. Altona bei Hermann Uflacker. Wir machen mit Vergnügen im Voraus aufmerksam auf diese neue Gedichtsammlung des so fleißigen und talentvollen Schriftstellers.

* Der Cotta'sche Verlag veröffentlicht in einiger Zeit ein Werk Ferdinand von Hochstetter's über „Neu-Seeland“, welches jetzt wieder die Aufmerksamkeit Europas auf sich zieht durch die Kämpfe der Eingebornen gegen ihre Unterdrücker, die Engländer. Dasselbe wird schöne Farbendrucke enthalten.

* Julius Hammers „Schau um dich und Schau in dich“ erlebt soeben die elfte Auflage.

* Binnen Kurzem erscheint (Bremen, Verlag von H. Strack) in prachtvoller Ausstattung eine zweite Sammlung Gedichte von P. J. Willatzen.

* Friederike Bremer, die bekannte schwedische Schriftstellerin, ist kürzlich zurückgekehrt von einer Reise nach Palästina, welche sie unternahm, um Studien zu machen für einen neuen Roman, der im gelobten Lande spielen soll.

* Ein Dichter, der in Deutschland längst veraltet ist, kommt nun in England zu Ehren: Christian Scriver, dessen Bücher schon in ihrem Titel uns das erbauungsselige Hebejahrt Jahrhundert charakterisiren: Christlicher Seelenschatz, Wiedergefundenes Schäflein, Blumenthal, Theophrastes gnügte Seelenruhe, Gottholds sinnige Andachten; Letzteres erschien 1729 in neunzehnter Auflage. Scriver war 1629 in Rendsburg geboren und starb 1693 als Ober-Hofprediger in Quedlinburg. Die Gräfin Anna von Bernstorff, Gemahlin des seitherigen preußischen Gesandten in London, hat kürzlich „Select Parables of Christian Scriver, translated from the German“, herausgegeben. Das Büchlein hat natürlich in den „höheren Kreisen“ viel Anklang gefunden.

* Es wird sattsam bekannt sein, daß der Kaiser Louis Napoleon unter die Geschichtschreiber zu gehen beabsichtigt. Derselbe ist, wie die Welt weiß, ein ausgezeichneter Reiter und will nun auch zeigen, daß er in der Geschichte sattelfest ist; wahrscheinlich wird er die ebenso mürbe machen, wie seine Franzosen. Der Ehre läßt sich's dauer werden, neben den kriegerischen Lorbern nun auch schriftstellerische um seine Stirn zu schlingen, was bereits nach Verdienst vom Kladderadatsch gewürdigt worden ist. Man erstaunt sich wohl noch der genialen Zeichnung, bei welcher der große Scheller eine sehr bedeutende Rolle spielt. Da die Welt nun mit leicht begreiflicher Ungeduld auf die kolossalen Resultate der Allerhöchsten Forschungen gespannt ist, so kann man es nur beklagen, daß der Kaiser eine, möchte man sagen, peinliche Gewissenhaftigkeit bei der Ausarbeitung zeigt und die Veröffentlichung für ein heißhungriges Publikum gar zu sehr verzögert. Da hört man nämlich, daß der erste Theil des Lebens von Julius Cäsar, welches Napoleon III. bearbeitet, dem Drucke bereits übergeben war, aber zurückgenommen wurde, da in Folge allerneuester sehr wichtiger archäologischer Entdeckungen derselbe umgearbeitet werden soll.

* In einer Ankündigung der in Beirut erscheinenden arabischen Zeitung wird gemeldet, daß von der schönen Erzählung „Robinson Crusoë“ eine arabische Uebersetzung erschienen sei.

* Wir entnehmen der Allgem. Augsb. Zeitung folgende Notiz: „Wie die Zahl der englischen Novellendichterinnen, so ist auch die der englischen Reiseschriftstellerinnen in fortwährendem Wachsthum begriffen. Und zwar sind es schon lange nicht mehr so ausgetretene Länder wie Italien, Frankreich u. s. f., sondern zumeist der ganz oder halb barbarische Orient ist es, der diese reiselustigen Damen reizt. So eben ist, bei Longmans in London, in zwei hübschen Bänden erschienen: „Egyptian Sepulchres and Syrian Shrines, by Emily A. Beaufort.“ Es ist die Beschreibung einer Reise durch das Nilland, Palästina, den Libanon und die syrische Wüste, welche zwei vornehme junge Schwestern (nach dem Ausdruck der Verfasserin des Buchs, „Abkömmlinge des großen und edeln Kriegerkönigs, der Blume aller Ritterschaft, welcher sich weigerte die wohlverdiente Krone in der Stadt zu tragen, wo sein Heiland eine Dornenkrone getragen hatte“) blos mit einer Zofe, ohne alle männliche Begleitung, machten. Die Literary Gazette sagt in ihrer Anzeige dieses Werks: „Dieß mal sind es offenbar junge reifende Damen, und zwar keine häßlichen, wenn man nach den nahezu Gesichtslosen der Verfasserin schließen darf, die sich sehr geschmeichelt fühlt durch die vielen Anerbietungen sie zu kaufen, welche ihr und ihrer Schwester von verliebten arabischen Scheds gemacht wurden. Sie sagt und nicht, von welcher Farbe ihre Augen sind, aber wären sie schwarz gewesen, gerieth sie und, so hätte sie 11,000 Piaster für ihre Person erlösen können. Und, wie sie an einer andern Stelle erzählt, ihre Geschicklichkeit in Handhabung der Büchse und des Revolvers bewahrte einen alten Sched, der schon vier Weiber hatte, dermaßen, daß er in seinen Angeboten für die Miß endlich bis auf — zehn Kamele hinaufging.“ (Ganz homerisch: „ein Weib, von den Griechen geschätzt vier Rinder an Werth.“ II. XXII., 695.) Was kann sich aber, meint die Gazette, von drei in seinem Land allein herumwandernden jungen Frauenzimmern der Kopf einer Orientalen Anderes denken, als daß es ein herrenloser Harem ist (a harem belonging to nobody)?

* Das „Londoner Athenäum“ macht die Bemerkung, daß das „Lied von den deutschen Strömen“, welches irrthümlich dem Dichter Max von Schenkendorf zugeschrieben werde und unter seinem Namen so lange lief, von Karl Buchner aus Darmstadt sei.

* Kürzlich las Herr Dr. W. Schröder aus Hannover in einem Kreise hiesiger literarischer Freunde ein von ihm verfaßtes dramatisches Werk, welches bei etwaiger Aufführung lebhaftes Interesse erwecken dürfte, da es an spannenden Scenen reich ist und in einer Zeit (1813) spielt, deren Gestalten und Begebenheiten uns gegenwärtig doppelt anregen.

* Die auch in weitern Kreisen bekannte Dichterin Hedwig Hülle ist am 1. August zu Basel hochbetagt gestorben.

* Einer der berühmtesten Botaniker Italiens, Professor Tenore in Neapel, ist am 19. Juli gestorben. In der gelehrten Welt hatte der Verstorbene sich durch viele Werke einen großen Ruf erworben, besonders aber durch seine Flora des Königreichs Neapel.

* Der Landschaftsmaler Professor Albert Zimmermann ist von der kaiserlichen Akademie zu St. Petersburg für sein dort in der Ausstellung befindliches Bild: „Der Wasserfall auf dem Rosenau“ zum Ehrenmitgliede ernannt worden.

* Ein Brief des Secretärs der schottischen Alterthumsgesellschaft, John Stuart, an Professor Steenbers in Kopenhagen erzählt Folgendes über einen interessanten archäologischen Fund auf den Orkney-Inseln: „Ich bin eben von Orkney zurückgekommen, wo in einem Hügel in der Nähe des großen Steinkreises eine Grabkammer entdeckt worden ist, gebildet aus großen flachen Steinen, zu der man durch einen langen Gang, so wie bei New-Grange in Irland, kommt. Sie können sich unsere Ueberraschung denken, als wir beim Reinigen der Steine fanden, daß viele derselben mit Reihen von Runen bedeckt waren, so deutlichen und scharfen, als wären sie erst an jenem Tage eingehauen worden. Im Ganzen sind es mehr als 700 Runen.“ J. Stuart ist der Verfasser einer großen Prachtwerkes in Folio mit dem Titel „The inscribed stones of Scotland.“

* Dem Sänger Staudigl wurde in Wien mit großer Feierlichkeit ein Grabmonument gesetzt.

* Der Rath der Provinz Hennegau hat die Subsidie von 10,000 Fr. verwiegert zur Errichtung einer Standbildes Baldwins von Flandern (des lateinischen Kaisers zu Konstantinopel, 1204) und der Maria von Lalaing, der entschlossenen Vertheidigerin von Tournay. Kaum wurde dies nachbar, so eröffneten die Bürger Tournays eine Subscription, die in wenigen Tagen 3000 Franken brachte. Uebrigens haben die Stadtverwaltungen von Mons und Tournay die Deckung des Fehlenden übernommen.

* Im Karyatiden-Saale des Antiken-Museums in Paris hat man einen im vorigen Jahre bei Auch gefundenen, schön erhaltenen Seneca-kopf von carrarischem Marmor aufgestellt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Portozuschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 34. Bremen, 25. August. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Eine Reisenovelle. Von W. Bergmann.
Englische Männer und Frauen. Von L. Hofmann.
Die Künstler-Versammlungen in Köln und Antwerpen
Literatur und Kunst.

* Eine Reisenovelle.

Von W. Bergmann.

5. Sommertivoli.

Mein dänischer Freund, der, ich weiß nicht wodurch, abgehalten, der Unterredung nicht beigewohnt hatte, näherte sich mir, Als wir das Gebäude verließen, theilte ich ihm das Vorgefallene mit. „Ich kenne die Dame nicht“, sagte er und setzte sinnend hinzu: „Doch ist es mir fast, als hätte ich einmal gehört, eine reiche und kinderlose Dame in Roeskilde habe vor vielen Jahren eine Tochter adoptirt. Etatsräthin v. W.? Ganz recht. Ich meine fast, dazumal einen solchen oder ähnlichen Namen gehört zu haben.“ Mehr wußte er nicht.

Auf seinen Vorschlag besuchten wir, da die Sonne sich schon neigte, den Volksgarten Sommertivoli, den von Carstensen gegründeten Prater Seelands. Schaaren auf Schaaren schaulustigen Volks zogen bereits die Oestergade entlang dem Westerthore zu. Jeden Tag erscheint ein gedrucktes Programm der immer neuen, zahlreichen Festlichkeiten. Für das niedrige Eintrittsgeld von einigen Schillingen verschaffen wir uns eine Reihe von Augen- und Ohrenweiden und für wenige Schillinge mehr die seel- und leibstärkenden Freuden einer Kahnfahrt auf breiten mit der See in Verbindung stehenden Kanälen, einer Rutschbahn, einer russischen Schaukel und eines Kegelschubs. Jeden Abend wird der parkartig von breiten Wegen durchkreuzte Baumgarten nicht allein durch viele an Bäumen, Pfählen und Gebäuden angebrachte Lampions, sondern auch oft durch Feuerwerke erleuchtet. Musikchöre und Trompetenstöße laden zu den verschiedenen Schaustellen ein, zu Sommertheatern, mimischen Balleten, equilibristischen Productionen und kleinen Menagerien. Man genießt das Alles, wie man an einer Tafel verschiedene Gänge durchschmeckt; denn die Menschenwogen werden von einem eben beendigten Schauspiele, welches nach einiger Zeit auf das Zeichen ertönender Trompetenstöße auf's Neue beginnt, zu einem andern fortgezogen. Den Glanzpunkt bilden aber die in einem hübschen Glaspalaste unter der Leitung des bekannten Componisten Lumbye aufgeführten Concerte. Die Kapelle ist vortrefflich eingeübt und spielt mit seltener Präcision Ouvertüren, Tänze, Märsche und von Lumbye selbst componirte Pieen. Hier ist das Stellbichein des vornehmeren Bürger- und Beamtenstandes. Nicht allein der Glaspalast ist zugleich Kaffeehaus, sondern es stehen deren in der Nähe, in denen auch nach der Karte gespeist wird. Im westlichen Theile dieses großen Lustgartens wandeln wir zwischen einer Gasse erleuchteter Läden und Zelte hindurch, deren reich und geschmackvoll besetzte Tische und Regale sowohl zum Genusse wie zum Kaufe einladen. Die hier alltäglich herrschende Frequenz erklärt sich nur aus der großen Vergnügungslust der Dänen.

Wir begaben uns, da der Südbahnhof, der einzige auf Seeland, ganz in der Nähe liegt, auch dahin, um den von Roeskilde kommenden Abendzug zurückkehren zu sehen. Die Menge der Passagiere zeugt auch dort für die Wahrheit des eben Gesagten, da die überwiegende Mehrzahl derselben Lustfahrende waren, deren viele, jetzt keineswegs gesättigt, neuen Genuß suchend, sich in das erleuchtete Luftmeer Tivolis stürzte. Indeß beobachtet die Bevölkerung doch auch wiederum ein gewisses Maß in Genüssen, denn um 10 Uhr Abends beginnen sich die Räume im Tivoli zu leeren. Die Schaubuden schließen sich, die Musik verstummt. Liebende Paare benutzen die größere Stille zu traulichen Zwiegesprächen und Lustfahrten, und Schaaren von Nachzüglern beginnen ihre heimlichen Zechgelage, deren obligate Töne von Spiel und Gesang der Harfenmädchen secundirt werden.

6. Nach Klampenborg.

Es war ein blauer Sonntagnachmittag. Da mein dänischer Freund mich aufforderte, mit ihm einen Ausflug nach dem Seebade Klampenborg zu machen und mit der den Dänen, Fremden gegenüber, eigenen Eitelkeit versichert hatte, daß mich dort unvergleichliche Genüsse erwarten würden, so erklärte ich mich bereit. An Sonntagen ist Kopenhagen in einer wilden Bewegung, denn es beginnt eine förmliche Jagd auf Vergnügungen, in der die Dänen wirklich eine Meisterschaft erlangt haben. Doch ist nicht diese Genußsucht das Schibboleth aller großen Städte? Stehen nicht die Thürme wie mahnend emporgestreckte Finger Gottes über dem ameisenartigen Menschengewühl in den sich weithin kreuzenden Straßen und Gassen und mahnen und rufen mit der Stimme der Glocken umsonst ihr: Sursum corda?

Links vom Wege nach dem Osterthore, welches nach Klampenborg führt, liegt die regelmäßig gebaute, von drei schnurgraden Straßen durchschnittene Matrosenstadt. Sie besteht aus vielen gleichlaufenden, von graden Gassen rechtwinkelig getheilten Häuser-Parallelogrammen. Die einstöckigen Häuser gleichen einander vollkommen. In den Straßen und Gassen herrscht eine rühmliche

Digitized by Google

Reinlichkeit. Auf einem in die Grönlands- und Oestergade ausmündenden freien Platze herrscht ein reges Leben. Große Menschenschwärme sandte die Stadt hierher, die sich um die Reihen der Droschken und Stuhlwagen drängten. Von Augenblick zu Augenblick rollte ein mit 12 Personen beladener Stuhlwagen dem Thore zu, während ihm leere begegneten, bereit, neue Menschenladungen zu empfangen. Eine vielfarbige Ebbe und Fluth!

Die Chaussee ist trefflich. Zur Sicherung gegen den Staub hatten schon am Morgen zahlreiche mit zweckdienlichen Vorrichtungen versehene Wasserkarren dieselbe eine Stunde weit besprengt. An Wasser fehlt es nicht, da die Heerstraße sich bis auf wenige Biegungen in der Nähe des Strandes fortzieht. Die Kopenhagener haben einen eben so großen Widerwillen gegen staubige Wege, als besondere Liebe zu besprengten; deßhalb betritt der Fremde oft im höchsten Sommer und an sonnigen Tagen naße, oft schmutzige Wege. Reizende Gärten und Landhäuser füllen den Raum zwischen der Heerstraße und der See, so daß das Auge über dieselben hinaus nur selten die Aussicht auf die tiefblaue Fläche des Sundes und die gegenüber im Dufte der Ferne leuchtende Küste Schwedens verliert und die Brust von dem weichen erfrischenden Odem des Seewindes, wie von den den Gärten entströmenden Blumendüften immer geweitet und erquickt wird. Wahrlich, schon der Weg zum gepriesenen Seebade lohnt den Besuch desselben.

Musik und Becherklang scholl uns entgegen. Wir sind in Charlottenlund. Hier ist des Volkes wahrer Himmel! Wir stiegen aus, um eine flüchtige Umschau zu halten. Was wir sahen, waren nur Vorspiele zu den späteren Abend- und Nachtkomödien, welche nicht selten auch zu Tragödien ausarten. Wir durchwanderten Gebäude, Anlagen, Karoussels und Zelte. Diese ähneln in so weit den Cafés chantants in den Champs élysées von Paris, daß Harfen, Guitarren und Klavierklänge daraus hervortönen, deren Musik um so wilder und bacchantischer wird, je tiefer die Nacht hereinbricht. In den Champs élysées wird alles Singende öffentlich getrieben, hier aber innerhalb der Zelte und Gebäude, und mitten durch das Potpourri von Tönen ziehen dann die Düfte der Bratwürste, des gewiebelten Rindfleisches und der rothen Grütze. Schon trieben sich in ihrer malerischen Tracht, der scharlachrothen vielknöpfigen Jacke, Schaaren seeländischer Bauern im Geleit ihrer Weiber und Kinder umher, und schon klangen die stereotypen Eisenbahnwalzer, unter deren Klange sich die Karoussells drehen. Der Rundlauf der Wagen wird von aus Holz oder Pappe gefertigten Dampfmaschinen eröffnet, welche vor den Augen der Phantasie schnauben und dampfen. Den Sund maskiren nun bald hohe Buchenwaldungen, deren schattige Kühle uns umfing. Von Zeit zu Zeit trug der Seewind Klänge zu unserm Ohre, die im leisen Rauschen der Bäume sich verloren und bei jeder Wendung des Weges vernehmlicher wieder auftauchten. Bald hatten wir das Ziel unserer Fahrt erreicht. Sanft dem Strande sich zuneigende Gartenanlagen, Ruheplätze, Gewächshäuser, Pavillons und Badehäuser waren bald durchwandert. Es ist eben überall dasselbe.

Wer für die Reize eines Hochwaldes Sinn hat, der kann im Juli nichts Lieblicheres und Erhabeneres sehen als den Thiergarten bei Klampenborg. Das frische glänzende, wenn auch eintönige Grün der Buchen beginnt schon seine leisen Uebergänge in die höheren und tieferen Farbentöne, während das dunkle Grün der Eichen noch unverändert geblieben ist und nur durch einzelne, das Blätternetz durchbrechende Schlaglichter beleuchtet wird.

Das geheimnißvolle Dämmern des scheinbaren Waldhorizonts, der durch die perspektivisch sich verkleinernden Stämme sich vertieft, die von Licht und Schatten durchkreuzten Flächen, die wie golden schimmernde Bäche zwischen den halbbeschatteten, halbbeleuchteten Stämmen sich fortziehen, die mit hohem schilfartigen Grase gefüllten Senkungen und die mit Farren und Moosen bedeckten lichteren Erhebungen des Waldbodens liefern ein reizendes Bild. Heerden von Dammwild grasen friedlich in der Ferne, einzelne haben sich von der Heerde entfernt und kommen näher; sie bleiben stehen und schauen uns an. Die Stille des Waldes und die breiten lichten Fahrtwege machen sie sicher. Die gelben Königskerzen blühen am Wege und auf den Höhen, der Pfauenschmetterling flattert vor uns hin und läßt sich herausfordernd einige Schritte vor uns nieder, die Pfingstdrossel flötet in den Buchenwipfeln, und der Specht fliegt schreiend von Stamm zu Stamm. Auch die Sage hat den Wald geheiligt, denn in seinen Schatten rinnt noch immer jene klare Quelle, welche eine Bäuerin entdeckte und deren Wasser der frommen Wahn die Kraft zuschrieb, Blinde sehend zu machen. Diese Kirsten Piilkkilde, so heißt die Quelle, erquickt noch immer dürstende Wanderer. Der Wald wird lebendiger, Peitschen knallen. Ein Wagen voll lachender Damen rollt vorüber, Reiter und Fußgänger begegnen sich. Die Biegungen der Wege verbergen sie, und der Wald wird still.

In diesem Augenblicke ertönten Harfenklänge. Wir hatten bald eine liebliche Stelle des Waldes erreicht und sahen eine auf dem Rasen gelagerte Gesellschaft, in deren Mitte ein etwas phantastisch gekleidetes Frauenzimmer auf einem Baumstamme saß und die Harfe spielte. Herren und Damen waren in malerischen Gruppen gelagert. Zwei bespannte Wagen hielten am Wege, und Diener führten einige Reitpferde umher. Die Streiflichter der Nachmittagssonne beleuchteten die Scene. Die Harfenistin trug ein schwarzsammetnes Leibchen mit grünseidenen Puffen und einen schwarzen Hut, wie ihn reitende Damen tragen. Sie war von wunderbarer Schönheit, und die Herren verwandten zu nicht geringem Verdrusse der Damen fast kein Auge von ihr.

Zwei junge dänische Matrosen gingen plaudernd des Wegs vorüber, als das Spiel eben endete. Bei dem Beifallklatschen der Gesellschaft blieben sie stehen und sahen zu und herüber. Eine tiefe Röthe überfloß das Gesicht des einen der jungen Seemänner. Er trat mit unsicherm Schritte und blitzenden Augen näher. Ich sah ihn plötzlich erbleichen. In diesem Augenblicke sah ihn das Mädchen und sprang, die Harfe an den Stamm lehnend, ihm entgegen. Alle wandten sich nach ihr hin. Der junge Mann trat einen Schritt zurück. „Bist du es wirklich, Karlena!“ — „Ich bin's, — schone mich, Arwed“, sagte sie mit gepreßter Stimme. — „Wie, ich soll dich schonen?“ — „Spricht so ein Bruder?“ seufzte sie. — „Warum nicht? Ich verstehe dich nicht.“ — „Ah, du weißt nicht?“ — „Ich kam nach langer Fahrt gestern aus See.“ — „Ach, Arwed, ich bin sehr unglücklich!“ — „Um Gott, sprich, meine Schwester!“ — Wir Alle hatten uns um das Paar versammelt. „Nicht hier, nicht hier!“ rief sie mit ängstlichem Seitenblicke auf uns, und zugleich ging sie, ihre Harfe zu holen. „Sie wollen uns verlassen, schönes Kind, und wir sind noch in Ihrer und Sie in unserer Schuld“, sagte ein Herr, und mehrere sammelten sich um sie.

In diesem Augenblicke sprengte ein Reiter des Weges daher. Es war der Baron C. Ich winkte ihm, er erkannte mich, sprang vom Pferde, und wir begrüßten uns, beide freudig überrascht, uns hier zu finden. „Ich hörte im Englischen Hofe, Sie seien nach Klampenborg, und eilte hierher.“ Er erblickte die Harfenistin und unterbrach sich. „Ah, welche Schönheit.“ Ich wollte ihm mittheilen, was ich wußte, da rief er: „Ah, sieh da, Arwed! Glücklich aus See? Ein wackerer Bursche“, wandte er sich zu mir,

Digitized by Google

„er entriß mich bei den canarischen Inseln der Gefahr, das Frühstück eines Haien zu werden. Wie, du Seeratte, du treibst dich mit hübschen Harfenmädchen umher?“

Karlena hatte Arweds Arm erfaßt, um ihn fortzuziehen. „Sie ist meine Schwester, Herr Baron!“ sagte er. „Ah, deine Schwester?“ Er wandte sich mit einer leichten Verbeugung zu ihr: „Sie spielen die Harfe?“ — „Ja, mein Herr!“ — Er schwieg einen Augenblick, und sein Auge ruhte betrachtend auf der schönen Gestalt, die ihre Augen niederschlug, während eine tiefe Röthe ihre Züge verschönerte. Das Geschwisterpaar wandte sich zu geben. „Arwed“, sagte der Baron, „ich wünsche dich morgen Vormittag bei mir zu sehen. Englischer Hof am Königsneumarkt. Wollen Sie Ihren Bruder begleiten“, sagte er zu ihr, „so wird es mir angenehm sein, und wollen Sie uns dann eine Probe Ihrer Kunst geben, noch angenehmer.“ Ihre Verneigung im Fortgehen ließ es ungewiß, ob sie ablehnte oder zusagte.

Da es spät wurde, fuhren wir nach Kopenhagen zurück. Der Baron begleitete uns zu Pferde. Ich lag in seinen Armen das Verlangen, mir vertrauliche Mittheilungen zu machen, aber die Gegenwart des jungen Dänen, meines Begleiters, gebot ihm Schweigen. Dieser verließ uns in Charlottenlund. Der Baron übergab sein Pferd dem Diener und setzte sich zu mir. Während der Fahrt begann er: „Sie erinnern sich, daß ich bei Langeland das Schiff verließ, um Verwandte auf der Insel zu besuchen, und daß nach mir eine junge Dame von anziehender Gestalt das Boot bestieg.“ — „Ja, ja, sagte ich, und es schien mir, als sei Ihnen die Gesellschaft nicht unangenehm.“ — „Noch mehr, sie hat sogar eine Eroberung an mir gemacht!“

Ich antwortete ihm durch ein ungläubiges Lächeln. Er wurde ernst und erzählte mir nun, daß die Dame vom Grafen Ahlefeldt, dem sein Besuch gegolten, als Gouvernante seiner beiden Töchter engagirt und damals von Berlin gekommen sei, um ihren Dienst anzutreten. Während der Ueberfahrt sei sie anfangs schweigsam gewesen, als sie aber erfahren, daß er ein Verwandter des Grafen sei, habe sie sich von einer so liebenswürdigen Seite gezeigt, und ihre Unterhaltung sei so lebhaft geworden, daß er gewünscht hätte, Langeland liege noch meilenweit in See. Auf dem kurzen Wege zum Landgute habe er auch erfahren, daß sie eine Landsmännin von ihm sei und sehr früh verwaist in München, wo ihre Mutter gestorben, bei Verwandten erzogen und später in einer öffentlichen Anstalt unterrichtet sei. Ihren Vater, der Schiffscapitain gewesen, habe sie nicht gekannt, wisse auch nicht, wie sie nach München gekommen sei. Ich bot ihr, so lauteten die Mittheilungen des Barons weiter, als wir eine Anhöhe erstiegen, den Arm, allein sie schlug ihn aus mit der scherzenden Aeußerung: Unsere Bekanntschaft sei noch zu jung und, setzte sie mit ernstem Fragetone hinzu: Was würden meine künftigen Zöglinge denken, wenn sie mich am Arme eines Herrn ankommen sähen? Ich warf ihr ein, man müsse der Convenienz nicht solche Rechte über sich einräumen, daß man sich das, was man für tadellos halte, darüber versage. Der Vergleich ihrer gebundenen Stellung mit meiner freien dürfe doch wohl nicht zutreffen, meinte sie und entwickelte dann über ihr Geschlecht und dessen Beruf so richtige Ansichten, daß ich, trotz der leidenschaftlichen Gluth, womit mich ihre Reize erfüllt hatten, sie hochachten mußte. Nach unserer Ankunft auf dem Gute und den ersten Begrüßungen zog sie sich auf ihr Zimmer zurück. Beim Thee sah ich sie nur auf Augenblicke.

Während mehrerer Tage wurde meine Zeit bald durch Jagdpartien und Spazierritte, bald durch die von der neugierigen Gräfin mir abgedrungenen Mittheilungen über meine Reisen so in Anspruch genommen, daß eine ungeduldige Annäherung fast zur Unmöglichkeit wurde. Sie können denken, wie meine Leidenschaft unter diesen Umständen wuchs. Um es kurz zu sagen, ich fand später dennoch einige Male Gelegenheit, sie allein zu sprechen; ich berauschte mich in ihrer Unterhaltung wie in ihrem Anschauen so, daß ich eines Tages meiner Zunge nicht mehr Herr blieb und ihr erklärte, daß ich sie anbete.

„Nun, wahrhaftig“, rief ich lachend, „wenn Sie mit der Anbetung begannen und sogar im Rausche anbeteten, so muß Ihr Schönheitskultus ein sehr strenger sein, und so läuft wohl das Idol Ihres Herzens keine besondere Gefahr, wenn ich Sie morgen zu ihm führe!“ — „Ich verstehe Sie nicht.“ — „Nicht? So wissen Sie nicht, daß Ihre Angebetete auf Seeland ist?“ — „Sie scherzen. Sie hat ihre beiden Zöglinginnen, deren jüngster, die am Stickhusten leidet, eine Luftveränderung verordnet ist, einige Zeit nach Moen begleitet. Ohne sie langweilte ich mich dort und kam deshalb so bald hieher.“ — „Wie, oder reden Sie im Ernste? Sollte der Arzt etwa? — O ich ließe ihn in Gold fassen! — Aber, Sie scherzen!“ — Er wandte sich etwas ungehalten ab. „Hören Sie!“ Ich erzählte ihm, was mir begegnet war.

„Sonderbares Naturspiel!“ rief er ungläubig. „Weiter nichts! Die Aehnlichkeit muß frappant sein; indeß, Sie haben ja nur ihr Bild gesehen, nicht sie selbst. — Etatsräthin v. W.? Ich erinnere mich, daß ich vor ungefähr sieben Jahren in Pyrmont als einer Landsmännin ihr vorgestellt wurde, aber eine Tochter hatte sie nicht.“ — „Nun, nicht bei sich, wollen Sie sagen.“ — „Was beweist das gegen den Umstand, daß sie eine Tochter hat?“ — „Welche Mystification! Sie spannen wenigstens meine Neugier. Wo wohnt die Etatsräthin?“ — „In Roeskilde.“ — „So fahren wir morgen Mittag auf dem ersten Bahnzuge dahin.“

Als wir am andern Morgen auf dem Zimmer des Barons frühstückten, meldete der Diener Arwed und seine Schwester. Als sie eintraten, überraschte uns die tiefe Niedergeschlagenheit in den Mienen des Geschwisterpaars. Sie war ohne ihre Harfe gekommen und hatte verweinte Augen. Der Baron begrüßte Arwed herzlich und bewies seiner schönen Schwester dadurch eine besondere Aufmerksamkeit, daß er sie nöthigte, sich neben ihn zu setzen und zu frühstücken, und sie mit theilnehmendem Tone um den Grund ihrer Traurigkeit fragte. Sie lehnte mit leidender und zugleich bittender Geberde Beides ab, als Arwed das Wort ergriff: „Herr Baron, Ihre Theilnahme für uns giebt mir Muth, Ihnen Mittheilungen zu machen, durch die ich mein Herz erleichtern möchte.“ Er warf dabei einen Blick auf seine Schwester, der sie zu fragen und zugleich aufzufordern schien, selbst das Wort zu nehmen. Der Baron verstand den Blick und sagte, die Hand Karlena's ergreifend: „Es ist der tiefverschuldete Freund Ihres Bruders, der Sie bittet. Sie tragen Schweres auf dem Herzen, ich sehe es. Was es auch sei, seien Sie im Voraus meiner und auch der Theilnahme dieses meines Freundes versichert.“ Ich bestätigte sein Wort, und so erfuhren wir das seltsame Schicksal dieses Mädchens. Lassen wir sie selbst reden.

7. Karlenens Erzählung.

Ich bin eine Schwedin und in einem kleinen Städtchen unweit Malmö geboren. Meine Mutter habe ich nicht gekannt, denn ich verlor sie früh. Arwed, mein älterer und einziger Bruder, ging, als ich achtzehn Jahre zählte, in See. Mein Vater, früher Mitglied der Stockholmer Hofkapelle, konnte im Vergleiche mit vielen seiner Nachbarn für einen wohlhabenden Mann gelten, denn er besaß einen, wenn gleich kleinen, doch schuldenfreien Hof, den ihm seine Frau zugebracht hatte. Er besaß, ich möchte fast sagen, nur Eine Leidenschaft, die sich aber auch seiner ganz bemächtigt hatte, die Leidenschaft für Musik. Er spielte die Geige mit seltener Fertigkeit. Mag es wahr sein,

Digitized by Google

oder nicht, daß dieses Instrument, wie kein anderes, für seine Liebhaber leicht eine Lorelei wird, die das Nervenleben derselben auf eine ihrer Gesundheit gefährliche Weise auftregt und aufreibt; genug, mein Vater wurde allmälig ein reizbarer Musikmarr, und ich hatte von seiner Heftigkeit manche Stunden viel zu leiden. Da ich Talent zum Singen hatte, ließ er mich darin unterrichten, und bald mußte ich zu seiner Geige singen. Da er früher auch die Harfe gespielt hatte, ertheilte er mir auch darin Unterricht. Solche häusliche Concerte waren seine glücklichsten Stunden, und durch Gesang und Harfenspiel gelang es mir fast immer, seine aufbrausende Reizbarkeit zu besänftigen.

Eines Abends kehrte er von einem Geschäftsgange aus Malmö zurück. Schon bei seinem Eintritte bemerkte ich seine ungewöhnliche Aufregung. Er warf Hut und Stock von sich, lief mit den Fingern schnippend im Zimmer auf und ab, blieb dann vor mir stehen und rief, mir auf die Schulter klopfend: „Karlenchen, was ich suchte, ist gefunden, gefunden!“ — „Und was, lieber Vater?“ Statt aller Antwort lief er zu seinem Geigenkasten, zog das Instrument mit Heftigkeit hervor und hielt es mir entgegen, indem er rief: „Statt dieses Bastards habe ich den ächten Sohn Cremonas gefunden. Laß dir erzählen! Im Gasthofe zu den drei Kronen machte ich die Bekanntschaft eines Fremden. Bald erfahre ich, er spiele die Geige. Ich habe keine Ruhe; er muß mir auf sein Zimmer folgen. Er folgt, er holt die Geige. Er überreicht sie mir. Ich setze den Bogen an, himmlische Töne! Das ist eine Cremoneserinn, rufe ich tiefaufathmend. Nun ja, sagt er in einem Tone, als verstehe sich das von selbst. Es ist keine der schlechtesten, obgleich ich diese — er holt eine zweite aus einem Futterale — für noch vorzüglicher halte. Mann, rufe ich und falle ihm um den Hals. Ist Ihnen eine feil? Fordern Sie! Nein, Herr, wo denken Sie hin; indeß — Wohnen Sie hier? — „Nein, aber ganz in der Nähe.“ — Ich werde unbestimmte Zeit hier verweilen; vielleicht — „Ich verstehe Sie. — Herzlich willkommen! Sie besuchen mich: wir spielen zusammen. Hab' ich Ihr Wort?“ — Er reichte mir die Hand. „Wenn ich Sie morgen Nachmittag nicht störe, so sehn wir uns wieder!“

Am nächsten Mittage ordnete ich das Zimmer und bereitete ein einfaches Abendessen für den erwarteten Gast. Er kam. Nie werde ich den Nachmittag vergessen. Die Gestalt und das Benehmen des Fremden widerstanden mir beim ersten Begegnen. Ein graumelirter Rinnbart, schwacher struppiger Haarwuchs, niedrige Stirn, kleine tückisch blitzende Augen, ein Zug leisen Hohnes um die Mundwinkel, eine gedrungene Gestalt und ein kriechend freundliches Wesen, das zeichnet ihn so ziemlich. Er stellte sich uns vor als mecklenburgischen Kapellmeister außer Diensten, der von seinen Ersparnissen lebe und, wie er mit einem cynischen Lächeln bemerkte, ledig sei. Mein Vater hörte kaum darauf; er hatte nur Auge und Ohr für die Geige. Dagegen bemerkte ich, daß der Fremde zu Zeiten verstohlene, forschende Blicke auf meiner Gestalt umherkreuzen ließ, so daß ich erröthen und die Augen niederschlagen mußte. Der Fremde kam nicht allein den folgenden Tag, sondern übernachtete auch einige Male bei uns. Sein Spiel wie sein einschmeichelndes Wesen entzückten meinen Vater in gleichem Grade, wie seine zunehmenden Aufmerksamkeiten mich befangen und ängstlich machten. So oft er kam, küßte er mir die Hand. Er pries meine Stimme, zog mich in die Unterhaltung und erschöpfte sich in allerlei Gefälligkeiten. Acht Tage später bezog er sogar eine Wohnung in unserm Städtchen und wurde nun allmälig dem Vater ein unentbehrlicher Freund, Gast und Musikgenosse.

Ich hatte kurze Zeit, bevor mein Vater die Bekanntschaft, die für mich so verhängnißreich werden sollte, gemacht hatte, von dem biedern, liebenswerthen, aber unvermögenden Sohne unsers Nachbars, zu dem sich mein Herz lange schon im Stillen hingezogen fühlte, das schüchterne Geständniß seiner Liebe empfangen und erwiedert und wartete nur auf einen günstigen Augenblick, um das süße Geheimniß meines Herzens dem Vater mitzutheilen. Unter dem Eindrucke aber dieser neuen unerwarteten Störung unsers stillhäuslichen Lebens, als auch der leidenschaftlichen Exaltation, die den Vater ergriffen hatte, mochte ich es noch nicht wagen. Ein späterer furchtbarer Auftritt zwang mich dazu. Eines Abends trat der Vater ins Zimmer. Er war sehr aufgeregt, denn er kam, wie ich wußte, vom Kapellmeister. „Karlene, hast du mich lieb?“ begann er. — „Welche Frage, mein Vater?“ — „Hast du mich so lieb, daß du mir etwas opfern kannst?“ — Mir traten die Thränen in die Augen. „Ich werde alt. Meine einzige Freude bist du und die Geige. Wie lange werde ich beide noch haben? Siehe, ich sähe beide gern in guten Händen. Sie haben mir die Cremoneserin geschenkt, und dieselben bieten sich dir an.“ — „Vater, rief ich in banger Ahnung. Es kann nichts Gutes für mich sein, worauf du so räthselhaft hindeutest, sonst sprächest du offen mit mir.“ — „Nun, ich möchte doch wissen, was du von meinem Freunde Böses weißt, das dir ein Recht gäbe, meine Worte nicht verstehen zu wollen. Sprich offen!“

Ich schwieg. Meine Zunge war gelähmt, denn nun trat das gräßliche Geheimniß unverhüllt und nackt vor mich. Er wurde dringender: „Sprich dich aus, Mädchen!“ — „Ich weiß nichts Böses über ihn, ich achte ihn als deinen Freund, aber ich kann ihn nicht lieben.“ — „Sind das alle deine Gründe?“ fragte er forschend.

Eine wunderbare Fassung überkam mich plötzlich. Trat Swen's Bild vor meine Seele? „Nein, Vater, sagte ich, ich habe noch einen Grund, den auch dein väterliches Herz für mich statt aller gelten lassen wird, einen Grund, den ich dir längst gern mitgetheilt hätte, wenn nicht deine Aufregung in der letzten Zeit und deine häufige Abwesenheit mich gehindert hätte, dich um eine ruhige Unterredung zwischen Vater und Kind zu bitten. O Vater, rief ich und sank an seine Brust, ich liebe Swen. Erst vor Kurzem gestanden wir uns unsre Liebe und schwuren uns Treue.“

Er stieß mich von sich, daß ich auf einen Stuhl niedersank. „Wisse, sprach er mit heiserer, zorniger Stimme, wisse denn, daß du der Preis bist für die Geige, die er mir schenkte, wisse, daß an der Geige mein Glück, mein Leben hängt, wisse, daß ich ihm mein Wort gab.“ — „Wehe mir, du könntest deine Tochter verkaufen? O Vater, forderte jedes Opfer von mir, selbst das meines Lebens, nur nicht dieses!“ — „Schweig! Ich habe genug gesagt. Geh und überlege, ob du dem Glück und der Ruhe des Vaters einen Mädchentraum opfern sollst.“

Lassen Sie mich schweigen von den Kämpfen meiner Seele, von den schlaflosen Nächten, von den wiederholten Besuchen und übertretenden Anträgen jenes Mannes und von dem leidenschaftlichen blinden Starrsinne meines Vaters. Mein Kampf war der einer Ohnmächtigen gegen einen Riesen. Ich fand Gelegenheit, mit dem Geliebten zu sprechen. Der Vater erfuhr es und verbot mir, das Haus zu verlassen, und schloß mich endlich unter den furchtbarsten Drohungen auf mein Zimmer ein. Von der alten Dienerin erfuhr ich, daß Swen eine heftige Unterredung mit dem Vater gehabt und in Verzweiflung gegangen sei. Der aufgedrungene Gatte hatte freien Zutritt zu mir. Er ehrte mindestens meine Thränen und benahm sich so, daß ich ihm meine Achtung nicht versagen konnte.

Digitized by Google

Swen, so erfuhr ich, hatte das väterliche Haus und die Stadt verlassen; wohin, wußte Niemand. Man vermuthete, er sei in See gegangen. So verflossen zwei martervolle Wochen. Endlich erlag ich dem Zorne und Jammer des Vaters um — seine Geige. Ich hörte ihn ruhiger an, ich widersprach nicht mehr. Stumpfsinnig ließ ich ihn an Sieg glauben. Mein Seufzen, mein schweigendes Dulden hielt er der Bekämpfung nicht werth. Der Tag der Vermählung kam.

„Sie brachten wirklich dem zum unmenschlichen Narren gewordenen Vater ein solches Opfer?“ rief der Baron.

Hören Sie weiter. Die Vermählung sollte am Abend vollzogen werden. Wie ein Opferthier stand ich neben dem Opferer und vor dem Geistlichen, einem halbtauben, aber ehrwürdigen Greise. Seine Worte schlugen ohne Sinn an mein Ohr. Der entscheidende Augenblick kam. Ich seufzte tief auf, und der Seufzer, nicht mein Wille, ließ mich unwillkürlich das Haupt neigen, aber kein Wort kam über meine Lippen. Der Geistliche zögerte einen Augenblick, aber mein Vater trat vor und flüsterte ihm in's Ohr: „Sie haben gesehen, wie sie ihr leises Jawort mit dem Haupte bekräftigte. Fahren Sie fort.“ Ich hörte seine Worte, aber apathisch und einer Ohnmacht nahe schwieg ich. In diesem Augenblicke hörte ich hinter mir eine Stimme, die durch die Stille des Zimmers wie Donner des Gerichts an mein Ohr schlug. Es war die Stimme Swen's: „Gott sei mit gnädig!“ — Ein Knall erschütterte die Luft. Meine Sinne schwanden.

Ich erwachte. Die Dienerin saß an meinem Bette. Eine schwache Nachtlampe beleuchtete ihre Züge, in denen Schmerz mit dem Schlafe kämpfte. Ich ergriff ihre Hand. Ich war wie verwandelt. Entschlossenheit erfüllte meine Seele. „Ist er todt?“ Sie drückte die Hand vor's Gesicht und schluchzte. „Ich muß fort,“ schrie ich. Sie sprang auf. „Liebe Karlena, was sagen Sie?“ — „Verrathe mich nicht!“ Sie reichte mir versichernd die Hand. „Ich muß noch diese Nacht fort! Morgen ist es zu spät, morgen bin ich entehrt und in seiner Gewalt. Erwarte mich hier!“ Ich eilte fort und schlich in das Schlafgemach des Vaters. Die Schlüssel zu seiner Chatoulle lagen, wie gewöhnlich, auf dem Nachttische neben seinem Bette. Ich nahm eine kleine Summe und legte die Schlüssel wieder an ihren Ort. Alles blieb still. Ich hüllte mich in meinen Mantel, sagte der Dienerin mit Thränen Lebewohl und eilte in's Freie. Der Morgen dämmerte. Es war im Januar und die Kälte erträglich. Der Winter war in der letzten Zeit strenge gewesen, und der Sund, wie ich wußte, mit einer sichern Eisfläche bedeckt. Nach einer Stunde raschen Ganges war es heller Tag geworden, und ich näherte mich dem Strande, wo in südlicher Richtung zwischen Malmö und Landskrona schon seit mehrern Tagen eine Eisbahn zwischen dort und Seeland sich geöffnet hatte. Ein Schlitten war bald gemiethet und brachte mich hieher.

„Erhielten Sie vom Vater keine Kunde?“ fragte der Baron.

„Ja, er starb im vorigen Jahre voll Reue über die Härte, womit er mich behandelt hatte. Von jenem Kapellmeister habe ich nichts Weiteres vernommen, als daß er nach Stockholm gereist sei.“ — „Wir werden nun Dänemark verlassen, nahm Arwed das Wort, um das väterliche Heimwesen in Besitz zu nehmen.“ Wir dankten ihnen für die Mittheilungen und begleiteten sie, als sie sich verabschiedeten, mit unsern herzlichen Wünschen.

* Englische Männer und Frauen.

Von L. Hofmann.

Charlotte Brontë.

Der Name Charlotte Brontë erinnert unsere Leser an die Romane „Jane Eyre“, „Shirley“ und „Villette“, die ihnen ein so warmes, lebendiges Gefühl in naturgetreuer Wahrheit vor das Auge führten. Mancher mag mitgefühlt haben, wie Jane Eyre und Mrs. Snowe (die Heldin von „Villette“) gelitten und gekämpft. Wenige möchten sich finden, die dem ihren Beifall versagen würden, was Shirley sein und erstreben wollte. Die Leser werden daher gern einen tieferen Blick in das Leben der Verfasserin jener interessanten Werke werfen wollen. Diese Werke sind im Leben von Charlotte Brontë recht eigentlich das, was die köstlichen Blüthen an einem seltenen Strauche sind.

Nicht weit von Keighley in Yorkshire liegt das Dorf Haworth, und an dessen Ende steht die alte, nicht alterthümliche Kirche, von deren Thür ein gerader Weg, den grünenden Gottesacker durchschneidend, nach dem gegenüber liegenden Pfarrhause führt. Es ist von einfachem grauen Stein, wohl hundert Jahr zuvor erbaut, und scheint schwer zu tragen an einem dicht gefügten, fleinernen Dache. So entfernt das Ganze von allem äußern Schmuck ist, so ist es doch von einer Reinlichkeit umgeben, die wohl fähig ist, selbst unschöne Formen mit einem Schimmer von Anmuth zu umstrahlen.

Es war an einem klaren, kalten Februartage des Jahres 1820, als eine Reisekutsche, der einige Frachtwagen folgten, vor diesem Hause anhielt. Heraus steigt Mr. Brontë, eine noble Figur mit äußerst intelligentem Gesicht; seine Frau von zarter Statur folgte langsam, einen besorglichen Blick auf „the bleak aspect“ werfend, der eben vor ihr lag. Sechs Kinder, alle in den jüngeren Jahren, begleiteten die Eltern unserer Charlotte zu ihrem neuen Wohnort Haworth Parsonage.

Charlotte — am 21. April 1816 geboren — war damals kaum 4 Jahre alt; sie verlebte einen stillen Winter mit ihren Geschwistern, von denen die älteste, Maria, ungefähr sieben Jahre alt und der Schutz und Schirm dieser kleinen vereinsamten Gruppe war, die sich still und ernst in dem Schulzimmer, in dem sich nicht einmal ein Kamin befand, beschäftigte. Mr. Brontë liebte es nicht, wenn die Kinder in sein Zimmer kommend die Studien, in die er vertieft war, unterbrachen; und die arme Mutter fesselte gar bald ein inneres schmerzvolles Leiden für immer an ihr Lager, an dem der Gatte oft, die Kinder beinahe niemals weilten. Diese Kinder waren Waisen noch bei Lebzeiten ihrer Eltern. Eben darum vielleicht hielten und schmiegten sich die kleinen Wesen so fest an einander an.

Der Frühling kam, und aus dem kleinen Pfarrgärtchen wanderten Hand in Hand die sechs Kleinen ernst und still in die Haide hinein. Diese mit röthlich blühender Haide bedeckten Moore ziehen sich weit hin über Thal und Hügel rings um das Dorf Haworth, und ihre Wellenlinien verlieren sich in dem blaß blauen Horizonte. Das wenige Ackerland, das an manchen Stellen sich findet, ist von dürftigster Beschaffenheit; die Besitzer, denen es mitunter schon seit den Tudors zugehörte, ziehen dort einen kränklich aussehenden Hafer oder schmächtigen Korn. Die tiefen Hohlwege sind im Winter kaum oder gar nicht zu passiren, und es ist noch nicht fünfzig Jahre her, daß diese einsamen Orte Zeugen von Verbrechen waren, die niemals in den Gerichten den strafenden Rächer finden konnten. Rauhe Mauern von Stein, anstatt der grünen, lebendigen Hecken, Bäume, die nur die Höhe von Gebüsch erreichen, und mageres Gesträuch in den kümmer-

Digitized by Google

lichsten Formen, eine Pflanzenwelt, die kaum existirt. — Das ist die Landschaft, in der die junge Seele der Schriftstellerin sich langsam entfaltete; aber vielleicht war es eben diese großartige Einöde, die ihr Talent zu seiner ungewöhnlichen Stärke heranreifen ließ.

Ein anderer Frühling erschien, und die sechs Kinder schlichen Hand in Hand um den grünen Hügel, der sich über der sterblichen Hülle ihrer Mutter wölbte, und noch einsamer wurde ihr Leben. Ihr Vater (aus Rücksichten für seine Gesundheit) speiste stets allein, und allein verzehrten die Kleinen ihr einfaches Mahl von Kartoffeln oder Gemüse; Fleisch oder leckere Gerichte waren gänzlich untersagt. Einfachheit in Kleidung und Nahrung war ein Hauptgrundsatz, der bei ihrer Erziehung befolgt wurde. Dagegen stand ihnen die freieste Befriedigung geistiger Bedürfnisse offen, die reiche englische Literatur und auch ein gewisser Theil der fremdländischen.

In das früheste Alter schon fallen Charlottens erste Versuche, ihren Mitmenschen nützlich zu werden; schon damals wußte sie sich in eine Hütte, an ein Krankenbette, zu einem Armen zu stehlen und solchen Trost und solche Hülfe zu spenden, wie sie ihrem kindlichen Streben möglich waren; ihre späteren Bemühungen dieser Art als Lehrerin in den Sonntagsschulen waren eben so umfassend als erfolgreich.

Mehr aber als alle diese Einflüsse muß auf Charlotte Brontë der Verkehr mit den sie umgebenden Menschen eingewirkt haben. Und diese Menschen waren von gar eigenthümlicher Beschaffenheit. Wenige Charaktere haben eine so starke und eigenthümliche nationale Färbung wie die der Bewohner von Yorkshire. Hartnäckige Willenskraft, kühles weitgreifendes Selbstbewußtsein, scharfer Verstand, der sich dennoch in eng gezogenen Grenzen bewegt und über gewisse Vorurtheile nie hinauskommt, aber stets mit der Vorsicht gepaart erscheint, die Argwohn genannt werden sollte, — das sind Hauptelemente dieser Provinzial-Charakters. Sie sind einer festen und treuen Anhänglichkeit fähig, wenn ihr tief liegendes und sehr zurückhaltendes Gefühl einmal zum Leben erwärmt worden ist. Ihre Sitten sind von der gesuchten Einfachheit und Derbheit, wie sie sich von den Verehrern Cromwells erwarten lassen, wie sie aber besonders den Fremden nicht eben angenehm berühren. Und trotz alledem finden sich Spuren von Enthusiasmus, besonders für die Freiheit, die keine Furcht kennt.

Schon im Jahre 1824 sandte Mr. Brontë seine Charlotte zu der Schule in Cowan's Bridge, wo sie bis zum Spätherbst von 1825 blieb. Dies ist eben die Schule, die in „Jane Eyre“ unter dem Namen Lowood beschrieben ist; Maria, die älteste Schwester Charlottens, ist eben jene Helen Burns, bei deren Schilderung vielleicht kein Leser ungerührt vorüber ging. Wie liebeleer war der Pfad dieses armen stillen Kindes von der Wiege bis zum frühen Grabe! Mit einem Geiste, der weit über ihre Jahre hinausging, mit einem beinahe mütterlichen Herzen für die fünf jüngeren Geschwister, machte ihr früher Tod, der wenigstens theilweise die Folge der Behandlung zu Cowan's Bridge war, einen solchen Eindruck auf Charlotte, daß man ihr billig verzeihen muß, wenn sie in Lowood die Schilderung desselben etwas übertrieb. Die zweite Schwester Elisabeth folgte der älteren gar bald im Tode nach, und Charlotte wurde die älteste, mit neun Jahren das Haupt und die Stütze dieser für sich selbst dastehenden Kinderfamilie. Eine Tante, die im Hause lebte, scheint nicht mehr gethan zu haben, als daß sie die Oberaufsicht über den Haushalt führte.

Charlotte blieb bis zum fünfzehnten Jahre in ihres Vaters Hause, und obwohl sie außer allen schon erwähnten Pflichten sich auch noch mit der Küche zu befassen hatte, so fand sie dennoch Zeit zu Studien, die weit über ihre Jahre hinausgingen. Außerdem schrieb sie in 22 Bänden eine Anzahl von Dramen, Erzählungen, Gedichten u. s. w., die mitunter schon in dem Alter von 12 Jahren schlagende Beweise ihres ungewöhnlichen Talentes boten. Auffallend ist, wie sehr ihr Geist sich der Politik zugewendet; der Herzog von Wellington war der Held, um den sich zu jener Zeit ihre Phantasie bewegte.

Im Jahre 1831 bezog sie noch einmal die Schule, kurz zuvor aber sollte sie noch einen schweren Kummer erfahren. Ein junges Mädchen von 14 Jahren, die Tochter eines wohlhabenden Mannes in der Nachbarschaft, ihre einzige Freundin, fast ihre einzige junge Bekannte, kehrte von einer älteren Schwester, die sie in einer Krankheit gepflegt hatte, zurück, selbst blaß und leidend in tiefer Niedergeschlagenheit. Bald darauf verstieß der herzlose Vater das arme Mädchen in ein einsames Zimmer; dort dem lauten Spott und Hohn der unbarmherzigen Geschwister preisgegeben, sollte sie für die Sünde büßen, die der Gatte jener älteren Schwester an dem Kinde verübt. Dann setzte der Vater eine hohe Summe aus für den Mann, der sie als Weib annehmen wollte, und also verkauft, verließ sie gebrochenen Herzens ihr elterliches Haus und wankte dem frühen Grabe zu, ohne irgend einen Zuspruch von Theilnahme als den ihrer Mutter, die sich Nachts zuweilen zu ihr begeben, und deren jammervolles Weinen mit dem des unglücklichen Kindes von den Dienern gehört wurde. Der Schwiegersohn aber wurde nach wie vor in Ehren gehalten.

Noch erfüllt von allen diesen Eindrücken trat sie in das Schulzimmer von Roe Head. Gekleidet in der Weise von Jane Eyre, machte sie auf ihre Mitschülerinnen den Eindruck eines altklugen, scheuen, keineswegs einnehmenden Kindes. Aber bald fand sie hier die Freundin, die uns als Caroline Helstone in „Shirley“ entgegentritt.

Roe Head war ein altes, altmodisches Gebäude mit romantischen Umgebungen, die wir in „Shirley“ wieder finden. Diese Zeit war überhaupt eine glückliche für Charlotte. Die Vorsteherin der Schule war mit seinem Gefühl und richtigem Tacte begabt, sie verstand das frühreife Mädchen und gab ihr die Gelegenheit nachzuholen, was an soliden Schulkenntnissen fehlen mochte; selbst in den Freistunden sah man sie nie ohne ein Buch, und die Aufforderungen ihrer Genossen, an den Spielen Theil zu nehmen, beantwortete sie mit einem trüben Lächeln und der Versicherung: „ich kann nicht spielen, ich habe es nie gethan und weiß nicht, wie ich es machen soll.“ Als sie beinahe zwei Jahre später von dort schied, folgten ihr die Achtung und Liebe ihrer Lehrerinnen und Mitschülerinnen.

Charlotte war damals von zartem Bau, nicht über die mittlere Größe hinaus; reiches, volles, bräunliches Haar umgab ein Antlitz von nicht schönen, aber edeln Formen, der Teint entbehrte der Frische, das ganze Gesicht war beinahe zu ruhig, aber die Augen verliehen ihm ein geistvolles Leben. Eigentliche Schönheit möchte weniger anziehend gewesen sein als eben die Geistesfülle, die aus diesen Augen leuchtete; Männer und Frauen blieben nicht unberührt davon. Arm wie ihre Jugend an äußeren Ereignissen war, eben so reich war sie an inneren; es war ein Riesenkampf des Genius gegen beinah erdrückende äußere Hindernisse.

Dreimal übernahm sie eine Stelle als Gouvernante. Die Erfahrungen, die sie als solche machen mußte, giebt sie und selbst in „Jane Eyre“ und „Villette“; und wir dürfen dieselben nicht übertrieben nennen, wenn wir bedenken, daß für einen solchen Geist das Sclaverei sein mußte, was schon gewöhnliche Naturen schwer ertragen: gleich einer Maschine Morgens in Bewegung gesetzt, den ganzen Tag ohne Ruh und Rast fortzuarbeiten. Ich brauche das Wort Gouvernante, denn eine Erzieherin wird in England selten oder nie gesucht; was man braucht, ließe sich im

Digitized by Google

Deutschen nur durch ein einziges Wort geben, wenn dieses Wort nicht besonders für Hunde gälte: Dressur.

Das häusliche Leben Charlottens war nicht glücklicher; ihr einziger Bruder war durch Leichtsinn in Ausschweifungen gerathen und durch diese dem Laster anheim gefallen; er starb am Delirium im elterlichen Hause. Seine Anwesenheit hatte es unmöglich gemacht, einen lang gehegten Lieblingsplan auszuführen, Zöglinge in's Haus zu nehmen und eine kleine Schule zu begründen. Auch in ihren schriftstellerischen Versuchen war sie noch erfolglos. Ein Band Gedichte der drei Schwestern wurde gedruckt, aber wenig bekannt. Southey und Wordsworth, Coleridge und Andere, an die sie sich schriftlich wendete, gaben ihr entschieden den Rath, diese Bahn nicht weiter zu verfolgen. — So stand sie im Jahre 1846 da, ohne Hoffnungen fürs Leben, sie hatte deren nie gehegt; aber auch unbelohnt in allen ihren Bestrebungen, beinahe körperlich aufgerieben durch pflichtgetreue Erfüllung übermäßiger Aufgaben, unberührt von Glück und Liebe, denn wo sie die letztere hervorgerufen, war sie der Erwiederung nicht fähig gewesen. Es finden sich unter ihrer zurückgelassenen Correspondenz die Briefe von drei Männern, die sich um ihre Liebe und ihre Hand beworben.

Erst die reiferen Jahre unserer geistvollen Schriftstellerin sollten die Früchte bringen, welche sie so lange, so treu und erfolglos erstrebt. Im Jahre 1847, dem zweiunddreißigsten ihres Lebens, erschien endlich „Jane Eyre“ vor dem englischen Publikum; eines ihrer früheren Werke, „The Professor“, war zurückgewiesen, und zwei Bücher ihrer Schwestern hatten zwar einen Verleger, aber nicht den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden.

„Jane Eyre“ ist so recht eigentlich das Leben der Verfasserin selbst, und die Heldin ist ein Lichtbild der Persönlichkeit und des Charakters derjenigen, die es schrieb. Es läßt sich annehmen, daß manche Leserin von „Jane Eyre“, die das Werk im Original und nicht in der Uebersetzung gelesen, das Buch bei gewissen Stellen niedergelegt haben muß mit dem Gefühle: nicht um all des Ruhmes willen, den eben dieses Buch geerntet, möchte ich diese Stelle geschrieben haben. Erinnern wir uns denn, daß Charlotte Brontë des Einflusses einer Mutter entbehrte, daß ihre Schwestern beinahe der einzige, weibliche Umgang waren, dessen sie sich erfreuen durfte, und daß eben diese Schwestern nichts von dem besessen, was das Weib als solches liebenswerth macht. Daß aber Charlotte dies besaß, beweist nicht nur die lebenslange innige Freundschaft mit der Dame, die uns als Karoline in „Shirley“ entgegen tritt, sondern auch die treue Anhänglichkeit von Mr. Nicholls, ihrem späteren Gatten, der ihr seine Liebe nicht etwa schenkte um dessen willen, was sie geleistet, sondern was sie war; er hatte sie gesehen in ihrem häuslichen Leben, als Tochter und Schwester, und als Mr. Brontë bei einem ersten Antrag seine Einwilligung verweigerte, zog er sich sogleich von dem Orte zurück (er war der Curat von Charlottens Vater), indem er seine Stellung aufgab.

Um diese Zeit erfolgten kurz nach einander die beiden Todesfälle von Charlottens Schwestern; sie hat die ältere der beiden, Emily Brontë, in „Shirley“ verherrlicht, aber auch zugleich unendlich verschönert und idealisirt.

„Shirley“ erschien beinahe drei Jahre später als „Jane Eyre“, und nach dessen Veröffentlichung erfuhr endlich das Publikum, wer Currer Bell (pseudonym für Ch. B.) war; man hatte geglaubt, Currer Bell sei ein Mann, und sogar der Verleger ihrer Werke war nicht wenig erstaunt, als die kleine, schmächtige Frau eines Morgens in sein Büreau trat und sich ihm als C. B. vorstellte. Während dieses Besuches machte sie die Bekanntschaft Thackerays und etwas später die von Miß Martineau, an die sie sich herzlich anschloß.

Um's Jahr 1853 endlich wurde „Villette“ veröffentlicht, worin sie uns wiederum ihre eigenen in Brüssel gemachten Erfahrungen und Erlebnisse vor das Auge führt. Sie selbst stellte den Werth dieses Werkes tiefer als den ihrer früheren Schöpfungen; die Charaktere, obwohl naturwahr, sind auch zugleich weit mehr alltäglich und von geringerem Interesse.

Im Jahre 1854 wurde ihre Ehe mit Mr. Nicholls wirklich geschlossen, aber schon 1855, im neununddreißigsten Jahre ihres Lebens, geleitete das Geläute der Glocken von Haworth sie zu ihrem frühen Grabe. Sie war das letzte von Mr. Brontës sechs Kindern; der vereinsamte alte Mann sollte noch mehr als einmal den Winter über die Erde ziehen sehen, ehe er selbst zur ewigen Ruhe einging.

Literatur und Kunst.

Die Künstlerfeste in Köln und Antwerpen.

Das große Künstlerfest in Antwerpen, berufen vom dortigen Verein für Kunst, Literatur und Wissenschaft zur Lösung von Fragen, welche Künstlern aller Länder am Herzen liegen, hat am 18. August auf die glänzendste Weise begonnen. „Den Einladungen haben aus Belgien, Holland, Frankreich und Deutschland eine zahlreiche Menge von Priestern und Verehrern der Kunst entsprochen; verhältnißmäßig überwiegend sind unter den fremden Gästen die Deutschen, da der größte Theil der Mitglieder der deutschen Künstlergenossenschaft, die in Köln versammelt war, dem von hier aus dorthin an sie ergangenen Rufe gefolgt sind. Die Gastfreundschaft und Ruhmesfreundlichkeit, mit welcher das Festcomite und die ganze Stadt den Fremden entgegen kommen, ist gar nicht genug zu rühmen; namentlich sticht auch die Zuvorkommenheit der Festordner gegen die Vertreter der Presse aus allen Ländern auf sehr erfreuliche Weise gegen den gänzlichen Mangel derselben und die Art und Weise ab, die wir bei ähnlichen Festen in Deutschland erlebt haben. Die Hauptfestlichkeiten am Sonntag bestanden in einem Banket, das Einwohner Antwerpens den fremden Gästen gaben, und in einem außerordentlichen ländlichen Fehe, das die Gesellschaft „Harmonie“ in ihrem prächtigen Garten veranstaltet hatte. Für jenes Banket waren die Räume des Theaters geschmackvoll und sauberhaft schön hergerichtet; eine Tafel von mehr als 1000 Gedecken war aufgestellt, und trotz dieser ganz ungewöhnlichen Anzahl saß Alles bequem, und die Gäste wurden mit einer Ordnung und Ruhmesfamkeit bedient, die man anderswo geradezu für unausführbar gehalten haben würde. Die musterhafte Ordnung in der Bewirthung fand hauptsächlich darin ihre Stütze, daß stets in der Minute von je zwanzig Gästen ein Mitglied des Festcomite's saß, welches die Ehre des Hauses wahrnahm. Viel trug dazu auch die niederländische Sitte bei: von allen Gängen und Gerichten allen Gästen ihr Theil, schön appretirt und tranchirt, zu gleicher Zeit vorzusetzen. Für diesen Zweck fungirten beim Banket im Nebensaal fünfundzwanzig Borschneider und eine mehr als genügende Menge von Dienern. Die Stimmung der Festgenossen war vortrefflich. Das ländliche Fest im Garten der Harmonie ging bei wundervoller Nacht und feenhafter Beleuchtung glänzend vor sich. Tausende saßen oder wandelten bis nach Mitternacht in den herrlichen Räumen. — Am 19. und 20. in den Mittagsstunden erfolgten die Verhandlungen des Congresses, bei denen sich denn freilich herausstellte, daß man sich viel zu viel vorgenommen hatte. Tiefgreifende Thesen, die in wenigen Stunden gar nicht zu erledigen sind, waren aufgestellt, und von der karg gemessenen Zeit zweier Congreßsitzungen wurde überdies noch sehr viel durch Förmlichkeiten in Anspruch genommen. Die Hauptfrucht der Zusammenkunft lag daher nicht in den Verhandlungen, sondern im persönlichen Verkehr der Anwesenden und im Genusse der herrlichen Kunstschätze Antwerpens.

Die deutsche Künstler-Versammlung, welche zu Köln in den Tagen vom 13. bis zum 16. August tagte, war die siebente Zusammenkunft der Künstlergenossenschaft, welche seit 1856 regelmäßig alljährlich sich vereinigt hat und früher in Bingen, Stuttgart, München, Braunschweig und Düsseldorf gewesen ist. Mit der diesjährigen Versammlung war die zweite

Digitized by Google

große deutsche Ausstellung vereinigt, welche die prächtigen Räume des neuen Museums Wallraf-Richartz einnahm. Die Verhandlungen der Kunstgenossenschaft boten nicht viel Bemerkenswerthes und wurden dazu durch Mangel an parlamentarischem Wesen überwässig in die Länge gezogen. Als Ort für die Versammlung im nächsten Jahre wurde Salzburg gewählt. Die Hauptfreude der in Köln Versammelten war der Besuch der Ausstellung und der Kirchen. Die Stadt hatte die Künstler auf das Gastfreundlichste und Glänzendste aufgenommen, bewirthete dieselben auf dem Gürzenich und lud sie zu einer Fahrt nach Nolandseck ein, welche mit einer wundervollen Beleuchtung des Doms und der Rheinfeste von Köln schloß.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Madeira. Von F. von Hochstetter. — Neu-Holland in Europa. Von F. Unger. — Die Paiwen. Eine photogonomisch-kulturhistorische Skize. Von Dr. E. Reisset. — Herbert Briefwechsel mit Gleim und Nicolai. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. — An trüben Tagen. Novellen. 2 Thle. Von K. Warrenburg. — Aus meiner Mappe. Gedichte. Von Heinrich Zeise. — Das belagerte Wien. Eine Reimchronik.

* Die von der Verlagshandlung Hoffmann und Campe in Hamburg seit langer Zeit in Aussicht gestellte Gesammtausgabe der Werke von Heinrich Heine hat zu erscheinen begonnen. Den Anfang machen die Reisebilder. Die Ausgabe ist auf etwa 18 Bände zum Preise von je $^5/_6$ Thaler berechnet und soll im Laufe des nächsten Jahres vollständig vorliegen.

* Die Ausgabe der Werke des Philosophen Schelling ist mit dem soeben in den Buchhandel kommenden vierzehnten Bande beendigt. Derselbe enthält bisher noch nie veröffentlichte Dichtungen und metrische Uebersetzungen.

L. Hinaus! Dichtungen von Ringulph Eduard Wegener. Berlin, Verlag von Otto Janke. 1859. — Eine wohlthuende Frische, eine anregende, gewinnende Jugendlichkeit weht aus diesen Liedern entgegen. Leicht hingeworfen ohne salopp zu sein, muthen sie den Leser unwillkürlich an; oft überrascht die Pointe, selten oder nie läßt eins der meist kleinen Gedichte unbefriedigt, wenn auch hie und da der Schatz etwas gesucht erscheinen könnte. Am wenigsten hat und die Sage vom Mönch von Affligbem gefallen; im Ganzen aber ist es ein prächtiges Büchlein.

* Der Historiker Onno Klopp, welcher durch seine Geschichte Friedrichs des Großen und sein Urtheil über diesen Monarchen, das allen bisherigen schnurstracks entgegenläuft, Aufsehen erregt hat, läßt soeben den ersten Theil einer Geschichte Tilly's im dreißigjährigen Kriege erscheinen. Es war ihm dabei weniger um die Schilderung der Schlachten zu thun als um die Kenntniß, Erforschung und Durchdringung der moralischen Motive. Nicht bloß der General Tilly, sondern der Mensch und Christ sollte geschildert werden. Es ist jedenfalls pikant, den Verwüster von Magdeburg von dieser Seite näher kennen zu lernen.

* Handbuch der Geographie. Von H. A. Daniel. Band 3, Lieferung 4. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. — Von diesem Werke ist vor Kurzem (Nr. 26) ausführlich die Rede gewesen, und wir können und daher in Betreff des jüngsten Heftes kurz fassen, da alle Vorzüge des Buches hervorgehoben worden sind. Die Lieferung begimnt mit dem Geschichtlichen über Deutschland, schildert die alte Reichsverfassung, den Rheinbund und die Wiener Verfassungsgesetze von 1815. Der Abdruck der Grundgesetze des deutschen Bundes mit den späteren Ergänzungen ist eine erwünschte Zugabe. Der Verfasser begleitet diese Bundesacte in bekannter deutscher Gesinnung mit einigen Bemerkungen über die Einheitsidee, die bisherigen vergeblichen Kämpfe für ihre Verwirklichung und den unlauteren Beifall, den diese Kämpfe nur zu oft gehabt haben. Vortrefflich sind die Kapitel über die bisherigen materiellen Errungenschaften auf dem Wege zur Einheit, den Zollverein und das Münzwesen, ferner über den Verkehr und seine verschiedenen Aeußerungen. Sodann geht der Verfasser zur besonderen Geographie über und macht den Anfang mit den schönreichischen Provinzen. In der allgemeinen Einleitung über den Kaiserstaat und seine Regierung, in der anschaulichen, vortrefflichen Schilderung von Wien sind die allerbesten Quellen sorgfältig benutzt und die Darstellung bis auf die jüngste Zeit herabgeführt. Mit dem zehnten Kapitel beginnt die Beschreibung des Königreichs Preußen, bei welcher das Heft abbricht. Da nunmehr die größere Hälfte des dritten und letzten Bandes bereits vorliegt, so ist zu erwarten, daß in einigen Monaten das ganze Werk vollendet sein wird.

L. Junge Liebe in alten Tagen. Amerikanische Spätrosen. Von F. J. Egenter (Benedikt Dale). Stuttgart. In Commission bei Paul Neff. 1861. — Die Besprechung vorstehend genannten Büchleins hat auf sich warten lassen und hätte, aufrichtig gesagt, das noch lange können, wenn wir nicht ausdrücklich um sie gemahnt worden wären. Da es nun aber einmal sein muß, so verfehlen wir nicht, unumwunden zu gestehen, daß Derartiges uns noch nicht vorgekommen ist. Aerger ist der Pegasus lange nicht gemißhandelt worden, und das will viel sagen, denn was der auszustehen hat, davon können nur Solche mitreden, die Woche für Woche dazu verdammt sind, Sothanes anzusehen. Wir wagen gar nicht, unsern Publikum eine Blumenlese des Aehnlichen und Platzirlichen vorzulegen, die aus diesen „Spätrosen“ zusammengestellt werden könnte. Die besungene Juna mag teigend, herrlich, geistreich, Alles, Alles mag sie gewesen sein; Herr Egenter aber ist gräulich, langweilig, unausstehlich in diesen monotonen Versleien. Jeden, der daran zweifelt, bitten wir die Gedichte „Sommer“, „Flüchte“, „Mein Kältlein“, „Frauenschönheit“ und besonders „Die schöne Jugend“ zu lesen. Eingedenkend verbietet der Anstand; wir können — sonst gewiß nicht streng, — diese „Amerikanischen Spätrosen“ nur als ein Attentat auf die Poesie bezeichnen.

* Ein neuer Band der „demokratischen Studien“ von Ludwig Walesrode ist soeben durch die Verlagshandlung von Otto Meißner in Hamburg ausgegeben. Derselbe enthält zahlreiche Beiträge von namhaften Schriftstellern der Partei, von Ludwig Simon (der preußische Constitutionalismus), Arnold Ruge (der asiatische Geist in seiner Herrschaft über Europa), Moritz Hartmann (Brauchstücke revolutionärer Erinnerungen), Friedrich Kapp (die Achtundvierziger in den vereinigten Staaten), F. Lassalle (Gottheit Ephraim Lessing).

* Aus dem Verlage von Justus Perthes in Gotha ist wieder ein Ergänzungsheft der geographischen Mittheilungen von Petermann hervorgegangen, welches Karte und Memoire von Ostafrika zwischen Chartum, Sauakin und Massaua enthält. Nach den neuesten von der Heuglin'schen Expedition eingelaufenen Nachrichten aus Djeddah am rothen Meere (vom 7. Juni) hatte dieselbe die Reise von Suez nach diesem Hafen in nur drei Tagen zurückgelegt, eine Entfernung von 165 deutschen Meilen, gleichbedeutend mit der Strecke am Nil von Kairo nach Dongola (in gerader Linie). Von Djeddah gedachte die Expedition schon am 9. Juni nach Massaua überzusetzen, um von da direct nach Chartum zu gehen, welches in derselben Breite wie Massaua liegt und, wenn nöthig, von letzterem Punkte bequem in vier Wochen erreicht werden könnte. Man kann deshalb annehmen, daß sich die Expedition in diesem Augenblicke sehr wahrscheinlich auf dem Wege von Massaua nach Chartum befindet. Schon auf dieser Reise eröffnet sich derselben ein großes fruchtbares Feld für ihre Thätigkeit, da das ganze Gebiet zwischen Massaua und Chartum nur äußerst unvollkommen bekannt ist.

* In Frankfurt a. M. starb am 12. August im Alter von 73 Jahren der berühmte Kunsthistoriker und Inspector am Städel'schen Institut Johann David Passavant, bekannt durch seine „Entwürfe zu Grabdenkmälern“ und seine ausgezeichneten kunstgeschichtlichen Arbeiten. Im Leben war er wegen seines reichen Wissens, das er dreitwillig mittheilte, wegen seiner feinen Bildung und edeln Denkweise hochgeschätzt. Er war 1787 geboren und urspränglich für den Kaufmannsstand bestimmt, doch veranlaßte ihn seine Liebe zur Kunst 1810 zu einer Reise nach Paris, wo er sich für die Künstlerlaufbahn ausbildete. Dann schloß er sich in Rom der deutsch-romantischen Schule an. 1833 erschien seine „Kunstreise durch England und Belgien“, 1839 das Werk „Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi“, 1853 „die christliche Kunst in Spanien.“

* Die neuromantische musikalische Schule, als deren geistiger Leiter Franz Liszt gilt, hat in den Tagen vom 5. bis 8. August in Weimar ein Musikfest gehalten, dem auch Richard Wagner beiwohnte. Eine große Zahl von Anhängern der Partei war herbeigeeilt. Man führte die große Messe von Berthoven auf und ließ dann Werke von Liszt folgen, Prometheus und Faust. Die Urtheile über diese beiden symphonischen Dichtungen gehen so weit auseinander, daß man nicht ohne Lächeln die Berichte lesen kann. Die einen zählen den Prometheus und den Faust zu dem Höchsten, was die Musik geschaffen, und fühlt entzückt von bezaubernder Instrumentation und einem Meer von Wohlklang, die anderen meinen, so gewaltsame und übelklingende Compositionen seien eigentlich doch nicht als Kunstwerke anzusehen. Der geneigte Leser mag sich das Seinige herausnehmen.

* In Birmingham begeht man in den letzten Tagen des August eins der bekannten englischen Riesen-Musikfeste. Es kommen nicht weniger als fünf große Werke zur Aufführung, nämlich von Händel der Messias, Israel und Samson, von Beethoven die große Messe, von Mendelssohn der Elias.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℳ 12 ßr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℳ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 35. Bremen, 1. September. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Georg Friedrich Händel. Von F. Pfeyer.
Eine Reisenovelle. Von W. Bergmann.
Zur Uebersetzungs-Literatur.
Literatur und Kunst.

* Georg Friedrich Händel.

Von F. Pfeyer.

Vor Kurzem hat das Sonntagsblatt (in der Nr. 22 dieses Jahrgangs) einen Abschnitt aus dem Leben des Componisten Händel beleuchtet, die Zeit von 1720 bis 1728 nämlich, während welcher unser großer Landsmann an der Spitze der in London damals blühenden italienischen Oper stand und das goldne Zeitalter derselben herbeiführte. Heute wollen wir an der Hand des Biographen Chrysander einen weiteren Abschnitt aus Händels Leben betrachten: seine Parteistellung innerhalb der heftigen literarisch-künstlerischen Kämpfe jener Zeit und seine eigne Entwickelung durch diese Kämpfe hindurch bis zum Beginn seiner dritten und glänzendsten Periode, der großen Oratorienzeit, die 1741 mit dem Messias anhebt.

Die Akademie, die einen so großartigen Anfang genommen hatte, war durch schlechte Verwaltung, das Kabalenspiel der Sänger, die falsche Geschmacksrichtung und Entartung des Publikums im Laufe von acht Jahren so sehr heruntergekommen, daß sie in der früheren Weise nicht fortbestehen und ihre künstlerische Aufgabe nicht weiterführen konnte. Die Verderbniß der Gesellschaft war von oben nach unten gedrungen; der hohe Adel hatte die opferbereite Liebe für die höchsten geistigen Interessen, das Publikum Sinn und Begeisterung für dieselben verloren. Das Sinnliche überwog das Geistige; Jagd nach Geld, Schwärmerei für Sängerinnen, weibische Manieren der Männer, unweibliche der Frauen, Geschmack an kindischen oder fratzenhaften Dingen — das war damals an der Tagesordnung und galt für guten Ton. Am schlechtesten fuhren dabei die Poeten. Waren sie früher die verzogenen Lieblinge der Reichen gewesen, jeder Unterstützung und Auszeichnung gewiß, so fühlte man jetzt kein Bedürfniß mehr, die Poesie zu beschützen; die Dichter fand man lästig und um sie loszuwerden, stiftete man eine Kasse, aus der die Poeten befriedigt wurden, damit sie die hohen Herren nicht behelligten. In hoher Gunst stand nur die Musik, die aber nicht mehr auf die Pflege in den Palästen reicher Fürsten und Lords angewiesen, sondern an die Oeffentlichkeit getreten war. Neben der Kunst blühte — wunderlich genug — nur die Mathematik, Newton und Händel gingen bei Hof aus und ein. Die Dichter nun rächten sich für die Zurücksetzung, welche sie überall erfuhren, und griffen zum einzigen Mittel, das ihnen blieb, zur Satire und zum Epigramm, wobei sie in eine Heftigkeit und Erbitterung geriethen, die kaum von einer späteren Zeit überboten worden ist.

Die hohe Gesellschaft gab den Poeten Stoff genug zur Satire. Und so fiel denn besonders Swift über die damalige Zeit her und geißelte in seinen „Reisen Gullivers zu verschiedenen fremden Völkern“ die Thorheiten, die er in seiner eignen Nähe sah. In Liliput schwärmen die Menschen nur für Musik und Mathematik. In dieser und in vielen anderen Beziehungen geräth Swift in Uebertreibung und gänzliche Verkennung der edelsten Regungen seiner Zeit hinein. Alexander Pope griff in dem epischen Gedichte „Die Dunziade“ die unfähigen und charakterlosen, bei Hofe und beim Adel kriechenden Poeten und Schriftsteller an. Das Epos handelt vom Reiche der Dullneß, d. h. etwa der dummdreisten und frechen Geistesarmuth; die Bewohner desselben sind die Dunze, Dumm- und Flachköpfe. Den direktesten Angriff auf die Musik und die italienische Oper aber machte Gay. Er vereinigte Oper, Posse und Balladengesang und nannte das Produkt Bettler-Oper, Beggar's opera. Verspottung der italienischen Oper war der Hauptzweck; ein Bettler vereinigt sich mit einem Schauspieldirector und führt sein zusammengebettelteß und gestohlenes Werk auf; ein widerwärtigeß, wenn auch in Hogarths Weise charakteristisches Bild der Laster. In die Oper sind 69 Gesänge verflochten, die sämmtlich aus allbekannter Musik gebildet sind; da der reiche Schatz des englischen und schottischen Volksgesanges benutzt wurde, so läßt sich denken, welches Glück die Oper machte. Die erste Aufführung war am 29. Januar 1728. Es folgte noch ein zweiter Theil unter dem besonderen Titel „Polly“, worin die Scene nach den westindischen Colonieen verlegt ist. Hier war aber Gay weniger glücklich; er wurde politisch und mußte, da die Aufführung verboten wurde, das Stück drucken lassen.

Die Bettler-Oper ist ein Glied in der Kette englischer Oppositionsschriften und hat ihre literarisch-künstlerische Bedeutung. Da aber Gay wie Swift und Pope in arge Uebertreibungen und Entstellungen hineingeriethen, so schadeten sie ihrer eigenen Sache und machten ihre Waffen stumpf. Die Opponenten erreichten daher nicht das, was sie wollten; aber sie haben den guten Erfolg gehabt, daß die Angegriffenen sich zusammennahmen und bessere Wege einschlugen. Das war auch mit der Musik jener Zeit der Fall.

Die Opernakademie von 1728 war eine Reorganisation der seit 1720 bestehenden. Da die bisherige Direction die ge-

Digitized by Google

wünschte Zeichnung von 50,000 Pfd. Sterling, wodurch sie ihre Existenz retten wollte, nicht erlangen konnte, so bildete sich eine neue Akademie zur Unterstützung italienischer Opern. Man ließ den kostspieligen und pomphaften Verwaltungsrath bei Seite, erneuerte die musikalische Börse nicht, da es diesmal nicht in dem Maße wie früher auf Geldgewinn abgesehen war, und bildete eine Gesellschaft von angesehenen Männern, welche sich zu einer mehrjährigen Subscription verpflichteten, jedoch in das Engagement der Sänger und die Repertoirfragen sich nicht mischen sollten. Während der Hof und der hohe Adel die Mäcenrolle spielten, wurde die technische Leitung ganz an Händel und Heidegger übertragen. Eine wunderliche Vereinigung von zwei Männern, die sonst nichts mit einander gemein hatten. Händel ein urtüchtiger, ehrlicher Charakter, Heidegger ein verschlagener, eigennütziger, gemeiner Geschäftsmann, der Lustigmacher der feinen Gesellschaft, die er dafür ausbeutete, der häßlichste Mensch seiner Zeit. Händel faßte das Verhältniß rein geschäftlich und stellte sich mit Heidegger contractlich so fest, daß nie ein Streit entstanden ist; der Componist beschränkte sich auf das Musikalische, der Director auf das Geschäftliche. — Da man eine neue Gesellschaft haben wollte und mußte, so reiste Händel im Sommer 1728 nach Italien, wo er nicht bloß die Sänger, sondern auch Texte und Partituren studirte und in Menge heimbrachte. Die Oper wurde damals von Parpora, Binci, Pergolesi und Hasse beherrscht. Auf der Rückreise besuchte er die Vaterstadt Halle und seine Mutter. Die alte Frau war erblindet und gelähmt, hatte jedoch im Sommer 1729 einige leidliche Tage, so daß sie sich ihres berühmten Sohnes, dessen Züge sie nur noch betasten konnte, erfreute. Sie ist erst im December des folgenden Jahres gestorben. Händel hing an ihr mit großer Liebe; die Tochter seiner einzigen Schwester, Friederike Michaelsen, machte er zu seiner Haupterbin und benahm sich gegen sie und die ganze übrige Verwandtschaft mit großer Liebenswürdigkeit.

Als Händel in jenen Sommertagen von 1729 in Halle war, lud ihn Johann Sebastian Bach durch seinen Sohn Friedemann nach Leipzig ein. Leider kam die Zusammenkunft Händels mit dem gewaltigen Cantor der Thomasschule, der grade damals durch die Matthäuspassion die höchste Stufe seiner Entwickelung erstiegen hatte, nicht zu Stande. Schlechte, oberflächliche oder hämische Geschichtschreiber und Anekdotenjäger haben das benutzt, um allerlei Gerede von hochmüthigem Ausweichen Händels und absichtlicher Vernachlässigung Bachs in die Welt hineinzuschicken. Die Gründe, weßhalb er Bachs Einladung nicht annehmen konnte, waren die Krankheit der Mutter und die Beschränktheit der Zeit; denn er mußte nach ganz kurzem Aufenthalte in Halle weiter nach Hamburg und Hannover, wo er auch nur wenige Tage verweilen konnte und sich lediglich mit geschäftlichen Angelegenheiten herumschlug. Es ist sehr zu bedauern, daß die beiden großen Männer sich um jene Zeit nicht gesehen und gesprochen haben; von einer absichtlichen Hintertreibung der Zusammenkunft durch Händel kann aber nicht die Rede sein.

Die engagirte neue Gesellschaft traf im September 1729 in London ein und erregte großes Interesse. Sie erreichte im Allgemeinen nicht die frühere, hatte aber den Vorzug, daß sie einen vortrefflichen Tenoristen besaß, worüber Händel sich freute; konnte er doch nun für Männer männlich schreiben. Eine wahre Perle des Gesanges war die Primadonna Signora Strada, die aber nach der Cuzzoni und der Faustina einen schweren Stand hatte; sie war häßlich und wurde das Schweinchen genannt, doch überwand sie alle Anfeindung und errang die Gunst der Londoner. Das Repertoir wurde aus den besten und beliebtesten Werken der früheren Periode und sodann besonders aus sechs neuen Opern, welche Händel während der Jahre 1729 bis 1732 componirt hat, gebildet. Wir wollen dieselben in der Kürze durchgehen. „Lothario“ behandelt die Befreiung der vom Herzog Berengar belagerten Stadt Pavia durch den deutschen König Lothar, welcher die gerettete Königswittwe Adelaide heirathet. Die Musik ist sehr gut, theilweise ausgezeichnet, hat melodischen und geistigen Gehalt, steht aber nicht gerade in erster Reihe. Bedeutender ist „Partenope“, die Geschichte der Gründung von Neapel durch Partenope und der dabei vorgefallenen Liebschaften. Die Musik Händels ist wunderschön, mannichfaltig und glänzend; sie ist auf mehrere deutsche Bühnen übergegangen. „Poro“ behandelte die Geschichte Alexanders des Großen und des indischen Königs Porus; ein Stoff, den auch Vinci und Hasse bearbeitet haben. Die Händelsche Oper gehört zu den schönsten Werken des Meisters, weniger durch prächtige Gesänge als durch melodischen Reichthum und durch dramatische Haltung. Bewundernswerth und höchst eigenthümlich ist ein Duett zwischen Porus und Cleofide, durch feinsinnige Verflechtung der Melodieen ein seltenes und charakteristisches Kunstwerk; auch mehrere wunderbar schöne Arien zeichnen das Werk aus, welches Händel in späteren Jahren wiederholt neu bearbeitete. „Ezio“ ist der römische Feldherr Aëtius, welcher im fünften Jahrhundert nach Chr. die Weltstadt von den Hunnenhorden Attila's rettete und ihr eine kurze Frist gewährte. Obwohl die Oper zu ihrer Zeit nicht viel Glück machte, ist sie doch musikalisch zu den besten zu zählen und hat eine Reihe schöner Musikstücke; eine prächtige Bassarie ist kürzlich durch Stockhausen wieder allgemeiner bekannt geworden. „Sosarme“ behandelt einen wilden und albernen Streit zwischen einem Könige und seinem Sohne; die Oper steht hinter dem „Ezio“ zurück, hatte aber größeren Erfolg. Weit bedeutender ist „Orlando“, der sich durch Schönheit der Melodie und Kraft des charakteristischen Ausdrucks hervorthut. Die Schlußscene des zweiten Aktes ist so schön gedacht und gebaut, daß man ein modernes Opernfinale, etwa ein Weber'sches, vor sich zu haben glaubt. Auch ein neues Instrument hat Händel für diese Oper erfunden oder gebraucht, eine Solo-Bratsche, violetta marina, die für sich allein und im Verein mit dem Violoncell von ganz besonders schöner Wirkung gewesen sein soll. Solcher Violetten verwendete Händel im „Orlando“ zwei; später hat man das Instrument, das ferner Weise wohl mit der Viola d'amore verwechselt worden ist, wieder fallen lassen.

Mit dieser letzten Oper ging die Akademie bereits wieder zu Ende; theils aus äußeren, theils aus inneren Gründen. Bei dem Kampfe, welchen die italienische Oper mit ihren Gegnern zu bestehen hatte, fuhren beide Theile ziemlich schlecht. Diese Gegner tadelten mit Recht, daß die große Oper es mit ihren Texten, die zum Theil unter aller Kritik seien, nicht ernst genug nähme; aber sie selbst, indem sie eine nationale Musik schaffen wollten, zeigten sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen und schimpften mehr, als daß sie es besser machten. Da es mit der Bettler-Oper nicht recht mehr gehen wollte, versuchte man es mit dem ländlichen und pastoralen Gebiete, konnte es aber nicht zu dem verheißenen dramatisch-musikalischen Kunstwerke bringen. Der Drang zum Höheren und Besseren war wohl vorhanden, aber nicht die Schöpfungskraft. Da war es nun ein neuer Triumph für Händel, daß selbst seine Feinde bei ihm borgen mußten. Dieselben fanden zu ihrer eignen Ueberraschung, daß solche mustergültige Werke, wie sie schaffen wollten, schon vorhanden waren, neu und unübertrefflich, ja unerreichbar an Dichtung und Musik. Das waren Händels opernartig gedachte Oratorien „Acis und Galatea“ und „Esther“, welche er einst als Kapellmeister des Herzogs von Chandos zu Cannons (1717—1720) componirt hatte, die aber seitdem durch die Entwickelung der Oper in den Hintergrund gedrängt waren.

Digitized by Google

Wenn man das erste dieser Werke hervorzog und scenisch gestaltete, so hatte man ein vollgültiges Muster von der Gattung der Pastoraloper, wie man sie damals haben wollte. Nun bemächtigten sich gar zwei Gesellschaften zu gleicher Zeit der Serenata »Acis und Galatea«, indem man das Werk wie eine Oper mit theatralischer Action, Maschinen und Decorationen aufführte. Sofort griff nun aber auch Händel selbst zu seiner Schöpfung, die er von Anderen nicht mißbrauchen lassen wollte, und führte sie auf seiner eignen Bühne auf, mit dem Unterschiede jedoch, daß er sie nicht als Spieloper darstellte, sondern nur bei scenischer Ausstattung singen ließ. Dabei kam freilich künstlerisch nicht viel heraus, da der eine italienisch, der andere englisch sang, allein Händel blieb doch Herr der Sache und konnte dieselbe nach seinem Willen gestalten. Er behielt die musikalische Herrschaft in der Hand und machte es ebenso nun auch mit der »Esther«, indem er gleichzeitig das zur Feier des Friedens von Utrecht im Jahre 1713 componirte Te Deum abermals zur Aufführung brachte. Auch bei der »Esther« beschränkte er sich auf eine zum Gegenstande passende Ausschmückung der Bühne und setzte es durch, daß alle Mitwirkende englisch sangen. Der Erfolg, den diese Werke bei ihrer Wiederbelebung fanden, spornte ihn zu neuen Schöpfungen auf diesem Gebiete an, und so entstand 1733 die »Debora«, deren Text dem bekannten Abschnitt im Buche der Richter entlehnt war. Gleich im prachtvollen achtstimmigen Anfangschor »Unsterblicher« kündigte sich die Gewalt seines Geistes herrlich an. Der Chor überwiegt überhaupt in der »Debora« und drängt das Individuelle mehr als gut und billig in den Hintergrund; besonders sind die weiblichen Gestalten unbestimmt und oberflächlich gehalten, während sie doch grade hier bedeutsam und fest hervortreten müßten. In der Behandlung des Chors zeigt sich dagegen allerdings eine bisher von Händel nicht erreichte Vollendung des oratorischen Baus.

Um diese Zeit lud die Universität Oxford den Meister ein, zu ihrer Jahresfeier 1733 ein neues Werk zu componiren; bei dieser Gelegenheit sollte er dann Ehrendoctor werden, woraus übrigens nichts geworden ist, da Händel die etwas zweifelhafte Ehre ablehnte. Er schuf für diese Gelegenheit seine »Athalia«, zu welcher der Text nach der bekannten Tragödie von Racine verfaßt wurde. Auch »Athalia« leidet an dem ungelösten Dualismus des Chors und des Individuums, welches letzte vernachlässigt ist, so daß in dieser Hinsicht das Werk hinter Acis und Galatea, Saul und Herakles zurückbleibt. Dagegen ist es dankbarer und harmonischer als Debora. Es hatte in Oxford großen Erfolg — der ersten Aufführung wohnten 3700 Personen bei — und wurde bald darauf von Händel dem größten Theile nach zu einem Festspiele benutzt, welches er 1734 für die Hochzeitsfeier der Prinzeß Anna mit dem Prinzen von Oranien unter dem Titel »Parnasso in Festa« componirte. Der Gegenstand ist die Verbindung von Thetis und Peleus durch Apoll und die Musen; die Anwendung desselben auf die betreffende Verbindung war wunderlich genug. Die Prinzeß Anna sollte, wie die Geschichtskundigen sich erinnern, Friedrichs des Großen Gattin, ihr Bruder Georg der Gemahl der bekannten Prinzeß Wilhelmine, der späteren Fürstin von Bayreuth, werden. An der Engherzigkeit und dem Zerwürfniß der Könige von England und Preußen scheiterte dieser Plan, der sehr folgenreich geworden sein würde, und Anna mußte den Prinzen von Oranien heirathen.

Wir sagten oben, die Opernakademie Händels und Heideggers sei im Jahre 1733 aus inneren und äußeren Gründen zu Ende gegangen. Von den inneren Gründen ist ausführlich die Rede gewesen; mit den äußeren verhielt es sich folgendermaßen. Der seit Jahren unter Händel engagirte Sänger Senesino hatte sich, verstimmt über des Meisters strenges Regiment und aufgehetzt von dessen Feinden, entschlossen, eine eigene, echt italienische Opernakademie zu gründen, wobei auf die Sängerin Cuzzoni, die Rivalin der Faustina, gerechnet wurde. Händels Gegner boten alle Mittel auf, eine glänzende Subscription kam zu Stande, der Reiz des Neuen und die Streitsucht vereinigten sich, und das Händelsche Personal verließ ihn zum größesten Theil. Die Oppositions-Akademie eröffnete ihre Saison am 29. December 1733 unter der besonderen Protection des Prinzen von Wales. Händel war aber keineswegs gesonnen, seine Sache aufzugeben. Er ging im Sommer 1733 schon abermals nach Italien, engagirte bedeutende Gesangskräfte für eine Akademie, die er auf eigne Gefahr leiten wollte, und kam gar seinen Gegnern zuvor, indem er schon am 30. October 1733 sein Theater eröffnete. Am 26. Januar des folgenden Jahres brachte er bereits eine neue Oper, die »Ariadne«, auf die Bühne. Sie zeichnet sich namentlich durch sorgfältige und feine Verwebung des Gesanges mit der Begleitung aus und ist besonders im ersten Akte von wundervoller Melodik. Im Jahre 1734 folgte die nach Ariosts »rasendem Roland« bearbeitete Oper »Ariodante«, welche die Ariadne durch Einheit der Handlung übertrifft, an Feinheit und Reiz der Melodie und Behandlung ihr gleichsteht. Beide werden überboten durch die 1735 componirte »Alcina«, die auch dem großen Epos Ariosts entnommen ist; sie glänzt nicht nur durch reizende Gesangsweisen, sondern auch durch Kraft der dramatischen Leidenschaft. Ihre Aufführung bezeichnet wieder einen Höhepunkt der Akademie Händels, der um jene Zeit für manche Kränkungen und Verluste durch die Gunst des Publikums entschädigt wurde und auch seine Oratorien wieder vorführte, auch Orgelconcerte mit großem Erfolge gab. Die Concurrenz aber gegen die feindliche Oper war sehr schwierig, denn derselben gehörte damals der gefeierte Sänger Farinelli an, welcher der seinen Welt Londons den Kopf verrückte. Er war gegen 30 Jahre alt, stand auf der Höhe seines Rufes und war »die regierende Tollheit der Saison.« Händel hatte bedeutende pekuniäre Verluste und konnte im Jahre 1736 nur für einige Wochen theatralische Vorstellungen geben. Damals componirte er die Oper »Atalanta«, ein Gelegenheitswerk für die Vermählung des Prinzen von Wales mit der Prinzeß Auguste von Gotha. Die junge Fürstin faßte lebhaftes Interesse für Händel, der nun den Muth zu neuen Unternehmungen fand. Er componirte in fünf Monaten nicht weniger als drei Opern, »Justin«, »Armin« und »Berenice«; eine bewundernswürdige, aber beängstigende Thätigkeit, der eine gefährliche Reaction folgen mußte. Rheumatismus und Gicht hatten längst in seinem Körper gewühlt und führten nun im Bunde mit ewiger Aufregung und stetem Verdruß einen trostlosen Zustand herbei. Die rechte Hand war gelähmt, seine Geisteskräfte furchtbar angespannt und der Zerrüttung nahe. Er war außer Stande, seine Unternehmung weiter zu führen, und gab dieselbe am 1. Juni 1737 auf, während gleichzeitig allerdings auch die Gegenoper hatte aufhören müssen. Die Theater wurden unter Aufsicht gestellt.

Händel, welcher mitten unter seinen Opernkämpfen das »Alexanderfest« geschaffen hatte, von dem kürzlich die Rede war, mußte jetzt etwas für die Herstellung seiner Gesundheit thun. Er versank oft in ein starres, verzweifelndes Hinbrüten und Grübeln, war zu entscheidenden Schritten und Kuren nicht zu bringen, mußte halbwegs wie ein Kind behandelt werden. Endlich ließ er sich 1737 bewegen, die Schwitzbäder in Aachen zu gebrauchen. Kaum hatte er deren treffliche Erfolge verspürt, so trieb er's in seiner Manier, schwitzte dreimal so lange, als ordnungsmäßig war, und länger, als je ein Mensch in Aachen geschwitzt hatte. Wie bei ihm Alles gewaltsam und stürmisch zuging, so errang er im Sturm seine Gesundheit wieder und dankte dem Schöpfer

Digitized by Google

durch Orgelspiel mit seiner wieder erstarkten Hand. Im November war er in London und componirte sofort ein Begräbniß-Anthem für die in jenem Monat gestorbene Königin Caroline, ein sehr schönes Werk, das in anderthalb Wochen fertig wurde.

Mittlerweile hatte Heidegger aus den Trümmern der beiden Opernakademieen eine neue geschaffen. Händel ließ sich aus Rücksicht auf seine zerrütteten Finanzen bewegen, für Heidegger Opern zu schreiben. So entstanden „Faramund“ und „Xerxes“ rasch einander, während er von seinen Gläubigern hart gedrängt wurde; in den beiden folgenden Jahren „Jupiter in Argos“, „Imeneo“ und „Deidamia.“ Alle diese Opern sind in der Hast componirt, zum Theil aus früheren Werken zusammengestellt. „Deidamia“ war das letzte. Werk dieser Gattung aus Händels Feder. Er verließ nun die Bahn, auf welcher er zwanzig Jahre lang gewandelt war und eine Herrscherstellung eingenommen hatte *); denn mit den Opern, welche er von 1720 componirt hat, steht er weniger tonangebend und gebietend da. Händel hat diese Bahn nicht weiter verfolgt; es war für ihn nicht die höchste Aufgabe. In dieser Richtung Reformator zu werden. Das ward später bekanntlich Gluck, der dreißig Jahre nach jener Zeit die ganze Gattung umformte und neu schuf. Händel ging, nachdem er die Oper aufgegeben hatte, zum Oratorium über und eröffnete mit dem Messias 1741 die dritte und größeste Periode seines Lebens und Wirkens.

* Eine Reisenovelle.

Von W. Bergmann.

8. Roeskilde.

Als Arwed und seine Schwester sich entfernt hatten, rüsteten wir uns zur Fahrt nach Roeskilde. Wir fuhren durch die Oestergade, passirten das Westerthor, kreuzten den Festungsgraben auf einer Brücke, ließen den Lustgarten Tivoli zur Linken und erreichten bald die Skydebane, d. h. den Südbahnhof. Er liegt hoch und wird auf einer breiten Steintreppe erstiegen. Der Zug hält zwischen Kopenhagen und Roeskilde an fünf Stationen. Auf der dritten, Kjöbeveien, war der Zudrang so bedeutend, daß noch ein Wagen angehängt werden mußte. Die Bahn wird mit der Zeit bis Corsör, Fünen gegenüber, verlängert werden. Das Wetter war schön. Durch eine fruchtbare, theils hügelige, theils ebene Gegend zieht sich die Bahn zwischen Wiesen, Weiden, Saatfeldern und Dorfschaften hindurch. Die Häuser der letzten sind niedrig und fast durchgehends mit Stroh gedeckt. Pferde und Kühe, die letzteren von kleiner Statur, weideten hirtenlos, denn an ihren Hälsen war ein starker Stab und an diesem ein Tau befestigt, welches um einen in den Boden geschlagenen Pflock geschlungen war.

Ich hatte schon öfter unterwegs bemerkt, daß, obgleich die Ernte noch nicht beendigt war, Landleute unthätig entweder in den Feldern umherschlenderten oder schwatzend und schlafend auf dem Rasen lagerten oder die Mäher alle Augenblicke ihr Geschäft unterbrachen, um längere Zeit umher zu gaffen, und theilte einem Dänen neben mir meine Bemerkungen darüber mit. „O das ist die seeländische Krankheit unserer Bonden und Husmände-, sagte er lächelnd. Als ich um nähere Aufklärung bat, setzte er hinzu: „Das seeländische Landvolk ist, ausgenommen in der presssanten Zeit, d. h. in der Gerstenernte, sehr träge und liegt lieber auf der Loibank oder wandert, da es viel Sinn für Naturschönheit besitzt, müßig umher. Ich glaube, der Grund liegt wohl mit darin, daß sie dreimal des Tages warm essen und zu viele Fleischspeisen erhalten. Vielleicht würden sie thätiger, wenn sie mehr „auf Gras“ gingen, wie unser Bauer von denen sagt, welche sich vorzugsweise von Gemüsen nähren. Mein Herrengaard (der Angeredete war Edelhofsbesitzer) hat auch von dieser seeländischen Krankheit viel zu leiden. Dazu reißt unter den Bonden jetzt ein großer Luxus ein. Sie halten ihren Töchtern nicht selten Gouvernanten, und jene kleiden sich wie die Städterinnen, und wenn sie nicht ihre goldbordirten Hauben noch trügen, so würden sie kaum von jenen zu unterscheiden sein. Dieses Großthun wird selbstverständlich zu einer Epidemie, von der auch die dienenden Klassen ergriffen werden.“

Nach Verlauf einer Stunde erblickten wir den alten ehrwürdigen Dom Roeskildes vor uns. Wir begaben uns in das nächste Hotel, um Erkundigungen über die Wohnung der Etatsräthin einzuziehen. Sie war, wie wir erfuhren, vor einigen Tagen mit ihrer Tochter nach Corsör gereist, wurde aber Abends zurückerwartet. Wir beschlossen nun den Nachmittag zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt zu benutzen. Unser erster Gang galt dem Dome, dem größten und schönsten aller dänischen Gotteshäuser. Dieses königliche Mausoleum ist von Quadern erbaut und bildet ein längliches Viereck, welchem in symmetrischer Ordnung vier Nebenflügel angebaut sind. Diese Nebenflügel oder Hallen befinden sich auf beiden Seiten der Kirche. Das Licht fällt durch hohe helle Fenster hinein. Sie liegen nur zwei Steinstufen höher als das Schiff und sind von demselben durch luftige Eisengitter getrennt. Durch dieselben sieht man auf ebenem Quadersteinboden die frei und besonnt stehenden, zum Theile mit Kronen, Kränzen und goldgestickten Sammetdecken reich verzierten Särge dänischer Könige. Einige stehen der Gemeine so nahe, daß man sie mit einem Stocke fast berühren kann. Sie ruhen, möchte man sagen, unter ihrem Volke, während in den meisten Ländern die Leichen gekrönter Häupter dem Anblicke und selbst der Nähe des Volks entzogen werden. Diese todestreue Volksfreundlichkeit, der es behaglich erscheint, von dem Odem und den Gesängen der betenden Gemeine umweht und umtönt zu werden, gefiel mir so sehr, daß ich die folgenden Gedenkverse niederschrieb:

Im Sonnenstrahl, der durch die Hallen zittert,
Fliegt auf und ab der Kön'ge Staub;
Auf Sammetdecken, fahl und halb verwittert,
Liegt er verstreut, wie welkes Laub.

Durch luft'ge Gitter nur getrennt vom Dome,
Worin die Schaar der Beter kniet,
Wird er von ihr geathmet mit dem Strome,
Der klingend aus der Orgel zieht.

Hier geh'n die Kön'ge durch der Beiter Lungen,
Wie Hamlet sprach in Helsingör.
Wie oft hat's hier im Liedesbauch geklungen:
Staub sind die Kön'ge und nicht mehr.

Hier mengen unter Lebenden die Todten,
Die einst mit einem Zug' gebannt
Viel hundert Leben. Ihrer Herrschaft Boten
Sind Staub nun auf des Volkes Hand.

Und sei'n sie Staub, — hat Lieb' ihn einst durchdrungen
Und schlug in ihm für's Volk ein Herz,
Dann strömt' als Dankeswirbrauch von den Zungen
Mit jedem Lied' er himmelwärts.

*) Wir wollen hier der Vollständigkeit wegen die Titel der 31 Opern noch einmal zusammenstellen, welche Händel in der Zeit von 1720 bis 1740 componirt hat. Es sind die folgenden: Muzius Scävola, Floridante, Otto, Flavio, Julius Cäsar, Tamerlan, Rodelinda, Scipio, Alexander, Admet, Richard I., Siroe, Ptolemäus, Lothar, Partenope, Porus, Ariius, Sofarme, Orlando, Ariadne, Aeiodante, Alcina, Anaante, Justin, Arwin, Berenice; Faramunb, Xerxes, Jupiter in Argos, Imeneo, Deidamia. Rechnen wir dazu die Werke dieser Gattung, die vor 1720 entstanden sind, nämlich: Almira, Nero, Florinda, Daphne, Rodrigo, Agrippina, Rinald, der treue Schäfer, Theseus, Sulla, Amadis, so ergiebt sich, daß die Gesammtzahl der von Händel in dem Zeitraum von 1705 bis 1740 componirten Opern sich auf 42 beläuft.

Digitized by Google

Die Rückwände dieser Leichenhallen schmücken hin und wieder Marmordenkmäler mit lebensgroßen Statuen. Von besonderer Schönheit ist das dem Gedächtnisse Christians VIII. gewidmete. Die Leichen der Könige früherer Jahrhunderte wurden in Gewölben im Boden des Schiffes versenkt, und ihre wappen- und schriftreichen, theilweise verschlissenen Leichensteine liegen im breiten Hauptgange des Schiffs, wo sie den Fußboden bilden. Die Kirche selbst mit ihrer im Spitzbogenstile gewölbten Decke ist reich an Gold- und Farbenschmuck, der aber durch seine Ueberladung, Farbenverschwendung und Künstelei den Eindruck schwächt. Orgel und Kanzel leuchten in den grellsten Farben und sind mit unschönen, das Auge fast verwirrenden Schnitzwerken bedeckt. In kleinen Nischen umreihen die Kanzel die Holzstatuetten der Evangelisten. Auf der innern Fläche des Schalldeckels steht in einer Strahlenglorie das Auge Gottes. Rechts hinter dem Kanzelpulte ist an einer Säule ein messingener Armleuchter angebracht, dessen Lichter bei Abendgottesdiensten angezündet werden. Der Altar ist vom Schiffe sowohl durch erhöhte Lage als auch durch ein messingenes Gitter getrennt. Die frei stehende Altarwand bildet eine große längliche vergoldete, aus 14 kleinern in sich abgeschlossenen Reliefs bestehende Tafel. Die Reliefs enthalten theilweise Darstellungen aus der Leidensgeschichte. Die Wand hinter dem Altare bildet eine Halbrotunde, welche zugleich als Sakristei dient.

Wir verließen den Dom, um auf einem Umwege zum Meerbusen die dem Grafen Dieckring Holmfeldt gehörige Badeanstalt zu besuchen. Roeskilde, der älteste Bischofssitz der Insel und bis 1443 Residenz, liegt an einem sanften Abhange, der sich allmälig an's Ufer des Busens fortzieht. Die Aussicht auf denselben ist sehr schön. In ruhiger Bläue breitet sich das Gewässer vor uns aus, bis es mit dem Horizonte verschwimmt. Es gleicht wegen seiner Ruhe eher einem Binnensee als einem Meerbusen. In solchem stillen Wasser treiben die Seepflanzen mit einer Ueppigkeit, die in Erstaunen setzt, und sie werden bei heftigeren Stürmen so reichlich an den Strand geworfen, daß sie Anhöhen bilden und im verwesten Zustande die Stelle des Düngers vertreten. Die Ufer sind ein sanftgeschwungenes Hügelland, welches zur Rechten größtentheils offen, zur Linken aber bewaldet erscheint. In diesen Waldungen liegt anmuthig das königliche Jagdschloß Jägerpriess, dessen nahe Gasthäuser und Anlagen die Bevölkerung der Hauptstadt fleißig besucht, besonders seitdem durch eine Schienenbahn und Dampfschifffahrt der Besuch erleichtert worden ist. Der schöne Meerbusen oder Fiord streckt drei Arme von sich, den Hollbecker, Roeskilder und den größten, den Iseford. Ein gutgebneter Hohlweg führt vom See aufwärts zur Badeanstalt, einem stattlichen, im modernen Stile erbauten, von zwei stumpfen Thürmen flankirten Gebäude. Um eine klare, dem Sande stark entsprudelnde Quelle ist im Innern eine zehn Fuß hohe runde Quadersteinmauer so aufgeführt, daß sie ein mit Eisengeländern geschütztes Bassin bildet. Die Rückwände der Halle, welche wieder dieses Bassin umschließt, sind mit Oelgemälden geschmückt. An diese Halle stoßen zwei lange Korridore, die beide innere Seiten des Gebäudes entlang führen und deren eine Wand mit Oelgemälden alter Meister bedeckt ist, während die andere durch eine Reihe nummerirter Thüren unterbrochen ist, welche zu Badezimmern führen. Ganz in der Nähe sprudelt aus einer Felswand silberklares Wasser, welches von Knaben in Gläsern feilgeboten wird.

Da sich die Sonne stark dem Untergange näherte, kehrten wir zur Stadt zurück. Am Rathhause, dem ältesten, aber unschönen Gebäude der Stadt, das ein breites thurmartiges aufgemauertes Viereck bildet, steht durch die Signatur eines C. IV. das Gedächtniß des bekannten einäugigen Seekönigs Christians IV. verewigt.

Die Etatsräthin, die vor einer halben Stunde bereits angelangt war, empfing uns freundlich. Nach den ersten Begrüßungen bemerkte ich in den Zügen des Barons eine gewisse Verlegenheit, die anzudeuten schien, daß er darüber nachdachte, wie er die Unterredung, ohne indiskret erscheinen zu müssen, auf den Punkt führen solle, welchen aufgeklärt zu sehen seine Neugier ihm kaum Zeit ließ.

„Wenn ich nicht irre, hatte ich vor sieben Jahren das Vergnügen, Sie in Pyrmont kennen zu lernen", begann er. „In der That, als ich Sie damals so allein, nur in Begleitung einer Dienerin sah, wünschte ich mir Glück, daß es mir vergönnt wurde, Ihre Einsamkeit in etwas mildern zu können."

„Sehr verbunden, Herr Baron. Leider ließen Sie mich jedoch dieses Glück sehr selten genießen, da der Roulettisch Sie allzu sehr fesselte."

Er verbeugte sich, statt irgend eine Entschuldigung vorzubringen, und, seinem Thema näher rückend, sagte er: „Fast muß ich glauben, daß Sie die Einsamkeit lieben, da Sie, obschon allein stehend, statt in der lebhaften und genußreichen Hauptstadt, in dem stillen Roeskilde Ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben."

„Ich stehe doch nicht so allein, wie Sie glauben, denn ich habe eine Tochter, das heißt, setzte sie zögernd hinzu: Warum sollte ich es Ihnen verhehlen? — eine Adoptivtochter."

Der Baron sah mich an, als wollte er sagen: „Nun gilt's!"

Die Räthin hatte sich der Thür eines Nebenzimmers zugewandt und rief: „Liebe Ottilie!" Eine jugendliche Gestalt, das täuschende Nachbild jener jungen Dame vom Dampfschiffe, trat ins Zimmer und verneigte sich in lieblicher Unbefangenheit vor uns. Die Räthin stellte uns ihr vor. Ich sah den Baron stutzen und erröthen. Er näherte sich der jungen Dame rasch, und ich benutzte, um ihm zur Unterhaltung Zeit zu lassen, den Augenblick und versuchte die Räthin durch allerlei Fragen zu fesseln. Nach einigen Minuten schon trat der Baron zu uns. Die Räthin nöthigte uns, Platz zu nehmen, und lud uns zum Thee ein. Die junge Dame entfernte sich.

„Liebe Frau Räthin", sagte der Baron, „mein Freund hat Ihnen bereits über die frappirende Aehnlichkeit Ihrer Tochter mit einer jungen Dame, der Gouvernante beim Grafen Ahlefeldt, Mittheilungen gemacht, und auch ich kann Ihnen nun mein Erstaunen über ein so seltsames Spiel der Natur nicht verbergen. Indeß, setzte er, zu mir sich wendend, hinzu, habe ich doch bei genauer Prüfung sowohl in der Stimme als in den Zügen des Fräuleins v. W. ein, wenn gleich schwaches Merkmal der Unterscheidung von jener Dame gefunden."

„Gestatten Sie mir eine Frage", sagte die Räthin. „Kennen Sie jene Dame genauer, welche nun schon zum zweiten Male in so auffallender Weise den Gegenstand unserer Unterhaltung abgeben hat?"

Der Baron theilte ihr in dieser Beziehung das Wenige mit, was er mir auf dem Wege von Charlottenlund gesagt hatte. „Aus München", sagte die Räthin und sah nachsinnend vor sich hin. „Seltsames Zusammentreffen!" — „Was meinen Sie", fragte der Baron. — „Wissen Sie, wie sich jene Dame nennt?" — „Allerdings, Margarethe E." — „Noch seltsamer. Meine Tochter ist eine geborne E., in München erzogen und auch ihrer Mutter beraubt, ehe sie dieselbe kannte. Auch das Uebrige trifft zu." — „So sind beide Damen" — rief der Baron lebhaft — „Sie meinen, Schwestern", unterbrach ihn die Räthin. „Aber beide wissen nichts von einander und müßten wunderbare Schicksale erfahren haben."

Ottilie trat wieder ein, und unwillkürlich wandten wir Alle uns zu ihr. Der Baron sprang auf und ergriff die Hand der ihn erstaunt Ansehenden. „Sie haben eine Schwester!" — „Sie

Digitized by Google

irren sich, Herr Baron«, erwiderte sie mit einem fragenden Blicke auf die Räthin. Diese erhob sich: »Lassen wir die Angelegenheit heute beruhen. Ich werde von der Verwandten meiner Tochter in München Erkundigungen einziehen und zugleich demnächst jene Dame in Langeland unter Mittheilung des von Ihnen Vernommenen zu einem persönlichen Besuche vermögen. Sind Sie damit einverstanden?«

Der Baron mußte ihrem Vorschlage beipflichten. Unsere Unterhaltung war nun eine sn so belebtere, als der Baron durch den Anblick des Ebenbildes seiner Geliebten mehr und mehr in eine aufgeweckte Stimmung gerieth und im Laufe des Gespräches interessante Mittheilungen über seine Reisen gab. Es war schon spät, als wir uns verabschiedeten, um im Hotel zu übernachten.

* Zur Uebersetzungs-Literatur.

Literarische Albernheiten und Ungeheuerlichkeiten, die unter jeder Kritik sind, haben an sich kein Recht, in einem anständigen Blatt besprochen zu werden. Aber es giebt in jeder Gattung ein Extrem, dessen kolossale Höhe über die mittleren Nebelregionen der Langenweile und des Ekels hinausragt und durch die staunenswerthen Dimensionen, welche in ihm die Verkehrtheit erreicht, sich Beachtung erzwingt. Von scenischen Darstellungen ist die Wendung bereits sprüchwörtlich geworden: »Die Aufführung war nicht schlecht genug um amüsant zu sein.« Einen ähnlichen Vorwurf kann man der uns vorliegenden Doppelprobe der Homer-Uebersetzung eines Herrn Rinne in Halberstadt*) nicht machen. Als belehrender und unterhaltender Beitrag zur Geschichte menschlicher Verirrungen mögen ein Paar Bruchstücke daraus hier Platz finden. Gestattete es der Raum, so gäben wir gern auch das ganze Vorwort in extenso. Denn es ist dies ein wahres Cabinetstück schriftstellerischer Eitelkeit, die sich zwar in den Mantel süßlicher Demuth hüllt, aber vor Freude über sich selbst so zappelt und strampelt, daß sie mit beiden Füßen die dürftige Decke abwirft. Aber man sehe sich nur folgende Klaue an, und man wird gewahren, daß sie keinem Löwen gehört.

»Ich verlieg«, sagt der Verfasser, »den zwar breitgetreterenen und daher sehr leichten, obschon für ewige Zeiten äußerst holprigen Weg der peinlichen und kleinlichen, engherzigen und kurzsichtigen hexametrischen Uebersetzungsweise und schlug in jugendlicher Begeisterung ohne eine Abrechnung zwischen der Schwierigkeit des Unternehmens und der Geringfügigkeit meiner Kräfte allzu ängstlich anzustellen, einen ganz neuen, äußerst schwierigen und daher sehr müßigen Weg ein. Die, meine kühnsten Erwartungen übertreffende, nachsichtsvolle, freundliche Aufnahme, welche meine Homer-Bemühungen — (Odyssee in Stanzen. Leipzig, Jul. Wunder. 1839. Erster Gesang der Ilias. Halberstadt 1852) — von Seiten hoher und höchster (!) Autoritäten fanden, hat nun zwar meinem Muth gekräftigt und zu neuen Anstrengungen angestachelt, aber mich keineswegs über die Schwächen und Mängel derselben in thörichter Eitelkeit verblendet. — Die Schwierigkeit dieser Uebertragungsweise ist und bleibt unendlich groß, meine Kraft und mein Talent aber, so sehr dasselbe auch von Freundlichgesinnten gerühmt, ja angestaunt worden ist- (dazu wird der Leser dieser Blätter sofort auch Gelegenheit haben) -steht meines Erachtens zu dem Unternehmen nur so weniger in dem richtigen Verhältniß, als mir die zu einer solchen Arbeit unumgänglich nöthige zusammenhängende Muße fast gänzlich fehlt. Dessen ungeachtet liegen die ersten sechs Gesänge, in Stanzen umgegossen vor. Einzelne Freundesstimmen meinen, in dieser Uebersetzung erst den lieblichen Homer wiederzuerkennen- u. s. w.

Unter den Gründen, die ihn zum Aufgeben des breitgetretenen Hexameter-Wegs veranlaßt haben, führt Herr Rinne auch einen an, der auf einer völlig neuen, der Philologie bisher verborgen gebliebenen Entdeckung beruht: »daß wir nämlich durch jenen Dreh die zahllosen Assonanzen, Alliterationen und Reime (!) der homerischen Sprache nicht wieder geben könnten.« Die Krone aber setzt er seinem albernen Dünkel auf durch die Art, wie er nicht nur von seinen Vorgängern, denen er die Schuhriemen zu lösen nicht würdig ist, sondern auch von seiner eignen Muttersprache redet.

Er behandelt nicht nur J. H. Voß, sondern auch die deutsche Sprache (und dies letztere ist wirklich noch nicht dagewesen) mit mitleidvoller Verachtung. Während er von des ersteren Versen sagt, daß sie dem »Geklapper und Rumpeln eines über einen Knüppeldamm (sic) hinrasselnden handfesten Wagens« glichen, wirft er ihm gleichzeitig das Almosen des halbironischen Prädicates: »der wackere Voß« hin. Und in derselben Weise ereifert er sich über »unsre schwerfällige, langsylbige (!) eintönige konsonantenreiche, für grammatische Neubildungen abgeeignete deutsche Rede«, versichert dann aber bescheidentlich, daß durch seine (Herrn Rinne's) Einführung der italienischen Ottave rime allein die Möglichkeit geboten sei, »die klanglose Härte unserer theuern lieben Muttersprache zu mildern.«

Nun diese theuere liebe Muttersprache hat wohl noch nie einen Rothhüchtiger der Musen und des Homer eclatanter bestraft als diesen Herrn Rinne. Er giebt zur beliebigen Auswahl die Uebersetzung einmal in Ottaven und sodann in der sogenannten Nibelungenstrophe, die aber keine Nibelungenstrophe ist. Wir wählen als Probe (es ist eigentlich ein Sacrilegium an Homer) das Zusammentreffen zwischen Glaukos und Diomedes. Damit der Leser aber den Unsinn, die Gewaltthaten und Reimfixkereien Herrn Rinne's verstehe und übersehe, schicken wir eine Uebersetzung nach Art des »wackern Voß« voran.

Glaukos, Hippolochos' Sproß und Tydeus' Sohn, Diomedes,
Traten darauf in die Mitte der Reihn, kampfsuftigen Muthes.
Und als vorwärtsschreitend sie nah' einander begegnet,
Sprach zuerst zu dem Andern der Ausst im Streit Diomedes:
»Trefflichster Mann, wer bist du vom sterblichen Menschengeschlechte?
Denn nie sah' ich im Kampf, im Ruhmesgefilde der Männer
Dich bisher; doch jetzt trittst weit vor allen den andern
Kühn du hervor und harrest des fernhin schattenden Speeres.
Der ist ein Unglücksfind, der meiner Gewalt in den Weg tritt.
Bist du jedoch ein unsterblicher Gott, der vom Himmel herabkam:
Nun, so möcht' ich nicht gern mit den himmlischen Göttern mich messen.
Denn auch Dryas' Sohn, der gewaltige Held Lykoorgos,
Lebte nicht lange nachdem er die himmlischen Götter bekämpfte,
Er, der die Ammen des rasenden Gott's Dionysos verfolgte
Rings durch Nysa's heiligen Wald; das geweihete Rüstzeug
Warfen zur Erde sie all gesammt, da der Mörder Lykurgos
Mit Stiergeißeln sie hieb; Dionysos aber im Schrecken
Taucht' in die Woge der See, wo den Zitternden Thetis an ihrem
Busen umfing; arg bebte der Gott bei dem Toben des Mannes.
Doch dem zürnten hernach die leicht hinlebenden Götter;
Ja, ihn schlug der Kronide mit Blindheit; lange verweilt' er
Hier auch nicht, da er allen unsterblichen Göttern verhaßt war.
Drum möcht' ich auch nicht mit den seligen Göttern mich messen.
Bin du der Sterblichen einer jedoch, die die Früchte des Feldes
Speisen, so komm, daß frachs in dem Verderben du eilest.«

Ihm antwortete drauf des Hippolochos glänzender Sprößling:
»Tydeus' tapferer Sohn, was fragst du nach meinem Geschlechte?
So wie die Blätter im Wald, so sind die Geschlechter der Menschen:
Sturmwind fegt zu Boden das Laub; doch der sprossende Wald zeugt
Neues in Fülle dafür, wenn des Frühlings Lage sich nahen.
Also sprosset der Menschen Geschlecht und also vergeht es.
Aber begehrst du auch dies zu wissen: damit du genau denn
Kennest mein ganzes Geschlecht, das vielen der Menschen bekannt ist:
Ephyra heißt man die Stadt in des rosenathmenden Argos
Innerster Bucht, wo Sisyphos lebte, der schlaute der Menschen;
Sisyphos, Aeolos' Sohn; er selber erzeugte den Glaukos,
Glaukos wieder erzeugt den trefflichen Bellerophontes,
Welchem die Himmlischen Schönheit sieh und blühende Mannheit- u. s. w.

Dies metscht Herr Rinne in folgender Weise voll:

I.

Da trafen sich inmitten beider Schaaren
Glaukos, Hippolochos' Sohn, und Diomed:
Und als sie schon einander nahe waren,
Des Tydeus Sohn den Glaukos so angeht:
»Wer bist du, Bester! Kannt' ich doch gewahren
Dich früher nie im Kampf, der Männern steht:
Nun aber jetzt bist weit du vorgegangen
Entgegen meinem Speere ohne Bangen!«

*) Homer's Ilias. In Stanzen und zugleich in freien Nibelungenstrophen übersetzt von Ferdinand Rinne. Halberstadt. 1860. Druck von Dölle und Söhnen.

Digitized by Google

„Doch Unglückskinder nahn nur meiner Stärke.
Bist du ein Gott, der her von Himmel kam:
Mit Himmlischen zu kämpfen, wiss' und merke,
Mit Göttern hege Ich, ja ich wohl Scham!
Denn daß versucht mit Göttern Kampfesmerke,
Nicht mal Lykurg, dem mächtigen, wohlbekam,
Der scheuchte einst von Rosenen von hinnen
Des tollen Dionysos Pflegerinnen."

„Die Thyrsosstäbe Alle niederstecken,
Da sie des Dryas Sohn, Lykurgos, schlug,
Der Mordesvolle, mit dem Ochsenstecken.
Bestürzt ins Meer hinab in raschem Zug
Tauchte Dionysos; Thetis ließ versteckten
Den Bangen; denn er hatte Angst genug.
Darob die Götter leichtes Lebens grollten
Und den Lykurgos blind dann machten sollten."

„Auch nicht mal leben durft' er dann mehr lange,
Weil allen Göttern er verhaßt gar sehr.
Drum ist es Mir vor Kampf mit Göttern bange.
Doch wenn du bist der Sterblichen Erwer,
In dessen Mund der Erde Frucht gelange:
Heran, daß dann dich treffe dein Stündlein schwer!" —
Hippolochos' hehren Sohn will drauf ihm sagen:
„O kühner Tydeussohn, wozu dein Fragen?"

„Ist doch der Menschen wie der Blätter Sprossen.
Denn hier zu Boden Blätter weht der Wind,
Und ander' im frischen Walde wieder schossen,
Wann naht heran die Zeit des Lenzes lind:
So hier empor der Menschen Stämme sprossen,
Und wiederum entschwinden sie geschwind:
Doch soll ich dir auch unsern Stamm wohl nennen,
Daß du ihn kennst, da Viele schon ihn kennen."

„Ephyra heißt tief drinnen im Gebiete
Des rosswiderstehen Argos eine Stadt,
Und dorten Sisyphos, der Aiolide,
Der Menschen schlauster, hatte seine Statt;
Dem aber Glaukos nun als Sohn erblühte,
Der sich Bellerophont erzeuget hat;
Und Diesem reichlich nun die Götter haben
Verliehn der Schönheit und der Mannheit Gaben."

II.

So nun gesprochen halbend der helmschüttelnde Hektor ging.
Und die Knöchel ihm schlug und den Nacken das schwarze Fell, der Ring,
Der ringsum lief am Rande von dem genabelten Schild. —
Da trafen sich kampfbegierig mitten im Schlachtgefild

Des Hippolochos Sprosse, Glaukos, und auch des Tydeus Sohn,
Und als auf einander gehend sie waren nah' sich schon,
Da sprach ihn an Kraftstimme Diomedes erst vorher:
„Wer denn von den sterblichen Menschen bist du denn, Bester, Wer?

„Nie hab' ich dich früher geschaut zu im männerbrennen Streit,
Doch jetzo bist du geschritten vor Allen voraus gar weit
In deiner Kühne, und stehest dem langschaftigen Speere mein!
Doch Unglücklicher Kinder begegnen meiner Stärk' allein!"

„Wenn aber der Unsterblichen Einer du kamst vom Himmel ja,
Nicht möcht' ich mit himmlischen Göttern Zu kämpfen wohl kämpfen da.
Denn nicht blieb mal der starke Lykurgos lang' am Leben,
Des Dryas Sohn, der mit himmlischen Göttern wettstritt eben."

„Der schrackte vom gottesvollen Rosenen einmal
Des schwärmenden Dionysos Pflegerinnen zumal;
Die aber warfen zu Boden die Laubstäb' all' hinab,
Vom Männermörder Lykurgos geschlagen mit dem Ochsenstab."

„Erschreckt da Dionysos zu der Wog der Salzfluth schoß,
Und Thetis nahm den Erschrockuen auf in ihrem Schooß;
Denn heftiges Zittern faßt' ihn durch die Drohung von dem Mann.
Die Götter leichtes Lebens sie zürnten Diesem dann",

„Und Kronos' Sohn ließ ihn erblinden; auch lebt' er just lang nicht mehr,
Dieweil er verhaßt war allen unsterblichen Göttern sehr.
Ich aber mit seligen Göttern nicht fer mir wohl Kampf versucht!
Bist jedoch du der Sterblichen Einer, die essen des Ackres Frucht:"

„Tritt heran, daß dann du wohl kommst zum Todesziel mehr geschwind!"
Da sprach zu ihm dagegen des Hippolochos stahlendes Kind:
„Was fragst du nach meinem Entsprießen, großmüthiger Tydeussohn!
Wie auf ja die Blätter sprießen, so auch die Menschen schon!"

„Die Blätter, sieh! Die Einen im Winde zu Boden wehn,
Und andre, kommt aber der Frühling, im knospenden Wald entstehn:
So wird und so verschwindet auch der Menschen Art!
Wenn du aber auch dies willst wissen, daß wohl die sei offenbart"

„Mein Stamm, und von den Menschen Viele kennen ihn:
Es giebt eine Stadt Ephyra im rosnährenden Argos drin,
Dort aber Sisyphos lebte, der der schlaute der Menschen war,
Sisyphos der Aiolide, der den Glaukos sich aber gebar." (!)

„Doch Glaukos hat sich gezeuget den untadlichen Bellerophont;
Und den haben die Götter mit Schönheit und lieblicher Mannheit belohnt.
Doch Proitos hat ihm Böses gesonnen in seinem Sinn;
Der trieb ihn ja aus dem Lande, da viel mächtiger er war drin."

Und dabei kann ich noch versichern, daß die mitgetheilte Stelle die verhältnißmäßig am wenigsten grausigen Verhunzungen des Originals enthält.

Fände man eine solche versificatorische Mißgeburt in den Münchener Fliegenden Blättern, so würde man sie für eine gelungne Satire auf gereimte Uebersetzungen antiker Klassiker halten. Nun ist sie aber als „gelehrte" Beilage des Programmes eines preußischen Gymnasii abgedruckt. Bliebe nach so vielen staunenswerthen Unbegreiflichkeiten noch Raum für eine weitere Verwunderung übrig, so wäre es darüber, wie diese Composition, die alle Tertianer revoltiren muß, unter den Augen und somit unter stillschweigender Genehmigung des Directors der Anstalt, eines der feinsten und geschmackvollsten Kenner des klassischen Alterthums, das Tageslicht hat erblicken dürfen. H.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Gott und die Natur. Von H. Ulrici. — Griechenland unter den Römern. Von G. Finlay. — Bilder und Skizzen aus dem Leben. 2 Bde. Von L. Ernesti. — Michael Bellmann oder die Zeit des lustigen Schwedens. Von Fr. Brunold. — Schloß Hartenstein. Roman nach Martha's Aufzeichnungen. Von C. Anger. — Grafenpfalz. Roman in 2 Bänden. Von A. v. Tschabuschnigg.

* Von Ranke's französischer Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert ist der fünfte Band in den Buchhandel gekommen.

* Der von Berthold Auerbach im Frühjahr zu Berlin gehaltene Vortrag über Goethe und die Erzählungskunst ist dem Druck übergeben worden.

* Von Professor Gruppe in Berlin ist ein Buch über Reinhold Lenz, sein Leben und seine Werke zu erwarten. Der Verfasser verspricht wichtige Aufklärungen über den unglücklichen Dichter, seine Erlebnisse und Werke, theils auch manche bisher ganz unbekannt gebliebene Dichtungen mit.

* Der geistvolle Aesthetiker Ambros in Wien hat eine Geschichte der Musik geschrieben, ein drei Bände umfassendes Werk, dessen erster Theil in Kurzem erscheinen wird. Wenn dieses Buch, wie anzunehmen ist, auf gründlichen Studien beruht und sorgfältig gearbeitet ist, so wird man mit Recht sagen können, daß es einem lange und dringend gefühlten Bedürfniß abhelfe.

* Ein neues Werk von dem Literarhistoriker Julian Schmidt, dem Herausgeber der Grenzboten, verräth sowohl die Presse, eine Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessings Tod, 1681—1781, (Leipzig, Grunow). Dies Buch, welches zwei starke Bände umfassen, in Lieferungen ausgegeben werden und im November fertig vorliegen soll, schließt sich an des Verfassers vielbesprochene Literaturgeschichte an, welche beim Tode Lessings 1781 beginnt und bis in die neueste Zeit fortgeführt ist. Schmidt, welcher in der Vorrede bemerkt, daß unsere bisherigen literarhistorischen Werke viel zu sehr nur Geschichten der Dichtung seien, giebt eine Schilderung des gesammten geistigen Lebens, zieht also Wissenschaft und Philosophie mehr in den Bereich der Darstellung. Dadurch kommt gerade die Periode von 1681 bis 1750, die rückschrittlich der eigentlichen Dichtung arm ist, zum Recht und zur gerechten Würdigung; es braucht nur auf den Kampf der Aufklärung und des Pietismus hingewiesen zu werden. Sind zwar jene 70 Jahre allerdings nicht anziehend zu nennen, so sind sie doch keineswegs leer an geistigem Interesse. — Von dem Scharfsinn des Verfassers ist gerade hier Ausgezeichnetes zu erwarten.

* Ein neues Werk von J. G. Kohl ist in diesen Tagen fertig geworden, eine Geschichte der Entdeckung Amerika's von Columbus bis Franklin (Bremen, Strack.) Das Buch ist sehr geeignet, eine weite Verbreitung zu finden, da es recht praktisch eingerichtet und im besten Sinne für ein großes Publikum berechnet ist. Der wesentliche Inhalt besteht aus Ver-

Digitized by Google

lesungen, welche der Verfasser hier in Bremen gehalten hat. Er beherrscht den Stoff, dem er stets eine besondere Vorliebe gewidmet hat, vollständig und hat ihn übersichtlich und geschickt behandelt. Wir kommen auf das Buch zurück.

* Besonderes Interesse erregen in der musikalischen Welt die vor Kurzem herausgekommenen Reisebriefe des verstorbenen Componisten Felix Mendelssohn-Bartholdy aus den Jahren 1830 bis 1832. Gleich der erste Brief schildert das Zusammentreffen des einundzwanzigjährigen Jünglings mit dem achtzigjährigen Goethe, in dessen Lieblingen Mendelssohn längst gehörte.

* Bei dem großen Musikfeste der Zukunftler in Weimar wurde auch ein Orchester-Marsch von Felix Dräseke zur Aufführung gebracht, welcher ein solches Monstrum in Rhythmus, Melodie und Instrumentation ist, daß die Zuhörer von großer Heiterkeit ergriffen wurden und das Musikfest verhöhnten. Dennoch wurde Herr Dräseke unter Lachen und Zischen der Anwesenden von seinen guten Freunden herausgerufen. Man meint, seine Composition sei auf das Programm gekommen, weil er in den ihm zu Gebote stehenden Blättern die Häupter der Partei wirklich gelobt habe.

* In dem kleinen Tyroler Ort Erl im Unterinnthal wird alljährlich ein geistliches Bauernspiel aufgeführt, auf welches man durch das im vorigen Jahre stattgefundene Passionsspiel im Oberammergau neuerdings aufmerksam geworden ist. Jenes Bauernspiel ist auch ein Bermächtniß aus alten Zeiten, das jetzt zu neuer Thätigkeit belebt ist. Man hat dort ein eigens hiefür bestimmtes Schauspielhaus gebaut und bestreitet die Kosten des durch Bauern ausgeführten Spieles aus der Gemeindekasse, während die Geistlichkeit darüber wacht, daß der geistliche Charakter bewahrt wird. Im Uebrigen unterscheidet sich dies Spiel von dem Ammergauer dadurch, daß man nicht immer dieselbe Handlung vorführt, sondern mit den Stücken wechselt. So hat man in diesem Jahr ein fünfaciges Trauerspiel mit Musik „Das Leben und die Marter des heiligen Bintzgauer Eustachius“ in Scene gesetzt und 1800 Gulden auf die Herstellungskosten verwandt. Die ganze Tragödie, welche wahrscheinlich nach einem 3teten Drama bearbeitet ist, macht aber den Eindruck einer Komödie; die rührendsten Scenen wurden recht derbkaft belacht, und das ländliche Publikum amüsirte sich herrlich bei den Leiden des heiligen Eustachius, indem es weiblich Hier dazu trank. Von den Darstellern ließen mehrere die Cigarre nicht ausgehen, bemühten sich übrigens, hochdeutsch zu sprechen, und verfielen nur in Augenblicken großer Anstrengung in die einheimische Sprechweise.

* Bremen, 29. August. In der nächsten Woche, wahrscheinlich am Mittwoch d. 4. September, will unsere städtische Bühne ihre Saison unter der Leitung der Herren Ritter und Behr beginnen. Der erste Abend gleich wird unser Publikum mit einer anziehenden Neuigkeit bekannt machen, mit der Oper „Santa Chiara“ vom Herzog Ernst von Koburg. Unter den Bühnenwerken des hegadelsten fürstlichen Componisten gilt dieses für das gelungenste und hat sich in der jüngsten Zeit auf mehreren Bühnen reichen Beifall errungen. Neben leichter und anmuthiger Melodik zeichnet sich die Oper auch durch einen sehr guten Text aus, der von Charlotte Birchpfeiffer mit bekannter Geschicklichkeit gearbeitet ist. „Santa Chiara“ ist also geeignet, dem gesammten Publikum eine angenehme Unterhaltung zu gewähren. Herr Kapellmeister Hentschel, welcher zur Zeude der Musikliebhaber auch in diesem Jahre das Dirigentenpult innehat, studirt mit bekanntem Eifer die Oper, in welcher die neue erste Sängerin, Fräulein Carl, die Hauptrolle giebt. Auch die beiden neuen Tenore, Herr Wild und Herr Kron, haben gleich in den ersten Vorstellungen Gelegenheit, sich geltend zu machen. Die Mitglieder des Schauspiels, welche die wenig beneidenswerthe Aufgabe hatten, von Pogins des Mais ab bis jetzt allsöglich im Sommertheater zu spielen, haben eine kurze Ruhe und werden am Sonntag, dem 7. September, mit Goethe's Faust beginnen. Die Direction hat, wie und verstehert wird, keine Kosten gescheut, um die Anforderungen der Theaterbesucher zu befriedigen und alle berechtigten Wünsche zu erfüllen. Sie ist bemüht gewesen, die empfindlichen Lücken, welche das Personal des vorigen Winters hatte, auszufüllen; sie operirt weniger als damals mit Anfängern, mehr mit dienstgeübten, erprobten Truppen. Ginspricht der Erfolg den ernstlichen Bestrebungen, so wird die Thätigkeit der Bühne, die im letzten Winter vielfache Schranken hatte, jetzt eine umfassendere und vielseitigere sein können, das Publikum kann auch gleich bereitwillig und schaulustig sein. Denn was den Geist und die Haltung des Institute betrifft, so ist es sicher, daß die Directoren auf dem guten Wege verharren, den sie bisher verfolgt haben.

* Deutsche Geschichte. Von Adam Pfaff. Braunschweig, Westermann. — Nach einer langen Pause von wohl zwei Jahren erhalten wir endlich wieder eine neue Lieferung, die neunundzwanzigste, der deutschen Geschichte von Adam Pfaff, in welcher die Erzählung der Ereignisse des sechszehnten Jahrhunderts fortgesetzt wird. Nachdem wir das Heft durchgelesen haben, müssen wir das früher ausgesprochene Bedauern erneuern, daß Pfaffs Werk so langsam vorrückt und so arg in Stocken gerathen ist; diese Art des Erscheinens muß nothwendig auf die Leser wirken und dieselben abwendig machen. Der Verfasser möge nunmehr auf rasche Förderung seiner Arbeit bedacht sein, deren oft von uns gerühmte Vorzüge, Klarheit, unparteiisches Urtheil, echt deutsche Gesinnung und treffliche Ordnung auch in diesem neuesten Hefte hervortreten. Pfaff bringt in demselben zunächst jenes Kapitel zu Ende, welches von den inneren Verhältnissen Deutschlands nach der Reformation, von den religiösen Zuständen und Kämpfen um die Zeit des Augsburger Religionsfriedens und des Tridentiner Concils handelt. Diese zweite Hälfte des Jahrhunderts zeigt nach dem großartigen und erhebenden Aufschwung, der dem deutschen Volke durch Luther verliehen war, den traurigsten Verfall des sittlichen und geistigen Lebens, welches im Gegsatz und in der Entannel der Theologen großtentheils wieder zu Grunde ging. Zur Schmach der protestantischen Kirche muß zugestanden werden, daß wesentlich durch die Schuld der Pfaffen ein so arger und unheilvoller Rückschritt herbeigeführt wurde. Denn mit den Siegen der lutherischen Orthodoxie jener Tage haben auch die Erfolge der Jesuiten, die Symptome der Robheit und des Aberglaubens, namentlich die Zahl der Hexenprozesse, dieser schauderlichen Frucht der unsaubersten Verbindung des Aberglaubens mit der Gemeinheit, im entsprechenden Verhältniß zugenommen und sind schon in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts zu einer schrecklichen Höhe angewachsen. Mit dem sittlichen und geistigen Leben der Nation verkümmerte auch die Literatur, wie ein Baum, dessen Wurzeln verdorben wirb. Die lutherischen Pfaffen betrieben die „Künste der Wissenschaft“ mit solchem Eifer, daß sie schon die bloße Liebe zur Wissenschaft den Verdacht der Ketzerei erweckte; den großen Astronomen Kepler, auf den jede andere Kirche stolz gewesen wäre, ließ die lutherische im Elend und in der Verbannung sterben. In dem Büstenfande dieser Orthodoxie gingen Kunst und Poesie und das ganze nationale Schriftenthum, das Luther und Hutten geschaffen, unter; es war ein Bannfluch des deutschen Geistes. Denn Hand Sachs und Fischart, die in dieser Zeit gehören, wurzeln doch in der geistvollen Reformations-Periode und fanden in ihrer eigenen Gegenwart nur Stoff zur Satire. Die kaum von Luther geschaffene deutsche Sprache ging wieder zu Grunde, das Lateinische ward allgemeine Schriftsprache, und das evangelische Lied erlebte seine schöne Blüthen. Kein Wunder, daß bei solchem Elend viele Gebildete wieder zur römischen Kirche übertraten, die ihnen als eine Zufluchtsstätte des Geistes erschien; die wußte doch, was sie wollte, und wüthete nicht gegen ihr eignes Leben. Die Thorheit und Verblendung der Protestanten gab ihr Waffen wie Sieg zugleich in die Hand, und sie wußte ihr eigne Entartung zu verhüllen. Wie arg es übrigens mit dieser bestellt war, dafür wäge unter vielen Zeugnissen eines herausgehoben werden. Bei einer in Oesterreich vorgenommenen Klöster-Visitation von 1563 fanden sich in 88 Klöstern 357 Mönche, die 49 Ehsweiber und 257 Concubinen mit 362 Kindern hatten, und 86 Nonnen, welche in ihren Zellen 50 selbstgeborene Kindlein hegten. — Im dritten Kapitel schildert Pfaff die Regierungen Ferdinands I. und Maximilians II. (1556—1576), eine Zeit, welche bei aller Trübseligkeit der inneren und äußeren Politik immerhin doch zu den Lichtpunkten der deutschen Geschichte zu zählen ist. Ferdinand stand geistig tief unter seinem Bruder Karl, verstand aber sich in Zeit und Verhältnisse zu schicken und war um seiner bürgerlichen Tugenden willen mit Recht beliebt. Er war zuletzt ganz deutsch gewordeu, während Karl immer spanischer wurde. Seine Kinder waren echte Katholiken und Jesuitenfreunde, nur der älteste, Maximilian, war ganz aus der Art geschlagen und machte der Familie großen Kummer. Er war zwar in Spanien erzogen, aber ganz deutsch geworden, ein echt protestantischer Kopf, der sich gegen spanisches Wesen auflehnte und in seinem Vetter Philipp ganz den erbärmlichen Trepf erkannte, der er war. Das Urtheil Pfaffs über diesen liebenswürdigen Kaiser, den bei seinem Tode jede der beiden kämpfenden Kirchen für den ihrigen hielt, ist viel weniger günstig als das der meisten Geschichtschreiber. Daß er die großen Hoffnungen, mit welchen seine Regierung begrüßt wurde, nicht erfüllte, war besonders Folge seiner Charakterschwäche. Hochbegabt und glänzend ausgestattet mit den edelsten Eigenschaften, freundlich, human, wohlwollend, voll edlen Thatendrangs, ist er doch, zum Theil allerdings durch die Schwierigkeit der Umstände, zum Theil aber auch durch eigne Schwäche und Unentschlossenheit, nicht unter seiner Aufgabe gblieben. Was die Religion betrifft, meint Pfaff, so war Max bis an seinen Tod dem protestantischen Glauben zugethan, aber er hatte nicht Charakterstärke genug, mit seiner orthodoxen Familie zu brechen und offen überzutreten, und gerieth dadurch in eine schwankende, haltlose und widerspruchsvolle Politik. — In vierten Kapitel beginnt die Regierungsgeschichte des unseligen Jesuitenfreundes Rudolf II., während welcher die Saat des dreißigjährigen Krieges ausgesäet wurde. Das Heft bricht bei der Schilderung der religiösen Wirren unter Rudolf ab. Wir können nur dringend den Wunsch wiederholen, daß der Verfasser und der Verleger den Fortgang des Werkes beschleunigen mögen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. Z. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 ß Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 36. Bremen, 8. September. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Gentz und seine Tagebücher. Von Wilh. Kiefselbach.
Eine Reisenovelle. Von W. Bergmann.
Literatur und Kunst.

* Gentz und seine Tagebücher.

Von Wilh. Kiefselbach.

Buckle hat den Satz aufgestellt, daß jeder Fortschritt des Menschengeschlechts einzig aus der Zunahme der menschlichen Intelligenz hervorgehe, indem auch die moralische Hebung der Erdbewohner von der Steigerung ihrer geistigen Bildung bedingt sei, d. h. also: nur wenn die Menschen in Folge von neu angesammelten Erfahrungen klüger werden, werden sie zugleich besser. Im Großen und Ganzen betrachtet, dürfte wohl die Geschichte die Stichhaltigkeit dieser Ansicht darthun. Auch wir möchten die heute geltenden Gebote der Ethik als allmälig herausgetretene Errungenschaften der gesellschaftlichen Vernunft auffassen. Alle Handlungen, die gegenwärtig Verbrechen oder Laster genannt werden, sind im Grunde bloß Störungen des geordneten Zusammenlebens der Menschen mit einander, oder Schädigungen, die der einzelne Mensch thörichter Weise an sich selbst vornimmt. Denn nicht allein haben die Menschen es nach und nach gelernt, daß das Recht auf Leben, Gesundheit, Eigenthum u. s. w. jedem Angehörigen einer gesellschaftlichen Gliederung und endlich dem Menschen als solchem gewährt werden müsse, falls überhaupt eine sociale Ordnung hienieden bestehen soll, sondern auch die feinsten moralischen Anforderungen des Familienlebens lassen sich bei einer historischen Betrachtung der menschheitlichen Entwicklung in ihrem Ursprunge auf Zweckmäßigkeitsrücksichten zurückführen, deren Beobachtung erst im Laufe der Zeit den Generationen »zur zweiten Natur«, zu einem ethischen Gesetz geworden ist. Anfänglich wußten die Menschen gewiß ebenso wenig etwas von Keuschheit oder Unkeuschheit, als die Thiere davon wissen; die Untersagung der Ehe unter Geschwistern wurde nicht etwa vom Himmel herunter den ersten Menschenpaaren zugeflüstert; durch die Jahrtausende hin vielmehr haben die Erdenbürger es stufenweise einsehen lernen, auf welchen Bedingungen die Familie beruht; mit den vollkommener werdenden socialen oder staatlichen Gebilden wurden sie selber »sittlicher«, wie wir das jetzt hinterdrein nennen. Allein, wenn man daher auch mit Buckle behaupten kann, daß das wirklich gebildetste Volk zugleich am weitesten in moralischer Hinsicht entwickelt sein wird, wenn es ein großer historisch-philosophischer Unsinn ist, den eigentlichen Seelenadel der Menschheit in den Beginn ihrer Geschichte zurückzuverlegen und von einem später sich ereignenden Sündenfall eine ethische Verschlechterung derselben herzuleiten, da sie im Gegentheil unaufgesetzt sich intellectuell und somit auch moralisch fortbildet, so bleibt es doch gewiß nicht minder falsch, bei dem Einzelmenschen die Stufe seiner moralischen Durchprägung ohne Weiteres als naturgemäß in gleicher Höhe mit der Stufe seines Wissens, seiner intellectuellen Macht voraussetzen. Denn in dem Einzelnen vermag die Verstärkung der Denkkraft in einseitiger Weise zu erfolgen, sobald ihr nicht die socialen Kräfte rund um ihn her das nöthige Gleichgewicht entgegensetzen; mit der Entwicklung der für sich dastehenden Individualität entwickelt sich nur zu leicht auch ihre Selbstsucht in übermäßigem Grade, die dann gern über die Gleichberechtigung aller Menschen, aus welcher die ethischen Gesetze sich ergeben, hinausschreitet.

Bekanntlich hat man oft gefragt, warum so häufig gerade die hervorragenden Geister trotz ihr Intelligenz sittlich so tief stehen, sei es, daß sie sich persönlich große Verbrechen gegen die Ethik zu Schulden kommen lassen, sei es, daß sie theoretisch allen Gesetzen der Moral Hohn sprechen. Ueber den »Fürsten« Machiavelli's sind dicke Bücher geschrieben worden; daß Baco von Verulam, der erste Realphilosoph seines Jahrhunderts, als Richter bestechlich gewesen ist, erschien Vielen unbegreiflich. Hält man es jedoch fest, wie die Ethik ein sociales Product ist, dann wird man einmal zugeben müssen, daß der einzelne Mensch sich wohl individuell geistig ausbilden kann, ohne sich dabei gleichzeitig social-moralisch auszubilden; und zweitens muß man stets bei der Beurtheilung eines Menschen in Betreff seines sittlichen Verhaltens die Umstände berücksichtigen, unter denen er gelebt hat. Der florentinische Secretär, der vielleicht ein vortrefflicher Gatte und Vater gewesen ist und anerkannter Maßen einen warmen Patriotismus besaß, war in seinem politischen System durchaus einseitig; er faßte nur die politischen Momente des menschlichen Zusammenlebens in's Auge, die socialen und kulturlichen kümmerten ihn gar nicht, er ordnete sie unbedingt den ersteren unter; der politische Erfolg, wenn auch mit Gift und Dolch errungen, galt ihm Alles. Gelangte er dadurch zu einem durchaus unsittlichen Systeme in der Theorie, so schützte auch Baco ein reicher Geist nicht vor unmoralischem Handeln. Weil unter König Jacob I. so ziemlich alle Staatsämter in England ihre Sporteln abwarfen, machte ebensalls die selbstsüchtige Wissenschaftlichkeit des berühmten Staatskanzlers sich nicht von einem Gebrauche los, bei welchem eine gerechte Gerichtsverwaltung für Alle nicht bestehen kann. Auch er blieb der einseitig intellectuell entwickelte Mensch, er drang trotz seines hellen Blicks nach außen nicht zur ethischen

Digitized by Google

Harmonie in sich durch, die nur von dem errungen werden kann, der sich selbst bloß als einen kleinen Bestandtheil der socialen Gliederung betrachtet.

In unserem Jahrhunderte giebt unter Andern Friedrich von Gentz ein scharf hervortretendes Beispiel dafür ab, daß eine große intellectuelle Befähigung und Entwicklung an sich noch keineswegs den Einzelnen auch zu einer sittlichen Persönlichkeit macht; ja, vielleicht weist im Gegentheile seine Lebensgeschichte besonders deutlich auf die moralischen Gefahren hin, denen der einseitig, bloß nach der Seite des Denkvermögens, durchgebildete Mensch leichter verfällt, als eine Individualität von minder glänzenden Geistesgaben; der berühmte Wiener Hofpublicist war ohne alle Frage in ethischer Hinsicht in demselben Grade verworfen, als an schriftstellerischem und politischem Talente ausgezeichnet. Bis vor Kurzem freilich hat es in Deutschland nicht an gewichtigen Stimmen gefehlt, welche die schneidenden gegen Gentz erhobenen Anklagen einigermaßen abzuwehren suchten. Als Schlesier die gesammelten Werke des Metternich'schen Secretärs herausgab, machte ihm Freiherr von Prokesch-Osten brieflich bittere Vorwürfe über die harte Beurtheilung, welche der Verfasser dabei in der Vorrede erfährt. Auch Robert von Mohl hat in seiner »Geschichte und Literatur der Staatswissenschaft« unter den zwölf Porträts deutscher Staatsgelehrten den österreichischen Hofrath niehrfach in Schutz genommen; seitdem indessen durch das von Varnhagen veröffentlichte Tagebuch von Geng die Acten zu seiner Biographie wesentlich vermehrt sind, dürfte der Versuch einer Vertheidigung desselben schwerlich wiederholt werden. Niemand hat die innere Niedertrachtigkeit dieses höfischen Politikers rücksichtsloser aufgedeckt, als er selber es in seinen Privataufzeichnungen, obschon absichtslos, thut.

Daß der böse Varnhagen die vornehme Welt von Deutschland nach seinem Tode auch noch so entsetzlich in Verlegenheit bringt! Welch' einen Scandal hat nicht bereits sein Briefwechsel mit Alex. von Humboldt hervorgerufen, und nun führt er gar die diplomatischen Kreise, die er in seinen »Denkwürdigkeiten« schon so grausam abzüchtigt, mit der Herausgabe jenes Tagebuchs in voller Nacktheit vor die Augen des deutschen Publikums. Schlimmer konnte er es der Aristokratie wohl nicht heimzahlen, daß sie ihn in seiner Gesandtschaftscarriere zurückgesetzt hatte! Aber warum haben die Herren auch nicht rechtzeitig daran gedacht, eine Feder, wie Varnhagen sie führte, bestmöglichst zu versöhnen! Mit bedeutenden Schriftstellern ist heut' zu Tage nicht gut spielen. Wer sie nicht für sich hat, hat sie gegen sich. Da legen sie sich dann ganz in der Stille ihre »schwarzen Bücher« an — eine jede Regierung hat ja gegenwärtig, mehr oder weniger, wie man in der Pfalz sagt, »Dreck am Stecken.« Ist aber der richtige Augenblick gekommen, so schießen sie ihre wohlgeladenen Kanonen ab, daß die Luft von Heulen und Zähnklappern erfüllt wird; und die neutrale Welt weiß es ihnen noch obendrein herzlich Dank.

Es liegt hier eigentlich nicht in unserer Absicht, dem Leser eine Skizze von Gentz' Leben nach seinem eigenen Tagebuche darzubieten; seine äußeren Schicksale sind allgemein bekannt, und die wechselnden Rückspiegelungen der bewegten Periode, die er durchmachte, auf dem unreinen Spiegel seiner Seele, lassen sich nicht gut in der Kürze wiedergeben, weil sie in der engsten Beziehung zu den mannichfachsten historischen Thatsachen der Zeit stehen. Dagegen möchten wir den Werdeprocess dieses Mannes psychologisch etwas mehr verfolgen; die Epoche, in welcher er sich entwickelte und wirkte, findet in ihm einen sehr charakteristischen Ausdruck.

Gentz' Jugend fällt unter die Regierung Friedrich Wilhelms II., in jenen traurigen Zeitraum, wo Preußen, von den Errungenschaften Friedrichs II. zehrend, von Jahr zu Jahr in einen größeren wirthschaftlichen, politischen und kulturlichen Ruin gerieth. Während in Nordamerika Männer wie Washington, Franklin, Jefferson, Madison, Jay, Hamilton und Andere eine neue Aera für die Entwicklung der Menschheit anbahnten, in Frankreich ein seit Jahrhunderten vergifteter Nationalkörper in furchtbaren Kämpfen und Zuckungen nach Gesundheit rang, herrschte in Berlin neben einem ausschweifenden Hofe die widerwärtige Frömmelei Wöllner's, die staatsmännische Impotenz eines Haugwitz und Luchesini. Nirgends im öffentlichen Leben zeigte sich ein sittlicher Halt, ein ernstes nationales Streben, an welchem ein junges Talent geistig und moralisch frisch emporwachsen konnte. Wer nicht, wie die Weimarer Heroen, in stiller Zurückgezogenheit den Kultus des Schönen treiben wollte, fand damals für Geist und Herz in Deutschland keine des Mannes würdige Bethätigung. Selbst die Wissenschaft leuchte noch vor dem schweren Frachtkarren eines unverarbeiteten Materials; genial angelegte Naturen stießen nach keiner Seite hin auf des Lebens sichere Schranken, welche sie auf das Maßvolle zurückwiesen. Dadurch entstand bei den Einzelnen ein Ueberwuchern des Individualismus; sie fühlten sich nicht eingefügt in eine feste Ordnung der gesellschaftlichen Gliederung, sie traten mit ihrem Ich dem Weltall gegenüber, sie kannten nicht die Pflichten des kleinen Lebenskreises, deren gewissenhafte Erfüllung dem Menschen erst einen festen Boden darbietet, um seine Fäden in größere Weiten auszuspannen; eine rücksichtslose geistige Selbstsucht galt ihnen schließlich für erhabene Genialität.

Die bedeutenderen Persönlichkeiten der sogenannten romantischen Schule kranken insgesammt an der Thatsache, daß ihnen ein großes Vaterland fehlt, welches ihre Kräfte ernst in Anspruch nähme; die Männer von damals werden weichlich, und die Frauen verlieren alle edle Weiblichkeit. Oder giebt es etwa noch heut zu Tage gesunde Mannesnaturen, welche sich zu jener Anbetung der Rahel, der Henriette Herz, und was da so hin gehört, erniedrigen möchten! Für unser Gefühl steht der bekannte Berliner Kreis am Beginn unseres Jahrhunderts mit Friedrich von Gentz auf der männlichen Stufe innerer Unsittlichkeit. Denn mit dem Thronwechsel im Jahre 1797 hatten sich die öffentlichen Verhältnisse Preußens keineswegs zum besseren gewendet. Im Gegentheil, die bösen Keime, welche die vorhergegangene officielle Bigotterie ausgelegt, waren inzwischen überall aufgeschossen, die Zersetzung des Staates und der Kirche zog die Zersetzung der Familie nach sich. Taumelte der Prinz Louis Ferdinand zwischen wilder Brunst und Sentimentalität hin und her, ruinirte sich August Wilhelm von Schlegel in den Armen der Staël, freuete sich sogar ein Schleiermacher an dem liederlichen Romane »Lucinde«, so soll man fürwahr die berühmten Töchter Israels, deren »schöne Seelen« sich den ausschweifenden Geistern öffneten, für nicht edler halten, als jene es waren. Es mag sein, daß die Levin körperlich keusch geblieben ist, allein ihre geistige Reinheit ging in dem Berliner Treiben auf die frivolste Weise zu Grunde. Wenn Friedrich von Gentz es später wagen durfte, von Wien aus der Frau von Varnhagen »seine« Fanny Elsler zur freundlichen Aufnahme zu empfehlen, und die Rahel die »dankbare« Tänzerin des alten Roué's wirklich bei sich empfing, dann darf mir denn doch Niemand von der weiblichen Würde dieser Frau sprechen. In ihr gipfelt vielmehr die unwahre, echt jüdische Anempfindelei, die selbstsüchtige Hysterie, verbunden mit einem Freigeistertbum, dessen unterste Wurzel in einer grenzenlosen Eitelkeit und Selbstüberhebung liegt. Die Aufgabe des Weibes ist, Gattin und Mutter zu sein; wer aber möchte wohl eine solche Person zur Mutter haben? Wo findet sich bei ihr eine Spur der liebevollen Sorge, welche das tiefe Glück des Frauenherzens ausmacht; wo ein freudiges Schmiegen an einen starken Manneschcarakter, in

Digitized by Google

dessen geistiger Zucht erst die weibliche Seele zur vollen, inneren Sicherheit gelangt? Selbst ihre Ehe mit Varnhagen ist durch und durch unnatürlich, um nicht zu sagen, unmoralisch. Ein ganzes Jahrzehnt älter als der ästhetisirende Diplomat, geht sie den Bund nicht etwa ein, um ihm und sich ein trauliches »Heim« aufzubauen, an der Wiege eines Kindes ihr »Soll« des Lebens in ehrlicher, sittlicher Arbeit abzuzahlen; zwei literarische Salonmenschen heirathen sich eben zur gegenseitigen Befestigung ihrer Stellung im literarischen Salon. Ist das die Poesie der Liebe und Ehe bei der »poetischen« Rahel Lewin?

Ich kann mir nun einmal nicht helfen, ich empfinde einem solchen geistigen Hetärenthum gegenüber einen unüberwindlichen Ekel. Wo dasselbe aufzukommen vermag, da sind viele Dinge faul im Staate von Dänemark. Man muß indessen, um, wie gesagt, den Lebenslauf eines Gentz richtig zu verstehen, das Gepräge der Zeit in's Auge fassen, in welcher er aufwuchs. Die Männer jener Epoche können nicht begriffen werden, sobald man nicht die gleichzeitigen Frauen begreift; beide mit einander, wie sie die wurmstichigen Kulturfrüchte einer politisch in sich verrotteten Periode sind, tauschen auch ihre Gifte gegenseitig aus. So entsteht denn eine »geistreiche« Gesellschaft, der jeder feste Maßstab für Sittlichkeit und Seelenadel, jede echt menschliche Aufopferungsfähigkeit abhanden gekommen ist. Daß in den höchsten Schichten der vornehmen Welt am Anfange unseres Jahrhunderts die französische Frivolität unbeschränkt herrschte, darin beeinkundet sich noch nicht so sehr der Verfall aller gesunden Verhältnisse; die Damen, die nach den Freiheitskriegen auf dem Wiener Congresse ihre Rollen spielen, die Herzogin von Sagan, die Fürstin Bagration, die Gräfin Apragin und Andere werden sich stets in jenen socialen Kreisen wiederfinden, welche nun einmal wegen ihrer Geburt und ihres Reichthumes außerhalb der bürgerlichen Moral zu halten glauben. Daß jedoch in den mittleren Sphären, wo Adel und Bürgerthum sich berühren, und am Anfange des Jahrhunderts ähnliche Erscheinungen entgegentreten, und ihr Gebahren noch obendrein sich mit dem Nimbus der sublimsten Humanität umgiebt, darf dem Historiker als eigentliches Anzeichen einer allgemeinen sittlichen Versunkenheit gelten. In ihr wird ein Gentz zum Manne, in ihr zum Greise.

In dem Schlosse von Hamptoncourt hängt unter vielen anderen Bildern berühmter Männer und schöner Frauen auch ein Porträt von Friedrich Gentz, irre ich nicht, von Lawrence, dem Champaigne London's, gemalt. Wie man am Hofe von St. James dazu kam, sich von dem deutschen Schriftsteller, welcher der englischen Staatskasse fürwahr Geld genug gekostet hat, noch obendrein ein theueres Conterfei anfertigen zu lassen, begreift sich nicht recht. Indessen macht der Kopf in der That der aristokratischen Umgebung keine Unehre. Es ist ein ausdrucksvolles Gesicht mit edlen Formen, das uns entgegenblickt — Gentz muß einige vierzig Jahr alt gewesen sein, als es gemalt wurde — Stirn, Mund, Haltung sind fast von Goethischem Gepräge; und doch verräth auch die Leinwand, daß seine Sinnlichkeit mit seiner geistigen Begabung gleichen Schritt hielt; die richtige Unterschrift darunter wäre: »ein geistvoller Wüstling.« Kein Zug deutet mehr darauf hin, daß ein fester Lebensernst hinter der Stirn gewohnt hat, daß dieser Mensch z. B. im Jahre 1797 bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's III. dem Könige eine Denkschrift überreichte, worin er volle Preßfreiheit für das Volk forderte. Er hat schon Abschied genommen von der preußischen Heimath, seine Ehe liegt schon zerbrochen hinter ihm, er ist schon der Sclav der Diplomatie, der Sclav seiner eigenen Büste geworden.

Vielleicht setzen die von Varnhagen herausgegebenen Tagebücher von Gentz ungefähr um dieselbe Zeit ein, als jenes Porträt entstand; denn sie fangen eigentlich mit seiner Uebersiedlung nach Wien an; nur die zwei letzten Jahre seines Aufenthaltes in Berlin werden noch in der Einleitung berührt. Das überhaupt eine zum rücksichtslosen Lebensgenuß hingedrängte Natur wie die seinige, Muße und Kraft fand, regelmäßige Tagesnotizen zu machen, ist einiger Maßen zu verwundern; es beweist wenigstens, wie seine Anschauungen doch nicht im Stande waren, die Energie seines Willens abzuschwächen. Derselbe Mann, der inmitten aller Genüsse die gewiegtesten staatsmännischen Denkschriften abfassen, an Inhalt und Form entzückende Briefe schreiben konnte, fürzte auch noch seine anderweitig schon so vielfach beeinträchtigte Nachtruhe zu Gunsten seiner Tagebücher. Varnhagen sagt darüber: »Gentz zeichnete, hauptsächlich vom Jahre 1800 an jeden Tag, in kurzen Worten, dessen Begegnisse auf, und fügte wohl auch den Ausdruck seiner Empfindungen oder seiner betrachtenden Gedanken hinzu, wie gerade der Augenblick sie lieferte. Er schrieb mit rückhaltloser Aufrichtigkeit und merkte auch solche Dinge an, die man sonst ungern dem Papier vertraut, deren Festhalten oft unnöthig erscheint, und die von fremden Augen gelesen, nothwendig den Schreibenden in ein nachtheiliges Licht stellen. Wir lassen die psychologische Aufgabe, den Zusammenhang zwischen jener Abwendung von der ihn ängstigenden Vergangenheit und diesem beherzten Aufschreibetrieb erklärend nachzuweisen, hier auf sich beruhen, sowie die Untersuchung, welchen näheren Zweck Gentz mit seinen Aufzeichnungen beabsichtigte, und welchen weiteren Gebrauch er sich davon gedacht haben möge. Genug, er führte persönliche Tagebücher und setzte sie über ein Vierteljahrhundert hinaus beharrlich fort, theils in französischer, theils in deutscher Sprache, in klarer, freier Schrift, ohne Hehl oder Verschleierung. Nicht so beharrlich, sondern nur zeitweise, jedoch gar nicht selten, hielt er neben diesen persönlichen Tagebüchern auch noch literarische, in welche er die Gegenstände und den Ertrag seines Lesens einschrieb, ferner solche, die er politische nannte, in welchen er bestimmte Staatshandlungen in ihrer Abwicklung verfolgte, und von denen die bekannte Denkschrift über die Octoberrage ein glanzvolles Beispiel ist. Gentz bewahrte seine Annexe sorgsam und legte von jedem Jahre ein abgeschlossenes Heft zu dem wachsenden Vorrathe. Jedoch scheint er geraume Zeit sie nicht wieder durchgesehen zu haben; denn als er dies in späteren Jahren einmal that, waren ihm viele der dort erwähnten Vorgänge gar nicht mehr erinnerlich, oder doch die näheren Beziehungen entschwunden. Die Aufzeichnung so vieler Einzelnheiten, welche ohne ihren eigenlichen Zusammenhang mit dem übrigen Leben allerdings nur wenig besagen konnten, zuweilen auch wohl einen falschen Schein, einen gar nicht gemeinten Sinn durch die Absonderung empfingen, wurde ihm beim Wiederlesen mißfällig und in vielem Betracht sogar bedenklich; er beschloß, diese ganze Masse von Heften zu vernichten, jedoch vorher das ihm damals noch persönlich Wichtige oder sonst Bemerkenswerthe daraus in gedrängter Kürze auszuziehen und zu bewahren. Hierbei leitete ihn hauptsächlich der Zweck, die Masse des jetzt Nutzlosen und Ueberflüssigen wegzuschaffen, auch manche Verhältnisse und Menschen zu schonen; nicht im geringsten aber die Absicht, seine eigenen Fehler und Verirrungen zu verdecken und seine Vergangenheit in's Schöne zu malen; die rückhaltlose Aufrichtigkeit im Betreff seiner selbst verläugnete er auch in der neuen Abfassung nicht. Das große Unternehmen, diese Auszüge zu machen, scheint Gentz um das Jahr 1826 begonnen zu haben, und in kurzer Zeit unter allen Geschäftsarbeiten und Zerstreuungen, in denen er stets befangen war, führte er dasselbe so weit, daß er die solchergestalt angegebenteten, bis zum Schlusse des Jahres 1814 führenden ursprünglichen Tagebücher den Flammen übergeben konnte. Bis zu dem genannten

Digitized by Google

Zeitpunkt ist daher nur der Auszug vorhanden, aus den folgenden Jahren jedoch sind noch ganze Jahrgänge der ursprünglichen Anmerke übrig, weil die ausziehende und dann zerstörende Hand an sie erst kommen sollte. Herzensbeschäftigung, mit welcher Gentz unerwartet in den letzten Lebensjahren auf's neue sich erfüllt sah — Fanny! — und gleich darauf die neuen Erschütterungen der politischen Welt durch die Julirevolution, haben ihm, wie es scheint, jene Arbeit aus dem Sinn gerückt, und der Tod ließ ihm keine Zeit, sie wieder aufzunehmen. Den Auszug schrieb er offenbar in der Absicht, daß derselbe bewahrt und einstiger Mittheilung zugewiesen würde. Er schrieb ihn am Abend seines Lebens, mit Wahl und Ausscheidung, mit reifem Urtheile und geübtem Tacte, mit der schonlosen Keckheit, die er bei gewissen Umständen, ungeachtet sonstiger Zaghaft, auch im wirklichen Leben darzuthun pflegte.«

Auf welche Weise Varnhagen in Besitz dieser Papiere gelangt ist, erzählt er uns nicht. Er stand seiner Zeit mit Gentz in freundschaftlicher Beziehung und übernahm noch vor Melanie Metternich die Vertheidigung seines Verhältnisses zur Elsler, welchem gegenüber die stolze Fürstin die Rolle tugendhafter Entrüstung spielte, obgleich Hormayr («Kaiser Franz und Metternich») von ihr selber sagt: „dormitat sub collibus.“ . . . Baron Hügel mußte das wissen.

Man würde übrigens sehr irren, wenn man in den Gentzischen Tagebüchern etwa viele wertvolle Aufschlüsse über dunkle Partien in der Zeitgeschichte zu finden meinte. Gewiß wäre Gentz in der Lage gewesen, sie zu geben, wenigstens in so weit, als dabei Persönlichkeiten in Frage kommen, wenn ihn auch das philosophische Verständniß von dem Entwicklungsgange seiner Epoche fern hielt. Allein er beschränkt sich meistens darauf, die Tagesereignisse als den Hintergrund seiner eigenen Schicksale und Erlebnisse hinzustellen. Wüßten wir es nicht aus seinen sonstigen Werken, daß der Verfasser eine der feinsten staatsmännischen Federn geführt hat, wir müßten ihn nach diesen Memoiren für nichts weiter als einen politischen Casanova halten. Schulden und Weiber, Weiber und Schulden, dazwischen eine Fülle vornehmer Bekanntschaften, das sind die Hauptbestandtheile zu den vorliegenden Tagebüchern.

Die Blätter fangen mit dem 14. April 1800 an. An dem Tage wird es »eine angenehme Ueberraschung« genannt, daß ihm der Juden-Aeltest Hirsch für Verfertigung eines Schriftstückes 50 Thaler brachte. 1. Juni. »Durch Garlicke ein Schreiben von Lord Granville, nebst einem Geschenk von 500 Pfd. Sterl. — das erste dieser Art! — erhalten.« 29. Juli. »Die Bekanntschaft mit Madame d'Ekkars rechnete ich damals unter die schönsten Begebenheiten dieses Jahres.« . . . Gentz war noch verheirathet. »Zu Ende des Jahres große Geldverlegenheit. Von Garlicke 100 Pfd. Sterl. erhalten und mit Carysfort unterhandelt« . . . also bereits in jenem Jahre fast 4000 Thaler von England bezogen, was für einen Berliner Kriegsrath immerhin ein nettes Jahreseinkommen sein mußte — und doch Geldverlegenheit? Februar 1801. »Sehr merkwürdig, daß mir Lord Carysfort von einer Seite die Uebersetzung in's Französische der Publication der englischen Noten gegen Preußen, und kurz nachher Graf Haugwitz die der preußischen gegen England in's Deutsche auftrug.« April. »Tiefe Rührung über den Tod eines Hundes. Beweis, wie sehr alles, was zu den häuslichen Verhältnissen gehört, bei aller Dissipation auf mich wirkte.« Bei dem Monat September heißt es: »Täglich die fatalsten Geldgeschäfte! Ein halbes, zwar artiges, doch wüstes Leben mit der Frau. Und dabei jeden Abend in Spielpartien, bald in den diplomatischen Häusern, bald gar auf dem Casino versenkt.« Den 2. November. »Des Morgens mache ich bei einem Advocaten ein Arrangement (versetzte ein Manuscript, welches ich erst 20 Jahre nachher wieder einlöste) wobei ich 70 Louisdor erhalte. — Abends waren diese 70 Ldr. bei D'Harif verspielt.« 14. November. »Mitten unter allen diesen Raserein entschließe ich mich, mit meinem Bruder Heinrich nach Weimar zu reisen und bleibe dort 14 Tage. Eine Totalrevolution (so wähnte ich!) trug sich in meinem Innern zu. Aber meine Liebschaft mit Fräulein Imhoff — wozu konnte, wozu sollte sie führen?«

Das Tagebuch der Weimarer Reise ist französisch geschrieben. Die Hauptfigur darin ist eben Amalie Imhoff: Vendredi 27. „J'ai eu la matinée chez Mlle. d'Imhoff; c'était une matinée remarquable, des heures, dont je me souviendrai jusqu'à la mort. Je n'ai jamais éprouvé de sensation pareille à celle, qu'i m'a enchanté ce matin; il me semblait même voir approcher le moment d'une grande revolution intérieure.“ Tropdem fängt das sich daran schließende deutsche Tagebuch also an: »Effect der Vorsäße von Weimar. Am 23. December verlor ich alles, was ich hatte, im Hazardspiel, so daß ich den ganzen folgenden Tag herumlaufen mußte, um einige Thaler zu Weihnachtsgeschenken aufzubringen.« »Am 1. Januar soupire und spiele ich bei einem gewissen Buisson, gebe um 1 Uhr nach Hause, vergesse aber den Hausschlüssel und muß die Nacht anderwärts zubringen. Hier konnte ich doch nicht umhin zu notiren: qu'après la résolution de Décembre, c'était une assez singulière manière de commencer la nouvelle année.“ »Den 26. Januar finde ich bei Mlle. Levin die Eigensatz und sie gefällt mir.« »Am 21. Februar, als ich um 2 Uhr Morgens nach Hause komme, finde ich einen Brief von meiner Frau, qui a decidé du sort de ma vie, et lendemain — notre résolution a été prise.“ Das hinderte mich jedoch nicht, des Abends auf einen Ball zu Pourtalès zu gehen. Trente et Quarente zu spielen.« März. »Obgleich ich äußerlich mit meiner Frau gut bleib, so hebt doch jetzt die Liaison mit Christel Eigensatz erst recht an.« 5. April. »Sollte man es glauben? Le plus pressant, le plus sensible de mes malheurs était l'impossibilité de faire un cadeau à Christel, qui avait aujourd'hui son bénéfice . . . und an demselben Tage führt dem Unwürdigen, der das schreiben konnte, das Schicksal eine Remesse von 1000 Pfd. Sterl. aus England zu.« »Am 24. Mai zieht meine Frau und Schwiegermutter ohne mich nach Schöneberg. Der Abschied muß traurig gewesen sein. Weiter eine höchst fatale Erklärung mit dem Minister Voß über meine bevorstehende Reise. Endlich Abends ein herzergreifendes Gespräch mit meinem Vater, welches damit schließt, daß er, als wir uns verlassen, einen Anfall von Schwindel bekommt, fällt (ich mit ihm) und sich am Kopfe verwundet. Und nach solcher Scene konnte ich von Gott Verlassener noch den Abend mit Christel, Zinnow und Bohlen zubringen. Indessen sohne ich mich am folgenden Tage mit meinem Vater, der sich besser befindet, Mutter und Schwester aus. Und der alte redliche Mann giebt mir noch Geld zur Reise. Unterdessen geht die Geschichte mit Christel ihren Gang; bald im Frieden, bald im Krieg, aber immer Christel und Christel! Nach unendlichen Vorwechseln bleibe ich endlich von 17. zum 18. Juni bei ihr — und, apres une nuit céleste, il ne me restait, qu'à me jeter entièrement dans les préparatifs du voyage. Und doch spiele ich an dem nämlichen Abend auf dem Casino Hazardspiele und verliere eine große Summe. An eben dem Tage hatte ich von meinen Eltern und Schwestern Abschied genommen! Am 19. nehme ich von meiner Frau Abschied — und am 20. früh um 3 Uhr fahre ich mit Adam Müller von Berlin, um es nie wieder zu sehen.«

So ging Gentz nach Oesterreich; an ihm hatte Wien fürwahr nichts mehr zu verderben!

Digitized by Google

Wem graust es nicht bei dem Gedanken, daß nun dieser Mann drei Decennien hindurch mit an die Spitze der europäischen Staatsgeschäfte gelangte und auf das Schicksal von Millionen Menschen seinen Einfluß ausüben konnte. Wir geben es zu, daß er im Kriege gegen Napoleon zeitweilig eine großartige publicistische Kraft entwickelte, welche den Mangel sittlicher Weihe verdeckt; sein Absagebrief an Johannes von Müller, als derselbe in's französische Lager übergegangen war, ist geradezu vernichtend. Aber »so wie kein übermächtiger einzelner Feind mehr zu bekriegen war«, sagt Mohl a. a. O., »schrieb auch Gentz keine umfassenden Werke mehr; sondern gleich den kleinern Polizeimaßregeln, mit welchen jetzt auf die verschiedenen Aeußerungen des Liberalismus Jagd gemacht wurde, begnügte auch er sich mit kürzeren Aufsätzen in Zeitschriften und Tageblättern. An die Stelle der Kriegsmanifeste traten Präsidial-Erklärungen über die Karlsbader Beschlüsse. Zu äußerlich sicherer Ruhe, umgeben von allen Mitteln des weichlichsten Wohllebens und in den Armen einer reizenden Tänzerin schrieb er gegen deutsche, französische und polnische Freiheitsregungen und Volksrechte.« Allein auch selbst während des Kampfes zwischen Oesterreich und Frankreich dauerte Gentz' bodenlose Frivolität fort. Im Dienste von England und dem Wiener Cabinette trieb er sich bald hier bald dort mit der vornehmen Welt umher. Nach dem Feldzuge von 1805 finden wir ihn in Dresden: »Ich las zu dieser Zeit täglich oft mehrere Stunden der Nacht in der Bibel, lebhaft ergriffen von dieser Lectüre. Meine Stellung in Dresden, war übrigens nicht erfreulich. Ich hatte mich ohne Erlaubniß dort niedergelassen, und das Stillschweigen meines Hofes kränkte mich am Ende mehr, als die heftigsten Vorwürfe gethan haben würden. Graf Stadion, seit dem Preßburger Frieden an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten, schien wenig Notiz von mir zu nehmen. Meine Geldverhältnisse waren nicht erbaulich; ich hatte drückende Schulden in Wien, und wie es ferner mit den englischen Hilfsquellen stehen würde, war nicht zu berechnen. Indessen ging ich mit muthvollem Leichtsinn vorwärts.« Nach der Schlacht von Jena reiste Gentz nach Prag. »Ich war so arm, daß eine Anleihe von 400 Papiergulden, die mir ein gewisser Remboldt, Dietrichsstein's Secretär, machte, großen Werth für mich hatte. Was weiter aus mir werden würde, wußte ich nicht. Jede Zeitung brachte die schrecklichsten Nachrichten von den Fortschritten der Franzosen, der gänzlichen Trennung Englands vom Continente. Gleichwohl war ich fast durchgehends in der herrlichsten Stimmung, trieb mich den ganzen Tag in den besten Gesellschaften umher, und zugleich erwachte in mir die letzte Leidenschaft, die mich an ein Weib gefesselt hat. (Vor der Periode mit Fanny geschrieben). Die Herzogin von Acarenza, geborne Prinzessin von Kurland, war der Gegenstand. Diese Leidenschaft entstand bald nach meiner Ankunft in Prag, da ich fast alle Abende bei der Prinzessin, in dem angenehmsten Hause der Stadt, zubrachte. Im Monate December stieg sie zu einem Grade von Wildheit, wovon mein Journal die merkwürdigsten Züge in Feuerschrift aufbewahrt hat. Ich schrieb selbst an Adam Müller: Die Reize dieser Frau machen mich ganz vergessen, daß es jenseits der Anhöhen um Prag eine Sonne und Sterne gab.« Weiter also hatte Gentz bei dem Unglück, das nach der Schlacht von Jena über Deutschland hereingebrochen war, keine Schmerzen!

»Am 14. Mai (1807) erhielt ich vom Fürsten Czartoriski aus Petersburg, ziemlich unerwartet, 500 Ducaten (wofür?) und nicht lange nachher einen Brillantring, der ungefähr 400 Ducaten werth gewesen zu sein scheint. Am 25. Juni reiste ich nach Prag und erhielt von Ballabene 9000 Gulden Wiener Währung per tratte auf England. Anton Kraus hatte mir kurz zuvor gemeldet, daß ich über 500 £ disponiren könnte.« »In Karlsbad die Nachrichten vom Tilsitter Frieden erhalten. Mit Bagration, den Herzögen von Weimar und Koburg und der ganzen vornehmen Welt in endlose Frivolitäten verfunken.« Unmittelbar nach der Schlacht von Austerlitz fuhr Gentz von Tyrnau nach Freistädtel und brachte »zwei höchst angenehme Tage auf dem herrlichen Schlosse des ungarischen Kanzlers Erdödy und in seiner Gesellschaft zu.«

In den französisch geschriebenen Blättern der Memoiren wird die Tagesgeschichte etwas ausführlicher berührt; allein werthvolle Aufschlüsse enthalten dieselben, wie gesagt, nicht. Nur erstaunt man über den Leichtsinn, mit welchem die österreichische Aristokratie die Schläge von 1809, den Genzischen Bemerkungen zu Folge, hinnahm. »An Zerstreuungen und Zeitvertreib mangelte es (1810) in Wien nicht. Ich hatte davon weit mehr als gut und vernünftig war — man lebte in der großen Welt zu Wien als ob man auf Rosen läge, obgleich der Kurs des Papiergeldes bis auf 10 und zuweilen 8 pCt. seines Nominalwerthes sank, und man in allem Ernste einer schrecklichen Katastrophe entgegensah.« Später heißt es in dem französischen Tagebuche: »Alles was in Wien vorging, konnte nur die schlimme Meinung befästigen und wo möglich erhöhen, die meine genaue Kenntniß der Regierung mir seit lange von ihrer Einsicht, ihren Talenten und ihren Verwaltungsgrundsätzen eingeflößt hatte. Jeder Tag belegte es auf's Neue, daß der Kaiser ebenso unfähig ist, in Kriegszeiten als in Friedenszeiten zu regieren. Er hatte eben den alten Staatsrath aufgelöst, aber Nichts an dessen Stelle gesetzt. Die um besten unterrichteten Personen muthmaßten allmälig, daß der wahre Zweck der Veränderung wäre, alle Welt fern zu halten und in dem Kaiser eine traurige Täuschung zu nähren, der mit seiner ganzen Unwissenheit und Mittelmäßigkeit noch die rage hatte, selber regieren zu wollen. Es gab Niemanden, auf den man irgend eine Hoffnung setzen konnte.« Ueber Metternich wird gleichzeitig gesagt: »Er ist entschieden gegen die Idee, auf die geistlichen Güter zurückzugreifen. Er hat mir darüber sehr gesunde und achtungswerthe Gedanken dargelegt; er ist überzeugt, daß die ganze moralische Kraft der österreichischen Monarchie darin liegt, daß Jedermann sie als Central- und Sammelpunkt vor Allem betrachtet, was noch von alten Principien, alten Formen, alten Gefühlen übrig geblieben ist, und daß diese Idee, so lange man sie wird wach halten können, immer Oesterreich eine große Menge mächtiger Verbündeten geben wird.«

Gelegentlich macht Gentz in Mitten seiner diplomatischen und publicistischen Geschäfte auch einmal den schnöden Kuppler. »Mardi 20. J'ai été chez Mad. Lanskoronska, pour lui parler de Wartensleben et de la fameuse passion, qu'elle lui a inspirée; c'ette negociation a eu un succès assez heureux.« Der Leser erinnert sich, daß grade Gentz hinterdrein die Behauptung aufgestellt hat, nicht das Volk, sondern die Regierungen allein hätten den Sieg in den Freiheitskriegen errungen. Trotzdem bemerkt er im Jahre 1810: »Das Kriegsdepartement ist in einer völligen Anarchie. Der Graf Bellegarde kommt nicht an, wahrscheinlich um bei seiner Ankunft sagen zu können, daß Alles ohne sein Zuthun organisirt ist, und 4 oder 5 alte Räthe mit einigen Generalen, absoluten Nullen oder schlimmer als Nullen wegen ihrer Querköpfigkeit (z. B. Radetzky, Klenau u. s. w.) thun bis auf Weiteres Alles was sie können, um das Material der Armee und ihre Haltung zu Grunde zu richten.«

Wir haben keine Lust, den Ergüssen der Tagebücher weiter zu folgen; um so weniger als die glorreichen Zeiten der Freiheitskämpfe sich auch nicht im Entferntesten darin spiegeln. Am Schlusse von 1814 weiß Gentz Nichts weiter zu sagen als: »Das

Digitized by Google

Ende dieses Jahres war glänzend. Seit meinem Aufenthalte in Baden befand ich mich vortrefflich, besser als vielleicht seit Jahren. Mein Ansehen in der Welt, wenn es nicht gewachsen ist, hat wenigstens neue Stützen durch den Congreß und die Gegenwart so vieler hoher Fremden erhalten. Ich habe in den beiden letzten Monaten außer den Summen, welche ich durch meine Beziehungen mit Bukarest empfangen habe, an außerordentlichen Einkünften 48,000 Gulden gehabt. Meine Gesammteinnahme ist 1814 auf mindestens 17,000 Ducaten gestiegen. - . . . „Der Anblick der öffentlichen Angelegenheiten ist zwar traurig, aber nicht wie ehemals wegen des drückenden Gewichtes, das auf unseren Köpfen liegt, sondern wegen der Mittelmäßigkeit und Alltagheit fast aller Acteurs; indessen, da ich mir Nichts vorzuwerfen habe, bleibt die genaue Kenntniß dieser kläglichen Lage und aller jener erbärmlichen Leute, welche die Welt regieren, mir, statt mich zu betrüben, nur zum Amüsement und ich freue mich des Schauspiels, als ob man es expreß für meine menus plaisirs gäbe" — Genug ist bei dem Humor der Niedertrachtigkeit angekommen.

In solchem Humor aber dient er dann Metternich bei der Vergiftung des deutschen Volksgeistes. Das Tagebuch schließt mit dem 14. December 1819. „Um 11 Uhr bei Fürst Metternich. Der letzten und wichtigsten Sitzung der Commission zur Bestimmung des 13. Artikels der Bundesacte (der bekanntlich landständische Verfassungen verspricht und damals 1819 zurückgeschoben wurde) beigewohnt, und meinen Theil an einem der größten und würdigsten Resultate der Berhandlungen unserer Zeit gehabt. Ein Tag, wichtiger als der bei Leipzig." Unmittelbar daran knüpft Varnhagen das Nachwort:

„Mit diesem Ausbrüche frevlen und wahnsinnigen Uebermuthes schließen wir diesmal unsere Mittheilungen. Nicht ohne Schaudern, und jetzt, nach so viel Jahren bei freiem Rückblick, nicht ohne Erbarmen, sieht man in den vorstehenden Blättern die stumpfen bezlosen Diplomaten am traurigen Werk, der eignen Nation schmachvolle Fesseln anzulegen, und sieht sie in Dünkel und Wohlleben sich freuen und rühmen, alle Vortheile der Zwangsherrschaft nun auf ihrer Seite zu haben! Nicht ohne Schaudern, wenn man bedenkt, daß solche Nichtswürdigkeit zwar immer bekämpft und oft durchbrochen von frischer Kühnheit, doch ein ganzes Menschenalter hindurch sich über und herrschend behauptet hat; nicht ohne Erbarmen, wenn man erwägt, wie plötzlich und schmachvoll sie doch endlich in eigner Schande zusammengestürzt und mit ihren Urhebern den Verwünschungen von ganz Europa verfallen ist! Man sieht, wie die Herrschenden und Vornehmen hier fast allein auf bürgerliche Schultern sich stützten, wie ihre Sache ohne die Willfährigkeit und die Geistesstärke eines Gentz, eines Adam Müller — denn auch dieser lieferte blinkende Waffen des Idealen und gefälligen Ausdruckes in ihre Hände — rath- und kraftlos geblieben wäre. Wie Gentz selber über die Menschen dachte, denen er diente, haben wir am Schlusse seines Tagebuchs vom Jahre 1814 gesehen. Je ausgezeichneter seine Geistesfähigkeiten in der That waren, um so mehr verdient ihr Gebrauch zum Dienste der schlechtesten Zwecke herabgewürdigt, zur Knechtung und Schmach der eigenen Nation, eben um dieser hohen Gaben willen am schärfsten und unauslöschlichsten gezeichnet zu werden!" —

Gottlob, heut' zu Tage besitzen wir gegen solche Creaturen die freie Presse; die fünf Finger der rechten Hand und die richtige Feder darin sind eine schneidende Waffe; und wir haben fürwahr gegenwärtig keinen Grund, derartige Subjecte irgendwie zu schonen!

* Eine Reisenovelle.

Von W. Bergmann.

9. Letzter Blick auf Kopenhagen.

Als wir am andern Morgen der Hauptstadt entgegendampften, fragte ich den Baron, was er selbst etwa zu schnellerer Lösung des interessanten Räthsels zu thun gedenke. „Wie können Sie darüber in Ungewißheit sein?" fragte er. „Meine nächste Aufgabe ist offenbar die, dem Fräulein E. persönlich Alles mitzutheilen." — „Sie werden also Seeland verlassen?" — „Wenn möglich", war seine Antwort, „mit dem ersten abgehenden Dampfer." — „So reisen wir zusammen, wenn Sie sich sollten entschließen können," heute noch zu bleiben." — „Weßhalb?" — „Ich möchte gern, da ich morgen abreisen muß, noch einige Sehenswürdigkeiten der Stadt besichtigen." — „Erwerthanden! Ich werde Ihnen Gesellschaft leisten."

Wir bestiegen am Bahnhofe sogleich eine Droschke und fuhren zur Frauenkirche. Der Baron meinte lächelnd, wenn ich ihm die Wahl gelassen hätte, so würde er zuerst und vor Allem den Ortogsbaten, dieses Asyl der „hölzernen Mauern" Dänemarks und den Nerv seiner Stärke, besucht haben. Auf seinen Reisen hätten Kirchen mit wenigen Ausnahmen keine Anziehungskraft auf ihn geübt. Er sei mehr ein Freund des regen kosmopolitischen als des beschaulich passiven Lebens. „Und doch, rief ich scherzend, sind Sie diesen Stätten des beschaulichen Lebens zu Danke verpflichtet, da sie Ihrem künftigen Glücke erst das Siegel aufdrücken. Uebrigens ist es nur die Kunst in ihrer erhabensten Erscheinung, die mich dahinzieht." — „Ach, ich vergaß das; Sie haben Recht", sagte er und wurde etwas ernster. Die Eitelkeit des Dänen mochte sich in ihm regen.

Die Frauenkirche ist unbezweifelt die schönste der Stadt. Sie ist in edlem Stile aus Sandsteinquadern ausgeführt. Den abgestumpften Thurm schmückt ein einfaches hohes, vergoldetes Kreuz. Wir traten ein. Derselbe einfach-edle Styl im Innern. Zwei Reihen von je sieben Säulen tragen das Gewölbe. Da, wohin das Auge schweift, ihm überall der Genius Thorwaldsens entgegentritt, möchte man die Kirche ein zweites Mausoleum des Künstlers nennen. Vor dem Altare steht Christus überlebensgroß in carrarischem Marmor ausgeführt. Die in das Fußgestell gravirten Worte „Kommer til mig" erklären seine einladend ausgestreckten Arme. Unbeschreiblich ist die liebenswürdige Majestät, die sich in seiner Haltung, in dem sanft vorgeneigten Haupte und seinen Zügen ausspricht. An die Pfeiler gelehnt stehen zu beiden Seiten des Schiffs die zwölf Apostel von demselben Materiale und gleicher Größe. Inmitten des erhöhten mit Marmorplatten ausgelegten Chors steht oder vielmehr ist Thorwaldsens berühmter Taufengel und hält eine große Marmormuschel; beide Seiten der Emporkirche schmücken in gleichen Zwischenräumen angebrachte, geflügelte Engelsköpfe und beide Sakristeien Reliefs, deren eines des Herrn Abendmahl und das andere den taufenden Johannes darstellt. Einen noch ergreifenderen Eindruck müssen alle diese Gestalten erwecken, wenn die Kirche, wie an hohen Festen und Frühgottesdiensten geschieht, durch fünf große messingene Kronleuchter, vier hohe um den Altar aufgestellte Kandelaber und viele an den Pfeilern angebrachte Armleuchter erhellt erscheint.

„Nun wögen Sie Ihren Willen haben", sagte ich zum Baron, als wir die Kirche verließen. „Wir wollen unsere Wallfahrt zum Tempel des nautischen Merkur antreten!" Auf dem Wege dahin wurden wir auf ein eigenthümliches Gerüsch, ähnlich dem, welches eine fern vorüberreitende Schwadron hervorbringt, aufmerksam, welches sich aus einer Querstraße zu nähern schien. Es waren Karrensträflinge, deren Holzschuhe und Ketten auf dem Pflaster jene Töne hervorbrachten. Ein schauerlich und seltsam uniformirter Haufen! Sie trugen Jacken und Beinkleider, deren eine Hälfte in der Art aus schwarzem, die andere aus grauem Zeuge bestand, daß sie eine Nacht- und Dämmerungsfeite repräsentirten; bei einigen, vielleicht den Gnadenreichen, erschien die Farbe vertheilt, so daß die Nacht über der Dämmerung und diese über jener thronte. Ein lehrreiches Kapitel über physiognomische, Studien-, sagte der Baron. Ich setzte hinzu: „Das zweite Kapitel handelt von der Reform des Gefängnißwesens, die trotz Howard und Genossen noch immer zu den frommen Wünschen gehört, so lange, wie hier durch die Farben somvolisch angedeutet zu sein scheint, schwarze und graue, d. h. alte und junge Verbrecher nicht geschieden werden und, statt sie zu bessern, man sich damit begnügt, sie bis auf Weiteres unschädlich zu machen. Hier hätte die Kirche eine noch lange nicht genug beherzigte Aufgabe, für die ihr der Staat nicht dankbar genug sein könnte. Aber der Bureaukratismus hält starr an seinen Competenzen." — „Die Kirche", meinte der Baron, „möchte ich weniger gern zu Hülfe rufen, als die Moralphilosophie, denn mit Dogmen ist den Kerlen schwerer beizukommen als mit sokratischen Explicationen und vorzüglich Beweisen der Anerkennung ihrer Menschenwürde. Bei neun Zehntheilen derselben ist wohl der Unterricht, den sie in der Jugend empfingen, ein abstraktes Pensum geblieben, und solche Todtengebeine sollten nach bald vollendeter Verthierung durch Dogmen lebendig gemacht werden können? Die Missionen begehen denselben Fehler. Anstatt die Bilden zunächst zu Menschen umzuformen, machen sie Bekenntnißmaschinen, wenn nicht Aergeres aus ihnen."

Digitized by Google

Zur Seite führt eine allmälig sich erhebende gepflasterte Auffahrt, deren beide mit Linden bepflanzte Seiten aufgemauert und zugleich durch eine halbhogenförmig nach innen geschweifte Mauer eingefaßt sind. Dieselbe schmückt links die Statue des Neptun mit dem Dreizack und rechts die des Merkur mit dem Geldbeutel. Das vorragende Gesimß des Hauptportals tragen zwei farbige Marmorsäulen. Wir betreten einen schwacherhellten, ziemlich unfreundlichen, aber geräumigen Saal, der nichts Beachtungswerthes hat als ein ziemlich nachgedunkeltes großes Oelgemälde von Heyer. Tycho de Brahe sitzt in Lebensgröße neben seiner Schwester, die ein Kind im Arme hält, während sie ihre andere Hand auf dem Kopfe eines großen Hundes ruhen läßt. Tycho hat einen Globus und einige Schiffsbaurisse vor sich, während König Christian IV. mit einem Gewande bekleidet sich vorbeugt, um dem Gelehrten eine goldene Kette umzuhängen. Hinter dem Könige stehen drei Hofherren in spanischer Tracht. Auf diesen Saal öffnen sich lange Korridore, welche zu einem Bazar benutzt sind. Man wandelt durch zwei Reihen Läden, in denen Kupferstiche, Uhren, Schmucksachen, fertige Anzüge, Leckerbissen verschiedener Art und Anderes feilgeboten werden.

Man gelangt auch von der Straße ab, längs der sich das Börsengebäude hinzieht, durch mehrere Thüren in diesen Bazar. Die Börsenstraße, an deren Ausgange die neue Börse liegt, ist eine der lebhaftesten, denn sie liegt an dem sich hier verengenden innern Ausgange des Oriogshafens und bildet, genau genommen, einen mit Quadersteinbrüstungen geschützten Quai, an dessen aufgemauertem Ufer Dreimaster und kleinere Handelsschiffe in solcher Nähe ankern, daß die Bugspriete derselben schräg über die Straße hinwegragen. Das Dach des Spitzthurms der im Jahre 1624 von Christian IV. gegründeten alten Börse ist in geschmacklosem Barockstile aus vier Lindwürmern zusammengesetzt, deren verschlungene Schwänze die Dachspitze bilden, welche überdies in über einander stehenden durch Kronen unterbrochenen, vergoldeten Kugeln endet.

Wir besuchten noch die Akademie der bildenden Künste am Königsneumarkte. In ihr befindet sich auch das Atelier Thorwaldsens, ein Zimmer mit der Aussicht auf den Akademiegarten und völlig in dem Zustande, in welchem er es verlassen hatte. Wir fühlten, wie wahr Petrarka gesagt hat: Die Räume, worin große Geister gelebt und gewirkt haben, bleiben berühmt, bis das Weltall zergeht. Eine fast vollendete weibliche Gestalt, deren Thonmodell daneben stand, das man der Erhaltung wegen in feuchte Leinwandstücke geschlagen hatte, war vielleicht die letzte Arbeit des Meisters. Thonbüsten standen umher, und Marmorsplitter bedeckten den Boden.

Am andern Morgen verließen wir auf der Diana, welche ihren Lauf zwischen den Inseln hält, den Hafen. Der Baron hatte mir fest versprechen müssen, mir den Ausgang jenes interessanten Begegnisses seiner Zeit brieflich mitzutheilen. Hier ist er:

10. Schluß.

Endlich, werther Freund, bin ich im Stande, meiner Verpflichtung gegen Sie nachzukommen. Acht Tage nach meiner Ankunft in Langeland kehrte Fräulein E. von Moen zurück. Als ich ihr Alles, was ich wußte, mittheilte, gerieth sie in freudige Bewegung, und es ward mir, da sie bald darauf eine schriftliche Einladung von der Räthin erhalten hatte, leicht, ihre Zustimmung, sie begleiten zu dürfen, zu erlangen. Unsere Fahrt war, wie ich kaum zu versichern brauche, die glücklichste und interessantseste. Ein neuer freudiger Geist belebte ihre Züge, ein helleres Roth ihre Wangen, und ein lieblicheres Feuer leuchtete aus ihren Augen, denn sie fühlte sich, wie sie sagte, nun vielleicht bald nicht mehr allein. Selbst die Räthin, die uns zuerst empfing, konnte es nicht verbergen, wie sehr die Aehnlichkeit Margarethens mit ihrer Ottilie sie frappirte und zugleich ihr Herz ihr zuwandte. Sie umarmte sie mit Innigkeit. Ottilie trat ein. Sie war auf Alles vorbereitet, und doch zögerte sie, sich jener zu nähern. Einen Augenblick standen die beiden jungen Mädchen mit bebender Brust, die eine in das Anschauen der andern vertieft, und keine wagte zu sprechen. Endlich brach Margarethe das Schweigen: »Ich wußte, daß mir eine Schwester lebe, ich schrieb von Berlin wiederholte Male an den Vater. Die Briefe liefen unerbrochen zurück. Ich glaubte, die Meinigen seien todt.«

Bei dem Klange dieser Stimme begann Ottilie zu schluchzen und warf sich schweigend in Margarethens Arme. Diese rief, die thränenfeuchten Blicke auf die Räthin gerichtet: »Ist es denn? — Sie wissen es! O klären Sie auf, klären Sie auf!« — »Ja, nach Allem, was ich weiß und theils in München, theils in Kopenhagen erfahren, muß jeder Zweifel schwinden, daß Sie Zwillingsschwestern sind.« Die nun folgende Scene ergriff mich tief. Beide Schwestern traten umschlungen plötzlich vor den Spiegel, lächelten sich an, küßten sich und hielten sich dann wieder fest und schweigend umschlungen. Der Räthin standen die Thränen im Auge, und durch die Thränen lächelte sie. »Meine Lieben, rief sie dann, seid ihr nicht begierig, den Sack voll Neuigkeiten, die euch betreffen, ausschütten zu sehen?«

Die Schwestern setzten sich neben sie, und sie begann: »Vernehmt zuerst, was ich über Ottilien mitzutheilen habe. Es sind nun achtzehn Jahre verflossen, als ich auf der Rückkehr von Tegernsee nach München kam. Am fünften Tage meines Aufenthalts dort wurde mir gemeldet, daß ein Herr und eine Dame mich dringend zu sprechen wünschten. Sie führten ein hübsches Kind von dritthalb Jahren, dich, liebe Ottilie, mit sich. Sie hätten, sagten sie, vom Wirthe gehört, daß ich eine Dänin sei und nahe bei Kopenhagen wohne; und hätten mich um der Barmherzigkeit Gottes willen, ich möchte mich geneigt finden lassen, das Kind nach Kopenhagen mitzunehmen und es dort seinem Vater, einem dänischen Schiffscapitän Namens E., zu übergeben. Die Mutter des Kindes sei in München gestorben, und sie, die Bittsteller, hätten als Verwandte der Mutter dasselbe so lange zu sich genommen, bis die erbetene Erklärung des Vaters nach langem Schweigen endlich eingegangen sei. Gerührt von dem Anblicke der hübschen Waise, erklärte ich mich zu dem lästigen Dienste bereit. Das Kind wurde meiner Dienerin übergeben, und ich reiste ab. Der Vater des Kindes war vor meiner Rückkunft gestorben. Verwandte waren keine aufzufinden. Da ich kinderlos war, sah ich es als einen Fingerzeig des Himmels an, der mir die Kleine zugeführt hätte. Ich nahm sie zu mir und adoptirte sie später. Von einer Schwester hatten jene Verwandten nichts erwähnt. Ottilie erfuhr, was ich eben erzählte, erst in späteren Jahren. Auch sie wußte von einer Schwester nichts.«

»Auch ich«, nahm nun Margarethe das Wort, »erfuhr erst in meinem vierzehnten Jahre, daß meine Mutter früh gestorben, daß mir ein Vater und eine Schwester in Kopenhagen lebe; daß es der Mutter Sehnsucht gewesen, diese Kinder zu erhalten und sie mich bald nach ihrer Ankunft in München bei Verwandten, die in einer Vorstadt Münchens wohnten, vorläufig untergebracht habe. Ein unverheiratheter, wohlhabender Vetter meiner Pflegeeltern hatte, als er bei einem Besuche mich gesehen, eine zärtliche Zuneigung zu mir gewonnen; durch seine Vermittlung wurde an meiner geistigen Ausbildung nichts gespart. Ich wurde in ein Töchterinstitut geschickt, wo ich in allen Gegenständen humanistischen Wissens und auch in französischer und englischer Sprache unterrichtet wurde. Ich machte so gute Fortschritte, daß mein Wohlthäter im Einverständniß mit meinen Pflegeeltern beschloß, mich die Gouvernante ausbilden zu lassen. Mit Rührung schied ich später von ihnen, um in Berlin eine Stelle anzutreten. Mit allem Nöthigen ausgestattet, reiste ich ab. Ich habe schon bemerkt, daß meine Briefe an den Vater uneröffnet zurückliefen und ich so die Gewißheit erhielt, daß die Meinigen todt seien.«

Ottilie, die wie wir alle mit Spannung zugehört hatte, fiel nun auf's Neue der Schwester weinend um den Hals. Als beide ruhiger geworden waren, sagte die Räthin: »Nun, meine Lieben, laßt mich euch zum völligen Lichte führen, denn sicher werden euch und auch Ihnen, Herr Baron, schon längst zwei Fragen aufgestiegen sein: Wie kam die Mutter nach München? Warum verließ sie ihren Mann? Es ist mir gelungen, in Kopenhagen selbst auch darüber nähere, wenn auch betrübende Aufschlüsse zu erhalten. Vor acht Tagen besuchte ich dort einen Jugendfreund, ein Mitglied des Consistoriums, und theilte ihm, was um meiner geliebten Ottilie willen mein Mutterherz bewegte, mit. Er sann nach, und, wie auf Verabredung, sprachen wir beide den Gedanken aus, ob vielleicht aus irgend einem Grunde eine gerichtliche Scheidung damals vollzogen sei? Er versprach, mir in einigen Tagen Nachricht zu geben. Er schrieb mir dann, daß eine Akte sich vorgefunden, wonach zwischen dem Schiffscapitän E. und seiner Frau auf Grund erwiesener in Trunkfälligkeit begangener Mißhandlungen und Nachstellungen nach dem Leben der Frau die Scheidung erkannt und der Mutter zwei Zwillingstöchter zugesprochen seien. Die arme Mutter wird, ergänzte die Räthin, mit den beiden unmündigen Kindern Kopenhagen verlassen haben. Welch ein Spielball wunderbarer Geschicke wurden die beiden

Digitized by Google

Schwestern, werden Sie sagen, lieber Freund, aber wir beide werden auch sicherlich in die rührende Aeußerung Margarethens eintimmen: Der Rath Gottes führte es herrlich hinaus.

Ottilie wollte sich nun von der Schwester nicht mehr getrennt wissen. Die Räthin, deren Liebling, und mit Recht, sie ist, schlug deßhalb Margarethe vor, bei ihr zu wohnen. Aber diese erklärte mit edler Festigkeit, daß sie für jetzt ihren Beruf nicht aufgeben könne und möge, daß sie aber, so oft ihre Zeit es erlaube, auf Besuch kommen wolle. Das offenherzige Erbieten der Räthin, ihr Vertrauen wie einer zweiten Mutter zu schenken, nahm sie mit den herzlichsten Versicherungen an, erklärte aber, indem ihr Zartgefühl sie die weiteren Folgerungen dieses Anerbietens ahnen ließ, daß sie sich, von jenem Vertrauen Gebrauch zu machen, vorbehalte. Ihr edler Stolz stellte sie in meinen Augen, wenn möglich, noch höher. Da sie einige Tage bei der Räthin blieb, empfahl ich mich. Ueber den Erfolg meiner Herzensangelegenheit, deren Vertrauter Sie geworden sind, mag ich Ihnen nicht eher schreiben, bis ich rufen kann: Vici. Ich schreibe Ihnen diese Zeilen von meinem kleinen Gute bei Helsingör, wo ich nach langer Abwesenheit Vieles zu ordnen finde. Leben Sie wohl!«

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Fundamentalphilosophie. Ein Versuch, das System der Philosophie auf ein Realprincip zu gründen. Von H. M. Chalybäus. — Erinnerungen an Graf Ladislaus Teleki. Von F. M. Kertbeny. — Die Familie Friedemann. Roman. Von B. von Wiese. — Charaktermasken. Von Alfred Meißner.

* Während Ranke's französische Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert mit dem grade jetzt ausgegebenen fünften Bande beendigt ist, erscheint gleichzeitig der dritte Theil der englischen Geschichte.

* Eine billige Ausgabe des Werkes »G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke« zum Preise von zwei Thalern ist unter der Presse.

* Beitaire ist von J. L. Klein in Berlin zur Hauptfigur eines fünfaktigen Lustspiels gemacht worden, welches in Kurzem in den Buchhandel kommt.

* Die Verlagshandlung von Hoffmann und Campe in Hamburg erlöst ein Subscriptions-Circular wegen der von ihr veranstalteten Gesammtausgabe der Werke von Heinrich Heine. Dieselbe wird von Adolf Strodtmann geleitet und soll alle unzweifelhaft von Heine herrührenden Dichtungen in einer ganz neuen Redaction und mit Ergänzung derjenigen Stellen, die früher der Censur wegen fortbleiben mußten, enthalten. Auch alle bisher in Journalen zerstreuten oder ungedruckt gebliebenen Arbeiten sind aufgenommen, endlich der Briefwechsel Heine's in sorgfältiger Auswahl angekündigt. Besonders interessant soll der mit Immermann und Laube sein. Die Ausgabe umfaßt 18 Bände, und zwar in folgender Ordnung: 1. und 2. Reisebilder. 3. Englische Fragmente. Shakspere's Mädchen und Frauen. 4. Novellistische Fragmente. 5. Religion und Philosophie in Deutschland. 6. Die romantische Schule. 7. Elementargeister und Dämonen. 8.—10. Französische Zustände. 11. Ludwig Börne. 12. Vermischte Schriften. 13.—16. Dichtungen. 17. und 18. Briefe.

*„ Zu Schopenhauers philosophischem System: »Die Welt als Wille und Vorstellung« sind im Verlage von A. D. Gröbler in Bremen begleitende Bemerkungen als Beitrag zu einer Beurtheilung der darin ausgesprochenen Principien, 4 Bogen stark, von Wilhelm Nagel erschienen. Das Heft wird zunächst allen denjenigen eine willkommene Gabe sein, welche sich augenblicklich mit dem Studium der Schopenhauerschen Philosophie beschäftigen; und wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, ist das Studium derselben augenblicklich so verbreitet, daß man fast den prophetischen Ausspruchen Schopenhauers Glauben schenken möchte, wenn er so oft in seinen Werken die Philosophie von sich und seinen Aufschlüssen abhängig macht. Mit Recht sagt der Verfasser ferner, daß ungeachtet der hohen Verdienste, welches sich Schopenhauer um den Fortschritt der Philosophie erworben, auf die Fehlschlüsse und Inconsequenzen hingedeutet werden müsse, bei denen Uebersehen der sonst Anerkennende in das Gewebe einer unglückseligen Ethik verstrickt werden muß. Je mehr die Schopenhauer'schen Resultate allem widersprechen, was in der menschlichen Natur begründet und in der menschlichen Gesellschaft anerkannt sei, desto nöthiger sei es sich Rechenschaft darüber zu geben, ob Schopenhauer nicht in einem Grundirrthum befangen sei, wie glänzend und blendend auch seine Bemerkungen für ein oberflächliches Gemüth und einen blasirten Verstand, welches Beides in unserer Gegenwart häufig gefunden werde, sein mögen.« »Für den«, heißt es weiter, »welcher das Schopenhauer'sche Buch nicht zur Hand hat oder doch nicht liest, werden die »Begleitenden Bemerkungen« eben so unverständlich sein, als ein Commentar ohne Text. Wenn dann noch am Schlusse einige weitere zielende Aufklärungen sich finden, so mögen diese als ein Versuch zur Begründung meines eigenen Standpunktes in Religion und Philosophie zuweilig mit in den Kauf genommen werden. Es mag die und da Einen geben, dem auch diese nicht genügt sind.« — Der geehrte Verfasser, welcher sich bereits durch eine Anzahl früherer, in demselben Verlage erschienener Schriften, u. a.: »Das Christenthum in seiner Wahrheit als Religion der Gegenwart (1855)«, »Erbauungsstunden (1846)« und »zum Wesen des Christenthums« (1848) weit über die engen Grenzen seines Wohnorts hinaus unter den Gebildeten und Denkenden Anerkennung und Verehrung erworben hat, sagt am Schlusse seiner Vorrede noch Folgendes: »Denen, die mich auf meinen sonstigen Schriften kennen, kann ich versichern, daß grade das Studium der Schopenhauer'schen Philosophie mich nur fester auf meinem Standpunkt gestellt hat, weil ich noch besser als sonst gelernt habe, das Gebiet der Religion von dem des menschlichen Philosophirens getrennt zu halten und darin meinem Freunde Wilhelm Meyer in seinen Grundsätzen, wie er sie in dem Buche »Das Wesen und die innere Wahrheit des Christenthums« ausgesprochen hat, näher gekommen bin.«

* Das Goethehaus in Frankfurt ist täglich verkauft worden, nicht an die Stadt, wie man hoffte, sondern an einen Privatmann, welcher im Innern manche Veränderung soll vornehmen wollen.

* Zu den musiktreibenden deutschen Fürsten, dem Könige von Hannover und dem Herzoge von Koburg, hat sich jetzt auch der Prinz Peter von Oldenburg gesellt, welcher eine Oper »Das Käthchen von Heilbronn« componirt hat. Dieselbe ist vor Kurzem auf der Bühne in Wiesbaden vor einem eingeladenen Kreise zur Aufführung gekommen.

* Bremen, 5. September. Gestern wurde die Saison unserer städtischen Bühne eröffnet, und zwar mit der Oper »Sanna Chiara«, welche zur ersten Aufführung gelangte. Wenn wir über diesen Anfangsabend und die Aufnahme des Werkes berichten sollen, so sind wir in einiger Verlegenheit, müssen aber zu unserem Bedauern die Notiz voranstellen, daß die Aufnahme der Oper lau, der Erfolg gering war. Ein Urtheil soll damit nicht abgegeben werden; obwohl die Oper so einfach und klar gehalten ist, daß man recht wohl im Stande wäre, nach einer einmaligen Aufführung sich ein Bild von derselben zu machen, so ist es doch eine Sache des Pflichtgefühls und des Anstands, genauer zu prüfen, ehe das Urtheil erfolgt. Dasselbe wurde überdies durch den Umstand erschwert, daß mehrere neue Mitglieder der Gesellschaft zum ersten Mal auftraten und somit einen Theil des Interesses in Anspruch nahmen. Für die Oper war das ein schlimmes Ding, da das Publikum nicht recht wußte, wohin es sich wenden sollte, und seine Aufmerksamkeit nicht zu concentriren vermochte. Die Direction hätte besser gethan, die Aufführung bis zu einer Zeit zu verschieben, wo Regie und Kapellmeister die ihnen zu Gebote stehenden Kräfte genau kennen und jeder den rechten Platz anweisen können. Nun war allerdings mit großem Fleiß und vieler Liebe studirt worden, auch ließ die Generalprobe Tüchtiges erwarten, aber doch schwebte über dem Ganzen jenes Gefühl der Unsicherheit, welches Druck und Kehle zusammenschnürt. Darüber kamen denn auch die Zuhörer, welche der Oper und ihrem fürstlichen Componisten ohne Zweifel große Sympathie entgegenbrachten, nicht zum rechten Genusse. Nachdem wir das Textbuch gelesen, waren wir überzeugt, daß schon die Handlung allein viel Theilnahme erregen und von großer Wirkung sein werde. Das war aber nicht der Fall. Das Publikum verhielt sich dem Verlaufe der Handlung gegenüber sehr ruhig; Scenen, welche man für wirksam halten sollte, gingen eindruckslos vorüber. Spätere, klare und sichere Aufführungen werden ohne Zweifel einem günstigeren Urtheil begegnen, doch ist kaum zu erwarten, daß der Erfolg ein bedeutender sein wird. Uns erschien das Werk als eine recht tüchtige und der Anerkennung durchaus würdige Arbeit, welche geschickt und in ehrenwerther Weise ihre Aufgabe löst. Einige der hervorstechendsten und besten Nummern wurden übrigens mit sichtlichem Gefühl vom Publikum herausgefunden und durch Beifall ausgezeichnet. Dahin gehörten im ersten Aufzuge das Lied »am blum'gen Rain«, ein Quintett und das Finale, in diesem wieder besonders der Schlußsatz; im zweiten Aufzuge das Quartett zu Anfang des Finales; im dritten Akte der Tripelchor, Charlottens Arie und das Duett derselben mit Victor. Manche andere Nummer, die gleiche Aufzeichnung verdient hätte, blieb ohne besondere Wirkung. Eine zweite Aufführung wird ein festes Urtheil gewinnen lassen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℳ 12 ßr Gold.
Expedition
Hutfliesstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℳ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 37. Bremen, 15. September. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Zur neueren Literatur des Meers. Von H. Romberg.
Der moustache Garten in London Von L. Hofmann.
Scenen aus Schillers „Maria Stuart.“ Von T. Richters.
Zur Geschichte des Bades Neuburg. Von G. Tögetfen.
Literatur und Kunst.

* Zur neueren Literatur des Meers.

Von H. Romberg.

Der alte Ocean hat wahrlich kein Recht, sich in unserer Zeit über einen Mangel an Achtung zu beklagen. Wenigstens wird man durch die lange Reihe neuerer Werke und Abhandlungen, die ihn zum Gegenstande haben, zu dem Schluß genöthigt, daß er recht populär geworden ist. Aber er verdient es auch. Er ist von jeher ein dankbarer Stoff gewesen; von jeher hat er eine fast magische Anziehungskraft, einen unwiderstehlichen Reiz auf uns Menschen, selbst auf die, welche hoch oben im trockensten Binnenlande leben, ausgeübt. Früher kleidete er sich gern in ein märchenhaftes Gewand; die Sage und der Aberglaube — und nicht nur der des Volks, sondern auch der der Wissenschaft — flüchteten hierher; die Phantasie suchte hier einen Hintergrund für ihre Gebilde. Seine Oberfläche war der Kampfplatz wilder elementarer Gewalten, seine Tiefe die Heimat räthselhafter Geschöpfe und gefräßiger Ungeheuer. Er erschien uns als eine unheimliche, feindliche Kraft, als der Schauplatz von Gefahren und Schiffbrüchen, von endlosen Kämpfen und Zerstörungen.

Jetzt hat sich das freilich sehr geändert. Das helle Tageslicht der Wissenschaft ist auch in diese dunkelen Tiefen gedrungen und hat den geheimnißvollen Zauber zerstört, der bisher über seinen Gewässern lagerte. Er hat sein Privilegium für fabelhafte Geschöpfe und Geschichten, für alles Wunderbare und Ungeheuerliche verloren. Die Kraken und Seeschlangen, die Sirenen und Meermenschen sind um ihr Ansehen gekommen, ebenso wie die saugenden Trichter, die tückischen Wirbel und Malströme, die unterseeischen Heizröhren und Eislager. Selbst vor seinen Stürmen hat man viel von dem früheren Respect verloren, seit man sie in bestimmte Gesetze gezwängt hat. Die schöne freie Zeit des Oceans ist damit vorbei; man hat sein Wasser gemessen und sein Salz gewogen; man hat seine Fluthwellen und Strömungen, seine Temperatur und das Maß seiner Verdunstung untersucht. Das Geheimniß seiner Bewegungen hat man aufgedeckt und sich deutliche Vorstellungen von dem großen Kreislauf der Gewässer verschafft. Die leidige Kanonenkugel, die sonst Mauern und Schiffe zertrümmert und Menschenleiber zerreißt, wurde zu einem friedlichen Instrument; man hat sie in Tiefen bis zu vier Seemeilen herabgesenkt und auf diese Weise Proben vom tiefsten Meeresgrunde emporgehoben. Das Mikroscop feierte unerhörte Triumphe, und ganze Klassen neuer Thiere erhoben sich aus den salzigen Gewässern. Statt der früheren Abenteuer und Gefahren wurde jetzt die Spur jedes Schiffes eine lange Kette von Beobachtungen und Messungen; man umspann das Meer mit einem dichten Netz vielgestalteter Linien, mit Isothermen und Isobaren, Isorachien und Isogonen, Isoklinen und Isodynamen; man beschrieb seinen ehrwürdigen Rücken mit nüchternen Zahlen, und jede Zahl bezeichnete eine neue Fessel, welche die kecke Hand des Menschen um den Ocean schlug.

Hat das Meer dadurch an Interesse verloren, daß es sein buntes, sagenhaftes Gewand abgelegt hat, daß sich jetzt der Ernst der Wissenschaft mit seinen trockenen Zahlen und Formeln in diesem Reich der Märchen und Wunder breit macht? — Gewiß nicht; gerade dadurch ist das Interesse erst recht rege geworden. Freilich ein Interesse anderer Art. Wir schauen und verstehen jetzt, was wir früher nur dunkel ahnten; wir verstehen die große Aufgabe des Oceans, die wichtige Rolle, die ihm im Haushalt der Natur angewiesen ist; wir schauen voll Bewunderung auf die neue Welt, die sich vor uns aufschließt, auf den unendlichen Reichthum der schöpferischen Kraft, der alle unsere Ahnungen weit, weit hinter sich läßt. Und wie unsere Erkenntniß der ewigen Gesetze wächst, wie wir mehr und mehr vordringen, steigen immer neue, immer bedeutungsvollere, tiefere Fragen vor uns auf, die uns unaufhaltsam auf das letzte und höchste Ziel alles menschlichen Wissens zutreiben.

Die Aufmerksamkeit, der sich die Naturwissenschaften überhaupt in unserer Zeit erfreuen, hat sich auch auf das Meer erstreckt; sie hat dasselbe vielleicht mit etwas Vorliebe aufgesucht, weil sich gerade hier unser Gesichtskreis nach vielen Seiten hin in einer überraschenden Weise erweiterte. Das Meer ist gerade jetzt der Schauplatz der vielseitigsten und emsigsten Thätigkeit. Und zwar ist es nicht allein der reine wissenschaftliche Eifer, sondern in hundert Fällen das unmittelbare praktische Bedürfniß, — die Ansprüche der Schiffahrt, des gesteigerten Seeverkehrs, der unterseeischen Telegraphie u. s. f. —, welche zu einer Ausdehnung und energischen Betreibung der Untersuchungen ansporn. Ein langer Friede hat die Kriegsmarinen der großen Seemächte zu wissenschaftlichen Zwecken disponibel gemacht; er hat die Küstenvermessungen, die Expeditionen und Erforschungsreisen begünstigt. Nach einer anderen Seite hin wurden durch den Aufschluß alter Archive, durch die Herausgabe alter Karten und Schiffstagebücher

Digitized by Google

werthvolle Beiträge zu der Geschichte der Schifffahrt und der Entdeckungen geliefert. Das binnenländische Publikum ist endlich auch durch die vermehrte Reiselust und Reiseleichtigkeit, durch Eisenbahnen und Dampfschifffahrt, durch den zunehmenden Gebrauch der Seebäder — ja bei uns in Deutschland vielleicht auch durch die mit unseren nationalen Einigungsbestrebungen so eng verwachsenen Flottenideen — der Küste und dem Meere näher gerückt. — So ist es denn wohl natürlich, daß gerade unsere Zeit eine so ausgebreitete Literatur über den Ocean zu Tage fördert.

Aber der Leser sei ohne Furcht! Nicht diese große Menge technischer, wissenschaftlicher und populärer Abhandlungen und Compilationen soll Gegenstand unserer Betrachtung sein. Nur zwei derselben, beide unzweifelhaft von hervorragender Bedeutung, obwohl ganz verschieden in Tendenz und Anlage, heben wir hervor, die schon vor mehr als zehn Jahren erschienene »physische Geographie des Meers« von Maury (früherem Lieutenant der Vereinigten-Staaten-Flotte), und das neueste Werk von Michelet: »das Meer« *), jedenfalls eine der originellsten Abhandlungen, die über diesen Gegenstand geschrieben sind.

Unter den neueren Aposteln des Meers steht Maury obenan. Er ist der Vater der heutigen — wenn wir sie so nennen dürfen — oceanischen Wissenschaft. Wir wollen damit nicht sagen, daß er die physische Geographie des Meers als eine neue Wissenschaft geschaffen hat; aber er hat sie emancipirt und selbständig gemacht, er hat ihr Eingang verschafft unter Seeleuten und Landleuten, unter Gelehrten und Laien. — Sein Werk wendet sich zunächst an seine Fachgenossen, an die Seeleute. Er sammelte die zerstreuten Resultate für sie und zeigt ihnen, was die Wissenschaft bisher auf ihrem Element und für ihr Element gethan hat. Er zeigt ihnen weiter, was noch zu thun übrig bleibt und welche dankbare Arbeit ihnen so recht eigentlich vor die Füße geworfen ist. Er fordert sie auf Mitarbeiter zu werden an einem großen System wissenschaftlicher Beobachtungen auf See und so thätig mitzuwirken an der Lösung der Fragen, an der Ergründung der Gesetze, denen das Wasser und die Luft in ihrer Bewegung folgen. Humboldt hatte früher schon ein ähnliches System vorgeschlagen, um auf dem Lande den Verlauf magnetischer Erscheinungen einer umfassenden Beobachtung zu unterwerfen; Maury verfolgte diese Idee und dehnte sie über den Ocean hin aus, wo er unter den strebsameren Kapitänen der Kriegs-, Kauffahrtei- und Fischerflotten ein zahlreiches, williges Heer von Mitarbeitern fand. So legte er die Zukunft der Oceanographie in die Hände der Seeleute selbst. Seine Vorschläge fanden Anklang und Unterstützung; die See bedeckte sich mit Tausenden schwimmender Warten. Jetzt ist sein Beobachtungssystem in voller Thätigkeit und hat nach mehr als einer Seite hin glänzende Früchte getragen.

Maurys Verdienst als Gelehrter, als selbständiger Forscher mag angezweifelt werden. Es ist wenigstens nicht so groß, als die Meinung davon, die durch das Erscheinen seines berühmten Werks hervorgerufen wurde. Ueber viele Fragen hat er Licht verbreitet oder doch dazu beigetragen, Licht zu verbreiten; er hat manchen glücklichen Gedanken gehabt; mit vielen andern Hypothesen hat er aber auch Fiaskos gemacht. Jedenfalls hat er das Vorhandene mit Geschick vereinigt und zusammengestellt. Deshalb hört man von vielen Seiten das Urtheil aussprechen, Maury sei am größten als Sammler; sein hauptsächliches Verdienst bestehe in der mühsamen Vergleichung und Zusammenstellung des ungeheueren Materials, in der Discussion und Sichtung der massenweise einlaufenden Beobachtungen, von denen ein großer Theil unzuverlässig und unbrauchbar ist. Nach unserer Meinung liegt auch hierin nicht seine eigentliche Bedeutung; wir können uns gar nicht einmal denken, daß er zu dieser Handlangerarbeit der Wissenschaft, wenn er sie auch geduldig überwacht und leitet, große Neigung fühlt. — Wir sehen im Leben — und so auch in der Wissenschaft — von Zeit zu Zeit Gestalten auftreten, die nicht sowohl bedeutend sind durch das, was sie selbst schaffen und leisten, sondern vielmehr durch die Anregung und Anleitung, die sie Anderen zum Schaffen und Leisten zu geben vermögen. Zu diesen gehört Maury; sein größtes Verdienst besteht in der Anregung, die er gegeben hat. Eine hohe Begeisterung für das große Thema, das er behandelt, eine reiche Phantasie, eine echt poetische Auffassung der Erscheinungen ließen sein Werk, das zunächst auf die Seeleute berechnet war, nicht bei diesen stehen bleiben, sondern schafften ihm Eingang in alle Kreise des Binnenlandes. Seine Darstellung ist meisterhaft; er besitzt in hohem Grade die Gabe zu fesseln und anzuspornen. Er weiß Alles in Bewegung zu setzen, Alles für seine Ideen und seine Zwecke zu interessiren — Regierungen und Privatleute, Gelehrte und Ungelehrte. Freilich reißt ihn gerade diese Seite seiner Natur — seine lebhafte Auffassungsgabe, seine schöpferische Phantasie, sein fast prophetisches Ahnungsvermögen — zu mancher gewagten Behauptung hin. Ihm gilt nicht das Gaußsche pauca et matura; sein strebsamer, rastlos thätiger Geist will Alles umfassen und Alles durchdringen, er scheut sich nicht, auch das auszusprechen, was ihm selbst noch unklar und problematisch ist, was er mehr ahnt und fühlt, als wirklich durchdacht hat — seine halbreifen Ideen, seine Hypothesen, seine Zweifel. Das mag unvorsichtig sein, aber es ist die ehrenwerthe Unvorsichtigkeit, welche uns das Streben nach Wahrheit und die Begeisterung giebt, und wir möchten ihn deßhalb nicht einen Schwärmer und Phantasten schelten.

Wie man deßhalb auch über seine Stellung als selbständiger Forscher urtheilen mag, das Verdienst muß ihm unbestritten bleiben, daß er es verstanden hat, einen gewaltigen Aufschwung in gewisse Zweige des menschlichen Wissens zu bringen. Er hat nicht nur seine ganze Arbeitskraft auf das Meer geworfen; er hat die Arbeitskraft von Tausenden für diesen Zweck nutzbar gemacht; er hat sich und seinen Ideen Tausende von Jüngern gewonnen und hat ihre vereinzelten Bestrebungen in ein gemeinsames Bett geleitet. Ihm gebührt das Verdienst einer großen Saat, deren volle Früchte wohl erst kommende Geschlechter ernten werden. — In dieser Beziehung erinnert seine Thätigkeit und seine Stellung einigermaßen an die allerdings weit umfassendere unseres großen Landsmanns Alexander von Humboldt und hierin hat auch das Erscheinen und die Erfolge der »physischen Geographie des Meers« einige Aehnlichkeit mit denen des »Kosmos«. Was dieser für die Gesammtheit der Naturwissenschaften, das ist jene in ganz ähnlicher Weise für das beschränktere Gebiet des Meers. Hier und dort sind es weniger vereinzelte Resultate eigener Forschung, als das Zusammenfassen und Durchdringen des Vorhandenen, das Concentriren und Beherrschen der einzelnen Bestrebungen, das Anregen und Heranziehen immer neuer Kräfte für den Dienst der Wissenschaft.

Die »physische Geographie des Meers« behandelt übrigens, wie schon der Titel sagt, nur einen Theil des Stoffs, den man sonst wohl unter der Rubrik »Ocean« zusammengefaßt; ja sie erfüllt nicht einmal das was der Titel verspricht; sie behandelt nur die Wassermasse, ihre chemische Zusammensetzung, ihre physikalische Beschaffenheit, ihre Bewegungen und ihre mannichfachen Beziehungen zum Luftmeer und zum Festlande. Wichtige Erscheinungen, wie z. B. die Ebbe und Fluth und der Wellenschlag des Meers werden

*) Michelet, das Meer. Deutsch von Fr. Spielhagen. Leipzig, Weber.

Digitized by Google

kaum erwähnt; ebenso bleibt das reiche organische Leben des Oceans fast ganz unberücksichtigt. Auf Vollständigkeit und Methode, auf den Ruhm einer umfassenden und erschöpfenden Behandlung, wie sie der Kosmos darbietet, kann deßhalb die Maurysche Schrift keinen Anspruch machen. Sie war ursprünglich eine Tendenzschrift auf beschränktem Gebiet; sie faßte nur die Interessen der Schifffahrt und auch diese nur nach gewissen Seiten hin in das Auge. Nicht sowohl dem Stoff, den sie behandelt, als der Genialität und schriftstellerischen Begabung ihres Verfassers hat sie es zu danken, daß sie nicht in der Fachliteratur begraben blieb, sondern in weitere Schichten eindrang, überall den Boden auflockerte und eine erhöhte Theilnahme hervorrief, — daß sie ein bahnbrechendes, Epoche machendes Werk wurde. Alle später erschienenen Darstellungen des Meers weisen auf sie zurück und tragen mehr oder weniger den Stempel ihres Einflusses.

Das einmal angeregte Interesse für den Ocean ist glücklicher Weise nicht wieder eingeschlafen. Es wurde noch besonders durch die Erfolge des Mikroskops, durch unsere fortschreitende Kenntniß der Flora und Fauna im salzigen Wasser genährt. Auch hierfür beschenkte uns die Presse mit einer umfangreichen populären Literatur. Es wurde förmlich zur Modesache, am Seestrande nach Mollusken und Quallen, Anneliden und Echinodermen zu suchen, Aquarien anzulegen, zu seciren und zu mikroskopiren. Man vertrieb sich die langweilige Badezeit damit, in grausamem Wissensdurst unschuldige Strandbewohner zu quälen. Selbst der wohlbekannte Biograph Goethes, Lewes, hat uns noch kürzlich mit Studien am Meeresstrande überrascht.

Unter dieser ganzen Reihe von »Nachfolgern« ist bei weitem die originellste Erscheinung das neueste Werk von Michelet. Unser erstes Gefühl war das des Erstaunens, als wir seinen Namen mit diesem Thema in Verbindung gebracht hörten. Wie kommt Michelet, der Jesuitenfeind, der Historiker, der Philosoph auf das Meer? Was hat der auf dem Meere zu thun? — Man kann sich einer kleinen Verwunderung nicht erwehren — aber am Ende, wo giebt es einen Winkel der Erde, wohin zu dringen der Philosoph nicht das Recht hätte oder das Recht sich nähme! Und wenn der Biograph Goethes Krustenthiere und Seeigel präparirten und der Welt seine Beobachtungen mittheilen kann, warum soll uns der französische Akademiker nicht mit dem unterhalten, was er am Meeresstrande erfahren und empfunden hat.

Wir waren neugierig und — um es frei zu gestehen — auch etwas mißtrauisch, als wir das Buch in die Hand nahmen. Die ersten Kapitel dienten nicht dazu, dies Mißtrauen zu beseitigen. Das arme Meer wurde furchtbar verarbeitet. Man muß sich erst in Michelets eigenthümliche Anschauungsweise, in seine wunderlich springende Behandlung, in die summarische Art, wie er mit den Resultaten der Naturforschung verfährt, hineingewöhnen. Aber je weiter man kommt, desto mehr wächst das Interesse. Durch alle Unordnung und Wunderlichkeit, durch alle Fehler und Mißgriffe fühlt man doch die hervorragende geistige Begabung hindurch; man fühlt die Hand des Meisters, wenn derselbe sich auch auf einem ihm fremden und fernliegenden Gebiete bewegt.

Daß Michelets Meer und Maurys physische Geographie zwei völlig verschiedene Werke sind, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Schon der Umfang ist ein ganz anderer. Michelet dehnt seinen Stoff viel weiter aus; er wirft zunächst vom Ufer aus einen Blick auf das Meer mit seinen Strömungen, Wellen und Stürmen, dann zieht er aber auch das Leben, die Genesis des Meers, die Entdeckung und Eroberung desselben durch die Hand des Menschen und endlich die Wiedergeburt durch das Meer, die Seebäder in den Kreis seiner Betrachtung. — Noch abweichender als der Stoff ist die Behandlungsweise, die durch den verschiedenen Standpunkt der Autoren bedingt wird. Beiden ist eine warme Begeisterung gemeinsam; beide sind im Grunde poetische Naturen, die mit wahrhaft künstlerischem Pinsel das Bild ihres großen Vorwurfs entwerfen. Aber der Amerikaner ist durchdrungen von dem Ernst seiner Aufgabe und wenn ihn der Eifer für seine Bestrebungen auch zuweilen etwas weit führt, so trägt sein Gemälde doch überall den Stempel strenger Wahrheit und Gewissenhaftigkeit. Es ist eine ehrbare fromme Begeisterung, die die fünf Sinne zusammenhält und den Pegasus nicht mit sich durchgehen läßt. Ganz anders der Franzose, der seiner Phantasie vollständig die Zügel schießen läßt. Michelet kennt die Ergebnisse der neuesten Forschungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaft; er hat sich um Alles bekümmert, d. h. er hat Alles rasch überflogen und nach seiner Weise aufgefaßt. Daß er dabei Vieles nur halb oder falsch verstanden hat, ist einerlei; er will nur übersehen, zum Durchdringen hat er keine Zeit. Aus diesen Thatsachen, welche die Wissenschaft mühsam und geduldig zusammenschleppt, schafft er sich nun seine Welt. Er greift mit voller Hand hinein; was ihm paßt, das nimmt er und fügt es seinem Gebäude ein; was ihm nicht paßt, das wirft er ohne Bedenken über Bord. Er kennt dabei keine Schranke und keine Auswahl; er folgt ganz der augenblicklichen Eingebung. Seine Vorliebe für das Außergewöhnliche und Wunderbare läßt ihn neben ernste Thatsachen ganz abgeschmackte Dinge stellen. Wenn ihn die Thatsachen verlassen, appellirt er an das Herz und weiß oft unser Urtheil mit Erfolg irre zu leiten. Wir mögen noch so mißtrauisch und bedenklich auf seine gewagten und paradoxen Sätze blicken, er weiß uns zu überrumpeln; er läßt uns keine Zeit zur Ueberlegung; wie ihn sein Stoff hinreißt, so reißt er uns mit fort, gefesselt durch die Macht seiner glühenden Beredsamkeit. — Objectiv und ruhig zu sein, ist ihm ganz unmöglich; seine Gedanken scheinen sich förmlich zu jagen; aus jeder Zeile spricht seine nervös erregte Natur, seine überreizte, fast überspannte Einbildungskraft. — Maury, dem man sonst doch eine lebendige, schwungvolle Darstellungsweise nicht absprechen kann, erscheint wie ein trockener Pedant und Spießbürger neben diesem gährenden Durcheinander von Ideen.

Für die Unzuverlässigkeit und Willkür des Michelet'schen Werks, für seine wunderlichen und excentrischen Einfälle entschädigt reichlich die meisterhafte Schilderung, die große Innigkeit und Wärme, so wie die Fülle tiefer und origineller Gedanken, denen man auf jeder Seite begegnet. Er betrachtet die Welt durch eine stark gefärbte Brille, aber es ist ein warmer, rother Ton, die Farbe des Mitgefühls und der Menschlichkeit in seinen Gläsern. Die große Harmonie alles Bestehenden sucht er und findet er in der Liebe; das ist seine Weltanschauung, seine Philosophie; das ist auch der Grundgedanke seines vorliegenden Werks. Er will überall Lieben und Liebe sehen, und deßhalb sieht er sie überall, selbst in den kalten, unfreundlichen Fluten des Oceans. Für ihn existirt nichts Unorganisches. Was er von Maury sagt, gilt in viel höherem Grade von ihm selbst; das Meer ist für ihn ein Individuum, eine Persönlichkeit, ein ungeheueres Thier, das auf der ersten Stufe der Entwicklung stehen geblieben ist. Die trockensten Processe im Reiche der unorganischen Körper beleben sich in seinen Augen und gestalten sich zu erhebenden Vorgängen. »Die Erde spricht durch Ebbe und Flut zu den andern Planeten, ihren Brüdern und Schwestern. Bekommt sie von jenen eine Antwort? Man darf es annehmen. Auch sie werden sich der Erde entgegenströmend in ihren flüssigen Theilen heben. Die gegenseitige Anziehung, die Tendenz eines jeden Sterns aus seinem Egoismus herauszutreten sind erhabene Zwiegespräche, die durch die Himmel ertönen!«

Ungemein drastisch und reich an ergreifenden Momenten ist

Digitized by Google

die Schilderung des furchtbaren Octobersturms im Jahre 1859, den Michelet an der Mündung der Gironde erlebte — wenn auch sein überreiztes Nervensystem und seine Antipathie gegen die zerstörende Gewaltthätigkeit des Orkans ihn der erhebenden Großartigkeit eines solchen Schauspiels lange nicht zur Genüge gerecht werden läßt. Das Mitgefühl für die zahlreichen Opfer des Sturms erstickt in ihm jedes Gefühl der Bewunderung. Er schaut voll Haß und Widerwillen auf den tobenden Ocean. „Das Meer war über alle Begriffe häßlich“ — ruft er aus —; „nichts erinnerte an die Bilder, welche die Dichter von ihm entwerfen. Alle diese so wild bewegten, elektrisirten Wellen haben eine bestimmte Physiognomie angenommen. In der allgemeinen Wuth schien jede noch ihre besondere Wuth zu haben. In dieser entsetzlichen Gleichförmigkeit war doch ein wildes Durcheinander. War es die Schuld meiner Augen oder meines angegriffenen Gehirns; aber sie machten den Eindruck eines wahnsinnigen Pöbels, einer tobenden Menge, aber nicht von Menschen, sondern bellenden Hunden; einer Million, Milliarde wüthender Hunde. — Aber was sage ich? Hunde — es war nicht einmal dies. Es waren entsetzliche namenlose Erscheinungen; Thiere ohne Augen und Ohren, blos mit schäumenden Rachen. — Scheusale, was wollt ihr? Seid ihr noch nicht gesättigt durch all die Schiffbrüche? Was verlangt ihr? — Deinen Tod und den allgemeinen Tod, die Vernichtung der Erde, die Rückkehr in das Chaos.“

Weit mehr noch als durch die elementaren Kräfte, welche den Ocean bewegen, fühlt sich Michelet durch das unendlich reiche organische Leben, und durch die unerschöpfliche Produktivität des Meers angezogen. „Er belauscht die Schöpfung in ihrer heimlichen Arbeit und ein Tropfen Meerwasser erklärt ihm die Transformationen des Weltalls.“ Es ist förmlich rührend, wie er den Schaffungsproceß der Natur, die fortschreitende Entwickelung, das allmälige Aufsteigen von den niedrigsten, hilflosen Geschöpfen zu den höheren Organismen schildert. Aber man kann sich auch oft eines Lächelns nicht erwehren über das Uebermaß von Naivität und Kindlichkeit, mit dem er das Seelenleben dieser untergeordneten Geschöpfe verherrlicht. So „sehnen sich die kleinen sanften Seelen der Quallen nur nach Licht und Liebe, die wieder in Licht umgewandelt wird und Nachts die Meere erleuchtet.“ Oder man höre folgende Darstellung der Empfindungen, welche eine Molluske beim Sonnenaufgang hat: „Für die Mollusken ist das Leben ein Fühlen, Erwarten, Verlangen, Sichsehnen nach dem großen Buhlen, dem Licht. Ohne es in unserer Weise zu sehen, fühlen sie doch ohne Zweifel, daß ihnen diese Wärme, diese Helligkeit von Außen, von einem großen gütigen Centrum kommt. Sie lieben dieses andere Ich, dieses große Ich, das ihnen wohl thut, das sie mit Leben überfluthet. — Wenn sie könnten, würden sie der aufgehenden Sonne entgegen gehen; jetzt auf ihre Schwelle gebannt, wie der betende Brahmine auf die Schwelle seiner Pagode, ist das Glück, das sie empfinden, ihr Gebet. Erste Blüthe des instinktiven Kultus. Es ist schon Liebe, Gebet, das Stammeln des kleinen Worts, o! das irgend ein Heiliger elenlangen Gebeten vorzog. Wenn der Indier dies Wort der Morgenröthe sagt, weiß er, daß eine ganze unschuldige Welt harmloser Muscheln in der Tiefe der Meere in sein Gebet einstimmt.“

Bei einer solchen Auffassung des thierischen Lebens läßt es sich erwarten, daß Michelet stark ausgeprägte Sympathien und Antipathien hat. Seine Motive dafür sind oft wunderlicher Art und wollen uns nicht recht einleuchten, aber über Sympathien und Antipathien läßt sich ja auch nicht streiten. Er liebt gewisse Thierklassen, weil sie sanft und gut sind, weil sie ihre Mitgeschöpfe nicht quälen und vor allem weil sie etwas von Familienglück und Familienzärtlichkeit halten. Gegen andere hat er einen förmlichen Widerwillen, weil es privilegirte Fresser und Würger sind und nur von Raub und Todtschlag leben. Freilich erkennt er an, daß das Meer solche furchtbare Zerstörer hervorbringen muß, um dem Uebermaß seiner Zeugungskraft einigermaßen das Gleichgewicht zu halten, daß das einzige Mittel gegen die ungeheure Fruchtbarkeit der Tod und die Vernichtung im großartigsten Maßstabe ist; aber ihm ist doch dieses Würgen und Morden grünblich zuwider. — Er segnet die Pflanzen des Meers, einmal weil sie unschuldig sind, weil es im Ocean keine tödtende, giftige Pflanze giebt und dann, weil sie Nichts wollen als den animalischen Leben dienen. Er schwärmt für die Zeit, wo man durch friedliche Seehundfamilien einherschritt, von denen sich kaum einer die Mühe nahm aufzustehen — wo Pinguine sich mit den Reisenden an das Feuer setzten und des Nachts unter die Kleider der Matrosen krochen — wo das Beste in dem Leben der Thiere, die feste Ehe noch existirte, die jetzt durch die unsinnigen Verfolgungen beinahe ganz gestört sei. Der Mensch kommt überhaupt schlecht weg wegen des grausamen Kriegs, den er gegen die Geschlechter des Meers führt und gewiß ist die warme Entrüstung Michelets an vielen Stellen gerechtfertigt — aber er kennt auch hier kein Maß und Ziel; er verfällt in Uebertreibungen und wird dadurch komisch, während er es sicher sehr ernst meint. Er ist entrüstet, daß man den Walfisch nicht in Ruhe lassen kann, „dieses Schatzhaus der Natur, dieses Geschöpf, das Niemanden beleidigt und sich nur von Wesen nährt, an die wir keine Ansprüche machen.“ Bei dieser Gelegenheit erfahren wir u. a. auch, daß „der fürchterliche Pottfisch die vor Schmerz heulende Walfischmutter frißt.“ Am meisten nach seinem Geschmack sind solche Scenen, wie die folgende, die er Steller nacherzählt: „Ein Seehundweibchen hatte sich ihr Junges rauben lassen; der wüthende Gatte schlug sie. Sie kroch vor ihm, küßte ihn, weinte heiße Thränen. Ihre Brust war damit überschwemmt.“

Bei der Beurtheilung der Thätigkeit des Menschen auf dem Meere, der Entdeckungen und Eroberungen läßt Michelet sich in ähnlicher Weise durch die Regungen seines Herzens beeinflussen. Er bewundert die Kühnheit des Genies, mit welchem der Mensch die Meere erobert und den Planeten unterjocht hat; er kann aber sein Erstaunen nicht unterdrücken, den Menschen so unmenschlich zu sehen in Allem, was den Menschen betrifft. Dieser Standpunkt übertriebener Philantropie giebt auch hier seiner Auffassung etwas Verschobenes und Gesuchtes; es scheint, als ob er sich oft absichtlich gehen ließe, als ob er es absichtlich verschmähte, einem höheren Verständniß großartiger historischer Erscheinungen Raum zu geben, wenn dasselbe mit seinen Humanitätsideen in scheinbaren Widerspruch geräth. Ueber den Leiden des Individuums vergißt er ganz den Fortschritt des Ganzen; es ist oft, als ob man die Stimme eines weiblichen Herzens vernähme. — Daneben aber weiß er auch wieder den Nagel auf den Kopf zu treffen; die schlagende Kritik, die Fülle geistreicher Ideen, die vollendete, glänzende Darstellung und endlich die rücksichtslose Offenheit mit der er verfährt, mit der er auch sein eigenes Innere, seine heiligsten Gefühle daran setzt, läßt uns die Stellen, wo er gesucht und verschwommen erscheint, leicht vergessen.

Der letzte Abschnitt des Buchs — die Wiedergeburt durch das Meer — giebt uns eine ziemlich weit ausgedehnte Verherrlichung der Seebäder. Es ist der schwächste Theil — eine ermüdende Anhäufung philanthropischer Träumereien und physiologischen Aberglaubens.

Wenn Michelets Meer irgend einen Anspruch darauf machte, für ein naturwissenschaftliches Werk zu gelten, so müßte man ohne Bedenken den Stab darüber brechen. Aber es erhebt nirgends diesen Anspruch; es will weiter nichts sein, als ein Gedicht, ein

Digitized by Google

großes Phantasiegemälde, und mit dem Dichter über Enstellung der Thatsachen zu rechten, haben wir kein Recht. Es ist nicht das Meer, sondern Michelets Meer; es ist eine Welt, die er sich schafft — eine wunderliche, verschobene und doch großartige Welt. — Um die Natur in ihrer ganzen erhabenen Größe zu schildern — sagt Humboldt — darf man nicht bei den äußeren Erscheinungen allein verweilen; die Natur muß auch dargestellt werden, wie sie sich im Innern des Menschen abspiegelt, wie sie durch diesen Reflex bald das Nebelland physischer Mythen mit anmuthigen Gestalten füllt, bald den edlen Keim darstellender Kunstthätigkeit entfaltet. — Michelets Meer zeigt uns, wie sich im neunzehnten Jahrhundert ein großes Reich der Natur, die Welt der Gewässer, im Geiste eines Mannes abspiegelt, der in hohem Grade die Begabung des Künstlers mit der des Philosophen in sich vereinigt. Deßhalb haben wir kein Bedenken getragen neben das Maursche Werk, das nirgends die ernste Wissenschaftlichkeit verleugnet, diesen glühenden Lobgesang, diese Apotheose des Meers durch den französischen Philosophen zu stellen. Die hohe Begabung und scharf ausgeprägte Individualität beider Männer, die als Repräsentanten ganz verschiedener Richtungen auftreten, läßt uns gerade diese beiden Werke als zwei charakteristischen Spitzen der neueren Literatur des Meers erscheinen.

* Der maurische Garten in London.

Von L. Hofmann.

Vielleicht möchte den Fremden, der London zum erstenmale durchwandert, nichts mehr überraschen, als ein Spaziergang auf der über zwei Stunden von Osten nach Westen in ziemlich gerader Linie fortlaufenden Straße, deren Hauptname Oxford-Street ist, die am westlichen Ende Bayswater-Road heißt, und von der man unmittelbar in den zwar kleinen, aber uralten, tiefen, schattenreichen Wald gelangt, der mit zu den Kensington-Gardens gerechnet wird. Man braucht ein halbes Stündchen, um ihn langsam zu durchschreiten, und nicht der einsame verschlungene Pfad, der sich hie und da gänzlich verliert, der holde Gesang der Vögel, noch das Rascheln eines Eichhörnchens verbindert uns, unter diesen Bäumen, über die Jahrhunderte dahin gezogen, uns in die waldigen Reviere Thüringens oder des Taunus zu versetzen.

Und nun kommt man heraus, geht einige Minuten lang gerade aus und tritt durch eine Pforte, die von gewundenen, corinthischen Säulen getragen wird, in eine Gartenanlage, deren Licht- und Farbenglanz beinahe das Auge blendet. Wolken von Rosenduft schweben uns entgegen; zwei Musikchöre, mit silbernen Blasinstrumenten versehen, geben uns in lang gezogenen, schmelzenden Tönen die ergreifenden Melodieen wieder, auf den breiten, weißlich schimmernden Wegen lustwandelt eine Anzahl von vielleicht 40 bis 60 Tausend Personen aller Nationen der Erde.

So rein und vollendet ist der Stil dieser ganzen Anlage, so vollkommen ausgeführt bis in alle seine kleinsten Theile, daß man sich fragen möchte: ist dies der Vorhof der Alhambra? Ein längliches Viereck, an den Ecken abgerundet, wird von einer Reihe von Arkaden umgeben, deren Hintergrund zwar ein schillerndes Grau ist, die aber in der Front von den gleichen porphyr-rothen, gewundenen Säulen gebildet werden, welche den Eingang schmücken; die Capitäler sind blaß-gelblich, dann und wann steht in einer Nische ein weißes Marmorbild. Diese Arkaden führen von beiden Seiten zu einem Glaspalast, in dessen Mitte eine hübsche Gruppe von verschiedenen Palmenarten sich über dem prächtigsten Rosenflor erhebt. Rosen von allen Farben, von der bläulich rothen, beinah schwarzen zu der schneeig weißen Centifolie; dann Rosen vom reinsten Goldgelb mit allen nur denklichen Mischungen; zuweilen scheint's, als ob ein grüner oder blauer Farbenschimmer in der Tiefe des Kelches lauere, dann wieder erinnern die mattern Farbentöne an den Abendrothes Strahlen, wenn sie über ein Feld von Schnee ihren Purpurschimmer weben. Und alle diese tausendfachen Spielarten sind auch in der Hülle von weichem Moose vertreten.

Man kann durch diesen kleinen Glaspalast auf die Arkaden hinauf gelangen, die wiederum einen bequemen Spaziergang abgeben; von dort liegt der ganze Garten vor uns. Der kurz geschorne Rasen von saftigem Grün formt Terrassen, die von den Arkaden sanft hernieder steigen zu länglichen schmalen Wasserbecken; breite flache Stufen führen von da hinauf zu den Plattformen, die für die Musik bestimmt sind. Der mittlere Raum des Gartens enthält eine weite Rasenfläche, die zuweilen mit einer Blumenvase (oder richtiger Urne) von weißem Marmor geschmückt, zuweilen durch arabeskenartige Blumenbeete, zuweilen durch vielfach verschlungene Schnörkel unterbrochen ist, die auch wieder in Arabesken zusammen laufen und mit rothen, gelben, grauen und weißen zerstoßenen Steinchen oder Glas ausgestreut sind. Es ist bekannt, daß die religiösen Begriffe der Mauren ihnen verboten, ganze Thierformen in ihren Bildwerken anzubringen, daher die immer wiederkehrenden Arabesken-Verschlingungen: die Pferde, die in Fische enden; geflügelte Löwen; Hunde, die sich einem Lilienkelch entwinden, und Schlangen, die mit einem Vogelkopf gepaart sind. — Auch mit den Farben muß es eine mysteriöse, bedeutungsvolle Bewandniß gehabt haben; immer und immer selbst in den unbedeutendsten Verzierungen kehren dieselben Farben wieder, das Rothe ist vorherrschend. Noch heutigen Tages sehen die Mauren in Marokko einem Freitag mit stiller Ergebung entgegen, wo ein roth gekleidetes Volk sie zur Stunde des Gebetes übersallen und knechten wird. Das arabische Wort Alhambra hat die Bedeutung: rothes Haus.

* Scene aus Schillers „Maria Stuart."

In das Englische übertragen von T. Richters.

Dritter Aufzug, erster Auftritt *).

Kennedy.

You run, indeed, like one possess'd of wings;
I cannot follow you, oh wait a little!

Mary.

Freedom returns — oh let me enjoy it,
Let me be happy, be happy with me —
Freedom invites me, oh let me employ it
Skimming with winged step light o'er the lea.
Have I escap'd from this mansion of mourning?
Holds me no more this sad dungeon of care?
Let me with thirsty impatience burning
Drink in the free, the celestial air.

Kennedy.

Oh dear — beloved lady! Very little
Alas! is only widened your prison.
You do not see the wall surrounding us
Because the trees' thick leaves obstruct the sight.

Mary.

Thanks to these friendly trees which hide from me
My prison's bounds and flatter my illusion;

*) Es freut uns, diese Uebersetzung, die nun recht gelungen erscheint, den Lesern des Sonntagsblattes mittheilen zu können. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Happy I'll dream myself and free;
Why wake me from my dream's so sweet confusion?
From where yon misty mountains rise on high
I can my empire's boundary explore,
And those light clouds that steering southward fly,
Seek the mild clime of France's genial shore;
Hastening clouds that sailing fly
Could I but with you speed through the sky!
Tenderly greet me the land of my youth!
I am in sorrow, I'm in restraint,
I have none else to bear my complaint:
Free in ether your path is seen,
You are not subject to this tyrant Queen.

Kennedy.

Dear lady! you are now beside yourself,
Long-missed freedom causes you to rave.

Mary.

There is a fisherman resting on his oar,
That frail bark might save me from my doom,
Carry me quickly to a town of my home;
Scarcely finds he food on the shore.
I would provide him the greatest treasure,
In his nets shall he find the heaviest load,
I'll give him a fortune without measure,
If he take me to his saving boat.

Kennedy.

Vain are your wishes! Do you not perceive
That from afar our steps are watch'd by spies?
A hard and cruel prohibition drives
Each kind and loving creature from our path.

Mary.

No, dearest Ann! Believe me, not in vain
Was opened my prison's gate today.
This favor is a greater fortune's sign.
I am not wrong. I do not err, it is
Affection's mighty hand to which I owe it.
Lord Lester's pow'rful arm I see in it.
They widen me my dungeon by degrees,
Lead gradually the mind to greater things,
Till in the end I see the face of him
Who takes away my prison-bonds for ever.

Kennedy.

It is impossible to solve this riddle!
But yesterday they did announce your doom
And yet grant you such liberty to day!
I heard, the chains of those are loosen'd too
For whom eternal freedom is prepar'd.

Mary.

Hearst thou the bugle blithy resounding?
Hear'st thou its blast through wood and through plain?
Could I once more on my nimble steed bounding
Join the jocund, the frolicsome train!
Again! Oh sadly pleasing remembrance!
Such were the sounds which so merry and clear
Oft, when with music the hounds and the horn
Cheerfully wakened the slumbering morn,
On the hills of the Highlands delighted my ear!

* Zur Geschichte des Bades Rehburg.

Von E. Sägellen *).

Einführung und Abhaltung eines regelmäßigen Gottesdienstes in Bad Rehburg.

In Betracht der öffentlichen Andachtsübung waren die sich an der Quelle einfindenden Brunnengäste Rehburgs von jeher gewohnt gewesen, Morgens und Abends Bethstunde zu halten. Sie erwählten zu dem Ende aus ihrer Mitte einen Vorsänger, welcher etliche Gebete vorlas und Gesänge anstimmte, je nachdem es ihm gefiel. Sie versammelten sich unter einem großen Baume, und der Küster stellte sich vor ein aufgerichtetes Pult. Pastor Crome von Stadt Rehburg, zu dessen Bereich der Curort gehörte, sagt hierüber um die Mitte des vorigen Jahrhunderts: Ich hatte keinen Beruf, diese gutscheinende Bewegung des Herzens zu stören, zumal ich merkte, wenn ich diesen Bethstunden incognito beiwohnte, daß keine verdächtige Gebete und Lieder gebraucht wurden. Ich meldete diese Umstände dem Herrn Superintendenten mündlich und schriftlich, welcher auch selbige dem königlichen Consistorio bekannt machte, um von demselben gehörige Verhaltungsbefehle einzuholen; allein es wurde deßfalls noch kein Entschluß gefasset."

Wie nun aber „ein starker Zulauf von Vornehmen und Geringen aus allen Gegenden bei dem Brunnen entstund", so ward 1753 am 15. Julius zum ersten Male ein förmlicher Gottesdienst abgehalten. Pastor Crome übernahm nach reiflicher Ueberlegung die Leitung desselben und in seinem Berichte über dieses Ereigniß heißt es folgendermaßen: „Es geschah mehrfach an mich die Anfrage, ob ich nicht an den Sonntagen, an welchen die Frequenz am Brunnen gemeiniglich am stärksten war, daselbst Gottesdienst halten würde. Wie ich nun in Betracht der wunderbaren Güte Gottes, welcher nicht allein eine neue Quelle zur Genesung vieler kranken, elenden und gebrechlichen Menschen hervorfließen, sondern auch den vorhin wüsten und wild bewachsenen Platz des Erdbodens zu einem rechten Eden werden lassen, in die äußerste Bewegung gesetzt wurde, so war ich nicht ungeneigt auf diesem verschönerten Platz etwas zur Ehre des großen Gottes zu reden und die Herzen der Menschen, die sich daselbst in so großer Menge von so vielen Orten versammlet, zu einer würdigen Betrachtung der Allmacht und Güte unsers Schöpfers zu lenken."

„Es war 1753 der vierte Sonntag nach Trinitatis der 15. Julius, da ich, nachdem ich hieselbst in Rehburg schon den Gottesdienst abgewartet, um halb 11 hinausfuhr. Um halb 12 ging der Gottesdienst an. Eine ordentliche Canzel, welche ich zu dem Ende vorher versertigen lassen, wurde drei Stufen hoch an der Thür des königlichen Hauses befestiget; die beiden Lieder unsers neuen hannoverschen Gesangbuchs Nr. 40 und 265 wurden vorher gesungen. Darauf predigte ich über die letzten Worte des 7ten Verses aus dem 14. Capitel der Offenb. Johs.: „Betet an den u. s. w. Ich bemühete mich, da meine Seele selbst durch den Anblick mehrer als tausend Menschen recht gerühret ward, meinen damaligen Zuhörern begreiflich zu machen, wie Sie verpflichtet wären, Ihren Gott als den Herrn, Schöpfer und Wohlthäter anzubeten, zu verehren und zu danken in Betracht, der wunderbaren Güte, welche Gott auf diesem Platze seines Erdbodens zum Nutzen und Vergnügen der Menschen sehen ließe. Ich beschloß mit Gebet, Lobe und Danksagung gegen Gott und denn auch im Namen der armen Brunnengäste gegen unsern gnädigsten Landesherrn und königliche Regierung, daß dieselbe Ihnen zum Besten und unseren Bequemlichkeiten Hütten bauen lasse u. s. f. Nach geschlossener Predigt ward abermals gesungen Nr. 13 Wes Lobeä u. s. w. Die Aufmerksamkeit der Zuhörer war ganz erwecklich, und von fremdben vornehmen Standes waren beinahe 60 Kutschen gegenwärtig."

„Nach verrichteter Arbeit fuhr ich mit Dank gegen Gott zu Hause, daß Er mir dieses Werk gelingen lassen und wünschte es so einzurichten, daß ich, ohne meine ordentliche Gottesdienste hier an diesem Orte zu ändern, mehrere Gelegenheit haben möchte, daselbst zur Erweckung der Brunnengäste ein Wort zu reden."

„Allein den Tag darauf wurde ich zu meiner Betrübniß ge-

*) Aus einer demnächst erscheinenden Schrift.

Digitized by Google

wahr, daß man sich auch nachher tapfer lustig gemacht. Noch an keinem Tage als eben an demselben, da ich gepredigt hatte, war die Nacht herdurch beim Spiel so geschwärmt, gesoffen und getanzet, fast bis an den hellen Morgen.

„Betrübter Blick in das Verderben der Menschen und Ihre wohllüstige Neigungen! Man will oft, ja es scheint, man dränge sich Gottes Wort zu hören, aber hernach eilet man desto zuverlässiger zu den sündlichen Lustbarkeiten, und alsdann wird alle Kraft des Gottes Worts erstücket und alle gehabte gute Regungen verschüttet. Mein Trieb wurde also verringert, daselbst ferner aus eigner Bewegung zu predigen."

Trotzdem sandte Crome unter dem 28. Mai 1754 dem königlichen Consistorio ein Schreiben ein, worin er um Regelung der geistlichen Angelegenheiten bat. Am 14. August erschienen auf Gebeiß der Regierung die beiden königlichen Leibmedici Hugo und Werlhoff und am 30. August der Apotheker Andreae, um die Natur und Wirkungen des Wassers an der Quelle zu untersuchen und der Regierung darüber Bericht zu erstatten. In Folge desselben erhielt auch am 27. April 1755 Pastor Crome auf seine Eingabe folgendes eigenthümliche Schreiben:

„Als die Neuhrurfr erfordern dürfte, daß bei dermahlen merklichen Anwachs der Rehburger-Brunnen-Gäste auch daselbst wegen eines zu haltenden Gottesdienstes und anderen vorfallende actuum ministerialium einige Verfügung gemacht werde und und zwar erinnerlich, daß im letztabgewichenen Jahre von euch eurer unvorgreiflichen Gutachten solcherhalben bereits eingeliefert worden;

So haben wir jedoch, da solches sofort nicht vorzufinden, solche eure gutachtliche Meinung nochmals von euch zu fordern hiermit für nöthig erachtet. Wir wollen selbige also innerhalb 8 Tagen ohnfehlbar anhero gewärtig sein, worauf Ihr sodann mit fernerer Verfügung versehen werden sollet, und sind euch zu freundlichen Diensten geneigt.

Königl. u. s. f.

Von Stake.

In Folge dessen reichte Pastor Crome nochmals eine Abschrift seiner früheren Eingabe ein, und es ward nun von dem Consistorium ein Regulativ entworfen, wonach der sonn- und festtägliche Gottesdienst um 11 Uhr Morgens begonnen werden und nicht viel über eine Stunde dauern sollte. Auch heißt es darin sub Nr. 8: „Zu Einsammlung der Almosen ist von der Obrigkeit eine gewisse dazu beeidigte Person zu bestellen, so die Vertheilung solcher Gelder mit Wissen und Genehmigung des Predigers verrichten und dem Prediger oder der Obrigkeit davon Rechnung ablegen muß, dagegen ihm aber eine von dem Prediger zu determinirende Ergötzlichkeit aus solchen aerario zuzulassen muß."

Am 22. Juni wurde denn zum ersten Mal nach der vorgeschriebenen Ordnung der Gottesdienst abgehalten, derselbe aber schon am 3. August geschlossen, weil des schlechten Wetters wegen die Brunnengäste meist alle wieder abgereist waren. Die tägliche Betstunden wurden aber noch bis zum 16. desselben Monats fortgesetzt.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Nach Marokko. Reise- und Kriegsmemoiren. Von A. von Baumen. — Blick auf Calabrien und die Liparischen Inseln im Jahre 1860. Von E. Melena. — Czar Paul und sein Volk. Von Theodor Mundt. — Der Bagerwald. Von H. Reder.

* In einigen Tagen erscheint eine neue Erzählung von Edmund Hoefer, „die Honoratorentochter." Der Dichter schildert darin das Treiben einer kleinen Stadt mit ihren gesellschaftlichen Verschrobenheiten.

* Der preußische Cultusminister Bethmann-Hollweg hat den verdienstvollen Archäologen Böttticher mit einem umfassenden Werke über die Akropolis von Athen beauftragt und dafür unterstützt. An Ort und Stelle sollen nun auch einige Untersuchungen angestellt werden, zu denen sich wahrscheinlich auch Ernst Curtius, Strack und andere Sachverständige nächstes Frühjahr nach Griechenland begeben werden.

K. Epische Dichtungen. Von Julius Grosse. München, 1861. E. A. Fleischmann's Buchhandlung. August Rohsold. — Im fernen Afrika, aber friedlich auch anderswo, giebt's ungeheure Wüsten. Da soll's gar schrecklich sein. Diese unendliche Menge Steinsand! Diese unmenschlichen Staubwolken! Am Himmel eine alles verbrennte Sonne, am Boden kein grünes Hälmchen, kurz, die hinchauer Haide ist ein Paradies dagegen. Es ist zum Verschmachten in solcher trostlosen Sandöde mit ihrem ewigen Einerlei. Wohl giebt's Oasis, die einen Trost darin finden, daß sie — die Wüste — von Kamelen bevölkert wird; allein Kamel ist Kamel und taugt höchstens, um darauf herum zu reiten. In besagter Wüste zeigen sich auch zu gewissen Zeiten seltsame Luftspiegelungen, die aber nur dazu dienen, den fast erschöpften Wanderer vollends zur Verzweiflung zu bringen, da der freudigen Hoffnung die Täuschung um so bitterer folgt; allein hin und wieder erreicht der Pilger doch, nachdem er Sand und Staub und Sonnenglut verwünscht und zehn Kamele todgeritten hat, eine Oase, wo in lieblicher Ibyllschuhut durch's üppige Grün unter Palmen und blühendem Oleander ein kühlender Quell, ein gesegneter Born rieselt..... Selit's nöthig sein, dies Gleichniß zu erklären? Wir glauben nicht, und so wollen wir nur sagen, daß uns die „Epischen Dichtungen" von Julius Grosse wie wahre Oasen Erquickung gebracht haben. Endlich wieder durften wir in einem Haine ächter Poesie Rast halten und dem, der uns dahin führte, wollen wir's Dank wissen und die Hoffnung aussprechen, daß wir ihm noch oft zu danken haben mögen. Von den drei epischen Gedichten Julius Grosse's fanden wir das erste: „Das Mädchen von Capri" bereits in einem Schab'schen Musenalmanache. Das ist eine köstliche Perle. Läßt der Herausgeber auch hie und da zu wünschen übrig, so kömmt das doch bei den übrigen Vorzügen des Gedichts nicht in Betracht. Die Zeichnung der Figuren ist meisterhaft, und wunderbar poetischer Duft liegt über der ganzen Scenerie; Schilderungen von seltner Farbenpracht vereinigen sich hier mit greifiger Klarheit, die in treffenden Sentenzen sich kundgiebt. „Zarek Musa", die zweite Erzählung, spielt im Morgenlande und trifft den Ton in der Behandlungsweise ebenfalls vortrefflich. Die vierfüßigen ungereimten Trochäen eignen sich besonders für diese Art der Darstellung, und in formeller Hinsicht möchten wir diesem Gedicht noch den Vorzug vor dem ersten geben, obgleich dies im Uebrigen weit bedeutender ist. Die dritte Erzählung „der graue Zeltes" spielt in Deutschland und ist in künstlichen jambischen Reimpaaren geschrieben. Obgleich sich also auch hier wieder feines Gefühl für bezeichnende und sich eigenene Form zeigt, so will und mag doch bedünken, als wenn, abgesehen von dem Stoffe, die Behandlung zu breit gerathen sei, was den poetischen Schönheiten, an denen auch diese Dichtung reich ist, bedeutenden Eintrag thut. Wir lassen es bei diesen Andeutungen bewenden, indem wir nochmals das Buch als eine bedeutende Erscheinung willkommen heißen und unsre Freude über den Genuß, den es uns bereitet, ohne Rückhalt in herzlicher Weise aussdrücken.

* Von dem illustrirten Werke „Deutsche Dichter und Denker", welches Ludwig Lenz unter Mitwirkung vieler Schriftsteller und Künstler herausgiebt, um die Schätze der deutschen National-Literatur in Wort und Bild zu vereinigen, liegt und ein fünftes Heft vor. Es wird eröffnet durch einen Artikel über Seume. Adolf Gottschall schildert Goethe's Friederike von Sesenheim und den schwäbischen Dichter Schubart; J. W. Schaefer behandelt Johann Christof Gottscheds im Wendepunkte des Zeitalters, K. A. Mayer Goethe als Lyriker.

K. Sabbathsweihe. Bearbeitung der 150 Psalmen Davids von frommen deutschen Dichtern. Ein Haus- und Familienbuch zur religiösen Erbauung, dargeboren von H. v. Sydow. Greiz, Henning. — Es muß sich grade so fügen, daß mit diesem Werke gleichzeitig von Julius Hammer, dem Dichter des „Schau um dich und Schau in dich", eine Bearbeitung des Psalters erscheint. Ist es nun aber an und für sich ein gewagtes Unternehmen, auch nur einzelne dieser ewig herrlichen Gesänge ihrer Urform zu entkleiden und in neues Gewand zu hüllen, was schon so Viele versuchten, das aber nur Wenigen genügend gelang, so muß es fast mehr als kühn genannt werden, wenn ein Dichter es unternimmt, den ganzen Psalter umzudichten. Dazu bedürfte es einer Sängers, der mit der Gluth und Inbrunst eines David die Weisheit Salomonis vereinigte. In der Bescheidenheit hat man's heut' zu Tage weit gebracht, und Julius Hammer besitzt unstäugbar eine große Formgewandtheit; allein wir glauben, daß sich darüber streiten ließe, ob nicht überhaupt die Modernisirung der Psalmen ebensogut unterbliebe; denn welche neueren Formen harmoniren mit dem oft gewaltigen, bald erhabenen, bald gluthvollen Stoff derselben besser, als die einfach naive altheräische, die den Gesängen

Digitized by Google

eine so wunderbare Ursprünglichkeit verleiht? Wir glauben kaum, daß ein frommes, Erbauung suchendes Herz an der alten Form Anstoß nehmen und sich dadurch gestört finden wird. Sollt'e aber sein, so scheint's uns geratenen, wenn der religiöse Erhebung Suchende eine Sammlung wählt, wie die oben angezeigte „Sabbathbweihe“ von H. v. Sydow, wo auch den vorhandenen Bearbeitungen eine Auswahl der gelungensten Psalmen-Nachdichtungen zusammengestellt ist. Das Heft dem doch zu erwarten, daß einem begeisterten Dichterherzen die Nachdichtung einzelner Psalmen, in die er sich vermöge seiner Individualität vorzugsweise zu vertiefen vermochte, eher gelingen werde, als die Gesetz- und Gemüthstiefe des ganzen Psalters wiedergeben. Was die „Sabbathsweihe“ nun speciell betrifft, so müssen wir die Zusammenstellung eine wirklich im Ganzen gelungene nennen, die neben neueren Umdichtungen auch werthvollere ältere bringt. Besonders vertreten finden wir J. Kramer, L. Würkert, M. A. Zille, Spitta, Winkler, Jorissen, Hohlfeld, Bechstein, Knapp und Köthe. Auch der Herausgeber befindet sich unter den Dichtern, indem er Psalm 128 und 147 nachbildete. Ihm nun Jedem Ehre zu geben, dem Ehre gebühret, wollen wir nicht unterlassen zu bemerken, daß die Auswahl besonders würdig und angemessen und der Druck ganz vorzüglich ist, so daß wir das Buch auch in dieser Beziehung empfehlen können.

* In Kopenhagen starb am 30. August im Alter von 63 Jahren der Kapellmeister Franz Josef Gläser, in der letzten Zeit wenig mehr genannt, einst aber gefeiert als Componist der bekannten Oper „des Adlers Horst“, welche vor dreißig Jahren so viel Glück machte und noch immer hier und da auf der Bühne erscheint. Gläser war im Jahre 1798 zu Obergeorgenthal in Böhmen geboren, bildete sich im Gesang in Dresden und in der Musik in Prag, wo Pixis sein Lehrer war, aus, wurde schon 1815, also erst 20 Jahre alt, als Violoncellmeister im Leopoldstädter Theater in Wien, 1827 als erster Kapellmeister am Theater an der Wien daselbst und 1830 am Königsstädtischen Theater in Berlin engagirt. In diese Periode fällt seine beste und geschätzteste Composition, die Oper „des Adlers Horst.“ Im Jahre 1842 nach Kopenhagen berufen, wirkte er daselbst bis an sein Lebensende. Er componirte drei Opern, zu denen H. C. Andersen den Text geschrieben, Cantaten zur Beerdigung Thorwaldsen's und seines Gönners Christian's VIII. und lieferte theilweise die Musik zu einem Ballet Bournonville's.

* Der Spätherbst brachte uns bringt große Musikfeste; eins zu Troppau in Schlesien, wo etwa 1000 Sänger Compositionen für Männerchor ausführten, eins in Crefeld und eins in Dortmund. Dort bildete die Schöpfung von Haydn, hier der Elias von Mendelssohn den Mittelpunkt.

* Bremen, 13. September. Unsere Bühne führt mit mehr oder weniger Glück fort, die neu gewonnenen Kräfte vorzuführen und ihre erste Probe bestehen zu lassen. In der Oper ist nach dem zweifelhaften ersten Erfolg, der mit der Oper „Santa Chiara“ mühsam errungen wurde, ein unbestrittener und vollständiger durch den „Freischütz“ herbeigeführt worden. Die unverwüstliche Schönheit der Oper verhalf den in der vorigen Woche nur mit Anstrengung sich behauptenden Mitgliedern zu einem glücklichen zweiten Debüt. Das Publikum kam in die beste Stimmung, und während es den tüchtigen Vorstudien des Kapellmeisters Henschel eine treffliche Aufführung im Großen und Ganzen zu verdanken hatte, bewies es durch leichen Beifall, daß es die nunmehrige Besetzung von drei Hauptfächern genehmige und lobe. In den Rollen der Agathe, des Max und Kaspar wurden Fräulein Carl, Herr Wild und Herr Rafalsky vielfach ausgezeichnet. Erweist sich nun auch das Engagement des Herrn Kron für lyrische Tenorrollen als ein glückliches, so ist eine umfassende und erfolgreiche Thätigkeit der Oper geschehrt. Sollte unser der Gunst, welche die Theaterfreunde diesen Zweige der Kunst zuzuwenden scheinen, das Schauspiel zu leiden haben, so würden wir das bedauern. So weit sich bis jetzt urtheilen läßt, dürfen wir auch auf dem Gebiete des Drama manches Gute erwarten. Doch war es auch hier ein großes Wagnis, mit dem Faust und Don Carlos zu beginnen; durch solche Eröffnungs-Vorstellungen wird das Urtheil des Publikums herausgefordert und leicht verstimmt, wenn nicht Alles gelingt. Der Faust wurde wohl besonders deßhalb gewählt, um dem Gretchen eine hervorragende Antrittsrolle zu geben. Fräulein Porth erweckte großes Interesse, welches als ein durchaus verdientes bezeichnet werden muß. Da neben ihr Fräulein Liebich mit ihrer an mehreren Bühnen bereits bewährten Kraft und Routine steht, so ist zu erwarten, daß die weiblichen Hauptrollen in Tragödien und Schauspielen durchaus genügend vertreten sind. Gleiches wird von dem Fache der jugendlichen Liebhaber gesagt werden können, dessen Vertreter Herr Ellmenreich viel natürliche Begabung und Wärme des Vortrags zeigt. Ueber die neuen Mitglieder, welche die Helden- und Charakterrollen auszuführen haben, sind wir noch nicht ganz im Klaren. Der glückliche von allen war bisher der Charakterkomiker Herr Dessoir, vom Stadttheater zu Leipzig, dem ein ganzer Abend gewidmet war. In den verschiedensten Aufgaben zeigte er ein unleugbar bedeutendes und vielseitiges Talent, das bei mäßiger und künstlerischer Verwendung um so größerer Erfolge gewiß ist, als im vorigen Jahre das betreffende Fach sehr ungenügend besetzt war. — Die heutigen Bemerkungen sind übrigens lediglich als vorläufige aufzufassen und machen durchaus nicht Anspruch darauf, als Urtheile zu gelten.

---

* Die kürzlich herausgekommenen Reisebriefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy werden mit großer Theilnahme gelesen. Ferdinand Hiller, der dem verstorbenen Meister nahe befreundet war, schreibt über jene Briefe in der Kölnischen Zeitung: „Felix Mendelssohn's Bruder, der in Berlin lebende Banquier Paul Mendelssohn-Bartholdy, hatte die Absicht kund gethan, in Gemeinschaft mit Professor Droysen eine Sammlung der Briefe des berühmten Tonkünstlers zu veröffentlichen. Der Verwirklichung dieses Projects in seiner ganzen Ausdehnung stellten sich jedoch vorläufig nicht zu beseitigende Schwierigkeiten entgegen, und Herr Mendelssohn hat sich daher veranlaßt gesehen, vorläufig seinen Plan „in engeren Grenzen“ auszuführen. So erhalten wir denn einen Band „Reisebriefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy aus den Jahren 1830 bis 1832“, ein Buch, welches in seiner Art nicht seines Gleichen hat und für diese Veröffentlichung wir dem Herausgeber gar nicht genug danken können. Felix Mendelssohn verließ im Mai 1830 Berlin, um eine größere Reise anzutreten. Er ging zuerst nach Weimar, wo ihn Goethe auf's freundlichste empfängt und etwa vierzehn Tage zu bleiben veranlaßt. Von Weimar reist er über München nach Wien und von da nach Italien. Im October finden wir ihn in Venedig und Florenz — den Winter 1830—31 bringt er in Rom zu. Im Frühjahre 1831 macht er einen längeren Ausflug nach Neapel und geht dann über Rom, Florenz, Mailand u. s. w. nach der Schweiz, in der er sich einige Monate unterstreibt. Ein zweiter Besuch München's fällt in den October 1831 — von da reist er über Düsseldorf (um Immermann zu besuchen) nach Paris, wo er den Winter über verweilt. Der Frühling 1832 findet ihn wieder in London in voller künstlerischer Thätigkeit — er war schon öfters, zum letzten Male im Jahre 1829, dort gewesen. Die uns mitgetheilten Briefe sind bis auf einige wenige Ausnahmen an Mendelssohn's Eltern und Geschwister gerichtet und enthalten sehr ausführliche Mittheilungen jeder Art, zuweilen sogar in der Form eines Tagebuchs. Sie geben uns das Bild eines Jünglings von so außerordentlichen Gaben, von so eminenter Bildung, von solcher Frische und Jugendlichkeit des Gemüthes und solcher Reife des Urtheils, von so hoher Sittlichkeit und so liebenswürdiger Bescheidenheit, wie es in der Kunst- oder vielmehr Künstlergeschichte gewiß höchst selten, in der Welt der Tonkünstler aber nicht noch einmal zu finden ist. Nicht allein für diejenigen, welche Mendelssohn persönlich kannten oder ihn als Componisten verehren — oder für die, welche eine solche Erscheinung vom Standpunkte allgemeiner Bildung betrachten —, nein, auch für Mendelssohn's Widersacher (er hat deren!) muß diese Briefsammlung zeugen für die Bedeutenheit des Menschen, nach allen Seiten hin. Nur sehr selten beliebt es den Mächten, welche unser Schicksale leiten, Jemanden mit ihren Glücksgaben so überschütten, wie es bei Mendelssohn der Fall gewesen — nicht umsonst war er Felix genannt. Seine Eltern waren nicht allein mit materiellen Gütern gesegnet (ein zweifelhaftes Geschenk für die Kinder), sie waren hervorragend in Gesinnung und Bildung und leiteten die Erziehung ihrer Söhne und Töchter mit eben so strengem Ernste als hingebender Liebe. Inmitten des gebildetsten Kreises von Berlin wuchs Mendelssohn auf — seine musikalische Begabung ideren Ausbehnung und frühe Reife sich nur bei Mozart in ähnlicher Weise gezeigt hatte) wurde nicht auf Unkosten seiner anderen Fähigkeiten treibhausmäßig pouffirt, sie erhielt aber in ihrem organischen Wachsthum alle Sonne und allen Thau, deren sie bedurfte. Ein einnehmendes Aeußeres, ein berühmter Name, den man sich nicht erst einzuprägen hatte, einflußreiche Familienverbindungen förderten ihn in seinem Berufe mit der Aufenweit — die gesellschaftliche Stellung, welche sich Andere erst erobern müssen, er bekam sie mit auf den Weg. Ihm diese glänzende Ausstattung mag man Mendelssohn beneiden — siebenwerth, verehrungswürdig wird er durch die Art und Weise, wie er damit schaltet. Hoffentlich werden die Schwierigkeiten, welche sich der Herausgabe anderer Briefe Mendelssohn's jetzt noch entgegenstellen, bald gehoben sein. Man kann nicht genug Einblicke erhalten in diese so edel angelegte, so vollkommen ausgebildete, so weithin wirkende Künstlernatur — vollends in einem Momente wie der gegenwärtige, wo Leidenschaft und Unklarheit in musikalischen Dingen eine so große Rolle spielen. Wenigen war es vergönnt, wie Felix Mendelssohn, zu so vollständiger Entwicklung, zu so reicher Wirksamkeit zu gelangen. Und bis zum Ende blieb ihm sein Glück treu — mit seiner Jugend endigte auch sein Leben!

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pfeyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 43.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ Sgr.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 38. Bremen, 22. September. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Goethe und Plessing. Von Heinrich Düntzer.
Altfranzösische Weinlieder. Von Adolf Laun.
Neue Novellen und Romane. Von W. Lang.
Literatur und Kunst.

Goethe und Plessing.

Von Heinrich Düntzer.

I.

Guzkow hat neuerlich Goethe's Auftreten bei Plessing zum Beleg angeführt, wie dieser gern, wenn auch nicht Nothständen, doch äußersten Verirrungen und deren Folgen sich entzogen. Dagegen hat J. W. Schaefer, der bekannte eindringende Lebensbeschreiber Goethe's, im „Deutschen Museum“ (1861 Nr. 19) den großen Dichter gegen seine eigene Erzählung von seinem ersten Zusammenkommen mit Plessing in Schutz nehmen zu müssen gemeint, indem er die Behauptung aufstellte, dieser sei bei Plessing ganz anders aufgetreten, als er das selbst glauben machen wolle, und seine Darstellung des in Wernigerode abgestatteten Besuches nichts als eine Mystification. Aber je häufiger sich auch, je genauer man des Dichters eigene Lebensbeschreibung mit sonstigen Nachrichten vergleicht, auf das unzweifelhafteste ergiebt, daß einzelnes hier verschoben, entstellt und unrichtig erzählt ist, je weniger wir auch in Abrede stellen, daß dies bei seiner Berührung mit Plessing zum Theil geschehen, so kann doch von einer Mystification hier durchaus nicht die Rede sein, und gerade darin, daß Goethe bei seinem ersten Zusammenkommen mit dem düster verstimmten Plessing sich diesem nicht zu erkennen gegeben, müssen wir seinen Bericht Schaefer gegenüber als wahrheitsgetreu aufrecht halten.

Die Darstellung von dem auf der Harzreise des Jahres 1777 bei Plessing gemachten Besuche giebt Goethe in der im Jahre 1822 erschienenen Beschreibung des Zuges nach der Champagne, veranlaßt durch seinen kurzen Aufenthalt in Duisburg, wo Plessing damals angestellt war. Schon ein Jahr vorher hatte er in seiner über die Harzreise gelieferten Erläuterung in „Kunst und Alterthum“ (III., 2) auf den Besuch Plessing's hingewiesen, den er aber dort ohne Angabe seines Namens nur als einen „von Mißbehagen und selbstischer Qual ernstlich durchdrungenen jungen Mann“ bezeichnet. Daß dem Dichter bei der Darstellung eines vor mehr als vierzig Jahren geschehenen Besuches, auch wenn er zum Theil seine Tagebücher benutzen konnte, im einzelnen sein Gedächtniß untreu werden und etwas Fremdes sich unterschieben konnte, wird man nicht leugnen wollen, aber in der Hauptsache konnte er sich kaum irren. So erklärt es sich leicht, wie er das Jahr 1776 statt des folgenden angab und den Besuch Wernigerodes in den ersten Winter zu Weimar versetzte, wo er noch ein Gast des Hofes war, wo der Ilmenauer Bergbau ihm fern lag. In den späteren Ausgaben ist die Jahreszahl verbessert worden, aber die sonstige irrige Beziehung stehen geblieben; letztere mit Schaefer aus absichtlicher Mystification des Lesers zu erklären geht nicht an, da ein wirklicher Zweck hierbei gar nicht gedacht werden kann, abgesehen davon, daß solche Verschiebungen in Goethe's Gedächtniß so überaus zahlreich sich finden. Dagegen müßte es wirklich auf der Absicht, den Leser zu mystificiren, beruhen, hätte Goethe sich dem jungen Manne in der That genannt, wie Schaefer gegen des Dichters eigenen Bericht annimmt; doch wozu eine solche Mystification? Nichts lag dem Dichter gerade bei der Darstellung des Zuges in die Champagne ferner, als die Leser mystificiren zu wollen; es galt ihm hier, wie in der italienischen Reise, das wirklich Erlebte und Gesehene darzustellen, woher diese beiden Theile seiner Lebensbeschreibung auch unter dem Titel „Aus meinem Leben“ ohne den Zusatz „Dichtung und Wahrheit“ erschienen.

Goethe erzählt uns, wie er in der Mitte des Jahres 1777 von Wernigerode ein Schreiben oder vielmehr ein Heft, Plessing unterzeichnet, erhalten habe, das fast das Wunderbarste gewesen, was ihm von der selbstquälerischen Stimmung, woran damals so viele litten, vor Augen gekommen. „Man erkannte daran einen jungen durch Schulen und Universität gebildeten Mann, dem nun aber sein sämmtlich Gelerntes zu eigener innerer sittlicher Beruhigung nicht gedeihen wollte. Eine geübte Handschrift war gut zu lesen, der Stil gewandt und fließend, und ob man gleich eine Bestimmung zum Kanzelredner darin entdeckte, so war doch alles frisch und brav aus dem Herzen geschrieben, daß man ihm einen gegenseitigen Antheil nicht versagen konnte. Wollte nun aber dieser Antheil lebhaft werden, suchte man sich die Zustände des Leidenden näher zu entwickeln, so glaubte man statt des Duldens Eigensinn, statt des Ertragens Hartnäckigkeit und statt eines sehnsüchtigen Verlangens abstoßendes Wegweisen zu bemerken.“ Nach dem in der Zeit liegenden Sinne menschenfreundlicher Theilnahme und liebevoller Achtung jeder menschlichen Entwicklung sei in ihm der Wunsch lebhaft geworden, diesen jungen Mann zu sehen, doch habe er es nicht räthlich gehalten, ihn zu sich zu bescheiden, da er sich schon bis dahin eine Zahl von jungen Männern aufgebürdet, die sich dadurch nicht besser befunden, ihn aber auf seinem Wege zu einer reinern höhern Bildung gehindert. Ohne Zweifel schweben ihm hierbei Lenz, Klinger u. a. vor, deren Seltsamkeiten ihm mancherlei Sorge bereitet hatten, und deren Treiben man zu seinen Unehren ausbeutete, die, wie er sich ein-

Digitized by Google

mal kräftig ausdrückte, seinen Namen vor der Welt sinkend gemacht. „Ich ließ indessen die Sache hängen“, fährt er fort, „von der Zeit irgend eine Vermittelung erwartend. Da erhielt ich einen zweiten kürzeren, aber auch lebhaftern, heftigern Brief, worin der Schreiber auf Antwort und Erklärung drang und sie ihm nicht zu versagen mich feierlichst beschwor. Aber auch dieser wiederholte Sturm brachte mich nicht außer Fassung; die zweiten Blätter gingen mir so wenig als die ersten zu Herzen, aber die heorische Gewohnheit jungen Männern meines Alters in Herzens- und Geistesnöthen beizustehen, ließ mich sein doch nicht ganz vergessen“ *).

Was Goethe hier über die beiden an ihn gerichteten Schreiben Plessing's mittheilt, dürfen wir der Hauptsache nach in keiner Weise bezweifeln; wahrscheinlich lagen sie ihm vor, als er den Besuch bei Plessing schilderte, und gehören zu den Briefen, welche im Jahre 1779, wo er unter seinen Papieren aufräumte, vom Schicksale des Verbrennens verschont blieben, so daß sie noch heute in dem leider verschlossenen Archiv des Dichters zu Weimar ruhen werden. Für den Umfang des ersten Schreibens spricht auch die Bezeichnung „Plessing's Papiere“ in einem Briefchen an Frau von Stein aus dem Ende des Jahres 1777. Es wäre zur richtigen Würdigung von Goethe's Schweigen höchst wünschenswerth, genauer die Zeit zu wissen, wann Plessing's Schreiben bei ihm eintraf, da dieser Zeitpunkt einen bedeutenden Einfluß darauf üben mußte. Wenn er am 28. September an seinen Freund Kestner, Lottens Gatten, der einen Rath von ihm verlangt hatte, aber längere Zeit auf Antwort hatte warten müssen, sich damit entschuldigt, daß er im Zustande des Schweigens gegen alle Welt sei, worin er sich höchst wohl befinde, so erkennt man wohl, wie wenig dieser Zeitpunkt geeignet sein konnte, ihn zu einer brieflichen Verbindung mit einem Unbekannten zu bestimmen, dessen Verworrenheiten er doch nicht zu lösen vermochte, dem er mit einem Worte des Antheils, des Trostes und der Ermunterung wenig nützen konnte. Das Verhältniß zu Frau von Stein und dem Herzog und die mancherlei Geschäfte, die er sich aufgeladen hatte, verschlangen ihn ganz, so daß ihm eine erfolgreiche Wirkung in die Ferne unmöglich war. Schon im vorigen Jahre hatte er an Kestner geschrieben, er habe so vielerlei von Stund zu Stund, das ihn herumwerfe, er müsse die Verworrenheiten anderer Menschen (in seinem nächsten Kreise) tragen und zurecht legen. Und wie manches stürmte auch von außen auf ihn ein, nahm seine lebhafteste Thätigkeit nothwendig in Anspruch! Im Juni erschütterte ihn die Kunde vom Tode der einzig geliebten Schwester, und der Schmerz um diesen Verlust zitterte lange in ihm nach; im Juli versetzt ihn die Abwesenheit der geliebten Freundin in fiebernde Spannung, und wenn er darauf im Genusse der schönen Natur sein Herz beruhigt, so daß es innigst die „unendlichen Freuden“ empfindet, welche die Götter ihm, ihrem Lieblinge, neben „unendlichen Schmerzen“ verliehen, so konnte er wenig gestimmt sein, die Heiterkeit seiner Seele durch die Erinnerung an die Verworrenheit Plessings zu trüben. Ende August verstimmt ihn die Aussicht auf den Ausflugtag in Eisenach und das dort ihm bevorstehende unruhige Leben, und der Anfang des Septembers belehrt ihn, wie wenig er selbst noch in sich feststehe, da das tolle Treiben des Herzogs in Stützerbach noch so langer Zurückhaltung ihn zur äußersten Ausgelassenheit hinreißt, an deren Folgen er mehrere Tage bitter zu leiden hat. Die lange Dauer des Ausschußtages ward ihm höchst peinlich, doch erfreute ihn am 21. Mercks Ankunft, der seine ganze Seele in Anspruch nahm. Auf des Herzogs Wunsch hatte er die Wartburg bezogen, „Luther's Pathmos“, wo er sich, wie er nach Mercks Abreise schreibt, so wohl sand wie dieser, „übrigens bin ich der Glücklichste von allen, die ich kenne.“ Wie wenig auch Goethe sowohl in bedrängten als freieheitern Augenblicken gestimmt sein konnte, sich in einen nutzlosen Briefwechsel mit Plessing einzulassen, so dürfte er doch schon damals den Entschluß gefaßt haben, bei einer bald zu unternehmenden Harzreise den wunderlichen Mann, der, wie er später sagt, sein Interesse erregte, ohne Anziehungskraft zu üben, in Wernigerode zu besuchen und persönlich, aber unerkannt sich von seinen Zuständen zu überzeugen, wo möglich förderlich auf ihn zu wirken. Wie bald der zweite Brief Plessings auf den ersten gefolgt sei, wissen wir eben so wenig, wie die Ankunft des ersten uns genau bekannt ist; aber jenen zu beantworten konnte er sich gleichfalls nicht gemuthet fühlen, besonders wenn er einen persönlichen Besuch schon in Aussicht genommen hatte. Auch mochte ihm nach genauester Erwägung der Verhältnisse wohl scheinen, der Zustand des jungen Mannes fordere eine Zusprache von seiner Seite nicht, ja daß, was er ihm zu sagen habe, könne ihn nur unangenehm berühren, da er selbst längst jener Werther'schen Empfindsamkeit entrückt war, welcher der junge Plessing verfallen war.

Friedrich Victor Lebrecht Plessing war am 20. December 1752 zu Belleben im Magdeburgischen geboren, wo sein Vater Johann Friedrich, der aus Conitz in Preußen stammte, (er war am 28. October 1730 geboren), als Prediger lebte. Im zwölften Lebensjahre kam der Knabe nach Wernigerode, wohin der Vater als Oberprediger an der Schwesterkirche berufen war. Zum Studium der Theologie bestimmt, bezog er die Universitäten Göttingen, Wittenberg und Halle; unbefriedigt wollte er die militärische Laufbahn ergreifen, aber auch diese konnte ihn nicht fesseln *), und so war er denn, ohne eine feste Lebensansicht, verzweifelnd, irgend eine Beruhigung seiner empfindsamen Seele zu finden, in das väterliche Haus zurückgekehrt. Er selbst schreibt am 6. Februar 1789 in einem Briefe an den Consistorialrath von Irving in Berlin **): „Von meinen Jünglingsjahren an war ein gewisses dunkles Gefühl in mir, das mich von den gewöhnlichen jugendlichen Freuden ableitete, hingegen hinriß, andere Arten derselben, die ich mit mehr Glück und Leidenschaft umfassen konnte, aufzusuchen, wodurch ich aber immer in's Romantische gerieth. Das dunkle Gefühl spiegelte mir ein glänzendes Ideal vor, das ich mit blinder Leidenschaft als eine Geliebte immer verfolgte. Allein ich fand sie in dem mich umgebenden gewöhnlichen Menschenleben nicht, konnte sie also nicht genießen, und doch war meine Leidenschaft unbegrenzt gegen sie. Hierdurch wurde ich auch unter anderm in dem Soldatenstande zu den ausschweifendsten Begeisterungen und Bedürfnissen in der höhern Liebe und hernach zu meinem gänzlichen Ueberdruß des Lebens gebracht, weil ich nunmehr verzweifelte, das Geliebte, welches ich suchte, je gewinnen zu können. — Eine gewisse Ruhmsucht, ein Bedürfniß eines, wie ich gewiß doch glaube, nicht großen Ehrgeizes, machte, daß seit meinen Jünglingsjahren ich schon so sehr umhergetrieben ward und ein

*) In der Erläuterung der Harzreise bemerkt er etwas wunderlich, es sei unmöglich gewesen nur irgend eine Persönlichkeit zu denken, wozu diese Seelenschilderungen passen möchten. „Alle seine wiederholten zudringlichen Aeußerungen waren anziehend und abstoßend zugleich, daß endlich bei einer immer aufgeforderten und gedämpften Theilnahme, die Neugier rege ward, welchen Körper sich ein so wunderlicher Geist gebildet habe. Ich wollte den Jüngling sehen, aber unerkannt, und deßhalb hatte ich mich eigentlich auf den Weg begeben.“ Der oben gegebene Bericht trägt jedenfalls den Charakter größerer Bestimmtheit.

*) Daß er eine Zeit lang den Soldatenstand ergriffen, beruht lediglich auf seiner eigenen weiter unten anzuführenden Aeußerung, wo er desselben gedenkt; jedenfalls werden wir dies in die Zeit zwischen seine frühern Universitätsstudien und Goethe's Besuch setzen müssen.

**) Zuerst mitgetheilt in der „Neuen Berlinischen Monatsschrift“, 1809, I., 5 ff. Die volle Glaubwürdigkeit aller einzelnen Angaben desselben dürfte wohl zu bezweifeln sein.

Digitized by Google

dunkles Gefühl mich fortgerissen hatte, etwas Geliebtem immer nachzustreben, ohne jedoch es recht zu kennen, und ohne es zu erreichen und zu genießen. — Ich glaubte es als Gelehrter nie befriedigen zu können, weil ich — aus dem Grunde, daß ich seit meinem zwölften Jahre (also seit der Uebersiedlung nach Wernigerode) gänzlich mir selbst überlassen blieb, nie unter der mittelbaren Leitung eines weisen Freundes, der nach meiner Art mich zu behandeln verstanden hätte, mich befand (?!), und auf Schulen und Universitäten ich nie das Innerste, das Wahre, das Große der Wissenschaften kennen lernte — weil ich die Wissenschaften nicht kannte und mir daher alles Studium zuwider war, besonders aber ich alles Sprachstudium verabscheute als seelentödtend für mich, und meiner Lebhaftigkeit so gar keine Nahrung gebend, ich's daher gar nicht über mich bringen konnte, mit Einprägung todter leerer Zeichen meinen Kopf zu martern. — Ich überließ mich daher den Leitungen der Einbildungskraft. Eben hierdurch ward ich in der Folge (?) dahin gebracht, Theologie zu studiren, weil ich glaubte ein großer Kanzelredner zu werden.“ Aus dieser etwas verworrenen und übertriebenen Darstellung geht so viel hervor, daß Plessing an einer durch ungemessenen Ehrgeiz und träumerische Einbildung genährten Ueberspannung litt, sich zu etwas Außerordentlichem berufen hielt, ohne irgend zu wissen, auf welchem Wege ihm dies gelingen sollte; er war ein durch übertriebene Nachsicht verzogener Sonderling, der, wie Werther, seinem Herzen allen Willen thun, nichts, wozu männliche Kraft und Ausdauer gehörte, treiben wollte, ja „Werthers Leiden“ scheinen ihm den Kopf noch mehr verdreht zu haben. Seine äußern Verhältnisse waren, wie Goethe von ihm selbst erfahren haben wird, günstig genug, so daß es nur an ihm lag, sich zu einer frischen Thätigkeit und heiteren Lebenslauf zu erheben, wozu es wohl auch der Vater nicht an Aufmunterung hatte fehlen lassen. Aber die Seelenkrankheit lag tiefer, und so konnte Goethe kaum erwarten, durch irgend ein Wort ihn auf eine andere Bahn zu lenken, was er nur von der Zeit und eigener kräftiger Zusammenfassung hoffen durfte. Dies spricht sich auch in dem Gedichte „Harzreise im Winter“ bezeichnend aus, das Goethe stückweise auf der Reise selbst dichtete, was Schaefer uns mit Unrecht zu bezweifeln scheint. Von einem „kunstvollen Bau, den besten Klopstockischen Oden gleich“, können wir nichts entdecken, und wenn Goethe, als er das Gedicht zufällig erst mehr als sieben Monate später an Merck übersendet, es als „fliegende Streifen von den tausend Gedanken in der Einsamkeit (seiner Reise)“ bezeichnet, so dürfte man kaum einen schlagendern urkundlichen Beweis über seine Entstehung verlangen können. Als er auf dem Wege nach Wernigerode einen unbekannten Menschen sich in den öden Wald verlieren sieht, stellt er sich vor, es sei dies ein Unglücklicher, und das Bild Plessing's kommt ihm in den Sinn. So hören wir ihn denn sein innigst gerührtes Gefühl in die Worte ergießen:

Ach, wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ungenügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Platter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke dies (später sein) Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

Plessing hatte wohl geklagt, daß er mit seinem liebevoll schlagenden Herzen überall zurückgewiesen worden sei, daß ihm das Leben keinen Genuß, keine Befriedigung seiner mächtig aufgeregten Natur biete. Goethe war nicht im Stande, die Gerechtigkeit seiner Klage über erlittene Verachtung seiner Liebe zu prüfen, und er wußte zu wohl, daß solche Naturen in ihrer leidenschaftlichen Verblendung am wenigsten durch den Hinweis auf dasjenige zu heilen seien, was ihnen das Leben wirklich biete, am allerwenigsten, wenn dies brieflich geschehe; er war der Ueberzeugung, daß die Heilung hier von innen erfolgen, daß man sie der Zeit überlassen müsse, und so wendet sich sein gerührtes Herz mit dem heißesten Liebeswunsche an Gott, welcher dieser gepreßten Seele Erquickung bringen, sie von der unseligen Trübung befreien möge.

Kehren wir zu Goethe's späterem Bericht in der Darstellung des Zuges nach der Champagne zurück, so vernehmen wir hier, wie er im Gasthofe zu Wernigerode den Kellner aufgefordert, ihm eine der durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit ausgezeichneten jüngern Personen des Ortes zu nennen, womit er einen angenehmen Abend zubringen könne, worauf dieser ohne Bedenken erwidert: es werde ihm gewiß mit der Gesellschaft des Herrn Plessing gedient sein, des Sohnes des Superintendenten (?); dieser sei als Knabe schon in Schulen ausgezeichnet worden, (was kaum mit Plessing's eigener Schilderung zu vereinigen ist), und er habe noch immer den Ruf eines fleißigen guten Kopfs, nur wolle man seine finstere Laune und das unfreundliche Betragen tadeln, womit er sich auch der Gesellschaft ausschließe, doch gegen Fremde zeige er sich zuvorkommend *); wolle er angemeldet sein, so könne er es sogleich thun. Dies geschah, und der Kellner führte ihn, nachdem er von dem jungen Plessing eine bejahende Antwort erhalten, zu ihm hin. Wenn Goethe diesen Besuch gegen Abend setzt, so stimmt dies durchaus nicht mit den im Nachlaß der Frau von Stein erhaltenen Tagebuchblättern von dieser Harzreise überein. Hiernach ritt er am Morgen des 3. December, ohne Zweifel in früher Morgenstunde, gegen 7 Uhr, von Elbingerode nach dem nahen Wernigerode, wo er zeitig genug eintraf, um noch an demselben Morgen den jungen Plessing aufsuchen. Daß er durch die Frage nach jungen wissenschaftlich gebildeten Männern den Kellner auf Plessing gebracht habe, und was er weiter berichtet, haben wir keinen Grund zu bezweifeln. Von dem Aufenthalt in Wernigerode finden wir im Tagebuchblatte nur die Bemerkung: „Mit Pl(essing) spazieren auf die Berge ꝛc. ꝛc.“ Was weiter vorgegangen, stand so lebhaft vor seiner Seele, daß er keiner Andeutung darüber zu bedürfen glaubte; er war überzeugt, daß er es nie vergessen werde. Nach Goethe's späterem Bericht gab er sich bei Plessing für einen Maler von Gotha aus, den Familienangelegenheiten nöthigten, in dieser unfreundlichen Jahreszeit Schwester und Schwager in Braunschweig zu besuchen. Dies wird zum Theil durch einen Brief an Frau von Stein vom 6. December bestätigt, wo er von Goslar aus schreibt: „Mir ist's eine sonderbare Empfindung, unbekannt in der Welt herumzuziehen. — Ich heiße Weber, bin ein Maler, habe Jura studirt, oder ein Reisender überhaupt.“ Zu dem Vorgeben, er sei ein Zeichner, mochte ihn schon der Umstand bestimmen, daß er auch auf dieser Reise nicht unterlassen konnte, einzelne wundervolle Ansichten auf das Papier zu „krizeln.“ „Ich zeichne wieder den ganzen Tag“, schrieb er schon den 2. an Frau von Stein. So wird er denn auch den jungen Plessing gebeten haben, ihn auf

*) „Er war von mittlerer Größe“, berichtet Goethe an einer andern Stelle, „seine Gesichtszüge hatten nichts Anlockendes, aber auch nichts eigentlich Abstoßendes, sein düsteres Wesen schien nicht unhöflich, er konnte vielmehr für einen wohl erzogenen jungen Mann gelten, der sich in der Stille auf Schulen und Akademien zu Kanzel und Lehrstuhl vorbereitet hatte.“

Digitized by Google

die schönsten Punkte zu führen, und er unterließ wohl nicht, ihn auf die Reize der Natur hinzuweisen, in der Hoffnung, ihn dadurch vielleicht von seiner düstern Verstimmung abzuleiten. Wenn Goethe in seinem spätern Berichte Plessing gleich bei der Erwähnung von Goethe ihm lebhaft in's Wort fallen und sich nach Weimar erkundigen läßt, so könnte man freilich bezweifeln, ob dies der Wahrheit gemäß sei, und nicht vielmehr diese Frage, wie alles, was darauf folgte, wirklich erst am Abend sich ereignet, da der lebhafte junge Dichter, der am wenigsten ein solches Gespräch wünschen konnte, wohl Gewandtheit genug besaß, die Unterhaltung auf ganz andere Dinge zu leiten, um einen tiefern Blick in seine Seelenzustände sich zu eröffnen und, wo möglich, eine förderliche Wirkung auf ihn zu üben. Daß aber Goethe wirklich auf seine freundliche Einladung den Abend bei ihm zugebracht habe und die Unterhaltung dieses Abends in seinem Berichte wesentlich der Wahrheit gemäß geschildert sei, dürfte kaum zu bezweifeln stehen.

Goethe hatte absichtlich bei der Erwähnung Weimars seiner selbst nicht gedacht, dagegen die übrigen durch ihre Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft hervorragenden Personen näher bezeichnet; erst als Plessing, dessen Geduld dadurch auf eine harte Probe gestellt war, ausdrücklich nach dem berühmten jungen Dichter fragte, trug er ihm eine Schilderung dieser seltsamen Person vor. Freilich war die Aufgabe keine leichte, doch möchte man wohl in die Richtigkeit der Behauptung Zweifel setzen dürfen, es hätte Plessing, wäre ihm von der Natur nur etwas mehr Herzensfagacität gegönnt gewesen, nicht verborgen bleiben können, daß der vor ihm stehende Gast sich selbst schildere. Auf die Frage nach Goethe mußte dieser wohl gefaßt sein, und er hatte sich ohne Zweifel die Schilderung ausgedacht, welche er ihm von dem wunderlichen Menschen machen wolle, von dem so viele Märchen erzählt wurden. Auf die daran sich schließende Klage Plessings, der Dichter des „Werther“ habe einen herzlichen Brief, worin er nach einer ausführlichen Schilderung seiner Zustände und Leiden ihn gebeten, ihm zu rathen, ihm zu helfen, schon Monate lang ganz unbeantwortet gelassen, erwiederte Goethe, um wenigstens seinen Schmerz über eine solche unverdiente Vernachlässigung zu beschwichtigen und nicht in gar zu übelm Lichte bei ihm zu erscheinen, er könne ein solches Betragen weder erklären noch entschuldigen, doch wisse er aus eigener Erfahrung, welch ein gewaltiger sowohl idealler als reeller Zudrang diesen sonst wohlgesinnten, wohlwollenden und hülfsfertigen jungen Mann oft außer Stande setze sich zu bewegen, geschweige zu wirken. Hier verräth der nüchterne Ausdruck freilich schon den alternden Dichter, wie sich ähnliche Spuren der in den dürren Kanzleiton fallenden Darstellung zuweilen in den Wanderjahren finden. Jene Entschuldigung hatte aber auf Plessing keine andere Wirkung, als daß er sich nicht enthalten konnte, zum Beweise, er habe wohl eine Antwort verdient, ihm den ersten Brief vorzulesen. „Der Leser paßte völlig zu dem Gelesenen“, äußert Goethe später, „und wie dieses früher in der Abwesenheit mich nicht ansprach, so war es nun auch mit der Gegenwart: man konnte zwar dem jungen Manne eine Achtung nicht versagen, eine Theilnahme denn ein ernstliches Wollen sprach sich aus, ein edler Sinn und Zweck, aber obschon von den zärtlichsten Gefühlen die Rede war, blieb der Vortrag ohne Anmuth, und eine ganz eigens beschränkte Selbstigkeit that sich kräftig hervor.“ Indessen, bemerkt er, sei ihm durch diese Vorlesung doch der bedauernswürdige Zustand des jungen Mannes immer deutlicher geworden, doch dient diese Bemerkung Goethe nur als Uebergang zur Darstellung des Zustandes Plessings, welche kaum als eine ganz treffende, wahrheitsgetreue gelten dürfte. „Er hatte von der Außenwelt niemals Kenntniß genommen“, äußert er, „dagegen sich durch Lektüre mannichfaltig ausgebildet, alle seine Kraft und Neigung aber nach innen gewendet und sich auf diese Weise, da er in der Tiefe seines Lebens kein produktives Talent fand, so gut als zu Grunde gerichtet: wie ihm denn sogar Unterhaltung und Trost, dergleichen uns aus der Beschäftigung mit alten Sprachen so herrlich zu gewinnen steht, völlig abzugehen schien.“ Letzteres bestätigt Plessing's Selbstschilderung, die Goethe vielleicht bei jenem Berichte benutzte; denn kaum dürfte sie ihm ganz unbekannt geblieben sein.

Um auf den innerlich sich verzehrenden Unglücklichen zu wirken, suchte Goethe, wie er selbst weiter berichtet, ihn auf die Heilkraft der Natur hinzuweisen, „da er eine rasche gläubige Hinwendung“ gegen diese und ihre grenzenlose Mannichfaltigkeit höchst förderlich bei solchen Naturen gefunden hatte. Schwerlich dürfte er sich hierbei des etwas schroffen Uebergangs bedient haben, den wir im Berichte finden, ja wir möchten stark bezweifeln, daß diese Hinweisung auf die Heilkraft der Natur am Abend erfolgt sei, da schon bei dem morgendlichen Spaziergange auf den Bergen Goethe sich diese nicht entgehen lassen konnte, und so möchten wir auf den Morgen alles zu verlegen haben, was er in dieser Beziehung am Abend geäußert haben will, auch die mit malerischer Poesie und doch so unmittelbar und natürlich als möglich ausgeführte Schilderung seiner Reise nebst Plessing's Aeußerung über die Baumannshöhle. Dagegen wird er beim abendlichen Besuche die andern „propädeutischen Wendungen“ zu möglicher Heilung versucht haben (er wieß ihn wohl auf seine glücklichen äußern Verhältnisse und die sich ihm eröffnenden Aussichten zu erfolgreicher Wirksamkeit hin), welchen Plessing die Versicherung, es könne und solle ihm nichts in der Welt genügen, so entschieden entgegensetzte, daß des Dichters Innerstes sich zuschloß und er von jeder weitern Pflicht gegen den Unglücklichen, der sich so vertrauensvoll an ihn gewandt hatte, sich entbunden glauben durfte. So konnte er denn unmöglich die Vorlesung des zweiten Briefes geschehen lassen, er entschuldigte sich mit seiner Müdigkeit und behielt sich die Entscheidung über eine Einladung zum andern Mittage bis zum Morgen vor, obgleich er fest entschlossen war, den Unglücklichen, dem nicht zu helfen war, nicht mehr wieder zu sehen. Bei der Rückkunft in's Wirthshaus bestellte er sein Pferd auf Tagesanbruch und übergab dem Kellner ein entschuldigendes Bleistiftzettelchen für Plessing. Ein Zweifel an den zuletzt angeführten Einzelnheiten dürfte kaum berechtigt sein. Jenes Bleistiftzettelchens gedenkt Goethe auch später noch einmal. So viel ist gewiß, Goethe fand, daß er Plessing's Heilung der Zeit überlassen müsse, daß auch, wenn er sich zu erkennen geben wollte, dies nichts helfen, er dadurch höchstens Forderungen hervorrufen könnte, die er nicht zu erfüllen im Stande wäre. Die Andeutung, daß der Verfasser des „Werther“ längst von der dort dargestellten Empfindsamkeit geheilt sei und sich dem praktischen Leben zugewandt, wird er ihm nicht vorenthalten haben, ohne aber hierdurch etwas anderes als den entschiedensten Unglauben an eine wirkliche Sinnesänderung hervorzurufen. Mit Recht bemerkt Riemer, Goethe habe durch den frommen Betrug, daß er sich nicht zu erkennen gab, mehr gewirkt, als er durch die Wahrheit erreicht haben würde.

Aber Schaefer schenkt jenem ganzen Berichte Goethe's so wenig Glauben, daß er geradezu behauptet, dieser habe sich wirklich Plessing zu erkennen gegeben. Die Gründe, worauf er diese Ansicht stützt, beweisen sämmtlich gar nichts. Die oben angeführte Stelle aus der „Harzreise im Winter“ besteht vollkommen mit der ganzen von Goethe berichteten Art dieses Besuchs, worin Schaefer nur „oberflächliche Trostgründe“ unter einer falschen Maske und eine „rasche liebliche Trennung“ finden will, obgleich der Dichter hier nur so handelte, wie er handeln mußte, wollte

Digitized by Google

er sich nicht einer gutmüthigen Täuschung hingeben, deren Folge für beide Theile mißlich gewesen sein würde; so wenig können wir sein Verhalten „ganz und gar unglaublich“ finden. Wenn wir aus dem Tagebuchblatte sehen, daß ein paar Einzelnheiten in Goethe's späterm Berichte nicht der Wahrheit gemäß sind, so fällt damit noch keineswegs „der ganze Bericht in sich selbst zusammen.“ Der Brief an Frau von Stein vom 4. December athmet freilich „das innigste Mitgefühl mit den Menschen, mit denen er in Berührung kommt“, aber dieses verleugnet sich auch keineswegs in der Behandlung Pfessing's, dessen Selbstqualèrei er bedauert; aber er sieht kein Mittel, ihm beizukommen. Die Stelle in demselben Briefe: „Mein Abenteuer habe ich bestanden, schön, ganz wie ich mir's vorerzählt, wie Sie's sehr vergnügen wird zu hören; denn Sie allein dürfen's hören, auch der Herzog, und so muß es Geheimniß sein. Es ist niedrig, aber schön, es ist nichts und viel — die Götter wissen allein, was sie wollen und was sie mit uns wollen, ihr Wille geschehe“, kann unmöglich auf den Besuch bei Pfessing, überhaupt nicht auf ein einzelnes Ereigniß gehen, sondern es muß sich auf die ganze abenteuerliche Winterreise in den Gebirgen beziehen, die ihm bisher völlig nach Wunsch gelungen war. Sollte das „Abenteuer“ einen bestimmten besondern Zweck der Reise bezeichnen, so mußte dieser der Freundin bekannt gewesen sein, diese hätte, wäre an Pfessing zu denken, wissen müssen, daß Goethe zu diesem hin wolle: aber die ganze Richtung seiner Reise hatte er dieser so wenig mitgetheilt, daß er, um sie rathen zu lassen, die Orte, wovon er seine Briefe datirt, nur mit den Endbuchstaben bezeichnet. Schön war über die Beziehung der Stelle noch in Zweifel; neben der Deutung auf Pfessing schwebte ihm die richtige vor. „Nach der Rückkehr von der Reise“, dies führt Schaefer als weitern Grund an, „zeigt sich das fortdauernde Interesse für Pfessing's Gemüthszustand“, wofür aber nur der Umstand angeführt wird (und jeder andere Beweis fehlt), daß Goethe seiner Freundin dessen Papiere, d. h. die beiden Briefe, am Ende des Jahres zuschickt. Aber dieses beweist weiter nichts, als daß Goethe nach seiner Rückkehr, wie seine ganze Reise, so auch den Besuch bei Pfessing der innigst vertrauten Frau erzählt und diese darauf das Verlangen geäußert hatte, die Briefe zu lesen. Höchst wahrscheinlich hatte Frau von Stein, der Goethe sonst alles mittheilte, diese Briefe noch nicht gesehen, was darauf hindeuten dürfte, daß sie Goethe nicht tief berührt hatten; sie ängstlich geheim zu halten fühlte er sich kaum gedrungen. Endlich meint Schaefer, nur durch die Annahme, Goethe habe wirklich vor dem gebeugten Jüngling mit dem Engelsgruß gestanden: „Ich bin Goethe!“ nur dadurch erkläre sich das Weitere, daß dieser von ihm in Weimar einen Besuch erhielt, und er ihm reelle Dienste leistete. Aber jener Besuch fällt mehrere Jahre später, und bei der Erzählung desselben vernehmen wir gerade, daß er sich in Wernigerode ihm nicht zu erkennen gegeben. In ein sicheres Zeugniß, daß Goethe sein beliebtes Incognito auch Pfessing gegenüber gewahrt, liegt in einem von Schaefer übersehenen, weiter unten mitzutheilenden Briefe vom Jahre 1782 vor.

Im September oder October 1779 kam Pfessing nach Weimar; denn daß er das Athen an der Ilm auf seiner Reise nach Königsberg besucht, den Weg nach dieser Universitätsstadt, wo er seine Studien nach so langer Unterbrechung fortzusetzen gedachte, über Leipzig genommen, dürfte kaum zweifelhaft scheinen. „Am Krönungstage (dem 18.)“, schreibt Hamann den 24. Januar 1780 an Herder, „besuchte mich ein Sohn des Pfessing von der Abgötterei“ *), der (in den Ferien) seines Vaters Familie in Preußen (in Conitz) besucht hat, seit dem October hier ist und eine heilige Rede über die Vorsehung hier hat drucken lassen“). Er sagte mir, Sie auf einen Augenblick in Weimar besucht zu haben. Ich bin noch nicht ganz im Stande, den Mann zu übersehen, der an einer singulären Hypochondrie zu laboriren scheint.“ Jene düstere Verstimmung war also noch nicht ganz gewichen. Am 27. März bemerkt Hamann: „Pfessing hat vor meiner Bekanntschaft eine Predigt mit zwei Dedicationen und eben so viel Anhängen drucken lassen. Unser Umgang dürfte wohl zu Ende sein; sat prata biberunt.“ Und bald darauf schreibt er: „Pfessing hat ein hartes Lager hier gehabt, und kam gestern wie ein schwarzgelbes Gespenst, um Abschied zu nehmen, nach Graudenz zur Cur, die mir sehr mißlich scheint. Natürliches Mitleid ausgenommen, sind wir übrigens vermuthlich geschiedene Leute. Sein Geschmack ist cavaliérement, und meiner servelement zu leben. Jenes ist Knechtschaft und dieses Freiheit für mich.“ Er hatte damals bereits eine „kritische Abhandlung“ über Traugott Benjamin Bergers Trauerspiel „Galora von Venedig“ in die „Königsberger gelehrte Zeitung“ (1780 Stück 16—20) geliefert. In seiner Selbstschilderung im Briefe an Zwing berichtet er selbst, er habe sich einige Zeit eingebildet ein großer Kanzelredner werden zu können, sei aber „bei reiferen Jahren“, wo endlich die höhern Kräfte des Denkens sich bei ihm zu äußern begonnen, davon abgekommen. Den Zeitpunkt, wo er zu merken angefangen, daß er Kräfte besitze und hierdurch sich vielleicht fortschwingen könne, wo der Lebensüberdruß sich etwas verloren, da er geahnt, er könne als Schriftsteller sich einigen Ruhm erwerben, setzt er in das Jahr 1782. Indessen zeigen jene beiden Veröffentlichungen, daß er schon damals daran gedacht habe, sich als Schriftsteller, und nicht allein als theologischer, hervorzuthun. Wahrscheinlich fiel er bald darauf in seine düstere Schwermuth zurück, aus welcher er sich erst im Jahre 1782 emporraffte, um nun die Bahn als Schriftsteller zu versuchen und sich bald den Ruhm eines Gelehrten, zunächst eines Philosophen, zu erringen.

*) Der Vater hatte vor zwanzig Jahren einen „Versuch vom Ursprung der Abgötterei“ in zwei Bänden herausgegeben, der Hamann gar nicht übel schien.

* Altfranzösische Trinklieder.

Vom Waltmüller Olivier Basselin.
Uebertragen von Adolf Laun.

Die Gesundheit des Wirthes.

Bringt die Gesundheit aus
(Bibimus satis)
Dem Wirth und seinem Haus';
Nos pavit gratis,
In ganz erles'ner Weis'
Uberans mensas
Mit delicater Speis'.

Daß wir ihm Freunde sei'n,
Hoc patet nobis,
Denn seinen besten Wein
Deprompsit cadis
Und läßt uns allsumal
Usque ad ora
Anfüllen den Pokal.

Es fesset nicht zu viel
Coram amicis,
Denn Freud' ist unser Ziel
Sumptibus paucis,
Jedoch der Wein nach Tisch
Lavet gingivas
Und halte sie uns frisch.

*) Die Wahrheit der Verlehnung; (eine Predigt nebst einem Vorbericht und einem Anhang über die Geschichte Josephs).

Digitized by Google

So füllet den Pokal
Cunctis convivis
Und trinket allumal
Pateris plenis:
Bringt die Gesundheit aus
Dem Wirth und seinem Haus;
Und über zwanzig Jahr'
Sei's, so wie's heute war!

Der Trinker und der Häring.

Ich fürcht', ich werde ernstlich krank,
Seit einer Stunde trink' ich nicht,
Es ist bei Gott auch gar zu lang,
Wie blaß ist schon mein Angesicht!

Der Häring muß erbärmlich sterben,
Wenn er auf trocknem Sande liegt.
So werd' auch ich gar bald verderben,
Wenn mir des Trinkens Quell versiegt.

Ich fürcht', ich werde ernstlich krank ꝛc.

Und wie der Häring, um zu leben,
Die Schnauze recht ins Meer hineln,
So muß auch ich vor allem streben,
Daß meine Gurgel netzt der Wein.

Ich fürcht', ich werde ernstlich krank ꝛc.

Daß es die Frau nicht gerne sehen,
Was, Freunde, machen wir uns draus!
Drum bleibe voll das Glas hier stehen!
Mit nichten, nein, wir trinken's aus.

Ich fürcht', ich werde ernstlich krank ꝛc.

* Neue Novellen und Romane.

Von W. Lanz.

Seit der Verfasser des Waverley jene unvergleichlichen Werke geschaffen, die sich so weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus verbreitet und eine so vielseitige Anerkennung und Bewunderung gefunden haben, wie wohl kaum, etwa Bernardin de St. Pierre's „Paul und Virginie“ ausgenommen, irgend ein anderes Werk irgend eines anderen Autors, seit jener Zeit ist das Feld des historischen Romans, auf dem Walter Scott seine schönsten und vollendetsten Geistesblüthen zeitigte, durch eine Menge von Nachfolgern beackert worden, und wenn gegenwärtig die belletristischen Schriftsteller Englands sich mehr von diesem ab und anderen Gebieten, insbesondere der psychologischen Genremalerei, mit theilweise stark religiöser Färbung, zugewendet haben, so kommt dagegen in Deutschland noch jährlich eine bedeutende Anzahl geschichtlicher Romane auf den literarischen Markt, von denen leider das Meiste Fabrikwaare, berechnet für den flüchtigen Genuß des Augenblicks, oft selbst diesen nicht zu bieten im Stande ist.

So liegen uns auch den beiden letzten Jahrgängen der bei Kober und Markgraf unter dem Titel „Album“ in regelmäßigen Lieferungen erscheinenden deutschen Originalromane fast ausschließlich solche vor, die auf historischem Boden gewachsen sind.

Luise Otto liefert in ihrem, als kulturhistorisch bezeichneten, dreibändigen Roman „Nürnberg“ eine ansprechende Schilderung der Sitten und Zustände deutschen Bürgerthums, wie sie in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts in jener mächtigen und stolzen Reichsstadt sich darstellten. Die Verfasserin entwirft mit sicherer Hand ein Bild von dem Treiben der Patrizier, von ihren reichen kunstgeschmückten Wohnungen, von den glänzenden Banketten, die sie ihrem königlichen Gaste Maximilian gaben, und der Pracht, in der sie und ihre anmuthigen Frauen dabei erschienen, und daneben von der geheimnißvollen, ernsten, die höchsten Ziele der Kunst anstrebenden Verbindung der Baubrüder, mit ihren tiefsinnigen Gebräuchen und strengen Gesetzen; und zwischen diesen hellen farbenreichen Bildern, denen die Gestalten des kühnen Seefahrers Martin Behaim und der jugendlichen Freunde Dürer und Pirkheimer ein noch glänzenderes Licht verleihen, erscheinen düstre Züge von Hexenglauben, von starrer Unduldsamkeit und von jener Rechtlosigkeit und Bedrückung, durch welche die Paria's der damaligen Gesellschaft, die Juden, fast mit Gewalt zu Uebelthaten und Verbrechen getrieben wurden. — Nicht in gleichem Maße wie dem ethnographischen ist die Verfasserin dem poetischen Theile ihrer Erzählung gerecht geworden: ihr Stil ist breit und matt, die Composition des Romans unbedeutend, und die handelnden Figuren entbehren, trotz aller beigegebenen Charakteristik, zu sehr der rechten Lebenswärme und Lebenswahrheit, um ein höheres Interesse als das einer bloßen Staffage in Anspruch nehmen zu können.

Amely Bölte bringt in „Maria Antonia, oder Dresden vor hundert Jahren“ ein Zeitbild in drei Bänden, für welches sie indessen die Bezeichnung Roman nicht allein nicht beansprucht, sondern entschieden ablehnt, indem sie in einer Vorrede, zugleich Bezug nehmend auf ihren früher erschienenen biographischen Roman „Frau von Staël“, erklärt: „Die Benennung irgend meiner Arbeit einer Deutung unter, nach der man sie sogleich als mißlungen bezeichnen könnte; denn ich habe der Phantasie in keinem Punkte gestattet, über die Thatsachen hinaus sich zu verlieren, noch eine künstlerische Gestaltung im Auge gehabt. Ich wollte einfach nur Geschichte schreiben und die Personen auftreten lassen, wie sie waren. Ich trug nicht einmal Wahrheit und Dichtung im Sinne, sondern nur Wahrheit.“ Dennoch wird die Verfasserin nicht behaupten dürfen, daß sie eine Biographie Maria Antonias oder die Geschichte dieser Fürstin und ihres Hofes gegeben habe, denn wenn sie auch die geschilderten Persönlichkeiten nicht in einen erfundenen Roman verwebt, so behandelt sie dieselben doch vollständig wie Romanfiguren, und indem sie neben den einzelnen, durch Quellenangaben verificirten Reden, Briefstellen und Thatsachen eine Menge erdichteter herlaufen läßt, bringt sie eine wunderlich zwitterhafte Darstellung zu Stande, welche unsres Erachtens weder vor der ethischen noch vor der ästhetischen Kritik bestehen kann, wiewohl die Arbeit übrigens ein fleißiges Studium und eine gewandte Feder nicht verkennen läßt.

Eine dreibändige geschichtliche Erzählung von Bernd von Guseck: „Im Strom der Zeit“, Roman aus den Tagen Kaiser Leopolds des Ersten, möchten wir nicht eben zu den besten Arbeiten des fruchtbaren und beliebten Schriftstellers zählen. Dem Roman wäre eine sehr viel knappere, den Verhältnissen des österreichischen Kaiserhauses zu dem spanischen Erbfolgekriege eine ausführlichere Darstellung zu wünschen gewesen. Daß die Erzählung, wie fast alle aus der Feder des aristokratischen Autors, mit einer großen Vorliebe für die höheren und höchsten Kreise der Gesellschaft gefärbt ist, und daß ein mysteriöses Ereigniß sich spannend durch die drei Bände hinzieht, um sich schließlich ziemlich unbedeutend aufzulösen, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

„Pugacev“, geschichtlicher Roman von Isidor Proschko (2 Bände). In einer schwungvollen Vorrede legt der Verfasser seine Intention dar: „Er wollte, treu dem Gange der Geschichte, für denkende Leser und Freunde der Geschichte jene weiteren und engeren Fäden enthüllen, an denen die furchtbare Empörung hing, welche der „Kosak vom Don“ verworfen.“ Und ein ziemlich buntes Gespinnst ist es, das er zu diesem Zwecke zusammen webt: Ein Schneeroslan in Sibirien, das Erdbeben in Lissabon, der Winterpalast an der Newa, das weiße Haus am Potomac, der Staatsstreich Katharina's II., die Schlacht bei Kunersdorf, Ewald von Kleist, Graf St. Germain, Benjamin Franklin und, vermittelst eines kleines Kunstgriffes, sogar der Name des großen Revolutionärs Mazini, das sind einige von den vielen bunten, übrigens mit Geschick verknüpften Fäden, mit denen Isidor Proschko „die geschichtliche Wahrheit verkörpern“ will: „daß die Hand der Vorsehung sich von Zeit zu Zeit des Schwertes eines Attila bedient, um Bevogung in die Fäulniß der Staaten, Licht in die Schatten der Zeit, Erkenntniß des Rechts in das Leben der Völker zu bringen, und das Gefühl der großen Wahrheit unter der Menschheit wachzurufen: daß Einer über Allen steht, der in seinen Himmeln das Gesetz für die Erde geschrieben hat: daß ohne Ordnung keine wahre Freiheit, ohne Gerechtigkeit kein Völkersegen; daß Recht und Gesetz im Kampfe gegen den Aufruhr zuletzt immer Sieger bleiben; daß das Reich der Lüge und des Verrathes, sei es auch auf der Bahn der Gewalt noch so weit vorgerückt, endlich

Digitized by Google

in Trümmer geht, so gewiß als der Gott, den wir anbeten, ein Gott der ewigen Wahrheit iſt.«

»Zawiſ von Rosenberg, genannt von Falkenſtein«, hiſtoriſcher Roman von Elfried von Taura (3 Bände). Der Name, welcher dem Roman ſeinen etwas ſchwerfälligen Titel giebt, iſt der eines böhmiſchen Edlen, deſſen Beziehungen zu dem König Ottokar II. und ſeiner Gemahlin Kunigunde den Mittelpunkt bilden für eine Darſtellung der Zuſtände im Czechenreiche unter der Regierung des großen Gegners Kaiſer Rudolfs von Habsburg; das Colorit derſelben iſt indeſſen zu farblos, um ein Intereſſe für die Streitigkeiten böhmiſcher Großen des 13. Jahrhunderts mit ihrem Könige hervorrufen zu können, und auch die Zeichnung des Helden iſt keine glückliche zu nennen. Einen Mann, den wir, neben andern Schwächen und Inconſequenzen beſtändig zwiſchen zwei Liebesneigungen ſchwanken ſehen, der ſeine edle und geliebte Gattin und ſeinen Sohn verläugnet und verſtößt und ſich deßhalb mit den Worten abfindet, »ich folgte dem Stern in meiner Bruſt, der mich mächtiger zu der Königin zog als zu der edlen Tochter Dalemils«, — einen ſolchen Mann können wir, trotz aller ſchönen Eigenſchaften, die der Verfaſſer auf ſeinen Zawiſ häuft, und trotz aller Mühe, die er ſich giebt, denſelben als einen edlen und ſtarken Charakter erſcheinen zu laſſen, nicht für einen ſolchen halten, und auch von den übrigen, größtentheils in gleich zweifelhaften Lichte gehaltenen Figuren wird ſchwerlich eine dem Leſer ein Intereſſe abgewinnen.

Außer dieſen hiſtoriſchen Romanen enthält das Album noch im vierzehnten Jahrgang einen dreibändigen Roman von Max Ring: »Eine arme Seele«, bei welchem wir uns des Verdachts nicht erwehren können, daß die Schilderungen gemeiner und ſchändlicher Charaktere und ſchlüpfriger oder widerwärtiger Situationen von dem Verfaſſer als Reizmittel für ſeine Leſer gehandhabt werden; hoffentlich beſitzen aber auch die minder gebildeten unter dieſen einen zu guten Geſchmack, um ſich eine ſolche Koſt behagen zu laſſen, an der das Verwerflichſte und Gefährlichſte noch dies iſt, daß dieſelbe aufgetiſcht wird mit dem Anſchein von Schmerz und ſittlicher Entrüſtung über die Schäden der modernen Geſellſchaft, als in welcher der Verfaſſer mit ſeiner »armen Seele« vielen Schmutz durchwatet, um ſie zuletzt, als ein Muſter edler Weiblichkeit, in dem Hafen einer ehrenvollen bürgerlichen Exiſtenz anlangen zu laſſen.

Im fünfzehnten Jahrgang bringt Ernſt Frize in einem dreibändigen Roman »Gertrud« eine ſehr anmuthige, hübſch und lebendig geſchriebene Erzählung, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Kreiſen einiger angeſehenen Adelsfamilien Mitteldeutſchlands ſpielt; da dieſelbe uns in eine Zeit verſetzen ſoll, in welcher »den deutſchen Frauen ſeit lange wieder von der Literatur gehuldigt ward«, ſo laſſen wir es uns gern gefallen, daß auch der Verfaſſer die weiblichen Charaktere mit entſchiedener Vorliebe behandelt und ſeine liebenswürdige Heldin »Gertrud« faſt in zu brillanten Farben dargeſtellt hat.

Ein außerhalb des Albums im Verlage von Koker und Martgraf erſchienener hiſtoriſcher Roman: »Napoleon II.« von Jean Charles (Braun von Braunthal), zwei Theile in einem Bande, ſcheint hauptſächlich eine Verherrlichung des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes zum Zweck zu haben, während eine aus demſelben Verlag hervorgegangene Biographie: »Fürſt Metternich«, Geſchichte ſeines Lebens und ſeiner Zeit, von Schmidt-Weißenfels, 2 Bände, deren erſtem das Porträt, dem zweiten das Facſimile des Fürſten beigegeben ſind, mit einer anerkennenswerthen Unparteilichkeit, Fleiß und Gründlichkeit geſchrieben iſt.

An dem, bei F. A. Brockhaus erſchienenen, erſten Band der »Erzählungen eines Rheiniſchen Chroniſten«, von Wolfgang Müller von Königswinter, in dem »Karl Immermann und ſein Kreis« behandelt wird, haben wir dieſelbe Ausſtellung wie an dem Roman Amely Böhtes zu machen; wie jener mit der Prätention eines geſchichtlichen Werkes, ſo tritt dieſer mit der einer Biographie auf, ohne daß der Verfaſſer die Pflicht eines Biographen, ſeinen Stoff von Ausſchmückungen der eignen Phantaſie frei zu erhalten, erfüllte. Daß im übrigen das Buch friſch und anziehend geſchrieben iſt und manche ſchätzbare Mittheilung aus dem Leben Immermanns und aus dem Kreiſe der Düſſeldorfer Künſtler enthält, dafür bürgt ſchon der Name des Verfaſſers, und auch diejenigen Leſer, welche unſern Tadel berechtigt finden, werden, wie wir, die von ihm verheißenen ferneren Arbeiten in dieſem Genre freudig begrüßen.

»Rom am Rhein«, Roman aus der Gegenwart von einem Gläubigen. (Bonn, Rheiniſche Verlagsanſtalt, zwei Bände). Wenn der Verfaſſer im Vorwort von ſeinem Roman ſagt: »In erſter Linie ſteht der ſittliche Zweck, doch glaubt der Autor, daß die freie Entfaltung poetiſcher Schönheit wenig dadurch verkümmert iſt«, ſo glauben wir den erſteren in Herabſetzung des Katholicismus und der katholiſchen Geiſtlichkeit ſuchen zu müſſen und begreifen nicht recht, weßhalb der Verfaſſer ſich nicht anſtatt einen Gläubigen lieber einen Proteſtanten genannt hat; von einer »freien Entfaltung poetiſcher Schönheit« müſſen wir aber aufrichtig geſtehen nichts gefunden zu haben; vielleicht iſt der geneigte Leſer glücklicher, wenn nachſtehende Probe von dem Stil, in welchem das Buch gehalten iſt, ihn zu eigner Prüfung anregen ſollte. Es iſt ein Bruchſtück aus dem Geſpräch zweier jungen Mädchen: Die großen blauen Augen der Einen »blickten klar und ruhig, bald in den tiefen, wolkenloſen Himmel, bald in die idylliſche Landſchaft, während die Freundin ihr mit ungemeiner Zungengeläufigkeit und lebhaften Handbewegungen im niederrheiniſchen Platt zuerſt von den Einzelheiten ihres Anzugs erzählte, wobei ſie das Kleinſte nicht vergaß, auch nicht die »Watte« (Baumwolle) — ſie hatte fünfzehn Pfennige gekoſtet — womit ſie die Rundheit ihrer ſtattlichen, wenn auch noch nicht ganz entwickelten Büſte vollendet, dann von ihrem Hof, von den Nachbarn und den neuſten Skandälen der nächſten Döfer und Höfe, endlich von den jungen Männern der Gegend, die ſie alle einem ſtrengen Urtheil unterwarf, obgleich ihr keiner von allen ganz gleichgültig ſchien, außer Einem, mit dem ſie ein für allemal nicht mehr tanzen zu wollen erklärte, wenn er, wie bisher ſeine »Hängeſchen« (Handſchuhe) anhöre; denn er habe ſo ſchweredige Händ« (ſo ſchwitzige Hände), und verdürbe damit die neue »Taille« ihres Kleides. — Dann ſprach ſie beiläufig den Namen »Rainer« aus. Blitzartig wetterleuchtete es plötzlich in den vorher ſo ruhigen Augen der Andern. Eine ſanfte Röthe überflog ihr Geſicht.« In dieſer Weiſe geht das Geſpräch noch durch mehrere Seiten fort, und wir könnten dem Leſer noch eine Menge derartiger freier Entfaltung poetiſcher Schönheit beibringen, wenn wir nicht fürchteten, daß er an dieſer mehr als genug haben wird.

»Ein Glückskind«, Roman von Rudolf von Keudell. (Leipzig, F. A. Brockhaus, zwei Bände). Das Glückskind iſt der vermeintliche Sohn eines armen Cantors, der ſich als Student in eine ſchöne und feurige Sängerin verliebt, dadurch in Händel mit einem Offizier und in Haft geräth, aus welcher er durch einen alten Freiherrn befreit wird, der ſich ſympathiſch zu ihm hingezogen fühlt und ſchließlich in ihm den Sohn eines verſtorbenen Neffen aus einer von deſſen Vater zerſtörten Ehe mit einer Italienerin entdeckt, durch welche Entdeckung das Glückskind, Felix, welches außerdem das Glück hat in ſeinen Verwandten lauter außerordentlich hochherzige und edeldenkende Cavaliere zu finden, in den Beſitz der außerordentlich reichen Rudau'ſchen Familiengüter und der Hand ſeiner ſchönen Couſine Maria, in die er ſich natürlich ſchon vorher weit edler und reiner als in die Sängerin verliebt hatte, gelangt. Die mit Geſchick ausgeführte Erzählung, in welche manche hübſche Betrachtungen über Kunſt, Poeſie und verwandte Dinge eingeflochten ſind, lieſt ſich leicht und angenehm und läßt in dem Verfaſſer einen Mann von gutem Geſchmack und von Beleſenheit in den beſten Werken unſrer poetiſchen Literatur erkennen. Die lituaniſche Scenerie, welche hauptſächlich nach dem Vorgang Temme's in ſeiner anziehenden Erzählung »Die ſchwarze Mare« mit Vorliebe angewendet wird, iſt hier mit vielem Geſchick und anſcheinender Vertrautheit gehandhabt. Als ſtörend möchten wir die häufigen Anreden des Autors an den Leſer oder die Leſerin bezeichnen. Die dem Buche ganz unmotivirt angehängte »Erinnerung an Helgoland«, ein Cyclus mittelmäßiger Gedichte, wäre unſres Erachtens beſſer weggeblieben.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Lebenserinnerungen und Briefwechsel. 2 Bde. Von Friedrich von Raumer. — Italiane. Ein dramatisches Gedicht. Von C. Hirschberg. — Novellistische Gemälde aus Stadt und Land. 2 Bde. Von P. Stein. — Liebes- und Klagelieder des neugriechischen Volkes. Von A. Passow.

* Die Verlagshandlung von Brockhaus in Leipzig will sämmtliche dramatische Werke von Gutzkow in einer neuen Ausgabe erscheinen lassen, welche sich im Format an die Volksbibliothek deutscher Klassiker anschließt. Diese Ausgabe soll 20 Bändchen umfassen und den Preis von 6⅔ Thlr. Cour. haben. In derselben erscheint nun auch das bisher nicht gedruckte Trauerspiel „Philipp und Perez“, das vor Jahren auf einigen Bühnen aufgeführt wurde. Den Anfang der 20 Dramen macht das Urbild des Tartüffe.“

* Der neueste Jahrgang des Volkskalenders von Berthold Auerbach enthält einen warmen und eindrucksvollen Artikel „Flotte und Flagge“ von Karl Andree, worin auf die Nothwendigkeit der Schaffung einer großen deutschen Flotte aus Staatsmitteln hingewiesen wird.

* Wie sehr sich die einst so beliebten Preisausschreibungen verbraucht haben, beweist die Erfahrung, welche kürzlich der Schauspieldirektor Waltner in Berlin machte. Er forderte ein heiteres historisches Volksstück. Von 67 eingelaufenen Stücken waren 63 ganz unbrauchbar, die übrigen 4 auch nicht zu gebrauchen.

* Das germanische Museum in Nürnberg hat am 14. September unter großer Betheiligung von Männern der Wissenschaft seine Jahresconferenz gehalten. Die Finanzen des Institutes sind günstig, die Gebäude und die Sammlungen werden immer stattlicher, doch sind noch bedeutende Spenden erforderlich, wenn Alles in der rechten Ordnung und Fülle vorhanden sein soll. Beschlossen wurde, in einem großen Bilderwerke den Reichthum des Museums zur Anschauung zu bringen.

* Am 7. November dieses Jahres soll in Weimar die deutsche Goethestiftung ins Leben treten, deren Begründung im Jahre 1849 durch Boeckh, Gerneius, Humboldt, Kugler, Rauch, Schelling veranlaßt wurde. Die Stiftung soll in Goethe's Geist auf deutsches Künstlerthum und Wertstiftlichung des Volks hinwirken, und zwar unt. And. durch Ertheilung von Preisen für ausgezeichnete Leistungen und Unterstützungen für wichtige Bestrebungen. Ein Ausschuß von zehn Mitgliedern ertheilt die Preise; alle zwei Jahre wird eine Generalversammlung gehalten. — Der Verwaltungsausschuß für die Weimarer Dichterdenkmäler, die 1857 errichtet wurden, hat kürzlich einen Rechenschaftsbericht ausgegeben. Die Gesammteinnahme belief sich auf 21,661 Thaler, die Ausgabe auf 21,223 Thlr., es ist also ein Ueberschuß von etwa 100 Thalern da. Die Beiträge aus deutschen Städten waren bekanntlich zum Theil auffallend gering; so hat Frankfurt nur 87 Thaler beigesteuert, Wien 13 Thaler, Berlin gab 124, Hamburg 103, Bremen 153, Lübeck 166 Thaler.

* Man schreibt uns aus Speyer: Mit dem heutigen Tage (17.) beginnt hier die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte und verspricht sehr lebhaft zu werden. Eine große Zahl von Fremden durchwandert fein gestern die festlich geschmückten Straßen der alten berühmten Stadt, deren neu erstandener Kaiserdom die Augen und das Interesse aller kunstliebenden Gäste auf sich zieht. Die Regierung und die Stadt sind denselben mit den außerordentlichsten Erleichterungen entgegengekommen. Eine Fahrt nach dem reizenden Rauftadt wird den Mittelpunkt der geselligen Unterhaltungen bilden.

* Die in diesen Tagen durch die Zeitungen gehende Nachricht von dem Tode des Dombaumeisters Zwirner in Köln hat sich glücklicherweise nicht bestätigt; allerdings aber ist der Künstler sehr leidend.

* In Berlin starb am 14. September im einundachtzigsten Lebensjahre Ludwig Kannegießer, der Uebersetzer des Dante und vieler anderen Dichter der italienischen, englischen, dänischen, schwedischen und polnischen Literatur.

* Von dem großen Musikfeste, welches im August die Zukunftmusiker in Weimar hielten, ist die Rede gewesen. Die Leser der „Allgemeinen Zeitung“ fanden damals zu ihrem Erstaunen in diesem sonst jener Partei nicht geneigten Blatt einen Bericht über das Fest, der mit den Romantikern an der Ilm sehr glimpflich umging. Dagegen erhebt sich nun in derselben Zeitung eine Stimme vom Rhein, welche bemerkt: Jedem Unbefangenen ist klar, daß es sich in Weimar um eine Demonstration der „Zukunftsmusiker“ handelte, und daß die Berthoven'sche Messe nur als spanische Wand benützt wurde, hinter der ganz andere Interessen gewahrt werden sollten. Diese Herren scheuen sich eben doch noch vor der hohen Majestät unserer unsterblichen Meister und wagen es nicht offen mit ihnen zu brechen; was ein großer Theil im geheimen von ihnen denkt, das hat jüngst R. Wagner, der Vorkämpfer der Partei, in einem „Brief an einen französischen Freund“, den er als Vorwort zu einer Prosaübersetzung seiner Opernschriften drucken ließ, ausgeplaudert. Da nach eigenem Geständniß Wagner, als er seine früheren theoretischen Schriften schrieb, „in einem abnormen Zustand war, der sein Gemüth so fremdartig krankhaft berührte, daß er eine lebhafte Scheu trägt in jenen Zustand zurückzuverfallen“, so kann man diesen Brief füglich als das neueste Glaubensbekenntniß Wagners, und derer die ihm unmittelbar folgen, betrachten. Nachdem er seinen Abscheu vor der höhergen Oper ausgedrückt und die Theorie aufgestellt hat, nach welcher er selbst als Componist verfährt, hat er die Stirn, über Mozart, welcher fortleben wird, wenn man von Wagner und seinen Werken wahrscheinlich längst nichts mehr weiß, sich folgendermaßen vernehmen zu lassen: „Noch bei den Vorgängern Beethovens sehen wir bedeutliche Leeren zwischen den melodischen Hauptmotiven selbst in symphonischen Sätzen sich ausbreiten; wenn Handn namentlich zwar schon diesen zwischensätzen eine weit sehr interessante Bedeutung zu geben vermochte, so war Mozart, der sich hierin bei weitem mehr der italienischen Auffassung der melodischen Form näherte, oft, ja fast für gewöhnlich, in diejenige banale Phrasenbildung zurückgefallen, die uns seine symphonischen Sätze häufig im Lichte der sogenannten Tafelmusik zeigt, nämlich einer Musik, welche zwischen dem Vortrag anziehender Melodien auch anziehendes Geräusch für die Conversation bietet; mir ist es wenigstens bei den so stabil wiederkehrenden und lärmend sich breit machenden Halsschlüssen der Mozart'schen Symphonien, als hörte ich das Geräusch des Servirens und Deservirens einer fürstlichen Tafel in Musik gesetzt.“ Ich denke, diese Proben sollten genügen. „Es irrt der Mensch so lang er strebt“, und wahrlich, jeder verdient und erntet Anerkennung der mit festem Willen und Selbstverläugnung das was er als gut erkannt beharrlich anstrebt, und sollte er sich auch irren; wer aber zuerst unser Größtes und Kostbarstes zu entweihen sich vermißt und uns dann zumuthet ein so unkünstlerisches Durcheinander, wie es in den Wagner'schen Opern zu Tage tritt, dafür in Kauf zu nehmen, der darf sich nicht beklagen, wenn der Unmuth sich gegen ihn Luft macht, und man über ihn aburtheilt ohne sich die Mühe zu geben das gute Körnchen das unter diesen Schlacken verborgen sein mag hervorzusuchen.

* Bremen, 18. September. In dieser Tagen hatten wir die Freude, Herrn Professor Friedrich Vischer aus Zürich, den berühmten Aesthetiker, unter uns zu sehen; er kam von Nordernei. Bei der Kürze seines Aufenthaltes konnte der ausgezeichnete Gast die an ihn gerichtete Bitte, daß er einen Vortrag im Künstlerverein halten möge, leider nicht erfüllen, doch verschaffte sein Aufenthalt den Mitgliedern der Gesellschaft gestern einen ganz besonders anziehenden und genußreichen Abend.

* Bremen, 19. September. Wir würden gern den Leistungen unserer städtischen Bühne heute eine längere Besprechung widmen; doch erlauben das die Raumverhältnisse nicht. Es wäre sonst ein eingehendes Wort der Anerkennung am Platze, da die Direction und Regie mit großer Anstrengung es dahin gebracht haben, daß jetzt bereits ein festes und gut gewähltes Repertoir vorhanden ist. Das Publikum ist denn auch in recht günstiger Stimmung, welche sich besonders der Oper zuwendet. Nach der gestrigen Aufführung der „Zauberflöte“ dürfen wir recht Gutes von der Thätigkeit der Oper erwarten; es giebt kaum ein zweites Werk, nach dem sich so sicher ein Maßstab an die vorhandenen Kräfte anlegen ließe. So sehr leicht den Darstellern durch den Text und seine Beliebtheit die Sache gemacht ist, so hoch sind die musikalischen Anforderungen, welche die Oper stellt. Die zahlreichen Zuhörer, welche zunächst am Orchester und seiner jetzigen Thätigkeit große Freude gehabt haben werden, zeichneten die neuen Mitglieder vielfach durch Beifall aus, namentlich Herrn Rasalsky als Sarastro und Fräulein Carl als Pamina. Ueber Herrn Bild, der den Tamino sang, sind die Ansichten getheilter; er hat hinsichtlich der Stimme mit der Erinnerung an seinen Vorgänger zu kämpfen, dem er aber an Gesangsbildung weit überlegen ist. Wir werden nun demnächst Gelegenheit haben, über ihn und die sonstigen Kräfte näher zu sprechen. Die Proberollen sind beendigt, Schauspiel und Oper bereits in so geregelter Thätigkeit, daß eine sichere Grundlage für ein Urtheil gewonnen ist. Im Schauspiel haben die Aufführungen des Faust, Don Carlos, Lear und der Minna von Barnhelm Zugkraft gegeben von den ernsten Bestrebungen der Bühne; die Theilnahme der Zuschauer hat sich allerdings mehr der leichteren Komödie zugewendet.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℳ 12 ßr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℳ Crt.
incl. Postverschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 39. Bremen, 29. September. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Goethe und Plessing. Von Heinrich Düntzer.
Lebenserinnerungen; ein Seestück. Von W. Lenbers.
Englische Männer und Frauen. Von L. Hofmann.
Literatur und Kunst.

* Goethe und Plessing.

Von Heinrich Düntzer.

II.

Plessing hatte zu Weimar Goethe nicht gefunden, der damals eben mit dem Herzog auf der Schweizerreise sich befand. In Königsberg scheint er darauf, wir wissen nicht bestimmt, auf welche Weise, in Erfahrung gebracht zu haben, daß der wunderbare Reisende, der ihn vor fünf Jahren zu Wernigerode besucht, Goethe gewesen sei. An diesen wandte er sich im Sommer 1782 von Königsberg aus und theilte ihm dieses so wie die Kunde mit, daß er endlich über seinen Mißmuth und Lebensüberdruß Herr geworden und mit hoffnungsvollerem Blicke in das Leben schaue, wobei er wohl seiner Hoffnung gedachte, sich als Schriftsteller einen Namen zu machen. Goethe's Antwort vom 26. Juli 1782 ist uns erhalten*). „Mein Betragen gegen Sie will ich nicht für eine Tugend ausgeben“, schreibt er, „nothwendig war es. Hätten Sie damals gedacht, wie Sie jetzt denken, so wären wir näher. Doch der Mensch hat viel Häute abzuwerfen, bis er seiner selbst und der wirklichen Dinge nur einigermaßen sicher wird. Sie haben mehr erfahren, mehr gedacht; möchten Sie einen Ruhepunkt treffen und einen Wirkungskreis finden! So viel kann ich Sie versichern, daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Ent, sagen lebe und bei aller Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der Wille einer höhern Macht geschieht, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind. Leben Sie wohl. Wenn Sie sich mit mir unterhalten mögen, sollen mir Ihre Briefe jederzeit willkommen sein.“ Aus diesem glücklich erhaltenen Briefe erhellt zunächst, daß Goethe sich bei dem Besuche zu Wernigerode nicht zu erkennen gegeben hatte; denn nur darauf kann sich das „Betragen“ gegen Plessing beziehen, das damals nothwendig gewesen sei, das er nicht für Tugend ausgeben wolle; die Nothwendigkeit lag in Plessing's damaliger Denkungsart, in seiner selbstquälerischen Verzweiflung am Leben, welche jede förderliche Verbindung zwischen ihnen unmöglich machte. Man sieht, Goethe fühlte sich von jeder Lieblosigkeit in seinem Betragen gegen Plessing ganz frei, er war sich bewußt, das Mögliche für ihn gethan zu haben, indem er ihn persönlich besuchte, um sich zu überzeugen, ob er auf ihn erfolgreich zu wirken vermöge. Plessing selbst scheint ihm so wenig über sein beibehaltenes Incognito irgend einen Vorwurf gemacht zu haben, daß er ihm vielmehr seinen Dank aussprach für die Mühe, welche er sich damals mit ihm gegeben; denn darauf scheint sich die ablehnende Aeußerung im Anfange des Briefes zu beziehen, er wolle sein Betragen gegen ihn nicht für Tugend ausgeben. Weiter aber folgt aus Goethe's Briefe, daß Plessing seit jenem ersten Besuche diesen nicht wiedergesehen hatte, dieser nicht beim ersten wirklichen Wiedersehen eine Ueberraschung vermuthen konnte. Demnach ist es jedenfalls irrig, wenn es in Goethe's späterem Bericht heißt: „Ich wüßte nicht, wie viel Zeit vorübergegangen, ohne daß ich weiter etwas von dem jungen Manne gehört hätte, als unerwartet an einem Morgen mir ein Billet ins Gartenhaus bei Weimar zukam, wodurch er sich anmeldete; ich schrieb ihm einige Worte dagegen, er werde mir willkommen sein. Ich erwartete nun einen seltsamen Erkennungsauftritt, allein er blieb hereintretend ganz ruhig und sprach: „Ich bin nicht überrascht, Sie hier zu finden; die Handschrift Ihres Billets rief mir so deutlich jene Züge wieder in's Gedächtniß, die Sie, aus Wernigerode scheidend, mir hinterließen, daß ich keinen Augenblick zweifelte, jenen geheimnißvollen Reisenden abermals hier zu finden. Schon dieser Eingang war erfreulich, und es eröffnete sich ein traufliches Gespräch, worin er mir seine Lage zu entwickeln trachtete und ich ihm dagegen meine Meinung nicht vorenthielt. Inwiefern sich seine inneren Zustände wirklich gebessert hatten, wüßt' ich nicht mehr anzugeben; es mußte aber damit nicht so gar schlimm aussehen; denn wir schieden nach mehreren Gesprächen friedlich und freundlich, nur daß ich sein heftiges Begehren nach leidenschaftlicher Freundschaft und innigster Verbindung nicht erwiedern konnte.“ Hier treffen wir wieder auf das in Wernigerode zurückgelassene Bleistiftzettelchen, das vielleicht wirklich Plessing zu der Entdeckung brachte, daß jener wunderbare Reisende Goethe gewesen; denn wie leicht konnte ihm ein an einen andern gerichteten Brief des Dichters zu Gesicht kommen? Das „heftige Begehren nach leidenschaftlicher Freundschaft und innigster Verbindung“ konnte Plessing in jenem Briefe geäußert haben, auf den wir Goethe's Erwiederung eben mittheilten; der gefaßte ruhige Ton der letzteren würde als nothwendiger Gegensatz zu jenem leidenschaftlichen Andringen bei aller Sorge, den so zutrauensvoll sich Nahenden nicht zu verletzen, sich sehr wohl erklären. Die Bahn als Schriftsteller zu betreten, konnte ihm Goethe freilich nicht anrathen; aber wie hätte er ein Wort äußern können, das ihm auch diese Hoffnung verkümmert!

*) Den auf der Berliner Goetheausstellung zur Ansicht offen gelegten Brief hat S. Hirzel in seinen „Fragmenten aus einer Goethebibliothek“ (1849) S. 10 abdrucken lassen, wo aber das Datum (1781) irrig angegeben ist.

Digitized by Google

Zunächst gedachte er als speculativer Philosoph sich hervorzuthun und schrieb zu diesem Zweck die beiden Abhandlungen „Versuchter Beweis von der Nothwendigkeit des Uebels und der Schmerzen bei fühlenden und vernünftigen Geschöpfen“ und den „Versuch über den Selbstmord“, von denen nur die erstere einen Verleger fand und im folgenden Jahre gedruckt ward; beide Gegenstände hatte er lange genug in sich herumgetragen, so daß er sie rasch aus sich herausschreiben konnte. Aber diese Arbeiten scheinen ihm wenig genügt zu haben, da sie kein großes Aufsehen, wie er es sich wünschte, erringen konnten; ganz neue Ansichten über die Urgeschichte der Menschheit aufzustellen, dieses Zwielicht durch geistvolle Blitze zu erleuchten und durch den Schein glänzender Gelehrsamkeit zu bestechen schien ihm dazu ein viel förderlicherer Weg. Und wie hätte er hoffen dürfen, hier einen geeigneteren Ausgangspunkt zu finden als in Aegypten, das er als Urheimat der gesammten Bildung betrachtete, die nur in einem bürgerlichen Vereine erwachsen könne, und in einen solchen zu treten habe gerade in Aegypten und nur hier allein, Lage, Klima und alles Aeußere die Menschen gezwungen. Da er aber fühlte, daß er hierzu einer ausgebreiteten Kenntniß der alten Schriftsteller und Sprachen bedürfe, so ward er sich schon in Königsberg mit wüthendem Eifer auf diese Studien. Er selbst schreibt an Irving: „Weil nun in Absicht der Kenntnisse meine schwachen Seiten Mangel der Sprachkenntnisse ausmachte, so entschloß ich mich eben diese schwachen Seiten am meisten zu verbergen und mich gerade durch solche Versuche am meisten hervorzuthun, die Sprachkenntnisse, Griechisch und Lateinisch, voraussetzten.“ Welch ein Bekenntniß krankhafter Ehrsucht! An einer andern Stelle bemerkt er, weil er es für unmöglich gehalten, ohne Sprachkenntniß in der wissenschaftlichen Sphäre irgend eine Höhe zu erreichen, so sei er abwechselnd von Hoffnung und Furcht, die oft der Verzweiflung nahe gekommen, herumgetrieben worden. Vorab suchte er sich mit dem Lateinischen vertrauter zu machen und mehrere ihm unumgänglich nöthige alte Schriftsteller, die Griechischen in Lateinischer Uebersetzung zu lesen. So schrieb er denn die wohl noch 1782 vollendete Schrift Osiris und Sokrates. „Der Osiris“, bekennt er selbst im Briefe an Irving, „war ein Resultat von Ueberzeugungen, die ich mehr geahnet als aus hinlänglichen Gründen gedacht; sie waren eine Frucht der wenigen Lektur, die ich mir seit ungefähr einem halben Jahre erst erworben. Auch hatte ich einige alte Schriftsteller in Händen gehabt, allein weil ich das Griechische gar nicht verstand, im Lateinischen auch wenig Kenntnisse besaß, so konnte ich nur flüchtige Ueberblicke thun, und nur dieses und jenes etwa aus der lateinischen Version errathen.“ Bezeichnend ist das Urtheil, welches Hamann, der ihn länger als zwei Jahre in Königsberg gekannt, im Januar 1787 in einem Briefe an Jacobi über ihn fällt. „Er ist ein animal scribax, der Wochen lang sitzen kann“, äußert er. „Er wird sich blind und so leer ausschreiben, daß nicht ein Tröpfchen übrig bleiben wird. Etwas Reises und Gesundes ist von ihm nicht zu erwarten. Ihm ist an an einem gelehrten Namen gelegen, und er hat die Freude (eines gelehrten Namens) erhascht wie einen Schatten.“

Gegen Ende des Jahres 1782 machte Plessing einen Besuch in Berlin. Hamann schreibt am 7. December d. J. an Reichardt daselbst: „Herr Plessing wird Ihnen nächstens einen Gruß von mir bringen. Ich habe an den Schicksalen seiner unglücklichen Leidenschaft nähern Antheil genommen als an seinen Ein- und Aussichten, die ich nicht zu beurtheilen im Stande bin. Es ist mir angenehm gewesen, den Sohn eines würdigen Mannes kennen zu lernen, von dem ich ein Buch über die Abgötterei in zwei Octavbänden besitze, und ich habe seit zwei Jahren mit ersterm in einer gewissen Vertraulichkeit gelebt, trotz alles Contrastes unserer Grundsätze.“ In Berlin scheint er Irving, dem er vielleicht durch seinen Vater bekannt war, Dohm und andere besucht zu haben, durch deren Vermittlung er eine Anstellung an einer preußischen Universität, wohl zunächst Königsberg, zu erlangen hoffte. In dem Briefe an Irving sagt er, auch ihm habe er im Jahre 1782 den wahren Grund der peinlichen, unruhvollen Lage verborgen, worin seine Seele sich im Jahre 1782 befunden, und durch Dohm ließ er diesem 1783 seinen „Versuch über den Selbstmord“ handschriftlich mittheilen. Auch Goethe wird er damals wohl mit seinen Absichten bekannt gemacht und seine Empfehlung in Anspruch genommen haben. Nach der Rückkehr wurde er Magister der Philosophie und trat als Privatdocent an der Universität auf, wie Meusel angiebt, sah sich aber bald darauf veranlaßt, Königsberg zu verlassen und nach Wernigerode zurückzukehren. An Irving schreibt er, mit Muth und Entschlossenheit habe er sich in Königsberg aus den allerverwickeltsten, seltensten Lagen gerissen. Was hiermit gemeint sei, wissen wir nicht; wahrscheinlich handelte es sich auch um eine unglückliche Liebe, welche Plessing ganz besonders trieb, sich als Gelehrter auszuzeichnen und sich eine ansehnliche Stellung zu erwerben. Wir hörten Hamann von seiner „unglücklichen Leidenschaft“ und von seinem „harten Lager“ in Königsberg sprechen; an Jacobi schreibt derselbe. Plessing habe mancherlei Schicksale gehabt. Plessing selbst gedenkt im Briefe an Irving seiner „vorigen Thorheiten“ und der auszuwezenden „Scharte.“

Auf der Rückreise nach Wernigerode wird er Goethe in Weimar wieder gesehen haben, was im August geschehen sein dürfte, da der Dichter im September von Weimar abwesend war. In seinem Gartenhause bei Weimar empfing er den wunderlichen Mann, der ihm sein in diesem Jahr erschienenes Buch von der Nothwendigkeit des Uebels und die Schrift „Osiris und Sokrates“ vorher zugesandt haben wird. An freundlicher Theilnahme und Aufmunterung wird es Goethe nicht haben fehlen lassen, wie fern ihm auch Plessing's Bestrebungen lagen, in die Geschichte der Urwelt, womit er gerade jetzt sich getragen haben wird, auf solche abstruse Weise einzudringen.

Ueber Plessing's nächste Jahre, die er in Wernigerode verbrachte, wissen wir nur aus seinen eigenen Bekenntnissen im Briefe an Irving, die aber, wie der ganze Brief, an Ueberspannung und absichtlicher Uebertreibung leiden. „Die Ruhe und Stille“, schreibt er, „worein ich hier (in Wernigerode) mehr gerieth, selbst auch einiges größere Zutrauen und mehr Achtung, die ich gegen mich selbst anfing zu schöpfen, theils wegen meiner herausgegebenen Schriften, die ungeachtet meines Mangels an wissenschaftlichen Kenntnissen nicht ganz verunglückt waren, theils auch weil ich mich durch Muth und Entschlossenheit aus den allerverwickeltsten, seltensten Lagen in Königsberg gerissen hatte; hierdurch nun, sage ich, gelangte meine Seele dahin, sich mehr in sich selbst zu sammeln und dadurch eine gewisse Consistenz in sich zu erzielen, die durch sie zu etwas Großem fähig werden konnte. Endlich faßte ich einen Entschluß, einen festen Entschluß, und meine Seele hatte das heilige Gelübde gethan, ihn entweder anzuführen, zu siegen oder zu sterben. — Von Michaelis 1783 bis 1784 hatte ich noch kein bestimmtes Ziel und mich noch mehr mit speculativer Philosophie beschäftigt *). Auch war ich wegen böser Augen vier Monate lang zu allen Studien unfähig gewesen. Erst Michaelis 1784 fing ich hiermit an. Mit einiger höchst dürftigen Kenntniß der lateinischen und ohne alle Kenntniß der griechischen

*) Das möchten wir doch fast bezweifeln. Plessing täuscht sich wohl selbst, indem er die Zeit, worin er so viele alte Schriftsteller zogiesen, sich möglichst kurz vorstellt; indeß standen auch seine speculativen Ideen mit dem ihm vorschwebenden Werke über Aegypten als Urheimat aller menschlichen Bildung in Verbindung, wie dies Werk selbst zeigt.

Digitized by Google

Sprache, die ich bloß lesen konnte und wovon ich kaum mehr als 30 Wörter verstand, schleppte ich nun alle Alte in beiden Sprachen zusammen, die ich auftreiben konnte. Unter den Griechen, die ich am meisten anfing zu studiren, waren Aristoteles, Plato, Herodot, Diodor, Plutarch, Sextus Empiricus, Diogenes Laertius die Hauptschriftsteller. — Ich verstand in diesen Schriftstellern weder die Sprache noch die Sachen *). Was Plato und Aristoteles sagten, waren mir böhmische Dörfer. Wie mußte mir bei Lesung dieser Bücher zu Muthe werden! Bei jedem griechischen Wort war ich genöthigt das Lexikon nachzuschlagen **). Aber ich glaube hier in dieser Periode meines Lebens, wo im Anfang jeder meiner Versuche so hoffnungslos ausschlagen mußte, keine gewöhnliche Standhaftigkeit, keine gewöhnliche Anstrengung der Leibes- und Seelenkräfte bewiesen zu haben. Und Muth und Standhaftigkeit halfen mir überwinden. Bis Ostern 1786 hatte ich schon alle vorzüglichste griechische und lateinische Schriftsteller so benutzt, daß ich von den hieraus entstandenen Materialien das Memnonium in Druck geben konnte ***). Denn Michaelis 1786 erschien schon der erste Band, und meine beiden Abhandlungen über den Aristoteles und die Platonischen Ideen *). Während dieser anderthalb Jahre von Michaelis 1784 bis Ostern 1786 hatte ich nicht nur die vorzüglichsten griechischen und lateinischen Schriftsteller, sondern auch die vorzüglichsten übrigen in diese Materie einschlagenden neuern Schriften in lateinischer, französischer und deutscher Sprache gelesen. — Ostern 1787, ein halbes Jahr nachher, erschien der zweite Band.«

Goethe berichtet uns selbst, er habe eine Zeitlang mit Plessing ein briefliches Verhältniß unterhalten, sei auch in den Fall gekommen ihm einige reelle Dienste zu erweisen. Man wird hierbei an Empfehlungen, vielleicht auch an die Erwirkung einer Unterstützung zu denken haben, und wer Goethe's durch die unzweifelhaftesten Zeugnisse festgestellte Mildthätigkeit kennt, wird es nicht für unmöglich halten, daß dieser aus eigenen Mitteln ihm während der Jahre, wo er sich mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten in dem einsamen Wernigerode befand, eine solche habe zukommen lassen. Als Plessing ihm den ersten Band seines Memnonium sandte, befand sich Goethe auf der italienischen Reise, sein begleitender Brief wird ihn Rom getroffen haben; ob er aber dort die Stimmung gefunden, diesen, sowie die wiederholte Ansprache Plessing's bei Uebersendung des zweiten Bandes zu erwiedern, müssen wir bei der geringen Zahl von Briefen, die Goethe außer den an Frau von Stein und Herder gerichteten auf der Reise schrieb, wohl in Zweifel stellen.

Plessing war indessen um so eifriger bemüht, alle Mittel aufzuwenden, zu einer akademischen Stellung zu gelangen, als das Verhältniß zu seinem Vater, dem er so lange zur Last fiel, sich immer unangenehmer gestalten mochte. Die Verwendung von Irving, Dohm u. a. wird er auf das dringendste beansprucht haben; daß er auch Exemplare seiner Schriften an den preußischen Minister Graf Herzberg und den Coadjutor von Dalberg gesandt, ersehen wir aus dem Briefe an Irving. Indessen suchte er den durch sein Memnonium, bei aller Einseitigkeit der zu Grunde liegenden Ansicht, begründeten schriftstellerischen Ruf durch ein neues gleichfalls umfangreiches Werk über die älteste Philosophie zu erhöhen, und so sehen wir ihn diesem seine angestrengteste, den Körper zerrüttende Thätigkeit widmen. »Endlich am 17. August 1788«, berichtet er im Briefe an Irving, »hatte ich auch die zwei Bände meiner »Versuche über die Philosophie des ältesten Alterthums« (einige Untersuchungen im zweiten Bande ausgenommen, die ich noch ausarbeiten muß) zu Stande gebracht.« Schon im Anfange des Jahres 1788 erhielt er die Berufung als Professor der Philosophie an die Universität Duisburg mit einem Gehalte von 300 Thalern. Aber vor seinem auf den Herbst festgesetzten Abgange nach Duisburg wollte er unter jeder Bedingung dieses Werk zu Ende führen. »Bis den 17. August arbeitete ich in eins fort, ohne ich möchte sagen, zum Besinnen zu kommen, ohne meiner Eltern oder meiner Freunde zu genießen. Nur erst an jenem Tage, es war Sonntag, legte ich die Feder nieder und hatte nur noch acht Tage Zeit, meine übrigen Sachen in Ordnung zu bringen, mich meiner Familie zu widmen und von meinen Freunden und Bekannten Abschied zu nehmen; denn Montags den 25. reiste ich schon nach Duisburg ab. Vom Anfang des Jahres 1788, seit ich meine Bestallung erhalten, bis zum 17. August, stand ich alle Morgen um 4 Uhr auf und legte mich Nachts vor 12 Uhr zu Bette. Denn ich hatte den unerschütterlichen Vorsatz, das Werk erst zu Stande zu bringen, ehe ich nach Duisburg abginge. Daher, theurer Freund, entstanden meine so leidenschaftlichen Besorgnisse und Aengstlichkeiten, in die ich besonders voriges Jahr um diese Zeit ausbrach, und wegen welcher Sie mir damals Vorwürfe machten, daß ich wegen meiner zu frühen Abreise das Werk nicht würde zu Stande bringen. — Auch hatte ich, wie Sie wissen, noch andere Ursachen, die mich drängten, dies Werk noch auszuarbeiten *). Nachdem er wiederholt auf eine den Empfänger des Briefes belästigende Weise die Schwierigkeiten hervorgehoben, womit er zu kämpfen gehabt, bemerkt er: »Vielleicht ist es noch nie auf Erden einem Schriftsteller so sauer wie mir geworden. Jeden Schritt, den ich weiter zum Ziel gerungen, habe ich mit Abkürzungen meines Lebens erringen müssen. Dabei habe ich alle gesellschaftliche Freuden des Lebens verleugnet. Alle Woche ging ich nur ein einziges Mal aus, von 5 Uhr Abends an. — Ich habe ein starkes Tagewerk vollendet und des Tages Last und Hitze getragen. Rechnen Sie hierzu die vorigen vielen Leiden meines Lebens, die mancherlei merkwürdigen Revolutionen, die in demselben vorgegangen, die Leib und Seele zerstörenden Leidenschaften, die Jahre lang mich durchglühten. Jetzt bin ich bald 40 Jahre; bis dahin habe ich, seit meinen Knabenjahren, mein Leben unter Leiden, Kümmernissen und den heftigsten Leibes- und Seelenanstrengungen hinbringen müssen.« Schon vorher hatte er bemerkt, daß sein Unterleib noch immer sehr zerrüttet sei; das sei freilich eine unangenehme Folge seiner Anstrengungen des Leibes und der Seele, aber diese Anstrengungen seien zu seiner innern Glückseligkeit nothwendige Uebel gewesen, die Erhaltung seines innern und äußern Menschen habe davon abgehangen, daß gewisse mit seiner innersten Natur genau verwebte Bedürfnisse befriedigt wurden. Wie viel Rednerei hierbei unterlaufe, bedarf wohl kaum der Bemerkung.

Sein Auftreten zu Duisburg als Professor der Philosophie wurde ihm, wie er weiter an Irving berichtet, weit schwerer als jedem andern, weil er nie Philosophie in der Ordnung und den Theilen studirt habe, wie er sie jetzt vortragen müsse. Aber auch diese Schwierigkeit glaubt er überwinden zu können, da ihm die Vorsehung eine Riesennatur gegeben. »Kopf, Brust, Hände und Füße sind mir noch gesund. Jeder sieht mich für zehn Jahre jünger an, als ich bin, nur in meinem Unterleibe sind Zerrüttungen entstanden, die freilich zuletzt fürchterlich werden können. Und

*) Auch diese Aeußerung ist wohl stark übertrieben. Hamann bezeugt uns, daß Plessing sich schon in Königsberg auf die Griechenlands stark geworfen, und er selbst spricht an einer andern Stelle selbst von halbhörriger Lesung. Auch hatte er ja schon seine Schrift Osiris und Sokrates vollendet.

**) Als ob es keine lateinischen Uebersetzungen davon gegeben, zu denen er gewiß gegriffen haben wird, bis er eine gewisse Geläufigkeit sich erworben hatte, wenn er anders so sorgfältig überall die Urschrift verglichen.

***) Einen sehr großen Theil des Stoffes fand er von andern bereits gesammelt, besonders von Meiners, welchen er vielfach bekrittelt.

*) In Cäsars »Denkwürdigkeiten aus der philosophischen Welt.« Die erstere Abhandlung zog Fr. Jacobi an, wie er gegen Hamann äußerte, wodurch er dessen scharfe oben mitgetheilte Aeußerung über Plessing hervorrief.

*) Ohne Zweifel des Honorars wegen.

Digitized by Google

worüber ich eben so sehr erstaune, so hat mein Geist fast noch nichts von seiner vorigen Lebhaftigkeit verloren. Die Aeußerungen und Ausbrüche meines Gefühls, Meines noch immer so warmen Herzens überzeugen mich hiervon.“ Alles dies ist nur darauf berechnet, Irvings Verwendung zu erwirken, daß ihm sein Gehalt auch für die ersten acht Monate des Jahres 1788 zum Ersatz für die Auslagen seiner ersten Einrichtung ausgezahlt werde, er auch vielleicht eine Zulage erhalte. „Betrachten Sie mich nach der vorherigen Lage meines Lebens und nach meiner gegenwärtigen, so wird Ihnen einleuchten, daß Mangel an gewissen Bequemlichkeiten des Lebens, an gewissen Gelegenheiten, sich das Leben angenehmer und froher zu machen und der Gesundheit des Körpers zu Hülfe zu kommen, ferner daß Kümmernisse und Nahrungssorgen bei einem Temperament wie dem meinigen, das stärker fühlt und innigerer und lebhafterer Bedürfnisse fähig ist, einen nachtheiligen Einfluß auf Seele und Leib bei mir äußern müssen. Nun nehmen Sie hier den theuren Ort. Meine Wohnung kostet 85 Thaler, mein Tisch 72; ich kann es nicht wohlfeiler haben. Rechnen Sie hierzu die übrigen Ausgaben. Bücher u. dgl.; und nun bei alle dem nicht mehr als 300 Thaler jährlich. Der Kollegienverdienst ist hier Kleinigkeit. Meine Schriften sind mir schlecht bezahlt worden, für den Bogen mit viertehalb Thalern. Von diesem Erwerb habe ich mir Bücher angeschafft, verschiedene Schulden aus vorigen Zeiten bezahlt (und ich habe noch einige aus jener frühern Periode) und die kleinen Ausgaben in meiner Eltern Hause bestritten, um ihnen diese Last zu erleichtern.“

Um Michaelis 1788 erschien der erste Band der „Versuche“, den Plessing auch an den bereits seit ein paar Monaten, am 18. Juni, nach Weimar zurückgekehrten Goethe sandte, wohl mit einem die Mühe, welche ihm dieses Werk gekostet, hervorhebenden und seine Theilnahme beanspruchenden Briefe. Ob Goethe ihm darauf geantwortet, wissen wir nicht, daß er ihm aber ein Exemplar seiner Werke, von denen bis dahin fünf Bände erschienen waren, zugehen ließ, ergiebt sich aus seinem Briefe an seinen Verleger Göschen vom 6. November 1788. „Schicken Sie doch“, beauftragt er diesen, „ein geheftetes Exemplar meiner Schriften, auf ordinär Papier, an Herrn Pastor Plessing in Wernigerode, mit dem Ersuchen, solches seinem Sohne, Herrn Professor Plessing in Duisburg am Rhein, mit Gelegenheit zu übersenden.“ Wie Plessing Michaeli 1789 den zweiten und letzten Band seiner „Versuche“ gesandt haben wird, so erfolgte durch Göschen bis zum Jahre 1790 die Uebersendung der noch drei übrigen Theile von Goethe's Schriften, welche dieser mit größtem Eifer sich angeeignet haben wird. Zu seinen Lieblingsstellen, an die er häufig erinnerte, gehörten die Worte Tasso's *):

> An euch nur dacht' ich, wenn ich sann und schrieb,
> Euch zu gefallen war mein höchster Wunsch,
> Euch zu ergötzen war mein letzter Zweck.
> Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
> Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.

Noch am 6. Februar 1789 hatte er an Irving geschrieben, er habe bisher niemand in Duisburg gefunden, dem er sagen könnte, was er gewesen und was er jetzt sei; auch dieses Glück fehle ihm. Aber gar bald trat er zu dem vier Monate vorher als Professor der Theologie nach Duisburg gekommenen A. M. P. Möller, der auch seine theologischen Studien an dieser Universität gemacht hatte, in die allerinnigste Verbindung. Möller's Sohn bedauert a. a. O. I., 35 dieses höchst vertraute Verhältniß nicht aus den vielen vorliegenden Briefen Plessing's darlegen zu können, weil es ihm an Raum gebreche; ein paar Bogen hätte er aber immer darauf verwenden können. „Dieser eigenthümliche Mensch“, bemerkt er, „muß neben dem mündlichen Verkehr mit den Freunden, unter welchen er lebte, sich oft schriftlich gegen sie aussprechen, um so den vollen und umfassenden Ausdruck für das zu finden, was er für sie im Herzen bewahrte. Freunde zu haben und im Genuß der Freundschaft glücklich zu sein, den Geliebten einen frohen Augenblick, eine durch hehre Erinnerungen geweihte Stunde zu bereiten, im engsten Kreise inniger Vertraulichkeit seinen Herzensergießungen, seinen Phantasien und schönen Träumen, seinen oft schwärmerischen Exaltationen freien Lauf und Ausbruch zu gönnen, das war die Leidenschaft seines Lebens, der er oft schwere, den Freunden verborgen gebliebene Opfer brachte. Gleichgültigen oder ihn abstoßenden Menschen gegenüber oft sauer, mords und ungenießbar, erschien er wie ein entzückter Priester im Tempel der Freundschaft, wenn eine denkwürdige Stunde, deren Feier er beschlossen und sorgfältig vorbereitet hatte, seine Freunde um ihn versammelte. Er ging dann oft so über alles Maß der nüchternen Wirklichkeit hinaus, daß es selbst dem phantasiereichen Möller mitunter schwer ward, diesem bekränzten Gaste an der Platonischen Tafel ganz zu folgen.“ Wir können uns aber kaum der Vermuthung enthalten, daß an dieser Excentricität wie an seinem ganzen Verhalten viel Gemachtes war, darauf berechnet, sich als Sonderling darzustellen, was ihm zuletzt zur andern Natur geworden.

Bei der Rückkehr vom Zuge aus der Champagne besuchte Goethe im November 1792 den so lange nicht mehr gesehenen Plessing zu Duisburg, wie er das ausführlich berichtet. Dieser gedachte bei dieser Gelegenheit dankbar der ihm geleisteten Dienste, und das Zurückschauen in die vergangenen Tage gewährte beiden Theilen einige angenehme Stunden. „Er, nach wie vor nur mit sich selbst beschäftigt“, fährt Goethe fort, „hatte viel zu erzählen und mitzutheilen. Ihm war geglückt im Laufe der Jahre sich den Rang eines geachteten Schriftstellers zu erwerben, indem er die Geschichte älterer Philosophie ernstlich behandelte, besonders derjenigen, die sich zum Geheimniß neigt, woraus er denn die Urzustände der Menschen abzuleiten trachtete. Seine Bücher, die er mir, wie sie herauskamen, zusendete, hatte ich freilich nicht gelesen; jene Bemühungen lagen zu weit von demjenigen ab, was mich interessirte. Seine gegenwärtigen Zustände fand ich auch keineswegs behaglich. Er hatte Sprach- und Geschichtskenntnisse, die er so lange versäumt und abgelehnt, endlich mit wüthender Anstrengung erstürmt und durch dieses geistige Unmaß sein Physisches zerrüttet. Zudem schienen seine ökonomischen Umstände nicht die besten, besonders erlaubte sein mäßiges Einkommen ihm nicht sich sonderlich zu pflegen und zu schonen. Auch hatte sich das düstere jugendliche Treiben nicht ganz ausgleichen können; noch immer schien er einem Unerreichbaren nachzustreben, und als die Erinnerung früherer Verhältnisse endlich erschöpft war, so wollte keine eigentliche frohe Mittheilung stattfinden. Meine gegenwärtige Art zu sein konnte fast noch entfernter von der seinigen als jemals angesehen werden. Wir schieden doch in dem besten Vernehmen, aber auch ihn verließ ich in Furcht und Sorge wegen der drangvollen Zeit.“ In Pempelfort, von wo Goethe eben kam, wird er Jacobi wegen Plessing's befragt haben, über welchen Hamann diesem ein so äußerst ungünstiges Urtheil gefällt hatte. Nach der Rückkehr meldet Goethe an Jacobi: „In Duisburg fand ich Plessing mit antediluvianischen Untersuchungen beschäftigt.“ Also die Urgeschichte der Menschheit, wovon er den Dichter mehr, als diesem lieb war, unterhalten haben wird, bildete noch immer sein Lieblingsstudium. Goethe, dem jetzt das reinste Ideal der Kunst aufgegangen war, der in seinen Naturbetrachtungen auf dem sichern Weg der Beobachtungen ruhig vorschritt, der in seinen Gedanken über die Entwicklung der Menschheit ganz

*) Nach A. W. Möller in der Schrift „Fr. A. Krummacher und seine Freunde“, I., 36.

Digitized by Google

mit Herders reinen, geistvollen Jdeen übereinstimmte, wie seltsam mußte ihm der in abstrusen Träumereien sich gefallende, die schönen alten Mythen launenhaft deutende, in sich unbehagliche, aller Anmuth des Lebens und Geistes ermangelnde, äußerlich sich vernachlässigende Philosoph vorkommen, mit dem er kaum irgend einen andern Verbindungspunkt hatte als seine frühere Bekanntschaft! Und Plessing mußte diesen als ein innerlich ganz fremdes Wesen betrachten, er mußte ihn bei aller Freundlichkeit für kalt halten und seine Mittheilungen um so rascher verstummen, als er empfand, daß sein gemachtes Wesen diesen nicht angehen könne, der auf dem Boden reiner Natur und schöner Menschheit stand; ihn durch seine sonderbare Art anzuziehen, wie er es bei seinen Duisburger Freunden that, konnte er nicht hoffen. Dennoch nahm Goethe an ihm menschlichen Antheil und schied freundlichst von ihm, als von einem ihn an frühere Tage erinnernden Bekannten. Ja dieser Besuch mußte ihm die schönste Bewährung gewähren, da er nun auf das deutlichste sah, wie vollkommen recht er gehabt, wenn er bei Plessing's erster Annäherung geahnt, daß er dieser zum Trübsinn und hartem Tiessinn hinneigenden anspruchsvollen Natur nichts sein könne, daß er ihn seine Wege gehen lassen müsse und bei der starren Selbstständigkeit seines eigensüchtigen Wesens nicht zu fürchten brauche, er werde an seinem Mißmuth zu Grunde gehen, sondern der Hoffnung leben dürfe, er werde eine Bahn finden, auf welcher ihm eine gewisse Befriedigung und Wirksamkeit nicht entgehe. Und so bildete dieser Besuch Plessing's einen glücklichen Abschluß seines Verhältnisses zu diesem, gerade wie er vor dreißehn Jahren auf der Schweizerreise durch den Besuch Friederikens und Lilis sein Herz beruhigt hatte, das sich bei diesen mehr vorgworfen hatte, als bei dem Pfarrerssohn von Wermigerode, dem er mit freiem Blick in's Auge sehen durfte, im vollsten Bewußtsein, daß ihre Wege nicht zusammen gingen. Was war es denn auch gewesen, was Plessing zu Goethe getrieben hatte als die düstere Selbstquälerei und Verzweiflung eines liebesleichen Herzens, welche Goethe in „Werthers Leiden“ dargestellt hatte, aber nur um sich gründlich davon zu befreien. Jener Werther'sche Trübsinn, den er bei dem Dichter nach novollsiehe, weckte sein Vertrauen zu Goethe, der längst darüber hinaus war und sich nicht ohne Wehrstreben seiner glühenden Natur in ein werkthätiges Leben gefunden hatte, dessen Mühseligkeiten oft schwer auf ihm lasteten. Wie darf man von Goethe fordern, daß er bei den ihn fast erdrückenden, seine ganze Seele mächtig aufspannenden Verhältnissen dem ersten besten, der anspruchsvoll seine Hülfe erzwingen wollte, sich rückhaltlos hingeben sollte. Goethe hält es für seine erste Pflicht, sich selbst zu bilden, seine leidenschaftliche Natur zu bezähmen, seine Kräfte möglichst zusammenzuhalten, sie nicht in einer Masse der verschiedenartigsten, oft nutzlosen Wirkungen zu zersplittern, sagegen das, was er übernommen hatte, zu glücklicher Vollendung durchzuführen. Daß er dabei keinesweges von innigst theilnehmender, ja thätig sich bewährender edler Menschenliebe verlassen war, diese vielmehr häufig in rührendster Weise hervortrat, wissen alle, die einen mehr als oberflächlichen Blick in sein Leben gethan haben. Ohne Aussicht auf eine ersteuliche Wirkung sich hinzugeben, widersprach seiner tief sittlichen Natur, der jede nutzlose Vergeudung der Kraft widerstrebte, sowie der ganzen Richtung seines Geistes, der nur da zu wirken vermochte, wo ein wenn auch nur mit äußerster anbauernder Anstrengung, doch sicher zu erreichendes Ziel sich zeigte. Plessing's Briefe schienen ihm auf einen Menschen zu deuten, dessen auf wunderlicher Einbildung beruhenden Trübsinn zu verscheuchen, den zu einem frischen Streben, zu thatkräftigem Wirken zu erheben, für ihn eine Unmöglichkeit sei, und doch wollte er sich von diesem sonderbaren Wesen durch eigenen Anblick überzeugen, wohet er es sich nicht gereuen ließ, ihm zu Wernigerode einen Tag zu widmen, wo er denn gar bald die Gewißheit erhielt, daß er ihn nicht zu heilen vermöge und sich deßhalb nicht mit ihm belasten dürfe. Mögen andere sich selbst sagen, ob sie in ähnlichen Fällen anders gehandelt haben würden, Goethe konnte und durfte es nicht. Was hätte eine freundliche Antwort, wozu wohl manche sich verstanden haben würden, anders wirken können als Hoffnungen erregen, deren Täuschung ihn nur zu bald tiefer als das Schweigen verwundet haben würde? Allen Unglücklichen zu helfen ist keines Menschen Sache, vielmehr gebieten die Würdigung unserer beschränkten Kräfte und die Anwendung derselben zu eigener Durchbildung häufig die entschiedenste Entsagung. Aber hätte denn ein solches Verweisen, wie es Plessing ihm entgegenbrachte, nicht das herzlichste Entgegenkommen von Goethe's Seite gefordert? Ja freilich, wenn es aus vollem Herzen geflossen wäre, aber daß dieses hier nicht der Fall, daß es bloß ein eigensüchtiges Andrängen sei an den berühmten Dichter des „Werther“, mit dessen Stimmungen er in Einklang sei, das empfand Goethe mit der ihm eigenen feinen Ahnung, und darum konnte er keine Lust fühlen, sich mit dieser Last, wie mit so manchen ihn fast zur Verzweiflung bringenden, ihn überall verfolgenden bösen Folgen jenes Romans zu schleppen. Später bewährte sich der an Plessing trotz allem genommene rein menschliche Antheil des Dichters darin, daß er das von Königsberg an ihn gerichtete Schreiben des endlich zu einem entschiedenen Streben gelangten jungen Mannes nicht, wie so manches andere an seiner Stelle gethan haben würde, unbeantwortet, sondern zu brieflicher Verbindung sich bereit finden ließ, wenn er auch auf eine leidenschaftliche Freundschaft und kameradschaftliche Vertraulichkeit nicht eingehen konnte.

Seit 1792 scheinen sich Goethe und Plessing nicht wieder gesehen zu haben; ob sie in weiterer brieflicher Verbindung gestanden, Plessing ihm vielleicht den am 31. December 1793 erfolgten Tod seines Vaters mitgetheilt, wissen wir nicht. Nach Möller L. 39 sind Goethe's Briefe an Plessing vernichtet worden; die Erhaltung des oben mitgetheilten Briefes war ihm unbekannt geblieben. Zur Vollendung größerer schriftstellerischer Arbeiten, wenigstens zur Veröffentlichung solcher, gelangte Plessing nicht mehr. Die Forschungen über die Urgeschichte und Urweisheit der Menschheit scheint er aufgegebey und sich ganz der Begründung eines vollständigen philosophischen Systems gewidmet zu haben, womit es ihm aber nicht besonders gelungen zu sein scheint. Auf Eigenthümlichkeit scheint er es auch hier angelegt zu haben, nach welcher Richtung er sich aber geneigt und wie er sich zu den herrschenden Systemen der Zeit verhalten, wissen wir nicht. „Schwere, dunkle Stunden bereitete ihm die Arbeit an der Vollendung seines philosophischen Systems“, berichtet uns Möller's Sohn (L. 35). „Plessing suchte dann die Einsamkeit der Wälder und war oft wochenlang seinen Freunden unsichtbar; nur an seinen Freuden, nicht an seinen geheimen Leiden wollte er sie Theil nehmen lassen.“ Mit Möller rang er die peinigenden Zweifel über Gott und Welt zu lösen. Am Ende des Jahres 1800 kam auch Krummacher, Möller's Schwager, nach Duisburg, zu welchem sich bald ein innigés Verhältniß bildete. Die unglückliche Lage des deutschen Vaterlandes, als dessen geschworenen Feind er Napoleon hatte, machte ihm wie den Freunden bange Sorgen. Dazu kam bald der Verlust seines so herzlich vertrauten Freundes Möller, der nach einer zeitweiligen Entfernung am 20. Juli auf immer von Duisburg schied, indem er einem ehrenvollen Rufe nach Münster folgte.

In Krummachers an Möller nach Münster gerichteten Briefen tritt uns ein lebhaftes Bild des Sonderlings während seines letzten Lebensjahres entgegen; wir erkennen hier den zum Seltsamen, Auffehen Erregenden hinneigenden Mann, der sich in äußerer Vernachlässigung, dem Schein tiefsinniger Ergründung und der Leidenschaft für die Freunde gefällt. Bei der Anwesenheit einer Freundin des Möller'schen Hauses, Christiane Engels, ladet er einmal die Gesellschaft auf Burgunder zu sich ein. „Tags darauf war er bei uns“, schreibt Krummacher. „Da hat er sich von Christiane die alten Lieder: „Dir folgen meine Thränen u. s. w.“ vorspielen lassen und hat ihr dann auf einem Spaziergange sein philosophisches System erklärt. Auch hat sie ihn vor einigen Tagen, doch nur am Fenster, in seinem Lüfte, nämlich in dem alten Japon gesehen. Der philosophische Sonderling kommt oft zu uns, und er ist der einzige, mit dem man einmal närrisch sein kann.“ Als im October 1805 der Minister Massow, der die Verlegung der Universität nach Münster eifrig betrieb, in Duisburg anwesend war, gerieth Plessing mit Krummacher des Ministers wegen in einen heftigen Streit. „Er sagte“, erzählt Krummacher, „wir würden durch die Versetzung in ein anderes Hundeleben gerathen, der Minister habe recht knauserig sich geäußert, man müsse ihm gar nicht trauen. Ich hielt ihm das Gegenpart. Er machte mir allerlei Vorwürfe; ich hätte immer die Universität hier fort haben wollen, er aber nicht, man habe ihn falsch beschuldigt, ich hätte keine Menschenkenntniß — worauf ich ihm sagte, er begucke sie alle durch eine falsche Brille u. s. w. — Jm Grunde war ich gar nicht heftig, nur Plessing verschob die Schulterblätter und das Mundwerk. — Grimm sagte, er könne sich die Heftigkeit wohl erklären. Der Minister habe gesagt, die philosophische Fakultät in Münster sei schon organisirt, wir sollten nur noch unsere theologische Meinung mit ebestem abgeben. Plessing hatte den Vorsaß, dem Minister im Auditorium eine Vorlesung zu

Digitized by Google

halten. Fragmente aus seinem philosophischen System. Er hatte die Vorlesung ausgearbeitet. Ich sagte ihm aber sogleich, er würde sie nicht an den Mann bringen.“ Bald darauf geht Plessing bei schönem Frostwetter nach Essen, um Krummacher, der sich zum Besuch dorthin begeben hatte, hier zu überraschen. „Er sah aus wie ein verlaufener alter Student oder abgetriebener Philister“, berichtet Krummacher“, habe den groben Hund an und die hundertjährige weiße zottige Weste, Bäsche à Cordinaire, ungewubert, beschwipst wie ein gepfropfter Hase, dabei — denn es hatte getaut — über und über beschmutzt ꝛc. Er war aber guter Laune, erzählte sogleich, daß er jetzt nur Thee mit Wein wolle, aber am Abend entsetzlich essen würde, daß er unterwegens für Bier und Butterbrod nur 5 Stüber verzehrt habe u. s. w. Ich konnte nicht anders als seine Bemerkungen mit Commentar begleiten, und es wurde tüchtig gelacht.“ In dem eben beschriebenen Anzuge, wo er „wie der Knecht von einem Packwagen“ aussah, ging er in eine große Gesellschaft, was Christiane Engels als „etwas Genialisches bei einem alten respectablen Professor“ entschuldigte. „Es war mir fast unmöglich“, fährt Krummacher fort, „nicht mit und über ihn zu spaßen, und er war so fromm wie ein Lamm. Ueberhaupt ist er seit einiger Zeit gar zu gutmüthig. Vor kurzem invitirte er mich und Spieß zum Abendessen d. h. auf einen saubigen Pfannkuchen. Da las er uns seine Rede vor, die er für den Minister fertig gemacht hatte, wohl 5 bis 6 Bogen, erstaunend umständlich, ein Extract des neuen Systems, aber wir konnten doch so viel Neues nicht darin finden. — Als er am Ende war, las er auch noch seine Abschiedsrede bei dem Rectoratwechsel, kostbare Worte von dem Museusitze, welches ich denn jedesmal, was er geduldig hervorholt, Mäusesitz dolmetsche. Da wir bei ihm zu Gaste waren, so nahmen wir sein System etwas in die Kluppe, und bewiesen ihm unter andern, daß er in Rücksicht seiner Metamorphose ganz in der Ire sei.“ Wie ergötzlich sie ihn damit aufgezogen, führt er weiter aus. „Heute war er im Professorenkränzchen“, berichtet Krummacher darauf. „Daß er sich ganz entsetzlich über das jetzige (politische) Wesen ärgert, ist begreiflich. Er wünschte sich sogar diesen Nachmittag, wo er mich auch zur Gesellschaft bestellte, den Tod, was ihm aber nicht ganz ernst sein mochte. Ich sagte ihm: „Nein, lieber mit Fechten!“ Der Schluß bei Anstreig sezte gleich darauf alle Deutschgesinnten in bangste Sorge. „Wir hatten so schöne Nachrichten von Alexandern“, schreibt Krummacher am 24. December 1805, „nun ist alles, alles zu Wasser! Plessing ist nun in wahrer Verzweiflung, er brütet mit tiefer Melancholie über dem Chaos, das er um und vor sich sieht. Der Sieg Alexanders hätte ihn bis zum höchsten Jubel begeistert, aber tolluntur in altum, ut eto., so ist es auch mit ihm. Wir hatten schon darauf getrunken und gezecht und waren voller Freude. Ich habe Plessing noch nie so gesehen; er hat nun wieder seine Beschwerden im Unterleibe, und darum mich recht. — Vor einigen Tagen hat er seine Metaphysik angefangen; vielleicht hat ihn die Frage des Herrn (Präsidenten) von Dincke in Bewegung gesetzt. Es ist ihm auch recht gut, daß er täglich doch einmal seine Käsejacke ablegen muß.“ Am 22. Januar 1806 meldet Krummacher: „Plessing hat an Dincke geschrieben, und kürzlich eine freundliche Antwort erhalten, worin er aber auch die baldige Erscheinung des Systemes erwartet.“ Dazu sollte aber Plessing nicht gelangen; denn bereits am 6. Februar setzte ein wiederholter Schlaganfall seinem Leben ein Ende. „Auch ich habe viel um Plessing gelitten“, äußert Krummacher eine Woche später an Möller, der sich über seinen Verlust gar nicht trösten konnte, „aber du freilich mehr; ich sah ihn allmälig sterben, und mein Schmerz war also vertheilt und lange vorbereitet. — Als ich ihm zum letztenmal die Hand reichte, drückte er sie mit seiner gewohnten Innigkeit. Seit wir ihn nicht mehr haben, fühle ich doppelt, was wir an ihm hatten! Er schwebt mir unaufhörlich vor der Seele, und ich weine oft um ihn. — Er hat mir diesen Winter oftmals seine Besorgniß geäußert, der Schlaganfall würde bald ihn wieder treffen, und er würde nicht lange mehr leben. Nach Münster versetzt zu werden, war ihm ein unangenehmer Gedanke, und als Carflanjen ihm vor einiger Zeit sagte: Sie müssen hier bleiben, wenn man Ihnen 600 Rthlr. Pension giebt, hat er ihm herzlich die Hand gedrückt. Bei seinem Begräbniß ist allerdings auf seinen Willen Rücksicht genommen worden. Er wurde mit Musik begraben, eine herzdurchschneidende Musik! Er liegt nahe an dem Thürchen, wo wir in die Kirche gingen. — Du mußt dich besser fassen, Bruder! Es greift dich an, und schadet dir, und ihm ist wohl. Er konnte am besten heimgehen. — Ich habe sein Bild noch vor mir, wie er so ruhig da lag, und so gern ich ihn noch gehabt hätte (denn ich gewann ihn von Tage zu Tage lieber), so weiß ich auch jetzt mit Freudigkeit an ihn zu denken. — Der gute Hengstenberg (sein Diener) war recht traurig. Er war verreiset gewesen zu seinen Verwandten, unaufhörlich in schlimmer Ahnung — ich habe mit ihm geweint. Ach, er war mir ja wie mein Vater! sagte der gefühlvolle melancholische Mensch.“

Goethe konnte die Kunde von Plessing's Tode mit gefaßter Ruhe vernehmen; denn er hatte sich seinetwegen nichts vorzuwerfen, ja er durfte sich das Zeugniß geben, daß er ihm rein menschlichen Antheil gewidmet und ihn, so viel ihm möglich, gefördert, wenn auch die Verhältnisse eine innigere Verbindung ihm nicht gestatteten; nur die Lust, dem großen Manne etwas anzuhaben oder ganz falsche Auffassung können Goethe's Behandlung des zu düsterer Excentricität und wirrer Sonderbarkeit hinneigenden, vom Drange, sich hervorzuthun, beherrschten Wernigeroder Pfarrerssohnes, der sich anspruchsvoll ihm aufgedrungen hatte, zum Beweise gegen seine herzliche Menschenliebe mißbrauchen. Kraftlos prallen alle solche Pfeile von seinem hehren Menschenbilde zurück, das wir freilich, bei aller bewundernden Verehrung und allem ergriffenen Gefühl seines einzigen Wesens, ja eben deßwegen, nie und nimmer zu einem übermenschlichen Götterbilde umschaffen möchten.

Lebensrettungen.

Von W. Lenders.

Sonntag war es; ich stand auf der Ballastkiste in Stralsund, Mich umschauend im Hafen, der leer von Schiffen bereits war. Als nur das Eis wogging, gleich waren die meisten gesegelt; Denn hoch wurden die Frachten gemeldet und lockten den Schiffer. Auch war's leer beinah' im Hafen von Menschen; es brannte Drückend die Mittagssonne vom heiteren Himmel herunter. Doch jetzt zogen die Wolken im Westen herauf, und der Wind kam Sand aufwirbelnd daher und kläfelte über die Kajüten.

„Siehe“, so sagt' ich zu Gronert, der neben mir stand — der die große Brigg in Dommin sich gebaut und die Aufsicht selber geführet. „Aber was half's? Kaum hatt' er die Brigg zwei Jahre gefahren, Da war Feuer im Schiff; der tödliche Schwamm, und je mehr er Früher gepredigt mit dem Schiff, um so mehr verdroß ihn das Unglück. Mancherlei Aerger erwuchs ihm daraus und Streit mit den Rhedern. Gronert sagte, das käme davon, von den leidigen Knochen, Die er im Spätherbst noch nach London gefrachtet. Die Rheder Sagten, das Holz sei naß beim Bau gewesen. Sie stritten Hin und her, doch das Schiff ward nicht vom Zanken gebessert. Gronert mußte die Brigg kielholen. Da lag sie mit schiefen Masten im Hafen, und draußen die herrlichen Frachten zu machen! Nun, da mag man sich denken, wie unserem Gronert zu Muth war.

Also ich stand, wie gesagt, mit Gronert im Hafen von Stralsund, Der mir erzählte vom Schiff und sich über die Rheder beklagte. „Hab' ich nicht Recht?“ so fragt' er. „Ja, Gronert“, so sagt' ich, „du hast Recht,

„Aber die Anderen auch; Ihr müßt Euch zusammen vertragen!

„Sieh“, so sagt ich hinzu, „ihr auf andere Gedanken zu bringen.

„Dort flößt eben das Boot von Ummang ab von der Klappe Und hat lustig die Segel gespannt; doch schaue nach drüben!

Sieh, wie der Himmel sich schwärzt, und der Wind fährt immer in Säßen Ueber die Stadt. Wenn's nur gut geht! Was fehlet dem Fährmann, So viel Leinwand aufzuhissen bei solchem Gewitter?“

„Mir will auch“, sprach Gronert, „das Wetter gar nicht gefallen.

„Hätt' ich den Fährmann hier, so wärd' ich ihn prügeln nach Noten!“ Indem zuckt schon ein Blitz. Ich sprach: „Sieh einer die Aufschal, Wie großmächtig sie fährt mit Klüver und Allem! Ich gebe, Wenn eine Bö kommt, nicht vier Schilling dafür.“ Und so wandt' ich Mich zu Liefert, dem Lootsen, herum. Er hatte mir grade Etwas zu melden im Dienst, und man muß nipp*) horchen auf Liefert, Denn dem ehrlichen Kerl ist in Wind und Wetter die Stimme Ausgegangen; er bringt nur heisre Töne aus der Kehle. Als ich Bescheid ihm gesagt und zu Gronert mich wiederum wende, Ruft er: „Da liegen sie schon!“ Ich sah auch selber das Unglück. Ueber das Pfahlwerk kaum und die Steinkisten hinaus war

*) nahe und genau.

Digitized by Google

Eben das Boot nur gekommen, da packt es ein heftiger Windstoß, bläst es um im Nu und leget es platt auf die Masten. Nun, es bedurfte der Augsichter's nicht, und zu Hülfe zu rufen. Also wie laufen zur Klappe hinab, wo die Fäßer von Rügen. Und nun denket das Glück, da lag ein riesen'sches Fäßerboot, Das erst kürzlich gekommen, vor wenig Minuten, bereit da, Fix und fertig, die Segel noch auf. Ich springe mit Lieber Schnell in das Boot und sage zu Schiffer Gronert: „So komm doch! Freilich, du bist im Sonntagsstaat; doch kann es nicht helfen, Hier sind Menschenleben zu retten!“ Und Gronert, er kam auch, Freilich mit tüchtigem Fluch auf den Schlingel, den Schiffer von Ummanz, (So viel sagend, als: „Ach, mein Frack, du neuer, du blauer, Wie wird dir es ergehn?“) Und ein halbwaschener Junge Half uns zurecht, und da er auf See schon gewesen, so sagt' ich: „Komme nur mit, mein Junge. Wir können dich brauchen.“ Er war auch Gerne dabei. So saßen wir vierthalb Mann schon im Boote. Ich nun hatte das Ruder ergriffen; wir schoben bereits ab, Als sprunghaft noch zwei Fährleute sich meldten. Sie hatten Fremde bemerkt in dem Boot und fragten: „Was soll das? Was giebt es?“ Schweigend streckt' ich die Hand nur nach dem gekreuzten Fahrzeug. „Kinder, herein! Weiß Einer Bescheid mit unserem Boote?“ „Ich!“ so sagt der Eine. „Ich pflog' es gewöhnlich zu steuern.“ „Ei, das trifft sich ja gut! So setze dich her an das Ruder!“ Sprach ich und machte ihm Platz. Denn ein Boot hat eigene Launen, Und man kennt sie leicht es nicht auf. Ich nahm mir die Scheere, Bot es der kundigen Hand zum meisten bedurfte. Der Segel Hatte das Boot zu viel; zum Messen war aber die Zeit nicht, Denn inzwischen vertrauten vielleicht die vom Wasser bedrängten Passagiere des Boots, die jämmerlich schrie'n in der Ferne. Nichts blieb also zu thun, als fahren zu lassen die Schoten. Wenn zu arg anbraust' der Sturm, und das Segel im Winde Flattern zu lassen und dann, wenn die Bahn sich gelegt, die Schoten Lieber zu greifen. So fuhren wir hin. Das gekentete Fahrzeug Hatte sich bald voll Wasser gefüllt und wieder gerichtet.

Acht Fuß lag es auf Grund. Auf der Spitze der Masten und Segel, Die ein Weniges noch aus dem Wasser ragten, da hielten, Wie sie konnten, die Leute sich fest und schrie'n wie besessen. Aber vor allen die Frau des Pachters, des reichen, von Ummanz, Die Einkäufe gemacht in der Stadt, und nach Hause begehrend, Hatte sie viele Scheffeln Korn im Schiffe; nun lernte sie warten. Sie ist groß und fett und stehn von natürlichem Umfang, Und nun war sie dazu noch aufgedonnert wie unflug. Solch ein Reisrock ist nicht ehrlich, wie die Pachterin hatte; Sie schwamm mitten im Kreis der gewaltigen Tonnenreifen, Schier zu vergleichen dem Mond in der Mitte des Deckels, des runden, Unserer Butterschale, die wir sonntäglich gebrauchen. Aber ihr Atlasshut, mit Federn und Blumen gezieret, Schaukelte sich auf der Flutb und konnte grämen in Ummanz, Während ihr Sonnenschirm fernab schon schwamm in das Weltmeer. Himmel, wie strampelte sie mit den fetten Armen und dicken Waden herum in der See und rief nur: „Rettet mich! Rettet! „Herr Inspector, so rettet mich doch!“ Allein der Inspector War wohl sonst an Gehorsam gewohnt und Respect von der Herrschaft, Doch jetzt hielt er sich fest an dem Mast und stimmert' um nichts sich, Ließ Frau Pächterin schrei'n, nur denkend an eigene Rettung. Also sagen sie da, nicht weit von den Räucherhäusern, Und wir kamen zur Hülfe heran, so rasch wir nur konnten. Oftmals ward ich dabei von drei Klafschenden Segeln gemaufschellt; Denn arg war's mit dem Wind, und ein Stoß folgte dem andern. Aber das Schwerste dabei, worüber am meisten ich sorgte, War: „Wie kommen wir an!“ Daran war Alles gelegen. „Haltet den Anker bereit!“ so rief ich. Sie nahmen den Anker. „Haltet ihn über dem Bord!“ Sie hielten ihn, wie ich befohlen. Und nun lutte ich sachte heran. Sobald mit dem Bugspriet Wir beinahe berührten den Spiegel des anderen Fährboots, Donnert' ich: „Jetzt!“ Und der Anker, er fiel, und glücklicher Weise Kam eine Welle von vorn, daß das Schiff im Laufe von selbst hielt. Und so lagen wir fest. „Nun geht's an die Lebensrettung!“ Brummte da Gronert. „Das ist ein schöner Vergnügen am Sonntag! Hole der Teufel den Spaß! Mein Frack kam gestern vom Schneider, Und nun soll er schon heut auf Lebensrettungen aufgehn!“ „Schäme dich“, rief ich ihm zu, „von deinem erbärmlichen Leibrock Jetzt nur zu reden!“ „Ich glaube dir gern, daß das traurige Schicksal Meines Leibrocks dir zu Herzen nicht geht und keine Thränen entlockt. Das denkst du wohl? Vier Thaler die Elle! Kornblau war er noch eben, nun schlucks' er so viel Spülwasser, Daß er gewiß schon seegrün ist. Dir kann das egal sein!

Doch nun Leben gerettet!“ Er legte der erste die Hand an, Und so befreiten wir denn die erschrockten, geängstigten Menschen, Die an den Masten und Segeln sich über dem Wasser erhielten. Sintlich die dicke Madam, die den ungetreuen Inspector Krampfhaft hielt an dem Bein, Heil: „Rettet mich! Rettet doch!“ schreiend. Nicht leicht helfen wir über die feste Person, und wir legten Säuberlich sie auf den Boden. Ihr flehten die Kleider am Leibe; Aber der Reifrock stand in die Höh mit zerbrochenen Reifen, Jämmerlich wie ein verschissener Schirm. O welche Verwüstung Macht die Natur in der Kunst! Da lag sie, die Aermste, am Boden, Immer noch Rettung begehrend und aller Besinnung benommen. „Also ist es doch wahr!“ sprach Gronert. Ich fragte: „Was meinst du?“ „Was man von Ummanz sagt, daß die fetten Gänse daher sind.“ Darauf kam dann die Reih' an den Wirthschaftsführer. Zu Hause Sitzet er unten am Tisch und mag sein Bierchen zu reden. Und wenn die Herrschaft fehlt, nimmt er die krankenden Worte Still auf den Rücken dahin, wie der lastbare Esel die Säcke. Kommt Euch aber der Strohm in die Stadt, so ist er verwandelt, Spielet den Herrn und trumpft auf den Tisch und schreit nach der Karte; Nichts ist gut ihm genug; er schimpfet auf Koch und auf Kellner, Prahlt mit der goldenen Uhr, (doch den hinteren silbernen Deckel Hält er verstickt in der Hand), und prahlt mit dem Geld, das er einnahm, Welches der Herrschaft gehört, als ob's sein eigenes wäre, Prahlt und trinket und prahlt und kokelt zuletzt in den Tanzsaal, Will vertanzen und finden nicht Ruh, bis man ihn an die Luft setzt — Ja, so treibt es der Strohm! Ich kenne die Klüvertreter*)! Dieser, er war in der Noth wie ein Kind so bescheiden geworden, Bäckelte nur vor sich hin und ließ mit Freuden sich retten. Aber das Beste an ihm, sein Bart, sein riesiger Kinnbart, Den er so sorglich gepflegt, war ganz aus der Krause gegangen, Floß langwallend herab, und er triefte über und über. „Wenn wir die Linie wieder passiren“, so sagte ich lachend, „Könnten wir dich, Freund Strohm, als Neptun gebrauchen; was meinst du?“ Aber er meinte nichts; er schämte sich nur und selig. Damals retteten wir auch die übrigen Leute von Ummanz, Bauer und Bäuerin nur und ein Knecht. Mit eigenen Füßen Sprang dann endlich zu uns auch der Fährmann, flumm und verlegen. Gronert schaust sich um und greift nach der ersten der besten Stang' und schlägt auf ihn los, der solchen Empfangs nicht gewärtig. „Herr Capitän, was hab ich getban?“ so stehte der Fährmann. „Dafür kann ich ja nicht! Ich wollte nicht fahren, gewiß nicht! Aber die Frau, die wollt' es ja so. Herr Gronert, verschont mich!“ Gronert versetzte darauf die geschlagenen zornigen Worte: „Will das ein Schiffer sein und sitzt von 'nem Weib sich regieren! Hier bezahlt mir den Frack! So frag' ich, aber vergebens. Meinst du, man hätte Vergnügen von Lebensrettungen, Schlingel!“ Und so trillet er los mit der Stang' auf des jammernden Fährmanns Allerempfindlichsten Theil, daß es nur so klatschet und spritzet. „Kannst du schwimmen?“ so fraget er ihn, als er endlich ihn los ließ. „Nein!“ entgegnete drauf der des Gliedes sich treibende Fährmann. „Nun, so kannst du dich freu'n“, sprach Gronert, die Stang' hinlegend, „Daß du die Glieder noch fühlst!“ So waren nun Alle gerettet,

Und wir legten den Weg nach der Stadt bei sanftrem Winde Glücklich zurück, doch regnet' es stark mit Donnern und Blitzen. Sorgsam haben wir nun Frau Pachterin erst aus dem Fahrzeug, Legten sie säuberlich hin auf die Brücke, und wunderlich war es, Wie schwach stöhnend auch jetzt sie noch immer nach Rettung verlangte. Also standen wir nun, die Erretteten und die Erretter Bis auf die Haut durchnäßt in strömendem Regen zusammen. „Wollt Ihr vielleicht Euch hier entkleiden? so sagt' ich. Das steht Ihr Sonst noch herum! Marschiret nach Haus!“ So sieben wir Alle Aus einander und haben uns seit nie wieder gesehen. Alles geschah gleichsam, als wenn es von selbst sich verstanden, Niemand, der nur: Danke gesagt. So geht es beim Retten! Selbst' ich vielleicht antragen auf Rettungsmedaille? Bewahre! Seit ich als Schiffer zur Ruh mich gesetzt, den Befehl und die Aufsicht Ueber die Lootsen bekam und die Bache der Küsten, da hab' ich Schon mnzählige Mal Schiffbrüchigen Hülfe geleistet. Sollt' ich Medaillen dafür, für jeden Geretteten fragen, Trüg' ich ja schwerer daran als der Schützenkönig von Seraffund. „Hab' ich es die nicht gesagt!“ sprach Gronert und zeigte beim Weggehn Auf den verdorbenen Frack, der hinten und vorne zerfetzt war. „Das ist Alles! Das hab' ich davon, von der Lebensrettung. „Kommst nachher doch zum Schwan? Wir müssen uns wieder erwärmen.“

*) „Klüvertreter.“ Diesen Spitznamen führen die jungen Landwirthe, weil sie, auf dem Acker gehend, die Gewohnheit haben die Deichsel mit dem Stock oder dem Fuß zu treiben.

Digitized by Google

Als am Abend wir Schiffer im Schwan nun wieder versammelt,
Unserm gewöhnlichen Ort, und bei steifem Grog uns die Glieder
Wieder erwärmt, nahm Gronert das Wort: „Ihr Leute“, so sagt' er,
„Nehmt Euch vor Wolter in Acht, ich warn' Euch. Alle vor Wolter!
Wenn man mit ihm harmlos am Wasser spaziert, so fröhl er
Immer nach rechts und nach links, ob irgend nicht etwas zu retten.
Lebensrettungen sind die schwache Seite von Wolter.
Zwei Mal kriegt' er mich nun schon heran, zum dritten, da dank' ich!
Ich geh' niemals wieder mit ihm am Hafen spazieren.
Seht, ich hatte 'nen Frack, 'nen nagelneuen, 'nen schönen —
Wolter verachtet ihn zwar und nennt ihn: „„Erbärmlicher Leibrock!““
Doch mein Goldstick-Rock war wahrlich nicht zu verachten,
Kostet mich ja vier Thaler die Ell', und wer es nicht glaubt,
Gehe zum Kaufmann hin, nach Billich, der kann es bezeugen.
Doch jetzt hängt er in Fetzen herab, mit gefrorungenen Knöpfen.
Nehmt ein Exempel daran; das hat man vom Lebenretten,
Das ist der einzige Lohn!“ — „O schäme dich doch, so zu reden“,
Sagt' ich zu Gronert. „Dich lohnet doch auch das schöne Bewußtsein —“
„Schnickschnack, Wolter! Verschone mich doch mit deinen gefalsten
Redensarten! Ich bitte dich, Kerl! Was nützen die Flausen!
Hab' ich nicht preußisch Courant, was hilft mir das schöne Bewußtsein!
Kurz, mein Frack ist hin, das hab' ich von deinen infamen
Lebensrettungen! Nun, halt' du es nach deinem Belieben,
Aber was mich anlangt, ich lasse sie künftig ertrinken!“

Helles Gelächter erscholl aus der sämmtlichen Schiffergesellschaft,
Und sie brachten ein Hoch auf Gronert, den Lebensretter.
„Bilder Willen!“ so knurrt' er hinzu. Und sie lachten noch lauter.

* Englische Männer und Frauen.

Von L. Hofmann.

Edwin Landseer.

Edwin Landseer, der originellste britische Thiermaler, wurde im Jahre 1803 geboren; sein Vater war ein rühmlich bekannter Graveur. Schon in seinem vierzehnten Jahre erregte Edwin das Erstaunen seiner Umgebung durch sein tiefes Eingehen in das thierische Leben; seine zu derselben Zeit ausgestellten ersten Bilder waren in kürzester Zeit populär geworden. Schon zwei Jahre später erhielt er einen ziemlich bedeutenden Preis für das Verlagsrecht der von seinem Bilde „Modern painters“ mit einer Beredsamkeit ausgesprochen hat, die jedes weitere Wort über diesen Gegenstand überflüssig macht. — Was für die englischen Könige einst Warwick war, das ist für die britischen Künstler der heutigen Zeit John Ruskin. Warwick's Hand setzte einen Mann auf den Thron, und er war König; John Ruskin's Meisterhand greift zur Feder und bezeichnet dem englischen Publikum einen Mann als Künstler, und das Volk erkennt ihn als solchen an, oft mit Staunen, daß es der Augen Ruskin's bedurfte um zu sehen, seines Mundes um auszusprechen, was Alle empfunden hatten. Bei Landseer wäre dies kaum nöthig gewesen; das Volk hatte seinen Liebling schon erkannt, aber seit jener Zeit stellte man ihn höher als bisher und fing an ihm zu schmeicheln.

Mehrere Gemälde Landseers befinden sich in der Bernon Gallery (gegenwärtig im Brompton Museum); die berühmtesten sind „Highland Music“, „The Dog keeping guard over his dead Master on Helvellyn“ und „Piece and War.“

Landseers Muse gehört entschieden zu denen, über die selbst das Gebot einer Königin keine Macht hat; das von ihr bestellte Bild „Royal Sports on Hill and Loch“ und zwei andere, die der Herzog von Wellington bestellte, gehören unstreitig zu seinen schwächsten Leistungen.

Im Jahre 1850 wurde er zum Ritter geschlagen. Sein Vermögen — der Erwerb seiner Gemälde — möchte wohl größer sein als das irgend eines andern, wenn auch glücklichen Zeitgenossen in seiner Kunst. Für das eine Bild „Piece and War“ erhielt er von Mr. Bernon 1500 und von dem Graveur 3150 Pfd. Sterl. Auch als Porträtmaler ist Landseer bedeutend.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Uebersicht der Geschichte der deutschen Dichtung. Von Karl Goedeke. — Ein Freiheitskrieg in Böhmen. (1681). Von J. von Mergenthein. — Aus den Tyrolerbergen. Von A. Pichler. — Theodor Beza's Leben und ausgewählte Schriften. Von H. Heppe. — Mittheilung über die Verbindung des kaspischen mit dem schwarzen Meere. Von H. Berghaus. — Die Mineralogie. Populäre Vorträge. Von F. von Kobell.

* Das Trauerspiel „Die Sabinerinnen“ von Paul Heyse erscheint soeben in zweiter Auflage. — Ein neues Buch von Heinrich Koenig, „Deutsche Familien, Novellen aus dem Leben“, wird in einigen Tagen ausgegeben.

* Der Tod des Dombaumeisters Zwirner in Köln, vor Kurzem in einer Weise berichtet, ist nun wirklich am 22. September eingetreten. Es ist dem ausgezeichneten Manne, welcher seit 1833 die Arbeiten an dem herrlichen Bauwerke leitete, nicht vergönnt gewesen, dasselbe vollendet zu sehen. Nicht nur die Stadt Köln, deren Bürgern den Hinterbliebenen des Meisters eine Grabstätte für den hingeschiedenen überwiesen haben, betrauert tief den Tod Zwirners; der Verlust wird überall schmerzlich empfunden werden. Zwirner erreichte ein Alter von 59 Jahren. — In Heidelberg verschied am 21. September der Nestor der deutschen Geschichtschreiber, der alte Schlosser. Er brachte es auf 55 Jahre, deren er 44 als Professor zu Heidelberg verlebt hat. Sein Hauptwerk, die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, erschien zuerst im Jahre 1823. Die wissenschaftliche Bedeutung Schlossers und sein Wirken in dem Kreise von Männern, der sich um ihn bildete, sind vor nicht langer Zeit warm und lebendig in diesen Blättern geschildert worden (siehe Nr. 13 des Bremer Sonntagsblatts von 1861). — Ein Schüler Schlossers und gleich ihm ein Oldenburger von Geburt, Wilhelm Hinrichs, Professor in Halle, starb vor einigen Tagen zu Friedrichsroda in Thüringen. Er gehörte nach einander den Hochschulen von Heidelberg, Breslau und Halle an, der letzten seit 1824. Unter dem Einflusse Hegels, zu dessen Lieblingsschülern er gehörte, löste er 1819 die von dem großen Philosophen gestellte Preisaufgabe über das Verhältniß Plato's zum Aristoteles, schrieb früher mehrere philosophische Fachschriften und wandte sich dann vorzugsweise der Aesthetik und Politik zu. Hinrichs war geboren zu Karlsdorf in Oldenburg im Jahre 1794.

* Von dem kürzlich in Kopenhagen verstorbenen Componisten Franz Glaser berichtet ein Wiener Blatt: Er war ein geborner Böhme und mit gleich großer Wärme seinem ersten Vaterlande als seinem zweiten, Dänemark, zugethan. Schon als Kind, geboren in einem Dorfe von armen Eltern, erregte er Aufsehen durch sein seltenes musikalisches Talent und namentlich durch seine wunderbar liebliche Stimme. Um sich auszubilden ging er nach Dresden und genoß dort den Gesangunterricht des bekannten alten „Vater Miksch“, leider aber verlor er seine Stimme während der Zeit des Ueberganges und mußte nun den Plan, Sänger zu werden, aufgeben. Er wählte darauf die Geige und ging an's Konservatorium in Prag, wo Pixis sein Lehrer wurde. Allein bald ward der Drang, selbst zu schaffen, übermächtig in ihm, und er ruhete nicht, bis er endlich 1816 nach Wien kam, wo er unter Heidenreich's Leitung den Kontrapunkt studirte und nun zu componiren anfing. Seine ersten dramatischen Arbeiten wurden auf dem Leopoldstädter Theater aufgeführt, 1818 wurde er Kapellmeister am Josefstädter Theater und 1827 erster Kapellmeister am Theater an der Wien. Zahlreiche Arbeiten ließ er in Wien aufführen und hatte auch Glück dabei, allein der lokale, temporäre Charakter der meisten Texte hinderte deren weitere Ausbreitung und dauernde Aufnahme in's Repertoir. — 1830 wurde er als Kapellmeister an das Königsstädter Theater in Berlin berufen und erlebte hier mit Karl von Holtei, Henriette Sontag u. A. die Glanzperiode dieser Bühne. — „Das Adlers Horst“, mit Holtei's Text, brach dem Componisten überall Bahn (1832) und machte seinen Namen auch über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 40. Bremen, 6. October. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Luigi Torelli über das künftige Handelsleben Italiens. Von Wilh. Kiefselbach.
Englische Dichtungen. Von Georg Berg.
Die königliche Akademie in London. Von L. Hofmann.
Literatur und Kunst.

* Luigi Torelli über das künftige Handelsleben Italiens.

Von Wilh. Kiefselbach.

Es ist ein charakteristisches Zeichen für die gegenwärtige politische Bewegung in Italien, daß die hervorragenden Köpfe der schönen Halbinsel jetzt vielfach mit besonderer Vorliebe ihren geistigen Rückhalt in der Wissenschaft und Kultur Deutschlands suchen. Hincke's über die italienischen Angelegenheiten in der preußischen Kammer gehaltene Rede ward jenseits der Alpen mit Jubel begrüßt, Abgeordnete wurden herübergeschickt, um uns über die staatlichen Ziele Sardiniens aufzuklären; auf die Anerkennung des Königreichs Italien von Seiten Preußens würde man dem Anscheine nach den größten Werth legen. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden in der Vergangenheit sich so nahe berührenden Völkern waren früher nur von einigen wenigen Gelehrten gepflegt worden. Mittermayer in Heidelberg namentlich gebührt das Verdienst, durch persönliche Verbindungen die Italiener lange Zeit hindurch mit den Ergebnissen der deutschen Forschungen bekannt gemacht zu haben. Neuerdings indessen knüpfen sich viele Fäden von hüben und drüben an; und wenn Deutschland bereitwillig in die hingehaltene Hand der Italiener einschlägt, so zahlt es damit nur zurück, was es seit Alterszher an kulturlichen Gaben von jenseits der Berge empfangen- hat. Mit dem am Po so verhaßten Namen Tedesco wird ja nicht der Deutsche im Allgemeinen, sondern nur der Oesterreicher, so weit er der Träger des alten Metternich'schen Systems war oder ist, bezeichnet; der Prussiano, der Ansealico hat in Mailand nicht zu büßen, was der Austriaco gesündigt hat.

Dieser augenfälligen Annäherung der italienischen Gelehrten an Deutschland darf deßwegen auch wohl der Schreiber vorliegender Zeilen es danken, daß er kürzlich aus Turin von dem Verfasser mit der Zusendung einer italienischen Handelsgeschichte beehrt worden ist, welche sich die Aufgabe stellt, anknüpfend an die frühere Stellung Italiens im Weltverkehre, auf eine durchgreifende Hebung des italienischen Wirthschaftslebens hinzuwirken. Das Werk, aus der Feder des Gouverneurs zu Sondrio, Luigi Torelli, eines Mitgliedes des sardinischen Parlaments, führt den Titel: „Dell' avvenire del commercio Europeo ed in modo speciale di quello degli stati italiani“ und umfaßt drei Bände. Bekanntlich haben die Italiener vom 16. Jahrhunderte an in der Wissenschaft der Nationalökonomie eine bedeutende Rolle gespielt. Wer die prächtige Ausgabe der italienischen Volkswirthschaftsgelehrten in 48 Bänden kennt, welche der Baron P. Custodi 1804 in Mailand veranstaltet hat — eine Sammlung, die in keiner öffentlichen, der Rede werthen Bibliothek fehlen darf — der weiß die Namen Vecchio, Solera, Beccaria, Filangieri, Verri u. s. w. zu schätzen. Auch Torelli macht dem Ruhe der Italiener auf dem Gebiete der Nationalökonomie alle Ehre. Seine Geschichte des Welthandels, die der erste Band des Werkes enthält, verräth ein sehr gründliches Quellenstudium. Wir können zwar eigentlich nicht sagen, daß der Autor in seiner Betrachtung dem Stoffe besonders neue Seiten abgewonnen hat; seine Anschauung ist jedoch correct und verständig, seine Landsleute mögen sich aus dem Buche eine sehr nüchtige Belehrung holen. Nur in so weit die Wirthschaftswelt das staatliche und kulturliche Leben der Völker trägt und dasselbe zugleich in seinen Erscheinungen erklärt, hätte unseres Erachtens Torelli seine Untersuchungen mehr ausdehnen sollen; die Handelsgeschichte eröffnet nach dieser Richtung hin historische Perspectiven, von denen weder die Archäologie noch die Philologie, geschweige die Staatskunst der Rechtsgelehrsamkeit eine Ahnung besessen haben, so lange sie die materiellen Angelegenheiten der Nationen außer Augen ließen.

Vielleicht ist es uns eben deßhalb gestattet, hier in der Kürze an einigen Beispielen aus dem Alterthume zu zeigen, in welcher Weise die Nationalökonomie auf dem historischen Gebiete doch einiges Licht in das Dunkel einer um Jahrtausende zurückliegenden Vergangenheit zu werfen vermag; wir wählen dazu als Themata: die Ursachen des Reichthums von Babylon, die eigentliche Bedeutung der „Säulen des Hercules“ und das Grundwesen des trojanischen Krieges, als eines Kampfes um die Handelshegemonie im schwarzen Meere.

Noch immer setzen die Trümmer der ungeheuren Hauptstädte von Alt-Mesopotamien den Reisenden in Erstaunen; wie war es aber, so fragen wir, möglich, daß Ninive einen Umfang von zwölf deutschen Meilen und eine Bevölkerung von zwei Millionen Seelen haben und Babylon ungefähr von derselben Größe sein konnte? Wie sind so viele Menschen auf einen Punkt zusammengedrängt worden, womit haben sie sich ernährt, woher die Mittel zu ihren Riesenbauten genommen, und wie vermochten diese berühmten „Sündenplätze“ kulturliche Wirkungen auszuüben, die durch die Jahrtausende hin noch schwingen, so daß noch heut zu Tage der Philosoph von Brighton, Arnold Ruge, vergebens gegen die Knechtschaft eifert, die der „Orientalismus“ unserem Denken

Digitized by Google

aufgezwungen hat? Die im „Engern von Heidelberg“ durch Freund Joseph Scheffel so berühmt gewordene „Keilschrift auf sechs Ziegelstein“ giebt auf solche Fragen keine Antwort; Bunsen, Lepsius, Lavard helfen uns dabei Nichts, wir müssen dieselbe anderswo suchen.

Zunächst einmal bildet Mesopotamien, das Land zwischen den zwei Flüssen, das einzige, einheitlich gegliederte geographische Gebiet, welches der ganze weite Bereich der westasiatischen Welt aufzuweisen vermag. Eine reiche, fruchtbare Ebene, im Osten durch die Höhen des Zagrus, im Norden durch das armenische Gebirge und im Westen durch die arabische Wüste begrenzt, öffnet sich nach Süden zu gegen das Meer, auf welches ihr wirthschaftliches Leben gleichsam hingewiesen wird. Hier mußte also, wenn wir überhaupt annehmen dürfen, daß die Oertlichkeit bestimmend auf die Gestaltung der menschlichen Gesellschaft einwirkt, wohl sehr früh in der Geschichte sich allmählig ein geschlossenes Staatsganze aus verschiedenen einzelnen Menschengruppen zusammenfinden; und wir vermögen, trotz der Abgelegenheit der Zeiten den eingeschlagenen Entwicklungsgang desselben wenigstens einigermaßen zu ahnen.

Als Abraham im 23. Jahrhunderte v. Chr. diese Gegenden verließ, herrschte auf den mesopotamischen Gefilden noch in überwiegender Weise ein Hirtenleben vor; aber wie stoßen auch auf eine Spur, daß ihre Bewohner stellenweise bereits seit längerer Zeit zu festen Wohnsitzen übergegangen waren. Denn da, aller Wahrscheinlichkeit nach, die jüdischen Sagen vom Anfange des Menschengeschlechts sich an geschichtliche, in Babylonien spielende Thatsachen anlehnen, da z. B. die große Weltsündfluth auf eine Ueberschwemmung des Flachlandes zwischen den zwei Flüssen zurückzuführen ist, so liegt in der Feindschaft von Kain gegen Abel auch eine Andeutung enthalten, daß das altgewohnte Nomadenthum einem anderen Wirthschaftsleben der Bevölkerung weichen mußte. Kain nämlich gründete, wie es in der Bibel heißt, eine Stadt, das Ackerbauthum und mit ihm die Seßhaftigkeit der Mesopotamier beginnt. Die babylonischen Mythen selber helfen uns dann auf unserem nebeligen Wege weiter. Nach den Aufzeichnungen des babylonischen Priesters Berosus, welcher im 3. Jahrhundert v. Chr. lebte, stieg in der Urzeit „ein Wesen mit menschlichem Haupte und menschlicher Stimme, aber unten wie ein Fisch aus dem Wasser und lehrte die Menschen Tempel und Städte und den Acker bauen und säen und ernten und Alles, was zum Leben gehört, und offenbarte ihnen die Gesetze und alle Künste und Kenntnisse, auch die Feldmessung; wenn aber die Nacht kam, stieg es immer wieder in's Meer hinab.“ Siebenmal soll dieses fabelhafte Ungethüm, welches als der Gott Oannes bezeichnet wird, unter den verschiedenen Königen in Mesopotamien erschienen sein. Von der Küste also kam zuerst dem weiten Thale des Euphrat und Tigris der Anstoß zu einer höheren Kultur. Wie der erste Reiter im kindlichen Alter der Menschheit die Veranlassung zu der mythischen Gestalt des Centauren gegeben, wie die Indianer Amerika's in den landenden Europäern Seegötter verehrten, so hat sich uns ganz gewiß in der mitgetheilten Sage der Eindruck erhalten, welchen die ersten fremden Schiffer unter den Hirten im Hinterlande des persischen Golfes hervorriefen. Wahrscheinlich waren es Angehörige Abessiniens, des uralten Mutterstaates von Egypten, welche, im indischen Handel bei den regelmäßigen Monsuns beschäftigt, vom Meere aus in das Innere von Mesopotamien vordrangen und als Conquistadores den dortigen Stämmen ihre kulturlichen Errungenschaften mittheilten. Ueberreste ihrer Ansiedlungen mögen dann etwa die in der babylonischen Geschichte sonst gar nicht unterzubringenden Chaldäer sein, welche viele Jahrhunderte eine durch ihre astronomisch-theologischen Kenntnisse am Euphrat herrschende Kaste bildeten; bis sie, endlich aus der Stadt verjagt, sich wieder südwärts nach Gerrhae in Arabien zurückziehen, von welchem Hafen aus sie dann auf's Neue Handel mit Babylonien treiben.

In welchem Jahre die Hauptstadt Babylon erbaut worden ist, geht uns hier für unsere Zwecke ebenso wenig etwas an, als das politische Geschick des von ihr aus beherrschten Gebietes. Daß die Regierung desselben im 13. Jahrhundert v. Chr., seit der Eroberung Assyriens, nach dem neuerbauten Ninive übersiedelte, und so an der Stelle des bisherigen babylonischen ein assyrisches Reich erscheint, daß im 8. Jahrhundert sich zwei selbständige Staaten, Assyrien und Babylonien neben einander legen, im 7. abermals ein einziges assyrisches Reich noch einmal auftritt, bis dasselbe endlich nach mannichfachen Schicksalen im 6. Jahrhundert in die große persische Weltherrschaft verschmolzen wird; verändert die Grundbedingungen des wirthschaftlichen Lebens auf der von den Welthandelsstraßen durchzogenen reichen Ebene Mesopotamiens durchaus nicht. Man muß überhaupt, wenn man sich in der dunklen Geschichte Altasiens einigermaßen zurechtfinden und sich zugleich die Ursachen klar machen will, denen zu Folge seine Länder trotz der vielfachen über sie hindrausenden Völkerstürme Jahrtausende hindurch immer dieselben politischen Bildungen aufweisen, unausgesetzt die geographisch-ökonomischen Verhältnisse in's Auge fassen, die sich auf dem weiten Bereiche zwischen der Indusmündung und dem mittelländischen Meere stets in der nämlichen Weise geltend machen. Die Königsgeschlechter können daselbst wohl wechseln, je nachdem in der Hand eines thatkräftigen, eroberungssüchtigen Herrschers vorübergehend eine größere physische Uebermacht vereinigt ist, und auf solche Weise ein Stamm über die andern unwiegenden Völker emporgehoben wird; die einzelnen großen Städte, welche, dem entsprechend, als Mittelpunkte der Regierung und des Verkehrs hier und dort entstehen, mögen plötzlich durch Feuer und Schwert in Trümmer gelegt werden, um Neuen Platz zu machen. . . . Dessenungeachtet unterscheidet sich das Reich der Babylonier und Assyrier, der Meder und Perser wenig von einander. Ihre Eroberungen schmelzen die unterworfenen Völker nicht unter einer einheitlichen Regierung zu einer Nation mit einer Religion zusammen — die besiegten Fürsten zahlen nur Tribut, indem sie, selbst unter der persischen Satrapenregierung, in ihren Ländern weiter herrschen — und die gewaltigen Residenzen tragen, wie sie alle auf denselben ökonomischen Grundlagen liegen, auch äußerlich fast den gleichen Typus zur Schau. Der Welthandel zwischen Indien und dem Westen ist es, welcher, in Verbindung mit dem Ackerbau und Gewerbetrieb der in Rede stehenden Gegenden, die ungeheueren Bevölkerungen von Babylon und Ninive, Ecbatana, Susa und Persepolis ernährt. Seine Knotenpunkte können sich, äußeren Umständen gehorchend, zwar zeitweilig um viele Meilen verschieben; allein dieselben ökonomisch-socialen Hebel müssen immer wieder die gleichen social-politischen Hauptformen aufwerfen. Einst hatten die Egypter bald nach der Gründung ihres Reiches den Verkehr zwischen dem rothen Meere und der Westküste Indiens inne. Ihr Staat war vielleicht schrittweise mit diesem Handel emporgewachsen. Sie brachten die Güter, welche sie aus dem Osten einführten, vom arabischen Meerbusen zu Lande an den Nil — und so lag die politische Uebermacht im Oriente sammt der Vorwucht der Bildung eine Zeitlang in seinem Thale. Dann wußte eine kluge Priesterpolitik, gestützt auf die einheitlich geschlossene Lage des fruchtbaren großen Flußbeckens, diese nach Außen gestreckten Fäden des Landes, welche ihr zu viele fremde gesellschaftliche Stoffe nach sich zogen, abzuschneiden; die Flotte von vierhundert Schiffen, mit denen der große König Sesostris im 14. Jahrhundert v. Chr. vom arabischen Golfe

Digitized by Google

aus alle Länder längs des erythräischen Meeres bis nach Indien hin unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte, verfiel deßhalb bald ... und Euphrat und Tigris wurden in Betreff des Welthandels die Erben des Nils.

Wenn uns nun die Geschichte, wie gesagt, von den Millionen Einwohnern Babylon's und Niniveh's erzählt, so lassen sich daraus, selbst ohne allen weiteren historischen Anhalt, einige für das damalige wirthschaftliche Leben dieser Städte nicht unwichtige Schlüsse ziehen. Wie das ganze Land Mesopotamien selber zu besserer Ausbeutung des Bodens und leichterem Frachtverkehre mit Kanälen durchschnitten war, in gleicher Weise setzt die Ernährung einer so großen Anzahl Menschen, auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum zusammengedrängt, ein ganz geregeltes System des Güteraustausches voraus. Tägliche Zufuhren an Eßwaaren müssen von der Ackerbaustädte nach der Stadt eingerichtet gewesen sein, ... es gab also Märkte, auf denen die Nahrungsmittel zu Verkauf kamen. Und was hatten die Städter, welche doch unmöglich alle draußen Aecker besitzen konnten, von denen sie ihren Bedarf an Korn etwa unmittelbar bezogen, den Bauern für ihre Rohstoffe entgegenzugeben? .... Die Erzeugnisse ihres Gewerbfleißes! Mögen in Niniveh und Babylon noch so viele Köpfe als Soldaten, Priester und Diener des Königs direct aus den Getreidekammern der Regierung unterhalten worden sein, die durch die Landesabgaben gefüllt wurden — der Rest der Einwohnerschaft, in so weit er nicht aus Kaufleuten bestand, mußte sich mit seiner Hände Arbeit ernähren. Entsprechend dieser Folgerung wird uns denn auch Manches von dem frühzeitigen großen Kunstfleiße Babylons erzählt. Berühmt waren im Alterthume die babylonischen Gefäße und Geschmeide, Gewänder aus Seide, Baumwolle und arabischer Wolle, feine Garne, Teppiche, Buntwirkereien. Die umwohnenden Völker, die Armenier und Araber, bezogen außerdem für Wein und Holz, für Wolle und Felle babylonische Geräthe und Waffen; babylonische Mäntel gingen schon um 1500 v. Chr. mittelst Karawanen nach Syrien und Phönicien. Mit diesen leicht sich ergebenden wirthschaftlichen Nothwendigkeiten sind dann ferner die Bedingungen und Bedürfnisse in Rechnung zu bringen, welche bei dem indischen Welthandel hervortraten. Nicht nur banden die regelmäßigen Passatwinde des südlichen Meeres die Ausfahrt und Heimkehr der babylonischen Schiffe an ganz bestimmte Zeiten, sondern auch die Karawanenzüge mußten im Alterthume, gerade wie in der Gegenwart, auf die Dauer sich unausbleiblich an gewisse Monate knüpfen. Dadurch entstanden nun, neben den städtischen Wochenmärkten zur unmittelbaren Ernährung der Einwohner, außerdem, an vorher bekannten Terminen, große Weltmessen, gebildet von den nach Babylon mit ihren Gütern ziehenden fremden Kaufmannsschaaren. Ein solcher doppelter Austausch ist aber zu mannichfaltig, als daß er sich lange auf die Form Waare gegen Waare beschränken könnte; wir dürfen hier auf das Vorhandensein einer bereits ziemlich ausgebildeten Geldwirthschaft schließen und sehen uns in dieser Auffassung durch die Ueberlieferungen der Geschichte hinreichend bestärkt. Die Welthandelsmetropole in Mesopotamien beherrscht nämlich im Alterthume mit ihrem Maaß-, Münz- und Gewichtseintheilung die ganze abendländische Welt bis nach Italien und Spanien hin, und ihre hohe wirthschaftliche Bedeutung läßt auch ihr kulturliches Leben nach dem Westen ausströmen. Von Babylon aus hat Europa über Syrien und Rom den „Orientalismus des Denkens" bezogen. Noch heute wird den Königen bei uns nach alt-babylonischer Sitte das Haupt mit Oel gesalbt, der Stuhl Petri ist nur eine Erneuerung des Thurms von Babel, von welchem aus der Oberpriester über die Menschheit unter ihm gebot. Zunächst aber haben die Phönicier Babylon mit Europa in Verkehr gebracht.

Es fällt uns hier natürlicher Weise nicht ein, auch selbst noch so flüchtig, den Umfang des phönicischen Handels andeuten zu wollen. Als die Phönicier von der syrischen Küste aus zuerst den altasiatischen Waarenzug nach dem Westen weiterführten, tritt das Gestade des mittelländischen Meeres in den Kreis der geschichtlichen Bewegung ein. Lange Zeit hindurch beschränken sich dann die Schiffer von Sydon und Tyrus auf die östliche Kammer dieser See, sie kommen über Sicilien in den ersten Jahrhunderten ihrer Verkehrsthätigkeit nicht hinaus. Darum ist es denn auch im hohen Grade wahrscheinlich, daß, wie Redslob annimmt, die „Säulen des Hercules" zuerst auf Sicilien und der gegenüber liegenden afrikanischen Küste gestanden haben. Denn diese Säulen waren nichts Anderes als Leuchthürme, für die phönicischen Kauffahrer aufgestellt. Der Gott Baal, der Hercules der Griechen, ist der Feuergott; auf seinen Thürmen wurde Nachts ein großes Licht angezündet, um den Küstenfahrern ein Wahrzeichen zu geben. Man hat viele phönicische Münzen mit Abbildungen solcher Feuerbaaken gefunden. „Innerhalb der Säulen des Hercules" hieß also für die Phönicier ursprünglich: östlich von Italien. Erst nach der Gründung Karthagos, grade an dem Berührungspunkte der beiden Kammern des mittelländischen Meers, setzen sich die Phönicier auch im Westen von Italien fest. Und nun überträgt sich der geographische Begriff „innerhalb der Säulen des Hercules" auf das ganze mittelländische Meer, die Feuerthürme werden gleichfalls an der gaditanischen Enge erbaut. Es läßt sich nicht leugnen, die Ansicht Redslob's, von ihm mit zahlreichen Belegen begründet, hat sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich. Außerdem hat der genannte Gelehrte nachgewiesen, wie die syrischen Schiffer auch später in den allerseltensten Fällen in den atlantischen Ocean hinausgefahren sind. Ihre Straße nach den Zinninseln des Nordens ging nicht außen um die iberische Halbinsel herum, sondern zog sich von Karthago aus an der Westküste Italiens, an Etrurien vorbei nach der Rhonemündung hin und von da an den Ebro weiter. In den Niederungen des Ebro, unfern vom heutigen Tortosa, ist das alte Tartessus (Tarsis) zu suchen. Torelli führt Seite 16 den bekannten Vers des Hesekiel, an Tyrus gerichtet, so an: „I Cartaginesi tuoi corrispondenti, coll' abbondanza di tutti le merci, coll' argento, ferro, stagno e piombo empievano i tuoi mercati." Derselbe heißt jedoch richtig: „Tarsis hat mit dir gehandelt mit der Menge allerlei Güter, Silber, Eisen, Zinn und Blei hat es gebracht auf deine Märkte." Nach Ophir (Ostindien) und Tarsis (Spanien) schickte auch König Salomo, als er seine Bauern an dem Welthverkehre theilnehmen lassen wollte, in Verbindung mit den Phöniciern, seine Schiffe aus. In Tarsis kam das Metall Iberiens zu Markte, und von dort lief der Weg den Ebro hinauf durch das heutige Baskenland an den Busen von Biscaya. Grade auf diesem Bereiche hat man neuerdings eine Menge phönicischer Münzen gefunden. Vielleicht sitzen noch aus jenen Tagen die Basken, die man ethnographisch gar nicht zu rubriciren weiß, in ihren Bergen fest. Ihre unverständliche Sprache, an welcher der Teufel bekanntlich dreizehn Jahre Tag und Nacht studirt hat, ohne ein Wort davon lernen zu können, bis er es endlich verdrießlich aufgab, ist am Ende, statt auf das Magyarische, auf die semitische Sprache zurückzuführen. Denn vom biscayischen Meerbusen aus sind die Phönicier mehrere Jahrhunderte hindurch, auf den Schiffen der Henneter, die an dem Ausflusse der Garonne saßen, nach Britannien gesegelt. Die Säulen des Hercules, nachdem sich dieselben, wie gesagt, an die gaditanische Meerenge versetzt hatten, schlossen in der Regel die directen Fahrten der Sidonier und Tyrer oder Syrer ab. Noch gegenwärtig bietet jener Kanal den Schiffen beim Ausfahren

Digitized by Google

oft kaum zu überwindende Hindernisse dar. Nicht allein steht eine starke Fluth von dem Ocean in den Binnensee hinein, sondern es herrschen daselbst auch die westlichen Winde vor, so daß die alten Phönicier gegen Sturm und Wind hätten aufkreuzen müssen, falls sie diesen Weg nach den Cassiteriden hätten einschlagen wollen. Wenn man im Alterthume wirklich die Reisen nach Brittannien schon in den Zeiten der Phönicier über den atlantischen Ocean machte, dann konnten doch gewiß die Entdeckungsfahrten des Massiliers Pytheas und des Karthagers Hanno eine solche Wichtigkeit nicht erhalten, als ihnen von den Zeitgenossen beigelegt worden ist. Es gilt eben, wie überhaupt in der Geschichte, so namentlich in der alten Handelsgeschichte, die wirthschaftlichen und geographischen Möglichkeiten zu erwägen, unter denen die Menschen ihre Geschäfte betrieben; dann erst klärt sich manche dunkle Stelle in der Vergangenheit auf. Es genügt nicht, wie Torelli es thut, bloß die commerciellen Thatsachen an sich dem Leser vorzuführen und die Schriftsteller namhaft zu machen, welche sie erzählen. Der Historiker muß auch die Facta mit einander zu verbinden wissen, sie aus der Natürlichkeit der Verhältnisse ergänzen und so wieder die früheren Perioden der Menschheitsentwicklung im Geiste beleben, statt uns blos sorgfältige Register über ihre hinterlassenen Spuren anzubieten. Wir wissen es wohl, man stößt mit dieser Art der historischen Anschauung gegenwärtig noch auf eine sehr hartnäckige Opposition. Die Menschen sollen nun einmal im classischen Alterthume ganz anders gewesen sein als jetzt; wehe der profanen Hand, welche den Zauberglanz zerstören will, womit die Dichtung sie umgeben hat! Daß ein ehrlicher Nationalökonom einmal ganz schüchtern und mit allem Respekt vor der hohen Philologie fragen dürfte, wovon denn eigentlich eine Stadt wie Troja ökonomisch gelebt haben könne, ist geradezu unerhört. Nur etwa als einen von böse Geistern ihm übersandten Traum mag er es hinzustellen wagen, daß Ilion vielleicht eine Handelsstadt gewesen ist. Die Phönicier hatten den südlichen Theil des mittelländischen Meeres mit ihrem Verkehr inne, die Städte Vorderasiens handelten nach Griechenland und nach dem schwarzen Meere, in dessen äußerster Ecke Kolchis der Stapelplatz der innerasiatischen Kostbarkeiten war. Grade aber am Eingange in die Dardanellen lag nun Priam's Veste. Sie hatte naturgemäß den Schlüssel zu diesen Symplegaden in der Hand und ließ keine fremden Concurrenten in den Pontus Euxinus hinein. Lange Zeit hindurch mußten daher die Bewohner des griechischen Festlandes und der benachbarten Inseln sich auf den Ackerbau und die Viehzucht beschränken; ihre Fürsten waren kleine feudale Herrn, denen wohl hie und da, wie bei Odysseus, ein „göttlicher Sauhirt“ als Minister zur Seite stand. Indessen kann ein Küstenvolk nicht lange ohne Handel und Schifffahrt bleiben. Da jedoch keine Aussicht sich zeigen mochte, daß die Griechen in dem Gebiete der Phönicier als Kaufleute zugelassen wurden — dort setzten sie sich erst nach den persischen Kriegen mehr fest — so blieb den Bewohnern des Peloponnes und Attica's anfänglich nur die Möglichkeit übrig, ihre Geschäftslinien nach Aeolien, Jonien und dem schwarzen Meere auszustrecken. Der Argonautenzug erscheint daher unter einer solchen Anschauung als die erste größere Sekunternehmung, welche die griechischen Grundbesitzer zur Eröffnung des Verkehrs nach dem Osten veranstalten. Die Helden kommen nur mit Mühe an Troja vorbei durch die Dardanellen; im schwarzen Meere aber stoßen sie auf die dort zu Markte gelangenden Fabrikate des innern Asiens, d. h. Babyloniens, die im Süden von den Phöniciern verfrachtet wurden. Das „goldene Vließ“ ist das golddurchwirkte medische Gewand; denn Vließ, Fell, bedeutet Kleid; noch heute trägt der gemeine Mann in Griechenland einen Schaafpelz umgeschlagen. Von Kleinasien aus waren die stammverwandten Hellenen schon mehrfach nach dem nördlichen Ufer des schwarzen Meeres hinübergefahren; auf dem „Wilder- — das ist der Name des Schiffes — segen Phrygus und Helle über den Bosporus; und in späterer Zeit beweisen die vielen griechischen Kolonien an der Küste des heutigen Rußlands, wie wichtig gerade diese Gegenden für den griechischen Handel blieben.

Aber, wie gesagt, Troja lag am Eingange der Dardanellenstraße, es wollte die Schifffahrt des griechischen Festlands nicht aufkommen lassen, geschweige ihr einen Weg zum Pontus Euxinus zugestehen. Einer der trojanischen Kaufherrn, der junge schöne Paris kapert daher gelegentlich die „Helene“, eine schmucke Brigg, mittelst welcher ein griechischer Feudalherr, Menelaos, im Seegebiete der Trojaner handel trieb. Alsbald kam ganz Griechenland, das eben im Uebergange vom Ackerbauthume zum Handelsleben stand, in Bewegung. Der Dichter mag es gern glauben, daß ein ganzes Volk eines Weibes wegen zehn Jahre lang Krieg führt, der Historiker — „und wäre sie so schön wie Madame Récamier“ — glaubt das nicht. Das Interesse verband die Achaier gegen Pergamum; die Stadt mußte fallen, damit die Hellenen sich wirthschaftlich entwickeln konnten; der Krieg gegen Troja ist der Krieg Rom's gegen Karthago im Kleinen; der Kampf eines Ackerbauvolkes, das nun zum Verkehr übergeht, gegen die Handelshegemonie eines mächtigen Seeplatzes.

Ilion lebte eben vom Handel; Priamus, ihr König, war der Cosmus von Medici dieses kleinasiatischen Florenz; er hatte wohl die meisten levantinischen Rosinen im Sack. Und um ihn her stand als reisiges Volk der Trojaner die Schaar der großen und kleinen Kaufleute, die Mäkler und Commis, die Krämer und Küper, vielleicht auch schon die Assecuradeurs; denn die Assecuranz reicht als Bodmerei sehr hoch in's Alterthum hinauf. So wehrte sich die tapfere Einwohnerschaft Troja's gegen das Heer der Griechen, die ihr das Geschäft wegnehmen wollen. Wir können es uns zwar in unserem nordischen Klima nicht gut vorstellen, wie die Matadoren der trojanischen Börse nackibeinig, in wallendem Haupthaar auf ihren Streitwagen dahinjagen, Lanzen werfen, und sich heldenmüthig mit den Hellenen schelten; aber Vater Homer malt es uns ja aus, der erhabene Anblick hat ihn zu seinen unsterblichen Versen begeistert. Daß indessen endlich der Tag kam, ... „wo Ilion's Veste dahin sank, Priamus auch und des speerschwingenden Priamus Volk“, erklärt sich dann leicht aus der kriegerischen Ueberlegenheit, welche auch noch gegenwärtig die Angehörigen des Ackerbauthums über die feinere Städtewelt in der Regel zu behaupten wissen. Und als nun Troja erobert war, als von allen seinen Bewohnern blos der fromme Aeneas sich rettete, indem er nach Karthago zur Dido an's Comptoir ging; da beginnen die Griechen alsbald ihre Entdeckungsfahrten im Westen von Hellas, auf den Inseln und in Italien; da erst bringen sie ihren Handel zur Blüthe und erwerben sich so viel Kapital, daß sie der Göttin des Gewerbfleißes das herrliche Parthenon erbauen können.

Die nächtlichen Träume eines nüchternen Nationalökonomen über den Entwicklungsgang der Menschheit sind, wie gesagt, oft geradezu grausenerregend. Allein er vermag sich doch auch in seinen wachen Augenblicken nicht recht an den Gedanken zu gewöhnen, daß im Alterthume, wie die Philologen die Ansicht hegen, der Handel durchweg verachtet gewesen ist. Sollte sich mit dieser Behauptung die Philologie nicht doch vielleicht etwas dafür rächen wollen, daß sie gewöhnlich in den Handelsstädten so schmal wegkommt, indem sie nun ihrerseits in ihrem alten Griechenland den Kaufmannsstand in ähnlicher Art tractirt? Im Allgemeinen hat ja von den ältesten Zeiten an der Handel eigentlich zunächst

Digitized by Google

die Kulturbewegung hervorgerufen; und wenn auch die Patricier Rom's den Ackerbau für „anständiger“ hielten, so wußte doch ein wohlmeinender Mann, wie der Prophet Jesaias gewiß war, den Handelsstand viel höher zu schätzen. Er ruft der Stadt Tyrus zu: „Deine Kaufleute — die Fürsten! und deine Krämer — die Herrlichsten im Lande!“ König Salomo treibt ja auch in Compagnie mit König Hieram mercantile Geschäfte, und Hannibal's Eltern oder Großeltern haben sicher ebenfalls im Export afrikanischer Produkte und im Import asiatischer Waaren gemacht. Es wäre ohne Zweifel eine sehr verdienstliche wissenschaftliche Arbeit, wenn einmal ein gewiegter Handelshistoriker quellenmäßig den traditionellen Wahn widerlegen wollte, daß der Handel zur Zeit des Pericles und Demosthenes verachtet gewesen ist. Einzelne derartige mißliebige Aeußerungen der classischen Schriftsteller mögen zwar immerhin vorkommen, allein solche literarische Verstimmungen beweisen wohl die Stichhaltigkeit der in Rede stehenden Behauptung nicht ganz.

Auch im Mittelalter haben ja die Ritter, selbst ein Ulrich von Hutten, genug über den Handelsmann geschimpft; während doch Niemand sagen kann, daß damals ein Stand nicht Ansehen besessen, aus welchem ein österreichischer Herzog sich seine Philippine Welser und ein französischer Kronprinz seine Katharina Medici zur Ehe nahm. Will man in dieser Hinsicht etwa Werth auf einzelne Aeußerungen legen, dann müßte man es auch hervorheben, daß noch im vorigen Jahrhunderte die Schwaben „des Reichs gemainen Kaufmann“ einigermaßen wegwerfend „Tutenpapper“ nannten — eine Bezeichnung, welche vor fünfzehn Jahren noch einmal Friedrich Hecker gegen ein Mitglied der badischen Kammer, einen Materialwaarenhändler von Mannheim, gebrauchte; worauf sachverständige Freunde sogleich entschieden, daß das eine Verbalinjurie sei, weil die Tute im Geschäft von nur untergeordneter Bedeutung ist.

Torelli, unser Autor, berührt die angebliche Mißachtung des Kaufmannsstandes in der Vergangenheit gar nicht. Ihm als gründlich gebildeten Nationalökonomen steht es über allem Zweifel fest, daß der Handel auf seinem Schiffe die Bildung über die Erde getragen hat. Darum strebt denn auch der Gouverneur von Sondrio danach, daß Italien wieder kräftig in das Welthandelsleben eintritt. Mir müssen indessen seine darauf bezüglichen Gedanken und Pläne in einem nationalökonomischen Fachblatte besprechen — das geht über den Bereich des „Sonntagsblattes“ hinaus.

Englische Dichtungen.

Uebertragen von Georg Pertz.

O Jugendwonnen.

Nach Th. Moore.

O Jugendwonnen, todt für immer,
Was folgt gespenstisch ihr mir nach?
Als Nacht begraben euren Schimmer,
Was bliebst nur du, Erinn'rung, wach?
Umsonst mag Hoffnung schmeichelnd singen,
Und Freude halten mich im Arm,
Sie können Lust zurück nicht bringen
Gleich meiner Jugend süßem Harm.

Mein Lebenstag geht trüb zur Rüste,
Die Sterne fürchten Zeit und Qual,
O Jugendsonne, die mich küßte,
Wie bald versteg dein Morgenstrahl!
Nicht weil kein Leid mich kann bedrücken,
Noch weil an Freuden jetzt ich arm —
's ist, weil mich Nichts mehr kann entzücken
Wie meiner Jugend trübster Harm!

Bringt her die schmucken Kränze.

Nach Th. Moore.

Bringt her die schmucken Kränze,
Eh' noch ein Blättchen leide,
Wie kurz ihr Schein auch glühen,
Er lab' uns, bis er scheide!
Horch! welch trüber, dumpfer Klang!
's war die Zeit, die fort sich schwang!
O bringt Schönheit, Rosen windet,
Ladet Lust, so viel ihr könnt,
Sei dem Leben, eh' es schwindet,
Noch ein Blumentraum vergönnt.

Weil Veilduft euch umfächelt,
Frisch trinkt, sonst trinkt ihr nimmer;
Weil Schönheit noch euch lächelt,
Liebt, oder dankt für immer!
Horch! auf's Neu' der trübe Klang!
's war die Zeit, die fort sich schwang.
Gleicht einer Stromesschnelle
Dies Leben, meerwärts stürzend,
Sei rosig seine Welle
Wie dieser Wein und würzend!

Der Liebe schönstes Wort.

Nach Th. Moore.

Gedenkst du des Plätzchens noch, trauternlegen,
Des Plätzchens, geschaffen zur Liebender wegen,
Wo ich zuerst mein Sehnen dir gestand?
Wo im sinternden Mondschein zu zähen, süßem
Erröthen ich bebend dir sank zu Füßen
Und meinen Sieg in deinen Augen fand?
Da war's, wo Herz an Herz und Mund an Mund
Unlösbar uns verknüpft der Liebe Bund.

Und als ich flüsternd die theuersten Namen,
Warm, wie aus zärtlicher Brust sie mir kamen,
Genannt „mein Leben, süßes Leben“ dich —:
In Tönen, die heut' mich noch durchbeben,
„Ach“, sprachst du, „was nennst du mich dein Leben?
O nenne Seele, deine Seele mich;
Denn das Leben ist kurz — doch wie göttlich zu sein
Die unsterbliche Seele, die ewig dein!

Abou ben Adhem und der Engel.

Nach Leigh Hunt.

Abou ben Adhem (mag sein Stamm gedeih'n!)
Fuhr einst empor aus süßen Träumerei'n
Und sah, wie im Gemach, vom Monde bleich
Umgossen, einer Lilienblüthe gleich,
Vor einem gold'nen Buch ein Engel saß.
Und trunken halb noch von dem Uebermaß
Der Traumeslust, frug keck Ben Adhem d'rauf:
„Was schreibst du da?“ Der Engel blickte auf
Mit einem Blick, den Worte nicht beschrieben: —
„Die Namen derer, die den Herren lieben.“
„Und schriebst du meinen auch?“ frug Abou. „Nein,“
Versetzt der Engel. Trüb sah Abou d'rein,
Gefaßt doch sprach er: „Sei er denn geschrieben
Zu deren Namen, die den Nächsten lieben.“ —
Der Engel schrieb's und schwand. Zur nächsten Nacht
Kam wieder er in lichter Strahlenpracht
Und wies die Namen, die erprobt man fand,
Und — oben an Ben Adhems Name stand.

Digitized by Google

Als ich zuerst im Jugendglanz.

Nach Th. Moore.

Als ich zuerst im Jugendglanz
Dich sah, wie schien zu sprechen
Von Treu' dein Blick und Wahrheit ganz —
Zu zweifeln schien Verbrechen!
Ich sah erkalten dich, ich fand
Dich treulos allen Andern,
Doch felsenfest mein Glauben stand:
„Von dir kann er nicht wandern."
Doch geh', Verführer, geh'!
Ein Herz, das dir vertraute,
Verdient so bittres Weh
Schon, weil auf dich es baute.

Als Alle dich der Thorheit zieh'n,
Entfloh ich dem Gerede,
Und doch von deinen Schwächen schien
Voll Kunst'gen Ruhms mir jede.
Ich blieb dir treu, als deinen Schmerz
Kein Freundesblick gestreifet,
Und gern hört' dies verrath'ne Herz
Mit Blut dein Recht besiegelt.
Doch geh', Verführer, geh'!
Einst magst auch du, verlassen
Vom Traum der Lust, das Weh
Verrath'ner Liebe fassen.

Nichts blieb dir, nun dein Lenz verstrich,
Dein Alter zu verschönen,
Der Freunde letzte mieden dich,
Und die dir schmeichelt, höhnen.
Du schlürfst den mitternächt'gen Wein
In schnöder Sklavenrunde,
Das Lächeln dort, wie Grübtenschein,
Birgt Nacht und Tod im Grunde.
Geh' — lüg zu Füßen dir
Die Welt, ich tauschte nimmer
Die reine Thräne hier
Für all' den sünd'gen Schimmer!

Und kommen, Falscher, wird der Tag
Wo fern selbst jene Thoren,
Wo keine Reu' dir bringen mag
Zurück, die du verloren;
Die dir im Unglück freudiglich
Dein Leid vergoldet hätte
Und gern um dich gerungen sich
Der dunklen Grabesfälte.
Doch geh' — mein Fluch zerbricht,
Schwach wär'n dich zu verachten,
Haß wünscht dich schlimmer nicht,
Als Schuld und Schmach dich machten!

Sei holder dir das neue
Gestirn und wolkenlos
Und mahne nur durch Treue
An mich und Liebe bloß.
Ob wach, ob traumumfluthet,
Dein Bild folgt mir gewiß;
Doch wie mein Herz verblutet
Um deine Ruh', vergiß!

Sürchte nicht.

Nach Th. Moore.

O fürchte nicht — umsonst
Dich Wonnen neugekehrt —
Die grolle, deren Lächeln
Dein Herz nicht mehr begehrt.
Kein lodt und kalt für immer
Laß uns're Liebe sein,
Und bring' ihr Schatten nimmer
In deinen Frieden ein.

* Die königliche Akademie in London.

Von L. Hofmann.

Die Royal Academy in London enthält alljährlich eine Ausstellung derjenigen Bilder der berühmtesten Meister Englands, die in eben diesem Jahre vollendet wurden; sie dauert von Anfang Mai zu Ende Juli.

Dem Fremden, der diese Säle zum ersten Male betritt, muß es nicht ohne einige Bewunderung in's Auge fallen, zu welcher Höhe sich die britische Thier- und Landschaftsmalerei aufgeschwungen hat. Und wenn wir Deutschen uns gern daran erinnern, wie groß die historische Malerei bei uns dasteht, dann müssen wir dagegen den Bildern von Landseer, Stanfield, Linnell, Danby, Brooks, Roberts, Lee, Ausdale, Turner die höchste Anerkennung zollen. Dem Genie Landseers ist es gelungen, uns das Seelenleben oder wenigstens Gefühlsleben der Thierwelt im Bilde vor das Auge zu führen. Die berühmte französische Eselmalerin Rosa Bonheur malt uns vielleicht 24 Esel, Ochsen oder Kühe; jedes dieser Thiere ist verschieden von den andern seiner Art, und dennoch ist jedes eigenthümlich in sich selbst, und alle sind naturgetreu, nur fragt man sich unwillkürlich, ob ein Ochs, ein Esel, eine Kuh an und für sich ein würdiger Gegenstand der Kunst sind. — Und doch, wenn man sich wieder diesen unübertrefflichen Darstellungen aus der Thierwelt zuwendet, die wir Landseer zu verdanken haben, so vergißt man alles Fragen, man bleibt wie angewurzelt stehen vor dem Zauber solcher Meisterwerke. Nehmen wir nur das eine Bild, „die Herausforderung zum Zweikampf", das mit dem geistreichen Motto: „Coming events cast their shadows before" bezeichnet ist. In diesem Bilde ist es dem großen Künstler gelungen uns das überschattete Licht eines langen norwegischen Tages wieder zu geben; die Sterne stehen am klaren, bleifarbigen Himmel, aber ihr Glanz ist verblichen, ihr Strahl ist erloschen vor der Nähe des Tages. Die Umrisse der flachen Berge, die beinahe crystallinische Formen haben, zeigen auf den ersten Blick, daß es Eisberge sind. Unter der schimmernden Decke dieser Berge sieht man zuweilen Moose oder Flechten, deren feingefiedertes Grün mit wunderbarer Treue ausgeführt ist. Im Vordergrunde des Bildes steht das einzige lebende Wesen desselben, ein stolzes Rennthier; allem Anschein nach von der Eiswand herunter geglitten steht es da, mit den schlanken Vorderfüßen gegen einen umgestürzten, kahlen Baum angestämmt, das schwere Geweihe ruht auf dem Rücken des Thiers, der weit vorgestreckte Kopf, die sprühenden Augen mit fast menschlichem Ausdruck sind auf einen Punkt in der Ferne gerichtet, die ganze Stellung des Thieres drückt Kampflust aus; sie liegt in den glühenden Augen. Der Punkt, auf den sein Blick geheftet, ist der Kopf eines andern Rennthiers, des Kampfgenossen, der sein Leben wagt, indem er der Herausforderung folgt.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Aus dem deutschen Soldatenleben. Militärische Skizzen zur deutschen Sittengeschichte. Von R. von Kamp. — Märkische Kriegsheroen des 17. Jahrhunderts. Von Th. von Wörner. — Von Fröhling zu Fröhling. Von Moritz Hartmann. — Generalbilder aus dem deutsch-amerikanischen Leben. Von D. Kuppins. — Vittorio Alfieri oder Turin und Florenz. Historisches Zeitbild. 2 Bde. Von Amely Bölte. — Drei Freunde. Roman in 2 Bänden. Von P. J. Wilcken. — Die Geschwornen und ihr Richter. Roman in 3 Bänden. Von Levin Schücking. — Sitten- und Charakterbilder aus der Türkei und Tscherkessien. Von C. Stücker. — Mysterien des Welt- und Bühnenlebens. Von G. Vacano. — Wanderung in das germanische Alterthum. Von H. Künidberg. — Die Inseln des großen Oceans im Natur- und Völkerleben. Von H. Hartwig. — Arndt und Follen. Zeitgemälde aus dem deutschen Befreiungskriege. Von M. von Reichenbach.

* Eins der vorzüglichsten historischen Werke unserer Zeit, Ludwig Häussers deutsche Geschichte seit dem Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes, erlebt wieder eine neue Auflage, die dritte. Der gelehrte Verfasser hat in den letzten drei Jahren abermals so eifrige Studien über diesen Abschnitt unserer Geschichte gemacht, daß die Auflage eine sehr veränderte und vermehrte ist. Dieselbe wird daher erst um Ostern 1863 vollendet sein und erscheint in Halbbänden. Wir haben von dem ausgezeichneten Buche so oft berichtet, daß jedes weitere Wort überflüssig erscheinen könnte, doch wollen wir im Vorbeigehen erwähnen, daß wir noch kürzlich mit wahrer Freude die Darstellung des Feldzugs von 1509 bei Häusser studirt haben.

* Der Professor Karl Witte in Halle ist mit einer neuen Uebersetzung der göttlichen Komödie von Dante beschäftigt und hat die vier ersten Gesänge derselben als Probe erscheinen lassen.

X. Verbannt. Dichtung von Ernst Scherenberg. Berlin, Schindler. — In fünfzig Liedern werden hier die Seelenstimmungen und Situationen eines deutschen Verbannten geschildert. Es ist in diesen einfachen, schlichten Weisen viel Gefühl und Poesie enthalten, und der Ausdruck, prägnant und sicher, entbehrt keineswegs der Kraft, obwohl die Gefahr nahe lag, in's Sentimentale hineinzugerathen. Die Form ist mit sehr wenigen Ausnahmen edel und rein, so daß Scherenberg auch in dieser Hinsicht sich als Dichter bewährt und wahre Bildung und feinen Tact verräth, was um so mehr bemerkt zu werden verdient, als Fürstler und Stümper den Parnaß von Tage zu Tage unsicherer machen. Und da es nun immer noch Skeptiker giebt, und nicht blos Winkel- und Klatschblätter, die — aus Christlichkeit und andern Gründen — selbst der traurigsten Dichterlinge zusammengequälte Verse wohlwollend durchreißen, ja mit kühner Stirn als ausgezeichnete Leistungen anpreisen, so muß nothwendiger Weise das Urtheil des unzurechnungsfähigen Theils im Publikum irregeleitet werden, während der bessere Theil die Achtung und das Interesse für die Leistungen der zeitgenössischen Poesie verliert und gegen die Kritik überhaupt mißtrauisch wird. Wir halten es für Pflicht, gegen jede Attentate auf die Dichtkunst streng zu sein und haben oft Gelegenheit dazu; desto mehr freut es uns aber, das vorliegende Werkchen freundlich als werthvolle Dichtergabe begrüßen zu können.

X. Schwedische Lieder der Neuzeit. Eine Sammlung Gedichte von Geijer, Stagnelius, Runeberg, von Braun und Strandberg. Deutsch von Ferdinand Otto Freiherrn von Nordenflycht. Berlin, Verlag der königlichen geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. Decker). — Wir nahmen das Buch schon ausgestattet Werk mit großen Erwartungen in die Hand, einestheils weil die genannte Buchhandlung einen ziemlich gewählten Verlag, namentlich mit Bezug auf Uebersetzungsliteratur hat (wir erinnern an Bodenstedt), dann aber auch, weil uns die schwedische Abstammung des Herrn von Nordenflycht bekannt war. Wir erwarteten aber nicht nur, sondern hofften auf einen bedeutenden Genuß, denn wir schätzen und lieben die nordische Poesie wie kaum eine andere, weil wir nicht vergessen, daß, trotz politischer Zerwürfnisse der Gegenwart, trotz jahrhundertalter Entfremdung, die nordischen Nationen und das deutsche Volk Einer Abstammung sind und auch ihre poetische Prägung, ihre ganze Art der Auffassung, ja der Grundcharakter in seinen Hauptzügen derselbe verwandte geblieben ist. Darum stehen die Völker des Nordens und weit näher als die des Südens. Was die schwedischen Dichter betrifft, die Herr von Nordenflycht uns vorführt, so gehören die drei ersten zu den poetischen Größen ihres Vaterlandes (wenn überhaupt Schweden Runebergs Vaterland genannt werden darf, da derselbe nicht nur in Finnland geboren ist — am 5. Februar 1804 — sondern auch als Lector daselbst in Borgaa lebt). Der Dichter von Braun ist auch bedeutend, hat aber ein reiches Talent vielleicht verschwendet. Den Dichter Strandberg jedoch nach Deutschland zu bringen, verlohnte sich kaum der Mühe. Wir kennen dem sehr genau und wissen, daß derselbe nur groß ist in seinem Fanatismus für Dänemark bei dem Kampfe, den dieses zur Vernichtung des Deutschthums in Schleswig-Holstein führte und noch führt. Und von dessen ephemeren Dichtungen — gegen Deutschland gerichtet und ohne irgend poetischen Gehalt — übersetzt Herr von Nordenflycht treuherzig oder — ? — mehrere Prachtnummern. Doch das ist Geschmacksache. Somit enthält das vorliegende Werk manche Perle der schwedischen Dichtkunst; von seiner Dichtkunst hat aber der Uebersetzer eine sehr ungenügende Probe abgelegt. Erstlich sind die Schönheiten der Originale sehr häufig fast vollständig verwischt, dann aber entwickelt der Herr von Nordenflycht in seinen Reimen eine Raivetät, wie sie uns lange nicht vorgekommen ist (lange und Gedanke, Gehör und mehr, Philomele und Turtle, Hügel und Sichel, licht und fliegt, leer und Herr sind lange nicht die ärgsten Verstöße). Genug, gegen eine solche fabrikmäßige Uebersetzung müssen wir im Namen der Poesie wie im Namen der deutschen Sprache feierlichst Protest einlegen.

* In Leipzig ist gegenwärtig die Begründung einer Schriftstellerassociation so wie eines Organes für dieselbe im Gange. Zum Behufe einer durchgreifenden Organisirung der Genossenschaft soll beim Beginn des nächsten Jahres eine allgemeine Schriftstellerversammlung nach Leipzig berufen werden. An der Spitze des Unternehmens stehen die Herren Professor Dr. Wuttke, Hofrath Dr. Marbach, Professor Roßmäßler, Dr. Ebeling und Andere.

* In diesen Tagen hat Karl Gutzkow Dresden verlassen und ist nach Weimar übergesiedelt, wo er als Schriftführer der Schillerstiftung thätig sein will.

* Die Universität München, der soeben erst Sybel entzogen wurde, hat wieder einen neuen Verlust: Bluntschli geht nach Heidelberg. Ob der Aesthetiker Vischer nach München geht, ist noch nicht ausgemacht.

* Das geheime Archiv des Hauses Este, welches im Jahre 1598 nach dem Verluste Ferrara's der Herzog Cesare von Este mit nach Modena nahm, ist in der jüngsten Zeit von Neuem durchforscht worden. Es ist in vier Sälen enthalten und hat eine Fülle interessanter und wichtiger Dokumente. Man kann das Estensische Archiv nicht nennen, ohne an Torquato Tasso und die Prinzessin Eleonore zu denken. Die Beweisstücke eines Verhältnisses, worüber so viel hin- und hergeredet worden ist, sollen hier liegen; heftige Federkriege haben sich noch in unserer Zeit, an Serassi's vortreffliche Biographie des großen Epikers anknüpfend, mit dieser Angelegenheit befaßt, wobei der Conte Alberti mit seinen falschen Dokumenten, Rosini, Gaetano Capponi, Gaudenzi, zuletzt der verständig mäßvolle Guasti in seiner neuen Ausgabe von Tasso's Briefen sich vernehmen ließen. Der Marchese Campori hat nun den Carton mit dem Briefwechsel der Prinzessin und die Papiere der gleichzeitigen Mitglieder des Hauses untersucht. Das Ergebniß, sagt er, entspreche den Wünschen nicht im geringsten. Er fand einige Details, die den Biographien hinzugefügt werden können, namentlich auf der Zeit der Gefangenschaft in Sant' Anna, in Bezug auf sein Einkommen, Geschenke, Heilmittel u. s. w. Ueber ein Verhältniß zur Prinzessin, als Grund der Einsperrung, hat sich bis jetzt nichts gefunden. Im Gegentheil »bestärkten die neuen Dokumente den Genannten in der aus der genauen Vergleichung der Briefe und Dichtungen des großen Unglücklichen, wie aus den Zeugnissen Gleichzeitiger, geschöpften Ueberzeugung, daß der Grund der Einschließung kein anderer war als der periodische Irrsinn, der ihn nicht blos zu den unüberlegtesten Handlungen trieb, sondern auch alle mit denen er in Berührung kam ihm verdächtig erscheinen ließ.« Fünf inedirte Briefe Tasso's, welche der Marchese Campori auffand, wurden von dem trefflichen Historiker Piemonts, Luigi Gibrario, mit andern Urkunden herausgegeben. Auch von Arioste wurden bei dieser Gelegenheit manche Briefe und Schriftstücke entdeckt, aus jener Zeit als er Gouverneur der Garfagnana war, ein Aufenthalt den er in seinen lebendigsten Satiren schildert. Die Archive von Florenz und Lucca enthalten gleichfalls aus dieser Zeit verschiedene Briefe des ersindungsreichen Messer Ludovico, deren baldige Bekanntmachung versprochen wird.

* In Florenz starb kürzlich der einst gefeierte italienische Dichter Giovanni Batista Niccolini im Alter von 80 Jahren, fein längerer Zeit eine fast vergessene literarische Ruine. Unter seinen Werken machte das Drama Arnold von Brescia das meiste Aufsehen. Im Nachlasse des Dichters sollen sich treffliche Fragmente einer Geschichte der Hohenstaufen in Italien finden.

Digitized by Google

* Die Banten des Königs Ludwig von Bayern sind auch in diesem Jahre wieder erheblich fortgeschritten. Die Propyläen in München sind so weit gediehen, daß ihre Vollendung für den nächsten Sommer in Aussicht gestellt wird; die Befreiungshalle bei Kelheim erhebt sich bereits mächtig am Ufer der Donau. Die Glyptothek erhielt die Bildsäulen Peter Vischers und Michel Angelos, so daß nur noch zwei Nischen auszufüllen sind. Die neue Pinakothek hat abermals einen Zuwachs an Gemälden neuerer Meister bekommen.

* Am 30. September hat Johanna Wagner in Berlin zum ersten Mal das Gebiet des recitirenden Schauspiels betreten. Die Künstlerin hat bekanntlich aus Rücksicht auf ihre Stimmverhältnisse der Oper entsagt. Nachdem sie nun kürzlich im »Orpheus« von Gluck von ihrem bisherigen Fach Abschied genommen hatte, betrat sie am 30. September in der Hauptrolle der Goethe'schen Iphigenie die Bühne des Schauspielhauses. Für das Berliner Publikum war das gleichsam ein Festabend und ist das auch für die Künstlerin gewesen, welche einen bedeutenden und vollständigen Erfolg hatte. Sie löste ihre gewaltige Aufgabe in einer selbst bei ihrer hohen Begabung überraschenden Weise und stellte Außerordentliches für die Zukunft in Aussicht, indem dasjenige, was Bedenken erregen konnte, nicht in Betracht kam gegen die glänzenden Vorzüge der Leistung. Die Zuschauer sahen mit Spannung und nicht ohne Zweifel dem ersten Auftreten der Künstlerin entgegen, aber schon nach dem Auftritts-Monologe brach der Ausdruck gerechter Befriedigung hervor, und die ganze folgende Leistung wurde nun zu einer Reihe von Triumphen, welche die neue Jüngerin der dramatischen Muse feierte.

Ernst Friedrich Zwirner.

* Der Kölnischen Zeitung entnehmen wir den folgenden Nekrolog des Dombaumeisters Zwirner: Seine Verdienste um den Dombau sind eben so groß, wie sie allgemein anerkannt sind; es bedarf nur eines Blickes auf das Gebäude, wie es heute dasteht, und der Erinnerung an das, welches dastand, als Zwirner im Jahr 1833 die Leitung des Baues übernahm, und des Meisters Verdienst zu würdigen, und mehr noch zeigt der Aufschwung, den die gothische Baukunst in Deutschland genommen hat, der sich wesentlich an diesen Bau anknüpft, welchen Meister die deutsche Kunst an Zwirner besessen und verloren hat. Aber sie hat nur den Mann verloren, seine Thätigkeit wirkt weit über seine Lebensdauer hinaus, sein großes Werk wird fortwachsen in demselben Sinne und Geiste, in welchem er es geführt, die von ihm direct oder indirect gebildeten Meister werden fortfahren, an allen Orten die deutsche Baukunst zu der Blüthe zu bringen, welche sie einst hatte, und welche wir nach langem Zwischenraum der Verblendung mit neuerwachtem Verständniß und patriotischer Freude bewundern.

Ernst Friedrich Zwirner ist am 28. Februar 1802 zu Jacobswalde in Schlesien geboren, wo sein Vater einem dem Fürsten von Hohenlohe gehörenden Hüttenwerke vorstand. Nachdem er im Gymnasium zu Brieg seine erste Bildung erhalten, studirte er bis 1821 auf der Bauschule zu Breslau und ward später Schüler der Bauakademie in Berlin. Bald als ein tüchtiges Talent erkannt, zog ihn Schinkel zu seinem Hülfsarbeiter heran, und seit 1825 war er unter dessen Leitung bei der Ober-Bau-Deputation beschäftigt. Im Jahre 1829 leitete er den Wiederaufbau des Rathhauses zu Goldberg, welcher nach Schinkel's Plan in gothischem Stile ausgeführt wurde, und trat nach dessen Vollendung wieder in seine frühere Stellung zurück, worin er bis 1833 verblieb.

Inzwischen hatte seit 1824 der Restaurationsbau am Dom in Köln begonnen; als der Leiter befohlen, der Bauinspector Ahlert, starb, im Mai 1833, richtete sich die Aufmerksamkeit der Behörden sofort auf Zwirner, als einen der wenigen Architekten, welche sich ernstig für gothische Baukunst bethätigt und Kenntnisse in derselben erworben hatten, denn damals und lange noch nachher waren der Anhänger dieser Bauweise nur wenige, und weniger noch, welche das Wesen derselben wirklich verstanden — war doch die gothische Baukunst durch Jahrhunderte als barbarisch verschrieen worden und gänzlich vergessen und verschollen; es bedurfte Zeit und Studium, um nur die Grundideen und Principien, aus welchen sie erwachsen war, endlich wieder zu finden.

Am 14. August 1833 übernahm Zwirner als königlicher Bauinspector die Leitung der Dombauarbeiten und richtete auch sofort seine Aufmerksamkeit auf einen möglichen Fort- und Ausbau des gewaltigen Gebäudes. Er organisirte die Bauhütte und sorgte zugleich für die bildnerische Ausschmückung des Gebäudes, welche bis dahin vernachlässigt worden war. Um das Jahr 1841 war die Restaurationsarbeit vollendet, das Chor der Kirche war wieder hergestellt, und nun legte der Meister seinen hohen Bauherrn einen Plan zum Weiterbau und zur Vollendung des Ganzen vor. Die gänzlich unklaren Ideen über die möglichen Kosten eines so gewaltigen Unternehmens wußte er durch Vorlage eines Kostenanschlages über den ganzen Bau zu berichtigen und die ganz überschwänglichen Befürchtungen über die Höhe dieser Kosten zu beschwichtigen, und es ist in der That eine höchst unerhörte Thatsache, daß ein so umfassender und weitläufiger Kostenanschlag sich als so richtig bewährt hat, wie dieser; noch bis heute ist derselbe überall zureichend gefunden und nirgends überschritten worden? Der König genehmigte das Project, bewilligte einen jährlichen Zuschuß von 50,000 Thalern und legte am 4. September 1842 den Grundstein zum Südportale, wozu, als 1509 die Bauthätigkeit aufgehört hatte, selbst die Fundamente noch fehlten.

Es bildete sich der Dombauverein, und so wurden die Mittel beschafft, um den Bau endlich zur Vollendung zu führen. Das Süd- und das Nordportal sind mit den Kreuzflügeln fast durchaus neu erbaut, das Langschiff bis zur Höhe der Einwölbung emporgeführt, am 14. August 1848, dem sechzigundersten Jahrestage der ersten Grundsteinlegung, konnte es bereits eingeweiht werden; in diesem Jahre ist die Bedachung des ganzen Gebäudes und das Thürmchen über der Kreuzung des Lang- und Querschiffes vollendet worden, und nur noch kurze Zeit, und das ganze Gebäude wird bis auf die riesigen Thürme vollendet sein.

Am 9. Mai 1842 wurde Zwirner zum Regierungs- und Baurath ernannt; als solcher ist er am 27. Januar 1849 bei der königlichen Regierung in Köln eingetreten; am 19. April 1850 wurde er Mitglied der technischen Baudeputation, und endlich verlieh ihm eine Kabinets-Ordre des Königs, gegeben auf Schloß Bertinorgen am 22. Juli 1853, den Charakter eines Geheimen Regierungs- und Baurathes.

Am 11. August 1858 feierte der Dombaumeister den fünfundzwanzigsten Jahrestag des Beginnes seiner Wirksamkeit an diesem Werke, nachdem am 31. Mai desselben Jahres die Feier seiner silbernen Hochzeit vorhergegangen war. Es wurden ihm von allen betheiligten Kreisen die freundlichsten, anerkennendsten Aeußerungen bei beiden frohen Ereignissen zu Theil, an letzterem überreichte ihm der Central-Dombaureteins-Vorstand ein Ehrengeschenk, der Stadtrath begückwünschte ihn durch seinen Vorsteenden, und der Männergesangverein verherrlichte ein Fest, welchen die ganze Stadt die freudigste Theilnahme bezeigte.

Die Segenswünsche, welche damals ausgesprochen wurden, sind nicht alle in Erfüllung gegangen. Dem Meister des Domes war es nicht vergönnt, sein Werk zu vollenden, an welchem er mit innigem Eifer hing; mit herzlicher Freude erfüllte ihn die Vollendung des Mittelthürmchens, aber ein mehmüthiges Gefühl, wie eine Vorahnung baldigen Endes, äußerte er bereits, als er in diesem Jahre den Stern auf die Spitze dieses Thürmchens setzte. Er ist nicht mehr — aber wie dieser Stern, nach dessen Aufsetzung die Thätigkeit des Meisters bald ein Ende nehmen sollte, leuchtet sein Verdienst weit hinaus und wird geprieseen werden, so lange sein großes Werk besteht und die Bewunderung der Menschen sestelt.

Aber außer der Thätigkeit am Baue des Domes, war des rastlosen Mannes Kenntniß und Fleiß vielfach und allseitig in Anspruch genommen. Eine Menge theilweise sehr bedeutender Bauten sind nach seinen Entwürfen entstanden, und außer diesen sind manche Pläne, welche er gemacht, nicht ausgeführt worden. Zu den namhaftesten seiner Werke zählen die Apollinariskirche in Remagen, das Schloß des Grafen von Fürstenberg zu Herdringen, der Wiederaufbau des Schlosses Argenfels am Rhein, der Bau des Schlosses Mosland bei Cleve und als letzte Werk die Synagoge in Köln; ferner die Kirche zu Elberfeld und zu Mülheim am Rhein und zahlreiche kleinere Kirchen und Privatbauten im Rheinland und außer denselben. Unter den nicht ausgeführten Plänen sind hervorzuheben der für das Chor der Schloßkapelle in Schwerin und der zum Neubau der evangelischen Kirche in Köln. Außer diesen vielen Werken hatte der Meister noch vielfach sein Gutachten zu geben über schwierige Bauten und Restaurationen, und zu diesen unendlichen Anforderungen gesellten sich noch die Geschäfte und Pflichten seiner amtlich administrativen Stellung; die Freunde des zu früh geschiedenen Mannes sagen, er habe sich zu Tode gearbeitet, und sie mögen wohl Recht haben.

Die Bauhütte des Domes, denn so dürfen wir sie, anknüpfend an die mittelalterliche Bezeichnung, wohl nennen, hat eine Menge von tüchtigen Bauleuten hervorgebracht und die praktische Beschäftigung an einem so reichen, gewaltigen Bauwerke mittelalterlicher Kunst, unter der Leitung eines so warm für das Werk begeisterten und so kundigen Meisters, hat sowohl Meister wie Werkleute gebildet, welche ihres Gleichen suchen, und dieser bildende Einfluß erstreckt sich bis auf die Handwerker aller Fächer. Höchst liebevoll hat sich Zwirner um die Ausbildung junger Kunsträthe, welche unter ihm arbeiteten und studirten, bemüht, den Arbeitern aller Art war er stets ein höchst gerechter und humaner Meister, und das Wohlergehen jedes betreffenden lag ihm immer am Herzen; unter den Leuten, welche er beschäftigte, ist nur Eine Stimme über den wohlwollenden Meister, alle beklagen tief seinen Tod.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 ß Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 6.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 41. Bremen, 13. October. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Eine deutsche Fürstin am französischen Hofe. Von G. Wendt.
Zur Erinnerung an August Hermann Francke. Von G. Becker.
Reinecke Fuchs in neuer Bearbeitung. Von P. J. Willegen.
Englische Bedenken in deutscher Uebersetzung. Von W. Herzberg.
Zur nähern Kunde von Limerick
Literatur und Kunst.

* Eine deutsche Fürstin am französischen Hofe.

Von G. Wendt.

Ein Titel, der wenig Tröstliches zu verheißen scheint und den Leser vielleicht sofort auf ein trübseliges Bild vorbereitet. In der That, wann hätten sich deutsche Fürstentöchter am Pariser Hofe wohl befunden? Die unglückselige Marie Antoinette und die nicht minder hart geprüfte Helene von Orleans, haben sie nicht den Vorzug, an dem eleganten Hofe als seltene Gestirne zu glänzen, mit der schwersten und unverdientesten Trübsal büßen müssen? Dies Paris ist kein Boden für deutsche Frauen. Auch am englischen und russischen, am schwedischen und dänischen Hofe haben deutsche Fürstinnen gelebt und gelitten; eben so wenig zu Hause haben sie sich dort gefühlt als jene in dem schönen Frankreich, nach dem sich nur die leichtfertige Maria Stuart zurücksehnen konnte.

Neben den genannten beiden giebt es noch eine deutsche Fürstin, die eine hervorragende Stellung am französischen Hofe einnahm. Dieser versagte es ein günstiges Geschick, die erste daselbst zu sein, und vielleicht hat dieser Umstand ein kleines Theil dazu beigetragen, sie vor schwererem Mißgeschick zu bewahren, obwohl sie allerdings das Meiste ihrem eigenen Wesen verdankte. Es ist Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Sie war die Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, also eine Enkelin des unglücklichen Königs von Böhmen, eine Nichte der nachmaligen Kurfürstin Sophie von Hannover, der Stammmutter des englischen Königshauses. Nachdem der Herzog Philipp von Orleans, Ludwig's XIV. Bruder, seine erste Gemahlin Henriette von England vertoren hatte, ward sie dessen zweite Frau. Wir knüpfen das Folgende an die Auswahl von Briefen, welche Ranke in dem eben erschienenen fünften Bande seiner französischen Geschichte aus der Correspondenz der Herzogin mit ihrer Tante, der Kurfürstin Sophie, gegeben hat.

Es ist bekannt, wie es am vielbewunderten Hofe des vierzehnten Ludwig herging, wie der Absolutismus, der das ganze Land gebunden hielt, nur noch strenger und in die steifsten Formen gebannt auch auf dieser Gesellschaft lastete, und wie doch ungeachtet der gesucht anständigen Formen das innere Wesen inhaltslos nicht nur, sondern tief unsittlich war. Kaum kann es einen schneidenderen Contrast geben als den, welchen diese Liselotte — so nennt sie sich selbst gegen ihre Tante — zu ihrer Umgebung bildete. Mitten in der steifen Abgemessenheit blieb sie frank und frei, mitten in der Verlogenheit und Täuschung unverstellt, neben der Unterwürfigkeit selbstständig und muthig, und innerhalb des Schmutzes und der sündlichen Frivolität rein und unangetastet. So ist es ihr denn nie wohl geworden, der deutschen Frau, unter diesen welschen Menschen; nie hat sie ihr Vaterland verleugnet, sondern sich immer nach demselben und nach den Menschen, denen ihre Zärtlichkeit aus den Jugendjahren gehörte und mit denen sie reden durfte, wie es ihr um's Herz war, zurückgesehnt. „Alles ist nicht gott waß glenzt undt waß man auch von der französischen Libertet prallen mag, so feindt alle divertissementon so gezwungen, undt voller contrainte, das Es nicht außzusprechen ist, undt über daß bin ich seyder ich hir Im Lande bin, so viel schlimmen sachen gewont, das wan ich Einsmat wider ahn Einen ort sein könnte, wo die falschheit nicht so sehr regierett undt die lügen nicht In schweng sein und apropriret werden, so würde ich glauben. Ein paradeisse gefunden zu haben, daher lasse ich E. L. selber gedenken ob ich mich, (wens möglich sein könte die Wahl zu haben) beßer hie oder zu Hannouer befinden würde.“ Hat sie doch aus Ekel an dieser Gesellschaft ganz ernsthaft den Entschluß gefaßt in ein Kloster zu gehen, sie die im Herzen noch immer reformirt geblieben war und bis ins späteste Alter nicht aufhört die katholischen Ceremonien zu verspotten; nur der bestimmte Befehl des Königs vermochte sie davon abzubringen. Und wenn sie noch in ihrer besonderen Familie, in ihrem Gemahl und ihren Kindern einen Anhalt oder Ersatz gefunden hätte! Aber der Herzog war unbedeutend und läderlich bis zur Zügellosigkeit, der Sohn, der spätere Regent, zwar höchst talentvoll und allen geistigen Interessen zugänglich, aber unsittlich wie der Vater; etwas besser scheint die Tochter, die nachmals an den dritten Enkel Ludwig's, den läppischen Herzog von Berri, verheirathet ward, geartet gewesen zu sein. So blieb ihr nur die Zuflucht zum fernen Vaterlande und der briefliche Verkehr mit ihren Verwandten in Deutschland. Und selbst dieser war nicht frei und ungehindert, die Briefe wurden auf der Post geöffnet; es war ihr eine seltene Freude, wenn sie einmal einem discreten Deutschen, der von Paris in die Heimath reiste, einen Brief anvertrauen und in diesem ihr Herz ausschütten konnte. Solcher Mittheilungen nach Deutschland giebt es von ihrer Hand unzählige; schon früher hat Wolfgang Menzel die an ihre Halbschwester veröffentlicht, und im Hannoverschen

Digitized by Google

Archiv finden sich allein 22 Convolute, von denen manches tausend Blätter zählt, aufbewahrt.

Wie sich von selbst versteht, ist nicht Alles, was in den Briefen steht, nicht einmal Alles, was Ranke in seiner Auslese mittheilt, von Bedeutung; unwillkürlich gleitet die Feder der Briefstellerin auch auf Gegenstände, die zwar für sie selbst von größestem Interesse, für uns jedoch ohne Werth sind. — wie dies in vertrauten Briefen nicht anders sein kann, ja so sein muß. Sie schreibt über Toiletten, über die Draperie von Zimmern, mit wem sie geredet, wie lange sie auf der Jagd gewesen oder beim Spiel zugesehen, vornehmlich aber wie sehr sie sich langweile, ebenso redselig wie über den Einfluß der Maintenon oder den Tod Colberts und die Eindrücke der Unglücksnachrichten im spanischen Erbfolgekriege. Aber eben daß sie sich völlig unbefangen gehen läßt, darin liegt das Anziehende des Briefwechsels. Und selbst der stilistische Werth desselben ist nicht gering anzuschlagen, er enthält äußerst gelungene Charakteristiken, höchst lebendige Darstellungen; derber Humor und souveräner Spott wechseln mit Ergüssen trauriger und sorgenvoller Stimmungen. Die Orthographie und Interpunktion freilich ist unstät, nach der Weise ihres Jahrhunderts, und an rheinischen Provinzialismen (die Beinger, die Kämmerger statt die Beinchen, die Kämmerchen) darf man keinen Anstoß nehmen. Darin, sagt Ranke, besteht der Charakter und für uns Deutsche der Reiz dieses Briefwechsels, daß sie in sich selbst vollkommen mit denen lebt, an die sie schreibt, während ihr die Elemente des äußeren Lebens, in deren Kreisen sie sich bewegt, alle Zeit fremd und selbst widerwärtig bleiben; sie ist ohne Verständniß für dieselben, aber die Unvereinbarkeit des deutschen und französischen Geistes in dieser Epoche hat sich nirgend so prägnant ausgeprägt, wie in diesen Briefen.

Schönheit und Anmuth. Vorzüge, die an diesem Hofe so viel Werth hatten, fehlten ihr nach ihrer eigenen Angabe gänzlich. Aber sie besaß dafür den klarsten, unbeirrtesten Verstand und jene seltene Selbstständigkeit des Urtheils, die sich nicht blenden noch imponiren läßt. Sie beobachtete vortrefflich, und ihre Berichte sind deßhalb für die eigentliche Geschichte maßgebend, wenigstens glaubwürdiger und unparteiischer als die Aufzeichnungen des Duc de Saint-Simon, der in vielen Bänden seine Bemerkungen über die Zeit von 1692—1742 niedergelegt hat. Diesen Theil des Inhaltes der Briefe müssen wir natürlich hier bei Seite lassen; er findet sich vollständig in der Darstellung von Ranke verwerthet.

Für ihr persönliches Verhältniß war es die Stellung zu dem Könige, auf welche am meisten ankam. Sie billigte seine Politik nicht und war noch weniger mit seinen religiösen Bestrebungen einverstanden, aber sie respectirte ihn, weil er unter aller der Gesellschaft die bedeutendste Figur war; sie erklärt ihn nicht nur für den wohlgestaltetsten und höflichsten Mann seines Reiches, sondern auch für den thätigsten und einsichtigsten sowie für den bestgesinnten und wohlwollendsten. Nur das Eine hat sie an ihm zu tadeln, daß er ein zu großes Bewußtsein von seiner Würde hätte und der Maintenon zu vielen Einfluß einräumte; kommt sie auf diese Seiten zu reden, so nennt sie ihn wohl den »großen Mann, dessen Zimmer ein sanctum sanctorum ist, wo sterbliche Menschen wie Ich binn nicht hinkommen.« Auf die Maintenon, von der sie annahm, daß sie ihr des Monarchen Gnade entzogen habe, ergießt sie zu wiederholten Malen ihren ganzen Groll; »die alte Zot, die alte rompompel, des großen Mannes alte Huzel«, das sind die Bezeichnungen, die sie gewöhnlich für dieselbe gebraucht. Ihren Einfluß schildert sie als äußerst verderblich. »Auch ist ein ander alt teüfsch sprichwort, welches ich jetzt wohl verspüre, welches sagt, wo der teüffel nicht hinkommen kann, da schickt Er Ein alt weib hin, welches wir alle so in der Königliche famillie sein woll Erfahren.« Es verletzt ihren fürstlichen Stolz, daß der König jede andere Person zurückstellt, und sie ist froh, daß sie nicht »obligiret ist der damen das hembt undt die hendschen zu pressentiren.« An die Stelle der offenkundigen Libertinage war durch den Einfluß der Maintenon in den achtziger Jahren eine ostensible Anstandsfrömmigkeit getreten; Elisabeth Charlotte wußte, was sie davon zu halten hatte, sie spottet: »Ja, wer nichts mit dieſem Hoff hir zu thun helte, der müste sich halb traukt lachen zu sehen wie alles hergeht, der König bildt sich ein, Er seye devot undt alle seine Gottesförcht besteht in grittlich sein, überall spionen zu haben, so alle menschen falsch ahntragen, seinẽ Bruderen favoritten zu flattiren undt In general alle menschen zu plagen, daß alle weib die maintenon hatt ihren spaß, alles waß vom Königlichen Hauß ist, dem König gehaßt zu machen, undt darüber zu regiren, hinterwerts aber ist dießem alten weibe bange.« Und ferner: »Wir hatten schier keine Commedien mehr gehabt, die sorbonne umb dem König zu gefahlen, hatt sie wollen verbieten laßen, der Erzbischof von Paris aber undt perre de la chaisse sollen zu dem König gesagt haben, daß es zu gefährlich were (de banir les divertissements honneste) weillen es die jugendt zu mehren abscheülichen lastern treiben würde, also ist die Comedie Gottlob geblieben, welches wie man verschert des großen Mans alte Huzel grewlich verdrießen solle, weillen die abschaffung von der Commedie von ihrem ahntrait were, sie solle auch hirauf dem Erzbischoff von Paris und Beichtsvatter sehr gedrewet haben, so lang man die Comedien nicht gang abschafft, werde ich Immer Nein geben, man mag auch die pfaffen In den cantzeln soviel dagegen bleren machen alß man wil.« Bei dem Tode ihres Gemahls söhnt sie sich mit der Maintenon aus und stellt sich auf diesem Wege auch mit dem Könige wieder besser.

Daß sie guten Muth und Lebensfrische behielt, ist in Wahrheit zu bewundern, wenn man bedenkt, daß ihr Gemahl sich völlig von ihr abgewandt hatte und sich sogar feindselig gegen sie bewies, nebenbei aber ihre Einkünfte verschwendete, so daß sie geradezu Noth litt. „Monsieur hatt nichts In der welt im Kopff alß seine junge Kerls, umb da ganze nächte mitt zu freßen, zu sauffen, undt gibt ihnen unerhörte Summe gelts, nichts loß Ihm noch ist zu thewer vor die burschẽ, unterdeßen haben seine Kinder undt Ich kaum waß Nöthig ist, wen ich hembter undt leinbucher in Nöhten habe. Muß jahr undt tag drum gebettelt werden undt In derselben Zeitt giebt er 10 tausendt Thaller ahn la carte umb sein weißzeüg In Flandern zu kauffen, und weillen Er weiß, daß ich woll nicht ignoriren kan, wo alles gelt hinkompt, Mißtraut er mir deßwegen undt förcht, alß ich mögte die sach dem König erzehlen, welcher die buben wegjagen mögte . . . . Meine Eygene Kinder hetzt er teglich gegen mir auf.« Sie tröstet sich dann mit ihrem guten Gewissen: »E. L. sehen, daß es hir nicht zum besten zugeht, Ich quälle mich aber nicht undt Nehme die Zeit wie sie kompt, Ich halte mich so Ehrlich undt woll, alß ich kan, Erfahre ich Etwas so schweyg ich still undt laß mich nichts merken undt lebe gar Einsahm, den wie schon gesagt, nirgendts ist nichts abngenehmes vor mich.« Hauptsächlich aber war es ihr heiterer Sinn, ihre — wir können nicht anders sagen als — tapfere Lebensfrische, die ihr das Ungemach ihrer Stellung tragen half. Sie rit dann eben auf die Jagd, wenn es ihr unter den Menschen unheimlich wurde, oder ging in das Theater oder tröstete sich mit einem Briefe an ihre Tante. »Nur den nahmen von der grandeur zu haben, ohne gelt undt keine societet haben zu können, das kompt mir bluedts abgeschmackt vor, wen ich die warheit bekennen solle, undt halte gar nichts davon undt estimire mehr Einen standt, worinnen Man sich mit gutten Freünden kan lustig machen ohne ambarras de grandeur undt mitt dem seynigen

Digitized by Google

thun waß man wil.“ Und gleich darauf im nächsten Briefe wiederholt sie: „Es ist gewiß, daß nichts Eher krank macht alß trawerigkeit.“

Aber freilich, nicht immer und nicht für alle Fälle hält dieser angeborene, fast unverwüstliche Frohsinn vor. Daß mit dem höheren Alter, mit dem Abnehmen der Gesichtsschärfe, wodurch sie auch die Zerstreuung durch die Lektüre einbüßte, mit dem schweren Unglück, das die königliche Familie gegen Ende des Erbfolgekrieges durch den Tod des Dauphin und der Herzöge von Burgund und Berri erfuhr, — daß damit eine ernstere Stimmung über sie kam, wen sollte das wundern? Das Schlimmste von Allem war, daß ein vielverbreiteles Gerücht, wodurch ihr Sohn Orleans beschuldigt wurde den Dauphin vergiftet zu haben, auch zu ihren Ohren kam; sie ward dadurch in die größte Aufregung versetzt und suchte überall, auch in ihren Briefen, die Unmöglichkeit der Thatsache, die Schändlichkeit der Anschuldigung nachzuweisen. Der Leser nimmt unwillkürlich den herzlichsten Antheil an der Besorgniß und dem Kummer des geängsteten Mutterherzens.

Noch tiefer indessen schlägt ein anderer Wehruf bei uns an, wir fühlen ihn mit, weil er uns angeht; das ist die Klage über die Verwüstung der Pfalz, die Klage, daß der Krieg gegen ihr armes Vaterland auf ihren Namen geführt werde. „Solte man mir aber daß leben darüber nehmen wollen, so kann ich doch nicht laßen zu bedaweren undt zu beweinen, daß ich so zu sagen meines vatterlandts untergang bin, undt über daß alle des Churfürstens meines Vatter Seeligen sorge undt Mühe auff Einmahl so über Einen hauffen geworfen zu sehen, ahn dem armen manheim, ja ich habe solchen abschew vor alles so man abgesprengt halt, daß alle nacht, so baldt ich Ein wenig Einschlaffen, deucht mir, Ich seÿ zu heydelberg oder zu manheim undt sehe alle die verwüstung, undt den fahr ich im Schlaff auff undt kann In 2 gantzer stunden nicht wider Einschlaffen, den kompt mir In Sin, wie alles zu meiner Zeit war, In welchem standt es Nun ist, ja in welchem standt ich selber bin, . . . undt noch dazu nimbt man übel, daß ich betrübt drüber bin, aber ich kand warlich nicht laßen undt wen Jemandes hir mir den Dinst thun wolte, den man der Königin Jn Spanien geleist, sie so In 24 stunden In die andere welt zu Schicken, würde ich Es ihnen ja gar keinen undank wißen. . . . Hette ich hir Etwas so mich sonsten Erfreüen könnte, so würde vielleicht unangesehen alles Ellendes so man Erlebt, doch noch woll Etlichmal lustig sein können, aber Eben dieselbigen Leütte, so ahn meines armen Vatterlandes unglück schuldig sein, verfolgen mich persönlich hir, undt mitt dießen Leütten alle Muß man sein leben biß ahns Endt zubringen.“ — Wie beschämend für Kaiser und Reich, daß sie litten, was einer Schwägerin Ludwigs Thränen auspreßte, weil es empörend ungerecht war!

Es ist ein trauriger Vorzug der Fürstinnen, daß sie nur Fürsten ihre Hand reichen. Wie trefflich würde die kräftige, einsichtige Frau gewaltet haben, wenn sie nur einem Hauswesen vorgestanden hätte! Wie verständig und ehrbar — denn diese ächt deutsche Seite ist ein Grundzug ihres Wesens — würde sie ihre Kinder erzogen haben, die als Fürstenkinder den Weg der Verderbniß gingen. Gab sie doch ihrem Sohne, als er darein willigte eine Tochter der Montespan zu heirathen, vor ihrem versammelten Hofstaat eine derbe Ohrfeige. Für uns Deutsche liegt eine gewiße Genugthuung darin, daß eine der wenigen Personen, die mitten in dem Schmutz und der Sünde des so viel nachgeahmten Ludwig'schen Hofes rein und ohne Fehl blieb, eine Deutsche war; für die Franzosen aber ist es eine böse Signatur, daß sie die einfache, natürliche Sittlichkeit in der Umgebung ihrer Fürsten weniger respectiren als den Glanz und daß sie sich noch zuletzt von der Hofhaltung, die jene Tugenden in Ehren hielt, von der des Bürgerkönigs, unwillig abwandten, — nur weil sie langweilig war.

* Zur Erinnerung an August Hermann Francke.

Von O. Becker.

Die Zeiten sind vorüber, wo Reisende in Halle einen längeren Aufenthalt zu nehmen pflegten, um sich das Waisenhaus, die Stiftungen August Hermann Francke's, anzusehen. Und doch steht der weite Bereich von Gebäuden noch ebenso stattlich da wie ehedem, noch heute werden jeden Tag dort ebenso viele Tausende von Kindern unterrichtet wie vor Jahren, ja der Gründer der Anstalten verdient vielleicht um seines unerschütterlichen Gottvertrauens und seiner aufopfernden Hingebung willen in unseren Tagen noch mehr Beachtung als sonst. Wer sollte sich nicht erhoben fühlen, wenn er sieht, wie sich jetzt ganze Völker zu gemeinsamem Handeln zusammenthun? Wir bewundern dies mit Recht; am meisten freilich und am liebsten, wenn wir selbst Theile und Glieder eines solchen gemeinsamen Ganzen sind. Allein sollten wir darum kein Auge, kein Herz mehr haben für einen einzelnen Mann, der freilich von Handel und Industrie nichts verstand, dem aber in seiner Einfalt die Pflege des menschlichen Herzens wichtiger erschien als der Ausbau der äußeren Verhältnisse, unter denen die Menschen leben, der die verlorenen und verwaisten Kinder zu sich rief und Hunderten von ihnen ein Vater ward: so wäre es schlimm um uns und unsere Zukunft bestellt. Der Kultus der Menge und der Massen scheint unsere Zeit zu erfüllen. Würden wir darum die Verehrung und Pietät gegen die Großthaten einbüßen, die einst ein Einzelner zu Stande gebracht, so möchten wir ungeachtet alles Nationalreichthums ärmer werden als unsere Väter; denn wir lernen von den Menschen insgesammt nichts; was wir lernen, verdanken wir Einzelnen. Und andere schwere Nachtheile ungerechnet, würden wir nicht in eine bedenkliche Ueberschätzung dessen verfallen, was die Massen leisten, da diese Leistungen mit den Werken jener Einzelnen gemessen zu unscheinbarer Kleinheit zusammensinken und tausendfach größer sein könnten, als sie in der That sind?

Am 22. März 1863 wird der zweihundertjährige Geburtstag Francke's zu begehen sein. Möchte denn sein Werk wie sein Andenken einer neuen Generation zu rechtem Segen gereichen! Wohl sind die Stiftungen die Geburt einer bestimmten Zeitrichtung; aber was so wie sie den Stempel des wahrhaft Christlichen trägt, was so im besten Sinne des Wortes — wir gebrauchen ein Tagesschlagwort, das freilich die Sache nicht völlig deckt — civilisatorisch ist, das verliert seinen Werth und seine Bedeutung auch für die spätesten Epigonen nicht, wenn sie es eben nur kennen und benutzen wollen. Denn darin liegt das Großartige und Schöpferische des ganzen Werkes, daß es ungeachtet der ausgesprochenen Parteistellung Francke's auf so allgemeinen und bleibenden Grundlagen erbauet ist, daß es jeder berechtigten Strömung einer anderen Zeit Zugang verstatten konnte. Was nur der in die That übersetzte Ausdruck von subjectiven Anschauungen und Stimmungen ist, das hat nur ephemeren Werth, und wäre es noch so gut gemeint und ausgeführt. Das Waisenhaus aber konnte von dem Kanzler Niemeyer zu einer neuen und schönen Blüthe wieder erhoben werden, und doch stand dieser auf dem fast entgegengesetzten Standpunkt als sein Ahn Francke; — nur freilich, daß er die Liebe für die Jugend und den lebendigen Gotteseifer für sie zu wirken mit Francke gemein hatte, wie er denn aller-

Digitized by Google

dings auch bei Pietisten und Rationalisten derselbe sein kann und soll.

Wenn die heutige Orthodoxie Institute wie die Francke'schen als speciell ihr und ihrem Geiste angehörig ansieht, so irrt sie. Abgesehen davon, daß das wahrhaft Große das Eigenthum Aller ist, daß jede edle Regung in ihm ihr Spiegelbild oder Vorbild wiederfindet, scheint die Orthodoxie von heute wenig befähigt zu gleichen Schöpfungen, und was sie wirklich Aehnliches zu Stande gebracht hat, das verliert seinen specifischen Charakter, je mehr es an Ausdehnung gewinnt; wir denken z. B. an die christlichen Gymnasien. Ihre Stellung zu der Welt ringsum ist eine negative, sie wendet sich unwillig von den beengenden Elementen der Zeit ab und kann in diesem Pessimismus, der ihre Blicke rückwärts in die Vergangenheit wendet, in die Verhältnisse der Mitlebenden nur sparsam eingreifen. Wir leugnen nicht, daß sie dem abgestandenen Rationalismus gegenüber in der Betonung des objectiven Dogma berechtigt sein mag; aber was sie, indem sie diesen negirt, dafür einsetzt, das ist doch eben weiter nichts als der alte, überlieferte Glaube, der selbst unter der Herrschaft des Rationalismus nicht völlig verloren gegangen war. Allerdings ist derselbe die Principalbedingung alles religiösen Lebens; allein er ist so sehr die allgemeine, unerläßliche Grundlage aller Existenz, daß für den Beginn einer neuen geistigen Epoche noch irgend ein neues Princip hinzutreten muß; überall, wo eine solche angehoben hat, ist der Glaube noch mit einem anderen Momente eng verwachsen und im Bunde aufgetreten und hat dann allerdings mit fortreißender Frische Alles vorwärts getrieben und neu verjüngt. Die heutige Orthodoxie dagegen lenkt überall in Bahnen ein, die schon einmal verlassen sind, sie ist unproductiv und scheint uns deßhalb sehr wenig Anspruch darauf zu haben, daß sie die Zukunft bilde und beherrsche. Wenigstens in der Weise nicht, wie sie sich bisher dargestellt hat. Und wie paradox es erscheinen mag, es ist nichts desto weniger wahr, daß ihr die Verbindung mit der politischen Reaction schädlich geworden ist; nicht eine einzige Seite des politischen Lebens, sondern alle mußte sie befähigt sein zu durchdringen; indem sie sich mit der verband, die zeitweilig die Gewalt hatte, erschien sie hierarchisch und anspruchsvoll, was sie am wenigsten sein durfte, so lange sie erst das Terrain noch zu gewinnen hatte. Möchten sich die Herren, die ihr dienen, das gesagt sein lassen, was D. A. Huber in seiner „Concordia" über das Verdammen der Gegenwart und das Loben der sogenannten guten alten Zeit hervorhebt; er ist unbefangen genug an der Gestaltung der Gegenwart lebendigen und wirksamen Antheil zu nehmen, weil er weiß, daß die Zukunft sich denen verschließt, die für den heutigen Tag nicht arbeiten wollen.

Das Buch *), dessen Lektüre uns Veranlassung zu diesen Betrachtungen gab, ist eine äußerst dankenswerthe Gabe. Es enthält, abgesehen von dem was es an persönlichen Nachrichten Interessantes bietet, zugleich für die Kulturgeschichte im Allgemeinen werthvolle Beiträge. Zunächst finden wir Nachricht über das Geschlecht und die Vorfahren Francke's; außerdem den Anfang und Fortgang der Bekehrung desselben, ferner eine Zusammenstellung der wichtigsten Begebenheiten aus seinem Leben, einen Abriß von seiner Wirksamkeit in Erfurt, das Bruchstück eines Tagebuchs, und endlich eine große Anzahl von Briefen zwischen Spener und Francke. Diese letzteren machen den Hauptwerth des Buches aus; sie sind zum Theil schon von Tholuck, der sich bekanntlich viel mit dieser Periode der Kirchengeschichte beschäftigt hat, benutzt worden, und es ist nur zu bedauern, daß von denen Francke's manche verloren gegangen sind. Nicht nur, daß aus ihnen wieder hervorgeht, wie Spener für sämmtliche Pietisten den eigentlichen Mittelpunkt bildet: auch für die Charakterverschiedenheit beider Männer finden sich bedeutende Aufschlüsse. Spener ist zwar älter als Francke, aber er ist auch in seinem ganzen Wesen ruhiger, überlegter und milder; und was der Herausgeber in der Vorrede bestreitet, daß Francke, wie Tholuck behauptet hatte, eine befehlerische, nicht gerade anspruchslose Natur gewesen sei, das wird durch diese Briefe nur bestätigt. Er sagt selber bei Gelegenheit eines Aufsatzes: „ich meyne ja wohl nicht, daß etwas zu hart darinnen sey; solte aber hierinnen ich nicht recht urtheilen, könnte ja mein theuerster Vater ausstreichen und ändern nach gefallen." Aber auch sonst findet sich an vielen Stellen der Rath des Aelteren säuberlich und gemach zu verfahren, während der Jüngere überall kräftig durchgreifen will und Hindernisse oder Feindseligkeiten nirgend fürchtet. Charakteristisch sind zwei Briefe, die sich S. 346 fgg. finden. Francke fühlt sich durch die immer wiederkehrenden Vorhaltungen Spener's beengt und gehemmt; er sagt: „Mir aber, ich weiß was ich schreibe, wird die Thür des Worts immer weiter auffgethan werden, und wird der Herr noch größere Barmherzigkeit an mir thun als er gethan hat. Mein theuerster Vater halte mir ein Wort zu gute, wiewohl ich ihn ehre als ein Kind seinen Vater, und dahero schuldig bin in Niedrigkeit und Demuth zu reden. Wenn er solche ängstliche und sorgliche Briefe schreibet, wie fast alle Zeit geschiehet, wenn sich nur etwa vor Menschen Augen eine geringe Gefahr zeiget, wundre ich mich nicht, daß solche, die ohne dein noch mehreren Regiment der Vernunft unterworffen seyn, dadurch sehr verhindert werden, daß sie nicht das Werk des Herrn mit freudigem Glauben treiben." Darauf antwortet Spener: „Mit dem glauben stehet allerdings, die gefahren, so man vorher sehen kan, so lang zu vermeiden, als keines gedachter Dinge geschehen muß; auch das gute also einzurichten, wie es am wenigsten gefahr bringt: hingegen was über dieses Gott alsdann und zuschicket, wo wir unser seit alles gethan haben, was Christlich geschehen können, mit freudigen hertzen anzugehn und auszustehn." Mit dem Eingeständniß, daß beim Wesen Francke's dieser Fehler angehaftet habe, wird übrigens seiner Trefflichkeit keineswegs Eintrag gethan; ist er doch nur die Kehrseite seiner Tugend, jener rastlosen, aufopfernden und selbstlosen Thätigkeit, jenes ungestümen Drangs, überall helfend und fördernd einzugreifen.

Das Interesse, das Francke an ekstatischen Erscheinungen hat, könnte uns auffallend erscheinen. Es hängt dies jedoch zusammen mit der etwas groben, beinahe sinnlichen Vorstellung, die er von dem Beistande Gottes hat, der ihm fast wie ein räumlich gegenwärtiger Helfer erscheint. Er steht so innerhalb seiner Sache, ist sich ihres Sieges so sicher bewußt, daß er nicht daran zweifelt, Gott werde ihm auch durch ein Wunder helfen. Während er so die Bezeugungen der unmittelbaren Gottesgegenwart an jeder ekstatischen Person wahrzunehmen glaubt und die einzelnen Vorfälle, die ihm berichtet werden, mit Interesse genau verfolgt, ist Spener auch hierin kühler und vorsichtiger; er schreibt: „sehe es als eine schickung an, das mir gelegenheit gegeben wird, an einem Exempel zu zeigen, das die offenbahr falsche revelationes gantz verwerfe, wie bey dieses Mannes phantasten thue." Was bei Francke's Schüler Zinzendorf in systematischer Ausbildung hervortritt, das zeigt sich somit auch bei ihm schon, wenn auch nur als eine subjective Neigung.

Man wird aus dem Gesagten von selbst abnehmen können, daß zumal Spener nicht versäumt, auch den Beistand der weltlichen Macht für seine Sache und Partei herbeizuziehen. Mit großer Behutsamkeit weiß er seinen Einfluß auf die kurfürstlichen

*) Beiträge zur Geschichte August Hermann Francke's, enthaltend den Briefwechsel Francke's und Spener's, herausgegeben von G. Kramer. Halle 1861.

Digitized by Google

Räthe, Danckelman, Meinders, Fuchs festzuhalten und zu benutzen; er sieht es sehr ungern, wenn durch die Hallenser irgendwelcher Anstoß bei diesen höchsten Behörden gegeben wird. Er ist vorsichtig bis auf kleine Aeußerlichkeiten, wie er z. B. Francke eindringlichst, daß er die richtigen Titel in den Anreden gebrauchen müsse, er wartet bis zu günstigen Momenten um eine Bitte vorzutragen, er wählt unter seinen Anhängern nach den Fähigkeiten und dem Charakter der einzelnen Personen. Als es sich darum handelt, eine Stelle in Berlin zu besetzen, wird die Sache in vielen Briefen reiflich erwogen, und selbst Francke schlägt den Werth einer zweckmäßigen Wahl nicht gering an; er empfiehlt einen gewissen Lucht mit folgenden Worten: „Er hat auch gar feine und in die Augen leuchtende, auch in die Ohren schallende externa, und ein sonderlich donum einer liebreichen und douceen conversation."

Bei der Lektüre des ersten Abschnittes hat uns eine Bemerkung begleitet, die wir dem Leser dieser Zeilen nicht vorenthalten wollten. Wundersam, wie so oft auch in Kleinigkeiten und Zufälligkeiten sich die Geschicke bedeutender Menschen gleichen! Die Geschichte der Vorfahren Francke's hat eine treffende Aehnlichkeit mit der der Ahnen Goethe's. Beide Geschlechter stammen aus Thüringen, beide werden vom Lande auf den Boden einer alten freien Reichsstadt verpflanzt, das eine nach Lübeck, das andere nach Frankfurt; beide endlich kommen durch die Verbindung mit hochstehenden Rathsgeschlechtern zu Ansehen und Ehren, so jedoch, daß die eigene Tüchtigkeit der Bauern- oder Handwerkersöhne selbst ihnen den Weg dazu eröffnet.

Wir sind Herrn Kramer aufrichtig dankbar für die Herausgabe dieser Beiträge. Möchte bald eine gelungene Biographie Francke's, die anders gehalten sein muß als die bisherigen, anders auch als die Lebensgeschichte Canstein's, welche neuerlich erschienen ist, nachfolgen. Menschen wie Francke können dem jetzigen Geschlechte nicht oft genug nahe gerückt werden.

* Reineke Voß in neuer Bearbeitung.

Von P. J. Willagen.

Wie das Alles heut' zu Tage vorwärts drängt und treibt! Wohl ist es bezeichnend, wenn man unsere Zeit ein Zeitalter des Dampfes nennt, denn wie mit der Schnelligkeit des Dampfes, fast in fieberhafter Hast, soll Alles und Jedes gefördert werden. Eine Erfindung überholt die andere, und unsere Zeit gefällt sich in manchen Absonderlichkeiten. Für ruhiges, sinniges Schaffen, sollte man zu meinen versucht werden, fände sich bei der Unruhe, welche sich der Gemüther im Allgemeinen bemächtigt hat, bei der Gährung, in welcher die politische wie die sociale Welt von einem bis zum andern Ende sich befindet, keine Gelegenheit; allein es giebt denn doch noch überall Naturen, deren Dichten und Trachten bei ruhigem Blick darauf gerichtet ist, nicht nur Neues, noch nicht da Gewesenes an's Tageslicht zu fördern, sondern auch vom Alten das Gute zu erhalten oder daßelbe mehr als bisher größeren Kreisen zugänglich zu machen. Es sind das Bemühungen, die ja nicht zu gering angeschlagen werden dürfen. Wie man werthvolle Alterthümer zu sammeln sucht, um zu verhüten, daß sie sich verlieren, und bestrebt ist, herrliche Bauwerke früherer Perioden vor gänzlichem Ruin zu bewahren, so ist man auch von vielen Seiten darüber aus, werthvolle Gegenstände der Kunst und Literatur aus der Vorzeit und Gegenwart zum Gemeingut des Publikums zu machen, soweit dieß möglich ist. Was die Kunst betrifft, so erweis't sich in dieser Hinsicht die Photographie für Architectur, Plastik und Malerei von Tage zu Tage mehr als nahezu unschätzbar und verspricht für sie das zu werden, was der Buchdruckerkunst für die Literatur geworden ist. Auch in dieser sucht man alte Schätze, die seither fast verschollen oder mindestens doch nur Wenigen zugänglich waren, wieder hervorzuziehen und unter's Volk zu bringen, wie zum Beispiel die von Heinrich Kurz jetzt neubegonnene „Deutsche Bibliothek", in welcher die hervorragendsten Schriften der älteren deutschen National-Literatur gesammelt werden. Wie viele Perlen der Dichtkunst waren da selbst Gebildeten nur ausßüglich oder gar nur dem Namen nach bekannt! Hier soll nun insbesondere auf ein Werk aufmerksam gemacht werden, welches so recht für die allgemeinste Verbreitung im eigentlichen Volk bestimmt ist, selbst für den Theil, der sonst nur wenig Bücher kauft, auf ein Werk, das, aus dem Volke hervorgegangen, einst auch Eigenthum desselben war. In diesen Tagen erschien „Reineke Voß. Plattdeutsch nach der Lübecker Ausgabe von 1498 bearbeitet von Karl Tannen. Mit einer Vorrede von Dr. Klaus Groth. Bremen. Verlag von Heinrich Strack. 1861."

In der Vorrede giebt der geschäpte Dichter des Quickborn eine kurze Andeutung über die Entstehung und den Werth des berühmten Thier-Epos und führt Einiges an von den Uebersetzungen in fremde Sprachen, die vor Jahrhunderten bereits veranstaltet wurden. Darauf wird erwähnt, wie Goethe in seiner meisterhaften Bearbeitung der Volksdichtung eben ein neues Werk gab, das — wie Alles, was er schuf — nur in den Besitz und zum Verständniß der Gebildeten kam, und nachdem dann gesagt ist, wie auch Soltaus hochdeutsche Uebertragung nicht den Beifall im lesenden Publikum fand, welchen die Dichtung verdiente, fährt Groth fort: „Scheint der Versuch nicht begründet, das Original selbst wieder unter das Publikum zu bringen? es etwa soweit zu verändern, wie ein Kenner desselben, der eine plattdeutsche Mundart geläufig spricht, es aus dem alten Drucke vorlesen könnte? Dieser Versuch ist hier gemacht, mit mehr Sorgfalt, vielleicht mit zu großer Aengstlichkeit dem ältesten Drucke von 1498 genau zu folgen. Denn von diesem Drucke ist nachgewiesen, daß er eine Umarbeitung eines älteren niederländischen Reinaert ist, aus dem manche Worte und Wendungen der holländischen Sprache herübergenommen sind, die das reine Plattdeutsch trüben. Einige Dreistigkeit dürften wir also auch wohl an Herrn Tannen entschuldigt haben, manche Schwierigkeiten hätte er damit umgangen, manche Mühe sich erspart, einige Breiten des Originals zum Nutzen der Dichtung kürzen mögen. Allein wer will mit der Gewissenhaftigkeit rechten? Auch darin hat er dem Original nachgestrebt, daß er das Alterthümliche der Sprache möglichst geschont hat."

Klaus Groth's und seiner Mitstrebenden Bemühungen um die plattdeutsche Sprache sind vielfach verdächtigt worden, und wie ein Artikel des Sonntagsblatts „Dänische Taktik" (in Nr. 32) es nachwies, suchen die Dänen in den plattdeutschen Schriftstellern Verbündete für ihren Kampf gegen das deutsche Element in Schleswig-Holstein. Es versteht sich von selbst, daß diese Letzteren an solchen Verrath nicht denken, und eine Gefahr von dieser Seite ist nicht zu fürchten. Eine Art von Vertheidigung scheint aber Groth haben geben zu wollen, wenn er am Ende seiner Vorrede sagt: „Wir halten die hochdeutsche Sprache nicht auf, die Haupt- und Heldensprache wie sie von Leibniz ist genannt worden, nein, wir hoffen ihr Saft und Kraft zuzuführen, indem wir Stamm und Wurzeln retten, die zu verdorren drohten, da sie doch sich werth gezeigt eigene Blüthen und Früchte zu tragen."

Was nun die Uebersetzung selbst betrifft, die Herr Tannen uns nach der alten Lübecker Ausgabe von 1498 geliefert hat, so

Digitized by Google

zeugt dieselbe ebenso sehr von treuem Fleiße und umsichtiger Sorge für Erhaltung werthvollen Volkseigenthums, wie die von ihm pseudonym herausgegebene Schrift „Niederdeutsche Sprichwörter und Redensarten, gesammelt von Karl Eichwald (Leipzig, bei H. Hübner. 1860)“, welche im Sonntagsblatt 1859, Nr. 43 besprochen ward. Wir müssen dem Urtheile Klaus Groth's beipflichten, wenn er die im „Reineke Voß“ gelieferte Arbeit eine gewissenhafte nennt. Einige specifisch ostfriesische Bezeichnungen hätten füglich mit allgemeiner bekannten vertauscht werden können, allein das ist nicht wesentlich, da ein Glossar in solchen Fällen dem der Bedeutung des Wortes Unkundigen zu Hülfe kommt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese plattdeutsche Bearbeitung den allgemeinsten Anklang finden wird. Keine Lektüre eignete sich mehr für's Volk, dem sie umsomehr zugänglich gemacht ist, als der Verleger trotz schöner Ausstattung den Preis unglaublich billig stellte. Wie unendlich gehaltvoller ist diese köstliche Frucht des germanischen dichtenden Volksgeistes, als die Kost, welche demselben gewöhnlich heut' zu Tage geboten wird. Namentlich wären gar viele der plattdeutschen Dichtungen, mit denen der Büchermarkt in den letzten Jahren geradezu überfüllt wurde, besser ungeschrieben und ungedruckt geblieben, denn vor allen gilt es von diesen plattdeutschen Dichtern, daß die allermeisten von ihnen ebensowenig berufen wie auserwählt sind.

* Englische Dichtungen in deutscher Uebertragung.

Nach Tennyson von W. Herzberg.

I.

Der Mutter Trost.

Todt trug heim man den Gemahl,
Lautlos saß sie, starr im Schmerz —
Flüsterten die Mägd' im Saal:
„Weint sie nicht, so bricht ihr Herz!“

Priesen ihn: „Er war so gut,
War so liebenswerth und groß,
Treu als Freund, als Feind voll Muth“ —
Lautlos saß sie, regungslos.

Heimlich und mit leisem Tritt
Eine Magd zum Krieger schritt,
Nahm sein Schweißtuch vom Gesicht,
Starr saß sie und weinte nicht.

Amme kam, die greise Frau,
Setzt' auf's Knie sein Kindlein ihr;
— Da strömt's, wie Sommerregen-Thau:
„Süßes Kind, ich bleib' bei dir.“

II.

Wir gingen Abends durch das Feld
Und pflückten reife Aehren,
Da stritten wir, mein Weib und ich
Und küßten uns unter Zähren —

Und segneten den kleinen Streit,
Der muß die Liebe mehren
Bei Freunden stets, die sich entzweit
Und küssen sich unter Zähren.

An unsers lieben Kindes Gruft,
Sollt' es sich heut bewähren;
Denn als wir kamen zur kleinen Gruft
Da küßten wir uns mit Zähren.

III.

Echo.

Die Schloßwand strahlt von Glanz gemahlt,
Die Gletscher hüllt ein Rosenschleier;
Es streift die Gluth
Der Seeen Flut,
Der wilde Katarakt sprüht Feuer;
Blas Hifthorn, blas dem Echo wilde Weise,
Blas, blas! antworte Echo leise, leise, leise!

Horch wie es klingt, — sich weiter schwingt,
Stets feiner, reiner, fern verhallend;
Mit süßem Schmelz
Von Klipp' und Fels
Der Eisen Hörner leise schallend.
Aus Purpurlüften tönt zurück die Weise;
Blas, blas! antworte Echo leise, leise, leise.

Im Wolkendom — an Berg und Strom
Im Felde tönt es matt verklingend. —
Der Liebe Schall
Im Widerhall
Er wächst von Herz zu Herz sich schwingend.
Blas, Hifthorn, blas dem Echo wilde Weise,
Die Antwort gieb, o Echo, leise, leise, leise.

IV.

Wiegenlied.

Süß und lind, süß und lind,
Wind von dem Westen-Meer,
Wehe lind, süßer Wind,
Wind von dem Westen-Meer!
Ueber die rollenden Wogen geschwind
Komm von dem sinkenden Mond, o Wind,
Weh' ihn mir wieder her,
Weil mein süßes Kind, weil mein holdes Kind schläft.

Schlafe fest, schlafe fest
Vater kommt bald zurück;
Schlaf an der Brust mir fest,
Vater kommt bald zurück;
Vater wird kommen zum Bübsein im Nest!
Silbern segelt es her aus dem West;
Unter des Mondes Blick
Schlaf mein süßes Kind, schlaf mein holdes Kind, schlaf.

V.

Nicht weiß ich eitle Thränen, was ihr meint,
Die aus der Tiefe gottgesandten Weh's
Ins Herz ihr steigt und in die Augen dringt,
Seh' ich das segensvolle Herbstgefild,
Und denk' ich an die Tage, die entflohn.

Hell wie der erste Strahl am Segel glänzt,
Das Freunde herträgt aus der neuen Welt,
Trüb wie der letzte, welcher jenes malt,
Das jetzt entfleucht mit Allem, was uns lieb,
So hell, so trüb sind Tage, die entflohn.

O, trüb und seltsam, wie im Dämmrungs-Schein
Des halberwachten Vöglein's Sang ertönt
Ins Ohr des Sterbenden, des trübem Blick
Des Fensters Schimmer langsam sich erhellt,
So seltsam trüb sind Tage, die entflohn.

Wie der Verstorb'nen Kuß in der Erinn'rung —
So süß, wie hoffnungsvoll die Phantasie
Ihn träumt auf Lippen, die für Andre sind,
Tief wie die erste Liebe, wild im Schmerz —
O Tod im Leben! Tage, die entflohn!

Digitized by Google

Nach Thomas Moore.

Rein, laß mein Herz in Ruh' — ist Ruhe dies,
Wenn Hoffnung, Lenz und Liebe von uns ließ.
Kannst du, nach Sommerst Flucht, das Blatt im Staub,
Der rauhen Winde und des Herbstes Raub,
Verjüngen neu zu frischem, duft'gem Laub?
Rein, laß mein Herz in Ruh' — ist Ruhe dies,
Wenn Hoffnung, Lenz und Liebe von uns ließ.

O wärst du früh am Morgen mir beschert,
Dein Lächeln hätte mir die Welt verklärt!
Nun aber kommst du wie der Sonnenschein,
Zu spähten Trost dem Schiffer zu verleih'n,
Der schon gestrandet sieht die Barke sein.
Rein, laß mein Herz in Ruh' — ist Ruhe dies,
Wenn Hoffnung, Lenz und Liebe uns verließ.

E. Pertz.

* Die Geschichte der Entdeckung Amerika's

von J. G. Kohl.

In dem neu erschienenen Werke unseres, auf dem Gebiete der Ethnographie allgemein als Autorität anerkannten, Landsmanns Herrn Kohl über die Geschichte der Entdeckung Amerika's sagt der Verfasser Seite 321 gelegentlich: „Es ist in der Geschichte der Entdeckungen ein besonders interessantes Studium zu erkennen, wie die Ereignisse sich gerade so entwickelten, wie sie sich der Lage der Dinge und der Beschaffenheit der Länder und Meere nach entwickeln mußten. Dieses Studium läßt uns viele Begebenheiten, die uns auf den ersten Blick als zufällig erscheinen, sowohl dem Orte als der Zeit nach als providentiell verbunden erkennen." In den mitgetheilten Worten ist eigentlich der Grundriß im Kleinen wiedergegeben, welchem gemäß der Autor sein Buch aufbaut. An der Auffindung der neuen Welt arbeitet die gesammte Menschheit in dem allmähligen Fortgange ihrer organischen Entwicklung, und davon trägt denn auch die nach und nach erfolgende Auffindung selbst ihren unverkennbaren Stempel. Sind nun freilich die Thatsachen der Entdeckung dem gebildeten Leser längst im Einzelnen bekannt gewesen, namentlich nachdem Freund Peschel seine treffliche Arbeit: „Das Zeitalter der Entdeckungen" veröffentlicht hat; so ist doch die Art, wie Kohl dem organischen Processe, der in ihnen vorwaltet, seinerseits gerecht wird, in hohem Grade anziehend und belehrend. Die große That Europa's wächst vor den Augen des Lesers aus der ganzen Geschichte unseres Erdtheils heraus; sie bildet einen Theil des europäischen Kulturlebens und wirkt als solcher wieder bedingend und bestimmend auf die alte Welt zurück. Darum ergiebt sich denn auch die Reihenordnung, in welcher die Hauptkulturvölker der atlantischen Hälfte Europa's Besitz von dem neu entdeckten Bereich an der anderen Seite des Wassers ergriffen, gewissermaßen von selber. Sie zogen nämlich insgesammt von ihrer Heimath aus neben einander laufende Linien über den Ocean hin, so daß sie sich an dem linken Ufer desselben in der gleichen Stufenfolge von Süden nach Norden niederließen, in welcher sie diesseits wohnen. Dergestalt sah Portugal sich naturgemäß auf den Süden von Südamerika, Spanien auf dessen Norden, auf Centralamerika und Mexiko, Frankreich sich auf das Mississippithal angewiesen; und die Holländer, Schweden und Engländer beschedelten, außer vielen zerstreuten Inseln, noch weiter nordwärts das Gestade östlich von den Alleghany-Bergen. Bloß die Besetzung Kanada's durch Frankreich stört die oben hervorgehobene, der europäischen Völkergliederung entsprechende Vertheilung Amerika's so lange, bis endlich England diese ihm gegenüber liegende Gelände gleichfalls an sich nimmt, wie früher Portugal den Niederländern Brasilien wieder entrissen hatte. Kohl versteht die naturgemäße Ethnographie aus dem Grunde, deßwegen rollt sich der Stoff in seiner Hand auch so natürlich auseinander.

Gleichzeitig mit dem eben genannten Buche haben wir die „Reiseerinnerungen" von Clemens Pajeken gelesen. Denselben kommt zwar kein eigentlich wissenschaftlicher Werth zu. Aber die Anschaulichkeit, mit der sie Gegenden und Ereignisse dem Leser vorführen, ist sehr anerkennenswerth. Die Schilderung des wüsten Lebens in San Francisco giebt uns fürwahr ein trauliches Behagen an der ganz anders gearteten deutschen Heimath. Was für ein Unterschied zwischen solchem Menschendasein und demjenigen, das Goethe räth:

„Nur wo du hold in's heide Klare schaust,
Dir angehört und dir allein vertraut,
Dorthin, wo Schönes, Gutes nur gefällt,
Zur Einsamkeit, da schaffe deine Welt!"

Es bleibt eben wahr: Ein einziger Fußbreit deutschen Bodens trägt mehr ächtes Menschenglück, als viele Quadratmeilen in der amerikanischen Erdhälfte!

W. K.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Aus meinem Leben. Von J. G. W. Tischbein. Herausgegeben von C. G. W. Schiller. — Sophokleisches. Von K. F. W. Hasselbach. — Geschichte der Hamburg. Von C. Schiller. — Hermann. Ein Schauspiel in 3 Aufzügen. Von G. Flammberg. — Der Burggraf von Nürnberg. Vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen. Von Hugo Bauer. — Nebel und Sonnenschein. Roman aus der Gegenwart. 3 Bde. Von W. Grothe. — Lust und Leid. Geschichten aus unseren Tagen. Von B. Körner. — Der erste Raub an Deutschland. Historischer Roman in 4 Bänden. Von Bernd von Guseck. — Das deutsche Lied in seiner historischen Entwicklung. Von A. Reißmann.

* Der vierte Band der deutschen Verfassungsgeschichte von Waitz in Göttingen ist in den Buchhandel gekommen.

** **Die Klassiker des Alterthums** in deutscher Uebertragung. Stuttgart, Metzler. — Freunde der Literatur machen wir auf die Uebersetzung einiger Stücke des Plautus durch Professor W. A. B. Hertzberg aufmerksam, die in der Sammlung der Klassiker des Alterthums soeben erschienen ist. Sie umfaßt den Trinummus, den Braxmarkas, die Kriegsgefangenen und das Schiffstau. Der Uebersetzer hat sich von richtigem Takte leiten lassen, indem er das Versmaß der Urschrift beibehalten hat, und dankend müssen wir es anerkennen, daß er die große damit verbundene Mühe sich nicht erspart und kein anderes leichter zu bearbeitendes Versmaß an dessen Stelle gesetzt hat. Sicherlich ist bei derlei Geistesprodukten die Form keine Nebensache, und es verräth unserer bescheidenen Meinung nach immer eine allzugroße Gondescendenz für die Bequemlichkeit des gebildetern Publikums, ihm das Denken möglichst ersparen und ihm Alles eben recht mundgerecht machen zu wollen. Eine Veränderung und Verwechslung der besonderen, wenn auch schwierigeren Form einer zu übertragenden Dichtung wird stets auch eine mehr oder minder erhebliche Einbuße an der Eigenthümlichkeit des innern Gehalts derselben zur Folge haben. Und davon, daß dem Verstande der Gebildeten, wenn ihnen auch die Einsicht in den verwickelten Bau der Plautinischen Verse mangeln sollte, durch das Lesen einer Uebertragung des Plautus im Versmaße des Originals nicht zu viel zugemuthet wird, kann sich Jeder überzeugen, der die sehr gelungene Uebersetzung des Professor Hertzberg zur Hand nimmt. Unwillkürlich wird er, wenn nur einige Erfahrung im Lesen der eben nicht ganz gewöhnlichen Versarten ihm zu Gebote steht, fast immer das Richtige treffen. Eine längere Einleitung über das Leben und die Schriften des Dichters, über das Wesen der Komödie im Allgemeinen und bei den Römern im Besonderen, über die Sprache und den Versbau des Plautus sowie eine Reihe von Anmerkungen bilden die angenehme und erfreuliche Beigabe des sehr empfehlenswerthen Werkes.

Digitized by Google

* Ein süddeutsches Blatt giebt folgendes Urtheil über die Gedichte von Friedrich Anperti (Bremen, Geisler): »Wir freuen und aufrichtig, daß die vorliegende zweite Auflage von diesen Gedichten Zeugniß dafür ablegt, wie die epische Dichtung in gebundener Rede und echte Poesie überhaupt selbst in unserer materiellen Zeit noch immer einen großen Kreis von Verehrern findet. Anperti verdient die allgemeinste Anerkennung als Dichter; obwohl vorzugsweise für epische Poesie begabt, ermangelt er doch jener Innigkeit von Gefühl und jener Gedankentiefe nicht, welche den echten Lyriker kennzeichnen. Der Grundton seiner Dichtung ist ernst und sittlich; seltene Formvollendung paart sich bei ihm mit einem gesunden, kräftigen, richtigen Gefühle, mit einer Sicherheit und Meisterschaft im Ausdruck, mit einem schönen Maßhalten nach jeder Seite hin, wie wir es selten bei neueren Dichtern gefunden haben. Viele seiner lyrischen Gedichte sind aus Anthologieen bekannt, andere verdienen in Musik gesetzt zu werden, und unter den epischen sind manche, die zu dem Besten gehören, was seit Uhland auf diesem Gebiete geleistet worden ist.«

* Drei Novellen. Von Theodor Storm. Berlin, Schindler. — Eine kleine, aber werthvolle Gabe eines echten Dichters, der neben seinen übrigen guten Eigenschaften auch die so seltene besitzt, sich nicht zu oft zu zeigen und sich dadurch zu verbrauchen. Die drei Novellen sind von geringem Umfang, so daß jede in einem einzigen Feuilleton reichlich Platz hätte, aber es sind graziöse und gediegene Arbeiten, mehr Skizzen und Zeichnungen als ausgeführte Werke und Gemälde, ausgezeichnet durch poetische Erfindung und Ausführung. So viel wir wissen, werden diese selben hier zum erstenmal veröffentlicht, wenigstens sind sie uns neu. Des Verfassers Weise ist allerdings der Gefahr ausgesetzt, allzu skizzenhaft zu werden und den Gesetzen der Composition sich zu entziehen. Dieser Gefahr ist Storm in der zweiten Erzählung »Späte Rosen« kaum entgangen, da dieselbe eigentlich nur ein Umriß, nicht eine Zeichnung ist. Vortrefflich ist dagegen die dritte, »drüben am Markt«, die Geschichte eines Arztes in einer kleinen Stadt und seiner Liebe. Diese Novelle ist voll treffender und reizender Züge, so daß man dem Verlaufe der Lebens- und Herzensgeschichte mit lebhafter Theilnahme folgt.

* Von Eduard Devrients Geschichte der deutschen Schauspielkunst ist ein vierter Band zu erwarten, welcher sich mit der dramatischen Literatur der Gegenwart, den Hofbretern und den städtischen Bühnen beschäftigt. — Der literarische Nachlaß von Fallmerayer, dem Fragmentisten, erscheint in drei Bänden.

* Geographische Mittheilungen. Von August Petermann. Gotha, Justus Perthes. — Zu den wichtigeren neueren Beiträgen zur Geographie Central-Amerikas gehört eine Reihe von Abhandlungen des Dr. A. von Frantzius, die im neunten Hefte der »Geographischen Mittheilungen« abgedruckt sind. Dieselbe enthält eine Uebersicht der Vulkane Costarica's und den Bericht über Dr. von Frantzius' Besteigung des Poas-Vulkans im Jahre 1560. Eine von Dr. Petermann gezeichnete Originalkarte des nördlichen Theiles von Costarica, im Maßstabe von ein Million, begleitet den Text. Dr. A. von Frantzius ist ein in San José (Costarica) ansässiger Deutscher und die erste jetzt lebende Autorität für die Geographie dieses Landes. Ein zweiter Aufsatz des Heftes bringt das Neueste über Bergsträßer's und Koltenhoff's Untersuchungen des Mannfluß in der Ponto-Kadpischen Niederung. Dann folgen Nachrichten über die Heuglin'sche Expedition aus Massaua vom 19. Juni; Ausführlicheres über die schwedische Polar-Expedition, über die Negerrepublik Liberia; Livingstone's Erforschung des Rovumaflusses; die letzten Tiefenmessungen im rothen Meere.

* Eine Entgegnung von J. W. Schaefer auf Düntzer's Abhandlung »Goethe und Pfeffing« wird im nächsten Sonntagsblatte erfolgen.

* Musikalische Notizen. Der Sänger Stockhausen ist nach einer Mittheilung der »Signale für die musikalische Welt« Kapellmeister geworden. Er will zu Grebweiler im Elsaß, wo er früher lebte, auch in Colmar, während eines Theils des Winters Concerte veranstalten und dirigiren, die übrige Zeit der Saison in bisheriger Weise zu Kunstreisen verwenden. — Niels Gade soll der Nachfolger Glüfer's in Kopenhagen werden; er veröffentlicht demnächst eine neue Concert-Ouverture »Michel-Angelo.« — In jüngster Zeit sind mehrere kleine Compositionen für Violine von Ferdinand David im Stich erschienen. — Zu Ende dieses Monates wird Franz Liszt sich in Rom mit der Fürstin Wittgenstein vermählen, in deren Hause zu Weimar er lange verkehrte. Eine Composition von ihm für Chorgesang, Barytonsolo und Orgel, die Seligkeiten, ist kürzlich herausgekommen. — Der bekannte Liedercomponist Kücken hat seine Entlassung als Kapellmeister in Stuttgart gefordert und erhalten. Er stirbt sich beleidigt durch die Anstellung von Eckert als zweitem Hofkapellmeister.

* Die im Münster zu Aachen kürzlich stattgehabten sorgfältigen Nachgrabungen und Erforschungen haben manches Anziehende und Wichtige zu Tage gefördert, in Betreff der Gruft Karls des Großen aber ein Resultat gehabt, welches für den poetischen Nimbus, den dies Grabgewölbe hat, tödtlich ist. Von dieser so vielfach verherrlichten Gruft war nichts zu finden. Ein Bericht der »Allgemeinen Zeitung« meint: Die Sage von dem Grabgewölbe, in welchem der todte Kaiser gesessen, verfällt hiermit wohl unwiderruflich der Poesie und Kunst. Daß das Grab, welche Form es immer gehabt haben mag, zerstört worden, ist jetzt wohl kaum mehr zu bezweifeln; wann es untergegangen, kann Niemand wissen. Die Nachforschung nach der Gruft des Erbauers der Kirche mußte nothwendig die Erinnerung an den wecken, welcher diese Gruft zuerst öffnete, den der Dichter, welcher gleich ihm im fernen Süden starb, in dem Klagelied sagen läßt: »Beim großen Karl in Aachen — will ich bestattet sein.« Wie die französische Zeit, abgesehen vom frechen Raube der Porphyr- und Marmorsäulen, im Münster haußte, ist bekannt, weniger wie es dem Grabe Kaiser Otto's III. erging, welches nach der Erbauung des gegenwärtigen Chores in dasselbe verlegt worden war, da wo heute ein Stein die Stelle bezeichnet. Ein Bericht in dem Kirchenbuche sagt nun, daß der Präfect Baron Mechin in Gegenwart des Aachener Bischofs Marc Antoine Berdolet das Grab öffnen, die Gebeine Otto's herausnehmen ließ und dieselben — nach Paris sandte. Vollständig soll diese Uebertragung nicht stattgefunden haben, sondern Einzelnes in Privathänden in Aachen geblieben sein, wo sich allerdings eine darauf bezügliche Tradition erhalten hat. Wie sind die Gräber der Sachsen-Kaiser zerstreut in und außer Deutschland! In Quedlinburg ruht Heinrich der Finkler, in Magdeburg Otto der Große in heimathlicher Erde; die Grüfte der vaticanischen Peterskirche haben den zweiten Otto aufgenommen, dessen Grab Jahrhunderte lang im Vorhofe der Basilika stand; in dem durch ihn gegründeten Dome Bambergs liegt Heinrich II. Wenn, wie es scheint, die Aachener Münsterkirche nur den leeren Sarg bewahrt, was ist aus der Hülle dessen geworden, der »schon Kaiser trug als Knab«, um festen Leben und Tod die Sage früher schon in ihr mystisches Gewand hüllte.

* Bremen, 10. October. In der gestrigen Versammlung des Künstlervereins hielt Herr Professor R. Pauli aus Tübingen einen Vortrag, welcher »ein Bild auf Irland, sonst und jetzt« betitelt war. Natur und Geschichte der Insel offenbaren durch alle ihre Phasen und Epochen einen Zwiespalt zwischen Selbständigkeit und Abhängigkeit; der Widerstreit steigert sich tragisch zu entsetzlicher Schärfe und beginnt erst in neuester Zeit sich abzuschwächen. Nachdem der Redner die Gründe und Anlagen zu solchem Unheil in dem Charakter von Land und Leuten nachgewiesen und besonders die soziale und politische Natur der keltischen Race eingehend geschildert, wandte er sich zu der eigenthümlichen Kulturepoche, welche Irland und die Iren in frühen Jahrhunderten erlebt. Erst im Zeitalter der Kreuzzüge traten Germanismus und katholische Kirche vereint gegen das irische Keltenthum auf. Der Papst selber führte den verhängnißvollen Streich, der die Jahrhunderte lange Leidensgeschichte eröffnet. Hierauf werden an der Hand der Geschichte die Stufen, welche die Entwicklung durchlaufen, kurz charakterisirt und auf prägnanten Momenten gewissermaßen ein Scenarium des furchtbaren Dramas zusammengestellt. Den verschlungenen Knoten, der viel mehr im Gegensatz der Race als der Religion zu suchen ist, haben zuerst Cromwell und Wilhelm III. zu entwirren versucht; William Pitt hat die Heilmittel angewiesen, die seit seinen Tagen immer wirksamer geworden. Zum Schluß suchte der Vortrag mit Hülfe persönlicher Anschauung die gebesserte Lage Irlands in der Gegenwart zu beleuchten, da es sich nicht mehr verkennen läßt, daß bessere Zeiten angebrochen. Das ungemischte Keltenthum freilich ist dem Untergange geweiht, und Rodenberg in seinem Buche »Die Insel der Heiligen« singt ihm gewissermaßen den Schwanengesang, indem er voll dichterischer Sympathie von der Mission des Germanismus abtieft, während unser Landsmann J. G. Kohl schon vor zwanzig Jahren mit ruhigem, klarem Auge die Dinge betrachtet, wie sie sich historisch gewordet. — Nach diesem Vortrage vereinigten sich musikalische Mitglieder zur Ausführung eines Octetts für Blasinstrumente von Mozart, welches von den Zuhörern mit lebhafter Theilnahme und großem Beifall aufgenommen wurde. Das melodiöse Musikstück, dessen Andante besonders sehr schön ist, gehört zu der Gattung der Serenaden und ist in der Reihe der von Mozart componirten Werke dieser Art als das erste bezeichnet.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℳ 12 ßr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℳ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 42. Bremen, 20. October. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Goethe's Besuch bei Plessing. Von J. W. Schaefer.
In Haft. Von Karl Beisert.
Die Zustände in Neapel.
Ein Standbild des heiligen Lucas
Literatur und Kunst.

* Goethe's Besuch bei Plessing,

eine Erwiderung an Herrn Düntzer.

Von J. W. Schaefer.

Herr Düntzer hat in Nr. 38 und 39 des Sonntagsblatts mit der anerkennenswerthen Sorgfalt, die seine Erörterungen über Goethe dem Forscher stets werth macht, Alles zusammengestellt, was wir bis jetzt in Briefen und Berichten über Plessing und sein Verhältniß zu Goethe aufgezeichnet finden. Er ist jedoch im Irrthum, wenn er glaubt, in dem polemischen Theil seiner Abhandlung meine im „Deutschen Museum“ (Nr. 19) entwickelte Ansicht widerlegt zu haben, so sehr auch der zuversichtliche Ton, womit er seinen Widerspruch vorträgt und zum Theil den Beweis antecipirt, geeignet ist den Leser zu bestechen und zu der Meinung zu verleiten, die Untersuchung sei nunmehr zum Abschluß gebracht. Ich werde mich in meiner Replik auf die Hauptsache beschränken.

Goethe's Bericht von seinem Besuche bei Plessing oder vielmehr von seiner Harzreise im December des Jahres 1777 rechne ich zu denjenigen Partieen seiner autobiographischen Erzählungen, in denen ihm sein Gedächtniß völlig untreu geworden war und er mit der glücklichsten Anwendung poetischer Productionsgabe den Hergang so erzählt, wie er den allgemeinen Eindrücken oder den späteren Resultaten und Beziehungen nach sich allenfalls hätte verhalten können. Einem so gründlichen Kenner der Goethe'schen Berichte, wie Düntzer, der selbst zahlreiche Abweichungen von anderweitigen authentischen Lebensurkunden nachgewiesen hat, brauche ich nicht die lange Reihe derartiger Einzelheiten vorzuhalten. Wenn Goethe — um nur einige Beispiele herauszugreifen — von einem Zusammentreffen mit Klopstock in Karlsruhe erzählt, wo er dem verehrten Altmeister deutscher Dichtung die ersten Bruchstücke des Faust vorgelesen habe, während doch ein solches gar nicht stattgefunden haben kann; wenn er die gestörte Feier von Lili's Geburtstag sammt der dazu bestimmten poetischen Zurüstung umständlich schildert, während dieser mitten in die Zeit seiner ersten Schweizerreise fällt; wenn er in den Schilderungen Zimmermann's und seiner Tochter das Thatsächliche geradezu umkehrt — wollen wir dem Kritiker ebenfalls mit dem Machtwort entgegentreten: „In der Hauptsache konnte Goethe kaum irren?“

Ein Machtspruch ist es gleichfalls, wenn Düntzer von jenen und ähnlichen Beispielen keinen Schluß auf die Erzählung von der Harzreise gestatten will, weil sie nicht in den „Dichtung und Wahrheit“ betitelten Bänden, sondern in der Schilderung der Campagne in Frankreich enthalten sei. Denn auch in jenen später erschienenen Lebensberichten tragen alle Erzählungen, die nicht, wie bekanntlich meistens geschehen, aus gleichzeitig niedergeschriebenen Tagebüchern und Briefen redigirt oder doch geschöpft sind, ganz den nämlichen Charakter, wie jene früheren, ja um so mehr, da sie in den letzten Lebensjahren des Dichters aufgezeichnet sind, als die Erinnerung noch mehr verblaßt war und die Dichtung sich unwillkürlich unterschob. Geben uns die neben den Briefen fortlaufenden Berichte über den zweiten Aufenthalt in Rom die volle Wahrheit? sollte es nicht erlaubt sein, bei der Erzählung von der jungen Mailänderin, bei der Deutung des Liedes: „Cupido, loser, eigensinniger Knabe!“ von Mystification zu reden? Goethe hat daran stets ein solches Behagen gehabt, daß wir ihm nicht Unrecht thun, wenn wir vermuthen, daß er in einzelnen Fällen auch dem Leser gegenüber diesem Hange seiner dichterischen Natur nachgegeben habe.

Die Erzählung von der Harzreise, flüchtig als Episode eingeschaltet, ist so dürftig und enthält, wie auch Düntzer mir hat einräumen müssen, in den einzelnen Angaben so viel Unrichtiges, daß nicht anzunehmen ist, Goethe habe dabei die Aufzeichnungen eines Tagebuchs oder Reisejournals zur Hand gehabt. Er verwechselt die Tage und übergeht Reiseerlebnisse, welche in seinen Briefen an Frau von Stein als die Gipfelpunkte seiner Wanderfreuden erscheinen, ja auch solche, die seinem Gedächtnisse unmöglich entfallen sein konnten, wie denn auch seine Schilderung nicht im Entferntesten die Erhebung des Gemüths ahnen läßt, die in der großartigen winterlichen Bergnatur ihn um so erquickender durchströmte, je mehr die Langeweile des Hoflebens und der fürstlichen Jagdvergnügungen, aus denen er sich in die Bergeinsamkeit flüchtete, ihn kurz zuvor niedergedrückt hatte. Plessing zu besuchen, dem lebensmüden Jünglinge, dessen trostbegehrende Briefe er bisher unbeantwortet gelassen hatte, durch persönliche Zurede und Theilnahme Trost zu bringen, das bezeichnet er selbst in den Erläuterungen seiner Ode „Harzreise im Winter“ *) als das haupt-

*) Wenn Düntzer mich zurechtweist, weil ich den Bau dieser Ode „vortrefflich“ genannt und bepreiselt hatte, daß sie in kleinen Bruchstücken während der Reise niedergeschrieben sei, so wäre erst die Vorfrage zu erledigen, nach welchen Gesetzen eine Ode, welche erhebende Reiseeindrücke mit der Betrachtung verwebt, zu construiren war. Klopstock's „Zürchersee“, „mein Vater-

Digitized by Google

sächlichste Motiv seines improvisirten Ausfluges. Daß der Widerwille, an der Eisenacher Saujagd wochenlang Theil zu nehmen, ihn gerade um diese Zeit forttrieb, durfte er so offen nicht gestehen. Daß er sich übrigens nach einer zweijährigen Anwesenheit in Weimar noch „als damaligen Gast“, „von dem weder Gutachten noch Meinung verlangt ward“, dem Leser vorstellt, ist, wenn es nicht absichtliches Versteckenspielen sein soll, wenigstens eine Gedächtnißschwäche, die gegen Anderes in dem Berichte mißtrauisch machen darf.

Goethe kommt, wie und die wenigen Tagebuchszeilen in den Briefen an Frau von Stein angeben, am Morgen des 3. December nach Wernigerode, macht mit Plessing einen Spaziergang „auf die Berge“ und bleibt den ganzen Tag über in Wernigerode, sicherlich doch nur um Plessing's willen. Wenn alle diese Umstände, die er mit Stillschweigen übergeht, seinem Gedächtniß entschwunden waren, dann sollte uns die Erzählung von dem überraschenden späten Abendbesuch, gleich nach der Ankunft, glaubhaft scheinen? Düntzer weiß auszuhelfen, indem er die handgreiflichsten Widersprüche durch allerlei Conjecturen zurecht rückt: „so möchten wir auf den Morgen Alles zu verlegen haben ꝛc.“, „dagegen wird er beim abendlichen Besuche die anderen propädeutischen Wendungen zu möglicher Heilung versucht haben“, „so wird er denn auch den jungen Plessing gebeten haben, ihn auf die schönsten Punkte zu führen, und er unterließ wohl nicht, ihn auf die Reize der Natur hinzuweisen“, bis denn auf alle die Windungen durch Widersprüche und Zweifel ein Machtwort folgt: „Daß die Unterhaltung dieses Abends in seinem Berichte wesentlich der Wahrheit gemäß geschildert sei, dürfte kaum zu bezweifeln stehen.“ Da habe ich doch wohl eben so viel Recht zu sagen: der Bericht ist nicht glaublich und fällt in sich zusammen. Namentlich glaube ich berechtigt zu sein, gegen den Hauptpunkt Zweifel zu erheben, daß Goethe die ganze Besuchsscene in der Incognitomaske eines Malers aus Gotha durchgespielt habe. Ich finde die Gründe theils in der ganzen Situation und der Handlungsweise, wie sich sein Charakter gleichzeitig bei ähnlichen Vorfällen bewährt hat, theils in den Beziehungen, in denen er später zu Plessing steht.

Das Ereigniß fällt in eine Zeit, wo Goethe, weit entfernt sich gegen die Menschen mehr und mehr zu verschließen, für das Leiden Anderer das wärmste Mitgefühl empfindet. Es ist die Zeit, wo das „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut“ bei ihm in vollem Maße zur Wahrheit geworden war, die Zeit, wo er an einen, der sich ihm schüchtern mit der Bitte um Hülfe genaht hatte, die köstlichen Worte schreibt: „Es ist eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, da man selten was thun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt.“ In dieser sanfteren Seelenstimmung, die bald nach der stürmischen Erregtheit des ersten weimarischen Jahres eintrat und den Weg zu einer Iphigenie bahnte, treffen ihn die Briefe Plessing's, worin sich das dringendste Verlangen aussprach, von ihm, und nur von ihm, dem mit düsteren Gemüthszuständen vertrauten Dichter des Werther, beruhigende Worte zu vernehmen. Daß es in dem väterlichen Pfarrhause an anderweitigen Trostreden nicht werde gefehlt haben, versteht sich von selbst. Statt einer schriftlichen Antwort entschließt sich Goethe zu einem persönlichen Besuch in Wernigerode.

„Ist auf deinem Psalter, Vater der Liebe, ein Ton, seinem Ohre vernehmlich, so ergreife sein Herz!“ mit so sehnlichem Wunsche eilt er zu ihm und widmet ihm einen Tag seiner Reise. Und nun wird uns zugemuthet zu glauben, er habe seine Aufgabe für erledigt angesehen, weil er durch ein Gespräch, das er mit Plessing als ein durchreisender Maler gepflogen, von der Unmöglichkeit überzeugt worden sei, auf seinen Gemüthszustand einzuwirken? Mag Riemer, auf dessen Urtheile man sich nie berufen sollte, kurzweg behaupten, Goethe habe „durch den frommen Betrug“ mehr gewirkt, als er durch die Wahrheit erreicht haben würde, und Düntzer uns wiederholt versichern, daß Goethe, indem er sich nicht zu erkennen gab, so handelte, wie er handeln mußte: es widerstreitet der Natur der Sache. Ob einem Trostbedürftigen „beizukommen“ ist, kann ich nicht wissen, so lange ich mich hinter dem Namen einer völlig gleichgültigen unbekannten Person verstecke; der Lebenshauch des Trostes ist Vertrauen und Wahrheit. Gerade in diesem Punkte zeigt sich der psychologische Scharfblick des Dichters, der die Totalität eines Charakters zu erfassen versteht, wenn Gutzkow zu der novellistischen Erzählung einer menschenfreundlichen Handlung Goethe's, in welche sein Verhalten gegen Plessing hineingezogen war, die Anmerkung hinzufügte: „Der Plessing ..... nicht durch sein Bekenntniß: Ich bin Goethe! erquicken und aufrichten konnte, der mochte wohl auch kaum jener Rolle fähig sein, die er im obigen ..... mythischen Bilde spielt.“ Nicht dieses Ausspruch Gutzkow's habe ich hart und ungerecht genannt, sondern nur das damit verbundene allgemeine Urtheil, „Goethe sei eines so detaillirten Eingehens auf fremden Nothstand und fremde Verirrung nicht fähig gewesen.“ Gutzkow scheint bei seiner Entgegnung, deren freundliche Fassung übrigens mich zum Danke verpflichtet, diesen Umstand übersehen zu haben.

Daß Goethe hätte fürchten müssen, durch ein offenes Hervortreten gegen Plessing werde er sich eine Last aufbürden, ist denn doch eine ganz unstatthafte Bemerkung. Eingebildete „Genie's“, die ihn in Weimar aufsuchten, um bei ihrem vom Glück begünstigteren Bruder im Lande Gosen zu wohnen, und bei Hofe compromittirten, wie Lenz, der eine „Giesei“ beging, so daß seines Bleibens nicht länger war, mochten ihm durch ihre Gegenwart lästig werden. Daß ihm Hülfsbedürftige keine Last waren, beweist sein gleichzeitiges Verhalten gegen Peter Imhaumgarten und vornehmlich gegen den pseudonymen Kraft in Ilmenau. „Sie sind mir nicht zur Last!“ schreibt er diesem; „und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind?“ Plessing konnte ihm weder in der einen noch in der andern Hinsicht zur Last fallen.

Wenn ich demnach vollgültige Gründe zu haben glaube, meine Ansicht aufrecht zu erhalten, daß Goethe bei seiner Erzählung von der Incognitosene im Irrthum sei oder aus was immer für einem Grunde die volle Wahrheit nicht habe berichten wollen, so möchte ich, wenn eine Vermuthung gewagt werden darf, einige Veranlassung in dem Umstande finden, daß er auf seinem winterlichen Ausflug — wie wir aus seinen Briefen wissen —, um von neugierigen Fragen nicht belästigt zu werden, unter einem angenommenen Namen als Maler reiste und sich vielleicht im Plessing'schen Hause, um eine Ueberraschung zu bereiten, als solcher anmelden ließ und introducirte. Die Vorfälle mit Höpfner in Gießen, bei dem er als schüchterner Student eintrat, um ihm bald darauf mit den Worten: „Ich bin Goethe!“ um den Hals zu fallen, mit Jung-Stilling in Elberfeld, den er als ein fremder Patient an sein Bette rufen ließ, um den bedächtig ihm an den Puls fühlenden Doctor „in einer unbeschreiblichen Freude des Wiedersehens“ in seine Arme zu schließen, und ähnliche

land“ u. and., sind sie nicht auch „fliegende Streifen von den tausend Gedanken ꝛc.“? Und weil Goethe seine Ode bei der Uebersendung an Merck mit diesen Worten bezeichnet, „dürfte man kaum einen schlagenderen urkundlichen Beweis über ihre Entstehung verlangen können?“ Goethe pflegte lange ein Gedicht im Geiste mit sich herum zu tragen und es erst niederzuschreiben, wenn es fertig dastand: warum nicht auch dieses, das er dem Freunde erst nach mehr als sieben Monaten zusendet?

Digitized by Google

Versteckspiele seines jugendlichen Humors berechtigen zu jener Annahme.

Daß Goethe offen und wahr, wie sich's gebührte, gegen Plessing gehandelt und auf seinen Gemüthszustand — was er nur als Goethe vermochte — einzuwirken versucht habe, geht ferner aus seinem späteren Verhältniß zu ihm hervor. Im Widerspruch mit Goethe's Erzählung muß auch Dünzer zugeben, daß Plessing lange vor dem Wiedersehen in Weimar in Erfahrung gebracht habe, der fremde Gast sei Goethe gewesen. Woher? Die Vermuthung muß ausbelfen, das dem Kellner bei der Abreise übergebene Bleistiftzettelchen, dem Goethe eine spätere Vermittlungsrolle bei der Erkennung zugedacht hat, sei zum Verräther geworden. Das gleichgültige Zettelchen eines durchreisenden Malers, das niemand unter den werthvollen Papieren aufhebt, hätte also ihn, ehe er noch einen Brief von Goethe in Händen hat — und wer sonst hätte ihm deren vorzeigen sollen? — auf die richtige Spur geleitet? Welche abnorme Conjectur, um nur die einfache Erklärung zurückzuweisen!

Plessing macht vor seiner Abreise nach Königsberg im Herbst 1779 einen Besuch in Weimar, sicherlich nur, um Goethe noch einmal zu sehen, der jedoch kurz zuvor mit dem Herzog nach der Schweiz abgereist war. Von Königsberg schreibt er an Goethe, wir wissen nicht, wie oft. Durch einen glücklichen Zufall ist uns Goethe's Antwort vom 26. Juli 1782 erhalten, leider der einzige seiner Briefe an ihn, (in Plessing's Nachlaß fand sich ein Packet von Briefen Goethe's). Daß dieser Brief von mir nicht, wie Dünzer meint, »übersehen« worden, geht daraus hervor, daß ich die Hauptstelle daraus in meiner Biographie Goethe's (I. S. 350, 2. Aufl.) wörtlich anführe. Die Eingangsworte: »Mein Betragen gegen Sie will ich nicht für eine Tugend ausgeben«, sollen nach Dünzer's Meinung ein unzweifelhafter Beweis für das bei dem Besuch bewahrte Incognito sein, als ob nicht unter »Betragen« vielerlei verstanden werden könnte, worüber uns nähere Kunde fehlt, Zurechtweisung des sentimentalen Müssiggangs, beharrliches Schweigen auf zudringliche Briefe, das Goethe jetzt aufgiebt, da Plessing ihm mitgetheilt hat, daß er seiner Weisung Folge leiste und auf dem Wege sei, sich durch Fleiß einen nützlichen Wirkungskreis zu schaffen. Plessing hatte endlich eingesehen, daß die ruhige Haltung, die Goethe seiner Excentricität entgegensetzt und die ihm als ein kaltes Verhalten hatte erscheinen mögen, zu seinem Besten gedient habe; daher jetzt seine dankbare Anerkennung von Goethe's Benehmen; für einen Incognitobesuch konnte er nicht nach Jahren noch seinen Dank, den Goethe in den obigen Worten ablehnt, ausdrücken. Daß Goethe's Erzählung von Plessing's nachmaligem Besuch in Weimar und einer angeblich erwarteten Ueberraschungsscene, wobei ein zweites Bleistiftblättchen zum Vorschein kommt, irrthümlich sei, hat auch Dünzer eingeräumt. Zwischen beiden besteht nachmals das beste Vernehmen. Goethe übersendet an Plessing ein Exemplar der ersten Sammlung seiner Werke und erhält von ihm dessen wissenschaftliche Schriften, so wie sie der Reihe nach veröffentlicht werden. Er versichert, Gelegenheit gehabt zu haben, ihm reelle Dienste zu leisten. Daß er ihn auf der Rheinreise von 1792 in Duisburg aufsucht und »das Zurückschauen in jene früheren Tage beiden Theilen einige angenehme Stunden gewährt«, gestattet einen Rückschluß auf die Theilnahme, mit der er den Lebensgang des vielgeprüften Mannes begleitet hatte.

* In Halle.

Von Karl Seifart.

»Halle an der Saale Stunde
Ist die schönste Stadt im Lande.«

»Na, das is 'n scheenes Nest! Das soll 'ne scheene Stadt sein! Na, dhut m'r 'n Gefallen!« — So hörte ich jüngst in Halle einen Commis Voyageur ausrufen, der mit seinem von schwarzer Wachsleinwand überzogenen Probekästchen und in anscheinend sehr engen Stiefeletten über das Pflaster der Leipziger Straße hinkeuchte. In seiner Indignation redete mich der Jüngling an, um mir seine Bemerkungen über schlechtes Pflaster, Braunkohlengeruch und Gott weiß was sonst noch zu machen, ich aber entwand mich ihm mit einigen Redensarten und bog behend rechtsab, um meinen Weg durch die Promenaden zu nehmen.

Auch mir gefiel Halle nicht, aber aus ganz entgegengesetzten Gründen als denjenigen, welche der Hermesjünger hatte; war ihm die Stadt nicht hübsch genug, so war sie mir viel zu hübsch, kurz, es war nicht mehr »das alte, liebe Halle.« Die neuen Straßen und Gebäude, das verbesserte Pflaster, die schönen Promenaden und die eleganten Läden verlöschten in meiner Phantasie das mir lieb gewordene Bild der alten, verräucherten, winkligen Stadt, in welcher ich als Student gejubelt und geschwärmt hatte; ich fühlte mich nicht mehr zu Hause, wo es mir einst so heimisch gewesen war. Alles sah mich kalt und fremd an. Die Häuser waren jünger, die Menschen älter geworden; hin und wieder begegnete mir ein bekanntes Gesicht, aber es schaute viel saltiger aus, als es in meiner Erinnerung gelebt hatte. In welch krause, düstere Falten hatte sich die Stirn des mir am Postgebäude hergenannten Gelehrten gelegt, dessen blendende Gedankenspiele mich einst so mächtig angezogen, als er noch in voller Manneskraft vor mir und hundert andern jugendlichen Gläubigen sein geistreiches Gespinnst abwickelte! Mann und Philosophie sind alt geworden! — Die neue, materielle und industrielle Zeit findet ihren wissenschaftlichen Ausdruck eben in den kalten, verständigen Theorien des Materialismus, und wenn die wahre, sich geltend machende Philosophie immer nur die ist, welche den Geist und die Richtung ihrer Zeit begreift und in wissenschaftlicher Form zum Bewußtsein bringt, so sind heute die Materialisten die wahren und echten Philosophen. Die schönen Zeiten, in welchen man über die Identität von Sein und Denken, Ich und Nichtich jetzt nicht mehr gelesene Bücher schrieb, sind dahin. Der schöne Idealismus und die durch deutschen Scharfsinn verklärte scholastische und gnostische Phantastik sind gleich einer alten, gänzlich unbrauchbaren Chartele bei Seite geworfen; die exacten Wissenschaften mit ihrem positiven, zum Erwerb brauchbaren Material werden täglich eifriger angebaut, und wenn Aristoteles einst behauptete, »das eben sei vor andern Wissenschaften der große Vorzug der Philosophie, daß sie nichts nütze«, so möchte dies tiefsinnige Wort wohl in seiner Zeit so allgemein als eine Verrücktheit angesehen worden sein als in der unsrigen.

Der Zug der Zeit zur Geschäftsthätigkeit und zum rastlosen Erwerb macht sich denn auch in dem früher kleinstädtisch behaglichen und gemüthlichen Halle nicht allein auf den belebten Bahnhöfen und in jeder Straße bemerkbar, sondern zieht sich, wie ich bei einer Bierreise bemerkte, sogar durch die früher von allerlei Juks und holdem Blödsinn durchheiterten Wirthshausgespräche. Selbst die Studenten sprechen von Geschäften und Procenten. Fabelhaft, aber wahr! Stritten sich doch in der »Stadt Hamburg« Studenten über die mögliche Rentabilität eines neuen, in der Gegend von Schönebeck zu begründenden Fabrikunternehmens, bei welchem der eine, wie es schien ein Chemiker, bald eine Anstellung

Digitized by Google

zu finden hoffte. Ein anderer, ein Theologe, wollte ebenfalls recht bald und recht viel verdienen und rechnete die Silberrubel zusammen, welche ihm eine Informatorstelle in dem reichen und freigebigen Rußland einbringen würde; dort sei auch volle Gewerbefreiheit und man könne vielleicht sonst noch etwas vornehmen. Ein dritter, ein Jurist, meinte, das „schlage alles nicht zu Buche", wenn man aber das Wechselrecht tüchtig studire und so glücklich sei, an einem der größeren Handelsplätze als Anwalt angestellt zu werden, da ließe sich „was Vorstiges" erwerben, das verlohne sich noch der Mühe, er habe Aussichten in Hamburg und wolle sich „tüchtig auf die Hosen setzen."

Ich that einen tiefen Zug aus meinem Seidel und gedachte der Zeiten, in welchen ich mit einigen Commilitonen auf derselben Stelle, die jetzt die drei jungen, kaufmännisch-verständig redenden Herren einnahmen, über Glauben und Wissen, über die philosophische Begründung der Dogmatik, über den transscendentalen Idealismus und über einen längst zum Moment herabgesetzten Realismus und Materialismus eifrigst verhandelt hatte, aufjauchzend über das philosophische Princip des alten Aleck, wenn er meinte: „meine Herren, das ist alles dummes Zeug, das Moos und die Liebe regieret die Welt." Damals hatten die jetzt vor mir sitzenden Studenten noch den Laufrost an, und dennoch hatten sie uns an praktischem, zeitgemäßen Verstande weit überholt. Oder was hilft dir denn nun, du lieber sinniger „Sparrvogel", dein eifriges Studium von Marheineke und Hegel auf deiner kleinen, vereinsamten Landpfarre in einer entlegenen Wildniß des Harzes?! Hättest du mehr Verstand und weniger Vernunft gehabt, so wärest du unterm Mantenfelschen Regiment schon Superintendent geworden, oder man hätte dir eine fette Pfründe gegeben; jetzt sieh zu, wie du fortkommst auf deinem kiefernduftigen Waldhorfe mit deinen vielen Büchern, deinen vielen Kindern und deinen wenigen Thalern. Und du gar im fernen Amerika, scharfsinniger „Marlwart", mit deiner allzeit schlagfertigen Dialektik, der du Jahre lang als Trapper und unglücklicher Goldgräber dein kärgliches Mahl mit Blut und Schweiß würzen mußtest, was hilft dir bei den Hinterwäldlern und Rothhäuten deine Schwärmerei für Gans und seine Rechtsphilosophie, was deine speculative Abhandlung über den Begriff der Strafe?! — — Nun, glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist! Haben wir doch auch unsere guten Tage gehabt, haben wir doch in einem wunderschönen, unvergleichlichen Utopien gelebt, erschien uns doch damals das alte verraucherte Halle als ein glänzendes Athen und jede gemüthliche „Kränchenkneiperei" auf der „Schürze" oder im „Paradies" als ein geistgewürztes Symposion! Und außer diesen sogenannten wissenschaftlichen Kränzchen, in welchen viel verdautes und noch mehr unverdautes Zeug verhandelt wurde, wie fesselte und beglückte uns damals die laute Lust und die stille Gemüthlichkeit des romantischen Studentenlebens! Wo fände ich wohl hier in der modernisirten Stadt noch das alte, längst verhallte Treiben mit seiner Ausgelassenheit und seinen Phantastereien! Zwar sehe ich der bunten Mützen und Bänder genug, zwar wird's wie ehedem an Commercen und Paukereien nicht fehlen, aber so wie damals kann's hier doch nicht mehr sein. — — Jener schwärmerische, oft wahrhaft verrückte Sinn für das Ideale, jene Jean-Pauschen Jugendeseleien, sie kennzeichnen den Studenten nicht mehr, der früher gleich dem Kinde Parcival ohne alle Welt- und Lebenskenntniß zum erstenmal in die Welt hinausgeschickt und auf sich selbst angewiesen wurde, um allerlei Thorheiten zu begehen und den Satz zu bestätigen, der nicht allein auf den Schwaben, sondern auf jeden echten Deutschen paßt, nämlich, daß er vor dem vierzigsten Jahre nicht klug werde. — Jetzt wird der deutsche Student so gut wie jeder andere gute Deutsche früher klug, — und er thut wohl daran. Wir haben lange genug geträumt und philosophirt, es ist wohl an der Zeit, daß man sich früh an das Handeln gewöhne, und wenn der Zug zum Handeln auch der idealen Triebfeder entbehrt und meist nur wie bei jedem Handwerker und Handelsmann auf die Beseitigung der gemeinen Noth des Lebens gerichtet ist, so ist das für den Anfang genug, das Bessere und Bedeutendere wird schon nachkommen.

So dachte ich ungefähr, als ich meine industriösen Studenten in der Stadt Hamburg bei ihrem Bier und ihren materiellem Gesprächen zurückgelassen hatte und über den Neumarkt hin dem Kirchhof zuschlenderte, um Nachmittag und Abend in dem lieblichen Giebichenstein und auf den Cröllwitzer Felsen zuzubringen. Da standen sie noch, die mit kleinen Häuschen belebten Felsen, mit dem Fuße in der tiefen, kühlen Fluth, ganz wie ich sie vor nun bald einem Menschenalter verlassen. — Hinüber! Dort auf den Felsen will ich mich in's weiche Moos werfen und vom alten Halle und vom alten Studentenleben träumen. Ein Bächlein, welches ich mir von einem Antiquar in Leipzig mitgenommen, mag diesen Träumen reale Züge geben. Das Schriftchen ist 1797 erschienen und führt den Titel: Taschenbuch für Studenten und ihre Freunde. Das Taschenbuch ist ein höchst unbedeutendes literarisches Produkt, wahrscheinlich von einem Candidaten der Theologie, in einer süßlichen, oft lamentablen Weise geschrieben und enthält dürftige Darstellungen des Lebens und Treibens in Halle, Göttingen, Erlangen, Jena und Frankfurt. Ein Umstand indeß, der mir beim Durchblättern auffiel, machte mir das Schriftchen interessant, nämlich der, daß es nicht genug wiederholen kann, wie doch das Studentenleben zu des Schreibers Zeiten sich im Vergleich mit dem früheren so viel besser und sittlicher gestaltet habe. So heißt es unter anderm über Jena: „Der Ton der Studenten hat sich im Vergleich mit den vorigen Zeiten äußerst geändert. Ehedem war ein Jenischer Student das non plus ultra von Rohheit, ein Mensch, den jeder andere verabscheuen und fürchten mußte. Jetzt ist der Fall anders. Auch Bürger und Damen können in Gesellschaft der Burschen sich sehr vergnügen und haben nichts zu fürchten. Im Ganzen genommen ist der Ton der Jenischen Burschen dem der Hallischen gleich, nur mit dem Unterschiede, daß er noch eher etwas roher und wilder ist." — Interessant ist auch folgende, lange vor dem Entstehen der Burschenschaften niedergeschriebene Bemerkung über die damalige politische Richtung der Jenenser Studenten: „Der Landesvater wird nie bei ihnen gesungen. Sie sind zu demokratisch gesinnt, als daß sie dies thun sollten, und lachen den, der auf des Landesvaters Wohl trinkt, aus."

Doch nun zu Halle. Nachdem der Verfasser sich über die schmutzige und durch allerlei Dünste verpestete Stadt weitläufig ausgelassen hat, sagt er in Bezug auf den Ton der Studenten: „Von Tumulten, öffentlichen Scandalen und dergleichen hat man in langer Zeit nichts gehört; ein Beweis mehr, wie gut der Ton der Studenten ist. Ich glaube nicht mit Parteilichkeit zu reden, wenn ich behaupte, daß der Ton der hallischen Studenten allen andern Universitäten zum Muster dienen kann. — Die Vergnügungen, die die Studirenden genießen können, sind äußerst geringfügig. In Familienbekanntschaft zu kommen, hält sehr schwer, weil man gleich den Namen eines Frauenzimmers für bescheckt hält, wenn sie mit einem Studenten geht. Wie lächerlich dies Vorurtheil ist, ergiebt sich von selbst. Doch geht man selten davon ab, so daß oft der Fall ist, daß, wenn Frauenzimmer sich mit Studenten ein Vergnügen auf einem Dorfe oder ähnlichen Orte machen wollen, sie einzeln zum Thore hinausgehen und da erst zusammentreffen. Die lieben Damen bedenken nicht, daß sie

Digitized by Google

sich dadurch eben verdächtig machen. In vorigen Zeiten, wo die Studenten noch äußerst roh waren, war den Familien diese Delicatesse nicht zu verdenken: allein jetzt, wo man dreist behaupten kann, daß diese Rohheit verschwunden ist, macht es ihrem Verstande keine Ehre. — Der Student hat also keine Vergnügungen, als die er sich selbst macht. Im Winter giebt es Concerte und Bälle, doch sind diese Vergnügungen nur für wenige da, zumal die letztern mit ziemlichen Kosten verbunden sind. Dem Studenten bleibt also im Winter nichts anders übrig, als auf das Coffeehaus zu gehen. Unter den Coffeehäusern, die vorzüglich besucht werden, sind der goldene Löwe, Paulis Coffehaus, der Kronprinz und Scharres Coffehaus zu merken. Auch kann man den am Markte belegenen Keller des Herrn Universitäts-Destillateur Dost hieher rechnen. Mehrere, die gern ein Gläschen trinken, besuchen auch häufig die Weinladen, von denen der des Herrn Sioli am meisten von Studenten beimgesucht wird. Im Sommer hat der Student schon mehr Unterhaltung, aber auch leider mehr Kosten. Die umliegenden Dörfer bieten ihm manches Vergnügen dar. Vorzüglich werden besucht Passendorf, Schlettau und Reideburg. Groß ist indessen das Vergnügen nicht, was man da genießt. Der Bahrdtsche Weinberg, der jetzt der Frau Hauptmännin von Deutecom gehört, hat zuweilen starken Zuspruch, so wie der Kittelmann'sche Garten, dessen vortrefflicher Wirth allen andern Gastwirthen zum Muster vorgestellt werden kann. Während der Badezeit gewährt das nahe liegende Lauchstädt den Studenten manches Vergnügen, aber auch manche starke Ausgabe. Mehr noch ist das häufige Bereisen der Leipziger Messen den Studenten zu verargen. Es kostet ihnen ungeheures Geld und gewährt beinahe gar kein Vergnügen. Doch lassen sie nicht davon ab und müssen, wenn sie nur einigermaßen auf den Namen fideler Burschen Anspruch machen, zur Messe reisen, und sollten sie auch Uhren und Kleider versetzen. O Thorheit! — Die Lieblingsleidenschaft der Studenten läßt sich wohl im Ganzen nicht angeben, weil sie bei der großen Menge zu verschieden ist. Chartenspiel ist es wohl nur bei wenigen, Billardspiel schon bei mehreren. Reiten, Fahren und Hauen sind wohl im Durchschnitt ihre liebsten Beschäftigungen; das ergiebt sich indessen schon aus dem Wesen eines Studenten."

Der Verfasser beschreibt dann die Commerce, welche damals schon fast ganz unter denselben Formen wie noch heute abgehalten wurden; nur muß es auffallen, daß das Commerce-Programm auch Tanzvergnügen und Theetrinken enthält. Auch hier wird hervorgehoben, daß die ehemalige Rohheit bessern Sitten Platz gemacht habe. „Ehemals, heißt es, waren die Commersche Zusammenkünfte von Leuten, die man eher für eine Horde von Wilden, als für Söhne der Musen erkannte. Lieder, die mit ekelhaften Zoten und unflätigen Ausdrücken überhäuft waren, wurden mit dem allgemeinsten Beifalle gebrüllt. Getränke jeder, oft der niedrigsten Gattung, wurden in solchem Uebermaße getrunken, daß oft mancher den Tod oder lebenswierige Krankheit sich holte. Händel und Rauferein jeder Art hörten nie auf; öffentliche Tumulte machten beinah immer den Schluß solcher Feste. . . . . Die jetzigen Commersche dagegen sind dem Tone und Geschmacke der Zeit angemessen. Man sucht in den Gesängen nicht allein alles Ekelhafte und Niedrige zu bannen, sondern man sieht auch auf Schönheit und Gefälligkeit derselben. Zum Getränke wählt man gewöhnlich Wein, Punsch oder dergleichen, und nur äußerst selten nimmt man zu einem leichten Biere oder Breihahn seine Zuflucht. Keiner ist gezwungen, über seine Kraft zu trinken, ein Viertelchen ist hinreichend, wenn es ihm selbst genügt. Unanständigkeiten jeder Art, die sonst das vorzüglichste der Unterhaltung waren, sind ganz unbekannt, und selten findet man einen, der, um aufzufallen, einen zotigen Gedanken den Liedern einverleibt." . . . „Nach aufgehobenem Commersch werden Anstalten zum Tanzen gemacht. Doch versteht es sich von selbst, daß die Studenten bloß unter sich tanzen und weder Frauenzimmer noch Mehen dazu nehmen. Die, welche am Tanzen kein Vergnügen finden, sitzen in Nebenstuben und unterhalten sich bei einer Tasse Thee über verschiedene Gegenstände. Einige Landsmannschaften, z. B. Pommeraner und Märker, feiern ihre Fuchscommersche auf einem Dorfe in Breihahn. Sie thuen dies bloß des Spaßes und der Veränderung wegen und haben den Vortheil, daß sie ächtes Getränke und nicht den elenden versälschten Wein in der Stadt erhalten. Es geht im übrigen gewiß Alles so regelmäßig zu, als bei den Commerschen in der Stadt. Auf's höchste kann also nur ein abgeschmackter Geck, dessen Feinheit ihn bei dem Namen Breihahn einer Ohnmacht nahe bringt, darüber den Mund verziehen."

So viel über die damaligen Hallenser Studenten. Lassen wir nun das Urtheil des Verfassers über die damaligen hallischen Philister folgen: „Das Betragen der Einwohner gegen die Studenten ist, im Ganzen genommen, nicht so, wie es wohl eigentlich sein sollte. Die Vornehmern sollten die Studenten mehr in ihre Gesellschaften ziehen und sie eben dadurch verfeinern und mehr ausbilden; die Niedrigern sollten nicht von dem Grundsatze ausgehen, daß der Student alles doppelt bezahlen und in jedem Stücke übertheuert werden müsse. Wahre Einigkeit ist also nicht unter den Studenten und den andern Einwohnern. Vor den Augen sind letztere aus Furcht artig, auch wohl unterthänig, hinter dem Rücken sprechen sie schlecht."

Ich hatte das eben gelesen und warf einen Blick über den Spiegel der Saale hin zu den von der Abendsonne vergoldeten Porphyrfelsen und auf den alten Thurm des Gibichenstein's, dessen Name auf Kultur und Weltanschauung der grausten Vorzeit hinweist auf den Siegverleiher und „Geber" alles Guten, „Gibicho-Wuotan." — Fort mit den afterredenden Philistern und den theetrinkenden Studenten, die nun auch schon längst in „Walhöll" eingezogen sind! Was ist am Ende verloren an dem Treiben und dem Leben jener Musensöhne und ihrer Manichäer? Das spätere durch die Freiheitskriege und durch politische Schwärmereien gehobene Studentenleben hatte wohl einen bedeutenderen Inhalt, zumal wenn wie damals in Halle ein reges und von idealer Triebfeder bewegtes Interesse für die edle, aber nichtsnutzige griechische Wissenschaft jenem Leben eine höhere Weihe gab. — Auch das ist nun vorbei, und ein neues Geschlecht mit anderer Weltanschauung und andern Zielen bewegt sich in den Ganen „Rudeici und Reletici", deren Felsen und Höhen nun schon auf so manches Menschenexemplar der verschiedensten Kulturstufen herabgeblickt haben. Hier im tiefen Saalstrom spiegelte sich einst die Rüstung wendischer Krieger und der Waffenschmuck gewaltiger Sachsenhelden. Diese Fluthen nahmen den lockeren Ritter der deutschen Kaiserzeit auf, der den kühnen Sprung von jenem Thurm wagte, und trugen später spanisches Kriegsvolk und deutsche Landsknechte. Von einem Menschenalter zum andern haben Menschen mit andern Kleidern und andern Köpfen an diesem Strande gewandelt, unverändert stehen nur die Felsen, und unverändert rollt der prächtige, nixenbelebte Saalstrom seine silbernen Wogen dahin. — Auch wenn wir längst zu Staub und Asche geworden, werden jene Felsen unerschütterlich stehen in der blinkenden Fluth, vernünftigere Menschen als wir werden dann zu diesen Felsen auf und zu diesem kühlen Spiegel hinabschauen, und drüben in Halle wird man viele andere wissenschaftliche Hirngespinste in die Rumpelkammern geworfen haben, welche jetzt schon mit altem Geisterzeug fast bis an die Decken vollgestopft sind.

Digitized by Google

* Die Zustände in Neapel.

Neapel, im October.

Eine allgemeine Volksabstimmung nach napoleonischem Muster ist so sehr in Mißcredit gekommen, daß die barbarischen, blutigen Ereignisse des vergangenen Sommers mit Recht die Muthmaßung veranlaßten, als sei die am 21. October 1860 im früheren Königreich beider Sizilien angeordnete Abstimmung, die bekanntlich mit 1,300,000 Stimmen „Ja“ gegen 10,000 Stimmen „Nein“ die Frage beantwortete: „Wollt ihr ein einziges, untheilbares Italien mit Victor Emanuel als constitutionellem König unter Anerkennung seiner legitimen Nachfolger“, ebenfalls eine Komödie gewesen; eine Muthmaßung, die sogar den warmen Patrioten Massimo d'Azeglio täuschte und ihn jenen berüchtigten Brief schreiben ließ, der ihm so viele Sympathieen entzogen hat. — Diese Täuschung beruhte einmal auf Entstellung der Thatsachen durch die Correspondenzen der größeren europäischen Tagesblätter, dann aber besonders auf der so oft ausgesprochenen Furcht der Neapolitaner vor der „Piemontisirung“, mit welchem Namen sie jede administrative Verfügung der erwählten Regierung beschrieen.

Nun ist zwar nicht zu läugnen, daß sich die neue Regierung aus Mangel an Kenntniß der Zustände dieses grade für die Piemontesen mehr als für andre Nationen abgeschlossen gewesenen Landes manche Mißgriffe hat zu Schulden kommen lassen; ferner daß die gesammte neapolitanische freigewordene Presse, die von dem offenbaren Organ Mazini's an bis zum Bannerträger der Reaction alle Schattirungen der öffentlichen Meinung vertritt, wegen jener Mißgriffe die Regierung täglich auf's heftigste angegriffen hat. Diese gegenseitigen Schwierigkeiten schlossen aber niemals den Haß gegen das bourbonische Regiment aus, und wahrlich thar der enthronte König alles Mögliche, um diesen Haß zu nähren und sogar dahin zu verpflanzen, wohin der Sturmwind der Revolution kaum einige Saatkörner geführt.

Die Abstimmung in Neapel war eine ausrichtige, wenn auch ohne die damalige Begeisterung das Stimmenverhältniß wohl ein anderes gewesen wäre. In dem „Ja“ lag negativerweise das Nichtwollen der bourbonischen Dynastie. Sehen wir nun auf der einen Seite, wie dieser Haß genährt wird, so bemerken wir auf der anderen, daß der Unterschied zwischen dem schroffen Charakter der Piemontesen und dem schwankenden, erschlafften der Neapolitaner durch Assimilirung des letzteren sichtlich mehr und mehr ausgeglichen wird, und die etwas schiefe Stellung der seit vielen Jahren so übermäßig vom Glück begünstigten piemontesischen Nation zu der neapolitanischen in der Regel, wobei die Zahl der Ausnahmen allerdings keine geringe ist, mit so viel Zartgefühl, Vorsicht, Selbstüberwindung und Aufopferung geebnet wird, daß allein dadurch dem Bestande des italienischen Reichs die besten Garantieen geboten werden.

Zu gleicher Zeit jedoch hatten diese unzähligen Rücksichtnahmen das Räuberwesen zu solcher bedrohlichen Ausdehnung gebracht, daß eine momentane Anarchie keineswegs ins Bereich der Unmöglichkeiten gehörte. Der Ursprung dieser Räubereien datirt von alter Zeit her; die von den Touristenstraßen abgelegenen Gegenden waren niemals davon befreit, und wie in der nächsten Umgegend von Neapel, z. B. in Puzzuoli, Bajä, die Einwohner sich nicht scheuten, den durchreisenden Fremden anzubetteln, so galt der räuberische Unterhalt in jenen Gegenden bei Vielen als ein zwar nicht erlaubter, aber leicht zu absolvirender Erwerb, der nur in dem Falle verhängnißvoll, ein Unglück für den Verüber wurde, wenn die Behörde nach Entdeckung desselben die Einfangung und etwaige Verurtheilung zu den Galeeren bequem genug fand. Der Wechsel der Behörden, die Umgestaltung aller Civileinrichtungen führt natürlich immer eine gewisse Stockung mit sich; was früher aus Bequemlichkeit vernachlässigt worden, ließ man jetzt aus Mangel an Zeit und Ordnung geben, bei der laxen Moral wurde das Gesindel immer kühner, und der Hang zum Abenteuerlichen, Phantastischen vergrößerte außerdem das Contingent der romanischen Fra Diavolos. Dieser Elemente bedienten sich dann die Emissäre Franz II., die noch besonders ihren Einfluß auf die aufgelöste bourbonische Armee verwandten, und so bewirkten die nicht unbedeutenden Summen Geldes und die ganz bedeutenden Versprechungen, die der übelberathene junge ehemalige Monarch ausfandte, die Formirung großer Haufen, denen man eine gewisse Disciplin und Taktik nicht absprechen kann und zu deren Vernichtung oder Auseinandersprengung bald nicht mehr einzelne Compagnieen genügten, sondern strategische Bewegungen größerer Truppenabtheilungen erforderlich wurden, wobei ich noch bemerke, daß trotz alledem, von der Hauptstadt ganz zu schweigen, in keiner einzigen Provinzialhauptstadt Ruhestörungen vorgekommen sind, diese vielmehr fast ausschließlich in kleinen Dörfern, deren Einwohnerschaft leicht und bald eingeschüchtert war, stattgefunden haben. — Nun, da ich dieses schreibe, ist man dieser Gährung Herr geworden; dem Handel, der Industrie, der nothwendigen socialen Entwicklung ist sie indessen hemmend genug in den Weg getreten.

Alle diese Umstände sind zu berücksichtigen, will man die socialen Errungenschaften richtig würdigen.

Dem zur See ankommenden Fremden muß zunächst die Vereinfachung der Paßschereereien wohlthun. Um derselben ganz überhoben zu sein, müßte man erst den neapolitanischen Charakter ändern, und dazu bedarf es Generationen; aber den Zeitaufenthalt kann man doch auf ein Viertel des früheren Maßes zurückgeführt annehmen; dabei herrscht anständige Höflichkeit statt des früheren bettelhaften Benehmens. Die sogar auffällig sorgfältig gekleideten Diener der öffentlichen Sicherheit steuern auch wenigstens in etwas der Zudringlichkeit der Packträger und Kutscher und zeichnen sich vortheilhaft vor dem schmutzigen Gesindel der bourbonischen Polizei aus, dem jene Belästigungen der Fremden ganz in der Ordnung zu sein schienen.

Begeben wir uns in das Museum, so treten uns da gleich Errungenschaften entgegen. Zwar hat man im ersten Eifer gegen alle Erinnerungen an die Bourbonen die große Canova'sche Statue Ferdinands I., dem doch das Museum seine Hauptschätze verdankt, von der Treppe fort und in den Keller geschafft, dagegen ist den Custoden bei Androhung des Verlustes ihrer Stelle untersagt, von den Besuchern auch nur die geringste Gabe anzunehmen. Das vermauert gewesene geheime Cabinet hat seine Schätze herausgeben müssen, und die Venus Kallipygos bietet auf's Neue Archäologen und Kunstliebhabern Stoff zur Diskussion. Einer vollständigen Umwandlung, d. h. geeigneteren Aufstellung, wird zunächst das Kabinet der großen Bronzen unterzogen, dessen kostbare Sammlung erst jüngst durch einige sehr charakteristische Thiere, neue pompejanische Funde, bereichert ist. Ferner ist das Museum in den Vormittagsstunden der Sonntage geöffnet, wodurch besonders dem in der Woche beschäftigten Mittelstande Gelegenheit zu mannichfacher Anregung geboten wird.

Wenden wir uns nach Pompeji, so sehen wir da die Ausgrabungen unter der Leitung des strebsamen Fiorelli mit einem Eifer betrieben, der seit der kurzen Zeit schon die erfreulichsten Resultate aufzuweisen hat und über die eine specielle Monatsschrift „Giornale degli scavi di Pompei“, von der uns das zweite Heft vorliegt, Bericht erstattet. Maler, Zeichner und

Digitized by Google

Photographen, denen sonst sowohl im Museum wie in Pompeji die größesten Hindernissen in den Weg gelegt wurden, finden durch die Liberalität der jetzigen Directoren die förderlichsten Erleichterungen.

Richten wir unsern Blick auf Schul- und Unterrichtswesen, so ist es damit allerdings, verglichen mit deutschen Einrichtungen, traurig genug bestellt. Die sanguinischen Hoffnungen englischer Frommen, daß die Religionsfreiheit, worunter sie nur immer die Ausbreitung des Evangeliums verstehen, mit der politischen Freiheit Hand in Hand gehe, beruhten auf einer gänzlichen Verkennung des italienischen Charakters. Erst nachdem der Madonnen-Kultus in die ihm gebührenden Schranken zurückgedrängt sein wird, um den Kultus des Erlösers die bevorragende Stellung einnehmen zu lassen, erst dann kann die Rede davon sein, den italienischen Charakter zur Ueberzeugung von der Kraft des Evangeliums zu bringen. Sieg genug, wenn die festen der jesuitisch-papistischen Intoleranz von den Angriffen der Vernünftigeren eine nach der andern fallen, und in dieser Hinsicht kann man grade in den neapolitanischen Provinzen einigermaßen zufrieden sein. Die Theilnahme an den asili infantili, deren Errichtung eine der ersten Schöpfungen Victor Emanuels war, nimmt wenigstens in Neapel von Woche zu Woche zu, und der Einfluß der Priester verliert zumal den Charakter der Ausschließlichkeit.

Eine der am meisten augenfälligen Errungenschaften sind jedoch die allabendlich in der Villa nazionale (früher reale) gratis stattfindenden Concerte. An und für sich und an anderen Orten würde man eine solche Einrichtung kaum so bezeichnen. Man übersehe aber nicht, daß es in dem bourbonischen Systeme lag, mirgendwo sonst größere Zusammenkünfte zu dulden, als wo der geheimen Polizei und den Spionen die Uebersicht leicht war, also besonders und eigentlich ausschließlich in den Theatern. Dies Bewußtsein war nun die Quelle allseitigen Mißtrauens und ist so tief gewurzelt, daß es langer Bemühungen bedarf, um es auszurotten. Und nun sind es eben jene Concerte, die schneller als manches andere dazu Zweck erreichen werden. Dabei schadet es nichts, daß die Musik manchmal kaum den bescheidensten Anforderungen genügt, daß mancher kleine Lazarone als Sammler von Cigarrenresten oder Feuerverkäufer, als news boy u. s. w. durch die eleganten Damentoiletten schlüpfen darf, während früher der unerbittliche Schweizer Cerberus jeden Barfüßler zurückwies: darf doch jetzt der Bürger seinem Mitbürger frei seine Meinung äußern, ohne befürchten zu müssen, daß ein Spion ihn behorche, um seinen Namen ins berüchtigte Buch der attendibili einzutragen, das die Lieblingslektüre Ferdinands II. in seinen letzten Jahren gewesen sein soll.

Wenn das Clubwesen sich hier noch nicht recht Bahn hat brechen können und im Gegentheil die ersten Versuche gescheitert sind, so mag dazu wohl mehr die Ungeeignetheit des neapolitanischen Charakters zu demselben als andre Umstände beigetragen haben. Einer derselben, der circolo partenopeo, scheint sich aber doch zu halten. Die Mitglieder desselben finden in den geräumigen Lokalitäten eine reiche Auswahl italienischer, französischer und englischer Zeitungen, ein Piano, Billards u. s. w. In dem dazu gehörenden Garten veranstaltete der Unternehmer während des Sommers Theatervorstellungen, die gegen mäßiges Eintrittsgeld dem Publikum im Allgemeinen zugänglich waren und den Charakter unserer Sommertheater wiederspiegelten. Einen hinderunden Uebelstand bildet der große Kostenaufwand, der hier in Neapel mit jedem derartigen Unternehmen verknüpft ist. — Den blühenden deutschen Gesangverein muß ich hier übergehen, da derselbe den Neapolitanern verschlossen ist, und nur noch ein Lokal erwähnen, das kurz nach Anbruch der neuen Aera besonders von fremden Kaufleuten errichtet wurde und auch die Inhaber der bedeutenderen neapolitanischen Firmen zu seinen Mitgliedern zählt, sich zwar etwas exclusiv hält, aber ebenfalls in eleganten Räumen sich manche Genüsse verschafft. Nur die Cafés und Restaurants sind bei ihrem alten Schlendrian, Unsauberkeit und schlechter Bedienung, verblieben. Doch sind für den Winter einige neue Etablissements in Aussicht gestellt, und namentlich soll das Café di Europa in die Hände eines Franzosen übergehen, der dasselbe würdiger umgestalten wird. — Der seit einer Reihe von Jahren in Angriff genommene und immer wieder liegen gelassene Wintergarten am Eingange der Villa ist so weit fertig, daß er bei geschickter Verwaltung wohl noch in dieser Saison seine Räume manchmal wird füllen können.

Daß mit dem Umschwung eine Menge neuer Journale entstanden, war naturgemäß; wenn wir jedoch von denen, die nur einige Monate oder Wochen, gar Tage gelebt haben, absehen, so ist die Gruppe klein genug, und kaum eines deckt die Kosten. Von den billigen, für die weitesten Kreise berechneten ist der Pungolo (wörtlich Stachelstock) als dasjenige zu nennen, das sich am längsten gehalten hat. Der Redacteur desselben giebt und gab in Mailand seit der Einverleibung der Lombardei ebenfalls einen Pungolo heraus und kam gleich nach der Verleihung der Verfassung durch Franz II. hierher. Ein echter „Krakehler", leistete es damals als Oppositionsblatt vortreffliche Dienste; nach Einsetzung der neuen Regierung behielt das Blatt seinen oppositionellen Charakter bei, hat sich aber in letzter Zeit bedeutend gemäßigt; obgleich sein Standpunkt ziemlich niedrig ist, wird es viel gelesen. — Weitere Kreise, von denen ich vorhin sprach, sind hier ganz anders als bei uns, wozu als Illustration dienen mag, daß neulich eine Verordnung erschien, wonach auf den Diktaterien fortan Aspiranten, die nicht lesen können, nicht berücksichtigt werden sollen. — Die Democrazia, die seit etwa drei Monaten erscheint, ist ein so einfältiges Oppositionsblatt, daß es neulich dreier Preßvergehen auf einmal schuldig befunden ist und nunmehr seinen verantwortlichen Garanten und zum Schein auch die Redaction gewechselt hat; von politischen Prinzipien ist dabei keine Rede. — Die übrigen billigen, zu einem Gran (ungefähr einem französischen sous) erschwinden Blätter, worunter einige der Regierung ergebene, sind sowohl durch ihren beschränkten Leserkreis als durch ihre Farblosigkeit ganz unbedeutend. Seit dem 1. October erscheint ein neues Morgenblatt „La Patria" mit Bianchi-Giovini, dem Verfasser einer Geschichte der Päpste, als Director. — Die größeren oder eigentlich theueren Blätter fristen sämmtlich ein kümmerliches Dasein mit Ausnahme des Giornale ufficiale, das mit den alten Kräften seine Aufgabe nicht viel schlechter erfüllt, als die meisten officiellen Blätter. Der Nazionale, ein regierungsfreundliches Organ, erhielt von der Regierung eine Unterstützung von 500 oder 1000 Ducati; seine Redacteure waren unter denjenigen Deputirten, denen bei ihrer Rückkehr von Turin ein Chorwarn dargebracht wurde. Das Blatt schlägt einen sehr gelehrten Ton an, ist aber im Grunde trocken, schwerfällig und kurzsichtig. — Das am besten redigirte Blatt endlich ist das Popolo d'Italia, Organ Mazini's, das aber nur mittelst der Unterstützungen von Seiten der republikanischen Partei lebt, deren entschiedenste Führer sich auch an der Redaction betheiligen. Zu bewundern ist die Vorsicht, mit der es die Klippen der Censur umschifft; sein Stil ist glänzend. Es ist gut unterrichtet und bringt Originalcorrespondenzen sogar von Leipzig, Berlin und dem Rhein.

K. N.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Lessing-Studien. Von G. Hebler. — Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Von M. Perty. — Die Zigeuner. Eine wissenschaftliche Monographie nach historischen Quellen. Von E. Steinbeck. — Bekennen und Erkennen. Novelle. Von Anna Löhn. — Das Spiel und die Spiele. Ein Beitrag zur Psychologie. Von Julius Schaller. — An der polnischen Grenze. Ein Lebensbild. Von Julie Burow. — Gregor von Heimburg. Ein Beitrag zur deutschen Geschichte des 15. Jahrhunderts. Von Gl. Brockaus. — Für das Haus. Liedergabe. Von Julius Sturm.

* Der lange erwartete dritte Band der Geschichte der preußischen Politik von Droysen erscheint im November; den Inhalt bildet die Zeit des großen Kurfürsten.

* Wie erhalten eine neue Lieferung vom deutschen Wörterbuche der Brüder Grimm, die sechste des zweiten Bandes, mit welcher das Werk in den Buchstaben f eintritt. Das Heft enthält die Artikel von „ewig" bis „felfalter."

* In einigen Tagen erscheint ein Nekrolog des jüngst verstorbenen Historikers Friedrich Christof Schlosser von Gervinus; ein Denkstein, welchen der Schüler dem Lehrer setzt. — Agnese Schebest, die Gattin von David Strauß, hat ein neues Werk geschrieben, welches betitelt ist: „Rede und Geberde. Studien über mündlichen Vortrag und plastischen Ausdruck." Die Verfasserin war bekanntlich einst dramatische Künstlerin und Sängerin von großem Ruf. — Die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" von Gustav Freytag haben eine dritte Auf-

Digitized by Google

lage erlebt; eine neue Folge dieses Werkes wird in Aussicht gestellt. — Ein neuer Roman von Otto Müllner, „Aus Petrarca's alten Tagen“, ist in Kurzem zu erwarten.

*„ Wie aus den römischen Bischöfen Päpste wurden, so heißt eine soeben bei J. H. Wedel in Zeitz erschienene kleine Schrift von Laurentius Balla II., welche wir als höchst zeitgemäß und nützlich bezeichnen können. Der pseudonyme Verfasser giebt auf 89 Seiten eine zwar sehr kurze, aber klare und sich an unwiderlegliche Thatsachen lehnende Entwicklungsgeschichte der päpstlichen Hierarchie. Es ist damit freilich nichts Neues gebracht, aber die Zusammenstellung ist gut und empfiehlt sich durch ihre Klatheit als fruchtbringende Lectüre fürs Volk. Wir wünschen derselben die weiteste Verbreitung und hoffen, daß sich Jemand findet, der dieselbe mit einigen zweckdienlichen Abänderungen ins Italienische übersetzt; in Italien möchte das Schriftchen noch mehr am Platze sein als bei uns. Doch fällt uns eben bei, daß in Italien, Dank der Priesterherrschaft, der größte Theil des Volks nicht lesen kann.

* Vor einigen Tagen hat Johanna Wagner in Berlin ihre zweite Schauspielrolle gegeben, die Maria Stuart. Die Berliner Kritiken lauten nicht mehr so günstig wie bei der Jphigenie; nur die plastische Darstellung wird von allen Seiten als vollendet anerkannt, dagegen findet man im Uebrigen viel auszusetzen. Als Maria Stuart betonte die Künstlerin zu sehr die gefangene Königin, zu wenig die liebende, leicht entzündbare Frau.

* Musikalische Notizen. Die bekannte musikalische Theoretiker A. B. Marx in Berlin hat ein Werk über Gluck und die Oper geschrieben. — Das neue Hoftheater, welches mit sehr großem Kostenaufwand in Braunschweig erbaut worden, ist am ersten October eingeweiht; man zählt es zu den schönsten Theatergebäuden unserer Zeit. Die Oper machte den Anfang mit dem Tannhäuser. — Jn Opernhause zu Berlin spielt jetzt abermals eine italienische Gesellschaft, bei welcher neben der schon im vorigen Jahre gefeierten Signora Trebelli zwei Schwestern Marchisio, namentlich die ältere, glänzende Erfolge haben. Diese Signora Barbara Marchisio ist noch sehr jung, aber bereits eine Künstlerin ersten Ranges. — Die geringe Production auf dem Gebiete der deutschen Oper öffnet den französischen Werken dieser Gattung wieder die Bühnen. An vielen Orten wird der „Faust“ von Gounod gegeben, findet aber sehr widersprechende Urtheile. Viel Glück macht die komische Oper „das Glöckchen des Eremiten“ von Maillart. Offenbachs „Genoveva“ ist dagegen schon wieder verschollen. — Das jüngst in Birmingham in England stattgehabte Musikfest hatte in dortiger Weise die colossalsten Verhältnisse. Man brachte mit 332 Sängern und 140 Jnstrumentalisten nicht weniger als sechs große Oratorien neben der Beethovenschen Messe zur Ausführung, nämlich von Händel den Messias, Samson, Jsrael und Judas Maccabäus, von Haydn die Schöpfung, von Mendelssohn den Elias. Den größesten Zuspruch hatte der Messias; die Einnahme in sämmtlichen Concerten belief sich auf 70,000 Thaler.

* Bremen, 16. October. Die Concerte des hervorstehenden Winters werden seinen leichten Stand haben, da die Oper sich der allergrößesten Theilnahme des Publikums erfreut. Das übt einen Druck auf den Besuch der Concertsäle aus, und die betreffenden Unternehmungen haben Mühe sich zu behaupten. Einige Vorläufer der Saison waren schon da. Die Herren Jacobsohn, Weber, Krollmann und Weingardt, welche zu einem Cyclus von Soiréen für Kammermusik sich vereinigt haben, begannen am 10. und bewiesen, daß sie mit Eifer und Liebe sich auf ihre Vorträge vorbereitet haben. Unter denselben erregte besonders das Quartett von Cherubini in Es die lebhafte und tiefe Theilnahme der Zuhörer, welche allen sorgfältig ausgeführten Theilen der schönen Composition, namentlich dem prachtvollen Scherzo, mit großem Jnteresse folgten. Das seit mehreren Jahren bestehende und allgemeiner Gunst sich erfreuende Quartett der Herren Böttjer, Arnold, Sachse und Cahsius begann gestern seine Thätigkeit. Unter den drei Gaben des Abends haben wir besonders das Trio in A moll (Secrade) von Ferdinand Hiller hervor, eine in den anmuthigsten Formen sich bewegende Tondichtung, die sich vorzüglich durch ein sehr kunstvoll gearbeitetes, reizendes Scherzo auszeichnet. Die vom Componisten mit der ihm eignen Feinheit und Meisterschaft behandelte Clavierpartie war durch Herrn D. Engel, den wir leider viel seltener hören, als es der Fall sein sollte, vorzüglich vertreten.

Ein Standbild des heiligen Lucas.

Bremen, 16. October.

* Der heilige Lucas ist uns zwei Tage zu früh geboren; wir erwarteten ihn erst an seinem Namensfeste, das zugleich der Tag der Völkerschlacht bei Leipzig ist. Aber schon heute Morgen überraschte uns seine Erscheinung; da stand er unter seinem Bannerspruche an der Façade der Künstlerhalle, fleißig an der Madonna malend, um uns zu zeigen, daß unter allen Aposteln, Evangelisten und sonstigen Heiligen er allein es ist, der die oft besprochene und oft besungene Verbindung der Kunst mit der Kirche unter seinen Schutz zu nehmen vermag. Und warum vermag er das? Ja er etwa der Patron der bildenden Künste überhaupt? Das ist er leider nicht. Die bildenden Künste in ihrer Gesammtheit haben keinen Heiligen zu ihrem Patron, sondern nur die Malerei, die jüngste der drei Schwestern, kann sich dieses Glückes rühmen. Und daß sie dies kann, ist auch nicht viel mehr als ein Zufall, der, ich weiß nicht wie, seine Hand im Spiele hatte, als durch den Geschichtschreiber Nicephorus und den Mönch Simeon Metaphrastes im 14. Jahrhundert die Sage emportauchte, daß der Evangelist Lucas ein Maler gewesen sei. Daß man in Rom der Sage Glauben schenkte, obwohl man doch recht gut wußte, daß Lucas ein Arzt (Col. IV., 11) und also wohl kein Maler war, ist freilich leicht zu erklären. Man ergriff mit Freuden die Gelegenheit, um eine Menge uralter, großentheils byzantinischer Madonnenbilder einem Zeitgenossen der heiligen Jungfrau zuzuschreiben, also ihre Aehnlichkeit dadurch zu documentiren und sie zum Gegenstande besonderer Verehrung zu machen. Was für ein unermeßlicher Schatz in solchen Bildern Recke, wenn es hieß, Lucas selber habe sie gemalt! Und dieser Zweck gelang vollkommen; die Zahl der verehrten Madonnenbilder stieg ins Unglaubliche und ist auch jetzt noch, nachdem der Glaube an die Autorschaft des heiligen Lucas mehrfach erschüttert ist, nicht unbedeutend. Der Glaube schwand, aber die schöne Sage bestand und besteht hoffentlich noch so lange, als überhaupt die Kirche der Kunst und die Kunst der Kirche bedarf. Von ersterem Bedürfniß verspürt man freilich in Bremen weniger als von letzterem.

Daß die Künstlerhalle eines heiligen Schutzes bedarf, gestand sie schon vor vier Jahren bei ihrem Entstehen, als sie durch Gemälde von Baldachin den Beschluß kund that, ihre Verbindung mit der Kirche „kalthunkisch“ durch ein sichtbares Zeichen zu documentiren. Und dieses sichtbare Zeichen sollte der sein, unter dessen Schutz die Malerei steht. So entstand unter den Händen des Bildhauers Diedrich Kropp der heilige Lucas, der sich, ich weiß nicht auf welchen Gebeiß, ungeahnt auf den ihm gebührenden Platz emporschwang. Und doch kam er weder ungerufen, noch unbetufen. Denn wenn irgend eine Statue dazu berufen ist, unsre Verbindung der Kunst mit der Kirche auszudrücken, so ist es diese. Jn edler, kräftiger Haltung steht sie da, evangelische Würde mit künstlerischem Geiste vereinend. Auf die Tafel, welche die Linke hält, zeichnet die Rechte das Bild der heiligen Jungfrau. Lang herab in trefflichen Falten fällt der Mantel, lang herab wallt der Bart des Evangelisten, wie ihn das alte Malerbuch vom Berge Athos vorschreibt. So ist der Lucas das wohlgelungenste der ausgestellten Werke des in seiner Kunst noch jugendlichen Meisters, der später als die meisten seiner Kunstgenossen zur Bildnerei gelangte. Mit warmem Eifer lag er ihr in München (1851—53) und unter Hähnel's Leitung in Dresden (bis 1858) ob, wo er an der Ausführung der Statuen für das neue Museum thätig war. Nach kurzem Aufenthalte in seiner Vaterstadt, dem wir das Denkmal auf Riem's Grabe verdanken, pilgerte er zum Elbestrand aller Künste, nach Rom, von wo er nach dreijährigem Verweilen reich an Entwürfen und Planen an uns zurückkehrte. Dem außer dem Lucas beschäftigten ihn in den letzten Monaten die Skizzen zu einem Schillerstandbilde für Hamburg, und zu den Statuen Homer's und Dante's für die großen Nischen der Vorhalle der hiesigen Kunsthalle. Die Auffassung des Schiller ist durchaus neu, und ehe die Statue Rietschel's ist; um den obersten Aufsatz des hohen Postamentes zieht sich ein sinnvoller Kranz von Haus- und Bäckerlei-Scenen aus den Dramen und Balladen des Dichters. Vier der dramatischen Hauptgestalten an den vier abgefasten Ecken.

Dem Wunsche, das wohlgedachte Werk im Großen ausgeführt zu sehen, stellt sich der freilich schwer damit vereinbarte Wunsch entgegen, daß wenigstens für die nächsten Jahre der Künstler hier Gelegenheit finden möge, unseren monumentalen Neubauten, den fertigen wie den werdenden, den ihnen gebührenden plastischen Schmuck zu verleihen.

H. A. M.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Portozuschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 43. Bremen, 27. October. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Caroline Friederike Neuber. Von **Ed. Gerber.**
Zur Geschichte der Abendlaubens. Von **Leonhard Freund.**
Meteor; nach Alfred de Vigny.
Literatur und Kunst.

* Caroline Friederike Neuber.

Von Ed. Gerber.

Der Keim des deutschen Drama wie der deutschen Schauspielkunst lag wahrscheinlich in den religiösen Prozessionen. Größere Entwickelung bewirkten die Fastnachtspiele, die zuerst in einem lateinischen Gewande an Festen zum Andenken der Geburt und Leiden Christi in Klöstern und Kirchen begangen wurden*). Die allmälige Ausbildung der Fastnachtsspiele förderten Nürnbergs Meistersänger Hans Folz und Hans Rosenplüt, der Schneyperer (Schwätzer), durch ihre Arbeiten (1450). Augsburg und Nürnberg waren die vornehmsten Pflanzstätten dieser Lustbarkeiten, die aus Religionsgeschichten, der Fabel oder sonst einer wahren Begebenheit entnommen, in Anlage und Durchführung aber eine buntscheckige, mit den niedrigsten Späßen gemischte Abgeschmacktheit zeigten. Als die älteste deutsche Tragödie gilt eine geistliche im Geschmack der Mysterien verfaßte „Apotheosis Johannis VIII. P. R. Ein schön Spiel von Fraw Jutten, welche Babst zu Rom gewesen“ u. s. w., von dem Meßpfaffen Theodorich Schernberk (1480), abgedruckt in Gottscheds Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst. Bd. II. S. 81. Nach einigen bald darauf erschienenen Uebersetzungen des Terenz ward 1498 eine lateinische Originalkomödie von Reuchlin, unter dem Titel: Joannis Reuchlini Phorcensis scenica progymnasmata, später von Hans Sachs verdeutscht, gedruckt, die der mit Reuchlin's rothem Baret, seinem Doctorhute, belohnte Melanchthon mit einigen seiner Mitschüler zu Pforzheim »ihm zu Ehren und zum Vergnügen vorgestellet.«

Nachahmungen der Klosterkomödien waren in den protestantischen Landen die »Schulschauspiele«, deren Ausbildung vorzüglich Jacob Ayrer, Paul Rebhuhn, dann Opitz, Gryphius und Lohenstein förderten. Das Schauspielwesen im 16. und 17. Jahrhundert betrieben Handwerker, Tüncher, Dachdecker ꝛc., zum Theil zünftige Meistersänger, als Nebengeschäft in Gilden, wovon sich heute noch Spuren nachweisen ließen, auch führten die Mitglieder einen Gruß. Die Nürnberger Chronik nennt z. B. einen jungen Bürstenbinder, Porschka, der »eine Jungfrau so gut zu spielen gewußt habe, daß es ihm keine Weibsperson zuvor thun können«, und ein Hochzeitbitter, Teisinger, wird in den Rollen der Teufel und »türkischen Leyser« gerühmt. Zu Altdorf fand man noch 1715 einen Nürnberger Handwerker eingeschrieben: »Wolfgang Dorsch, Scheibenzieher und Komödiant.« Die Bühne, auf Marktplätzen aufgeschlagen, bedurfte des starken Personals wegen viel Raum; denn z. B. in einer von Joh. Brummer verfaßten und in Kaufbeuren 1592 gegebenen Tragico-Comoedia apostolica kamen 246, im Holzwart'schen »Saul« 100 redende und 500 stumme Personen vor.

Mit dem Auftauchen des Magisters Velthem (Veltheim, Velten) in Leipzig erstand die erste aus Studenten zusammengesetzte Truppe, der schon die Treu'sche, deren eins der besten Mitglieder der nachher als Theologe bekannte Oberhofprediger Joh. Lassenius, und die des Karl Paul vorausgegangen war. Velthem verschaffte der deutschen Bühne einige Aufmerksamkeit (1669), obgleich er mit den Vorurtheilen und dem Haß der Geistlichen arg zu ringen hatte. Unter ihm entwickelten sich die Haupt- und Staatsaktionen. Seine Gesellschaft, kurfächsische, nachmals auch königlich polnische genannt, bestand um 1683 größtentheils aus gebornen Sachsen. Die Schauspieler betitelte man selbst im Leben nach dem von ihnen bekleideten Rollenfache, z. B. Courtisan (lustige Person), Königsagent, Pantalon, Tyrannenagent. Schwülstiges Pathos durchwehte des Darstellers Rede, man nahm den Mund so voll, daß kein Wort wie bei anderen Menschen herauskommen konnte, und die Blicke schwebten stets in den Wolken. Je mehr die Gesellschaft dem Schauspieler die bürgerlichen Rechte verfagte, desto stolzer trug er sein Haupt. Im Leben erschien er fast nie ohne Degen. Nach Velthem's und seiner Gattin Tode löste sich diese Truppe 1725 auf, aus welcher zwei Schauspieler, Elendsohn in Köln und Stranitzky in Wien, neue Bühnen errichteten. In gemeinsamem Verbande leiteten auch Denner und Joh. Spiegelberg (Ekhof's Schwiegervater) zwei Truppen; die des letzten schwärmte sogar bis nach Schweden, wo die Einfalt der Landleute die Schauspieler in ihrem papiernen Flitterstaat, mit ihrer unbekannten hochtrabenden Sprache für überirdische Wesen und die Vorstellung für Zauberblösser ansah. In »Adam und Eva«, wo Gott aus den Coulissen redete, wollten sie niederfallen und beten. Darauf folgten die Banden Bock's, Haskark's und Holzwardt's, der in Hildburghausen »Hofkomödiant« war, später nach Strelitz (1726—31) zog und mit seinen Genossen Hofbedientenkleidung trug. Unter allen diesen Principalschaften hob sich die von Förster (1725) am

*) Vergl. Hermann Marggraff über die deutsche Bühne im Theaterlexikon und: Emil Knechtel, das deutsche Lustspiel in Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig, Veit und Comp., 1861.

Digitized by Google

vortheilhaftesten ab, der bald hölzerne, bald lebendige Marionetten leitete. Schönemann, Knaur, Risch, der gelehrte Ludovici, der in zwei Nächten eine Komödie schreibende Wetzell, nebst Wolka, zeichneten sich besonders bei ihm aus.

Um das Jahr 1727 entstand die Gesellschaft der Neuber. Diese merkwürdige Frau bildet den Anfang in der Geschichte des guten deutschen Schauspiels. Die deutsche Bühne verdankt ihrem Eifer und Talent den Frühglanz ihres Wohlstands, die Förderung des Nationalgeschmacks, die Erhebung aus dem verächtlichsten Jammer. Sie war Dichterin, Schauspielerin und ihrer Gesellschaft eine stellenweis zu leidenschaftliche, kühne, aber immer energische Führerin. Eine mittelmäßige Ueberseterin, schrieb sie mit unverkennbar poetischer Begabung und richtiger Beurtheilung des herrschenden Geschmacks Prologe, Vor- und Nachspiele; auch entwarf sie öfter nur Umrisse, die von den Schauspielern dann aus dem Stegreif verarbeitet wurden. Lessing äußert 1754 in einer Vorrede zu C. Mylius' Werken: „Kennen Sie den Geschmack der Neuberin? Man müßte sehr unbillig sein, wenn man dieser berühmten Schauspielerin eine vollkommene Kenntniß ihrer Kunst absprechen wollte. Sie hat männliche Ansichten; nur in einem Artikel verräth sie ihr Geschlecht. Sie tändelt ungemein gern auf dem Theater. Alle Schauspiele von ihrer Erfindung sind voller Putz, voller Verkleidung, voller Festivitäten, wunderbar und schimmernd. Vielleicht zwar kannte sie ihre Herren Leipziger, und das war vielleicht eine List von ihr, was ich für Schwachheit an ihr halte!“

Ihr Talent wußte sie als Schauspielerin durch Ursprünglichkeit, Fleiß und Nachdenken auszubilden. Die Fehler ihrer Vorgänger erkennend, verließ sie die Bahn des allzu unnatürlichen Spiels und wußte ihrer Darstellung das gesündere Gepräge der Wahrheit und Natur auszudrücken. Sie schuf in Deutschland über tragische Declamation eigne Ideen und verwirklichte deren Ausführung. Ein geistloser Schlendrian scandirte die Verse der unvollkommenen Theaterstücke, auch die prosaischen, erbärmlich; sie ist die erste Schauspielerin, welche diese Marter für den Zuhörer milderte. Sie strebte nach natürlicherer Haltung und Action und minder verzerrtem Mienenspiel. Ein Fehler, der ihr wie vielen anderen guten aus ihrer Schule hervorgegangenen Künstlern noch von der Stegreifkomödie anhing, war der, daß sie nachlässig memorirte. Bisweilen spielte sie täglich und in den verschiedensten Aufgaben. Berühmte Rollen in der Tragödie waren: Climene, Portia, Iphigenie, Elisabeth, Emilie, Alzire, Phädra, Calpurnia ꝛc.; in der Komödie besonders das „Schusterlieschen“ und die „Studenten.“ Ihr Gatte, ein leidlicher Schauspieler, gefiel sehr als „Anselmo in den Stegreifstücken.

Als Principalin hat sie um das deutsche Theater große Verdienste! Männlichen Muths, mit tiefem Gefühl für das Wahre und Schöne, opferte sie sich dem trostlosen Werk der Bühnenverbesserung. Gesund an Verstand, war sie jedoch für reife Ueberlegung zu reizbar, zu leidenschaftlich. Hätte sie bei ihrem Muth Besonnenheit besessen, dann würde sie die zahllosen Schwierigkeiten beherrscht haben. Man kannte vor ihrer Zeit keine nach gewissen conventionellen Regeln geordnete Truppe, sie gründete zuerst eine bessere äußere Einrichtung derselben durch Sitte und Ordnung. Unter ihrem Scepter zeichneten sich aus: Schönemann, Fabricius, Lorenz, Stuppig, der zuerst den „Chevalier“ charakterisirte, die Büchner, Gründler, Klefelder, Steinbrecher u. A., der vielen bei der Neuber engagirten Künstler und Künstlerinnen nicht zu gedenken, die später sich Ruhm erwarben. Die höchste Wochengage stieg auf 5 Gulden. Ein Anfänger erhielt 2 Gulden, ein Verheiratheter eben so viel Zulage. Die ledigen Männer hatten freien Tisch bei ihr; jungen Mädchen gab sie Kost und Wohnung und behandelte sie wie Pflegetöchter. Das deutsche Theater suchte sie aus den Banden der Geschmacklosigkeit durch Originale oder Uebersetzungen, die sie theils verfertigen ließ, theils selbst schrieb, zu erlösen. Es ist kein bedeutender Ort in Deutschland, wo sie nicht gespielt hätte. Fast von allen Höfen besaß sie Privilegien und fand an den Herzogen zu Merseburg, Weißenfels, Braunschweig und Holstein edelmüthige Beschützer. In Nürnberg benützte sie noch die alte Bühne ohne Dach, und die Schauspieler wurden oft durch Regenschauer zur Unterbrechung ihrer Vorstellungen gezwungen. „Als die Neuberin blühte,“ sagt Lessing, „sah es freilich um unsre dramatische Poesie sehr elend aus. Unsere Staats- und Heldenaktionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsere Lustspiele bestanden in Verkleidung und Zaubereien, und Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben.“ — Die Neuber mußte geben, was sie vorfand, aber sie gab's gleich anfangs besser, indem sie jene Possen von dem ärgsten Unrath säuberte. Auf Kostüm, obgleich sie Kenntniß davon hatte, achtete sie wenig; sie hielt es für unbedeutend und der Ausgabe nicht werth. Aus unächten, mitunter noch goldpapiernen Tressen, groben Tüchern bestand ihre Garderobe, die sich sehr langsam verschönerte. Theaterhelden und Heldinnen, jene in Allongeperrücken und gestreiften französischen Kleidern, diese in Reifröcken und Fontangen, wie es die Mode gebot. Ihr Cato, was auch Gottsched predigte, trug seine Perrücke und Zwickelstrümpfe so gut, wie ihr König im Schlaraffenlande. Die Decorationen waren den Vorstellungen mehr angepaßt. Sie war das dirigirende Haupt; ihr Gatte besorgte das Oekonomische der Bühne, führte einen gutstilisirten Briefwechsel, und sein Name stand unter den Anschlagszetteln.

Caroline Friederike Neuber ist um 1700 geboren und die Tochter eines Advokaten Weißenborn, eines harten aufbrausenden Mannes in Zwickau *). Nach ihrer Mutter Tode lebte sie einsam mit ihrem Vater; als er einst, vom Podagra gequält, sie bei verschlossener Thür mißhandeln wollte, sprang sie aus dem Fenster, indem sie von einem davor stehenden Baume glücklich zur Erde gelangte. Sie entfloh mit ihrem Geliebten, einem Zwickau'schen Schüler, Johann Neuber, und begab sich 1718 zu der in Weißenfels spielenden Spiegelberg'schen Gesellschaft, welche sie sich, als dieselbe in Verfall gerieth, vom Herzoge erbat, um damit nach Leipzig zu wandern. Die besten Mitglieder der Hoffmann'schen „Bande“ zog sie an sich; ihr größter Gewinn war der später berühmt gewordene Principal und Schauspieler Koch. Mittelst königlichen Decrets vom 8. August 1727: „Ukkunden, daß Wir, nachdem die sogenannte Haackische Bande Unserer ehemaligen Hoff-Comoedianten getrennet worden, Johann Neuber und dessen Eheweib, Friedericen, Carolinen, zu Unsern Hof-Comoedianten auf- und angenommen“, wurde ihr das Haack'sche Privilegium ertheilt. „Am Ende dieses Jehends“, berichtet Gottsched, „hatte die Neuberische Bühne auf mein Anrathen den Anfang gemacht, Trauerspiele in Versen, als den Cid (vom gch. Kriegsrath Lange in Leipzig übersetzt), den Cinna, meine Iphigenia, die Berenice u. a. m. hier in Braunschweig aufzuführen.“ 1728 im Mai pilgerte die Neuber zum Erstenmale nach Hamburg, wo die Stoltz'sche deutsche Oper damals noch der Abgott war. Die Erscheinung „hochdeutscher“ Komödianten erregte Aufsehen. Die Stücke, gewöhnlich mit dem Lockworte „lustig“ bezeichnet, waren elende extemporirte Burlesken und französische Trauerspiele. Ein von den üblichen Aufschneidereien der Landstreicherbanden gereinigter

*) Das Buches „Leben und Thaten der weltberüchtigten Frau Neuberin“, 1744, 2 Thle. 4., vom Registrator D. W. Meyer in Zwickau, auf dem Titel mit ihrem Brustbilde in Holzschnitt versehen, habe ich leider nicht habhaft werden können.

Digitized by Google

Zettel hatte z. B. schon folgenden Zuschnitt: »Heute den 3. Juni wird von den k. p. und ch. s. Hof-Comödianten den respectiven Herrn Liebhabern teutscher Schauspiele in einem lustigen Stück vorgestellt werden: wer leicht glaubt, wird leicht betrogen, oder: der Lederhändler von Bergamo. Den Beschluß macht ein lustiges Nachspiel. Der Schauplatz ist in der Fuhlentwiete neben dem Bremerschlüssel in einer Bude, wohin die Herren Liebhaber invitiret Johann Neuber.« 1729 brachte sie den Tragiker Schröter, 1730 den von Förster zu ihr übergegangenen Schönemann von Leipzig nach Hamburg. Immer mehr schwang sich ihre Gesellschaft empor. Koch fing für sie zu schreiben an, z. B. Sancio und Sinilde, ein aus Königs Oper gezogenes, gern gesehenes Trauerspiel. Ihr Hamburger Aufenthalt dauerte oft nur einige Wochen. 1731 führte sie Gottsched's sterbenden Cato, trotz seiner Langweiligkeit, mit außerordentlichem Erfolg in zehnmaliger Wiederholung in Leipzig auf. Um ihre Tragödien beliebt zu machen, gab sie unt. and. mit großem Pomp die von Pantke übertragene Racine'sche Berenice; zum Schluß ein lustiges Nachspiel: die verliebten Geister. Im Jahre 1733 kehrte sie nach Leipzig zurück — August der Starke war gestorben — und spielte vom April bis Anfangs Juni, alte und neue, lustige und klägliche Stücke mitbringend. Am 27. April gab sie z. B. »der Schmarotzer, oder das Leipziger Rosenthal und der lustige Spaziergang nach Golitz, in welchem nicht mehr als 25 meist lustige Personen auftreten«, und am 5. Juni zum erstenmale. Die Horazier, Tr. in 5 Handlungen von dem Hamburger Georg Behrmann, der sich ihrer mit patriotischem Eifer angenommen. Dann folgte eine neue Arbeit von Pikander (Henrici): die vertauschten Bräute, oder: die Liebe in den Schäferhütten, ingleichen der Schulmeister von Flegelsbeld. Als sie nun in Braunschweig spielte, wußte in ihrer Abwesenheit der vormals bei ihr engagirte Harlekin, Joseph Ferdinand Müller, sie aus ihrem Schauplatze (Fleischhaus) und Privilegium zu verdrängen. Eine Stelle ihrer Eingabe vom 21. April 1734 führt an: Nach dem Ableben Königs Friedrich August I. habe sie und ihr Mann sich um Erneuerung des Privilegiums bei der ersten Instanz, dem Oberhofmarschall-Amte, gemeldet, worauf sie auch die Resolution erhalten, daß ihnen nach aufgehobener Trauer zu Meß- und anderen erlaubten Zeiten im Lande zu agiren nachgelassen seyn solle. Bei dieser Interims-Vergleichung hätten sie sich auch beruhigt, unterdessen aber habe Müller einen Canal gefunden, das Privilegium für sich auszuwirken. — Sie hätten den Schauplatz nicht bloß reparirt, sondern ganz eingerichtet, und ehe sie die Vergünstigung den quästionirten Boden dergestalt zu apriren erhalten, viele Jahre sich bemühen müssen, hernach nach erfolgter Vergünstigung die Ehre gehabt, welche keinem Komödianten vor ihnen widerfahren, mit einem so honorablen Collegio als dem Rath zu Leipzig zu contrahiren, überdies auf denen darauf verwandten Kosten sich alle erfinnliche und meistens aus ihrer eigenen Erfindung gestoffene Mühe gegeben. »Wir erbieten uns kraft dieses, daß wir niemals eine von Müllers Comödien vorstellen, auch die Art, deren er sich in seinen gedruckten Anzeigen rationo der Anpreißung seiner piecen gebraucht, gänzlich vermeiden, niemand von seiner Bande zu uns nehmen, und ihm abspenstig machen, auch ihm zu Gefallen keine Comoedien auch sogar Tragoedien, welche mit Harlequins Lustbarkeit untermenget, machen wollen. Unsere Bemühung ist überhaupt jederzeit dahin gegangen, in unseren Vorstellungen die strengste Moral beyzubehalten, alle leere Possen und unerbare Zweydeutigkeiten zu vermeiden, und welches der eigentliche und vernünftige Endzweck des Schau-Platzes seyn soll, die Zuschauer nicht sowohl zum Lachen zu reizen, als solche zu verbessern. Diese Bemühung, da sie dem gemeinen Wesen nicht anders als verträglich ist, und unter denen Polizey-Sachen allerdings ihren Platz verdienet, wird hoffentlich Ew. kön. Maj. allergn. Beherzigung nicht ganz unwürdig seyn, zumahl da dabei eine Gesellschaft, die aus lauter Landes-Kindern und eingebohrenen Unterthanen Ew. königl. Maj. bestehet, concurriret, welche vor Ergreifung dieses metier ihre Studien exoliret, und nicht nur mit einem rohen Vorsatz und auf Trieb zu einer unbändigen Lebens-Art, sondern mit Ueberlegung sich in dergleichen Societaet begeben.« In einem poetischen Memoriale an die Königin schreibt die Neuber dann:

> Wenn dir es nur bekannt, was wir dem Lande nützen,
> Mit was für Ehrfurcht wir uns ordentlich bestreben,
> Es könnt unmöglich seyn du gönntest uns das Leben.
> Ach, große Königin, sieh uns nur einmal spielen,
> Dann wird dein reiner Geist selbst diese Wahrheit fühlen,
> Wie unser Schauplatz Schand und leere Possen flieht,
> Zu deines Landes Ruhm die Kunst recht zu erhöhn,
> Wir würden ganz gewiß bei dir in Gnaden stehn. —
> Sieh nur von unster Kunst ein Lust-, ein Trauerspiel,
> Und sagen, es geschieht den Leuten doch zu viel!

Ihre Schritte, selbst Brühl's Fürsprache, blieben vergeblich, und sie erhaute nun vor dem Grimma'schen Thore eine Bude. Später benutzte sie Quandt's Hof. Nach einigen Streifzügen spielte sie 1735 vom 18. April bis 5. December in Hamburg und gab z. B. Regnard's Spieler, Racine's Britannicus, Moliere's Geizigen. Aber die Späße des Harlekins machten weit mehr Glück als die Trauerspiele. Die Neuber ärgerte sich darüber und gab vorwiegend ernste Stücke, machte aber schlechte Einnahmen. Erbittert darüber, wollte sie am 5. December schließen und lud dazu also ein: »Allen denen, die uns oft und gern gesehen haben, die uns nicht haben sehen können, die uns nicht haben sehen dürfen, und die uns nicht haben sehen wollen, zu Ehren und schuldigster Dankbarkeit wird heute zum Abschied ein deutsches Vorspiel nebst einem Schauspiel zugeeignet und aufgeführet, von den kön. poln. churf. sächs. Hochf. Bryschw. Lüneb. Wolfenb. Hof-Komödianten. Das Vorspiel wird genannt: die Umstände. Der Schauspielkunst in allen vier Jahreszeiten. Die Auszierungen des Theaters sind neu dazu verfertigt worden. Das Schauspiel wird genannt: Britannicus, und ist a. d. Fr. d. H. Racine übersetzt. Den Beschluß macht ein lustiges Nachspiel. Zum Letztenmale, Montag d. 5. Dez. 1735. Johann Neuber.« — Auf Ansuchen des präsidirenden Bürgermeisters Rendorp ward schon Mittags um 1 Uhr die Aufführung vom Senat verboten. Mit großem Verlust zog sie ab. Herzog Friedrich von Holstein wurde ihr nun in Kiel ein Beschützer. 1736 war sie in Straßburg, 1737 dann wieder einige Wochen in Hamburg.

Im September 1737 ging sie nach Leipzig, wo Gottsched die zeitweise Dictatur in der deutschen Literatur eben nur dadurch gewonnen, daß er den damaligen französischen Geschmack zum Gesetz erhob und systematisirte. Hier war es, wo die Neuber auf sein Drängen in der Bude vor dem Grimma'schen Thore ein Autodafe über Harlekin verhängte, wozu sie ein leider nicht mehr vorhandenes Vorspiel geschrieben; auch über dessen Ausführung liegt nichts Bestimmtes vor. Vortheilhafter wär's freilich gewesen, den Harlekin, statt ihn zu verbannen, zu verfeinern und der Zeit anzupassen. Gottsched's Unfruchtbarkeit wenigstens konnte aus dieser That nichts Erspriessliches folgen lassen. Seine übertriebene Einseitigkeit, sein steifer Pedantismus erlag zuletzt dem Spott. Wirklich hatte man den Hanswurst auch nur dem Namen nach begraben, denn er schmuggelte sich wieder als »Hänschen« oder »Peter« auf's Theater, trug statt eines bunten ein weißes Jäckchen, und die Neuber spielte mit ihm als Hauptrolle viele Stücke, ja er erdreistete sich sogar später wieder in seiner alten

Digitized by Google

Tracht sich zu zeigen, bis er endlich ganz von den Brettern verschwand.

Im Frühjahr 1732 kam sie ohne Harlekin nach Hamburg, machte aber mit dessen Stellvertreter im Jäckchen ohne Pritsche kein Glück. Der Besuch ihrer Vorstellungen, auch der ernsten, worunter Cinna und Phädra, war schwach. Sie ging dann nach Kiel, wo sie eine ihrer besten Schauspielerinnen verlor, da dieselbe heirathete; sie übernahm deren Rollen mit und war rastlos thätig. In einem Lustspiel-Gespräch im Reiche der Todten gab sie drei Rollen, nämlich Studenten von Leipzig, Halle und Jena. Als sie 1739 abermals nach Hamburg kam, trieb sie es ganz anders als zuvor und legte alles Gewicht auf Decoration, Costüm und Ausstattung mit allem möglichen Flitterstaat. Aber auch damit wollte es nicht nach Wunsch gehen. Die Lust an der Oper, welche einst an derselben Stelle ihren Glanz entfaltet und alle Welt entzückt hatte, lebte wieder auf, und gegen diese verblichen die Anstrengungen der Neuber. Ueberdies gab es in ihrer Gesellschaft Zwist und Unzufriedenheit über die Anordnungen der Prinzipalin und die Gagen, so daß sie viel Aerger hatte und nirgends kräftige Unterstützung fand. Die Einnahmen wurden immer kleiner, die Schulden immer größer; ein Versuch, durch eine Subscription bei den reichen Leuten Unterstützung zu erhalten, mißlang. Da erhielt sie, wahrscheinlich durch Vermittelung ihres Gönners des Herzogs von Holstein, eine Aufforderung, nach Petersburg zu kommen, um vor der Kaiserin Anna zu spielen. Nun war sie gerettet und lebte wieder auf, konnte es denn auch, da der alte Muth wiederkehrte, nicht unterlassen, ihren Feinden beim Abschied eins zu versetzen. Sie ließ im Januar 1740 in einer Abschiedsrede, welche sie selbst mit ihren Mitgliedern Suppig, Fabricius und Meyer abwechselnd vortrug, ihrem Aerger und Hohn freien Lauf. Die anzüglichste Stelle lautet so:

Ihr Freunde habt Geduld! heut geh's die Feinde an,
weil sie der Rang betrift, und sie sehr viel gethan
zu meinem Untergang. Ich will mich nicht beschweren
und sie aus Dankbarkeit vielmehr noch dafür ehren.
Hier hält mich wenig Gunst und kein Verdienst zurück,
Drum gönnet wenigstens Euch und mir dieses Glück,
Daß Ihr uns nicht mehr seht. Vielleicht daß Zeiten kommen,
In welchen Ihr und wir in allem zugenommen,
was unser Schauspiel groß und Euch mehr kenntlich macht:
nur geht auf den Hanswurst in Zukunft besser Acht,
daß er nicht Hungers stirbt und Euch mehr Schulden spielet
in seinem Zotenstaat, die Ihr im Herzen fühlet.
Verschreibt Euch einen Mann, geschickt zum Arlequin
aus unbekannter Luft. Laßt ihn bei Euch erziehn,
belehrt ihn, macht ihn groß, und gebt ihm Eure Werke
recht mit Gelehrsamkeit, mit größter Beredtsamkeit:
zum Segen schützet ihn, nehmt ihn zum Vorbild an,
Vielleicht daß dieser Euch geschickter bessern kann,
wenn Ihr den Unterschied von wahr und falschen Sachen
an ihm erkennen lernt, und Euch könnt besser machen.

In Petersburg, wo schon zu Peters des Großen Zeiten eine erbärmliche Bande unter einem gewissen Mann ihr Unwesen getrieben hatte, verursachte Oberhofmarschall Löwenwalde, ein Begünstiger der italienischen Komödie, der Neuber viel herben Verdruß. Nach dem bald erfolgten Tode der Kaiserin und da sie nicht einmal ihr rückständiges Geld zu erhalten vermochte, ging's wieder der Heimat zu, und sie traf 1741 in Leipzig ein. Vom Jahre 1740 an, schreibt Ekhof, verließ sie das Glück. Eine ausschweifende Lebensart, die fast gewöhnliche Folge des Hochmuths und der Armuth, machte vollends ihrer Prinzipalschaft und ihrem guten Ruf ein Ende. In einem Briefe an Löwen vom 7. März 1766 berichtet Ekhof: „Die Kritiken, der Bau in Leipzig und die Verzweiflung hatten sie verdrießlich, arm, faul und üppig gemacht. Nun kam der Hochmuth dazu und legte den Grund zu ihrem nachmaligen Untergange. Schon 1739 war die Freundschaft zwischen ihr und Gottsched in's Wanken gerathen. In der ersten Ausgabe seiner „kritischen Dichtkunst“ schrieb er noch: „Es lässet sich nicht nur der jetzige Director, Herr Neuber, äußerst angelegen sein, die deutsche Bühne auf den Fuß der alten griechischen und neuen französischen zu setzen, sondern seine Ehegattin hat sich in allen möglichen Rollen, so zu spielen vorkommen können, so viel Beyfall durch ihre Action erworben, daß es ihr schwerlich ein Frauenzimmer zuworthun wird.“ In den folgenden Ausgaben wurden diese Lobsprüche von ihr ab und Schönemann's Gesellschaft, die 1740 errichtet war, zugewandt. Ob die Neuber der Abhängigkeit von Gottsched und der Anmaßung desselben überdrüssig war, ist nicht genau zu bestimmen. Gewöhnlich wird als Grund ihrer Verfeindung angegeben, daß die Prinzipalin die von dem Hamburger Licentiaten von Stüven übersetzte Alzire aufgeführt und die unterdessen von Gottsched's Gattin, seiner „geschickten Freundin“, übertragene des Umlernens wegen zurückgewiesen habe. Die Neuber ihrerseits fand sich wieder von Gottsched's Vorrede zum zweiten Theile seiner deutschen Schaubühne, die auf „pünktliche Beobachtung des Costume“ gedrungen hatte, angegriffen. Da der Professor öfter geäußert, er wünsche einen „Versuch“ in dieser Hinsicht auf dem Theater gemacht zu sehen, so gab sie, um die Lächerlichkeit allzu großer Genauigkeit zu beweisen, eine Vorstellung, die sich der „Versuch“ nannte, verbunden mit einer Posse „das Schlaraffenland“, worin man alles erhält, was man „wünscht.“ Im Nachspiel (III. Aufzug von Gottsched's Cato) traten alle Schauspieler nach Koch's Zeichnungen in echt römischem Kostüm auf, in Ton und Geberde die Antike nachahmend. Die Neuber spielte die Portia, Neuber, der den Pharnaces darstellte, schloß mit den Worten: Nun das war der Versuch! — in einem Tone, der schallendes Gelächter hervorrief. Höchst aufgebracht, suchte nun der stolze Gelehrte die unbankbare Komödiantin allerwärts herabzusetzen, bis sie in einem von ihr verfaßten Vorspiel „der allerkostbarste Schatz“ ihn selbst zuletzt in der Person des „Tadlers“ am 18. September 1741 auf die Bretter zu bringen wagte, wo er in einem Sternenkleide, mit Fledermausflügeln, eine Blendlaterne tragend und eine Somme von Flittergold um das Haupt, vorgeführt sein soll. Gottsched's Bemühen, diese Vorstellung zu hindern, blieb fruchtlos, ja auf Veranlassung des Grafen Brühl, der mit dem Hofe damals anwesend war, wurde dieselbe am 4. October wiederholt. Man erlaubte sich überhaupt bekannte Leute zu copiren; vorzüglich Kohlhardt, Türpe und Neuber besaßen darin Geschicklichkeit. Einst brachte Türpe einen Gelehrten, den närrischen Starke, auf's Theater, der im Parterre saß, sich erkannte und seinem Schein-Ich herzlichen Beifall zuklatschte. Bei einigen ihm nicht treu genug erscheinenden Zügen schüttelte er den Kopf, sich zu seinen Nachbarn wendend: „Gefehlt, gefehlt, meine Herren! Warten sie; gleich will ich gehen und es selbst zeigen, wo er gefehlt hat.“ Es entstand tumultuarische Bewegung, als man das Original mit äußerster Mühe in den Coulissen zurückhalten mußte. Rost machte den Streit zwischen Gottsched und der Neuber zum Gegenstand eines kleinen epischsatirischen Gedichts „das Vorspiel“ und läßt sie folgendes (Gef. 3, Bd. 199) sprechen:

Beylan, ein Vorspiel soll den festen Tadler machen.
Hier, Suppig, will ich ihn, wie er's verdient, bezahlen.
Wer den Professer kennt und meinen Tadler hört,
Soll, wenn er Gottsched's Wind auch noch so eifrig ehrt,
Des Bildes Aehnlichkeit dem Nachbar doch verrathen,
Und sagen: was man spielt, sind wahrlich Gottsched's Thaten.

Die Schweizer, damals mit Gottsched schon zerfallen, ließen das nach seinem ersten Erscheinen (Dresden 1742) confiscirte

Digitized by Google

Gedicht in den „kritischen Untersuchungen zum Aufnehmen und zur Verbesserung der deutschen Schaubühne“ mit neuen Anmerkungen (Bern 1743) wieder abdrucken, woselbst es in einer an die Reuber vorgesetzten Zuschrift heißt: „Wir sehen die Zeit, da sie mit Herrn Professor gebrochen, für den bestimmten Periodus an, wo die erbärmlich erhabene Schreibart der Gottsched'schen Schule von der Schaubühne verbannet und dagegen die natürliche und genaue eingeführet worden.“ Ferner: „Und es ist eine glückliche Fatalität für den gesunden Geschmack auf der deutschen Schau-Bühne gewesen, daß die vorige mit dem Herrn Magister und dem Herrn Professor Gottscheden so vertraulich gepflogene Freundschaft erkaltet ist. Denn dadurch haben sie, geschickte Frau, sich erst des Zwanges entledigt gesehen, das Leben ihrer Action mit der kaltsinnigen Schwachheit des Gottsched'schen Ausdruck kämpfen zu lassen, und da ihr reiner Geschmack jetzo von der willfährigen Freundschaft nicht gemeistert wird, so werden sie nicht weiter gehindert, den beschriebenen Stücken auf ihrer Schau-Bühne den Vorzug zu geben.“ Am grausamsten geißelte ihn Rost von Neuem 1754 in einer Epistel „der Teufel an den Herrn G., Kunstrichter der Leipziger Schaubühne, Utopien, 1755“, die er ihm bei einer Reise auf jeder Poststation in einem Exemplar überreichen ließ.

Im Jahre 1743 hob die Neuber ihre Gesellschaft auf, die sie 1744 aber wieder sammelte. 1745 spielte sie in der Ostermesse neben Schönemann in Leipzig, desgleichen 1747, beide Male in Quandt's Hofe. Ein Zettel dieses Jahres lautet: Mit Ihro kön. Maj. allergnäd. Erlaubniß wird heute von den kön. poln. Churfürstl. Sächs. imgleichen Hochfürstl. Braunschweig-Lüneburg. auch Hochfürstl. Schleswig-Holsteinischen Hof-Comödianten ein deutsches Schauspiel vorgestellt werden, genannt Le Malade imaginaire, Comedie par Mr. Molière, der Kranke in der Einbildung. (Nun folgen die Personen, ohne Angabe der Schauspieler). Am Ende dieses lustigen Stückes wird die ganze Ceremonie zu sehen seyn: Die Argan zum Doctor gemacht wird. Der Anfang ist um 5 Uhr, in dem Schauspielhause in Leipzig auf der Nicolai-Straße in Herrn Krahens oder in dem sonstbekannten Zotens Hofe. Dienstag, den 17. October 1747. — Johann Neuber. — Im October 1749 schlug sie zum Letztenmale im großen Blumenberge in Leipzig ihre Bühne auf, zu deren Einrichtung ihr der Besitzer Dr. Stoer die Hand bot. 1750 löste sich ihre Direction nach und nach auf. 1753 ging sie nach Wien. Nach mannichfachem Elend, zur herumstreifenden Genossin einer Budenprinzipalschaft heruntergekommen, krank, mittellos, kam sie 1755 nach Dresden und spielte endlich mit den letzten Trümmern ihrer Gesellschaft in der Nähe der Residenz, z. B. in Gießhübel. Von den Drangsalen des siebenjährigen Kriegs vertrieben, flüchtete sie später nach dem Dorfe Laubegast, immer tiefer der Armuth und Verlassenheit verfallend.

Die Reuber starb am 30. December 1760; wenigstens ist das wahrscheinlich ihr Todestag. Nicht weit von dem Hause, in dem sie starb, setzen ihr mehrere Verehrer ein Denkmal aus Pirna'schem Stein, das in den Vierzigerjahren von Mitgliedern des Dresdener Hoftheaters erneut worden ist. Man sieht auf den Seiten des Denkmals einen Lorbeerkranz, eine Maske mit dem Dolche, zwei Flöten; dazu die folgende Inschrift: Dem verdienten Andenken einer Frau voll männlichen Geistes, der berühmtesten Schauspielerin ihrer Zeit, der Urheberin des guten Geschmacks auf der teutschen Bühne, Carolinen Friederiken Reuberin, geb. Weißenbornin aus Zwickau, welche, nachdem sie dreyßig Jahre hindurch sich und Teutschland Ehre gemacht, endlich zum Lohn ihrer Arbeiten zehn ganze Jahre lang alle Beschwerlichkeiten des Alters und der Armuth nur von wenig Freunden unterstützt mit christlicher Großmuth gelassen ertragen hatte, aus dem durch Bomben eingeäscherten Dresden mit schon krankem Leibe flüchtend hier in Laubegast elend starb und in Leuben armselig begraben ward, widmeten diesen Stein einige Kenner ihrer Verdienste und Liebhaber ihrer Kunst in Dresden im Jahre 1776.

---

* Zur Geschichte des Aberglaubens *).

Von Leonhard Freund.

Mangelhafte Bildung, insbesondere mangelhafte Einsicht in die Ursachen der Naturerscheinungen, verbunden mit der Neigung zu glauben, erzeugt in allen Völkern auf einer gewissen Stufe ihrer Entwickelung die Vorstellung von Einwirkungen übernatürlicher Wesen auf die Geschicke der Menschen und den Wahn, durch Kenntniß besonderer Naturgeheimnisse Geister sich dienstbar machen und mit deren Hülfe Uebernatürliches wirken zu können. Genährt durch die im Kindesalter der Völker wie in dem der Einzelnen vorwaltende Phantasie und unterstützt theils durch die Einfalt des gläubigen, für klarere Ueberzeugungen noch nicht reifen Volkes, theils durch dessen Ausbeutung von Seiten müßiger und schlauer Köpfe, offenbart sich jene Vorstellung und jener Wahn in Erscheinungen, welche, aus derselben Quelle entspringend, nur in ihren Aeußerungen verschieden sind und anders unter dem heitern Himmel Griechenlands und Italiens, anders im rauhen Norden auftreten. In welchen Formen der Aberglaube hier erschienen ist und in welcher Weise die Gesetzgeber gegen denselben einzuschreiten versucht haben — dies wollen wir im Folgenden an der Hand der Rechtsgeschichte objectiv darstellen. Zu diesem Behufe betrachten wir zunächst die Rechtsaufzeichnungen der germanischen Völker von den ältesten Zeiten bis zur Auflösung des karolingischen Reiches. Auch diese Seite germanischen Lebens schildern am treuesten skandinavische Ueberlieferungen. Wir beginnen darum mit den nordischen Rechtsquellen. Zwar überschreitet die Zeit ihrer Aufzeichnung die uns gesteckte Grenze. Bei der Behandlung kulturgeschichtlicher Gegenstände ist es jedoch überhaupt mißlich, eine strenge Sonderung einzelner Perioden durchführen zu wollen, da oft im Laufe der Jahrhunderte losgerissene Fäden nicht wieder zu einem festen Bande zu verknüpfen sind, obgleich sie hinlänglich genügen mögen, die gemeinschaftliche Quelle und den Zusammenhang einzelner Erscheinungen und Auffassungen erkennen zu lassen. Es zeigen sich übrigens Rechtseinstitutionen, nach dem Bilde gezeichnet, welches sich aus skandinavischen Rechtsquellen des 13. Jahrhunderts entwerfen läßt, oft als Bruchstücke der Rechtsverfassung, die etwa im 6. Jahrhundert und früher bei deutschen Stämmen bestanden hat.

Zauberer und Hexen spielen in dem Leben der nordischen Völker eine große Rolle. Besonders waren die Lappen, die man unter den Zinnen der Sagen verstehen muß, ihrer Zauberkünste wegen in Ruf; es werden von ihnen die allerabgeschmacktesten Zaubermärchen selbst durch die besten Geschichtschreiber berichtet.

Hauptsächlich in Island war der Glaube an Zauberei allgemein verbreitet. Es gab dort mehrere Klassen von Hexenmeistern: Seidmenn (Siedmänner), die durch Kochen, und Galdramenn, die durch Gesänge und Zaubersprüche hexten;

*) Aus einem unter der Presse befindlichen Werke „Lug und Trug, vom Standpunkte des Strafrechts und der Geschichte dargestellt“, welches in der Decker'schen Buchhandlung in Berlin erscheinen wird.

Digitized by Google

es existirten auch weise Männer, die ebenfalls geheimnißvolle Künste übten, weissagende Träume hervorbrachten und deuteten und dergleichen mehr; indessen wurden sie gefürchtet und verabscheut. Ueberdies gab es auch eigentliche Hexen, Volen, die unter wunderbaren Vorbereitungen, denen ähnlich, deren sich die sibirischen Schamanen bedienen, den Schleier der Zukunft lüfteten. Ein Polster von Hühnerfedern, ein Mantel mit Steinen und Glaskorallen, ein weißes Katzenfell, eine Mütze von schwarzem Lämmerfell, ein Stock mit Kupfer verziert u. s. w. gehörten zum isländischen Hexenapparat; ein Mus aus Ziegenmilch, eine Schüssel mit Herzen verschiedener Thiere waren die Kost der Hexe.

Man nahm in den ältesten Zeiten an, daß Island von den Privatschutzgeistern einzelner mächtiger Häuptlinge, deren jeder mit seinem Anhange auftritt, geschützt werde. In jeder dem Lande drohenden Gefahr begehrte und erwartete man von ihnen Schutz. In der aus der heidnischen Zeit stammenden Gesetzgebung Ulfljoths zeigte sich eine Rücksichtnahme auf diese Geister durch das Verbot, mit Schiffen, an deren Vordertheil ein Kopf angebracht ist, dem Lande sich zu nähern. Als Grund wird die Absicht angegeben, die Schutzgeister des Landes durch die Ungestalt der Schiffsköpfe nicht zu erschrecken. Der Glaube an Geister begünstigte das Auftreten von Hexen und Zauberern, gegen welche sogar noch in der neueren Zeit selbst in dem aufgeklärtesten der nordischen Reiche, in Dänemark, Strafandrohungen für nöthig erachtet wurden.

In Island geschah in den ältesten Zeiten die Steinigung von Zauberern und Hexen außergerichtlich als eine durch den allgemeinen Abscheu und die allgemeine Gefahr gerechtfertigte Volksstreckung. Gegen Magie und ähnliche Vorspiegelungen bestimmte das isländische alte Kirchenrecht die Strafe der Verbannung.

Oft erschien Magie in Verbindung mit Giftmischerei. Darunter wurde verstanden: wenn einer durch Worte oder Zauber Menschen oder Vieh krank machte oder tödtete. Geistliche sollten wegen derartiger Verbrechen der weltlichen Gerichtsbarkeit unterliegen. — Die spätere Praxis scheint strenger gewesen zu sein. So werden aus der Zeit von 1660—1690 Fälle nachgewiesen, wo der Magie Verdächtige lebendig begraben wurden; viele erlitten den Feuertod. Wer in Norwegen Hexen besuchte, sollte friedlos werden und sein Vermögen an den König, an den Bischof und an das Volk verlieren. — Frauen, die sich mit Hexerei abgaben, hatten 4 Mark Brüche zu zahlen. Im Unvermögensfalle sollte sie Jeder, der da wollte, zu sich nehmen und zu seinen Diensten gebrauchen dürfen. Wollte Niemand sie haben, so wurden sie friedlos. Strenger als diese Bestimmungen des Christenrechts in König Magnus Heidsiv-Gesetz war das neue Gulathinggesetz, welches für heidnische Zauberer Hinrichtung verordnete.

In Schweden hatten der Hexerei beschuldigte Frauen ihr Leben verwirkt. Nach dem Ostgothländischen Gesetz wurden sie gesteinigt, nach dem Westgothländischen gehenkt. Es hatte die Heradsnämd darüber zu entscheiden. Waren sie nicht bei der That ergriffen, aber dennoch schuldig geschworen worden, so büßten sie 3 Mal 9 Mark. Der Bischof bekam hierbei 3 Mark von der Königsbuße. Waren Menschen vergiftet worden, so galt die That in jedem Falle für unsühnbar. Es brauchte der Hexe und Giftmischerin auch gegen die genannte Summe der Friede nicht gegeben zu werden. Wahrsagerinnen büßten mit einem Strafgeld von 3 Mal 16 Ortuger. Ein Drittel erhielt der Bischof, die beiden andern fielen dem König und dem Herad zu.

In Dänemark bestimmte ein dem Jütischen Gesetz vom 15. Jahrhundert ohne königliche Sanction hinzugefügtes Kapitel, daß über das Verbrechen der Zauberei von einer Kirchenaeve erkannt werden solle; die Strafe war darin nicht festgesetzt.

Wir erwähnen schließlich noch eine der sonderbarsten Arten des Aberglaubens, welche, durch die nordische Mythologie begünstigt, besonders in Island Eingang fand: die sogenannte Berserkine. Die Berserkir waren Ringer oder Krieger von Profession, von welchen man glaubte, daß sie ihren Körper durch zauberische Mittel gegen Feuer und Schwert gehärtet hätten. Diese Menschen geriethen durch ihre Begaubrungen zuweilen in eine Art von Raserei und begingen dann alle Arten von viehischer Gewaltthätigkeit: sie stürzten nackt in die Schlacht, überwältigten und erschlugen alle, welche sich ihnen zu nahen wagten, bis der Paroxysmus sie verließ und sie nun gleich in einen Zustand von außerordentlicher Schwäche und Erbärmlichkeit verfielen. In den alten Isländischen und Norwegischen Schriften kommen manche Erzählungen von diesem seltsamen Aberglauben vor. Er verschwand nach und nach mit andern Gebräuchen der Zauberei und Wahrsagerei, welche unter den nordischen Völkern dieses Zeitalters üblich waren.

Was die wirkliche Geschichte dieses Aberglaubens betrifft, so waren wahrscheinlich einige von diesen Berserkirs Leute von schwachem Verstande und verdorbener Einbildungskraft, welche zu diesen Absurditäten als unwillkürliche Werkzeuge dienten; andere hingegen ohne Zweifel nichts als Betrüger, welche diesen außerordentlichen Charakter annahmen, um desto besser auf die Vorurtheile und die Angst ihrer Umgebung wirken zu können. Jetzt scheint diese Berserkerwuth bei den Nordländern gänzlich verschwunden zu sein, doch findet sie sich noch sehr häufig bei den Bewohnern des indischen Archipels.

Der Glaube an die Wirkungen der Zauberei, an Amulette und magische Heilmittel war bei den Angelsachsen noch lange Jahrhunderte nach Einführung des Christenthums herrschend. Die Berührung mit den heidnischen Normannen begünstigte ihn. Es zeigte sich der Einfluß der Geistlichen in der Strenge der gegen Zauberer, Wahrsager und Hexen gerichteten Gesetze. Man verfolgte in ihnen Reste des Heidenthums, zu diesen Verschmelzung mit dem Christenthum erst die Fortbildung der angelsächsischen Poesie vermittelnd beitrug.

König Alfred bestraft die Begünstiger von Zaubereien. „Weiber, — so gebietet er — die Zauberer, Wahrsager und Hexen aufzunehmen pflegen, die laß nicht leben.“ In Edwards und Guthruns Frieden werden Hexen und Zauberer mit Meineidigen, Mördern und andern Verbrechern zusammengestellt. „Wenn Hexen oder Zauberer, Meineidige oder Mörder, oder schändliche, schmutzige offenbare irgendwo im Lande angetroffen werden, dann jage man sie aus dem Lande und reinige das Volk, oder man vernichte sie mit Allem im Lande, außerdem wenn sie abstehen und strenge büßen.“

Aethelstan äußert sich in seinen Gesetzen wie folgt: „Und wir beschlossen über Hexereien und über Zaubereien und über Mordthaten daß, wenn Jemand dadurch getödtet würde und er (der Thäter) es nicht leugnen kann, er sein Leben verwirkt haben solle. Wenn er es aber ableugnen will und er bei dem dreifachen Ordal schuldig wird, daß er dann 120 Nächte im Kerker sein solle, und dann mögen ihn die Magen herausnehmen und dem Könige 120 Schillinge zahlen und das Wergeld des Mannes (Erschlagenen) Magen vergelten und ihm (dem Thäter) zur Bürgschaft geben, daß er in Zukunft von dergleichen abstehen wolle.“

Auch Edmund hat wie Edward und Guthrun gleiche Strafen für Meineidige und Zauberer: „Die welche falsch schwören und

Digitized by Google

zaubern, seien für immer von aller Gemeinschaft Gottes entfernt, außer wenn sie sich rechter Buße unterwerfen.“

Knut bestimmt Folgendes: „Und wir gebieten, daß man das Land gern zu reinigen beginne an jedem Ende und daß man sich überall verbrecherischer Handlungen enthalte; und wenn Hexen oder Zauberer, Mörder oder Huren irgendwo im Lande gefunden werden, so verjage man sie gern aus diesem Lande oder vernichte sie gänzlich in dem Lande, außer wenn sie abstehen und tief büßen. Und wir verbieten ernstlich alles Heidenthum. Heidenthum ist, daß man Abgötter verehrt, und die Sonne oder den Mond, Feuer oder Flüsse, Quellen oder Steine, oder irgend eine Art von Bäumen; oder daß man Hexenkünste liebt oder Nordthaten begeht, auf irgend eine Weise, oder daß man durch das Loos oder die Kerze oder durch irgend eine Gaukelei irgend etwas vollbringt.“

Das Northumbrische Priestergesetz verordnet: „Wenn man irgend Jemanden antrifft, der etwas Heidnisches hinfort treibt, entweder durch das Loos, oder durch die Fackel, oder der Hexerei liebt, oder die Götzen verehrt, so gelte er, wenn er ein königlicher Thane ist, 10 halbe Mark, halb an Christus, halb an den König.“

Nach den Gesetzen Heinrichs I. stand auf Mord durch Zauberei, Gift u. s. w. die Todesstrafe ohne Lösegeld; auf nicht tödtliche Beschädigung durch Zauberei eine angemessene Geldstrafe.

Mit der weltlichen Gesetzgebung der Könige ging bei den Angelsachsen eine nationale geistliche in der Form von Poenitentialbüchern Hand in Hand. Den Satzungen der letzteren entnehmen wir folgende Bestimmungen. Frauen, welche Wahrsagerei trieben, sollten nach der Bußordnung des Theodorus ein Jahr, oder 3 Mal 40 Tage, oder 40 Tage je nach der Größe der Verschuldung Pönitenz üben. — Nach Egbert wurden diejenigen, welche durch abergläubische Vorspiegelungen die Zukunft vorherzusagen vorgaben, excommunizirt, die Kleriker hatten außerdem 3 Jahre, die Laien 2 oder $1\frac{1}{2}$ Jahr zu büßen. — Eine Frau, welche durch Zauberkunst Jemanden tödtete, sollte 7 Jahre büßen. — Zauberei treibende Priester der Frauen trifft nach Binnius sechsjährige Buße, wenn es ihnen gelungen war, Jemand zu täuschen. Die ersten 3 Jahre büßen sie bei Wasser und Brod, während der letzten drei brauchen sie sich nur des Weines und des Fleisches zu enthalten. — Nach den Canones Hibernenses soll ein Zauberer 7 Jahre bei Wasser und Brod büßen.

* Moses.

Nach Alfred de Vigny.

Der Sonne schräger Strahl fiel auf den Zipfel der Zelte
Mit abendlichem Glanz, der zaubernd sie erhellte
Mit Streifen, welche sie zurückzulassen liebt,
Wenn sie im Wüstenbett zur Ruhe sich begiebt;
Die Ebne schien von Gold in einem Purpurkleide.
Moses, der Gottesmann, ging auf der Bergesscheide;
Den öden Nebo klimmt er aufwärts, tastet dann
Und schaut den Horizont ringsum mit Gleichmuth an.
Auf Phasga fällt sein Blick, wo Feigenbäume reifen;
Dann über das Gebirg läßt er das Auge schweifen,
Wo Galaad sich zeigt, Manasse, Ephraim,
Ein Land voll Fruchtbarkeit, zur Rechten lag es ihm;
Und ausgebreitet, nach Mittag zugewandt
Erglänzt des Westens Meer an Judas dürrem Sand;
Noch weiterhin im Thal, auf dem schon Schatten ruhn,
Wo die Olive wächst, zeigt Nephthali sich nun;
Dahinter Jericho in stiller Majestät
In einer Ebne, wo der Palme Pracht geräth;
Wo sich der Blick verliert, erfüllt den weiten Raum
Mit dickbelaubtem Wald der dürre Mastixbaum.
Er schaut ganz Kanaan, schaut das gelobte Land,
Wo er nicht ruhen wird, was ahnend er empfand,
Streckt seinen mächt'gen Arm aus über die Hebräer,
Dann weiter wandelnd kommt dem Zirst des Bergs er näher.

Auf Moabs Feldern, die im Umkreis sie bedecken,
Auf jenen gleich am Fuß des Bergs gelegnen Strecken
Scheint ihm, daß Israels Entsprossne sich bewegen
Gleich Halmen, dicht gedrängt, die Aquilone fegen.
Zur Stunde, wo der Thau das Gelb der Wüsten feuchtet
Und seine Perle auf des Ahorns Wipfel leuchtet,
War Moses fortgewallt, daß er den Herrn gewahre.
Man pried ihn als Prophet; er zählte hundert Jahre;
Es ward ihm nachgeschaut, die Flammen auf dem Haupte
Bezeichneten den Weg. Als man ihn oben glaubte
Und er mit seiner Stirn schon an die Wolke gränzte,
Die um des Berges Zirst mit Bügen sich umtränzte,
Entbrannte Weihrauch rings auf seinernen Altären,
Der Glanz des Abends schien das Rauchwerk zu verklären;
Vom Volke auf den Knien erscholl mit Macht erbrausend
Der heilige Gesang von sechsmalhunderttausend,
Und Levis Priesterschaft, die in der Menge stand,
Gypressenstämmen gleich im losen Wüstensand,
Sie gab den Sang des Volks im Klang der Harfen wieder
Und richtete zum Herrn der Herrn das Lied der Lieder.

Und in der Wolke, die um Moses dunkel lag,
Stand er im Angesicht des Herrn, begann und sprach:

„Soll ich denn nie, o Herr, gelangen bis ans Ende?
Bisheim, ach, willst du noch, daß ich die Schritte wende!
Verhalt nur leb' ich fort, daß mir behalten werde
Gemeinheit und Macht! Gieb Schlaf, den Schlaf der Erde!
Was, Herr, beging ich, daß ich dein Erwählter bin?
Ich leitete dein Volk, wo du es wolltest, hin
Bis zum gelobten Land; nun laß ein Ende sein!
Ich leitete es hin; ein Andrer führ' es ein!
Dem Kenner Israel den Zügel anzupassen
Will ich ihm Buch und Stab, den ehernen, nun lassen.

Was hattest du im Sinn, daß meine Hoffnung schwand?
Warum verblieb ich nicht in meinem Unverstand?
Daß mir vom Horeb an bis wo der Nebo ragt,
Die Stelle, wo ein Grab ich finde, sei verzagt!
Den Weisen wiesst du mich Weisen zu, und diesen,
Die irrten, deinem Volk, hab' ich den Weg gewiesen.
Aufs Haupt der Könige ließ ich das Feuer regnen;
Die Nachwelt auf den Knien wird meine Satzung segnen;
Der Gräber Altestes, ich öffn' es, und der Tod
Ehrt meine Stimme als prophetisches Gebot;
Ich bin sehr groß, mein Fuß ist über Raionen,
Geschlechter schafft mein Wort und brauchen sie nicht zu schonen.
Gemeinheit und Macht, o doppelte Beschwerde,
Sie sind mein Theil! gieb Schlaf, o Herr, den Schlaf der Erde!

Auch die Geheimnisse der Himmel sind mir kund,
Und deiner Augen Kraft, du liehst sie mir, mein Mund
Gebeut der Finsternis die Schleier zu zerrennen
Und weiß die Legion der Sterne zu benennen,
Und meines Blicks gewohnt ein jeder, wenn er sah,
Er gelte ihm, herab und redet: „Ich bin da“;
Daß aus den Wolken nicht die Stürme sich verbreiten,
Genügt mein Händepaar, gebrückt in ihre Seiten;
Der Südte Glanz lässt ich vom Wüstensand verschlingen;
Den Berg verweht der Wind, entfeßt' ich ihm die Schwingen;
Den rubelosen Fuß ermüdet keine Weite;
Die Woge macht mir Platz, wenn ich durch Flüsse schreite;
Des Meeres Stimme ist vor meiner Stimme still;
Seh' ich mein Volk in Noth, wenn es Gesetze will,
Heb' ich zu dir den Blick, dann sucht dein Geist mich auf,
Die Erde zittert dann, die Sonne flieht im Lauf;
Ja deine Engel selbst bewundern mich entzückt
Und hegen Eifersucht, und ich — bin nicht beglückt;
Du lässest altern mich in öder Machtbeschwerde;
Laß schlafen mich, o Herr, den Schlaf, den Schlaf der Erde!

Digitized by Google

Vor Zeiten, als der Hirt ward deines Geistes voll,
Die Menschen sprachen da: »Was und der Fremde soll?«
Doch senkten sie den Blick vor meinem Augenpaar,
Weil, was sie schauten, mehr als meine Seele war;
Ich sah' die Liebe sich verflechten, Freundschaft sterben
Und Jungfraun, die mich sahn, in Todesfurcht verfärben;
Du hülftest, Herr, mich ein in deine schwarze Weihe,
Betrübt in meinem Ruhm schritt ich sodann dem Beile
Und sprach zu mir: »Was nun, was wäre dein Begehr?
An einer Brust zu ruhen ist diese Stirn zu schwer;
Schreck ist in meiner Hand, in meiner Fingerspitze,
In meiner Stimme Sturm, in meiner Rede Blitze;
Mich fürchten Alle; Thor, der ich an Liebe glaube!
Streck' ich die Arme aus, dann liegen sie im Staube.
Leb' ich darum so lang, daß meine Macht nur werde
Gemeinheit? gib Schlaf, o Herr, den Schlaf der Erde!«

Das Volk lag auf den Knien, zu Gott Gebet zu schicken;
Doch fürchtend seinen Zorn vermied es aufzublicken;
Denn kaum daß es den Blick erhob nach Gottes Sitze,
Umrollte Donner es, umleuchteten es Blitze
Mit blendend hellem Glanz, der Alter Blicke bannte
Zur Erde hin, indeß der Sturm durch Wolken rannte. —
Als nach geraumer Zeit des Berges First erschien,
Da sahen sie den First, doch ohne Mosen ihn;
Er ward beweint. — Für ihn ward Josua ernannt;
Der führte Israel in das gelobte Land.

J. K.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Geschichte des preußischen Königshauses. 2 Thle. Von A. F. Riedel. — Sitten- und Charakterbilder aus Polen und Lithauen. 2 Thle. Von A. Bovcke. — Im Tageslicht. Bilder aus der Wirklichkeit. Von Ottilie Wildermuth. — Hauf und sein Lod in Gontag. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen. Von C. J. Diepenbrock. — Die Preußen vor Paris. Dramatisches Gedicht. Von C. A. Paul. — Geschichte des griechischen Schauspiels vom Standpunkt der dramatischen Kunst. Von Moritz Rapp.

* Von der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts von Gervinus ist der fünfte Band ausgegeben; derselbe enthält die Geschichte des Aufstandes und der Wiedergeburt Griechenlands.

△ **Toleranz der Jesuiten.** In ultramontanen Blättern wird jetzt wieder viel von der Duldsamkeit der alten Kirche gepraßt, man thut, als ob es niemals Ketzerverfolgung, Inquisition und Autodafé gegeben hätte, und stellt selbst die eifrigsten Abkämpfer des Papstthums, die Väter der Gesellschaft Jesu, als die duldsamsten Lämmchen hin. Gegen solche Unwahrheiten muß man Thatsachen vorführen, die durch kein kecktes Ableugnen aus dem Wege zu schaffen sind und welche den Finsterlingen um so unbequemer werden, je weiter die gebildete Welt in der Kultur vorschreitet. Wenn sich nur die alten Bücher vernichten ließen! Aber das geht nun einmal nicht. Da kommt uns solch ein altes Buch in die Hand, welches jedoch auch in neuer Zeit neu aufgelegt ist, eine Schulordnung der Jesuiten (ratio studiorum), in welcher sich neben vielen schönen Ermahnungen und Vorschriften für die Gymnasialschüler auch die Mahnung befindet, von öffentlichen Schauspielen, Komödien sowie von allen Vorgängen wegzubleiben, welche Rohheit und Unsittlichkeit im Gemüthe wecken und das Herz verhärten können. Zu solchen Vorgängen, heißt es, gehören auch die öffentlichen Hinrichtungen von Missethätern. — Hinrichtungen also sollen die Jesuitenzöglinge nicht beiwohnen. Gewiß, ein schöner und verständiger Grundsatz, wenn sich derselbe nur nicht durch den einschränkenden Zusatz: „nisi forte haereticorum“ um allen Credit brächte. Also den Hinrichtungen sollen die Schüler nicht zusehen, ausgenommen etwa denen von Ketzern!! Die höchst bemerkenswerthe Stelle steht in der ratio studiorum unter: Regulae exteriorum auditorum societatis § 13 und lautet wörtlich wie folgt: Neque ad publicas spectacula, Comoedias, ludos, neque ad suppliciа reorum, nisi forte haereticorum, eant. Ueber die Unmenschlichkeit dieses Grundsatzes haben wir wohl nicht nöthig noch ein Wort hinzuzufügen, er spricht sattsam für sich selbst.

Z. **Poetik.** Die Lehre von den Formen und Gattungen der deutschen Dichtkunst. Von Dr. Ernst Kleinrauh. Vierte, von Freundeshand verbesserte und vermehrte Auflage. Barmen, Langewiesche. — Eine Poetik, die vier Auflagen erlebt hat, bedarf eigentlich der Empfehlung gar nicht mehr; denn daß sie den Anforderungen entspricht, die an ein derartiges Werk gemacht werden, beweist eben diese Aufnahme. Das steht denn doch zu erwarten, daß die Leiter der Lehranstalten, die das Werk einführten, dasselbe vorher werden geprüft und als gut und brauchbar anerkannt haben. Und als klar und praktisch müssen auch wir es bezeichnen, nun unser Urtheil darüber gemünscht wird. Höchstens in einzelnen, unwesentlichen Punkten stimmen wir mit der Fassung und Art der Behandlung nicht überein; im Allgemeinen sind die leitenden Grundsätze durchaus richtig, und die Darstellung, präcis und knapp, ist leicht verständlich. Die weitere Verbreitung dieses bereits als so tüchtig erprobten Werkes ist im höchsten Grade wünschenswerth, damit der Sinn für Formreinheit und Formenschönheit in dem Theile des Publikums, welcher noch mit Poesie sich befaßt, geschärft und geläutert werde. So nur können die Meisterwerke der Dichtkunst allgemeinere Würdigung finden, so nur können die ächten Perlen von den unächten unterschieden und erkannt werden.

* Die Kölnische Zeitung bemerkt: Einen neuen Beitrag zum Verständnisse einer großen Künstlernatur liefert uns Dr. Wilhelm Lang in seiner eben erschienenen Schrift »Michel Angelo Buonarotti als Dichter« (Stuttgart, Karl Mäcken), welche, streng innerhalb der selbstgezogenen Grenzen bleibend, nichts bietet weniger einen tiefen Einblick in das Seelenleben des großen Künstlers gestattet, dessen Entwicklungsgang Scherr für Scheitt dargelegt wird. Das Buch ist frei von kritischen Spitzfindigkeiten und läßt einen sehr erbaulichen Eindruck zurück.

* Der Nordpolreisende Dr. Hayes, der Begleiter Dr. Kane's auf dessen letzter Nordpolexpedition, ist von seiner zweiten arktischen Forschungsreise wohlbehalten in Grönland angekommen. Er hatte 8 Meilen nördlich vom Cap Alexander (78° N. Br.) überwintert und war angenehm erstaunt über die Unzahl jagdbarer Thiere, die er daselbst antraf. Es wurden von ihm und seinen Leuten 200 Rennthiere am Land gebracht die, welche am Lande verspeist werden, waren nicht eingerechnet), außerdem 60 blaue Füchse und 20 Hasen geschossen. Einige dieser Thiere waren merkwürdig fett. Der Astronom Sonntag war im December auf einem Ausfluge gestorben, den er allein mit dem Grönländer Hans unternommen hatte. Dr. Hayes selbst hatte am 4. April dieses Jahres einen Ausflug vermittelst Schlittens in nördlicher Richtung unternommen, von wo er am 21. Mai zurückkam, nachdem er bis zum 82½° vorgedrungen war. Doch das »offene Polarmeer« fand er nirgends, sondern bloß offene Stellen Wasser, wie sie oft an den Küsten Grönlands vorkommen. Am 15. Juli konnte sein Schooner aus Winter Harbour auslaufen, am 31. August erreichte er Upernavik und von dort wollte er am 3. September nach Neuyork abfahren.

* **Musikalische Notizen.** Zwei neue Lieferungen der Werke Händels sind ausgegeben worden; die achte und neunte. Dieselben enthalten das Oratorium Theodora und die Passion nach dem Evangelisten Johannes. — Aus dem Nachlaße Robert Schumanns wird demnächst noch ein Neujahrslied von Rückert für Chor mit Begleitung des Orchesters veröffentlicht werden. — Die in Wien aufgeführte Oper »die Kinder der Haide« von Anton Rubinstein ist im Glanzerauszug erschienen. Unter der Presse sind von demselben Componisten eine Concertante und eine Concert-Ouvertüre für Orchester. — Nach einer Mittheilung der »Signale für die musikalische Welt« hat der berühmte Violinvirtuos Ernst, der sehr leidend in Wien lebt, eine kleine Oper componirt. — Dasselbe Blatt berichtet, daß die Sängerin Agnes Bürn, welche bei der italienischen Oper in London während der letzten Saison Glück machte, sich dort niedergelassen hat und eine Kunstreise durch England macht.

* Das Wiener Hofburgtheater brachte endlich, schreiben die »Recensionen«, am 18. October die lange erwarteten »Fabier« von Gustav Freytag. Der Erfolg war ein äußerst günstiger, wenngleich bemerkt werden muß, daß der mitunter stürmische Applaus überwiegend demonstrativer Natur war und mehr der Tendenz als dem eigentlich Stofflichen oder dessen künstlerischer Bearbeitung galt. Von der Tribunenrede des zweiten Aktes bis zum Kriegsausbruch des Fabier, mit dem der vierte Akt effectvoll schließt, war — parallel zur dramatischen Steigerung des Stoffes — die Theilnahme des Publikums eine gesteigerte. Der straff gespannten Handlung der drei mittleren Akte gegenüber hat die Sühne und Versöhnung des fünften Aktes, vollends die Schlußkatastrofe, etwas Schwächliches, daß auf das Interesse merklich abspannend wirkt. Der Dichter wurde achtmal gerufen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Hallstrassenstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crl.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 44. Bremen, 3. November. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Ein Spaziergang durch das Blockland bei Bremen. Von J. G. Kohl.
Amerikanische Dichter. Von Werner Bergmann.
Schauspiele von Putlitz und Benedix. Von F. Pletzer.
Literatur und Kunst.

* Ein Spaziergang durch das Blockland bei Bremen.

Von J. G. Kohl.

I.

Bekanntlich ist der flache Sand- und Haideräcken des nordwestlichen Deutschlands mit einer Reihe niedriger und wässriger Wiesen- und Ackerländer eingefaßt. Diese grüne Einfassung erstreckt sich auf beiden Ufern der Elbe, der Weser, der Ems und längs der ganzen Küste der Nordsee hin, wo sie im Norden auf der einen Seite bei der Jütischen Halbinsel endet, auf der andern mit den weiten Marschen von Holland verschmilzt.

Durch dieses ganze merkwürdige und buntgestaltete Gebiet hat sich das Viehzucht und Schifffahrt gleich eifrig betreibende Volk der Friesen in vielen Colonien verbreitet und hat durch seine Kunst und Geschicklichkeit im Kanal- und Deichbau diese Marschen, welche die sächsischen Haidebewohner nicht zu behandeln verstanden, nutz- und bewohnbar gemacht. Viele der von ihnen gestifteten und organisirten Landschaften sind in der Geschichte Deutschlands berühmt geworden, so — um eine aus der Nachbarschaft zu nennen — das Stedingerland.

Einer der obfurstten und versteckesten dieser kleinen friesischen Marsch- und Sumpfkantone ist „das Blockland“ bei Bremen. Von dem Namen dieses kleinen Ländchens, das ehemals im Schatten des Krummstabes der Erzbischöfe von Bremen ruhte und jetzt den nördlichen Theil des Gebiets der Republik von Bremen ausmacht, hört man wie von allen Namen der Welt verschiedene Deutungen. Eine derselben, die mir am meisten gefällt, leitet ihn von dem friesischen Worte „block“ ab, das so viel bedeutet wie unser deutsches „flach“ und mit dem deutschen „blach“ in „Blachfeld“ beinahe identisch ist. Wäre dies richtig, so könnte man daher das friesische „Blockland“ in's Hochdeutsche kurz mit „Blachland“ oder Flachland übersetzen.

Ich wollte, daß ich auch das ganze Land und seine Geogrephie eben so leicht und deutlich in's Hochdeutsche übersetzen könnte wie den Namen. In der Regel aber ist die Natur von Land und Leuten so mit der bei ihnen herrschenden Sprache verwachsen, daß man jedes Volk und sein Gebiet eigentlich nur recht verständlich in seiner eigenen Sprache schildern kann. Ich will es versuchen, über das Blockland nicht, wie ich eigentlich sollte, friesisch oder plattdeutsch, sondern hochdeutsch zu reden, und muß dabei vielfach auf die Nachsicht des Lesers rechnen, und will zugleich die Bemerkung hinzufügen, daß ein gut Theil von dem, was man über das Bremische Blockland vorbringen kann, auch auf viele andere ähnliche Striche unseres nordwestdeutschen Niederlandes paßt. Man muß bei einer Untersuchung dieses Tröpfchens im Meere das ex ungue leonem immer vor Augen haben. Die Art und Weise, wie es die Blockländer treiben, ihre Sitten, Liebhabereien und Gebräuche, ihre Einrichtungen, die Gefahren und Drangsale ihres Lebens, ihre Vogel- und Entenjagden, ihre Fischfangs- und Schifffahrtsweisen, dies alles geht mit Modificationen durch das ganze weite niedersächsisch-friesische Marschland bis nach Holland hin.

Es war ein wundervoll lieblicher Junimorgen, als ich zu den Thoren der alten Hansestadt Bremen hinauswanderte, um besagtes Land zu besuchen. Ich hatte für diese Reise einen Eingebornen, der mit seinem Vornamen „Arndt“ (Arndt) hieß, engagirt, und dieser Mann erwartete mich mit seinem Schiffchen, — denn anders als zu Schiffe kann man den sumpfigen und kanalreichen, aber straßenlosen Gau nicht wohl beschtigen, — bei einem einsamen Wirthshause, welches an der ersten Schleuse des in's Blockland führenden Hauptkanales liegt, und das seinen Namen „der Stau“ von dieser Schleuse und der dabei stattfindenden Wasserstauung empfangen haben mag.

Mein „Arndt“, ein guter, freundlicher, ehrlicher Blockländer, kam mir beim „Stau“ schon entgegen. Er hatte mir in seinem Schiffe einen bequemen Heuß bereitet, und kaum waren wir reisefertig an Bord und glitten auf dem langgestreckten Kanale zwischen den fetten Kräutern und Blumen der Wiesen auf beiden Seiten des Wassers dahin, so kam es mir alsbald vor, als befände ich mich in einem ganz fremdartigen Lande.

Das Geräusch der Stadt hatte längst ganz aufgehört. Gepflasterte Wege gab es rechts und links nicht mehr, und so sah und hörte man auch keine Pferde und Wagen. Aller Transport um uns her geschah auf dem glatten, stillen Gewässer. Uns begegneten eine Menge kleiner Schiffchen aus dem Blocklande, welche Fische und Geflügel zu Markte brachten, und andere aus den Haide- und Moorgegenden des Königreichs Hannover, die Torf und andere Produkte zur Stadt führten. Zahllose zierliche Libellen umtanzten uns, und lebhafte hellpfeifende Kibitze, Meerschwalben und andere Sumpf- und Wasservögel, die nur so weit klattern, wie ihr Wiesen- und Sumpfland geht, die nur bis an die Thore der Stadt schweifen, und deren Geschrei selbst man

Digitized by Google

in der Stadt nie vernommen hat, wiegten sich auf ihren leichten Schwingen in geschäftiger Menge. Es ist wunderbar, wie die verschiedenen Naturabschnitte oft selbst in den bewohntesten Gegenden in so scharfen Contrasten dicht neben einander liegen. Man hat dies oft von den bis an die Ränder des Gletschereises vorstoßenden Blumenteppichen der Alpenthäler bemerkt. Aber Aehnliches findet sich überall, denn wer genau zusieht, wird finden, daß selbst die Oberfläche unserer Ebenen so bunt, wie ein Schachbrett ist, wie die der Gebirge.

Eine Strecke Weges fuhren wir noch längs des schönen fetten Wiesenstrichs hin, den die Bürger von Bremen in alten Zeiten einmal von der huldvollen Gräfin Emma von Lesum, einer Beherrscherin des Blocklandes, zum Geschenk erhalten haben, und den sie daher „Bürgerviehweide“ nennen. Die Sage geht, (ich glaube aber, sie ist nicht ganz historisch), daß jene edle Dame der Stadt so viel Land versprochen habe, als ein gewisser alter krüppeliger Zwerg innerhalb 24 Stunden umkriechen könne. Dieser patriotische Zwerg soll denn all seine Kräfte angestrengt und das ganze schöne Weidestück, das über zwei Stunden im Umfang hat, umkrochen, dann aber in Folge der Anstrengung sein Leben ausgehaucht haben. Seine dankbaren Landsleute setzten ihm dafür ein Monument. Sie legten ein krüppelhaftes in Stein ausgehauenes Bildniß, das einem Caliban ähnlich sieht, zu Füßen ihres großen Riesen, des steinernen Roland nieder, der als Wächter und Sinnbild ihrer Reichsunabhängigkeit auf ihrem Marktplatze steht. Auch der großmüthigen Gräfin Emma, die das vom Zwerg umkrochene Land wirklich abtrat, haben sie ganz kürzlich ein Denkmal gesetzt. Ein am Anfange der „Bürgerviehweide“ aufgeworfener Hügel in einer so eben fertig gewordenen Gartenanlage wurde von ihnen der „Emma-Berg“ benannt.

Die ganze besagte Weide war eben jetzt mit mannichfaltigen Blumen und den zahlreichen Rindern der Stadt bedeckt, die im Monat Juni hier leben wie die Kinder im Pfannekuchen-Berge. Das Gras geht ihnen bis an's Knie und die Butterblumen bis an's Maul. Das Einzige, was sie plagt, ist der Ueberfluß an strotzender Milch, und die Milchmädchen, ihre treuen Dienerinnen, mit blanken Eimern am bunt geschmückten „Joch“, auf dem die Anfangsbuchstaben ihrer Namen mit messingenen Nägeln eben so gestickt sind, wie ein Tyroler Bergsteiger dieselben auf seinem Gürtel zu haben pflegt, kommen zur rechten Zeit, sie von dieser willkommenen Last zu befreien. Es ist eine höchst zufriedene Gemeinde ohne Nothleidende und Pauperismus. Wenn doch die Menschen ihren eigenen Leuten einen so vollkommenen Staat wie ihrem Vieh bereiten könnten!

Auch an den Rändern unseres Kanals und in seinen zahllosen Seitenästen und Gräben genoß die Natur sich selbst in stiller unbelauschter Weise in Myriaden von kleinen Geschöpfen, die auf Flügeln in der Luft zwischen dem Kräuter- und Blumenwalde schwirrten oder auf dem Wasser und Sumpfe schwammen, krochen und stelzten.

So kamen wir immer weiter in's Blockland oder Blachland hinaus. Denn dieses verläuft sich von der etwas hohen, auf Sanddünen belegenen Stadt immer mehr und mehr in's Tiefe und verliert sich am Ende in einem Sumpfe oder in einer den größten Theil des Jahres überschwemmten Wiesen- und Schilfniederung, welche alles Flüssige, was von der Stadt wegläuft, empfängt und der auch außerdem noch Gewässer aus andern oberen Gegenden zuströmen.

Die Gefälle oder Abtheilungen, aus denen diese Niederungen zusammengesetzt sind, haben alle ein etwas verschiedenes Niveau. Der eine Strich liegt ein oder ein paar Fuß niedriger oder höher als der andere. Wo die Absätze von dem einen zum andern sind, giebt es daher in den Kanälen Schleusen, die sie hier zu Lande „Siele“ nennen. Aus den Flügelthoren dieser „Siele“ entladet sich alles überflüssige Wasser des höheren Gebiets. Zugleich aber auch schützen sie das höhere Land vor Ueberschwemmung, wenn in dem unteren durch die Seefluth oder andere Ursachen das Wasser übermäßig steigen sollte. Die Sielthore schließen sich dann vor dem Andrange des Wassers von selbst.

Je nach der Größe und Bauart giebt es eine Menge Arten von Sielen: „Klapp-Siele“, „Balken-Siele“, „Stender-Siele“ ꝛc. — Die Sielthüren sind für gewöhnlich geschlossen, entweder weil auf der einen oder andern Seite das Wasser zu niedrig oder zu hoch ist und nicht ein- oder ausfließen soll, und man hat daher bei jedem Siele, um die Schiffe über die Scheidewand von einer Landesabtheilung in die andere hinüberzuziehen, einen sogenannten „Overtog“ (Ueberzug) angebracht.

Auch diese „Overtoge“ sind in diesen Gegenden von sehr verschiedener Art. Zuweilen sind die Rutschbahnen auf beiden Seiten mit Rollen versehen, auf denen man das Schiffchen hinaufzieht, um auf der andern Seite wieder ins jenseitige Wasser hinabzurutschen. Zuweilen ist der „Overtog“ bloß aus festem Lehm zusammengeschlagen, auf dem das nasse Schiff sich selbst die glatte Rutschbahn bereitet. Bei manchen Sielen findet man ein Pferd angestellt, das den Aufzug verrichtet. Die frommen Thiere kennen ihren Dienst so gut, wie Maschinen, kommen aus dem Stall, wenn das Schiff in Sicht ist, traben mit ihm zwanzig Schritt weit fort, und wenn sie es im Wasser sehen, ziehen sie sich geduldig wieder in den Stall zurück. Die Töchter der Schleusenwächter haben nichts dabei zu thun, als die Kette aus- und einzuhaken, denn „Braunen“ einmal auf die Lenden zu klopfen und ihm mit freundlichem Commando die Heimfehr anzuempfehlen.

Bei einem dieser Landesthore, welches der „Ruh-Siel“ hieß, glücklichen wir auf diese Weise denn endlich in den Fluß „Wumme“ hinaus, wo wir den eigentlichen Anfang des Blocklandes, und zwar des Oberblocklandes, erreicht hatten. Denn so klein dies Ländchen auch ist, so theilt es sich doch noch wieder in ein Ober- und Niederland.

Die Wumme ist ein Nebenfluß der Weser, der sich ziemlich weit aus dem Bisthum Verden und Bremen heranzieht und sich aus den Haiden und Mooren dieser Gegenden entwickelt. Sie führt daher ein kaffeebraunes Wasser mit sich, das übrigens sehr durchsichtig und dabei zuweilen sehr tief ist. Die Fluth steigt von der Weser her mehre Meilen hoch in die Wumme hinauf und bringt Weserwasser mit sich, welches trübe und weißlich aussieht. Die Leute unterscheiden daher hier immer zwischen „weißem Wasser“ und „braunem Wasser.“ Das weiße Wasser („dat witte Water“) ist ihnen willkommener. Denn wo es hingelangt, da düngt es das Land. Das braune Wasser dagegen ist hart, beizt wie Lohe und hat nichts Befruchtendes. Daher haben auch die Ufer, so weit die Fluth oder „dat witte Water“ geht, sehr fette und schöne Grasländereien.

Die Wumme schlängelt sich hier in unzähligen Windungen zwischen dem Gebiete der Stadt Bremen und dem Königreiche Hannover hin. Im Süden liegt das Blockland, im Norden ein ziemlich ähnliches Land, das sie hier nach dem Hauptorte das „Sankt Jürgener Land“ nennen, und das ebenfalls beständigen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Ich wandte meine Aufmerksamkeit ausschließlich der Südseite zu, auf welcher die Wumme durchweg von einem großen, hohen und starken „Winter-Deiche“ begleitet wird. Die Nordseite oder das Land St. Jürgen hat nur einen schwächlichen, niedrigen „Sommerdeich.“ So ein Sommerdeich — dieß mag ich für den, der es noch nicht weiß, bemerken, — schützt nur gegen die gewöhnlichen Meeresfluthen,

Digitized by Google

wie sie im trocknen Sommer eintreten. Ein Winterdeich aber dient auch gegen die viel mächtigeren Hochwasser und Sturmfluthen des Winters. In einem Lande, in welchem man es noch nicht zu einem kostspieligen Winterdeiche hat bringen können, müssen die Einwohner sich daher für ihre Wohnungen künstliche Hügel aufwerfen, sogenannte „Warfen“ (von „werfen“). In dem bloß für den Sommer bedeichten St. Jürgener Lande wohnen sie daher noch heutzutage auf Warfen verstreut, welches in alten Zeiten nach dem Zeugnisse des Römers Plinius, dem diese Warfen sehr wunderbar erschienen, überall in diesen Niederungen das Gewöhnliche war, so lange ein verbessertes Deichsystem noch nicht weit um sich gegriffen hatte. So wie ein Land aber Winterdeiche bekam, zog sich dann die ganze Bevölkerung allmälig zu diesem hohen Damme heran, der als Retter aus den Fluthen erschien, und die inneren „Warfen“ wurden allmälig verlassen; sie liegen heutiges Tages öde und kahl, obwohl noch hie und da im Schilfe erkennbar in den Brüchen herum.

Das ganze Volk und Leben eines solchen eingedeichten Landes klebt daher an dem Deiche, der gleichsam der Rückgrat oder die Haupt-Arterie des Landes geworden ist. Das Blockland ist in diesem Fall. Stunden weit zieht sich der Deich überall mit Häusern, Bäumen und Gärtchen besetzt — ein zusammenhängendes Dorf — dahin. Nach außen gegen das Wasser zu bietet der Deich immer dieselbe einförmig gestaltete Böschung oder Fronte. Aber nach innen zeigen sich manche Unregelmäßigkeiten. Da wo ein Haus stehen soll, dehnt er sich zu einem breiten Plateau aus, das für ein ganzes Bauerngehöfte mit allem seinen Zubehör hinreichenden Platz gewährt. Es sind gleichsam in den Faden des Deichs eingeknotete Plateaus oder Hügel.

Da der Deich nicht alle kleine Windungen des Flusses mitmacht und ihm für seine Winterfluthen ein sehr breites Bett läßt, so schneidet er daher manche kleine Halbinseln ab, die dem Feinde gleichsam preisgegeben sind, und die bei jeder einigermaßen hohen Fluth überschwemmt werden. Diese Vorländereien nennen sie hier „de Groon“ (die Groden), welcher Name mit dem englischen „grow“ (wachsen), plattdeutsch: „groien“, schwedisch: „groo“ zusammenhängt. Auch die grünen zum Theil mit Gras, zum Theil mit Schilf bestandenen Inseln, die in den vielen Armen des Flusses liegen, gehören zu den „Groden.“

Diese Groden sind es eben, die von dem „weißen Wasser“ gedüngt werden. Sie standen gerade jetzt in dem schönsten Flor und waren überall mit hohem üppigen Grase und mit einem dichten Wiesenblumenteppiche bedeckt. Hie und da hatten die Deichbewohner auch Gemüsegärten auf ihren „Groden“ angelegt.

Da ein äußerst angenehmer und unserer Fahrt günstiger Ostwind über den Fluß hin strich, so spannten wir ein Segel auf und fuhren eine Strecke weit in höchst anmuthiger Weise durch jene blumigen Außenländereien dahin. Zuweilen traten wir auf den breiten Hauptstrom hinaus, mitunter schnitten wir auf Seitenarmen und Richterwegen mitten durch die Schilfinseln hindurch, in denen die Häuserdächer des Blocklandes wachsen. Es ist eine eigene Art hohen Grases oder Rietes, das sie zum Decken der Häuser am zweckmäßigsten finden und das sie daher „Dak“ nennen. — Diese Schilfinseln der Wumme und der anderen Nebenflüsse der Weser sind ein Lieblingsaufenthalt vieler Wasservögel und namentlich der Enten, der zahmen sowohl als der wilden. Die Zucht der zahmen Enten und die Jagd der wilden bildet daher einen der Nahrungszweige aller dieser Wasserländer und eine hauptliebhaberei ihrer Bewohner, namentlich auch der Blockländer. Da ihr Land diesen Vögeln so günstig ist und, so zu sagen, einen einzigen großen Ententeich darstellt, so treiben sie diese Liebhaberei in's Große. Mancher Bauer überwintert bei sich wohl bis 100 Mutterenten, dazu 10 bis 15 „Warten“ *) (Enteriche). Jede Mutter bringt 20 bis 25 Kleine aus, so daß ein einziger Bauerhof im Frühling wohl 1000 bis 2000 Enten auf's Wasser oder, wie sie sagen, „ins Feld“ läßt.

Sie haben auf ihren Tennen lange Gebäude stehen, die in so viele Abtheilungen gebracht sind, als sie Mutterenten brüten lassen wollen, jedes Stübchen oder Nest mit seinem aparten Eingange. Einige haben diese Gebäude in der Form von länglichen Kasten aus Brettern, andere aus „Flaken“ (d. i. Weidengeflecht). Im Winter nun wohnen die Enten bei den Leuten in den Häusern, legen Eier und brüten. Mancher Blockländer hat auf seiner Diele längs den Wänden zwei oder drei Reihen solcher Entenhauser.

So wie im Frühlinge die Eier alle ausgebrütet und die Küchlein trocken sind, strebt die Mutter mit ihnen „in's Feld“, auf's Wasser, wo sich ihnen das ganze sumpfige Land zu einem weiten Spielraum eröffnet, und von wo sie erst im Herbste wieder zu ihrer Herrschaft zurückkehren. Sie sie jedoch zu diesem Sommervergnügen entlassen werden, müssen sich die Kleinen noch die Operation des „Märkens“ gefallen lassen. Da nämlich wohl die Alten, aber nicht die während des Sommers aufwachsenden und verwilderten Jungen ihr Haus kennen und viele von ihnen oft in andere Hände gerathen, so hat jeder Bauerhof seine eigene Marke, mit der er seine Waare kennzeichnet. Diese Marke bringen sie an den Füßen der Enten, und zwar durch verschieden gezeichnete Einschnitte an. Einige schneiden einen „Split“, d. h. einen einfachen Schnitt, in die Schwimmhaut zwischen der äußern und mittlern Zehe, andere zwischen der inneren und mittlern Zehe. Dann wieder giebt es einen gewissen Doppelschnitt, der „die Tonge“ (eine Zunge) heißt, und endlich noch einen kleinen lappenartigen Ausschnitt an der Schwimmhaut zwischen Daumen und Zehe, den sie „Fledder“ nennen. Indem sie nun die „Fleddern“ und „Tongen“ und „Splits“ entweder am linken oder rechten Fuße anbringen oder sie mit dem Wegschneiden des einen oder anderen der acht Zehen und Daumen, welche die beiden Entenfüße darbieten, combiniren, haben sie so viele verschiedene „Marken“ zu Stande gebracht, als für die ganze Bewohnerschaft nöthig sind, und im Nothfalle könnten sie noch einige hundert mehr heraus combiniren.

Alle diese Entenmarken hasten an den Gehöften seit uralten Zeiten, und sie haben sogenannte „Markbücher“, in welchen diese Dinge verzeichnet sind. Da in jedem fünften oder sechsten Hause sich ein „Markbuch“ findet, so wurde es mir im Verlaufe meiner Wanderung nicht schwer eines dieser merkwürdigen Dokumente aufzutreiben. Es waren darin alle Namen der Gehöfte des Blocklandes aufgeführt, und bei jedem standen zwei Entenfüße gemalt, bei denen die auf dem Hofe hergebrachten „Zungen“, „Splits“, „Fleddern“ und Zeh-Abschnitte mit Strichen bezeichnet waren. Bei Rechtsstreitigkeiten, z. B. wenn ein Bauer seine Enten im Besitze eines anderen findet, wird ein solches Markbuch producirt und mit seiner Hülfe bald der Fall entschieden.

Ich wünschte die Operation des Märkens selbst zu sehen und kehrte daher bei einem der Entenbesitzer ein, der mir alle seine Vorrichtungen zeigte und sich mit mir auch bald, ein scharfes Messer in der Hand und ein glattes Brett auf dem Knie, vor einem Entenhauser niedersetzte, wo noch in der letzten Nacht einige Eier ausgebrütet waren. Er holte eins der kleinen zappelnden und schreienden Wesen nach dem andern hervor, legte sie auf das Schlachtbrett und schnitt ihnen mit großer Geläufigkeit die feinem Eigenthum gehörenden Figuren in den Fuß. Viel Grausamkeit scheint nicht dabei obzuwalten. Denn so wie sie wieder frei ge-

*) Das Wort „Warten“ soll mit dem Altdeutschen „War“ (von währen), ein „Mann“, und mit dem Lateinischen „vir“ zusammenhängen.

Digitized by Google

lassen waren, hörten die Dingerchen auf zu schreien, schüttelten sich den Federpelz und krochen gemüthlich, als wenn nichts passirt wäre, unter den Schooß der Mutter zurück.

Da im Frühlinge viele tausend Enten in den großen Sumpf des Landes hinausgelassen werden und sich dort wie ein Spiel Karten wild durch einander mischen, schien mir trotz jener Marken doch die Ausgabe, im Herbste diesen ganzen verwirrten Knoten wieder aufzulösen, sehr schwer. Ich begriff nicht, wie ohne eine endlose Tauscherei jedem das Seinige zu Theil werden könne. Meine Leute suchten mir aber die Sache klar zu machen. Erstlich, sagten sie, was die alten an den Bauerhof gewöhnten Mutterenten betreffe, so kennten diese genau ihre Heimath. Sie kommen, „wenn das Feld zugeht“ d. h. beim Einrücken des rauhen Winters, von selbst angewatschelt und melden sich an der rechten Stelle um Aufnahme und Schutz. Auch bringen sie immer schon einige von ihren Kindern ebenfalls mit sich. Und auch der Fang der andern jungen und im Laufe des Sommers völlig verwilderten, — allerdings bei weitem der Mehrzahl, — wird durch mehre Umstände ermöglicht. Das „Feld“ geht erst in den Außenpartien mit Eis zu, während in der Nähe des schützenden Deiches und der Häuser immer noch lange einige Wasserstellen, sogenannte „Pole“ (das hochdeutsche Pfuhl) offen bleiben. Die Enten werden daher zuerst aus den ganz wilden Gegenden vom rauhen Winter hinausgetrieben und nähern sich von selbst den Wohnungen. Dort schaaren sie sich, wie fast alle Vögel, im Herbste zu großen Gesellschaften und vereinigen sich auf den „Polen“ in Heerden von vielen Hunderten.

Natürlich erleichtert dieß die Arbeit des Einfangens schon sehr. Dann gewöhnen sich die Enten in der Nähe des Deichs, wo bis spät in den Winter hinein viel geschifft und gewirthschaftet wird, allmälig an den Anblick des Menschen und seine Werke. Selbst die Kälte und der Hunger machen sie schon etwas zahmer. Auch bringen die Bauern, um sie noch mehr zu gewöhnen, dann und wann etwas Futter in die Sümpfe und „Pole.“ — Haben sie auf diese Weise nun endlich einen Haufen Enten, — 8 oder 900 und zuweilen mehr — auf einem Pole vereinigt, und wird dann der Winter und der Hunger bedrohlicher, so geben sie ihren Nachbaren Kunde.

Diese machen sich in Böten auf, rudern nach einem verabredeten Plane aus verschiedenen Kanälen auf die Entenarmee los und suchen sie allmälig und leise in einen großen noch offenen Kanal hineinzutreiben, der an dem Deiche in einem kleinen Hafen ausgeht. Das Ende dieses Kanals haben sie mit Fischnetzen behangen und überhaut, die schließlich in einem ganz engen Netzsacke sich verlaufen. Die Enten, die wie gesagt um diese Jahreszeit bereits ohnedieß ziemlich unlustig zum Fliegen sind, schwimmen von den Böten gescheucht allmälig ihrem Gefängnisse zu. Um sie noch besser aus der Luft zu halten, lassen die Leute über ihren Köpfen auch wohl einen papiernen Drachen steigen, vor dem die Enten sich niederducken, da sie ihn für einen Reiher oder sonstigen Todfeind halten.

Kommen sie zuletzt in den Sack des Kanals und nahe an's Land, so ergreift sie zwar noch schließlich ein panischer Schreck, und sie versuchen einen Auffug. Aber dann ist das Netz schon über ihnen. Sie fallen zurück und flattern eine über die andere weg in das äußerste Ende des Sackes hinein. Dieses Netzende hat man auf der Böschung des Deichs an's trockene Land hinaufgezogen. Ließe man es im Wasser, so würden sich die Enten, die hier oft vier Fuß hoch übereinander zu liegen kommen, gegenseitig in die Tiefe drücken, ertränken und ersticken. Auf dem Festlande behalten sie Luft und können auch leicht aus dem Netze hervorgezogen werden. Man sieht ihnen nach den Füßen, und Jeder nimmt, was mit seiner Hofesmarke bezeichnet ist. Sind die Marken entlegener Gehöfte dazwischen, so spart man die Delinquenten auf und tauscht sie gelegentlich aus.

Natürlich ist bei einem solchen Geschäfte viel Verlust oder „Leckage“ nicht zu vermeiden. Manche Enten entschlüpfen und bleiben versteut in der Wildniß. Auf diese wird nachher wie auf wilde Enten Jagd gemacht, und sie müssen niedergeschossen werden. Viele auch verwildern völlig, verziehen und verstiegen sich in entfernte Länder. — Außerdem haben im Laufe des Sommers auch die Adler und Habichte, die von den umliegenden Haideländern her, wo sie horsten, gern die vögelreichen Marschen besuchen, und auch die Störche und Reiher, welche junge Entchen wie Frösche mit einem Schluck überschlingen können, ihren Antheil von dem Vorrathe dahin genommen. Ein gutes zwei Drittel von allen den Thieren, auf die er die Mühe der Winterfütterung und der Nesterbereitung verwandte, bekommt indeß doch wohl jeder Eigenthümer zurück, und sie lohnen ihn mit ihrem Fleische, das er auf den Markt bringt, und mit ihren Federn, mit denen er seine Betten stopft.

Die denkenden Staatsökonomen und rationellen Landwirthschafter dieser Sumpf- und Marschgegenden sind aber doch der Meinung, daß die ganze Entenzucht und Entenjagd mehr zum Schaden als zum Vortheile des Landes gereiche. Die Leute haben eine eingefleischte Liebhaberei für diese Nahrungszweige, die mehr plötzliche als schwere Arbeiten herbeiführen, versäumen darüber manches wichtigere Geschäft und lassen nöthige Reformen außer Acht. — Könnte man ihre Sümpfe auch in reiche Aecker verwandeln, so würden sie es doch höchlich bedauern, daß sie ihrer Entenliebhaberei entsagen müßten. Sie großen jenen calculirenden Nationalisten, die überall in der Welt das Volksthümliche, das Herkömmliche, die Liebhabereien und das Poetische verfolgen, wie in den Alpen den Gemsjäger und Murmelthierfänger, so hier im Blocklande die Entenzüchter und — die Fischer.

Denn natürlich bildet auch der Fischfang einen der beliebtenNebenerwerbszweige der Blockländer. Da man in allen Richtungen im Lande schwimmen kann, da die Gräser und Schilfe am Ufer überall eine Fülle von mannichfaltigen Insekten und andere den Fischen willkommene Nahrungsstoffe erzeugen, so ist für sie hier ein wahres Paradies. Die Aale, die bekanntlich im Meere laichen und dann in Schaaren von Millionen Jungen unsere großen Flüsse hinaufziehen, schlüpfen in alle Thore des Landes, die „Siele“, hinein und verbreiten sich durch das ganze Netz von Gräben, Kanälen und Fleeten. Die Schleie sind hier so recht zu Hause. Man findet sie wie die Aale von der schönsten Größe, und dann kommen die räuberischen Hechte darüber her, mästen sich von ihnen und von den jungen Enten, die sie bezwingen können, und werden dabei zuweilen 20, ja 30 Pfund schwer.

Eine recht ergiebige Fischerei giebt es in den sogenannten „Kolken“ (Kulen?), d. h. in den kleinen Seen, die bei Deichbrüchen auf der innern Seite des Deiches zurückbleiben. Bei solchen Deichbrüchen, die sie hier auch wohl „Braken“ (Brüche) nennen, stürzt sich das Wasser mit solcher Gewalt in das Land hinein, daß es oft Löcher von 50 und mehr Fuß Tiefe und mehr oder weniger bedeutendem Umfange ausspühlt, und diese Löcher bleiben, selbst nach dem die Fluth sich verlaufen hat, voll Wasser. Die so entstandenen kleinen Binnenseen werden der Sammelplatz der Fische, wahre Fischemagazine. Die Bauern halten auf ihnen kleine Böte und sonstige Fischerei-Apparate und haben dann daraus zuweilen mehr Revenuen, als wenn es Festland geblieben wäre. Wenn die dem Lande geschlagene Wunde mehr und mehr vernarbt, wachsen hohe Bäume an dem Ufer der „Kolke“ auf, und manche von ihnen gewähren einen allerliebsten Anblick. Da

Digitized by Google

im Laufe der Jahrhunderte fast allenthalben einmal der Deich durchbrochen wurde, so ist das Blockland auf der Binnenseite seines Deichs mit einer ganzen Reihe solcher Seen garnirt.

Bekanntlich sind in den marschigen Niederungen überall in der Welt die nächsten Ufergegenden der Flüsse von Haus etwas erhabener und trockener als das weite Binnenland. Selbst ohne Deich wird daher in allen Flußdeltas die erste Ansiedlung an den hohen Rändern der Flüsse begonnen haben. Als der künstliche Deich noch hinzukam, wurde der ganze Anbau des Landes in noch höherem Grade an diesen Streifen gefesselt. Auf dem hohen Deiche wohnen sie. Da haben sie ihre Scheunen, um die Vorräthe auf's Trockne zu bringen. Dahin führen sie zu Schiff das feuchte Gras aus den Sümpfen und sonnen es zu Heu an den Abhängen des Deichs. Da sowohl das Land in der Nähe des Deiches von Natur etwas höher ist, so giebt es da auch die schönsten kleinen Wiesen- und Weideplätze, und auch nur da lassen sich kleine Gemüsegärten und Kartoffelfelder zubereiten. Nur in der Umgebung des Deichs können Bäume wachsen, die im Innern ertränkt werden würden. Daß sogar der Entstehung durch den Deich bedingt ist, sagte ich schon.

Der Scheitel des Deichs ist auch die Hauptverbindungsstraße des Landes. Die Fußpfade und Reitwege laufen darüber hin. Ihn mit Wagen zu befahren, ist aus begreiflichen Gründen nicht gestattet. Doch zieht sich längs der Binnenseite des Deichs an seinem Fuße ein Fahrweg hin, der wenigstens zuweilen in der trocknen Jahreszeit benutzt werden mag. Gewöhnlich liegt er freilich in Schlamm und Wasser vergraben. Mit Pferden und Pferdegeschirr halten sich diese Sumpfleute daher auch nicht viel auf. Nur wenige Bauern besitzen ein paar Pferde und einen Wagen, für die sie oft das ganze Jahr hindurch nichts zu thun haben. Von Schiffen aller Art ist dagegen jedes Haus umgeben.

Diesem Allen nach kann man sagen, daß das ganze Mark des Landes sich an den Deich setzt, wie die Gräten eines Fisches an den Rückgrat. Wer also, wie ich es nun that, indem ich mein Boot auf dem Flusse nebenher weiter segeln ließ, über den Rücken des Deichs wandert, spaziert so recht mitten durch den Nerv des Landes und der dichtesten Bevölkerung.

* Amerikanische Dichter.

Von Werner Bergmann.

Charles Fenno Hoffmann.

Hoffmann ist der Sohn eines Rechtsgelehrten. Die Familie des Dichters ist eine im Staate Neuyork weit verbreitete; sie siedelte sich in früher Zeit im Thale des Hudson an. Der Dichter wurde im Jahre 1806 in Neuyork geboren. Die strenge Behandlung, die er als Knabe in der Poughkeepsie-Akademie am Hudson erlitt, trieb ihn zur Flucht. Der Vater, anstatt ihn zur Rückkehr zu zwingen, übergab ihn der Aufsicht eines gebildeten schottischen Edelmannes unweit Newyersey. Während eines Besuchs bei seinen Eltern hatte er im zwölften Jahre das Unglück, sich das Bein so zu verletzen, daß, um ihn zu retten, eine Amputation des rechten Schenkels nothwendig wurde. Er hatte nemlich versucht, mittelst eines kühnen Sprungs an Bord eines Dampfschiffs zu gelangen, als es eben im vollen Schusse einen Brückenpfeiler passirte, und wurde zwischen das Schiff und die Mauer geworfen. Dieses Mißgeschick, anstatt ihn zur Entsagung der männlichen Vergnügungen der Jugend zu vermögen, scheint vielmehr den Ehrgeiz des jungen Mannes, sich im Schwimmen und Reiten hervorzuthun, aufgestachelt zu haben; wenigstens machte er im Columbia-College größere Fortschritte in gymnastischen Uebungen, als in wissenschaftlichen. Dennoch erhielt er bei seinem Abgange, ohne daß er promovirt hatte, den Ehrengrad eines Master of arts. Im Alter von 18 Jahren studirte er die Rechte und wurde nach drei Jahren Anwalt. Er gab aber diesen Beruf, wie es scheint, wegen seiner Liebe zu Büchern, schriftstellerischen Arbeiten, Jagd und Fischfang bald wieder auf, redigirte den Neuyorker American, ein weitverbreitetes Zeitblatt, und gab bald darauf sein erstes Werk, die „Forest musings“, heraus, worin sich seine innige Vorliebe für das Waldleben offenbarte. Seit dieser Zeit widmete er sich ganz dem Schriftstellerberufe. Großes Aufsehen machten seine auf einem Ausfluge nach dem fernen Westen geschriebenen, zuerst in jenem Zeitblatte abgedruckten Briefe, die er später unter dem Titel „Winter in the West“ herausgab und die bald darauf in einem neuen Abdrucke in London erschienen und mehrere Auflagen erlebten. Die Naturbeschreibungen darin sind eben so anziehend, als der Stil vortrefflich.

Sein nächstes Werk „Wild scenes in the forest and prairie“ wurde 1837 gedruckt und enthält ebenfalls reizende Naturschilderungen, durchwoben von Sagen des Westens. Diesem folgte eine Novelle: „Greyslaer“, der ein berühmter Criminalfall zu Grunde liegt und die sehr zur Verbreitung seinß Ruhmes beitrug. Nachher wurde er Herausgeber des „American Monthly Magazine“, eines der besten amerikanischen Zeitblätter.

Hoffmann hat viel geschrieben. Ein großer Theil seiner Gedichte steht noch zerstreut in Zeitblättern. Als Liederdichter hat ihn in Amerika noch Keiner erreicht.

Ständchen.

O Lieb, was willst du schlafen?
Sieh, wie das Mondlicht lacht
Durch deine Gitterfenster;
Hast du darauf nicht Acht?
Sieh, wie, dich zu verklären,
Die Sterne lichter glühn,
Wie sie dem Schimmer wehren
Von Feuerfliegen-Heeren,
Die durch den Nachtthau ziehn.

Erwach', die Lüfte weinen
Nur, weil sie dich nicht sehn!
Doch träumst von mir du Liebe,
Dann mag dich Schlaf umwehn.
O dann mag, süßes Leben,
Der Schmerz dir ferne stehn;
Meletisch mög' umschweben
Im Traum' dich, süßes Leben,
Für dich mein leises Flehn.

Ich weiß es, du liebst mich.

Ich weiß es, du liebst mich, verstellst du dich auch
Und verziehst auch die Lipp' im Verdruß,
Die dürstend ich anfah, den wonnigen Hauch
Zu trinken im glühenden Kuß.
Ich weiß es, mein Bild trägst im Herzen ja du,
Und sie neigen sich liebend einander zu,
Wie Blumen sich küssen am Fluß.

Und thust du so kalt auch im glänzenden Saal
In der Mädchen wild fröhlichem Reihn:
Ich fehle mich diebisch des Nachts doch einmal
In Herz und Gedanken dir ein.
Ich nah' die im Traume in schwiegender Nacht,
Und dann stiehlst du heimlich dich beugen der Macht,
Die du höhnest bei Tag' und im Frei'n.

Digitized by Google

Myrte und Schwert.

Ein voll Glas beim Abschied, Genossen!
Bringt's, eh' wir uns wappnen zur Schlacht,
Bringt's der, die ins Herz wir geschlossen;
Ihr weihn wir das letzte zu Nacht.
Gedenkt, wie vor Alters beim Mahle
Bekränzten die Waffen so werth
Des Vaterlands Helden, die meinend
Vereinten die Myrt' und das Schwert.
Drum lebe die Myrt' und das Schwert!
Hoch lebe die Myrt' und das Schwert!
Jeder Bursche, den's giebt, der die Dirn' treu geliebt,
Leer' den Becher auf Myrte und Schwert.

Heut ist die Stunde, wo glühet
Im Herzen das höchste Gefühl,
Dem Tone vergleichbar, der ziehet
Durch's Meer vor des Sturmes Gewühl.
Mög' ihr liebliches Bild und umschweben
Und ihr Nam', ob ihn Keiner erfährt,
Uns im schäumenden Becher umweben,
Wenn wir's bringen der Myrt' und dem Schwert.
Drum lebe die Myrt' und das Schwert!
Hoch lebe die Myrt' und das Schwert!
Jeder Bursche, den's giebt, der die Dirn' treu geliebt,
Leer' den Becher auf Myrte und Schwert.

Nun auf, hört das Horn ihr erschallen?
Es fordert zum Kampfe das Heer,
Wo stolz unsre Banner schon wallen
Hoch über den Reihen daher.
Doch, Genossen, bedenket, eh' wieder
Ein Säbel zum Todesstreich fährt,
Daß Erbarmen sie fühlt, die wir lieben
Als Krieger in Myrt' und im Schwert.
Drum lebe die Myrt' und das Schwert!
Hoch lebe die Myrt' und das Schwert!
Jeder Bursche, den's giebt, der die Dirn' treu geliebt,
Leer' den Becher auf Myrte und Schwert!

* Schauspiele von Putlitz und Benedix.

Von F. Pleyer.

Bremen, 1. November 1861.

Es ist an der Zeit, daß im Sonntagsblatte von einheimischen Kunstleistungen berichtet werde. Insbesondere kann die städtische Bühne als Lohn für ihre Bemühungen einige Anerkennung beanspruchen. Obwohl sie eine städtische Bühne kaum in einem andern Sinne genannt werden kann, als in dem daß die Stadt ihr verschiedene Lasten auferlegt, mit denen sie sich jahraus jahrein redlich herumschlägt, so scheint doch jetzt die öffentliche Meinung nicht abgeneigt, ein Uebriges zu thun und wenigstens zunächst den Tempel der Thalia aus dem Zustand arger Geschmacklosigkeit zu erretten, in welchen derselbe vor Jahren durch die reife Ueberlegung sublimer Kunstkenner versetzt wurde. Die dramatische Kunst hat bei uns nach der Erniedrigung, in die sie durch einen Speculanten hineingedrängt wurde, eine Art von Auferstehung gefeiert und sich so weit wieder zu Ehren gebracht, daß der Besuch des Theaters zum feinen Ton gehört und auf das Concertwesen einen lähmenden Einfluß übt. Da es nun herkömmlich ist, daß mit dem November unsere Saison eigentlich erst anhebt, so ist es billig, daß die dramatisch-musikalischen Freuden und Leiden, von denen jene jetzt die überwiegenden sind, eine nähere Besprechung finden. Stoff dazu werden die täglichen Vorstellungen der Bühne, die bevorstehenden dreißig bis vierzig Concerte, die Ausstellungen in der Kunsthalle und die Leistungen des Künstlervereins darbieten.

Die Bühne ist bereits seit dem Beginn des Septembers in einer rastlosen Thätigkeit begriffen, der bisher nur kurze Berichte gewidmet waren. Diese Thätigkeit ist, da allabendlich von der nicht großen Gesellschaft gespielt wird, eine so angestrengte, daß der volle Muth einer vertrauensvollen Direction und der volle Fleiß ihres Personals nothwendig sind, um den Anforderungen zu genügen, da man den abwechslungssüchtigen Abonnenten nur selten Wiederholungen bieten darf. In der That entwickeln die Mitglieder, namentlich die der Oper, einen staunenswerthen Fleiß, dem man nur selten vorwerfen kann, daß ihm Unsterftigkeit und Uebereilung ankleben. Wenn die Zahl der neuen Schauspiele und Opern bisher keine große war, so ist der Grund dafür nicht im Mangel an Energie, sondern vornehmlich in dem Mangel an guten, Erfolg versprechenden Dichtungen zu suchen. Die Thätigkeit auf dem Gebiete der höheren dramatischen Poesie ist augenblicklich weit geringer und unergiebiger, als sie noch vor etwa drei bis vier Jahren war. Während die vormärzlichen Dramatiker mit ihrem ganzen tendenziösen Apparat sich verbraucht und fast völlig zurückgezogen haben, sind auch die Erwartungen, welche man auf jüngere Talente setzte, unerfüllt geblieben. Heyse hat dem Theater nur ein lebensfähiges Drama, Elisabeth Charlotte, gegeben, das Schauspiel »die Herren von der Esche« blieb auf wenige Bühnen beschränkt. Tempeltey zeigt in dem Drama »Hie Welf, hie Waiblingen« eine bedenkliche Neigung zur Geschmacklosigkeit. Auerbachs Bühnenversuche haben die Bühne selbst nicht erreicht, Otto Ludwig schweigt ganz, Brachvogel scheint sich dem Roman zuwenden zu wollen. Was Redwitz auf den Markt brachte, wurde von befreundeten Federn und durch den urtheilslosen Theil des Publikums eine kurze Zeit hindurch über dem Wasser erhalten. Versuche, welche hier und dort mit Dramen von Weilen und Anschütz gemacht wurden, blieben ganz vereinsamt. Da nun die einzige wirklich bedeutende Kraft, welche in unseren Tagen für die Bühne thätig ist, Gustav Freytag, nur sehr selten sich zu einem Drama entschließt, so kann man wohl von Armuth der dramatischen Literatur reden und muß zufrieden sein, wenn wenigstens Talente von leidlicher Begabung und bedeutender Routine die Lücken auszufüllen bestrebt sind.

Ein solches Talent ist Putlitz, dessen Tragödie »Don Juan de Austria« kürzlich einigemal gegeben wurde. Der Verfasser, welcher früher nur kleine Lustspiele schrieb und damit viel Beifall erwarb, betrat mit dem »Testament des großen Kurfürsten« das Gebiet des höheren Schauspiels, auf dem er nun scheint heimisch bleiben zu wollen; denn dem »Don Juan« ist bereits ein »Wilhelm III. in Whitehall« gefolgt. Den ruhmgekrönten Sohn Karls V., den gefeierten Sieger von Lepanto, zum Helden eines Dramas zu wählen, das ist ein Gedanke, der auf den ersten Blick sehr glücklich scheint. Aber doch ist er das in diesem Falle nicht; denn als Johann von Oesterreich von seinem Halbbruder Philipp von Spanien nach den Niederlanden geschickt wurde, da war er über den glänzenden Abschnitt seines Lebens hinaus. Das jugendliche blendende Licht seines Ruhmes schon dem Erlöschen nahe. Will man nun auch dem Poeten eine Umdichtung der Geschichte gestatten, mag die Gestaltung Johanns zu einem selbständigen, mit den kühnsten Gedanken umgebenden Helden erlaubt sein, so ist jedenfalls eine hohe dichterische Kraft erforderlich, um diese Aufgabe zu lösen. Und diese vermissen wir in der Tragödie von Putlitz. Es war allerdings ein ganz glücklicher Griff, Don Juan durch die Zurückführung seines Ursprungs auf die Gräfin von Bouges zu einem Niederländer zu machen, den also nicht bloß Neigung oder Kühnheit, sondern gleichsam ein Wink des Schicksals zum Befreier seiner Nation berufen. Aber die Unklarheit, die selbst in den Büchern der Geschichte auf dem Verhalten

Digitized by Google

Johanns in den Niederlanden ruht, klebt auch dem dichterischen Verfahren an, welches Putlitz beobachtete. Sein Held, dessen Mutter, die Häupter des Volkes reden zwar wohl von großen Gedanken und Entwürfen, aber dieselben erfüllen sie nicht so klar und mächtig, daß eine wirklich tragische und erschütternde Wendung mit siegender Allgewalt und Nothwendigkeit herbeigeführt würde. Der Mangel einer solchen bewegenden, wahrhaft mächtigen Idee und der weitere Mangel einer großartigen poetischen Gestaltungskraft drängen den Verfasser nun in die größeste Gefahr, die einem dramatischen Dichter widerfahren kann, in das hohle Pathos. Ein solches Pathos beherrscht das Trauerspiel, das überdies in dem verführerischen Jambenmaße geschrieben ist, von Anfang bis zu Ende. Es ist eine Stelzentragödie, in welcher selten nur die Menschen hübsch vernünftig auf eignen Füßen gehen. Einer weiteren Gefahr erlag der Verfasser, als er es grade recht gut machen wollte. Indem er dem ohnehin schwankenden und unklaren Don Juan durch ein Liebesverhältniß mehr Halt und Interesse zu verleihen wünschte, ersann er eine Neigung des Prinzen zu einer Spanierin, der Tochter seines Todfeindes Davila. Darin liegt allerdings ein neuer tragischer Conflict, aber derselbe ist ganz ungeschickt benutzt. Die betreffenden Scenen sind nicht organisch mit dem Ganzen verbunden, sondern schweben völlig in der Luft, erscheinen wie eine künstliche und unkünstlerische Einlage; sie kommen uns mit ihrem sentimentalen Wesen, um einen etwas materiellen Vergleich zu machen, vor wie eine Zugabe von Zucker, welche ein Gericht versüßen soll. Die Aufnahme, welche die Tragödie fand, war durchaus diejenige, welche sich aus den Verhältnissen ergiebt. Die Zuschauer, die sich in die inneren Zustände der auftretenden Personen und in die Situationen nicht gleich hineinfinden konnten, boten sich an Aeußerlichkeiten, klatschten, so oft Vaterland und Freiheit angerufen wurden, konnten aber im Uebrigen nicht recht warm werden, wie denn auch die Darsteller zum Pathos ihre Zuflucht und den Mund recht voll nahmen. Bei einer ganz ausgezeichneten, den Dichter gewissermaßen verbessernden Darstellung mag der Erfolg größer, immer wird er nur ein sogenannter anständiger sein können. Uebrigens muß zugegeben werden, daß die Tragödie mit großer technischer Geschicklichkeit verfaßt ist; und das ist es auch, wodurch sie Lebensfähigkeit erhält und sich behauptet.

Der etwas künstlich einherschreitenden Tragödie von Putlitz gegenüber ist das neue Lustspiel oder vielmehr bürgerliche Schauspiel von Benedix „der Störenfried“ eine natürliche, ja fast zu natürliche Dichtung. Allbekannt und wegen ihrer Anspruchslosigkeit auch allbeliebt ist die Naivetät, mit welcher der Verfasser eine Geschichte aus dem Leben herzimmt und in gesunder, oft reichlich niederländischer Manier auf die Bühne bringt. Seine Kenntniß der alltäglichen Verhältnisse, seine Gewandtheit im Bau eines Lustspiels, seine Geschicklichkeit in der Herbeiführung von Entwicklungen sind so bedeutend, daß die Kritik längst alle Bedenken, welche die Zumuthungen an die Leichtgläubigkeit des Publikums und die Nachlässigkeit des Dialogs erregen, hat fahren lassen. Sie dankt dem Schöpfer, daß eine leicht arbeitende und unermüdliche Hand da ist, welche alljährlich einige Gaben spendet, die sich wiederholt sehen lassen können. Im Störenfried hat Benedix das unendlich häufig variirte, aber nach dem Willen der Vorsehung ewig neue und unerschöpfliche Thema von der bösen Schwiegermutter benutzt. In einer Provinzialstadt lebt ein junges Ehepaar in den allerbesten Verhältnissen und Umständen, hochgeachtet außer dem Hause, glücklich daheim. Da kommt die Mutter der jungen Frau, eine von dem ganzen hohlen Uebermuth der hauptstädtischen Honoratiorenwelt erfüllte Geheimraths-Wittwe, deren Mann verschuldet gestorben, aber doch eben wirklicher Geheimrath gewesen ist, zum Besuch und ist nicht wenig entsetzt über den Provinzzuschnitt des Hauses, über den Mangel an Equipage und Livreebedienten, Visiten und Gesellschaften. Flugs beginnt sie mit allem Eifer ihre Reformen, und es ist ganz lustig anzusehen, wie sie in kürzester Frist alle Mitglieder der Familie aus ihrer idyllischen Ruhe aufscheucht und sämmtliche Individuen vom Ehepaar bis hinab zur Köchin und zum Hausknecht unter und gegen einander aufhetzt. Dabei steht ihr eine köstlich gezeichnete Kammerjungfer, welche den ehrlichen täppischen Bedienten anschmachtet, tapfer zur Seite. Das ist nun alles ganz gut, und man lacht recht herzlich, allein mit der Wahrscheinlichkeit nimmt es Benedix wieder gar zu leicht und leichtfertig. Wer in aller Welt wird denn glauben, daß die tapfere Schwiegermutter in vierundzwanzig Stunden das Glück einer Ehe so weit zerstören kann, daß ganz ernstlich eine Scheidung des jungen Paares in Aussicht steht! Ließe sich eine Ehe so schnell lösen, das wäre ja herrlich, — wollt' ich sagen, das wäre entsetzlich, und man sollte alle Lust zum Heirathen verlieren. Ein Glück, daß der Zuschauer, der gar nicht so thöricht ist, wie er oft erscheint, ganz gut merkt und herausfühlt, daß es nicht so schlimm werden wird; allein der Verfasser, der sich vortrefflich auf Steigerungen und Verwirklungen versteht, sollte mit so groben Zumuthungen gar nicht kommen. Daß sich später alles zum Guten wendet, ist keine Entschuldigung für solchen Fehler. Das Ende ist nämlich wie natürlich dieses, daß die jungen Eheleute sich versöhnen und die Schwiegermutter in die Residenz abziehen lassen, nachdem ein alter Freund des Hauses allen gehörig den Kopf gewaschen und den Verstand wiedergegeben hat. Gespielt wird das Schauspiel, in dem noch mehr gestrichen werden müßte, als bei den Wiederholungen geschehen war, sehr gut, besonders die Rolle der Geheimräthin durch Fräulein Liedich, welche die immerhin doch gute Grundlage des Charakters stets durchblicken ließ. Recht glücklich gab Herr Schmitt, der in der höheren Tragödie oft sündigt, den seiner Natur durchaus zusagenden Hausfreund. Ebenso Fräulein Porth und Herr Otto das Ehepaar; jene hatte vielleicht zu viel Sentiment, dieser zu viel Ruhe.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Lieben und Leiden. Novellen in 6 Büchern. Von Hans Koester. — Leidenschaften. 2 Bde. Von Fanny Lewald. — Dunkle Wege. Schilderungen aus der Wirklichkeit. Von J. D. H. Temme. — Herzog Albrecht. Dramatische Dichtung. Von Melchior Meyr. — Voltaire. Lustspiel in 5 Akten. Von J. L. Klein. — Erinnerungen aus dem italienischen Feldzuge von 1861. 2 Thle. Von B. Rüstow. — Italien im Frühjahr 1861. Von K. Grün. — Die Länder am unteren Rio bravo del Norte. Geschichtliches und Erlebtes. Von A. Uhde. — Aus Oft und West. Sechs Vorlesungen. Von Friedrich Bodenstedt. — Aus dem Komödiantenleben. Erinnerungen eines alten Schauspielers-Vagabunden. Von W. Große. — Aus Petrarca's alten Tagen. Roman in 2 Bänden. Von Otto Müller. — Eine Wallfahrt nach Jerusalem. Bilder ohne Heiligenschein. 2 Bde. Von Moritz Busch.

* Die neueste Ausgabe der deutschen Geschichte von 1786 bis 1815 von Ludwig Häusser in Lieferungen hat begonnen.

* Von dem Prachtwerke „Deutsche Kunst in Bild und Lied, Original-Beiträge deutscher Maler und Dichter“ ist ein neuer Jahrgang bei Bach in Leipzig erschienen.

* Von dem Handbuch der Geographie von Daniel ist eine neue Lieferung ausgegeben, die fünfte des letzten Bandes. Dieselbe enthält die besondere Geographie von Preußen.

Digitized by Google

* Vom neuen Pitaval ist der neunundzwanzigste Band herausgekommen. Derselbe enthält zwölf Aufsätze, deren erster den Prozeß der schönen und unglücklichen Beatrice Cenci behandelt, die 1598 zu Rom wegen Vatermords hingerichtet wurde und seitdem vielfach von Poesie und Kunst verherrlicht ist. Die jüngste der behandelten Criminalgeschichten ist die des Handlungsdieners Johann Schmidt, der vor zwei Jahren in Wien seinen Principal ermordete und zu lebenslänglichem schweren Kerker verurtheilt wurde.

* Ein Schwanenlied der Romantik. Von Robert Hamerling. Mit einem Anhange von Hymnen. Prag, Verlag von J. L. Kober. — Ein junger österreichischer Dichter, dessen „Venus im Exil“ wir seiner Zeit besprachen, bringt uns hier seine neuesten schwungreichen Poesien. Hamerling erregt das lebendigste Interesse durch den Zauber seiner Sprache, die Gluth seiner Empfindungen, die Kühnheit seiner Bilder. Aber wir vermissen mit seinen Productionen hervorbricht, und wir glauben große, schöne Erwartungen von ihm hegen zu dürfen. Die Hymnen erinnern in Form und Diction an Heine's vielbewunderte Nordseebilder. Wenn Hamerling in seinem Schwanenliede der Romantik singt (LX):

Töne, mein Lied, der Jugend, der zarten Frauen:
Verwandte Herzen schlagen die doch vielleicht in deutschen Gaun!
Es rühren vielleicht doch Menschen, trogdem dem modern Zog,
Deine zarten Rhythmen: Der brennde Küsseschlag
Schönheitsmuthes Gebarend, der da Feuerwig giebt
Von einer weichen Seele, die viel gelitten, geliebt.
Der Rest ist Schweigen —

so können wir ihm versichern, daß es auch selbst im Norden seines Vaterlandes noch solche verwandte Herzen giebt, Herzen, die an so schöner Gluth erwarmen. Aber der Rest sei nicht Schweigen. Möge der Dichter nicht, etwa durch äußere Widerwärtigkeiten, sich in seiner Entwicklung gehemmt sehen, möge er rüstig fortschreiten auf der Bahn, die er so schon betreten hat.

* Licht und Schatten. Schauspiel in fünf Akten von Ernst Wichert. Berlin, Decker. — Die Erinnerung an das vaterländische Drama „Unser General York“, durch welches sich der Verfasser zuerst im Jahre 1858 einführte (vergl. Sonntagsbl. vom Jahre 1858, Nr. 13), ließ uns das Schauspiel „Licht und Schatten“ mit guter Erwartung in die Hand nehmen; und diese Erwartung ist nicht getäuscht worden. Die Dichtung ist vor drei Jahren entstanden, nicht ursprünglich für den Druck, sondern für die Bühnen bestimmt und auch auf mehreren Theatern aufgeführt worden. Es ist ein Tendenzdrama, bei welchem indeß die großen Gefahren, welchen diese Gattung ausgesetzt ist und denen sehr viele Exemplare der Gattung seit jüngig Jahren rettungslos erlegen sind, so leidlich vermieden wurden. Der Verfasser ist nämlich keineswegs der hohlen, phrasenseligen Tendenzpoesie verfallen, welche in den Vierzigerjahren die Bühnen beherrschte, sondern er fand in den politischen Zuständen der Reactionszeit des verflossenen Jahrzehnts einen realen Boden, auf dem die Handlung sich entwickelt. Dieselbe spielt in einem kleinen Fürstenthum, dessen Regierung von einem begabten, aber charakterlosen, bigotten und selbstsüchtigen Pfaffen beherrscht wird. Ihm gegenüber steht ein junger geistvoller Theolog, welchen der einflußreiche Consistorialrath so lange begünstigt und zu befördern beflissen ist, als er glaubt, in demselben einen Schwiegersohn und zugleich ein Werkzeug zu gewinnen. Als aber jene Hoffnung sich zerschlägt, da der junge Mann bereits heimlich verlobt ist, und diese Berechnung an der Charakterfestigkeit desselben scheitert, so bietet das entrüstete Kirchenlicht alles auf, um den Verhaßten in seiner ganzen gesellschaftlichen und geistigen Existenz zu vernichten. Nun wird aber der Pfarrer, der zugleich ein Komödiant ist, wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag, durch den Bankerott eines Commerzienrathes, mit welchem er Geldgeschäfte getrieben und unter einer Decke gespielt hat, entlarvt und moralisch vernichtet, während sein Gegner nach schweren Kämpfen und Prüfungen zu Glück und Stellung gelangt. Von den Verhältnissen, in denen sich das Drama bewegt, kann man sagen, daß sie schon oft dagewesen seien; daß sich dieselben aber nie ganz abnagen, dafür wird immer Sorge getragen, wie die preußischen Zustände bis 1858 und die heutigen einiger anderen deutschen Vaterländer beweisen. Der Bau des Schauspiels zeugt von geschickter Hand, die allerdings im Scenenwechsel ökonomischer hätte sein können. Einige Stellen im dramatischen Gedankengange sind etwas hart, der Schluß nicht ohne einen Anflug von sentimentaler Lösung, im Ganzen ist die allerdings etwas gefährliche Aufgabe recht glücklich und durchweg edel gelöst. In der Charaktergezeichnung verräth sich ein mehr als gewöhnliches Talent. Im Allgemeinen wird man vielfach an die bürgerlichen Dramen Gutzkow's erinnert, welchen das Schauspiel des Herrn Wichert an feinischer Geschicklichkeit nachsteht, die es aber durch die Gesundheit und Natürlichkeit der Handlung und der Gedanken übertrifft. Besonders wohlthuend ist der kräftige und sorgfältig gearbeitete Dialog; leider haben nur wenige unserer dramatischen Dichter so viel Respect und Anstandsgefühl, daß sie sich bemühen, ein correctes und gutes Deutsch zu schreiben.

* Berthold Auerbach's Volkskalender für 1862. Leipzig, Keil. — Dieser Kalender hat seit den wenigen Jahren seines Bestehens ein so gutes Ansehen und so große Beliebtheit erworben, daß es einer kritischen Unterstützung von Seiten der Presse kaum noch bedarf. Er erhebt sich hoch über fast alle seine Kameraden, welche durch ein Gemisch von allem möglichen halb Guten und ganz Schlechten mit obligaten mangelhaften Bildern Glück zu machen suchen. Die Illustrationen des Auerbach'schen Kalenders sind von Kaulbach, Ille und Thumann entworfen und mit vieler Sorgfalt geschnitten, die meisten vorzüglich gelungen. Der Hauptinhalt besteht nach gewohnter Weise in Erzählungen und populären Aufsätzen, welche Gegenstände von nahezugendem Interesse und wichtige Tagesfragen behandeln. Stellen wir vergleichen, so möchten wir sagen, daß der neueste Jahrgang seinen Vorgänger übertreffe. Zwar vermissen wir die prächtige Erzählung von den sieben Aufrechten und deren Verfasser, Gottfried Keller, an dem wir uns vor einem Jahr erquickten, dagegen ist Auerbach selbst diesmal weit glücklicher gewesen, indem er zu seinem eigentlichen Fache, zur Dorfgeschichte, zurückgekehrt ist. Die beiden Geschichten von der Frau des Geschworenen und vom Pferdfuchs sind vortreffliche Gaben, die sich durchaus in ihrer Sphäre halten und den Gedankenkreis der auftretenden Persönlichkeiten nirgends überschreiten. Ein kräftig Wort über die deutsche Flotte, die wir haben sollen und müssen, spricht Karl Andree mit der Beredsamkeit, die ihm bei der Behandlung solcher Fragen zu Gebote steht. Vom Fischfesten handelt Birchow, der Berliner Professor, welcher sich so großer Popularität erfreut, mit einbringlicher Sachkenntniß und gutem Humor. Auch die übrigen Beiträge sind ganz vortrefflich. Die böse Geschichte vom letzten Hofnarr wird manchen Leser stutzig machen, da die Satire nicht so auf flacher Hand liegt, daß sie gleich Jedem verständlich wäre, wenn er auch recht herzlich mitlachen muß.

* In Berlin starb vor einigen Tagen in dem Alter von 83 Jahren der berühmte Jurist Savigny. Er war bis 1842 Professor an der dortigen Universität, da er da in bis zum Sturze des Ministeriums im März 1848 Justizminister. Seitdem hörte man wenig mehr von ihm, da er sich ganz aus dem öffentlichen Leben zurückzog, seinen Sitz im Herrenhause auch nicht einnahm; er lebte nur seinen wissenschaftlichen Forschungen. Savigny war 1779 in Frankfurt geboren, war Professor in Marburg und Landshut und gehörte seit 1810 zu den Lehrern der damals begründeten Berliner Universität.

* Friedrich Gerstäcker hat seine Reisen in Südamerika bereits wieder abgebrochen und ist am 23. October in Koburg eingetroffen.

* Musikalische Notizen. Am 5. November beginnt in Bremen der diesjährige Cyclus von elf Privatconcerten, für deren ersten Meister Joachim seine Mitwirkung durch Vortrag seines Violinconcertes zugesagt hat. Ferner stehen die Symphonie in F dur (Nr. 8) von Beethoven und die Oberon-Ouverture auf dem Programm. Für den 12. November ist der Anfang der Symphonieconcerte, deren wieder sechs in diesem Winter stattfinden sollen, in Aussicht gestellt. Die Singakademie bringt am 26. desselben Monats die „Schöpfung“ zur Aufführung, während der Gesangverein des Herrn D. Engel für den Anfang des Decembers ein Concert vorbereitet, dessen Programm aus dem „Christus“ von Oelberg“ von Beethoven und dem Lobgesang von Mendelssohn besteht. — Die im vorigen Winter wiederholt von uns erwähnte Oper von Franz Schubert „die Verschworenen oder der häusliche Krieg“ ist nun auch auf der Opernbühne in Wien zur Aufführung gekommen und hat lebhafte Theilnahme gefunden. Die Chöre sollen ganz besonders schön sein. — Im Gewandhausconcert zu Leipzig hörte man eine neue Ouverture zu „Medea“ von Woldemar Bargiel. Es geht durch das Werk nach dem Urtheil der „Signale“ ein gewisser großartiger Zug und Bedeutsamkeit der Gedanken; weniger bedeutend ist die Ausführung, der es nicht an Härten und Schärfen fehlt. — In Berlin hat man zur Krönungsfeier die vor vierzig Jahren componirte Oper „Nurmahal“ von Spontini wieder hervorgesucht und der Componistin Witwe zu der Aufführung eingeladen. Es ist eine echte Festoper, die zur größeren Hälfte aus Tänzen und Märschen besteht, pomphaft instrumentirt ist, in eigentlich musikalischer Hinsicht aber tief unter der Bestalin, dem Cortez und der Olympia steht. — Clavierspielern sind die kürzlich herausgekommenen vierhändigen Polonaisen von A. Saran zu empfehlen, über welche Robert Franz in Halle ein sehr günstiges Urtheil fällt. — In Wien sind für die Concertsaison dieses Winters schon jetzt etwa 130 Concerte in Aussicht gestellt. — Für die Zeit der großen Industrie-Ausstellung in London werden Riesenconcerte unter der Leitung von Julius Benedict nach dem Muster der Händel-Concerte im Jahre 1859 vorbereitet. Damals wirkten 3200 Sänger und Instrumentalisten; man nahm 233,000 Thaler ein und hatte einen Reinertrag von 80,000 Thalern.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 45. Bremen, 10. November. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Ein Spaziergang durch das Blockland. Von J. G. Kohl.
Dyers and Comerts. Von F. Pieper.
Eine spanische Grammatik. Von Wilh. Kiefferbach.
Literatur und Kunst.

* Ein Spaziergang durch das Blockland bei Bremen.

Von J. G. Kohl.

II.

Da der Deich sich, wie der Fluß beständig hin und her schlängelte, und bei jeder Wendung die umliegende Landschaft und Scenerie eine andere Gruppirung zeigte, so war es für mich auch in pittoresker oder ästhetischer Beziehung eine sehr unterhaltende und wechselreiche Reise. Gehöfte reihte sich an Gehöfte, jedes von hohen und schönen Bäumen beschattet. Auf der einen Seite hatte ich den stets vom Deiche abspringenden und zuweilen wieder ganz nahe heranbiegenden Fluß, auf dem dann und wann, bald in der Nähe, bald in der Ferne das einsame Segel meines mich begleitenden Schiffchens erschien, — dicht am Deiche überall die jetzt ganz üppigen und blumigen Inseln und Halbinseln der „Groden." — auf der andern oder Binnenseite dagegen die ganze weite Niederung des Blocklandes selbst, eine fast unabsehbare, strauch- und baumlose grüne Wiesen- und Schilffläche.

Da die Häuser mitten auf dem Deichwege ohne Umzäunung und ohne Thorweg liegen, und da ihre weiten Hausthüren meistens recht gastlich geöffnet waren, so wurde ich gleichsam überall von selbst in die Wohnungen hineingeführt. Mein Reisemarsch ging, so zu sagen, direct durch die Häuser. — Für einen wißbegierigen Reisenden giebt es keine bequemere und befriedigendere Manier, Land und Leute kennen zu lernen. Ich überraschte die Bewohner so in allen möglichen Situationen und bei allen ihren kleinen häuslichen Verrichtungen.

Die Häuser waren noch ganz nach uralter primitiver niederdeutscher Weise gebaut; einige nahe an 300 Jahre alt. An einem entdeckte ich die Jahreszahl 1609. Alle natürlich einstöckig, sehr lang und sehr breit, mit einem einzigen großen inneren Dielenraum, der als Tenne sowohl wie auch als Gesellschaftssaal benutzt wird. Zu beiden Seiten in langen offenen Gallerien das Vieh angebunden und an dem einen Ende ein paar freundliche Stuben für die Menschen, darunter die gemüthliche „Dönse" oder „Dornse", d. h. das heizbare Haupt- und Wohnzimmer*). Das Ganze unter einem mächtigen, schwer-fälligen, meist altersgrauen und bemoosten Strohdache vergraben, unter dem sie so warm sitzen und wirthschaften, wie ihre Entenküchlein unter den Flügeln ihrer Mutter. Vor der Hauptthür waren die meisten Häuser mit einem in den Thorbalken eingekerbten Bibelspruche verziert. Ich fand unter diesen Sprüchen einmal den berühmten Wahlspruch des verewigten Königs von Preußen: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!" Die Wände der Wohnhäuser waren zum Theil aus Backsteinen gebaut, die geräumigen Scheunen und andere Nebengebäude aber aus „Flaken", d. h. aus Weidengeflecht, das in äußerst primitiver Weise statt des Kalkes mit Kuhmist bestrichen und dicht gemacht war.

Daß diese Blockländer eine alte friesische, jetzt nur niedersächsisch gewordene Colonie sind, spricht sich, wie in ihrer Sprache, wie in ihren Vor- und Familiennamen, so auch in ihren Hauseinrichtungen noch mehrfach aus. Unter anderm z. B. darin, daß man das alte niedersächsische Bauernsymbol, die beiden berühmten aus Holz geschnitzten Pferdeköpfe, die ein ächtes niedersächsisches Bauernhaus auf seinem Giebel neben dem Storchneste hat, hier nirgends findet. Die Friesen kannten diese Pferdeköpfe bekanntlich nicht. — Auch in ihrer Gemeindeverfassung soll noch Manches auf alten friesischen Satzungen beruhen, und sie haben bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts vieles von dieser alten republikanischen Verfassung conservirt gehabt. Vasallen und Leibeigne wie die niedersächsischen Bauern sind die Blockländer gleich allen Friesen nie gewesen. — Da in unserem Jahrhunderte alle Bauern frei wurden, hatten sie das Schild ihrer alten Verfassung nicht mehr nöthig, und es ist daher jetzt bei Seite gethan.

Wie ihre Scheunenwände mit Mist beworfen, so haben sie ihre Tennen und Tanzböden nach Art der Schiffdecks — getheert. Der ganze Raum ist mit Lehm ausgeschlagen und wird dann alle Sommer mit Theer überstrichen, was nach der Eintrocknung den Lehm steinhart machen soll. Nur auf dem Ende, das dicht vor dem Eingange zu der Wohnstube liegt, ist die Tenne mit kleinen Flußsteinen oder Kieseln gepflastert. Nach holländischer Manier legen sie diese in den Boden gestampften Kiesel zu allerlei Figuren und Schnirkeln zusammen. In dem Centrum verschlingen sich diese Figuren zu einem Sterne oder Kranze, der die sogenannte „Füer-Kule" (Feuer-Grube) umfaßt. Diese „Füer-Kule" vertritt die Stelle der Küche und auch eines Hausofens. In ihr brennt den ganzen Tag ein gastliches Feuer, und über demselben

*) Das Wort soll von „Darren" (durch Wärme trocken machen), abzuleiten sein, und erst „Darren-Stätte" gelautet haben, dann zu „Darrnste" oder „Dornste" und endlich zu „Dornse" und „Dönse" abgekürzt sein.

Digitized by Google

hängt vom Gebälk der stets dampfende, stets irgend Etwas garkochende große Haus- und Familienkessel herab. Das Gebälk, an dem der Kessel mit dicken Ketten befestigt ist, ist ein massives plumpgeschnitztes und verziertes Gerüste, auf dem das Brennholz zum Trocknen niedergelegt wird. Da das Ganze ziemlich niedrig ist, so kann die Hausfrau von da aus das Feuer immer unterhalten. Diese gute Hausfrau ist den ganzen Tag um die „Füer-Kule“ beschäftigt. Es ist ihr eigentlicher Hauptplatz. Da putzt sie die Kartoffeln. Da bestellt sie alle Morgen-, Mittag- und Abendmahlzeiten. Von da aus kann sie das ganze Haus, das in allen seinen Theilen und Zugängen offen vor ihr liegt, übersehen.

Die Hausräume im Innern, von dem Sitze an der „Feuerkule“ überblickt, bieten den Anblick einer Curiositäten- und Industrieausstellung dar. Denn alle Dinge, die zu einer Blockländischen Bauernwirthschaft gehören, sind hier offen vor Augen gestellt und ausgekramt. Es giebt keine besondere Geschirrkammer. Alle Pferde- und Rindergeschirre, die Halftern, Ketten, Sättel ꝛc. hängen daher an den Gebälken und Stendern des überall offenen Stalls herum. Eben so sieht man die Fischnetze, Auderstangen und sonstigen Schiffsapparate an den ihnen angewiesenen Plätzen auf der Tenne umherrangirt. Die Sensen, Harken und Ackergeräthe liegen auf dem „Helgen“, d. h. dem ebenfalls offenen Raume über dem Stalle. Da sie (außer der Milchkammer) keinerlei Vorrathskammer haben, so schweben auch die Vorräthe, wenigstens die Fleischvorräthe, die Speckseiten, Schinken und Würste überall dazwischen herum. Sie umbaumeln die Feuerkule, die ihnen Rauch spendet, und in deren Kessel sie alle nach und nach stückweise hinabzutröpfeln bestimmt sind. Da es auch keine Küche giebt, so paradiren ebenfalls alle Teller, Schüsseln und Küchengeräthe an den langen Wänden.

Diese letzten Dinge nehmen, wie das Essen und Trinken im Leben selbst, den Hauptplatz im Hause ein. Sie sind an der am meisten in die Augen fallenden Wand, der Frontwand der Feuerstelle symmetrisch vertheilt und bilden den stattlichsten Schmuck des Hausraums. Es sind darunter viele Pracht- und Erbstücke, z. B. alte messingene Schüsseln von getriebener Arbeit, so groß wie Taufbecken und mit der Jahreszahl ihrer Anfertigung versehen. Sie werden nur selten — bei Hochzeiten oder Kindtaufen — von ihren Wandnägeln herabgenommen. In ihrer Mitte figurirt gewöhnlich ein großes blankgeputztes messingenes Instrument, ein Bettwärmer. Der Bettwärmer scheint überhaupt in ganz Deutschland bei den Bauern eine große Rolle zu spielen. Hier in meinem Blocklande fand ich ihn in allen Haushaltungen und von riesiger Größe. Sie schlafen hier wie überall in Niedersachsen noch immer in einer Art von Alkoven, die sie „Kojen“ nennen. Es sind Schränke mit Schubthüren versehen und mit Gebirgen von Entensederkissen angefüllt. Da kriechen die Leute des Abends hinein und lassen sich darin backen wie Pflaumen im Backofen. Dieß ist ihr Hauptluxus. Ich fragte sie, ob sie nicht jetzt wenigstens für diese warme Jahreszeit ein anderes Bett hätten, und erzählte ihnen, daß andere Völker, z. B. die Ungarn, im Sommer ihre Schlafstelle ganz in's Freie in das offene Gehöft ihrer Häuser verlegten. Sie schauderten und sagten, sie schliefen auch im Sommer gern unter ihren Federgebirgen. Da diese Betten selten oder gar nicht gelüftet werden — die Schiebthüren der Koje werden während des Tages sorgfältig zugeschoben und verschlossen, — so kann ich mir nicht anders denken, als daß es sehr ungesund sein muß 25 Jahre in einem solchen Loche zu schwitzen, zu athmen und mit krummen Beinen zu liegen, wie es doch ein Blockländer und fast jeder Norddeutsche am Ende seiner siebenzigjährigen Laufbahn gethan hat. Es muß auf den Gesundheitszustand der ganzen Nation und die Kraft der ganzen Race einen sehr schlechten Einfluß üben. Die meisten andern Völker, die Italiener, die Ungarn, die Engländer schlafen viel vernünftiger, viel geräumiger und lustiger als wir Deutschen. Es wäre wohl recht gut, wenn in Deutschland einmal ein mächtiger Geist sich die Reformirung unserer Schlafstellen zur Aufgabe stellte und mit den Waffen der Wissenschaft, des Patriotismus und der Satire diesen faulen Fleck angriffe. Er könnte ein Wohlthäter der Nation werden.

Neben der oben genannten „Füerkule“ im Mittelpunkte der Haushalte ist auch der Platz für die Gäste. Denn so wie sie eintreten, wird ihnen ein von Stroh geflochtener Stuhl aus Feuer gesetzt. Da können sie sich wärmen und haben auch gleich, wenn sie hungrig sind, den Grützetopf vor dem Munde. Dieß ist sehr bequem. Doch keine Rosen ohne Dornen. Die Blockländer haben leider bis auf den heutigen Tag noch keine Schornsteinfegerzunft unter sich, weil sie die Erfindung des Schornsteins selbst noch nicht gemacht haben. Der qualmende Rauch von den „Feuerkulen“ schlägt daher oben gegen den Boden der Tenne, schleicht sich als ein leises zartes Gewölk träge daran hin und findet endlich seinen Ausweg aus dem großen Haupthore des Hauses oder aus den beiden Seitenthüren. Einen Theil davon schwitzt auch das Dach aus. Das meiste öleibt als Ruß im Hause selbst hängen, überzieht die Gebälke mit einer theilweise ganz blanken Farbe wie Ebenholz, reift unterwegs die Schinken und Mettwürste, die überall in der Nähe des Heerdes herumhängen, schwärzt die uralten Postillen, die Bibel und die sonstigen alten Erbbücher, die auf der Bort liegen, und die man zuletzt von einem Bauern Steinkohlen nicht mehr unterscheiden kann, und durchdringt auch die Strohhalme des Dachs der Art, daß es aussieht, als sei das Haus mit lauter langen gebrauchten Tabakspfeifen-Ausräumern gedeckt. Diese Schwärzung ausgenommen schadet übrigens der Rauch der Reinlichkeit im Innern der Zimmer, die ich überall recht ordentlich und nett fand, gar nicht. Die Luft soll der Rauch der Meinung der Leute nach sogar gesund erhalten, und viele Gase und Krankheitsstoffe verzehren.

Zuweilen kommt du wohl aus dem schönen hellen Frühlingssonnenschein draußen in ein Haus, in dem du vor lauter Rauch nichts zu unterscheiden, kein vernünftiges Wesen zu entdecken vermagst. Du tastest die lange Tenne entlang. Du blickst in die „Dönse“, in die Milchkammer. Niemand da. Du denkst, das Haus sei unbewohnt, und doch bist du sicher, daß du noch eben laut daran reden hörtest. Endlich stellst du dich mitten im Hause neben der „Feuerkule“ hin und sprichst mit thränenden Augen einen „Schönen Guten Morgen“ in den Rauch hinein. Siehe da, sogleich bewegt es sich aus verschiedenen Winkeln des weitläuftigen Schornsteins heraus. Aus dem einen kommt eine freundliche Frau, aus dem andern ein Mann, die du im Rauche nicht gewahrt hattest, von denen du selbst aber längst mit Staunen beobachtet warst, und heißen dich willkommen, indem sie dir einen Stuhl an die glimmende Asche stellen. Die guten Leute selbst sind hier noch eben so primitiv, wie ihre Wohnungen, unverdorben und gastfreundlich. „Stadtlüe“ (Leute aus der Stadt) kommen sehr selten oder fast gar nicht in ihr Sumpfland, höchstens einmal ein Liebhaber der Entenjagd oder des Fischfangs. Eine große Heerstraße durchschneidet ihr Land nirgends. Es giebt daher bei ihnen auch noch keine ungebuldige Verbesserungslust, keine Gewinnsucht und kein solches industriöses Gesindel, wie es sich längs der großen Landstraßen hinzieht und in den gemeinen Wirthshäusern, deren es ebenfalls im Blocklande nicht giebt, einzunisten pflegt. Die Leute, die ich am Wege fand, erwiesen sich recht anschließend und mittheilsam, und begleiteten mich ganze Strecken weit bis zu einem ihrer Nachbarn, den ich zu besuchen wünschte. Die alten Männer,

Digitized by Google

die ich zuweilen antraf, meist in der Nähe ihrer Häuser mit dem Repariren ihrer Netze oder mit dem Kalfatern und Theeren ihrer Schiffe beschäftigt, hießen mich ebenfalls sehr freundlich neben sich niedersitzen und waren dann während der Arbeit recht gesprächig über die Uebel und Leiden ihrer sumpfigen Zustände und über die Hoffnungen und Aussichten auf Verbesserung.

Ehemals vor dreihundert Jahren hat ihr Land eine goldene Zeit gehabt. Da sollen alle Bauern hier sehr wohlhabend und die Bevölkerung viel stärker gewesen sein. Der dreißigjährige Krieg, so sagen sie, hat diese Blüthe des Blocklandes gebrochen, einen großen Theil der Bevölkerung ins Elend gestürzt und viele Bauernstellen wüste gelegt. In neuester Zeit wieder haben ihnen andere zusammentreffende Umstände geschadet, zum Theil die Zunahme der Bevölkerung und der Fabrikindustrie in der nahen Stadt Bremen, zum Theil der wachsende Anbau der Moore und Haideſtriche in dem benachbarten Königreiche Hannover. Verſchiedene Anſtalten der Stadt Bremen trüben und verderben die Gewäſſer des Landes jährlich mehr und mehr, und in Folge deſſen auch die Fiſcherein und die Entenzucht. Der ſtärkere Anbau der Torfmoräſte im Hannoverſchen und ihre ſteigende Entwäſſerung hat auch mehr Waſſer in die Wumme geführt und hat das Niveau derſelben höher gelegt. Sie erniedrigt ſich daher jetzt immer ſeltener und für kürzere Perioden ſo tief, daß die Siele des Blocklandes ſich öffnen und den Ueberfluß entlaſſen können. Auch die Eiſenbahn, die jüngſt längs der Weſer von Bremen nach Bremerhaven gebaut iſt, ſoll mit ihren Dämmen dem Lande noch einige Abzugskanäle verengt und ſeine Verdumpfung befördert haben. Daß einige benachbarte Wieſengegenden, z. B. die oben von mir genannte „Bürgerviehweide“ Dampfmaſchinen zu Stande gebracht haben und mit dieſen ihre Gebiete in die Kanäle des Blocklandes ausmäſſern, mag die Waſſersnoth bei ihnen noch größer gemacht haben.

In alten Zeiten, ſo heißt es, war ihr ganzes Land mit ſolchen Windmühlen beſetzt, wie man ſie in Holland zur Entwäſſerung der Niederungen gebraucht. Der dreißigjährige Krieg ſoll aber auch dieſe Werke zerſtört haben. Was man ſeitdem Aehnliches einzurichten verſucht hat, iſt immer zu ſchwach geweſen. Einige kräftige Dampfpumpen könnten jetzt allein helfen. Da, wie man ſagt, der Unterboden ſehr günſtig geſtaltet iſt, — es folgt nämlich eine Schicht von ſchwerer Kleie auf eine Schicht Sand, und dieſe liegt auf einer Unterlage von Moorgrund, der mit den Stämmen eines zerſtörten Urwaldes angefüllt iſt, — ſo würden bei einer ſolchen Entwäſſerung die ſchönſten Wieſen und Marſchfluren und die herrlichſten Ackerländer aus dem Sumpfe hervortauchen, und jeder trotz ſeines weitläuftigen Grundbeſitzes jetzt arme Blocklänber würde ſich zu einem reichen Marſchbauern emporarbeiten.

Je niedriger die Wumme und ihr Hauptfluß die Weſer fällt, deſto beſſer für die Blockländer. Dann kriegen ſie, wonach ſie ſich das ganze Jahr ſehnen: „Siel-Tog“ (Schleuſen-Zug), d. h. dann öffnen ſich die Flügel ihrer Siele und laſſen das Waſſer ab. Zuweilen ſind die Sommer ſo naß, daß das ganze Jahr hindurch kein „Siel-Zug“ ſtattfindet und das geſammte Land knietief unter Waſſer bleibt. Zuweilen haben ſie eine kurze trockene Saiſon von bloß 14 Tagen. Solche ganz trockene Sommer, wie deren vor einigen Jahren mehre nach einander eintraten, ſind eine Wohlthat für das Land. Dann blühen alle Weiden und Wieſen. Dann verbeſſert ſich das Gras überall. Dann kommen viel ſchöne und nützliche Kräuter auf, die wieder verſchwinden, wenn naſſe Jahre eintreten, in denen allerlei Unkräuter und die Schilfe überhand nehmen.

In ſolchen trockenen Jahren producirt das Land eine Ueberfülle von Heu, welches alsdann zu hohen Preiſen verkauft werden kann, weil was den Blocklänbern hilft, das Verderben der Bewohner der benachbarten Sand- und Haideſtriche iſt. Dieſe müſſen alsdann ihr Vieh in die Niederungen treiben und den Blocklänbern die abgepachteten Weiden theuer bezahlen. Mit den Vortheilen und Erſparniſſen eines trockenen Jahres müſſen dieſe ſich aber durch eine Reihe von naſſen Jahren durchſchlagen. Im heurigen Jahre war der Frühling äußerſt naß geweſen, und Alles lag daher auch jetzt im Juni tief unter Waſſer, aber nun war endlich ſeit einiger Zeit warme und trockene Witterung eingetreten, und die Hoffnung der armen Leute auf „Siel-Zug“ war daher von neuem belebt. Ueberall war ihre eifrigſte Frage nach dem Stande der Weſer, und die Wanderer, welche von der Weſer kamen, erzählten auf Fuß und Zoll, wie hoch der Fluß am Morgen geſtanden habe, und zeigten die Berichte darüber in den Journalen der Städte Bremen und Begeſack. Einer von ihnen hatte berechnet, daß jetzt das Waſſer wohl beinahe um einen Zoll innerhalb 24 Stunden vor den Strahlen der Sonne abbunſte.

Unter ſolchen im Blocklande herkömmlichen Unterhaltungen und Geſprächen kam ich immer weiter durch's Land und es blieben am Ende wenige Hütten übrig, die ich nicht betreten hätte. Zuweilen begleiteten mich dabei mit ihren lärmigen Grüßen die übrigens nicht ſehr böſartigen Hausthunde, die hier zu Lande faſt durch die Bank „Strom“ heißen. „Strom! Strom! komm hier“, riefen die Leute, wenn ſie ſahen, daß ich von einem beläſtigt wurde. Eine unter dem Volke verbreitete abergläubiſche Meinung ſoll die Veranlaſſung zur Einführung dieſes Hundenamens gegeben haben. Sie glauben, daß die Diebe und Hexenmeiſter Alles in der Welt beſprechen können, nur nicht die unwiderſtehliche Naturgewalt der Ebbe und Fluth, die ſie auch „den Strom“ nennen, und daß daher der Name „Strom“ die Hunde gegen eine ſolche Beſprechung von Seiten der Diebe ſicher ſtellen und ſie kräftigen könne. In anderen Marſchgegenden ſoll aus derſelben Urſache der Name „Fluth“ oder „Floot“ für Hunde eben ſo gemein ſein.

Und auf dieſe Weiſe gelangte ich denn zuletzt bis ans Ende des Blocklandes bis zu ſeinem äußerſten Dorfe, welches „Waſſerhorſt“ heißt. Die uralte, kleine, dickmaurige Kirche dieſes Dorfs und ſein Kirchhof, das Paſtoren- und Schulhaus dazu liegen in einer ſehr freundlichen und maleriſchen Gruppe auf dem breiten Scheitel einer ehemaligen Sanddüne. Auch das Dorf ſelbſt hat ſich an dieſe Düne, die das Ende des Sumpfſtrichs bezeichnet, angelehnt. Die ganze wäſſrige Niederung des Blocklandes, gegen Weſten hin iſt von einem ſolchen Kranze von Dünendörfern umgeben. So niedrig dieſe von den Meereswogen und Winden einſt aufgeführten Sandberge auch ſind, ſo merkwürdig iſt doch die Rolle, die ſie in der Geſchichte der Marſchen ſpielen. Auf ihnen hat man gewiß die Anfänge des Lebens und der Kultur aller dieſer Gegenden zu ſuchen. Auf ihnen liegen die älteſten Kirchen. Auch der Dom von Bremen liegt auf einer ſolchen Düne mitten in der Niederung, und die ganze große Stadt Bremen wurzelt, ſo zu ſagen, eben ſo wie das Dorf Waſſerhorſt an einer Düne.

Von den Dünen aus mochten die umliegenden Wieſen zuerſt ein wenig benutzt werden. Merkwürdiger aber iſt es noch, daß dieſe Benutzung, die völlige Eroberung und Bewältigung der Marſch- und Sumpfgegenden, nicht von den alten Dünenbewohnern ſelbſt durchgeführt wurde. Dazu mußte vielmehr, wie ich ſchon ſagte, ein eigenes fremdes Volk mit beſonderen Künſten und Geſchicklichkeiten ins Land kommen, die oft von mir genannten Frieſen mit ihrem Deichbau, auf den ſich der Sachſe nicht verſtand, und ſo kommt es denn, daß noch jetzt die Sandbünen von den Nachkommen eines anderen Geſchlechts bewohnt ſind, als

Digitized by Google

die Marschen und Niederungen, jene von denen der Niedersachsen, diese von denen der Friesen.

Für Diejenigen, welche sich für die in neuerer Zeit von unsern Historikern so oft besprochenen Hausmarken unserer Bauern interessiren, enthält die Kirche von Wasserhorst einen rechten Schatz. Alle ihre Kirchenstühle sind mit den in Holz geschnitzten Hausmarken der Harges, der Titkens, der Geils und anderer Bockländer Familien geschmückt. Auch auf einigen Grabsteinen des Kirchhofs fand ich Hausmarken ausgemeißelt. Unter ihren Familien sind immer einige gewesen, die sich durch Talent, Einfluß und Stellung hervorgethan haben. Am meisten sah und hörte ich von den „Bovendämś", von denen auch einer jetzt ihr Landesvertreter bei der Republik Bremen ist. „Dieser „Landesvertreter", sagten sie mir, sei ein sehr gescheuter, ehrenwerther und tüchtiger Mann, zwar nicht gerade sehr groß und breitschultrig von Figur, aber mächtig und nervig von Knochen und Sehnen und kurz von Entschluß. „Dieß hat er", sagten sie, „oft bewiesen auf Hochzeiten oder sonstigen Festen und Volksversammlungen". „Wenn de de Lüe nich upt Lieke wält", (Wenn da die Leute nicht auf's Gleiche wollen), dann geht Bovendám dazwischen und wirft drei, vier Spektakelmacher auf den Rücken. Das kommt ihm nicht darauf an. Einmal haben vier Gebrüder Bovendáms sich gegen eine ganze Hochzeitsgesellschaft gewehrt. Alle Leute haben daher großen Respekt vor den Bovendáms. Bei diesen Bocklándern, wie auch bei den alten Friesen und Normannen reichen Verstand und Geist allein nicht hin, um einen großen Mann zu machen. Ein Landesvertreter muß seinen Mann stehen und auch „werfen" können. Mens sana in corpore sano. „Faust und Kopf." — Freilich ist es im Grunde genommen überall so in der Welt.

Ich habe noch keinen Ort in der Welt betreten, an den sich nicht irgend ein Stück Romantik, irgend eine an Ort und Stelle berühmte tragische Geschichte oder Sage heftete. Selbst fast bei jedem Dörfchen ist einmal irgend etwas ganz Außerordentliches passirt, wovon die Leute die Tradition in ihrem Gedächtniß bewahren, wie die Muschel zwischen ihren Schaalen die Perle. So hat Weinsberg seine „Weiber von Weinsberg", Heilbronn sein „Käthchen von Heilbronn", Bremen seinen „Vetter von Bremen", Ebenhall sein „Glück von Ebenhall", Rimini seine „Francesca di Rimini" u. s. w. Kurz ein reisender Troubadour oder Roman- und Novellenschreiber kann sogar bei jedem Gebirgs-, Dünen- oder Marschendorfe anpochen und eben so sicher sein, daselbst irgend einen Stoff für seine Lyra zu finden, wie ein reisender Botaniker diese oder jene Pflanze an diesen oder jenen Abhängen für seine Botanisirbüchse findet.

Gleich als ich den Kirchhof von Wasserhorst betrat, fielen meine Blicke auf einen besonders alten Grabstein, der noch deutlich die Umrisse einer weiblichen Figur zeigte, die auf ihm eingemeißelt war. Ich stellte mir gleich vor, daß hier gewiß die Romantik, das Käthchen oder die Leonore, oder die Francesca von Wasserhorst begraben läge. Und so war es auch. Vor 250 Jahren hielt ein schönes junges reiches Mädchen des Bocklandes Hochzeit mit einem jungen Bovendám oder sonst einem ihr ebenbürtigen Friesenjünglinge und wurde dann bei dieser schönsten Feier ihres Lebens mitten in der ganzen Blumenpracht ihres lieblichen Schmuckes von einem eifersüchtigen Liebhaber — ermordet. Dieß Ereigniß muß wohl zu seiner Zeit viel Aufsehen gemacht und sich auch dem Gedächtniß des Volks unvergeßlich eingeprägt haben. Denn der große Leichenstein, auf dem noch die ganze Figur der jungen Braut und ihr prächtiger, altfränkischer Reifrock zu erkennen war, ist der einzige aus so alter Zeit wohl conservirte. Die Leute sind diesem Steine vermuthlich seit 250 Jahren aus dem Wege getreten und haben ihn respektirt. Auch der Mörder muß wohl nicht ohne Einfluß und Entschuldigung gewesen sein. Denn es heißt, daß sich eine Partei für ihn erhoben habe, und daß er mit Hülfe seiner Freunde nach Holland entschlüpft sei. Die ganze Geschichte mag wohl sehr pikant gewesen sein.

Wie die romantischen und historischen Traditionen des Bocklandes, so sollen auch seine abergläubischen Meinungen und Gebräuche dem Ethnographen noch viel Interessantes darbieten. Ich muß mich daher wundern, daß das Land noch keine Geschichtsschreiber gefunden hat, an denen es doch jetzt fast keinem Winkel unseres Vaterlandes mangelt. Es soll, so sagte mir der kundige Cantor des Orts, eine unständliche Geschichte und Beschreibung des Bocklandes im Manuscripte vorhanden sein. Wo sie aber stecken mag, das erfuhr ich nicht.

Eine der vornehmsten Lieblingsbeschäftigungen der Bocklánder bildet, wie ich sagte, neben der Zucht der zahmen Enten die Jagd auf die wilden. Sie haben eigenthümliche Methoden und Vorrichtungen zu dieser Jagd, und da ich dieselben kennen zu lernen wünschte, so bestiegen meine Bocklánder Freunde und gefälligen Reisebegleiter mit mir ein sogenanntes Schiedelschiff, um das, was der Bocklánder eine „Ambákelshütte" nennt, zu besuchen. Es mündet bei jedem Hause auf der Niederung heraus ein breiter Kanal, der die vornehmste Verbindungsstraße des Gehöfts mit der übrigen Welt darstellt, und der dann durch viele Seitengräben, welche hier die Feldwege vorstellen, zu allen Theilen des Besitzthums hinführt und weiter hin mit andern Wasserstraßen des Landes in Verbindung steht. Bei dem Haupthause am Fuße des Deichs endet ein solcher Kanal in einem kleinen Hafen, in welchem die Schiffe, deren jeder hiesige Bauer ein halbes Dutzend von verschiedener Größe und Form besitzt, beisammen sind. Da liegen diese Schiffe theils auf dem Wasser mit allem Zubehör versehen, jeden Augenblick zum Gebrauche fertig, theils in's Wasser versenkt, um Fugen und Risse zu versaugen. Da ist auch auf einem kleinen etwas erhöhten Wiesenfleck unter hohen Laubbäumen, die Schiffswerfte des Gehöfts, auf der andere Fahrzeuge im Bau begriffen sind, oder geflickt und getheert werden.

Sie haben drei Hauptsorten von Schiffen. Die größten heißen „Moorschiffe." Es sind ihre Erntewagen. Mit ihnen fahren sie in's „Moorland" zu ihren Kornäckern, um den Dünger dahin zu bringen und das Getreide herzuholen. Die Leute in den benachbarten hannoverschen Mooren haben nämlich Mangel an Vieh und Dünger, und für den, welche die Marschleute ihnen liefern, verpachten sie ihnen kleine Sand- und Haideftriche zur Kornaussaat. Die Bocklánder haben oft drei Stunden weit zu diesen kleinen Aeckern zu schiffen. Eben so fahren sie auch mit jenen Moorschiffen „ins Feld", um das Heu auf's Trockene zu bringen. Dann kommen die sogenannten „Bummelschiffe." Diese sind etwas kleiner und leichter gebaut. Es sind die Handelsschiffe der Bocklánder, und auf ihnen verfahren sie ihre Waaren, Fische, Vögel, Torf ꝛc. zu Markt und zur Stadt. Und zuletzt die besagten „Schiedelschiffe", die kleinen Jagdkähne, die sie sonst auch zu Schnell- und Spazierfahrten „in's Feld" benutzen, — und von denen auch wir nun eins zu dem angedeuteten Zwecke bestiegen. Wir verloren uns bald aus dem Hauptkanal in verschiedene kleine Seitengräben, um die etwas versteckte Jagd- oder Ambákelshütte zu finden.

Einige von diesen Gräben waren schon „gepuzt" und boten eine schöne freie Fahrstraße dar. Andere aber waren noch „dicht", und der Art mit Riet und Schilf verwachsen, daß unser niedriges Schiffchen zuweilen darin völlig verschwand, und daß es mir vorkam, als wenn wir über Land hinsegelten. Doch fand unser Schiffsführer die rechte tiefe Straße immer richtig heraus, was mir keine leichte Aufgabe schien, da auch die Wiesen zu den

Digitized by Google

Seiten mit hohem Waſſer bedeckt waren. Die Kühe ſtanden auf dieſen Wieſen bis über die Kniee im Waſſer und naſchten ihr Futter, die hervorragenden Grashalme, über dem Waſſerſpiegel weg. Doch auch ſie kennen die tiefen Gräben und hüten ſich vor ihnen. Wenn aber einmal eine hineinfällt, iſt nicht viel dabei zu beſorgen. Denn die Kühe hier ſind eine Art Amphibien und ſehr geſchickte Schwimmer. Die Leute geben ſich daher auch nicht die Mühe, wenn ſie ihr Vieh über einen Fluß bringen wollen, es an Bord einer Fähre oder eines Schiffs zu bringen. Sie treiben es vielmehr geradezu in's Waſſer und laſſen es, mit einem Boote hinterherſegelnd, durchſchwimmen. Auch kommen die Rinder zuweilen, wenn auf ihren entfernten Weideplätzen das Futter zu mangeln anfängt, vom Hunger getrieben von ſelbſt zu ihren Stallungen herangeſchwommen.

Für die Nacht und zum Ausruhen in der Tageshitze bereiten ſie ihrem Vieh ſogenannte „Schelfe“, d. h. etwas erhöhte kleine Bodenſtellen mitten in den Gewäſſern. Es wird dazu von dem nächſten Dünenſtrich Sand herangeſchifft und daraus ein rundes ein paar Fuß hohes Plateau oder eine kleine Inſel gebildet. Zu dieſen kleinen Inſeln retten ſich die Thiere und erholen ſich von ihren Weideſtrapatzen im Sumpfe. Auch ſchiffen da die Melker hin, um ſie daſelbſt zu melken. Dieſe viel benutzten und zertretenen „Schelfe“ verſinken am Ende wieder im Sumpfe und müſſen dann und wann erneuert und wieder aufgehäufelt werden. In ſehr naſſen Jahren, wo das Waſſer gar nicht verſchwinden will und das arme Vieh anfängt, Hunger und Noth zu leiden, errichten die Leute auf den „Schelfen“ Futterſtöcke. Dieſe Futterſtöcke bauen ſie aus ſogenannten „Flaken“ (Weidengeflechten), die ſie auf in den Boden eingeſchlagenen Stäben befeſtigen. Das naſſe Gras, das ſie für ihr Vieh aus entlegenen Sumpfſtellen herbeiholen, träufelt und trocknet auf dieſen durchlöcherten Tiſchen ein wenig ab und wird dadurch den Thieren etwas mundgerechter. Bekanntlich müſſen auch in den Alpen in Hungerjahren zuweilen ſolche Futterſtöcke in der Wildniß conſtruirt werden.

Ueberall ſahen wir Leute damit beſchäftigt, die Waſſergräben und Fleete zu putzen. Sie bedienten ſich dabei einer großen für den Zweck conſtruirten Senſe, die ſie in die tiefen Gräben hinabtauchten, und mit der ſie die Schilfe und Unkräuter unter dem Waſſer abmähten und ans Land ſchafften. Es iſt eine mühſelige Arbeit, die aber alle Sommer erneuert werden muß, weil ſonſt alle Fleete und Kanäle allmälig „zulanden“ und das ganze Land verwachſen würde. Die Arbeit muß bis zu der trockenen Jahreszeit, wo man auf einen niedrigen Stand der Flüſſe umher Ausſicht hat, beendigt ſein. Denn ließe man das Riet und Schilf in den Fleeten, ſo würde auch der Waſſerablauf dadurch gehemmt werden. Nur ein recht rein geputzter Kanal kann das bischen Abfall, den das Land noch hat, zum Waſſerabführen benutzen. Jeder Schilfhalm befördert die Stockung der Säfte.

* Opern und Concerte.

Von F. Pleyer.

Bremen, 8. November 1861.

Es iſt eine oft vernommene, oft beſtrittene und doch immer wieder auftauchende Klage, daß unſere Zeit viel zu materiell, zu engherzig und proſaiſch ſei, um der Kunſt und Wiſſenſchaft die Pflege zu vergönnen, welche ihnen gebühre und des menſchlichen Geiſtes würdig ſei. Von verſchiedenen Seiten, namentlich aus dem Lager der Lyriker, welche heutzutage beſonders mißvergnügt ſind, hört man Seufzer und elegiſche Betrachtungen, daß es doch einſt beſſer geweſen ſei als jetzt. Wir haben das nie finden können, ſind vielmehr der Anſicht, daß wir ganz wohl mit den literariſchen und künſtleriſchen Zuſtänden von heute zufrieden ſein können. Es iſt eher zu viel als zu wenig da. Von den zehntauſend Büchern, welche alljährlich zu erſcheinen pflegen, iſt mehr als die Hälfte überflüſſig, und wenn es ſich nur mit den Begriffen von geiſtiger Bewegung und perſönlicher Freiheit vertrüge, ſo möchte man der Einführung einer recht reſoluten und unerbittlichen Cenſur gegen Gedichtſammlungen, Romane und Dramen das Wort reden. Allein wäre auch dergleichen denkbar, wir kämen doch nicht viel weiter. Denn wer ſollte der Cenſor ſein? Es iſt weltbekannt, daß die Examinatoren häufig noch beſchränkter ſind als die Examinanden; jedenfalls hält ſich derjenige, der eine Prüfung nicht beſtanden hat, für viel klüger als den, der ihn durchfallen ließ. Die Sachen werden alſo gehen müſſen, wie ſie eben gehen, und das einzig gültige, wenigſtens entſcheidende Urtheil hat die öffentliche Meinung. Und dies Urtheil wird in der Regel auch das richtige ſein. Mag es mitunter einen ſchön ausgeſtatteten Band lyriſcher Gedichte, eine ſtolze Tragödie, eine Oper, eine Symphonie dürter zurückweiſen, als grade nöthig wäre, mag es einen von ſeiner Unfehlbarkeit überzeugten Verfaſſer ſchwerer treffen, als ihm lieb iſt, — es wird ſchließlich ſich doch herausſtellen, daß die öffentliche Meinung den richtigen Treffer hat. Abgeſehen von zeitweiligen Strömungen, welche dies und jenes augenblicklich begünſtigen, läßt ſich der geſunde Durchſchnittsſinn auf die Dauer nicht irre machen. Er bedarf nur einiger Zeit, um ſich Bahn zu brechen und feſten Boden zu gewinnen.

Auf dem Gebiete der Muſik machen wir gerade wie auf dem der Poeſie alltäglich die Erfahrung, daß die obige Bemerkung richtig iſt. Es kommt vor, daß eine gewiſſe Richtung oder ein beſtimmtes einzelnes Werk beſonders lange und weit über Verdienſt die Stimmung beherrſcht, aber immer wird über kurz oder lang das Urtheil ſich abklären und alsdann feſtſtehen. Es iſt das ein Prozeß, der ſich beiſpielsweiſe jetzt an der Wagnerfrage vollzieht. Das Geſchrei der hitzigſten Vorkämpfer iſt vorüber, eine gewiſſe Heiſerkeit eingetreten, und es iſt nun möglich in Ruhe das Feld zu überblicken; nicht lange, ſo wird man wiſſen, was der Kern der Sache, was an ihr bleibend, was vergänglich war. Es iſt eine falſche Behauptung, daß viele Werke der Kunſt durch Heftigkeit und Maßloſigkeit der Gegner ungerecht leiden und unverdient zu Grunde gehen; ein Werk, dem das widerfährt, iſt keines beſſeren Schickſals würdig, denn es fehlt ihm die geiſtige Kraft, ſich zu behaupten. Wohl aber iſt es wahr, daß noch täglich die guten Freunde ſelbſt die ſchlimmſten Fürſprecher ſind und ihrer eignen Sache ſchaden. Es wird in dieſer Hinſicht ſo wiſſenlich und ſo unverſchämt geſündigt, daß nach der Natur der Dinge der Rückſchlag gar nicht ausbleiben kann. Beſonders geht die Kritik mit ſo viel Lüge und Entſtellung um, daß ſie ſich immer mehr um ihren Credit bringt. Es iſt unglaublich, mit welcher Stirn oft in hochangeſehenen Blättern die mittelmäßigſten Produkte gelobt, die ſchlechteſten Muſikanten geprieſen werden.

Solchem Treiben entgegenzutreten, die Wahrheit rund heraus zu ſagen, unumwunden das Mittelmäßige oder Schlechte beim Namen zu nennen, — das iſt keine angenehme Aufgabe, aber es iſt eine heilige Pflicht gegen Menſchen und Dinge, gegen die Produkte und die Conſumenten. Wer mehr ſein will, als er ſein kann, wer ſich breit macht über Gebühr, im Kleinen wie im Großen, dem geſchehe nach Gebühr. Wir haben, um beſonders von der Muſik zu reden, eine ſolche Fülle ſchöner und noch immer lebenskräftiger Werke, daß wir jede ſeichte und unfähige Arbeit, die heute auftaucht, und nun gar hohle und auf-

Digitized by Google

geblasene Erzeugnisse vom jenseitigen Rheinufer ohne Erbarmen zurückweisen können. Grade jetzt erleben wir es wieder, daß der gallische Hahn sich aufbläht und uns eine der herrlichsten Blüthen des deutschen Geistes, die Faustsage, mit einer grenzenlosen Unverschämtheit neu aufgepugt überreicht, vor der wir uns mit gewohnter bedientenhafter Dankbarkeit ehrfurchtsvoll verneigen.

Wenn wir den gegenwärtigen Uebergang von der obigen allgemeinen Betrachtung zu der besonderen der Oper „Santa Chiara“ vom Herzoge von Koburg machen, so sind wir weit entfernt, alle Vorwürfe und Beschwerden, die aufgestellt wurden, auf diese Composition anwenden zu wollen. Aber die Bemerkung von den guten Freunden, welche eigentlich böse Feinde sind, trifft auch hier zu. Wer will es einem begabten Manne verdenken, daß er Opern schreibt, wenn er dazu Talent und Beruf in sich zu finden glaubt! Aber wenn nun der Chor begeisterter Verehrer gleich Hymnen singt, so ist das Publikum im Rechte, wenn es mißtrauisch wird. Fällt dann das Urtheil kühler aus, als man hoffte, so ist da nichts zu verwundern. Grade dies Schicksal hat bei uns „Santa Chiara“ gehabt. Wäre sie mit geringeren Ansprüchen aufgetreten, sie hätte sich weit glücklicher behauptet. So aber fand die mit so viel Gluth angepriesene Erscheinung eine etwas kühle Aufnahme.

Herzog Ernst ist gewiß eine viel zu grade und offene Natur, als daß er irgendwie versuchen sollte, die öffentliche Meinung künstlich für sich zu gewinnen. Aber er denkt zu leicht über die Art, wie ein Fürst seinen Umgang wählen soll. Wir haben es doch nun schon wiederholt erlebt, daß er sich mit Leuten eingelassen, die dessen wenig würdig sind. Gewiß, ohne zu wissen, wie es um diese steht, ohne Zweifel in der besten Absicht. Es kann nicht ausbleiben, daß die offen und ehrlich dargebotene Hand eines so ritterlichen und vortrefflichen Mannes von manchem Unwürdigen ergriffen wird. Wer es gut meint mit dem Fürsten und von ganzem Herzen wünscht, daß er die Stelle, die er verdient, fort und fort einnehme, der kann nicht umhin ebenso lebhaft zu wünschen, daß Herzog Ernst behutsam sei und sich vor seinen guten Freunden hüte. Er rede nicht mehr und lasse nicht mehr von sich reden, als gut ist. Wenn man klug ist und klar denkt über die Dinge und über sich selbst, so findet man leicht das rechte Maß.

Nachdem wir die Oper „Santa Chiara“ dreimal gehört haben, finden wir, daß unsere nach der ersten Aufführung unter dem üblichen und nothwendigen Vorbehalt abgegebene Meinung die richtige war und sich wesentlich als Endurtheil festhalten läßt. Es wurde unter dem 8. September bemerkt, das Werk erscheine als eine recht tüchtige und der Anerkennung durchaus würdige Arbeit, welche geschickt und in ehrenwerther Weise ihre Aufgabe löse. Damit ist allerdings kein hohes und klingendes Lob ausgesprochen, wie es gute Freunde allezeit bei der Hand zu haben pflegen, aber es ist ehrlich und offen gesagt, was man nach unparteiischer Erwägung und nach bestem Gewissen zu sagen hat. Der Oper gebührt das Lob, daß ihr Schöpfer von guten Absichten sich leiten ließ, die Gesetze befolgte, welche die Würde der Kunst aufstellt, in keiner Weise zu frivolen, verwerflichen Mitteln oder raffinirten Griffen seine Zuflucht genommen, sondern ehrlich gegeben hat, was er geben konnte. Daß es nicht mehr ist, kann man ihm nicht zum Vorwurf machen; ist es doch ohnehin so viel, daß er damit ganz anständig bestehen kann. Es wäre müßig zu fragen und zu untersuchen, wie viel von dem Geleisteten der fürstliche Componist auf seine eigne Rechnung setzen darf; da das Werk als Ganzes sich darstellt, so ist es nicht unseres Amtes, zu untersuchen, wie viel Wahres an den Erzählungen von der musikalischen Thätigkeit des Herzogs Ernst sein mag. Nur von dem, was da ist, hat die Kritik zu reden, nicht von der Art, wie es geworden.

Die Oper hält sich, da eine eigentlich schöpferische, selbständige Kraft nicht thätig war, an vorhandene Muster, und es muß anerkannt werden, daß vorwiegend gute gewählt wurden. Wie es unter solchen Umständen nicht anders sein kann, wird der Zuhörer vielfach an unsere älteren und neueren Romantiker, ferner an die große Pariser Oper, die sich von allen Seiten entlehnend doch einen eignen Charakter geschaffen hat, endlich an die italienische Weise, jedoch in ihrer besten Form, erinnert. Die Melodik ist gefund und natürlich, wenn freilich sie auch selten mit urkräftigem Behagen und siegender Gewalt auftritt. Die Bearbeitung der Gedanken verräth die Hand eines tüchtigen und seine Sache ernst nehmenden Musikers von Fach, der nie etwas ungeschickt angreift und verdirbt, wenn er freilich auch nicht überall und jedesmal Hervorragendes zu Stande bringt. Eine Achillesferse verrathen die Recitative, für welche die geistige und künstlerische Kraft des Componisten nicht ausreicht. Er behauptet sich auf diesem so sehr schwierigen Gebiete zwar immer durchaus anständig und verräth nirgends Unfähigkeit, aber da er einmal Recitative im großen Stil schreiben wollte, so darf nicht verschwiegen werden, daß er doch seiner Aufgabe nicht völlig gerecht geworden ist. Es wäre besser gewesen, wenn Santa Chiara zu einer Oper mit Dialog gemacht wäre, wozu sich freilich heutzutage ein Componist schwer entschließt, weil er fürchtet, für nicht ebenbürtig angesehen zu werden.

Der Text der Oper gehört zu den wenigen guten, die vorkommen, da die Mehrzahl der Componisten noch immer mit unerhörter Naivetät jedes beliebige Opernbuch verarbeitet, wenn es nur gereimte Jamben und wirksame Finalsätze hat. Daß wir uns in der Beurtheilung des Textes der Frau Birchpfeiffer getäuscht haben und ihn für wirksamer hielten, als er ist, wurde schon früher gesagt. Der zweite Akt, in welchem wir uns neben der Scheinleiche der jungen Fürstin befinden, erinnert allzusehr an die bekannte Situation aus Romeo und Julie, und der Zuhörer findet, daß alles das schon längst dagewesen sei. Hier könnte der Componist nun helfen, wenn er mit besonders glücklicher Hand durch außerordentliche Schönheit der Musik vergessen machte, daß etwas Verbrauchtes benutzt wird. Allein der zweite Aufzug ist, wie uns scheint, grade der schwächste, und es nimmt uns Wunder, daß der Gedanke im Finale nicht bedeutender herausgearbeitet ist. Alles in Allem genommen wollen wir froh sein, ein tüchtiges Werk von bescheidener Hand erhalten zu haben. Daß es nicht noch bedeutender ist, darüber hat man mit dem Componisten und der Vorsehung nicht zu rechten.

Lenken wir nun unsere Schritte von der Bühne nach dem Concertsaal, so haben wir vom Beginn der Privatconcerte zu berichten, die am 5. November unter der Leitung des Herrn Musikdirectors Reinthaler eröffnet wurden. Der Anfang der Saison gäbe Veranlassung zu mancher Bemerkung über das einheimische Musikwesen und dessen Organisation; indeß mag das auf spätere Zeit vertagt werden, heute nur ein kurzes Wort über den ersten Abend erfolgen. Der Anfang war sehr glücklich, in mancher Beziehung glänzend. Selten ist ein Beginn so glatt und ohne erheblichen Unfall; es ist nur zu erklärlich, wenn ein Orchester, das Monate lang nicht vereinigt war, über allerlei Dinge stolpert, mit Unebenheiten und Härten zu kämpfen hat und nicht recht in den Zug kommen kann. Das war diesmal weniger als sonst wohl der Fall, und es fuhren dabei die Symphonie in F dur (Nr. 8) von Beethoven, die Ouverturen zu den Abenceragen von Cherubini und zum Oberon von Weber ziemlich gut. Auch im Uebrigen war das Programm dem entsprechend von der Art, daß man

Digitized by Google

durch keine unwürdige Episode aus der Stimmung herausgerissen wurde. Hinsichtlich der Solovorträge brachte uns gleich dieser Abend das große Loos, indem es der Direction gelungen war, Herrn Concertdirector Joachim, den wir im letzten Winter schmerzlich entbehrten, zu gewinnen. Er begann mit seinem Violinconcert, das vor zwei Jahren hier von ihm vorgetragen wurde und seitdem an vielen Orten gespielt geworden ist. Wir haben damals über das Werk berichtet und heute nichts hinzuzusetzen, da es sich bei einem solchen Meister von selbst versteht, daß die Ausführung seine würdig war. Auch sonst wüßten wir über sein Spiel nichts weiter zu sagen, was nicht schon oft gesagt wäre und sich wesentlich in Dank und Bewunderung auflöste. Nur eins war ärgerlich und wird die Zuhörer nicht weniger verstimmt haben als uns: daß die wundervoll vorgetragene Romanze von Beethoven in F dur so kurz ist. — Ein zweiter Gast aus Hannover, der Tenorist Herr Gunz, war uns eine neue Erscheinung, die sich recht günstig mit Arien des Octavio und George Browne sowie mit schön gedachten und geistvoll componirten Liedern von Rubinstein einführte. Der Sänger macht den Eindruck eines nicht nur mit schöner Stimme begabten, sondern auch feinfühlenden und denkenden Musikers.

* Die Grammatik der Spanischen Sprache

von H. W. A. Kozenberg *).

In der „Encyclopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen“ von Bernhard Schmitz, (Greifswald 1859), sagt der Verfasser über das im Jahre 1856 erschienene Lehr- und Uebungsbuch der englischen Sprache von Kozenberg in Bremen: „Ausgezeichnet durch einen Reichthum an guten Beispielen aus den modernsten Schriftstellern, aber auch ausgezeichnet durch, wie er vorgiebt, originelle und wesentliche grammatische Neuerungen, von denen er sich sogar eine sehr bedeutende Reform des Unterrichts verspricht (s. die lange Vorrede). Diese grammatischen Neuerungen hat er aus meiner Grammatik! Ich freue mich, daß ihm meine Ansicht vom Prädicat, vom adverticalen Eigenschaftswort und vom adverticalen Nominativ und Accusativ der Eigenschaft gefallen hat. Noch manche andre dringend gebotene Neuerung, z. B. meine Darstellung des englischen Dativs (s. m. Engl. Gramm. p. 183), ließe sich jenem an die Seite stellen. Herr Kozenberg hätte als der später kommende die Verpflichtung gehabt, meine Grammatik mehr zu benutzen. — Kurze Zeit zuvor hatte Kozenberg eine Grammatik der spanischen Sprache, Bremen, 1855 (2 Thlr. 15 Sgr.) geliefert; im Ganzen nach Becker und Salvá (Gramática de la lengua castellana, segun ahora se habla, siebente Auflage, Paris 1846) mit vielen eingeschalteten Uebungen „zur Anschauung“ und „zur Anwendung“; recht brauchbar.“

Leichtsinniger hat wohl nie ein deutscher Professor von seinem akademischen Katheder herab den Vorwurf des Plagiat's in die Welt geschlendert, als es hier geschieht. Daß zwei Menschen zu gleicher Zeit auf einen und denselben geistigen Unsinn verfallen sollten, läßt sich allerdings schwerer denken; denn der Unsinn ist unendlich mannichfaltig. Daß jedoch eine wissenschaftliche Wahrheit mehrere Entdecker haben kann, welche nichts von einander wissen, belegt die Geschichte mit vielen Beispielen, die sich um so eher begreifen lassen, weil das Richtige in jeder wissenschaftlichen Frage immer nur ein Einziges ist. Nun sind wir indessen nach Versicherung unseres geachteten Mitbürgers in der Lage, dem Professor in Greifswalde die persönliche Beruhigung geben zu können, daß Herr Kozenberg bis dahin weder von Herrn Schmitz noch seinem Buche das Geringste gehört hatte; seine mit demselben übereinstimmenden philologischen Anschauungen mithin ihm eigen gehören; es müßte denn sein, daß sie etwa auf transcendentalem Wege von Greifswalde nach Bremen vermittelt sind, was in unserer rasten Zeit nicht gut anzunehmen ist. Um so mehr also weigt die in den mitgetheilten Worten enthaltene Greifswalder Anerkennung des Kozenbergischen Lehrbuchs der englischen Sprache an und für sich; das Verdienst ihres Verfassers erscheint dabei um so größer, als er an seinem Wohnorte nicht in dem Zusammenhange des wissenschaftlichen Lebens steht, wie eine Universitätsstadt ihn darbietet, und daselbst einen viel geringeren bibliothekarischen Rückhalt vorfindet.

Und wie selbst nach den Worten des Herrn Professor Schmitz jenes englische Lesebuch Kozenberg's den Anspruch auf eine tüchtige fleißige Arbeit machen darf, ebenso brauchbar ist seine Grammatik der Spanischen Sprache, die jetzt in zweiter Auflage bei Heyse erschienen ist. Es ginge natürlich weit über das Gebiet des Sonntagsblatts und über unsere eigenen sprachlichen Studien hinaus, wenn wir es versuchen wollten, hier den innern Bau des Werkes selbst nur andeutungsweise vorzuführen; das bleibt den Philologen von Fach in ihren Fachblättern überlassen; aber wir möchten das Publikum, das in Folge seiner Berufsgeschäfte oder aus Hinneigung zu dem reichen Schatze der spanischen Literatur, sich mit Erlernung der spanischen Sprache befaßt, auf diese Grammatik verweisen, welche gründlich und gewissenhaft den Eigenthümlichkeiten des schönen castilianischen Idioms folgt. Die gegebenen Beispiele sind durchweg den Werken von anerkannten spanischen Schriftstellern entnommen, und zugleich dem Ganzen ein kleines spanisches Lesebuch beigefügt, welches in wohl gewählten Aufsätzen mit angeschlossenen Wörtererklärungen dem Leser Gelegenheit giebt, sich im Uebersetzen zu üben. Es ist nicht Jedermanns Sache, in treuem Fleiße eine Grammatik zu schreiben; eine solche Aufgabe bietet bei der Trockenheit des Stoffes dem Verfasser wenig Anregung dar; allein wer sich ihr in ehrlicher Hingebung unterzieht, verdient gewiß den Dank Aller derer, denen das vollendete Werk viel Mühe und Zeit erspart. Möge derselbe auch Herrn Kozenberg zu Theil werden.

W. Kiesselbach.

*) Zweite Auflage. Bremen, J. G. Heyse's Verlag.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Arthur Schopenhauer. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauers. Von J. Frauenstädt. — Göttingen und die Georgia Augusta. Eine Schilderung von Land, Stadt und Leuten. Von F. W. Unger. — Frauenkrang. Weibliche Charakterbilder aus den deutschen dramatischen Dichtungen. Von A. Genée. — Am heimischen Herd. Volksthümliche Erzählungen. Von E. Kauffer. — Die neuesten Entdeckungen in Afrika, Australien und der arktischen Polarwelt. Von O. Ule. — Unter den Ruinen. Ein Roman aus Roms Gegenwart. 4 Thle. Von F. von Rammelsdorf. — Edelweiß. Eine Erzählung. Von Berthold Auerbach. — Der Wechsel des Lebens. 3 Bde. Von F. W. Hackländer. — Die Dittmarsen. Historisches Volksdrama in 5 Aufzügen. Von L. Köhler. — Männer der That. Ein Roman aus der Zeit und dem Leben Arndts. 4 Thle. Von Ernst Willkomm. — Der Wunderstrahl von Bristol. Novelle. Von A. Büchner.

* Der geistvolle, aber wunderliche Bogumil Goltz hat ein neues Buch erscheinen lassen, welches den pikanten Titel führt: „Hinter den Zeigenblättern, eine Umgangs-Philosophie und pathologische Menschenkenntniß.“ — Von Benedix erhalten wir eine Sammlung kleiner Lustspiele für gesellige Kreise unter dem Titel „Haustheater“; eine willkommene Gabe für Dilettanten, welche gern Komödie spielen. — Die Buchhandlung von Hoffmann und Campe in Hamburg kündigt eine neue Gesammtausgabe der Werke von Ludwig Börne in 12 Bänden an.

* Die vielbesprochenen Wandgemälde auf der Wartburg von Moritz von Schwind erscheinen in einer Holzschnittausgabe mit begleitendem Text.

* Es ist wieder eine Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen erschienen, verfaßt vom Major von Berlichingen-Rossach in Mannheim.

Digitized by Google

Darin sind zum erstenmal die Acten des Prozesses über Göpens Betheiligung am Bauernkriege vollständig mit Zeugenaussagen und Urtheil abgedruckt. Den Anfang des Buches macht die Selbstbiographie des Ritters nach der besten Handschrift von Schloß Neuenstetten; es folgt dann eine Sammlung meist ungedruckter Urkunden und die Geschichte der berühmten Eisenhand.

* Der blinde Dichter Theodor Apel in Leipzig ist seit einigen Jahren beschäftigt, das Schlachtfeld von Leipzig mit Merkzeichen zu versehen, welche die Stellung der Heere in der Völkerschlacht von 1813 angeben. Er hofft damit bis zur fünfzigjährigen Jubelfeier des Kampfes im Jahre 1863 fertig zu werden. Bis jetzt sind die Stellungen der Heere am 16. October bei Wachau mit 12 Steinen bezeichnet. Dieselben tragen die Zeichen V (Verbündete) oder N (Napoleon).

* Etudes sur la littérature du second empire français depuis le coup d'Etat du deux décembre, par William Reymond. Berlin. A. Charisius (Librairie Lüderitz) 1861. — Der Verfasser dieses Buches, der nach der Vorrede zu urtheilen in der französischen Schweiz oder in Belgien geboren ist, hat eine Reihe von Vorlesungen, die er zu Berlin über die gegenwärtige Literatur Frankreichs gehalten hat, jetzt mit Weglassung der oratorischen Form als Buch erschienen lassen. Die bedeutendsten Berliner Zeitungen haben sich über diese Vorträge in sehr anerkennender Weise ausgesprochen, und nach Lesung des Buches kann man diesem günstigen Urtheile nur beipflichten. Dem Herr Reymond behandelt eine große Vertrautheit mit der jetzigen französischen Literatur, die er durch einen längern Aufenthalt in Paris mitten in der dortigen literarischen Welt sich erworben hat, und er trägt die Resultate seiner Forschungen in gewandter, correcter Sprache vor. Seine offen ausgesprochenen Sympathieen für die französische Nation, die nach Herrn Reymond stets die Aufgabe haben sollte, die Begriffe der Freiheit in Europa zu verbreiten, verleiten ihn jedoch keineswegs zu falscher Milde über die Richtung, welche die Literatur heutzutage in Frankreich eingeschlagen hat, obwohl eine Stelle gleich im Anfange des Buches dieses befürchten lassen könnte. Dort heißt es nämlich S. 2: »Die Erscheinung eines neuen Namens, eines neuen Buches — sei es auch eines dieser ungeheuren Werke, welche die Polizei überall im Interesse der öffentlichen Scham verbieten würde — Alles, was von Paris kommt, umhüllt sich in unsern Augen mit einem Zauber, welcher es mit einer lodesnerthen (?) Nachsicht aufnehmen läßt. Dieser Zauber kommt von einem eingewurzelten Vorurtheile, das wir vergebens zu bekämpfen versuchen würden.« Nach diesen Worten sollte man nun allerdings vermuthen, daß der Verfasser die ehrenvolle Aufgabe eines Kritikers, für das Wahre, Gute und Schöne gegen das Unwahre, Schlechte und Gemeine in die Schranken zu treten, vollständig verkannt und daß er schmachvoll die Waffen gestreckt habe; indeß zu unserm Lobe bemerken wir gleich im weitern Verlaufe des Buches, daß Herr Reymond in der schärfsten und unerbittlichsten Weise die Verirrungen verdammt, die sich ein großer Theil der französischen Literaten hat zu Schulden kommen lassen. Man lese Stellen wie diese: Die Literatur des zweiten Kaiserreichs ist das letzte Zittern einer Gesellschaft, die unter dem magnetischen Finger des Despotismus einschläft; sie ist nur ein schwaches Echo der Vergangenheit oder das ohnmächtige Aufstreben eines Geschlechts, dem die Flügel beschnitten sind. — Die politische Freiheit ist für den Aufschwung der Literatur so nothwendig wie die Luft für unsere Lungen. Nicht der jetzigen Regierung allein ist alle Schuld beizumessen, sondern die gegenwärtige Lage der Dinge ist eine logische Folge der vorhergehenden Epochen. Auch in die Literatur ist jener Handelsgeist gedrungen, dem alle Mittel recht sind, wenn sie nur zu schnellem Reichthume führen. Man schmeichelt dem Geschmacke des materiell gesinnten Publikums, man huldigt und fröhnt der Sinnenlust und erröthet nicht, zweideutige Wortspiele, schlüpfrige Gemälde einer entsittlichten Menge vorzuführen, die an den Schilderungen aus dem Kreise der demi-mondes sich erbaut und ergötzt. Schriftsteller von Namen wechseln ihre Meinungen mit einer unerhörten Leichtigkeit und huldigen der jedesmaligen Macht. Andere werfen sich in das entgegengesetzte Extrem und entwürdigen ihre Sache durch eine heftige und leidenschaftliche Sprache. Ueberall faß fehlt die Festigkeit der Ueberzeugung; der Mangel alles Idealen, der Verlust jedes moralischen Gewissens, die Erniedrigung des Charakters sind Erscheinungen, die in der heutigen französischen Literatur und an allen Seiten auffinden.« An Belegen für seine Behauptungen läßt es Herr Reymond nicht fehlen, und gerade deswegen empfehlen wir sein Buch zum sorgfältigen und aufmerksamen Studium.

E. S.

* Der Burggraf von Nürnberg. Historisches Schauspiel in fünf Acten. Von Hugo Bauer. Berlin, Kastner. — Auch ein Krönungsdrama, und sein schiefes. Der Verfasser, welcher hier und da sich als specifisch preußischer Poet aufgeben und ein wenig poetisch gesinnigt hat, that einen ganz glücklichen Griff, als er sich durch die Huldigungs-Atmosphäre, welche im verwichenen Sommer obwaltete, bewegen ließ, den ersten Hohenzollern auf brandenburgischem Throne, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, zum Helden eines historischen Schauspiels zu machen. Der Ahnherr Friedrichs des Großen ist dessen nicht unwürdig. Er ragt inmitten der verwortenen Zustände, unter denen damals die Mark Brandenburg zu leiden hatte, und über die Fürsten seiner Zeit hoch empor. Herr Bauer hat ernste und gewissenhafte geschichtliche Studien gemacht und ein Schauspiel gedichtet, von dem es und wundert, daß seine Bühne, so viel wir wissen, es in den Octobertagen zur Aufführung gebracht hat. Die große Zahl der auftretenden Personen und die nicht unerheblichen Schwierigkeiten der scenischen Darstellung mögen vielleicht die Directionen abgeschreckt haben; doch sind diese Bedenken nicht so gewichtig, daß sie nicht zu überwinden wären. Wir haben das Drama mit Interesse gelesen; es ist im guten Sinne zeitgemäß und eine recht tüchtige Arbeit. Die empörende Junkerwirthschaft, welche dem Burggrafen Friedrich bei seinem Erscheinen in Brandenburg im Jahre 1412 sich entgegenstemmte, wird mit sehr kräftigen und anschaulichen Farben geschildert, und es hebt sich von diesem Hintergrunde die Gestalt des energischen und doch stets am Rechtsboden festhaltenden Fürsten trefflich ab. Allerdings fehlt es nicht an Wendungen, Gedanken und Ausdrücken, die ins Derbe und Unpositive hinübergetahen, allein derglechen ließe sich leicht ausmerzen. Es sind dagegen unter diesen »kleinen Herren« manche sehr drastisch und gut gezeichnet. Daß neben so vielen wilden Gesellen und unter allem Kriegsgetümmel die weiblichen Gestalten und mit ihnen das mildere Element ein wenig zu kurz kommen, erklärt sich aus der Umgebung und Stimmung; sie müssen eine Nebenrolle spielen. Wir sollten denken, daß bei auftretenden Darstellungskräften das Schauspiel auf der Bühne wirksam sein müßte.

* Neue Schauspiele. Ein vaterländisches Schauspiel von Wilhelm Schröder in Hannover, »Studenten und Bürgher«, wird auf dem Victoriatheater in Berlin gegeben und macht ziemlich viel Glück. Dies Gemälde aus dem Jahre 1813 ist zwar weit entfernt von künstlerischer Vollendung, hat große Compositionsfehler, manche ungeschickte Episoden, unter denen ein Auftreten Theodor Körners, dagegen geht ein frischer Hauch glücklicher Naturtriebkeit und Kraft durch die Studentenscenen, welche aufhaukt und mit gesundem Humor gezeichnet sind. — Ein anderes vaterländisches Drama »Großherren und Dennewitz« von Arthur Müller ist ein ganz mittelmäßiges Produkt, das nur bei Gelegenheit der Krönung auf einigen Bühnen für kurze Zeit gelebt hat. — Unsere Bemerkung in der vorigen Nummer, daß der Dichter des »Narcis«, A. E. Brachvogel, sich ganz den Roman zuwenden zu wollen scheine, wird sochen wiederlegt. Die Wallnersche Bühne führt in diesen Tagen ein Schauspiel von ihm, »der Trödler«, mit gutem Erfolg auf. Der Dichter hat den glücklichen Gedanken gehabt, die Tragödie, die ihm im »Wonderaus« und im »Ufurpator« Stromen zum gesprejten Pardes verleitete, zu verlassen und es mit der bürgerlichen Sphäre zu versuchen, in welcher sich der »Trödler« recht glücklich bewegen soll. — Der treffliche Aesthetiker Adolf Zeising hat sich auf das gefährliche Gebiet der höheren Tragödie gewagt und ein Trauerspiel »Die Kaiserin Eudoxia« gedichtet, welches auf der Münchener Hofbühne dargestellt wird. Es hat den sogenannten anständigen Erfolg, welchen Dramen zu haben pflegen, die von gebildeten Männern, denen die eigentliche poetische Kraft versagt ist, verfaßt werden. Das Stück spielt im 12. Jahrhundert in Konstantinopel und sucht die verwickelten und wenig erhebenden Wirren des byzantinischen Kaiserreichs darzustellen. Man rühmt die geschickte Anordnung der Tragödie, hat es aber zu einem poetischen Genusse trotz aller Vortrefflichkeit der Gedanken und Verse nicht zu bringen vermocht.

* Der Liebergang Johanna Wagners von der Oper zum Schauspiel ist doch schwieriger, als man anfangs glaubte. Die Künstlerin hat die Maria Stuart bereits wieder abgegeben und nun mit der Gräfin Orsina in »Emilia Galotti« einen dritten Versuch gemacht, der übrigens auch bei der Berliner Kritik nicht rechten Anklang findet.

* Musikalische Notizen. Ein neues Clavierconcert von Karl Reinecke ist im Gewandhause zu Leipzig vom Componisten selbst zur ersten Aufführung gebracht worden und hat durch den feinen Vortrag Glück gemacht. Nach dem Urtheil der »Signale« ist die Clavierpartie vortrefflich behandelt, dagegen die Orchesterbehandlung etwas willkürlich, und die Compositionen als Ganzes läßt das rechte künstlerische Maß vermissen. — Die Operette »Der häusliche Krieg« von Franz Schubert wird im Clavierauszug erscheinen. Zu den Novitäten der nächsten Zeit gehören ein Quartett für Streichinstrumente von Anton Rubinstein und ein Concert für Violoncell von Davidoff. Jener arbeitet an einer Oper »Lala Rookh.« — Am 27. October beging der Kapellmeister J. B. Hagen in Wiesbaden sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Er begann seine Thätigkeit 1836 in Darmstadt, kam 1840 nach Bremen, wo er bis 1853 unter verschiedenen Directionen die Oper leitete, und ging im Herbst 1853 nach Wiesbaden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strad. Redacteur: Dr. F. Pfeiffer. Druck und Verlag von Heinrich Strad.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℳ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℳ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 46. Bremen, 17. November. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Ein Spaziergang durch das Blockland. Von J. G. Kohl.
Ein Grenzritt aus der Ukraine-Sage. Von E. Th. Gravenhorst.
Comerete und kein Ende. Von F. Pfeyer.
Literatur und Kunst.

* Ein Spaziergang durch das Blockland bei Bremen.

Von J. G. Kohl.

III.

Endlich kamen wir zu unserer „Ambäkelshütte.“ Es war ein länglichtes gewölbtes Flechtwerk mit einer breiten Thoröffnung auf der einen Seite, in welche unser Schiff einfahren und unter dem Gestrüuch versteckt sich fest legen konnte. Die andere Seite der Hütte war mit „Flaken“ vermacht, jedoch so, daß einige kleine Oeffnungen gestatteten, die Flinte durchzusteken und auch Ausblicke erlaubten auf die langen Wasserstraßen, die vor diesem Ende sich hinausherstreckten. Denn begreiflicher Weise legt man einen solchen Jagdstand um einen Knotenpunkt von Fleeten oder Kanälen an, von dem aus man in verschiedenen Richtungen freies Wasser vor sich hat.

Um die wilden Enten zu diesem Punkte heranzuziehen, bedienen sie sich zahmer Lockenten. Sie bestimmen dazu diejenigen, die eine solche graumelirte Farbe haben, wie sie der Federpelz der wilden Enten selbst besitzt. Weiße, schwarze oder schekige Enten sind nicht dazu tauglich. Soll die Jagd vor sich gehen, so werden mehre Lockenten in einiger Entfernung von der Jagdhütte mitten auf dem Wasser vor Anker gelegt. Das heißt sie werden mit einem Fuße an eine Schnur gebunden, deren anderes Ende an einem schweren Steine im Wasser steckt. Die Lockente kann sich in einem ziemlich großen Kreise um diesen Stein herumbewegen. Sobald sie sich an ihrem Hemmschuh fest fühlt, fängt sie an zu schreien und zu lärmen, und schnattert die ganze Zeit laut fort. Doch ist es kein furchterregendes Angstgeschrei, was die fremden nur verscheuchen würde, sondern ein zwar lebhaftes jedoch resignirtes Selbstgespräch, das ganz geeignet ist, die Aufmerksamkeit der fremden anzuziehen, und das die Lockenten, als wenn sie sich den menschlichen Absichten gern darböten und fügten, instinktartig zu lernen scheinen. Die wilden kommen heran, umfliegen den schreienden Einsiedler, den sie seiner grauen Farbe wegen für einen ihrer Kameraden halten, lassen sich neben ihm nieder, begrüßen ihn und fallen so den verrätherischen Schüssen aus der Ambäkelshütte leicht zum Opfer. Der ungewöhnliche Name dieser Hütte ist von dem Worte „Bäk“ abgeleitet, mit dem die Blockländer den Stein und die Schnur zur Befestigung der Lockente bezeichnen.

Die Enten, die zahmen sowohl als die wilden, sind der Gras- und Heuproduktion des Landes mehrfach schädlich. Sie haben mehre Lieblingsgräser, von denen sie nur die Blüthen und Gesäme fressen und die sie dann mit großer Behändigkeit Halm für Halm bei der Wurzel knicken, um zu den Aehren und Körnern zu gelangen, welche sie wegnaschen. Sie machen auf diese Weise den Rest der Halme für das Vieh ungenießbar. Auch haben sie ihre gewissen bestimmten Pfade durch die Wiesen, auf denen sie schaarenweise einher watscheln indem sie das Gras zertreten. Wir sahen unterwegs überall von den Ufern unserer Fleete diese sogenannten „Danten-Pfe“ (Enten-Pfade) ausgehen und sich vielfach wie Maulwurfsgänge auf der Wiese verzweigen.

Ein besonderes Lieblingsfutter der Enten ist eine Grasart, die sie hier „Swoen-Gras“ (hochdeutsch Schwaden-Gras) nennen. Es ist ein hoch aufsprießender Halm, (sein botanischer Name ist „Festuca fluitans“), der oben eine in viele Zweiglein ausgehende Aehre oder Krispe hat und eine Menge kleiner Körner zur Reife bringt. Meine Begleiter erzählten mir, daß diese wilden Grasförner in früheren Zeiten auch von den Menschen eingeerntet und zu „Gorte“ (Grütze) gekocht und genossen seien. Sie sagten, man habe das Gras zur Zeit seiner Reife in Schiffen gesammelt. Auf dem hohen Rande der Schiffe wären Stäbe oder Zacken aus Holz — etwa in der Art wie die großen eisernen Kämme, durch welche unsere Bauern den Flachs ziehen, um seine Samenkapseln abzustreifen — befestigt gewesen. Da hätten sie dann die Halme des Schwadengrases haufenweise hinüber gebogen und durchgestreift. Die Körner wären dabei in's Innere des Schiffs in ein dort ausgespanntes Tuch gefallen, und die ganze Vorrichtung habe man ein „Swoen-Seewe“ (Schwaden-Sieb) genannt. Einer meiner Blockländer erinnerte sich, in seiner Jugend noch ein solches Schwaden-Sieb gesehen zu haben. Aber jetzt sei diese Ernte und das Grasgrütze-Gericht, die „Gorte“, aus der Mode gekommen.

Für mich hatte diese Sache ein besonderes Interesse. Denn ich hatte einmal selbst in den alten vor 250 Jahren geschriebenen Berichten der Jesuiten über ihre Missionen in Nordamerika an den kanadischen Seen und an den Quellen des Mississippi mit großem Interesse weitläuftige Schilderungen darüber gelesen, wie die eingebornen Indianer zu bestimmten Zeiten des Jahres ein gewisses körnerreiches Gras, das in ihren Seen und Sümpfen wüchse, und das sie dann zu einer Art Grütze für sich kochten, ernteten. Nach der Beschreibung der Jesuiten verfuhren sie dabei ungefähr eben so, wie unsere Blockländer. Wie diese fuhren sie

Digitized by Google

mit Canoes in die Schilfe hinein, bogen die Halme in's Boot und klopften sie daselbst mit Stöcken aus. Die Jesuiten haben in ihren berühmten Reisebriefen oft genug die „Sagamité“ (die Grütze), die ihnen die Indianer daraus bereiteten, beschrieben. Das Gras selbst nannten die französischen Missionäre „la folle avoine“ (den wilden Hafer) und sie gaben diesen Namen auch einer indianischen Nation, bei der sich dies Gras häufig findet, „les Folles Avoines“ (die wilden Hafermänner). Dieß Alles, sage ich, hatte ich einst mit vielem Eifer studirt. Und später dann war ich auch selbst einmal am Mississippi und am Lake Superior gewesen, hatte dort jenen wilden Hafer wachsen sehen, selbst mit Indianern von ihrer Sagamité gekostet und hatte dort der ganzen Sache, die ich für eine große Curiosität hielt, weiter nachgeforscht. Jetzt aber mußte ich es für eine noch viel größere Curiosität erkennen, daß eben solche „wilde Hafermänner“ längst in einer Entfernung von wenigen Stunden von meiner guten Stadt Bremen existirten und daß auch ihr Verfahren dem der armen Wilden jenseits des großen Wassers so ganz ähnlich sah. Ueberhaupt hätte ich manchen Indianer aus dem Norden Amerikas gewußt, dem es, wenn er bei uns in unserem kleinen Canoe oder „Schiedelboote“ gesessen hätte, ganz heimisch vorgekommen wäre und der vermuthlich oft genug gesagt haben würde: c'est tout comme chez nous! — Wie viel Mühen und Reisen könnte doch Der sparen, wie viel Weltweisheit auf bequeme Weise gewinnen, der zu Hause bliebe, sich redlich nährte, und den Tropfen Welt eifrig studirte, der sich im Angesichte seines Dorfkirchthurms darbietet! — Uebrigens kennt man die Grütze des Schwadengrases und seine Benutzung auch in andern Theilen Deutschlands. Es hat in andern Gegenden die Namen: „Deutsches Manna“ oder auch „Gras-Hirse“, wird aus oryzaminor oder „wilder Reiß“ genannt. — Wir fragten noch in einigen Häusern dem „Swoen-Seewe“ nach. Aber es war nirgends eins mehr vorräthig. Die Sitte ist ganz ausgerottet und die nöthigen Geräthschaften dazu sind aus den Haushaltungen verschwunden.

Leider liefen jetzt die Stunden meines Reisetages zu Ende, und ich mußte an die Rückfahrt denken. Ich wünschte diese in einer anderen Richtung auszuführen, und meine Freunde riethen mir sehr verständig, den Weg der sogannten „kleinen Wumme“ einzuschlagen. Dieses Gewässer zieht sich so recht in der Haupt-Diagonale der ganzen Blocklänger Niederung hin. Es schlängelt sich von Anfang bis zu Ende durch lauter Schilf und Ried. Bei seiner Mündung in die große Wumme ist die niedrigste Gegend des ganzen Landes, und da findet daher auch bei einer Stelle im Deiche, die sie „Damm-Siel“ nennen, eine Haupt-Wasserlösung statt. Hier wird auch wohl in Zukunft eines der großen Dampfwerke zur Entwässerung des Landes aufgestellt werden müssen.

Einige glauben, daß einmal in uralten Zeiten die Weser in der Richtung der kleinen Wumme geflossen sei. Die letztere hat noch jetzt ein breites Bett, und ich konnte mir zuweilen einbilden, auf einem ziemlich mächtigen Strome zu fahren. Er war aber ganz unbelebt und todt. Keine Strömung darin und keine Dörfer am Ufer, nichts wie gesagt als Schilfsumpf an seinen Ufern und nur von Stunde zu Stunde ein einsamer Bauernhof. Die Blockländer sind der Meinung, daß die ganze Besiedlung ihrer Heimath von der kleinen Wumme angefangen habe. Dort sollen die ältesten friesischen Colonisten gewohnt haben, bis endlich der Deich längs der großen Wumme gebaut wurde, und sie da hinüber zu siedeln für vortheilhafter fanden. Da wurde denn die kleine Wumme verlassen. Auch fielen ihre Ufer immer tiefer in den Sumpf hinab. Man findet noch jetzt die Spuren einer alten Straße längs derselben, die sogenannte „Hemp-Straße“, ein Werk aus früheren Zeiten, das aber jetzt den größten Theil des Jahres im Wasser steckt und nur in ganz trockenen Monaten ein wenig benutzt werden kann. Auch von den ehemaligen Bauplätzen der Häuserhügeln, den sogenannten „Warfen“ kann man noch einige mitten in dem Schilfe heraus erkennen. Sie sind aber jetzt meist öde und dienen nur noch dem Vieh hie und da als Sand-Inseln oder „Schelfe.“ Nur auf ein halb Dutzend Warfen haben sich noch Häuser und Grundbesitze gehalten, die aber ein paar englische Meilen weit von einander liegen. Ihre Namen deuten zum Theil noch auf die alten Zustände hin. So z. B. heißt der eine dieser vereinsamten Bauernhöfe „die Kapelle“, vermuthlich weil ehemals die Kirche des Landes hier gestanden hat. Der andere heißt „Bavendám“ und soll der Stammsitz der oben von mir genannten Familie gewesen sein. Auch sagte man mir, seien in der „Warf“ dieses Bauernhofes noch die Spuren eines alten „Schlosses“ oder „Edelsitzes“ gefunden worden.

Es sind lauter große weitläuftige Gehöfte und schöne Bauerhäuser, deren Besitzer die Geschilfe und Wiesen rings umher eigenen. Sie wissen selbst oft nicht, wo in dem wilden, wegelosen und nicht eingezäunten Lande die Grenzen ihrer Berechtigung sind. Jeder von ihnen nährt eine kleine Heerde von Vieh in der Umgegend, und obwohl sie nur Schilf und „Dack“ und schlechtes Heu ernten, so bringt es doch die Menge, und haben sie einmal ein trockenes Jahr, so machen sie gewaltige Ernten, füllen die Scheunen und Säckel und können es wieder ein Paar nasse Jahren hindurch aushalten.

Im Winter, wenn das ganze Land weit und breit in einen See verwandelt ist und dieser See sich dann mit einer dicken Eis- und Schneekruste belegt, dann giebt es hier zuweilen höchst wunderliche und bedenkliche Zustände und nicht selten eben so außerordentliche Ereignisse und Gefahren, wie Eis und Schnee sie in den Alpen verursachen. Mitunter freilich, wenn der Winter recht regelrecht herankommt und das ganze Wasserland mit einer blanken und ebenen Eisbahn überzieht, ist es vergnüglich genug. Dann sind die Leute von der kleinen Wumme und überhaupt alle Blockländer mit der ganzen Welt in so inniger Verbindung, wie selbst im Sommer nicht. Dann liegt Alles auf dem Eise und auf den Schlittschuhen. Sie sind durch die Bank so geschickte Eisläufer, wie die Holländer. Dann sind die Wege überall kurz und direct. Dann machen sie Visiten auf dem Eise, und die einsamsten Gehöfte, zu denen im Sommer Niemand den Weg finden kann, werden von Gästen besucht. Dann dringen sie ihre Waaren wie im Fluge auf den Markt und eilen mit großen Schiebschlitten die Kanäle herab. Auch zur Kirche fahren sie dann, Männer und Weiber und Kinder, ganze Familien auf Schlittschuhen und eben so zu den Hochzeiten und sonstigen Festen.

Zuweilen aber dauert es im Herbste oft sehr lange, bis sich eine solche Eisbahn herstellt. Es friert, es thaut, die Decke bricht wieder, es treiben Schollen umher. Dann kann man wohl wochenlang weder auf dem Nassen schiffen, noch auf dem Trocknen gehen, noch auf dem Eise gleiten, und die Leute befinden sich so mitunter in einer ganz argen Isolirung von der übrigen Welt. Sie können sich unter solchen Umständen weder mit frischer Zufuhr versehen noch ihre eigenen Produkte verwerthen und stecken mit ihren Lebendigen und Todten in ihren alten Rauchstuben und „Dönsen.“ Ich sage auch „mit ihren Todten.“ Denn stirbt in solcher Zeit einer bei ihnen, so giebt es kein Mittel, ihn zu dem meilenweiten Kirchhofe zu schaffen, und der Sarg mit dem Leichnam muß auf dem „Helgen“, d. h. dem Raume über dem Viehstall, bei Seite gesetzt werden, wo er oft drei vier Wochen lang liegt, bis sich einmal eine Bahn irgend einer Art zum Kirchhofe hin bildet.

So schön und glatt, wie ich es oben schilderte, pflegt auch die Eisbahn meist nur zu Anfang des Winters zu sein. Je

Digitized by Google

älter sie wird, je länger und stärker es friert, desto mehr wird sie durch auffallenden Schnee und andere Umstände verdorben. Auch die Spalten und Risse, die sich in dem alten Eise bei heftigem Froste ausbilden, und die oft sehr breit werden, zerstören die Bahn und machen die Reisen gefährlich. Noch viel schlimmer aber geht es hier oft im Frühlinge beim Losbruche des Eises zu. Wenn der Winter sehr hart war und die Eisdecke besonders dick wurde, und wenn dann der Eisbruch bei heftigen Frühlingsstürmen eintritt, zugleich vielleicht auch noch Deichbrüche die Höhe des Wasserandranges vermehren, so gerathen jene in der Ebene verstreuten Gehöfte in die größte Gefahr. Die „Warfen“, auf denen sie liegen, sind natürlich nur auf gewöhnlich zu erwartende Wasserstände berechnet. Berge hat man aus ihnen nicht machen können. Sie ragen nur ein wenig über die häufig eintretenden Fluthhöhen empor. In ganz außergewöhnlichen Fällen muß das gute Glück oder der liebe Gott helfen. Von Zeit zu Zeit machen diese Marschleute daher im März oder April so ängstliche Tage durch, wie die armen Bewohner der Lawinenthäler in den Alpen in ungewöhnlichen Schneejahren.

So etwas trat hier im Blocklande z. B. im März 1855 ein. Die Eisdecke auf der ganzen weit und breit überschwemmten Ebene war 1½ Fuß dick geworden. Im März trat plötzlich warmes Wetter ein. Gegen Ende des Monats erhob sich ein heftiger Sturm aus Nordosten. Breite Deichbrüche in den obern Gegenden ließen neue Fluthen — ganze Ströme — sich in die Ebene ergießen. Die Eisdecke wurde überall plötzlich gesprengt, und weit und breit trieben sich die mächtigen Schollen umher und schoben sich vom Winde gepeitscht über einander weg. In der Nähe der Hauswarfen, der einzigen Anhöhen und Hindernissen, die es in der Ebene giebt, brandeten und strandeten sie und häuften sich bald zu drohenden Eisbergen auf. Sie schnitten die alten Bäume um die Wohnungen herum wie Strohhalme weg, kippten über, fielen in die Dächer hinein und Häuser und Scheunen wurden mit den darin wohnenden Menschen erdrückt und erstickt. An einigen Stellen häufte sich das Eis dermaßen, daß es noch um Johanni herum nicht völlig niedergeschmolzen war. Da die Ereignisse des Jahres 1855 noch bei allen Leuten im frischen Andenken waren, so stieg ich, indem ich die kleine Wumme hinauffuhr, bei jedem Bauernhofe, bei „Bovendám“, bei „der Kapelle“, bei „Luers Gerken“ ꝛc. aus und ließ mir die Geschichten von der damaligen Noth und Zerstörung in ihren Gehöften erzählen.

Diese Gehöfte selbst gewähren wieder einen höchst eigenthümlichen Anblick. Aber es kommt kein deutscher Maler oder Forscher hierher, dergleichen wie in den Alpen anzuschauen und dem großen Publikum interessant darzustellen. Von der Hauptwasserstraße, der „kleinen Wumme“, zweigt sich bei jedem Gehöfte ein engerer Kanal ab, der statt eines Fußpfades — dergleichen es wie gesagt in diesem Wasserlande nicht giebt — zur Wohnung hinzieht. Durch eine Masse von „Entenfutter“, Schilfwerk und Weidengebüsch gleitet man auf diesem Kanal in eine kleine Bucht, den Hafen des Hofes, hinein. Da ist man unter dem Schatten hoher Eschen und anderer das Wasserland liebender Bäume am Fuße der hohen Warf, auf der das Haus steht. Diese hat die Form eines großen nach allen Seiten hin regelmäßig abgedachten Grabhügels.

Durch das Grün der Büsche und Bäume blinzeln die Augen der hellen Fenster, an denen die Vorderseite dieser Häuser immer einen großen Reichthum hat, und vor ihnen auf einer dazu bestimmten Terrasse der Warf findet man regelmäßig einen kleinen Blumengarten, nach holländischer Weise sauber und correct gehalten und mit einer Fülle grellfarbiger Iris, Tulpen und Nelken bepflanzt. Die Wohnungen selbst sind groß und stattlich, und ein mächtiges Strohdach breitet seine schützenden Flügel über die Blumen, Stuben und darin hausenden Menschen und Vieh aus, wie eine Henne über ihre Eier. Auch auf der Rückseite, wo die Scheune steht, steckt die ganze Ansiedlung in einem dichten Gebüsch von Weiden und Eschen. Dort haben sie auch an dem Fuße der Warf einen Kartoffel- und Gemüsegarten zu Stande gebracht. Doch nur einen sehr kleinen. Denn solche Gärten sind in diesen Sumpfniederungen sehr kostspielig. Sie müssen den Sand dazu von dem nächsten Dünendorfe, das oft stundenweit entlegen ist, kaufen und zu Schiffe heranfahren, um damit ihrem Gärtchen eine Unterlage und die rechte Höhe zu geben, ähnlich wie die Malthefer das Erdreich für ihre Felsen von Sicilien holen. Dieser Sand von den Dünengegenden wird in den Marschen vielfach verfahren und benutzt, z. B. auch wie ich schon zeigte zur Bildung ihrer Viehstände oder „Schelfen in den Sümpfen.

Claus Harries, der Besitzer des Hofes Bovendám, erzählte mir von den Schrecknissen des Eisgangs von 1855 und sagte, als das Ding angefangen habe, — das Wasser rings umher immer höher gebrandet und gestiegen — der Sturm ärger getobt, die Eisschollen wie gejagte Ochsen herbeigeeilt seien — da habe er bemerkt, wie sein Bruder Hinrich, ein sonst sehr kaltblütiger und wenig gesprächiger Mann, sorgenvoll den Mund aufgethan und ihn gefragt habe: „Claus! wat denkst du dato?“ („Claus! was denkst du dazu?) und er selber habe seinem Bruder geantwortet: „Wenn de Busch man holt! Hinrich!“ (Wenn der Busch nur hält! Heinrich!) — Das Eis habe sich bei dieser Gelegenheit in den Bäumen bis in ihre Gipfel, wo die Vögel im Sommer nisten, aufgeblockt. (Claus Harries ließ mich in eine alte Esche emporblicken und zeigte mir die von den Eisschollen herrührenden Narben von unten bis an die obersten Aeste). — Aber dennoch habe diesmal „der Busch ausgehalten, ähnlich wie ein fester alter „Bannwald“, gegen die Lawinen in den Alpen. Das Eis tastete die Häuser nicht an. Doch vier Tage lang mußten die geängstigten Inwohner zwischen Leben und Tod schwebend, von Eisschollen verbarrikadirt, zubringen, bis ihnen Hülfe von außen kam.

Auf der „Kapelle“, dem nächsten Gehöfte, zu dem ich kam, war es damals noch viel schlimmer hergegangen. Da hatte „der Busch“ nicht gehalten. Die Häuser waren zerstört und mit dem Vieh unter den Eisschollen verschüttet, und erdrückt worden. Nur ein Stück von einem Giebel der Scheune war stehen geblieben, auf das sich mit ihren Katzen und Hunden die Besitzer in ihren Nachtkostümen gerettet hatten. Dort mußten sie 4 Tage lang im Sturm und Unwetter aushalten, bis man in den nächsten Dünenund Deichdörfern, die längst ihre Noth geahnt hatten, Mittel und Wege fand, ihnen Hülfe und Rettung zu bringen. Um zu etwas Nahrung und trockener Kleidung zu gelangen, hatten sie in ihrer Bedrängniß Löcher und Schachte durch die Eisdecke gehauen und hatten aus ihren darunter vergrabenen Stuben und Vorrathskammern einige trockene Strümpfe, Wämser und Nahrungsmittel hervorgeschafft. Mit einem Worte, es wäre leicht zu den oft ausgeführten Schilderungen der Alpenreisenden von den Schrecknissen der Lawinenthäler ein Gegenstück aus dem Blocklande zu liefern. Ich will die Sache hier indeß nicht weiter ausmalen. Meine Andeutungen mögen hinreichen, dem Leser einen Begriff davon zu geben, welche Nöthen und Kämpfe auch diese Marschen- und Bruchleute in unseren norddeutschen Niederungen seit Jahrhunderten von Zeit zu Zeit zu bestehen hatten.

Die Sonne meines Reisetages verlosch allmälig blutroth in dem Geschilfe und in den Dünsten der Sümpfe. Da wir indeß die hellen Juninächte hatten, so wurde es den ganzen Abend hindurch nicht finster, und wir konnten bis zur Mitternacht hier Alles wohrnehmen, was sich auf den Seiten der breiten fillen Wasserstraße, auf welcher

Digitized by Google

unser Boot wie Charons Nachen dahinglitt, ereignete und bewegte. Wir sahen das Vieh auf seinen „Schelfen“, an den Enden der Halbinseln versammelt. Zuweilen raffte sich ein junges Thier auf, patschte durch das Schilf und guckte neugierig in mein Schiffchen hinein. Auf den Spitzen der Pfähle und Pfosten, die hie und da eingerammt waren, saßen die zierlichen Meerschwalben und putzten sich vom Tagesschweiße die Federn und Flügel rein. Die Ribitze hatten sich überall an den Ufern niedergelassen und drückten sich, wie sie zu thun pflegen, mit der Brust gegen den kühlenden Boden. Die Frösche quakten und sangen dazu aus allen Winkeln.

Zuweilen aber erdröhnte durch dieß Concert, wie ein fernes Stiergebrüll, das brummende Geschrei des Vogels, den die Leute im Blocklande „Iprumb“ nennen. Es ist unsere schene, wilde, häßliche Rohrdommel, die sich in den hellen Frühlingsnächten hier überall höchst unheimlich vernehmen läßt. Es fiel mir auf, daß ihr Gebrüll die allergrößte Aehnlichkeit mit den Tönen des amerikanischen Ochsenfrosches hatte. Weil noch Niemand, — selbst nicht unser deutscher Vogelforscher Naumann — den außerordentlich scheuen Vogel, der in der Gefangenschaft völlig verstummt, bei seinem Gesange genau hat beobachten können, so ist es noch unbekannt, wie er eigentlich die Töne hervorbringt. Meine Blocklände behaupteten steif und fest, er stecke den Schnabel und Kopf dabei halb in's Wasser, und indem er sich den Kropf aufblase, brumme und dröhne es dann so über die den Schall fortleitende Wasserfläche weg. Daher käme es denn auch, daß man, auf dem Wasser schiffend, das Geschrei aus so großer Ferne so deutlich vernehmen könne, oft als wenn es ganz aus der Nähe käme. Der hiesige Name „Ip-rumb“ ist onomatopoetisch und soll nach der Meinung der Niedersachsen den Ton so genau, wie es mit menschlichen Sprachorganen möglich ist, nachahmen. Das „Ip“ stellt einen kleinen Anfangslaut oder Vorschlag dar, mit dem der Vogel aussetzt, und das „rumb“ ahmt das eigentliche Hauptgebrüll nach, in das er nach dem Vorschlage losplatzt.

Wir schifften so bis über Mitternacht hinaus in einer Einsamkeit, die wir in einem Bayou des Mississippi nicht vollkommener hätten finden können. Denn außer den genannten Kindern der Natur begegnete uns sonst nichts Lebendiges, kein Mensch, auch kein Schiffchen. — Auch in den Vorstädten der Stadt Bremen, wo mein guter Blocklänber Schiffer „Orndt“ mich landete, waren schon alle Lichter verloschen und ich schlüpfte ganz unbemerkt durch die dämmerigen und stillen Straßen der Stadt in meine Schlafkammer, um dort von nun an für meine guten Freunde im Blocklande den Himmel um trockene Jahre zu bitten. — Wenn ich nur deßwegen meinen andern guten Freunden auf den Sanden und den Haiden, die sich nasse Jahre wünschen, nicht um Verzeihung bitten muß! —

* Aus einer poetischen Bearbeitung der Odysseus-Sage *).

Von C. Th. Gravenhorst.

XVII.

Sturm, Schiffbruch und Rettung.

(Vergl. Hom. Odyss V., 270—463.)

Vom günst'gen Fahrwind kräuseln sich die Wellen;
Der Held, vergessend sein langjähr'ges Weh,
Sieht voller Freuden seine Segel schwellen
Und steuert muthig in die offne See.

Kein nächt'ger Schlummer darf die Augen schließen.
Die Sterne, die Kalypso ihm genannt,
Hält er als Führer unverwandt,
Läßt sich das lange Wachen nicht verdrießen.

Den Bären wies sie ihm und die Plejaden
Die niemals sich im Oceane baden,
Die Zeichen sollt' er, wie auch den Arktur,
Links halten von des Bootes Spur.

So fuhr er siebzehn lange Nächt' und Tage;
Und unabläßig, ohne Klage
Hielt er das Steuer fest in starker Hand:
Da endlich zeigt sich in der Ferne Land.

Phäakenberge waren's, die er sah,
Die sich im Nebelmeer noch fast verlieren.
Schon glaubt Odysseus sich der Heimat nah:
Da sieht der Gott ihn, der ihm Haß geschworen.

Poseidon fuhr vom Aethiopenland
Jetzt grade heim auf seinen Wasserrossen.
Als der Odysseus auf dem Floß erkannt,
„Ha!“ rief er aus, „das haben sie beschlossen,

Derweil ich fern war. Sieh! schon naht sein Kiel
Dem Lande der Phäaken, seinem Ziel,
Wo er dem Weh auf immer ist entronnen.
Doch mein' ich, jetzt noch hat er's nicht gewonnen.“

So spricht der Gott, und seinen Dreizack hebt
Er drohend auf, die Erdenwelt erschütternd.
Gehorsam seinem Herrscher bebt
Das Fluthenreich, im tiefsten Grund' erzitternd.

Und sieh! in einen dicken Ball
Rollt das Gewölk sich rings zusammen.
Es gähnt das Meer; allüberall
Am Himmel zünglen Blitzesflammen,

Der Tag verwandelt sich in Nacht,
In Dunkel hüllt sich Erd' und Meer,
Zu Haß und Kriegswuth angefacht
Tobt der Orkane wildes Heer.

Thurmhoch der Brandung Wogen brausen,
Zweirächtig, wie die Stürme sausen,
Von allen Enden hin und her:
So rasen Wolken, Wind' und Meer.

Odysseus selbst in solcher Noth verzagt;
Der starke Held fühlt seine Kniee beben.
Er seufzt und denkt: „Was werd' ich jetzt erleben?
„Jetzt wird es wahr, was sie voraussgesagt.

Sie sagte mir beim letzten Lebewohl,
Ich würde dulden schweres Leidenweh
Vor meinem Ziel. Ha, wie am Himmelspol
Gewölk sich thürmt! Wie furchtbar schwillt die See!

Ja! es ist aus. O dreimal preis' ich sie
Und viermal selig, die vor Troja starben
Und durch den Tod sich ew'gen Ruhm erwarben.
Ihr Name stirbt im Heldenliede nie!

An jenem Tag', als tausend Troerspeere
Mir drohten bei der Leiche des Peliden,
Da mußt' ich sterben in dem Glanz der Ehre:
Jetzt ist ein schmählich Ende mir beschieden!“

So klagt er: da von oben her
Kommt eine Riesenwelle, die das Floß
Im Wirbel drehend mit gewalt'gem Stoß
Den Helden schleudert weit in's offne Meer.

Den Mast zersplittert der Orkane Wuth,
Weit weggerissen schwimmt die Segelstange.
Odysseus selbst versunken konnte lange
Sein Haupt nicht heben aus der salz'gen Fluth.

Als er mit Mühe sich emporgerafft,
Den bittern Schaum aus Nas' und Mund gespieen,
Sieht er das Floß; mit Riesenkraft
Schwimmt er ihm nach, dem Tode zu entfliehen.

*) Herr Professor Gravenhorst trug in der Versammlung des Künstlervereins in Bremen vom 13. November mehrere Bruchstücke dieser Bearbeitung vor, mit welcher er sich seit einiger Zeit beschäftigt. Ein zweites Bruchstück wird in der nächsten Nummer folgen.

Digitized by Google

Gleich wie im Herbste trockne Disteln fliehen,
Der Winde Spiel, doch eng in sich geflettet,
So hält er sich am Floß wie angekettet,
Ob hier ob dorthin Wind und Well' es trieben.

Leukothea sah ihn in seiner Noth,
Des Kadmos Tochter, sterblich einst geboren,
Jetzt zu der Nymphen Zahl erkoren;
Mitdherzig kam sie an sein Boot.

Sie sprach ihn an: „Hast du Poseidon's Groll
Durch irgend eine Schuld geweckt,
Daß er dich also jagt und schreckt?
Zwar mein' ich, daß er dich nicht tödten soll.

Laß nur dein Floß zum Spiel den schnellen Winden!
Wirf deine Kleider ab, und schwimm ans Land!
Bei den Phäaken wirst du Rettung finden.
Hier diesen Schleier nimm! Er ist gebannt.

Er wird dich sicher an die Küste tragen.
Doch wenn dein Fuß erreicht den festen Grund,
Dann wirf ihn rückwärts in den Wasserschlund!
Doch darfst du dann nicht hinzublicken wagen.“

So sprechend reicht sie ihm den Schleier hin;
Taucht dann ins Meer gleich einem Wasserhuhn.
Odysseus aber, mit vorsichtigem Sinn,
War noch in Zweifel, was zu thun,

Und ob nicht eine Fall' ihm sei gelegt.
Da schickt Poseidon neue Brandungswellen,
Die mit Gewalt das ganze Floß zerschellen,
Wie wenn der Wind Spreu von der Tenne fegt.

Auf einem Balken reitet noch der Held,
Den er umklammernd mit den Füßen hält,
Und endlich thut, was ihm die Nymph' empfohlen.
Wie könnt' er auch jetzt bessern Rath sich holen?

Zwei volle Tag' und Nächte trieb die Fluth
Im Wogenschwall ihn schwimmend hin und her;
Am dritten Morgen ebnet sich das Meer,
Die Sonne glänzt, der Krieg der Winde ruht.

Odysseus sieht, wenn ihn die Wellen heben,
In nächster Nähe das willkomm'ne Land.
So kehrt ein Kranker von des Grabes Rand
Durch Göttergunst zurück zum Leben.

Und wie die Kinder Freudenthränen weinen,
Wenn sie den Vater neu genesen sehn:
So mocht' Odysseus jetzt die Küst' erscheinen
Mit ihren waldumkränzten Höhn.

Jetzt hört er auch der Brandung dumpfen Schall.
Denn an den Klippen brechen sich die Wellen,
Die rückwärts prudelnd dann vom Widerprall
Mit Doppelkraft erneuert schwellen.

Und seufzend klagt er: „Wehe mir!
Nachdem mir Zeus erst wider mein Verhoffen
Rettung gezeigt, steht durch die Brandung hier
Mir nirgendwo ein Ausgang offen.

Hier stehen zack'ge Riff' am Hafenthor,
Und tosend brüllen d'ran der Brandung Wellen;
Dort steigt die glatte Felsenwand empor,
Und nirgend sind' ich Grund, den Fuß zu stellen.

Soll ich versuchen dennoch durchzuschwimmen?
Der Wellenstrudel wird mich packen
Und mit Gewalt mich beim Erklimmen
Des Ufers schleudern auf die Felsenzacken.

Und schwimm' ich weiter hin am Land
Ob flacher irgendwo der Strand:
So treibt vielleicht mich der Orkan
Von neuem in den weiten Ocean.“

Er zweifelt noch: da, von der Brandung Wogen
Unwiderstehlich wird er hingezogen
Zum Felsenstrand'; in seiner Noth ergriff
Der starke Held ein spitz'ges Riff

Und hielt sich dran mit beiden Händen,
Bis sich die Strudel rückwärts wenden.
Das riß ihn los von seinem Halt
Und führt ihn wieder seewärts mit Gewalt.

Wie dem Polypen, den von seinem Sitze
Man heftig abreißt, an den Fängen
Zahlreiche Steinchen klebend hängen,
So ließ Odysseus an der Felsenspitze

Von seinen Händen die geschundne Haut,
Und dennoch freut er sich, weil aus der Brandung
Er jetzt gerettet schwimmend um sich schaut,
Ob irgendwo nicht eine bessre Landung.

So schwamm er weiter, bis wo er den Strand
Von Klippen frei und eben fand,
Wo sich ein schöner Fluß ins Meer ergoß,
Der zwischen Ries' und Wald anmuthig floß.

Er betet zu dem Flußgott demuthsvoll:
„Erhöre mich, wer du auch seist, in Gnaden!
Dem Meer entfliehend vor Poseidon's Groll
Komm' ich zu deines Stromes Gestaden.

Den ew'gen Göttern wie den Menschen muß
Das Unglück mitleidswerth und heilig sein.
O nimm mich gnädig auf in deinem Fluß!
O gieb mir Zuflucht und erbarm dich mein!“

So betet er. Der Gott erhört sein Flehn.
Die Strömung steht, die Woge senkt sich nieder.
Er kommt ans Land, er kann nicht aufrecht stehn.
Ermattet sinken seine Heldenglieder.

In tiefer Ohnmacht liegt er wie begraben;
So hat die Arbeit Seel' und Leib beschwert.
Als endlich die Besinnung wiederkehrt,
Die Lebensgeister sich gesammelt haben:

Löst er von seiner Brust das Schleiertuch,
Und schleudert es, den Blick rückwärts gewandt
In eine Welle, die das heil'ge Pfand
Alsbald zu Händen seiner Herrin trug.

Dann aber wirft der Held sich wieder,
Den Dank erfüllt, zum Boden nieder,
Und grüßt und küßt mit Blick und Mund
Der heilgen Erde festen Grund.

Drauf überlegt er also: „Wann ich hier
Am Strom die kalte Nacht verlebe,
So fürcht' ich sehr, daß nach der Ohnmacht mir
Den Tod der Thau des Morgens gebe;

Und steig' ich dort zum Hügel in den Wald
Und schlafe da versteckt in dichtem Laube,
Ermattet wie ich bin und kalt,
So werd' ich wilden Thieren leicht zum Raube.“

Dies hielt er dennoch für die bessre Wahl.
Zwei Büsche fand er dort, so eng verschlungen,
So dicht belaubt, daß nie ein Sonnenstrahl,
Nie Wind noch Regen wär' hindurchgedrungen,

Darunter sucht' er seine Lagerstätte.
Von trocknen Blättern lag dort eine Fülle,
Dem nackten Körper gar willkomm'nen Hülle.
Froh darg er sich in seinem weichen Bette.

So pflegt ein Landmann auf entlegnem Feld
Der Kohle Brand mit Asche zu verdecken,
Um Morgens dran des Feuers Gluth zu wecken.
Dem ähnlich lag der vielgeprüfte Held

In seinem Blätterhaufen tief verborgen.
Athene schickt ihm süßen Schlummer zu;
Und so, vergessend seine Noth und Sorgen,
Erquickt er sich durch langentbehrte Ruh.

Digitized by Google

* Concerte und kein Ende.

Von F. Pleyer.

Bremen, 15. November 1861.

In der vorigen Nummer wurden Betrachtungen über das einheimische Concertwesen in Aussicht gestellt. Diese mögen denn gleich heute folgen. Wir stehen im Beginn eines sehr musikreichen Winters, und mit einiger Besorgniß mag der Kunstfreund seufzen: Concerte und kein Ende! In der That, elf Privatconcerte, sechs Symphonieabende, neun Quartettsoireen, vier geistliche Concerte, wenigstens vier andere musikalische Abendunterhaltungen, wöchentlich drei Opern — das ist ein künstlerischer Apparat, um den sogar Leipzig uns beneiden könnte. Die Sache ist indessen, wenn wir offen sein sollen, nicht so glänzend, wie sie aussieht. Das alles besteht zwar und wird ins Werk gesetzt, allein es ist nicht zu leugnen, daß die ganze Angelegenheit etwas Ueberspanntes hat, das leicht krankhaft werden könnte. Die beiden zuerst genannten Hauptunternehmungen sind allerdings zur großen Freude der wirklich musikalischen Besucher zu Stande gekommen, allein nur mit der äußersten Anstrengung und unter der ziemlich sicheren Aussicht auf ein Deficit. Schade daß dem so ist, und doch ganz erklärlich. Nicht völlig ohne Schuld Einzelner ist diese Gestaltung der Dinge eingetreten, aber im Allgemeinen muß man doch mit Romeo singen: Nur das Schicksal ist anzuklagen.

Zunächst steht die Oper des Stadttheaters in so hoher Gunst, daß ein Rückschlag und Druck auf den Concertbesuch nicht ausbleiben konnte. Wer die Aussicht hat, wöchentlich einige Male als Abonnent im Theater zu sitzen, denkt leicht, er wolle einen Winter hindurch auf den durch Hitze etwas gedämpften Genuß des Sitzens im Concertsaal verzichten. Das ist ganz erklärlich, und so weit geht das Schicksal. Von der Schuld kommt ein Theil auf das Publikum. Es ist bei uns so viel Rechthum, daß alle oben aufgeführten Concerte eigentlich glänzend bestehen müßten; und keins derselben ist dessen unwerth. Man suche aber den Grund dafür, daß dem nicht so ist, nicht in Gleichgültigkeit der reichen Leute gegen die Kunst. Wie rege der Sinn für geistige und künstlerische Dinge unter uns, wie groß die Freigebigkeit ist, davon haben das Theater, die Kunsthalle, der Künstlerverein, die Stadt die glänzendsten Zeugnisse aufzuweisen. Man giebt nicht zu wenig, man giebt in Summa fast zu viel, könnte gesagt werden, so paradox das klingt. Es fehlt bisweilen an der rechten Methode des Fordernd und des Gebens, woher es denn erklärlich ist, daß nach dieser Seite zu wenig, nach jener zu viel fällt. In dem ersten Fall ist in diesem Winter das Concertwesen; die ältere der beiden großen Unternehmungen macht sich auf ein Deficit gefaßt, die jüngere hat gerade ihr Bestehen.

Von der Schuld kommt aber ein zweiter Theil auf die Direction der Privatconcerte. Zunächst hat dieselbe durch ihr früheres Verfahren, das keineswegs rücksichtsvoll war, das Publikum gründlich verstimmt und würde ihrer Sache noch mehr geschadet haben, wenn dieselbe nicht eine so gute wäre. Sodann ist die Leitung einseitiger, eigensinniger und zugleich verschwenderischer, als sie sein sollte. Die Beschränkung auf dem Gebiete großer Gesangsaufführungen ist falsch und unpolitisch. Häufigere Chorgesänge, mit denen die Akademie und der Gesangverein des Herrn Engel abwechseln könnten, würden das Programm beleben und vielseitiger machen, während die jetzige durchschnittliche Vertretung des Gesanges einseitig und luxuriös zugleich ist. Ließe man die beiden sehr tüchtigen Sängerinnen der hiesigen Bühne bisweilen auftreten, so würde man dabei nicht nur immer billiger, sondern auch sehr oft besser fahren, während uns jetzt häufig für viel Geld schlechte Waare zugeschickt wird. Hier wäre also leicht zu helfen. Ueber kurz oder lang wird man doch in ähnlicher Weise zu Reformen schreiten müssen, und es ist immer besser bei Zeiten und freiwillig als gezwungen und zu spät dergleichen zu thun.

Wenn nun augenblicklich die Symphonieconcerte bei dem um der Musik selbst willen den Saal besuchenden Zuhörern in so hoher Gunst stehen, daß dem andern Cyclus Abbruch geschieht, so ist das sehr natürlich. Der Genuß eines solchen Abends ist ohne Zweifel größer und reiner, da man nicht der Nothwendigkeit ausgesetzt ist, mittelmäßige oder schlechte Solovorträge in den Kauf nehmen zu müssen. Thut man indeß auf beiden Seiten das Mögliche und Beste, so wird sich mit der Zeit herausstellen, das Beides ganz wohl neben einander bergehen kann.

Das Programm des ersten Symphonieabends war gut gewählt, und man konnte demselben vielleicht nur den einen Vorwurf machen, daß es lauter Compositionen in Dur-Tonarten aufzuweisen hatte: Beethovens große Festouverture in C und die zweite Symphonie in D, Mendelssohns vierte Symphonie in A und die Jubelouverture von Weber in E. Dadurch entstand eine gewisse Einförmigkeit, die besser vermieden wäre, da überdies die beiden Orchesterwerke von Beethoven und Mendelssohn verwandten Charakter haben. Es wäre daher rathsam gewesen, statt der zweiten Beethovenschen Symphonie eine der späteren großen, tiefer gefärbten und gewaltigeren zu wählen. Doch ist dieser Vorwurf nicht von solchem Gewicht, daß darauf ein besonderer Nachdruck zu legen wäre, und er soll nur angedeutet, nicht betont werden. Denn wer versenkte sich nicht mit immer Freude in das reizende Wogen der Töne, welches der Meister in erster Jugendfrische, angehaucht von dem unsterblichen Geiste Mozarts, so anmuthig beherrscht und besonders in dem köstlichen Larghetto diesem Juwel der Melodik, prachtig schimmern läßt. Die Aufführung kann zu den besten Leistungen des Orchesters gerechnet werden, und was an kleinen Sünden vorkam, tritt gegen die Frische und Klarheit des Ganzen zurück. Von Liebe und Fleiß zeugte auch die Mendelssohnsche Symphonie; sie ist ein graziöses Spiegelbild der Eigenthümlichkeit ihres Schöpfers, der sich hier keine großen Ziele steckte, aber seine Kunst der Instrumentation in das schönste Licht setzte. Wäre unser Publikum etwas regsamer und im guten Sinne begehrlicher, es hätte unbedingt eine Wiederholung des dritten Satzes verlangt, der ein kleines Meisterstück für sich ist. Mendelssohn hat diese Symphonie nie selbst in Deutschland aufgeführt oder gehört, ihre Anmuth ist uns erst nach seinem Tode zu Theil geworden. Sie ist für London und im Auftrage der Musikgesellschaft geschrieben, die unsern Landsmann wiederholt nach England berufen hat. Seine Freunde forderten ihn mehrfach auf, die Symphonie durch das Leipziger Orchester wiedergeben zu lassen, allein er lehnte das ab oder schob es auf, indem er meinte, das Finale gefalle ihm nicht und solle durch ein anderes ersetzt werden. Hört man diesen so vortrefflich, elegant und kunstvoll gearbeiteten Satz, so begreift man die Aeußerung Mendelssohns nicht recht. Immerhin ist sie interessant als ein neuer Beweis, daß er mehr vermochte auf dem Felde der Symphonie, als seine Gegner zugeben wollen, und daß er bescheidener von sich selbst dachte, als heutzutage die Componisten durchschnittlich thun. Das Werk unter der meisterhaften Leitung Mendelssohns vom Orchester des Gewandhauses zu hören, das seine Compositionen einst so unübertrefflich spielte, das müßte ein besonderer Genuß gewesen sein. Wer dort die Meeresstille, den Sommernachtstraum, die Fingalshöhle, die Melusine oder die Symphonie in A moll gehört hat, wird das nie vergessen. Freuen wir uns, daß die Symphonie in A dur nicht auf das stolze Albion beschränkt blieb, wie das manchem Werk unserer einheimischen Musiker, die dort eine zweite Heimath gefunden haben, widerfahren ist. — Die Festouverture von Beethoven hatte sich einer sorgfältigen und klaren, im Allgemeinen recht glücklichen Aufführung zu erfreuen und wird hoffentlich in diesem Winter noch einmal wiederkehren. Die einst schimmernden und gepriesenen Farben der Jubelouverture von Weber sind dagegen heutzutage unleugbar bereits ein wenig verblichen. Der Schluß ist uns Republikanern an der erforderlichen Begeisterung für das Königthum von Gottes Gnaden, daß wir für das God save the king nicht dieselbe Empfänglichkeit haben wie die wohlgesinnten monarchisch regierten Menschen und königlichen Diener?

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Reinhold Lenz, Leben und Werke. Mit Ergänzungen der Tieckschen Ausgabe. Von O. F. Gruppe. — Politische und kulturhistorische Aufsätze. Zweiter Band der gesammelten Schriften. Von J. P. Fallmerayer. — Durch Nacht zum Licht. Roman in 4 Theilen. Von F. Spielhagen. — Calvin. Kulturhistorischer Roman in 3 Theilen. Von Th. König. — Michael Kohlhaas. Trauerspiel in 5 Akten. Von H. von Ifing. — Aus dem Kinderparadiese. Dichtungen. Von J. N. Vogl. — Bei der Knallhütte. Historischer Roman in 2 Bänden. Von Brunold. — Vier Freunde. Roman in 3 Bänden. Von E. Rosen. — Graf Moccrigo. Socialpolitischer Roman in 3 Bdn. Von B. von Salma. — Ein Mädchen aus dem Volke. Sittenroman aus dem modernen Leben. Von A. Neuburger.

* Eine neue Ueberlegung der Shakspere'schen Sonette von Friedrich Bodenstedt ist in einigen Tagen zu erwarten; auch eine neue Auflage der Lieder des Mirza Schaffy erscheint soeben. — Das in der vorigen Nummer erwähnte „Hoftheater“ von Roderich Benedix ist eine Zusammenstellung der einactigen Lustspiele dieses Verfassers, welche in der Ausgabe seiner dramatischen Werke zerstreut stehen; nur die „Hochzeitsreise“ ist zweiactig. Die am wenigsten bekannten oder neuen Stücklein des Bandes sind: Ohne Paß, das Dienstmädchen, die Großmutter. — In Kurzem wird eine vierte Sammlung von Paul Heyse's Novellen als besonderer Band ausgegeben werden; derselbe enthält die Erzählungen: Anmina, im Grafenschloß, Andrea Delfin, auf der Alm. — Die vor Jahren herausgekommene Geschichte der Erde von Roßmäßler erlebt eine zweite Auflage. Das Werk ist seiner Zeit in diesen Blättern besprochen und nach Verdienst gewürdigt; eine fernere Besprechung ist überflüssig. Das Buch hat sich einen so guten Namen gemacht, daß die neue Ausgabe, welche vielfach vermehrt und dabei schön ausgestattet ist, sehr starken Absatz findet.

* **Von dem illustrirten Sammelwerke „Deutsche Dichter und Denker, die Schätze der deutschen Literatur in Wort und Bild“** erhalten wir die sechste Lieferung. Den Hauptinhalt derselben bilden Abhandlungen von Heinrich Koenig über den Weltumsegler Georg Forster, von Emil Palleske über Schillers „Räuber“ und von Karl Gutzkow über Lessings Emilia Galotti. Mit diesem Hefte ist die klassische Zeit abgeschlossen; Titel und Inhalt des bisher Herausgekommenen sind beigegeben.

* Reise-Erinnerungen und Abenteuer aus der neuen Welt in ethnographischen Bildern von C. A. Pajeken. Mit einem Vorwort von Fr. Ruperti. Bremen, J. G. Heyse, 1861. — Es ist unläugbar ein Unterschied, ob man selber einen Fisch und Erlebt oder es nur aus Büchern sich aneignet. Wir treffen freilich oft genug auf Menschen, die weit in der Welt herumgekommen sind und doch nicht viel von ihr zu sagen wissen, und wiederum hat es andre gegeben, — wir erinnern nur an Karl Ritter in Berlin —, die, ohne sie je erblickt zu haben, in fremden Ländern heimisch waren, als ob sie von Jugend auf dort gewandelt hätten. Aber es sind das, namentlich was das zweite betrifft, doch nur Ausnahmen, und im Allgemeinen wird der Satz festhalten, daß das eigene Anschauen und Erleben eine Frische und Lebendigkeit der Darstellung verleihen, welche ein andrer sich nicht so leicht zu geben vermag. Das vorliegende Buch liefert uns einen schlagenden Beleg dafür. Wir haben es hier mit einem gebildeten, kenntnißreichen Kaufmann zu thun, der weit in der Welt umhergekommen ist, der das klare Auge und die gute Beobachtungsgabe, welche der Himmel ihm verliehen, mit Erfolg angewendet hat und nun seine Erlebnisse und die Resultate seiner Anschauungen und mittheilt. Es ist eine Reihe mannichfacher, anziehender Schilderungen, die uns in dem Werke dargeboten wird. In der ersten, „die Sterbüber“ überschrieben, werden wir in das bunte Treiben Havanas geführt, und es entrollt sich vor uns ein schauerliches Nachtstück aus dem Sterbüberleben, in das der Verfasser beinahe selbst mit verwickelt worden wäre. In dem zweiten Stücke, „ein Deutschen in Brasilien“, lernen wir in ergötzlicher Weise einen natürlichen Sohn des alten Feldmarschalls Blücher kennen, der, ehemals preußischer Offizier, in der neuen Welt als Schneider seine Existenz gefunden hat und sich in derselben glücklich fühlt. Der dritte Aufsatz, „ein Flibustier der neueren Zeit“, führt uns einen französischen Edelmann vor, der, tüchtig an Geist und Charakter, wie das namentlich auch aus seinen vor der Hinrichtung geschriebenen Briefen sich ergiebt, in Sonora den kühnen Versuch einer Eroberung und Staatenbegründung wagt, der aber für ihn mit einem tragischen Ausgange schließt. Ungemein interessant ist die Schilderung einer dreimaligen Wanderung des Verfassers über den Isthmus von Panama, wo die beiden ersten Reisen unter Beschwerden und Gefahren aller Art fast sieben Tage in Anspruch nehmen, während die dritte auf der inzwischen fertig gewordenen Eisenbahn in 4½ Stunde zurückgelegt wird. Durch eingeflochtene Charakterzüge und Geschichten wird die Darstellung des landschaftlichen mannichfach gehoben, und wir erhalten uns nach und nachen, Einzelnes daraus, wie z. B. die ergetzende Erzählung S. 56, hier mitzutheilen. Die beiden Abhandlungen, „der Staat Sonora und seine Bewohner“ und die „Klamath-Indianer von Oberkalifornien“, werden, da diese Gegenden und Stämme bis dahin ziemlich unbekannt waren, dem Geographen und Ethnographen manches Belehrende und Wissenswerthe darbieten. Von außerordentlicher Anziehungskraft sind am Schlusse die Bilder aus Californien. Das eben erst aus dem Nichts mit fabelhafter Schnelligkeit hervorgewachsene San Francisco erscheint und in deutlichen, hellen Lichte mit seinen selbst eigenthümlichen Verhältnissen, die in dieser Weise wohl niemals bei der Begründung einer Stadt hervorgetreten sind. Hier bewährt sich vor allem die Richtigkeit unsrer obigen Bemerkung von der Frische und Lebendigkeit der Darstellung, welche das eigene Anschauen giebt. Wir haben das Buch nicht bloß mit Vergnügen gelesen, sondern auch vieles daraus gelernt, und wir erfüllen dem Publikum gegenüber nur eine Pflicht, wenn wir es demselben mit voller Ueberzeugung empfehlen.

* **Das deutsche Volk.** Deutsche Geschichte in Wort und Bild. Ein illustrirtes Handbuch für Leser aller Stände. Von Adolf Streckfuß. Berlin, Brigl und Lobeck. — Von diesem Buche liegt uns etwa die Hälfte vor, die deutsche Geschichte bis in die Zeit der Reformation. Gestehen wir offen, daß wir bald so weit sind, fernere Geschichtswerke über unser Volk, d. h. vom sogenannten populären Genre, für ziemlich überflüssig zu erklären, denn wir haben bereits mehrere recht gute Werke dieser Art von Pfaff, Venedey, Duller u. and. Bekennen wir ferner, daß die Manie der Illustration augenblicklich den deutschen Buchhandel so vollständig beherrscht, daß nächstens kein Verleger mehr ein Buch ohne Bilder herauszugeben wagen und alle Zeitungen illustrirt erscheinen werden. Bei alledem muß man sagen, daß die hier vorliegende deutsche Geschichte, obwohl sie nicht gerade von einem dringend gefühlten Bedürfniß ihre Existenz herleiten kann, sich ihrer Aufgabe ganz tüchtig und ehrenwerth entledigt und Lob verdient. Die Darstellung hat die sehr schwierige Aufgabe, vom Haschen nach Popularität, das leicht in Abgeschmacktheit verfällt, sich frei zu halten, ziemlich glücklich gelöst. Durch die Wohlfeilheit des Preises ist das Buch geeignet, weite Verbreitung zu finden.

* Der Verfasser des Buches über Tilly, Onno Klopp in Hannover, sagt bei einer Besprechung eines französischen Werkes über den Zerstörer von Magdeburg: Tilly's Bild sei verdunkelt wie dasjenige weniger Sterblichen; wie der Kenner an einem verdunkelten und geschwärzten Musterbilde die Kruste lösen könne, damit es in ursprünglicher Reinheit und Klarheit strahle, so sind nicht anders stehe es mit Tilly. (!)

* **Geographische Mittheilungen.** Herausgegeben von August Petermann. Jahrgang 1861, Heft 10. Gotha, J. Perthes. — Das vorliegende Heft bringt außer einem sehr reichhaltigen Bericht über neue, so wie demnächst erscheinende geographische Werke und Karten einen Bericht über die Expedition nach dem Burdekin-Flusse in Queensland, 1860; den Schluß von Bergstraßer's und Kostenkoff's Untersuchungen des Manytsch in der Ponto-Kaspischen Niederung; Dr. von Franzius' Besteigung des Bulkas Irazu, 1859; und endlich drei Aufsätze und Berichte über Afrika, nämlich die neuesten Nachrichten von der Heuglin'schen Expedition, aus M'Kullin vom 12. Juli, als dieselbe, durch den Ausfluß des Schweizers Munzinger verstärkt, auf dem Wege nach Keren in den Bogos-Ländern begriffen war; Bericht nebst Originalkarte über Henry Duveyrier's Reisen und Forschungen im Grenzgebiete von Algier, Tunis und Tripolis, 1860; Bericht über von Beurmann's Reisen in Nubien und im ägyptischen Sudan, 1860 und 1861. Dieser Reisende ist ganz vor Kurzem erst von sehr erfolgreichen Wanderungen zurückgekehrt, auf denen er u. A. auch mit Munzinger in den Bogos-Ländern und mit der Heuglin'schen Expedition in Egypten zusammengetroffen war.

* Aus Anlaß der preußischen Krönungsfeier ist ein Drama „Brandenburgs erster Friedrich“ von Elise Schmidt in Berlin verfaßt worden und wird dort mit Erfolg gegeben. Die Verfasserin, welche sich durch ihr vor etwa zwölf Jahren gedichtetes Drama „der Genius (Lord Byron) und die Gesellschaft“ sowie als Vorleserin bekannt gemacht hat, ist bemüht gewesen, ein Drama im hohen Stil zu dichten, scheint es aber trotz Studien und ernstem Sinn nicht über eine in der sogenannten poetischen Prosa sich bewegende Parbotragödie hinausgebracht zu haben.

Digitized by Google

* Von unserm geehrten Mitarbeiter Dr. Karl Seikart erschienen in diesen Tagen im Verlage von G. H. Wigand zwei Bände kulturgeschichtlicher Novellen unter dem Titel »Altdeutsche Geschichten« mit der originellen Widmung: Meinen lieben Freunden und Freundinnen in Bremen und Nürnberg mit einem fröhlichen und tiefen altdeutschen Trunke zugebracht!

* Bei Roßbach in der Nähe von Halle erfolgte am 5. November die Einweihung des Denkmals auf dem berühmten Schlachtfelde vom 5. Novbr. 1757. Es waren Tausende versammelt, um der Feier beizuwohnen.

* Der Prachtbau der Propyläen in München neben der Glyptothek nähert sich seiner Vollendung. Den Gedanken zur Errichtung dieses Thors faßte König Ludwig schon im Jahre 1846 und beauftragte Klenze mit der Ausführung. Derselbe berichtet nun über sein Bauwerk, dessen plastische Zierden die Erhebungsgeschichte Griechenlands vergegenwärtigen sollten. Da die Stadtvertheidigung das Dispositionsmotiv eines Stadtthores darbieten muß, so entschloß sich der Architekt, durch das Thor Dipylon in Athen, durch das noch stehende Thor von Messene und mehrere antike Materien dazu berechtigt, dem Bau zwei Thürme zu geben, zwischen denen der Haupteingang liegt. Ein weiterer Grund für einen hohen Bau war es, daß derselbe auf die Achse einer langen Hauptstraße fällt, und also aus großer Entfernung gesehen werden muß. Der Architekt wollte aber auch auf diesem Platze, wo die jonische und korinthische Ordnung schon vertreten waren, der griechischen Hauptordnung, der dorischen, einen Platz einräumen, und es ergab sich also für die Mitte gleichsam ganz unwillkürlich ein dorisches Portal, dessen Mittel-Intercolumnium der Durchfahrt wegen bedeutend breiter als die zu beiden Seiten liegenden sein mußte. So entstand eine allgemeine Aehnlichkeit dieses Portals mit den Propyläen in Athen, Eleusis, Sunium ꝛc. Jedoch mit keine Nachbildung der Einzelnheiten beabsichtigt, und das Maß des Portals etwa halb so groß wie das der Athenischen Propyläen angenommen, um eine Breite der mittleren Durchfahrt zu erzielen, welche dem Bedürfniß unserer Zeit genügen könnte. Da aber die Natur der Marmorbrüche ein gewisses Maximum der Architravlänge gebot, so wurden in den beiden Seitenthürmen noch Durchfahrten angebracht, und es ward angeordnet, daß die mittlere nur für Reiter und Stadtwagen, die in den Thürmen aber für Aus- und Einfahrt der Fracht- und Lastwagen benützt werden. Sowohl die Thüren und Terrassen als ihre Fensteröffnungen sind so angeordnet, daß sie den Verheißungen des Thores eine geschickte Stellung darbieten; innere Eisentreppen führen zu den Gemächern. Den plastischen Schmuck bilden zwei Giebelgruppen aus freistehenden Figuren in carrarischem Marmor und, in gleicher Höhe um den Thrym laufend, ganz flache Reliefs, deren Behandlung nach dem Vorbilde der besten Griechenzeit, der Art, daß bei einer Höhe der Figuren von fast 7 Fuß und einem Vorsprunge derselben von nur 4 Zoll an den höchsten Punkten, doch eine vollkommene Deutlichkeit derselben erreicht ist, ohne die architektonische Masse durch weit vorspringende Massen auf ungeeignete Art zu unterbrechen. Alle diese Bildwerke sind, der Angabe des Architekten gemäß, nach den Zeichnungen und kleinen Skizzen Schwanthalers, theils von dessen Vetter, dem verstorbenen Pater Xav. Schwanthaler, theils von dessen Schülern ausgeführt, und müssen den allerbesten Schöpfungen dieses genialen Künstlers beigezählt werden. Die Reliefs stellen Momente der Erhebung, der Land- und Seekämpfe der Griechen dar und schließen mit dem Bürgerkriege, worin Irene den Kämpfenden als versöhnendes Symbol den bayerischen Königsthron zeigt. Die eine der Giebelgruppen stellt Hellas dar, welcher die Sieger zu Land und Meer die verlorenen Provinzen und Städte zuführen; die andere den jungen König auf dem Throne, die Huldigungen der verschiedenen Stände, Künste und Wissenschaften empfangend. Das Innere der Thürme und Säulenhallen ist mit reichen farbigen Decorationen geschmückt, und es erscheinen darin 32 Namen der griechischen Beförderer der Freiheit und der hervorragendsten Philhellenen. Leider mußte man darauf verzichten den Reichthum der prächtigen Farbenschmuck zu geben, wodurch die Griechen den einfachen Architekturformen des dorischen Baues den Charakter eines heiteren würdigen Reichthums verliehen, denn es ist trotz vieler Versuche noch nicht gelungen ein Farbenmaterial ausfindig zu machen, welches auf Marmorflächen dem Einwirkungen unseres nordischen Himmels wiederstehe. Um aber dem Fehler der Nacktheit und Schmucklosigkeit möglichst zu entgehen, hat der Architekt, da wo es nöthig und thunlich war, plastische Verzierungen angewendet, welche die plastischen Darstellungen einfassen und begleiten. So erscheint das Ganze, wenn auch ohne Farben, doch mit Schatten und Licht, man könnte sagen en grisaille gegiert, und die Wirkung wenigstens in dieser Art geschieht.

Musikalische Notizen.

* Die neunte Lieferung der neuen Ausgabe von Händels Werken enthält, wie schon neulich bemerkt wurde, die Passion nach dem Evangelium des Johannes. Das Werk erscheint hier zum erstenmal gedruckt und ist nach dem einzigen vorhandenen Manuscripte in der Berliner Bibliothek von Chrysander sorgfältig bearbeitet. Es ist nicht zu verwechseln mit der größeren sogenannten deutschen Passion von Händel, welche um 1716 componirt ist, nach dem Texte von Brockes, und sich den großen Schöpfungen von Bach sowohl der Zeit als dem Wesen nach mehr nähert. Das jetzt herausgekommene Passions-Oratorium ist von geringerem Umfang, eine Jugendarbeit des Meisters und bereits im Jahre 1704 in Hamburg entstanden; Händel zählte damals erst 19 Jahre. Es ist also das erste Oratorium des Componisten und schon darum von Interesse, wäre es auch nicht sonst in höherer Rücksicht anziehend. Der musikalische Gehalt ist kein hervorragender, allein bei aller Bescheidenheit und Unreife ist das Werk vollkommen berechtigt auf einen Platz unter den Schöpfungen Händels und wird von Niemandem im Ernst angezweifelt werden. Händel hat dies kleine Oratorium vermuthlich in der Fastenzeit 1704 componirt, während die Oper in Hamburg Ferien hatte. In den Text des Johannes wurden Arien und Duette eingelegt, die von dem Operndichter Wilhelm Postel verfertigt waren, so jedoch daß die Bibelworte die Hauptsache sind. Die Passion beginnt mit einem Orchestersatz von nur 6 Takten, worauf der Evangelist anhebt: »Da nahm Pilatus Jesum und geißelte ihn.« Das Werk ist lehrreich durch seine Verbindung von Schwäche und Kraft, durch Züge einer geübten Hand und jünglindes Vergreifen, durch Unbeholfen und völlige Sicherheit im Ausdruck. Der Satz für das Erhabene ist oft getroffen, doch kommt der Componist oft auch nicht über eine gewisse unbehilfliche Feierlichkeit hinaus. Die Instrumentation ist sehr einfach, bisweilen fast ganz auf den Fundamentalbaß gebaut. Die Recitative verrathen noch die Unsicherheit des jungen Componisten, die Arien sind schon fester und charakteroller, die Chöre bilden den besten Bestandtheil und deuten schon hier und da die spätere Meisterschaft ihres Urhebers an.

Während der soeben besprochene Band der Händelausgabe ein kleines Jugendwerk des Meisters enthält, finden wir in dem andern eine große Schöpfung seines gereiften Mannesalters, das Oratorium »Theodora.« Der Stoff desselben ist der römischen Kaisergeit und dem Kampfe des Heidenthums mit dem Christenthum entlehnt. Händel componirte das Oratorium im Sommer 1749 und brachte es im März des folgenden Jahres zur Aufführung. Es ist also zu gleicher Zeit mit seinen größesten Oratorien geschaffen und wird von Chrysander als ein sehr bedeutendes Werk bezeichnet. Für Deutschland ist es so gut wie ganz neu und wahrscheinlich nie bei uns gehört worden. Auch in England hat es kein rechtes Glück gemacht, der Stoff gefiel nicht, und es soll über den Aufführungen stets ein Unstern geschwebt haben. Chrysander meint, die jetzige Welt werde gerechter sein als die vor hundert Jahren. — Die Händelausgabe hat bis jetzt neun Bände; dieselben enthalten: Susanna, Acis und Galatea, Clavierstücke, Semele, Herakles, Allegro, Debora, Johannespassion und Theodora. Jemand soll nun, wie wir hören, das Alexanderfest liefern.

Im Verlage von Barthold Senff in Leipzig erschienen kürzlich zwei Clavierstücke von Felix Mendelssohn-Bartholdy, ein Andante und ein Presto, welche in England seit langer Zeit sehr beliebt, in Deutschland aber nie gedruckt waren. Sie nähern sich im Charakter den Liedern ohne Worte. — Die Sammlung für die Hinterlassenen des in Leipzig verstorbenen Componisten Karl Zöllner hat einen Ertrag von etwa 8500 Thalern ergeben. — In München hat man das früher einmal ernähmte Oratorium von Josef Haydn »die Rückkehr des Tobias«, welches so gut wie verschollen war, zur Aufführung gebracht, und zwar mit sehr bedeutendem Erfolg. Haydn hat es im Jahre 1774 als Kapellmeister beim Fürsten Esterhazy componirt. — Aus dem Verlage von Breitkopf und Härtel ist eine Concert-Ouverture zum Hamlet von Niels Gade hervorgegangen; derselben Firma verdankt man die große dreizehnstimmige Serenade für Blasinstrumente von Mozart, welche neuerdings wieder im Gewandhause zu Leipzig und im Künstlerverein in Bremen aufgeführt worden ist. — Der durch den »Orpheus in der Unterwelt« so beliebt gewordene Componist Jakob Offenbach ist ein Rheinländer und 1816 in Köln geboren, wo sein Vater Cantor der israelitischen Gemeinde war. Dieser unterrichtete seinen Sohn selbst in der Musik und schickte ihn dann zu weiterer Ausbildung nach Paris. Dort mußte er sich jahrelang kümmerlich behelfen, spielte in Cafehäusern und Restaurationen, bis er durch seine Tänze, Ouverturen und Opern Glück machte und die Bouffes Parisiennes übernahm, welche er noch leitet. Eine Operette »Fortunio's Lied« ist seine neueste Composition, welche grade jetzt die Runde durch Deutschland macht. — Am 22. October sollte in Rom die Vermählung von Franz Liszt mit der Fürstin Wittgenstein erfolgen; die Einsegnung des Paares wurde aber durch ein amtliches Verbot vorläufig untersagt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℳ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 6.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℳ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 47. Bremen, 24. November. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Die Bauern von Ströbeck und ihr Schachspiel. Von A. Wilde.
Ein Eindruck von Varnhagen's Tagebüchern. Von Wilh. Kiesselbach.
Ein Brucksück aus der Odyssens-Sage. Von C. Th. Gravenhorst.
Wöchentlicher Wochenbericht. Von J. Pieper.
Literatur und Kunst.

* Die Ströbecker und ihr Schachspiel.

Von A. Wilde.

Von den alten Bräuchen, die bei Gelegenheit der Krönung des preußischen Königs wiederholt sind, ist neben der Sitte der Salzwirker aus Halle, der Halloren, deren im Sonntagsblatte schon einmal Erwähnung gethan wurde *), dem neuen Landesherrn eine Schüssel mit schneeweißem Salz zu überreichen, kaum einer merkwürdiger als der, daß die Bauern in Ströbeck durch Darbringung eines Schachbrettes mit den zugehörigen Figuren huldigen. Ich sehe, daß einige Zeitungen den Bericht davon in ihre Spalten aufgenommen haben; und wenn ich versuche von der ziemlich einseln dastehenden Gewohnheit etwas mehr anzugeben, als die dürftigen Notizen der Tagesblätter enthalten konnten, so rechne ich auf das Interesse der Leser des Sonntagsblattes, weil die Ströbecker plattdeutsch reden, wenn schon der Dialekt etwas verdorben ist.

Wo liegt Ströbeck? — Das ist die nächste, ziemlich natürliche Frage des Lesers. Wer nicht in der Umgegend von Halberstadt Bescheid weiß, wird kaum den Namen des Dorfes kennen. Es liegt eine Meile westlich von Halberstadt, nicht weit von der alten Straße nach Braunschweig, in jener fruchtbaren Ebene, die sich nordwärts vom Harze nach den Bergen des Huywaldes erstreckt. Der Ort wird früh in Urkunden erwähnt und ist zuerst wohl ein Besitzthum eingeborener Edlen gewesen, auf welche jetzt die Familie von Strombeck ihre Herkunft zurückführt, hat dann zur Grafschaft Reinstein und später zum Bisthum Halberstadt gehört, mit dem zugleich es in der Folge an die Kurfürsten von Brandenburg heimgefallen ist. Die Bauern und Kossäthen des Dorfes haben noch jetzt jenen auffallend feinen Typus, der die Landbewohner des ganzen Striches auszeichnet, eine schlanke Gestalt, ein regelmäßig und vornehm geschnittenes Gesicht, das den Ausdruck der Gutmüthigkeit und der Klugheit zugleich hat, helles Auge und blondes Haar.

*) S. Jahrgang 1859, Nr. 3.

Wie das Schachspiel bei ihnen zu so großem Ansehen gekommen ist, darüber berichten nur unvollständig überlieferte Sagen. Nach der einen soll ihnen Bischof Arnulf von Halberstadt einen vornehmen Staatsgefangenen — Graf Guncelin — zur Bewachung übergeben haben, mit dem sie so glimpflich verfuhren, daß er ihnen das Schachspielen beibrachte; die andere erzählt dasselbe mit einiger Veränderung der Namen und Personen; nach dieser ist der Bischof der bekannte Feind Heinrichs IV., Burchard, und der Gefangene ein wendischer Fürst. Bis zum siebzehnten Jahrhundert ist danach in der Fortführung der Sage eine Lücke: von an aber machten die Ströbecker es als ihr Recht geltend, jedem neuen Landesherrn, der ihren Ort berührte, auf freiem Felde auf einem Tische eine Partie Schach anzubieten.

Der große Kurfürst war der erste Hohenzoller, dem diese Ehre erwiesen wurde; er hatte daran so großes Gefallen, daß er dem Dorfe ein kostbares Schachbrett schenkte, das noch heute von der Gemeinde in Ehren aufbewahrt wird. Auf seinen Rändern sieht man den Ort Ströbeck in erhabener Arbeit mit der Umschrift: „Daß Serenis, churfürstliche Durchlaucht und Fürst von Halberstadt, Herr Friedrich Wilhelm dieses Schach- und Courierspiel am 13. Mai 1651 dem Flecken Ströbeck aus sondern Gnaden geschenket und bei ihrer alten Freiheit zu schützen zugesaget, solches ist zum ewigen Gedächtniß hier aufgezeichnet." Die Figuren waren der eine Theil von Silber, der andere Theil vergoldet. Leider sind sie, nachdem sie einmal an das Domstift von Halberstadt verliehen waren, abhanden gekommen, so daß man sie durch elfenbeinerne ersetzt hat.

Vor ungefähr vierzig Jahren tauchte noch einmal eine Nachricht über den Verbleib der Figuren auf. Es erschien ein Jude aus Braunschweig in dem Kruge zu Ströbeck, der sich als vortrefflichen Schachspieler ausgwies und, nachdem er mehrere Bauern besiegt hatte, wie zufällig die Frage aufwarf, ob die Gemeinde nicht silberne Figuren besessen hätte. Auf weiteres Befragen erklärte er, daß er wisse, sie seien in Braunschweig versetzt, daß er aber gegen Erlegung von 90 Louisd'or die Rückgabe des werthvollen Eigenthums vermitteln wolle. Wirklich brachten die Bauern die erhebliche Summe aus privaten Mitteln zusammen. Allein der Jude hatte noch eine andere Bedingung gestellt: Die Gemeinde solle ihm durch ein urkundliches Document bescheinigen, daß er in den meisten Partien Sieger über ihre Mitglieder geblieben sei. Auch dazu verstand man sich, obwohl nicht ohne Widerstreben und schweren Herzens. Während man gespannt auf die Rückkehr des Unterhändlers wartete, erschien nach nicht langer Zeit eine Schrift des Juden („Neu entdeckte Geheimnisse im Gebiete des Schachspiels»), in der dieser jenes Document mit den Unterschriften

Digitized by Google

des Schultheißen und der Schöppen hatte abdrucken lassen und die er die Stirn hatte, den Ströbeckern zuzuschicken. Das war mehr, als sie ertragen konnten; ihr alter Ruhm war gebrandmarkt, ihre Ehre verletzt. Sie brachen die Unterhandlungen ab, und seitdem ist über die Figuren nichts wieder verlautet.

Wirklich sind die Ströbecker vortreffliche Schachspieler. Sie haben einige besondere Züge, die sich Jeder gefallen lassen muß, der mit ihnen spielt; aber sie besiegen unter diesen Umständen fast Alle. Früher kamen wohl Fremde eigens zu dem Zwecke in das Dorf, um mit den Bauern zu spielen, und in der Gemeindestube wird noch heute das Schreiben eines Engländers R. Hales aufbewahrt, das ihnen über ihre Kunst viel schmeichelhaftes sagt. Abends, wenn die Bauern in der Schenke zusammensitzen, sind noch heute eine Menge Spiele im Gange; hinter den Stühlen stehen die Zuschauer, die sich lebhaft für den Gang und Ausfall des Wettkampfes interessiren, die auch wohl den Spielern, wenn sie im Begriff stehen einen unüberlegten Zug zu thun, eine Warnung zurufen mit den Worten: Badder, mit Rae, Gevatter mit Rath. Sie halten auch streng darauf, daß die Sitte den Nachkommen nicht verloren gehe. Das Schachspielen wird in der Schule gelehrt. Jährlich nach dem Schulexamen erhalten die besten Schachspieler beiderlei Geschlechts, die sich ihre Gegner so auslosen, daß immer wieder der Sieger in dem einen Gange mit dem eines andern Ganges in den Kampf eintritt, ein schönes Brett mit Figuren zum Geschenke, das in der Familie sehr in Ehren gehalten wird; ja es ist nicht selten, daß Familien sich auf längere Zeit um Sieg oder Niederlage ihrer Kinder verfeinden. Alles im Dorfe erinnert an das Schachspiel, das Wirthshaus heißt „Zum Schachspiel“, das Gemeindesiegel führt ein Schachbrett, selbst der Gemeindediener und Feldhüter hat auf seinem Schilde vor der Brust das Schachbrett.

Es wäre zu beklagen, wenn die alte Sitte, die wirklich eine gute ist, dem Dorfe verloren ginge. Es ist deßhalb recht erfreulich, daß sie bei der Krönung einmal wieder dadurch befestigt ist, daß sie sich öffentlich und auszeichnend des Dorfes gezeigt hat.

---

* Ein Eindruck von Varnhagen's Tagebüchern.

Von Wilh. Kiesselbach.

Die Zeitungen beschränken sich durchweg darauf, Auszüge aus den Varnhagen'schen Tagebüchern zu bringen, namentlich jene kleinen pikanten Anecdoten aus dem vornehmen Leben wiederzugeben, die der Verfasser wie spitze Pfeile massenweise in die Welt sendet. Das allgemeine Behagen, zu sehen, wie jämmerlich die Menschen sind, welche die Staaten regieren, erhält dadurch frische Nahrung. Wir glauben nun auch gern, daß man für das Ansehen der preußischen Monarchie besser gethan hätte, der Nichte Ludmilla diese Manuscripte um jeden Preis abzukaufen. Was die protestantische Großmacht des Nordens durch die Königsberger Feierlichkeiten etwa in den Augen der Leute gewonnen haben könnte, geht durch die Veröffentlichung der in Rede stehenden Aufzeichnungen wieder verloren. Allein wie sehr es immerhin in der Aufgabe der Presse liegen mag, Gericht zu üben über Kleinheit und Gemeinheit, wo sie ihnen begegnet, sie muß doch zugleich den Standpunct ins Auge fassen, von dem aus die Urtheile gefällt sind, welche Varnhagen hier dem Leser darbietet. Weil der Verfasser seine Umgebung in solcher Weise ansieht, darum braucht die Umgebung doch noch keineswegs durchweg so gewesen zu sein, wie sie ihm nun gerade erscheint.

Gewiß ist der Gatte der Rahel ein feiner geordneter Kopf gewesen. Alles war an diesem Manne sauber und nett, seine Handschrift, seine Papierschnitzereien, sein Stil, seine Gedanken, seine Gefühle. Die Biographien, welche er geschrieben hat, stehen aus wie Frankenthaler Porcellanfigürchen; eine Menge geistreicher Bemerkungen läßt sich aus seinen Büchern entnehmen. Allein wir unsererseits vermögen uns bei dem Leser derselben doch nie völlig des Eindrucks zu erwehren, daß er überhaupt mit seiner Weltanschauung über die feinen Bemerkungen nicht hinauskommt. Er selber steht neben dem Leben, nicht mitten im Leben, geschweige über dem Leben; eine regelmäßige Thätigkeit fesselt ihn nicht; die Gattin hat er früh verloren, die ernste durchgreifende Selbsterziehung, welche an der Erziehung der eigenen Kinder vor sich geht, ist ihm, dem Kinderlosen, nicht zu Theil geworden. Sein späteres Dasein verfloß in der Studirstube und am Theetisch im Salon. Wie aber der Erdensohn nun einmal unvermeidlich jedesmal mit dem Frackrocke und den weißen Glacéhandschuhen einen besonderen Menschen anzieht, mit besonderen Empfindungen und besonderen Bestrebungen; so kann es auch wohl nicht ausbleiben, daß der unausgesetzt getragene Frack schließlich der Seele eine dauernde eigenthümliche Haltung aufnöthigt.

In allen Urtheilen, die Varnhagen in seinen Tagebüchern äußert, ist er ohne Ausnahme subjectiv. Darnach, wie die Dinge um ihn her ihn berühren, werden sie von ihm bemessen; wie sie an sich sind, wie sie so geworden sind, wie und ob sie anders sein könnten, kümmert ihn nicht. Er vergißt sein Ich keinen Augenblick; unausgesetzt tritt er mit seiner Individualität der Welt entgegen. In dieser Hinsicht steht er noch ganz unter den Nachwirkungen der Romantik. Deßwegen suchen wir denn auch vergebens bei ihm nach einer in sich einheitlichen Weltanschauung, von welcher aus er den Einzelnheiten des Lebens gerecht zu werden vermöchte. Statt von der Vogelperspective einer philosophischen Historik den Menschheitsgang und in demselben den Gang der Staatenentwicklung ruhig zu betrachten, wobei die einzelnen Persönlichkeiten bloß als Träger oder Ausdruck gewisser Kräfte, Richtungen und Schwingungen in bestimmten Perioden erscheinen, zankt Varnhagen sich geistig unmittelbar mit den Personen selber herum; ihr Wesen, ihre großen und kleinen Menschlichkeiten ärgern ihn, er verlangt von ihnen, daß sie anders werden sollen, während sie doch nur die Produkte der Epoche sind, in welcher sie leben.

Sobald der Schwerpunct eines ganzen Staates noch einzig in seiner Dynastie liegt, bleiben seine Staatsmänner durchweg Höflinge, und sein Mittelpunct, seine Residenz, pflegt naturgemäß Alles eher als die ächte Menschlichkeit. An dieser Thatsache ist nichts zu ändern; ja, wenn man auch wirklich auf moralischem Wege seine einzelnen Staatsmänner umstempeln könnte, sie würden doch nicht im Stande sein, ihrer Zeit ein wesentlich anderes Gepräge aufzudrücken. Deßwegen hätte Varnhagen sein Berlin aus dem Stadium heraus begreifen sollen, in welchem sich gleichzeitig die gesammte deutsche Entwicklung befand. Aber darin wurzelt eben des Verfassers willkürliche Subjectivität: er hat kein Verständniß für den organischen Verlauf der Geschichte; er kennt die Gesetze der Massenbewegung nicht. Auch er gehört zu den Politikern, die sich einbilden, man könnte wirklich von oben herunter constitutionelle Verfassungen verleihen, während doch, wenn die socialen Bestandtheile des modernen Staates sich organisch ausgebildet haben, die ihm nothwendige Verfassung von selber kommt. Die subjective Willkür seines eigenen Wesens überträgt der alt und einsam gewordene Diplomat auch auf die Staats- und die Kulturkunst, wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Ein Nationalleben will aber werden, nach und nach, Tag für

Digitized by Google

Tag, kein Tag läßt sich dabei überspringen; und vielleicht hat gerade dasjenige Nationalleben die wenigsten Hindernisse auf seinem Entwicklungswege zu überwinden, welches an der Spitze seiner noch unausgebildeten Staaten die dummsten Staatsmänner stehen sieht.

Warum ist denn nur dem geistreichen Barnhagen bei seinem Mißmuthe über die Jämmerlichkeiten Berlins nie der Gedanken gekommen, daß je fläglicher die entscheidenden Persönlichkeiten daselbst waren, sie schließlich auch um so schwächere Gegner der freien Volksentwicklung abgeben? Er ist Atomist in seiner Kritik und in seiner Lebensanschauung, an der Hand der historischen Synthese würden seine Urtheile stellenweise weniger schief geworden sein.

Allein, verfallen auch wir nicht selber in den Fehler, den wir so eben an Barnhagen rügen. Er selbst bleibt ja mit seinem Denken und Empfinden das Produkt seiner Zeit und seiner Umgebung, er gehört der *ersten*, nicht der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts an!

* Aus einer poetischen Bearbeitung der Odysseus-Sage.

Von C. Th. Gravenhorst.

XXX.

Wie Odysseus bei Eumäos aufgenommen wird.

(Vergl. Hom. Odyss. XIV.*).

Odysseus schreitet jetzt auf steilem Wege
Die Höh' hinan, wo nah am Walde,
Wie Pallas ihm beschrieben, das Gehege
Des treuen Hirten steht auf lichter Halde.

Er findet ihn vor seinem Hofe sitzen.
Den hatt' er selbst gebaut aus rohen Steinen,
Darauf er Dornen flocht mit scharfen Spitzen,
Und — mochte dies noch nicht genügend scheinen —

Von Eichenpfählen, die er glatt behaun,
Zog er darum noch einen festen Zaun.
Das Innre hatt' er dann mit Bretterwänden
Getheilt zu zwölf geschiednen Ständen.

In jedem Stande lagern funfzig Säue,
Die Eber schlafen draußen; zwar die besten
Sind bei der Freier schwelgerischen Festen
Geschlachtet, und sie fordern täglich neue.

So daß dreihundert nur und sechzig blieben.
Vier große Hunde, Löwen ähnlich fast,
Bewachen stets den Hof. Drei Knechte trieben
Die Heerden in die Wälder jetzt zur Mast.

Der vierte führt ein fettes Eberschwein
Zur Stadt — man hatt' es so befohlen —
Der Oberhirt saß an der Thür allein
Und schnitt aus einer Ochsenhaut sich Sohlen.

Da sehn die Hunde den zerlumpten Mann;
Sie springen ihn mit lautem Bellen an.
Der schlaue Held mit furchtsamer Gebärde
Duckt sich, er wirft vor Angst den Stab zur Erde.

Es kommt ihm schlimm ergehn auf eignem Grunde:
Der Hirt jedoch springt auf, eilt schnell herbei,
Verscheucht mit Ruf und Wurf die bösen Hunde
Und macht alsbald den Helden frei.

Dann ruft er so ihm ein Willkommen zu:
„Bald hätten sie's zu arg mit dir getrieben;
Mir wär's ein em'ger Schimpf geblieben.
Mir läßt mein Kummer so schon keine Ruh.

Denn wisse, Greis, mein edler Fürst ist fern.
Für Fremde muß ich meine Heerden weiden,
Und ach, vielleicht gedrückt es meinem Herrn
An Allem jetzt, und Er muß Mangel leiden!

Wenn er nicht gar schon sank in Hades' Nacht.
Doch jetzt, o Fremdling, kehre bei mir ein!
Du magst dich laben erst an Speis' und Wein,
Dann auch erzählen, was dich hergebracht."

Und in die Hütte führt er ihn zur Stell.
Aus Reisholz wird dem Gast ein Sitz bereitet,
Darüber dann ein zott'ges Gemsenfell —
Des Hirten eignes Ruhebett — gebreitet.

Des freut sich sehr der edle Laertiade.
Er spricht: „O Zeus, gewähre meinem Wirth
„Für seine Gastlichkeit in reicher Gnade,
Was er am meisten wünscht!" Der treue Hirt

Erwidert drauf: „O Greis, ich hege Scheu
Vor Sünd'. Und wenn er noch geringer wäre,
Niemals versag' ich einem Gast die Ehre.
Sie stehn in eines Gottes Schutz und Treu.

Ich gebe wenig, doch ich geb' es gern.
Du weißt, ein Knecht kann nicht Vorräthe halten,
Zumal in solchem Dienst, wenn neue Herrn,
Wie jetzt bei uns, so übermüthig schalten.

Ach! Ihm ist nie der Heimkehr Tag erschienen!
Er hätte mich geehrt, vielleicht zum Lohn
Mir Haus und Hof geschenkt. Ich konnt' es schon
Für meinen treuen Fleiß verdienen.

Nun ist er todt! Mit Kind und Kindeskind
Mag Helena dafür verderben!
So viele Helden mußten um sie sterben,
Sie ist dran schuld, daß wir auch elend sind.

Denn auch mein Herr nahm Theil an jenem Strauß,
Um Agamemnon's Ruhm zu mehren."
So sprach der Hirt und ging zum Stall hinaus.
Zwei Ferkel holt' er, seinen Gast zu ehren.

Sie braten bald an Spießen auf der Gluth,
Dann sind sie vor Odysseus aufgetischt.
Er hat indeß auch süßen Wein gemischt
Und spricht: „Jetzt Fremdling iß und trink, so gut

Wie Knecht' es haben. Ferkelfleisch ist's zwar:
Die Eber werden auf der Burg geschlachtet
Von jener übermüth'gen Schaar,
Die selbst der Götter Recht nicht achtet.

Selbst wilde Räuber, die ihr Leben wagen,
An fremden Küsten Beute zu erjagen,
Wenn der Gewinn in's Schiff gebracht,
Sind doch auf eil'ge Flucht bedacht.

Sie aber wissen sicher irgendwie,
Daß unser guter Herr gestorben.
Sie denken an den Abzug nie,
Nie haben sie nach Sitt' und Brauch geworben.

Sie halten täglich ihren Opferschmaus,
Der Wein versiegt und ganze Heerden schwinden.
Nur unser Reichthum hält so lang' es aus;
Denn solchen Viehstand mag man selten finden.

*) Anm. Die Bearbeitung ist in diesem Abenteuer der Homerischen Dichtung treuer gefolgt; im Allgemeinen macht sie durchaus nicht die Anforderung einer Uebersetzung sein zu wollen. Sie muß sich demnach auch jede philologische Beurtheilung verbitten, welch sich freilich einer um so strengeren ästhetischen Kritik nicht entziehen dürfen. Wenn es erlaubt ist, ohne dadurch eine für mich jede unverschämteste Vergleichung zu veranlassen, einen großen Namen zu nennen, so würde ich auf Herder's Cid hinweisen, welches Gedicht bekanntlich weiter ganz Originaldichtung noch ganz Uebersetzung ist. Ich habe von der griechischen Form Manches Unwesentliche und unserm Gefühl unverständliche Gewordene entweder fallen lassen oder durch poetische Ausführung näher zu rücken gesucht, den einig wahren und schönen Kern dagegen habe ich mit großer Pietät unversehrt erhalten wollen.

Gravenhorst.

Digitized by Google

Zwölf Kinderherden haben ihren Stand
Da drüben auf dem festen Land.
An Schafen, Ziegen, Schweinen haben wir
Zwölf Heerden dort, elf auf der Insel hier.

Ich glaube, daß zusammen zwanzig Herrn
Soviel nicht als mein Herr allein besitzen.
Allein was hilft's? Er ist so lange fern;
Wir können nicht sein Hab' und Gut beschützen."

So sprach der Hirt. Odysseus aber saß
Lautlos dabei. Sein Herz sann Rach' und Mord,
Derweil er scheinbar ruhig trank und aß.
Dann richtet er an Jenen solches Wort:

„Mein Freund, o sage mir doch, wie er heißt,
Der Herr, der dich mit seinem Gut erworben,
Den mir dein Mund als reich und mächtig preist,
Der, wie du meinst, um Helena gestorben!

Vielleicht daß ich ihn einst gekannt.
Zeus mag es wissen, doch vermuth' ich's sehr;
Denn, glaube mir, ich kam durch manches Land."
Der Hirt darauf: „O Fremdling, nimmermehr

Wird bei der Königin und ihrem Sohn,
Bis du auch melden magst, Vertrauen gewinnen.
Hier kommen Manche, die, um Botenlohn
Sich zu verdienen, lange Lügen spinnen.

Die Herrin nimmt zwar Alle freundlich auf,
Auft Jeden zu sich um ihn auszufragen;
Sie läßt dann ihren Thränen freien Lauf,
Ihr Schmerz erleichtert sich in lauten Klagen.

So sind die Frauen. Du magst auch vielleicht
Mit einem Märchen schmeicheln ihren Ohren,
Wofür sie dir dann einen Mantel reicht.
Was hilft es sonst? Er ist und bleibt verloren!

Ach! sein Gebein bleicht irgendwo am Strande,
Vielleicht auch treibt es in der salz'gen Fluth.
Nie sind' ich einen Herrn so hold und gut,
Und such' ich auch durch alle Lande.

Ja, wahrlich! nicht mit solchen Sehnsuchtsschmerzen
Zieht's nach der Heimath mich zurück,
Nach meiner Kindheit ersten Glück.
Mein güt'ger Herr steht näher meinem Herzen!

Odysseus! Ach, ich habe nimmer gern
Aus frommer Scheu mit Namen ihn genannt.
Ich nannt' ihn immer meinen guten Herrn,
Weil ich in ihm so große Güte fand."

Also der Hirt. Odysseus aber spricht:
„Mein Freund, so willst dn's nimmer glauben?
Wohlan denn, traust du meinem Worte nicht,
So mag ein Schwur den letzten Zweifel rauben.

Odysseus kommt; ich schwör's mit starken Eiden.
Erst wenn er da ist, fordr' ich Botenlohn.
Dann magst du mich mit einem Mantel kleiden;
Nicht eher nähm' ich's an, obschon

So arm und dürftig. Selbst des Hades Pforte
Ist mir verhaßter nicht, als wenn ein Mann
Von Noth verführt der Wahrheit Worte
Leichfertig drehn und fälschen kann.

Zeus sei mein Zeug' und dieser Heerd,
An dem du mich so gastfrei aufgenommen!
Wahr wird es, daß Odysseus wiederkehrt.
Vor dieser Sonnenwende wird er kommen!

Wenn dieser Mond sich senkt, der andre steigt,
Dann tritt er ein in seine Königshalle,
Der zorn'ge Held, und jene Frevler alle
Hat endlich die verdiente Straf erreicht!"

So spricht Odysseus; dennoch zweifelst du,
Eumäos, und erwiderst so: „Ich weiß,
„Den Lohn verdienst du nimmer, fremder Greis!
Vorerst jedoch iß hier und trink in Ruh,

Und laß uns jetzt von andern Dingen sprechen!
Erinnre mich nicht mehr an unser Leid!
Gedenk ich dran, will faft das Herz mir brechen.
Sei's wie es sei! Zur Freud' ist immer Zeit,

Wenn Jener kommt. Jetzt bin ich schmerzerfüllt
Um Telemach, des Helden jungen Sproß.
Er wuchs empor wie einer Rebe Schoß;
Ich sah in ihm des Vaters Ebenbild.

Mocht's nun ein Gott sein, der ihm dies gebot,
Mocht' ihn ein Mensch mit falschem Rath bethören:
Gen Pylos fuhr er, Kunde dort zu hören
Von seines Vaters Heimkehr oder Tod.

Ihm lauern nun die bösen Freier auf;
Sie wollen morden unsers Königs Erben.
Ach! sein Geschlecht soll ganz und gar verderben!
Doch schweigen wir davon! Des Schicksals Lauf

Zu ändern steht ja nicht in unser Hand.
Sag du vielmehr: Was führte dich hieher?
Wer bist du? Sprich! Wo ist dein Vaterland?
Auf welchem Schiffe kamst du übers Meer?

Wie habt ihr eure Fahrt genommen?
Denn landwärts bist du sicher nicht gekommen."
Also der Hirt; und so mit klugen Sinnen
Begann der Held sein Märchen auszuspinnen:

* * *

30 Strophen des Raumes wegen ausgelassen.

* * *

So sprach Odysseus, und der Hirt dagegen:
„Wohl mag, du vielgeprüfter Gast,
Dein hartes Loos mein Mitgefühl erregen;
Doch, was du mir von Ihm gemeldet hast,

Glaub' ich dir nimmer. Wer hat dich gelehrt,
In solchem Alter solche Lügen sagen?
Ihn haben die Harpyen davongetragen!
Sein Schicksal ist fürwahr bejammernswerth.

Wär er gefallen unter Troja's Mauern,
Ich würde seinen Tod nicht so betrauern.
Man hätte seinem Heldenthume,
Für uns zum Trost, für ihn zum Ruhme,

Ein Ehrendenkmal aufgerichtet;
Jetzt ist von Grund aus sein Geschlecht vernichtet!
Drum bleib' ich auch einsam hier bei der Heerde,
Und nur, wenn ich gerufen werde,

Geh' ich zur Hofburg, wenn mit neuer Kunde
Etwa ein Fremdling kommt. Sie alle hangen
Voll Furcht und Hoffnung an des Boten Munde.
Mir ist der Glaube ganz und gar vergangen,

Seitdem mich ein Aetol'scher Mann betrogen.
Er war landflüchtig weit umhergekommen,
Ich hatt' ihn gastlich aufgenommen;
Der hat dafür mich so belogen,

In Kreta hab' er meinen guten Herrn
Die Schiffe bessernd, die im Sturm gelitten,
Gesehn, er käm' — ach, damals glaubt' ich's gern! —
Mit all der Beute, die er sich erstritten.

Drum wolle du, o Fremdling, nicht auf's Neu
Mit solchen Lügen meinen Geist umspinnen!
Nicht also wirst du meine Gunst gewinnen;
Aus Mitleid schütz' ich dich und frommer Scheu."

Digitized by Google

Odysseus drauf: „Ein sehr hartsinn'ger Mann
Bist du fürwahr! Du glaubst auch nicht den Eiden!
Wohlan denn! eine Wette bie' ich an;
Die Götter mögen zwischen uns entscheiden.

Wenn euer Fürst vor diesen Sonnenwenden,
Wie ich gesagt, zur Heimat wiederkehrt,
So sollst du neugekleidet mich entsenden
Auf festem Schiff, wohin mein Herz begehrt:

Erfüllt mein Wort sich nicht in diesen Tagen,
So laß von diesem Abhang jäh hinab
Mich stürzen, auf daß Andre noch mein Grab
Verwarnen mög' ein Lügenwort zu sagen!"

Der treue Hirt darauf erwiderend spricht:
„Das brächte mir auch seinen Ruhm und Ehre,
Wenn so von mir des Gastrechts heil'ge Pflicht
In schnöden Mord verwandelt wäre!

Dann könnt' ich fromm und frohen Herzens beten! —
Jetzt aber weilt's zum Abendessen Zeit,
Und meine Knechte sind gewiß nicht weit.
So sprach er und war vor die Thür getreten.

Und sieh! die Heerden kommen von der Mast.
Man treibt sie in die Kofen ein;
Gewaltig ist dabei der Thiere Schrein.
Dann ruft der Hirt: „Bringt jetzt für unsern Gast

Ein feistes Thier, das beste Eberschwein!
Wir wollen diesem Fremdling Ehr' erweisen
Und selbst einmal auch etwas Gutes speisen.
Wir haben ja die Arbeit ganz allein.

Von Andren wird ja doch verpraßt, was wir
Mit Müh verdienen." Ein gewalt'ges Thier,
Fünfjährig ist's, wird an den Herd geführt.
Der fromme Hirt gibt Zeus, was ihm gebührt,

Und betet, daß Odysseus wiederkehre.
Sodann beginnt der frohe Opferschmaus.
Der edle Wirth giebt seinem Gast die Ehre
Und wählt für ihn den saft'gen Rücken aus.

Daß freut sich der Laertiad' und spricht:
„Wenn Zeus dich also liebt, wie ich es thu',
Eumäos, so verzagt er sicher nicht,
Was du nur bittest." Drauf erwiderst du,

Göttlicher Sauhirt, so: „Laß dir behagen,
Du wundersamer Mann, was man dir giebt.
Zeus ist allmächtig; was ihm selbst beliebt,
Wird er mir geben, Andres auch versagen."

So sprach er, und mit frommem Sinn
Den Göttern eine Spende gießend reicht
Er seinem Gast den Becher hin,
Der ihn zu gleichem Brauche neigt.

Mesaulios trägt Brot in Körben auf,
Ein Sclave, den von eignem Gut als Knaben
Der Hirt von Taphiern einst erstand durch Kauf,
Um Hülf' in seinem Dienst zu haben.

Als nun der Mahlzeit Lust ihr Ende nahm,
Und Jeder, was er wünscht, genossen hat,
Da, weil die Zeit zu Schlaf und Ruhe kam,
Bereiten sie bald ihre Lagerstatt.

Kalt war die Nacht und regnicht, stürmisch blies
Ein scharfer West, die Wände schützten kaum
Vor rauhem Frost den innern Hüttenraum.
Da, weil der Hirt sich ihm so mild bewies,

Will ihn Odysseus noch einmal erproben.
„Laßt euch erzählen", sagt der kluge Held,
„Was mir so eben ins Gedächtniß fällt!
Ich rede frei, ich will mich zwar nicht loben,

Der Wein hat Schuld, der einen klugen Mann
Sogar zu Sang und Tanz verleiten kann.
Oft schwatzt man aus dem Wein zu Liebe,
Was besser wohl verschwiegen bliebe.

Sei's drum! Das erste Wort ist schon gesagt;
Das zweite sei nun auch gewagt!
Wär' ich so jung und stark, als in den Tagen,
Da wir vor Troja's Mauern lagen!

Einst zogen wir — Odysseus führt' uns an
Und Menelaus, ihnen zugesellt
Als dritter ich — zu einem Strauß in's Feld,
Als es zu dunkeln schon begann.

Wir legten uns, im Schilfgebüsch versteckt,
Bei einem Sumpf unweit der Trojschen Mauer
Gelegenheit erspähend auf die Lauer.
Kalt war die Nacht, das Feld mit Reif bedeckt.

Die Andern nun, mit Mänteln wohl versehn,
Die Schultern unterm Schilde warm geborgen,
Beachten kaum des Nordwinds rauhes Wehn
Und lagern sich zum Schlafe bis zum Morgen.

Nur ich in jugendlichem Uebermuth
War ohne Mantel ausgezogen.
Kaum hielt ich's aus, schon starrte fast mein Blut.
Ich stieß Odysseus mit dem Ellenbogen:

„„Laertiad', erfindungsreicher Held!
Mit meinem Leben ist es schlecht bestellt.
Ein Dämon hat verblendet meinen Sinn,
Daß ohne Mantel ich gegangen bin.""

„So sprach ich, und Odysseus schnell entschlossen
Winkt mir zu schweigen. Sich erhebend spricht
Er so zu unsern Kriegsgenossen:
„„Ihr Freunde, hört! Ich hatt' ein Traumgesicht.

Wir werden überfallen. Zu dem Ende
Wär's gut, wir schickten Boten unverweilt,
Daß man Verstärkung von den Schiffen sende.""
„So sprach er, und der wackre Thoas eilt,

Dem Wink zu folgen, wirft flugleich
Den Purpurmantel auf den Boden nieder
Und läuft davon. So wärmt' ich meine Glieder,
Bis Eos uns erschloß des Lichtes Reich. —

Wär' ich so jung noch als in jenen Tagen,
Dann wär' ich schwerlich jetzt in solcher Noth!"
So sprach der Held, Eumäos aber bot
Ihm dies zur Antwort: „Kluge Mären sagen

Hast du gelernt, mein Freund, das kann man sehn.
Auch soll zum Lohn für dein Erzählen
Dir diese Nacht es nicht am Mantel fehlen:
Zwar morgen mußt du schon in Lumpen gehn.

Wir Knechte können keine Mäntel schenken,
Auch nicht an große Auswahl denken;
Wir haben selbst nur Jeder ein Gewand.
Nachdem er so gesprochen, stand

Eumäos auf, rückt eine Lagerstelle
Für seine König an des Heerdes Gluth,
Wirft ein'ge Schaf- und Ziegenfelle
Darauf, damit er weicher ruht,

Ein dicker, schwerer Mantel dann.
Den er im Winter umzuhängen pflegt,
Wird noch als Decke drauf gelegt.
Odysseus nimmt gerührt die Gaben an.

Und sieh! der Hirt wählt für sich selber nicht
Zum Schlummer eine Stätt' im innern Raume,
Er denkt zunächst an seines Dienstes Pflicht;
Sein Bett ist draußen an des Waldes Saume,

Wo unter hochgewölbter Felsenwand
In sichrem Schutze vor des Nordwinds Wuth
Gesondert liegt der Eberhauern Stand,
Das ist die Stätte, wo Eumäos ruht.

Digitized by Google

* Musikalischer Wochenbericht.

Bremen, 22 November 1861.

Der hiesige Künstlerverein hat seine Wintersaison am 13. November eröffnet. In der ersten Versammlung trug Herr Professor Gravenhorst Bruchstücke einer neuen poetischen Bearbeitung der Odysseus-Sage vor, bei welcher er die Homerischen Gesänge in ähnlicher Weise, aber noch freier und selbständiger, nachgebildet und in moderne Formen gebracht hat, wie er es früher bei den griechischen Tragikern gethan. Da der Verfasser in der vorigen und heutigen Nummer selbst einen Theil dieser Poesieen mitgetheilt und eingeführt hat, so ist der des Urtextes kundige Leser im Stande, das Verhältniß dieser neuen Form zur ursprünglichen zu beurtheilen. Die gewählten Bruchstücke bilden einen Gegensatz und lassen die Idee erkennen, welche bei dieser Unternehmung die leitende war. Wie wir vernehmen, ist die Arbeit vollendet und wird bald in ihrer ganzen Ausdehnung dem Publikum zugänglich sein. Nach jenem Vortrage vereinigten sich drei Mitglieder der musikalischen Abtheilung des Vereins, die Herren Streudner, C. Schmidt und Cabisius jun., zu einem Trio in B dur von Anton Rubinstein und erwarben sich durch lebendige und treffliche Ausführung der Composition allseitige Anerkennung. — Die Versammlung vom 20. war der Erinnerung an Händel gewidmet. Die Veranlassung dazu gab vornehmlich die den eifrigen Musikern des Vereins dargebotene Gelegenheit, ein fast nie gehörtes Werk des großen Meisters auszuführen. Es ist das eins oder richtiger zwei der sogenannten Oboen-Concerte oder concertirenden Orchesterwerke, welche Händel während der Jahre 1716 bis 1720 componirt hat, als er Musikdirector beim Herzog von Chandos (zu Cannons bei London), dem berühmtesten englischen Kunstmäcen seiner Zeit, war. Diese Compositionen sind wahrscheinlich im vorigen Jahrhundert nie in Deutschland bekannt geworden, im jetzigen jedenfalls nur einmal in Dresden, und zwar im vorigen Winter, und jetzt hier zu Gehör gebracht. Der Biograph Händels, Dr. F. Chrysander, hatte die Freundlichkeit, die in seinem Besitze befindliche Partitur dem hiesigen Künstlerverein zur Verfügung zu stellen. Die Compositionen sind für Violine, Bratsche, Violoncell, Contrabaß, Flöte, Oboe und Fagott gearbeitet, wurden stark besetzt und nach sorgfältigen Vorstudien unter der Leitung des Herrn Musikdirectors Reinthaler ausgeführt. Nicht bloß als Proben der Denkweise und Instrumentation der Zeit und des Meisters sind diese Concertanten von Interesse; sie sind groß und bedeutend gedacht und verrathen in der Ausführung den Geist ihres Schöpfers, der sich in den späteren Zeiten so gewaltig entwickelte. Sie werden in Gemeinschaft mit anderen verwandten Werken Händels, den Orgelconcerten, der Wassermusik u. s. w., grade jetzt zusammengestellt und zur Herausgabe vorbereitet. — Den Oboeconcerten ging der Vortrag einiger der schönsten Bassarien Händels voran, nachdem im Beginn der Versammlung in einer biographischen Einleitung ein Blick in die Thätigkeit des großen Mannes nach ihren drei Hauptperioden — den Lehr- und Wanderjahren bis 1720, der Opernthätigkeit von da bis 1740 und der großen Oratorienzeit von der Entstehung des Messias bis zum Tode des Meisters im Jahre 1759 — eröffnet war.

Das zweite Privatconcert vom 19. stellte sich durch das Clavierspiel der Frau Dr. Clara Schumann dem ersten, in welchem wir Joachim zu begrüßen hatten, würdig zur Seite. Die außerordentliche Frau, die wir im vorigen Winter ebenso wie Joachim schmerzlich vermißten, setzte die Zuhörer, welche sie mit lebhafter Freude begrüßten, in Staunen durch die Schönheit und geistige Frische ihres Spiels, das im Laufe der Zeit auch nicht die geringste Einbuße erlitten hat, vielmehr noch immer dieselbe Kraft und dieselbe makellose Würde besitzt, die seit so vielen Jahren alle Welt entzückt haben. Im Grunde ist es überflüssig zu bemerken, daß die Ausführung des Concertes in G dur von Beethoven eine ausgezeichnete, durch Sauberkeit, Milde und Kraft hervorragende war, allein es mag erwähnt werden, damit ein ganz besonders herzlicher Dank für die Wahl dieses Werkes sich daran schließe. Auch für den Vortrag des Carnevals, einer der ersten Compositionen ihres Gatten, sind wir der Meisterin zu Dank verpflichtet. Die innige Liebe, mit welcher sie durch ihre Kunst das Gedächtniß des hochbegabten Mannes ehrt, an dessen Seite sie so glückliche und so schreckliche Stunden verlebte, hat etwas Rührendes und Ergreifendes. Was sie für ihn und seine Werke thut, das ist gewichtiger und mächtiger als alle Anstrengungen Berufener und Unberufener für die Verbreitung der Schumann'schen Compositionen. Sollen wir offen sein, so hätten wir noch weit lieber eins der werthvolleren Clavierstücke, die er geschaffen hat, gehört. Wenn man so selten und so wenig in dieser herrlichen Weise wiedergegeben erhalten kann, so streckt man gern die Hand nach dem Besten aus, was zu haben ist. Dazu wird dieser Carneval nicht zu rechnen sein; denn so interessant und pikant er ist, so sehr er beweist, daß ein Scherz, den ein geistreicher Mann macht, auch geistreich gemacht wird, so ist er doch eben ein Scherz, der die Zeit und die Umgebung, unter denen er entstand, nicht verleugnet. — Die Ausführung der zweiten Schumann'schen Symphonie in C dur war eine Huldigung des Orchesters zu Ehren der Frau des Componisten. Wir hörten diese Symphonie im vorigen Winter; sie ist dem Orchester geläufiger geworden als damals, wo sie für uns neu war, und hatte sich einer klaren und sicheren Wiedergabe zu erfreuen. Sähe es nicht wie eine Rechthaberei aus, so könnte gesagt werden, die erste Symphonie in B dur habe wohl den Vortrag verdient; gewichtiger und bedeutender ist sie jedenfalls. Dem Orchester hatten wir weiter noch für die zierlichen und duftigen Klänge der Figaro-Ouverture von Mozart und die imposante Gewalt der Leonoren-Ouverture (Nr. 3, C dur) von Beethoven zu danken. — Neben solchen Nachbarn hatte der Gesang des von Leipzig herübergekommenen Fräuleins Mathilde Enequist-Biondini aus Paris einen schweren Stand. Die Sängerin, welche Mendelssohns Concertarie und eine elegante Coloraturarie von Masse mit Violinbegleitung vortrug, hat eine hohe, kräftige und wohlklingende Sopranstimme, welche Eindruck machte. Ein Anflug von Härte wird sich, da die Sängerin jung ist, gewiß bald verlieren, und wenn sie neben der Technik auch des seelenvollen Ausdrucks mächtig wird, so kann es ihr an bedeutenden Erfolgen im Concertsaal nicht fehlen.

Von der Oper giebt es viel, und zwar wesentlich Gutes zu berichten. Es mußte von Grund aus ein neues Gebäude aufgerichtet werden, und wir haben so lange gewartet, bis die Bausteine zusammengetragen waren. Es nützt nicht viel, wenn getreulich berichtet wird, ob dies oder jenes Fräulein gut disponirt gewesen sei und vortheilhafte Toilette gemacht habe. Das zu entscheiden, mag den ehrenwerthen Parkett-Abonnenten überlassen bleiben, die regelmäßig sich einstellen, wenn nicht grade eine Gesellschaft sie in Anspruch nimmt, und ein festes Urtheil sich bilden, wenn sie nicht grade durch eine unwillkommene Wiederholung verstimmt und zu ungnädigen Aeußerungen geneigt werden. Es ist weit wichtiger, zu fragen, ob in der Leitung von oben herab ein reger und ehrlicher Sinn für höhere Interessen thätig sei und demzufolge dem gesammten Treiben des Institutes frisch mittheile. Ein Stadttheater, das ganz auf sich selbst angewiesen ist, mit materiellen

Digitized by Google

Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hat, keinen Anhalt findet außer der Gunst der öffentlichen Meinung, — eine solche Bühne hat bei beschränkten Mitteln eine ganz unendlich schwierige Stellung. Jeder Abonnent ist ein Kritiker, jeder hat sein eignes, natürlich immer unumstößliches Urtheil; für das schwere Geld, welches er bezahlt, muß ihm täglich ein anderes Stück, womöglich mit Devrient oder Dawison, geliefert werden. Wir haben hier zu Lande alle Leiden und Freuden einer städtischen Theaterdirection durchgemacht, alle möglichen Nüancen erlebt. Einige Jahre hindurch wurde die Speculation auf Gastspiele berühmter Künstler durchgeführt und brachte glänzende Resultate, bis diese Richtung sich abgenutzt hatte. Wir sind jetzt endlich auf einen besseren Weg gekommen, und es winkt von fern ein besseres Ziel. Seit acht Jahren wird zum erstenmal wieder die Sache der Thalia mit Ernst und anständigen Vorsätzen gehandhabt; man geht auf den gesunden Sinn, der im Publikum stets vorhanden ist und eben nur geweckt werden muß, zurück und schafft sich sofort einen fruchtbaren Boden. Für vernünftige Leute ist es ein wohlthuendes Gefühl, daß die Direction, der sie sich anvertrauen, Anstandsbegriffe und den Aufgaben gegenüber, die zu lösen sind, Pietät für das Große und künstlerischen Sinn für das Schöne hat. Wir wiederholen, daß nach unserer Meinung die Kraft und Leistungsfähigkeit einer verhältnißmäßig kleinen Gesellschaft bei aller Emsigkeit zu der Höhe der Anforderungen, die ein tägliches Spiel bedingt, nicht in dem rechten Verhältniß stehen. Es ist unmöglich, daß überall und in allen Dingen die Direction ihr künstlerisches Gewissen wahre. Allein man muß gestehen, daß nicht bloß vielerlei, sondern auch viel geleistet wird, und daß gradezu Mangelhaftes zu den Seltenheiten gehört. Die Oper ist zu einer Entwicklung gefördert worden, der gegenüber nur Unverstand oder eingefleischte Tadelsucht sich spröde verhalten könnten. Herr Kapellmeister Hentschel hat mit staunenswerther Unermüdlichkeit und Arbeitskraft und dabei mit der Anspruchslosigkeit, welche eine Zierde des echten Fleißes ist, seine unendlich schwere Aufgabe gelöst, ohne dabei zu klagen und viel von sich reden zu machen, was überhaupt nur die Leute thun, welche ein schlechtes Gewissen haben. Er hat dagegen die Freude, nicht bloß bei allen guten unter den seiner Leitung Zugewiesenen, sondern auch im Allgemeinen bei allen Freunden der Sache die Anerkennung zu finden, die ihm in vollem Maße gebührt, die er nicht gefordert, aber mit Müh' und Fleiß erworben und verdient hat. Geht es doch mit der Anerkennung in solchen Dingen wie mit der Liebe, wenigstens nach Egmonts Erklärung. Man verdient sie, weil man sich nicht darum bewirbt, und die Leute erhalten sie auch meist allein, die nicht darnach jagen.

L. P.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Das Rolandslied. Das älteste französische Epos. Uebersetzt von W. Herb. — Populäre Vorträge über Astronomie. Von K. Th. Anger. — Die Tochter Jephtha's. Lyrisches Trauerspiel in 3 Aufzügen. Von C. Kreutzpage. — Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. Von G. Th. Perthes. — Gesammelte Novellen. Von Fanny Lewald. — Gesammelte Früchte aus dem Garten des Lebens. Von Julie Burow. — Die Tochter des Fabrikanten und die Fabrikarbeiterin. Roman. Von F. A. Renner.

* Von dem Werke des Dr. Onno Klopp in Hannover „Tilly im dreißigjährigen Kriege“ ist der zweite Band ausgegeben. — Ein neuer Theil der gesammelten Schriften des plattdeutschen Dichters Fritz Reuter ist in den Buchhandel gekommen. — Emanuel Geibel's Tragödie „Brunhild“ hat eine zweite Auflage erlebt. — Von Rudolf Gottschall ist eine Sammlung von Lebens- und Bleibetreffsprüchen Schillers und Goethe's unter dem Titel „Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller“ zusammengestellt worden. — Die Reiseberichte von Felix Mendelssohn-Bartholdy aus den Jahren 1830 bis 1832 haben so großen Anklang gefunden, daß bereits eine zweite Auflage erscheinen mußte. — Der Dichter Theodor Fontane giebt demnächst „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ heraus, eine poetische Ehrenrettung dieser so viel geschmähten Provinz. — Der geistvolle und reizende Roman „Elfkraft“ von dem leider seit Jahren schweigsamen J. V. Scheffel ist neu aufgelegt. — Der erste Band von der in musikalischen Kreisen mit Spannung erwarteten Geschichte der Musik von A. W. Ambros ist ausgegeben.

* Die in der vorigen Nummer des Sonntagsblattes besprochenen „Reise-Erinnerungen und Abenteuer aus der neuen Welt von Cl. Pajken“ haben gleichzeitig in den Grenzboten und in der illustrirten Zeitung von Hackländer eine sehr günstige Beurtheilung gefunden.

* Den Tagebüchern Varnhagens von Ense entlehnen wir folgende Notiz: Am 28. Juni 1844 war Varnhagen in Tegel bei dem Minister des Auswärtigen von Bülow, dem Schwiegersohn Wilhelm's von Humboldt, und las diesem aus einem Briefe des Bürgermeisters Smidt in Bremen folgende Stelle vor: „In Frankfurt zerrt man fortwährend die Hoheit (diesen Titel nahmen die regierenden Herzoge damals an) aus einander, bis es deren so viele Varietäten geben wird, als Rangclassen in Rußland oder rothe Adler in Berlin. Mich wundert, daß noch Niemand auf den Einfall gekommen ist, Hoheit in Brillanten, mit der Schleife oder mit Eichenlaub in Vorschlag zu bringen. Meinerwegen möchten sich alle Fürsten unter einander Majestät titeln, und alle Geistlichen sich als Heiligkeit begrüßen; aber man sollte so gescheut sein, sich nicht vor allem Volke darüber zu zanken. Alles, was zum sogenannten monarchischen Princip gehört, muß in einem gewissen Halbdunkel gehalten werden, damit man forsahre, daran zu glauben; bei jeder chemischen Analyse kommen flüchtige Gasarten zum Vorschein, und man kann die Dreieinigkeit nicht beschreiben, ohne in irgend eine Ketzerei zu verfallen.“

* Der Verwaltungsrath der deutschen Schillerstiftung in Weimar hat bei der Wiederkehr von Schiller's Geburtstag den zweiten Jahresbericht über den Stand der Schillerstiftung veröffentlicht. Wir entnehmen demselben die nachstehenden statistischen Notizen: Die deutsche Schillerstiftung besteht zur Zeit aus zweiundzwanzig Zweigstiftungen. Das das Vereinsvermögen, sowie das einzelne der Zweigstiftungen betrifft, was alles zusammen im Vorjahre (1859/60) auf 70,000 Thaler zu veranschlagen ist, so hat dasselbe im Jahre 1860/61 eine bedeutende Vermehrung nicht erfahren; dagegen sind die Einnahmen vom 1. Juli 1860 bis 30. Juni 1861 durch außerordentliche Beiträge um 4069 Thaler vermehrt worden. Es macht dies mehr als den doppelten Betrag der ersten Jahreseinnahme von 1859/60 aus. — Was die von der Stiftung gewährten Unterstützungen betrifft, so sind vom Verwaltungsrathe aus der Kasse der deutschen Schillerstiftung 3310 Thaler verausgabt worden, und zwar zwei Mal ein auf Lebenszeit gewährtes Jahrgehalt von je 300 Thaler; dann dreizehn Pensionen von 800—100 Thaler auf kürzere Zeit. Aus der Kasse einzelner Zweigstiftungen wurden von den Vorständen derselben bewilligt die Summen von 340 Thlr., 190 Fl. rhein. und 530 Fl. österr. W. „Von diesen Gaben,“ heißt es in dem Berichte, „flossen drei an die Witwen von Schriftstellern, eine an die hinterlassenen Kinder eines solchen, drei an Matronen, sieben an hochbetagte, theilweise körperlich leidende und erwerbsunfähige Schriftsteller, sechs an solche, die eine hoffentlich nur vorübergehende Störung in ihren Subsistenzmitteln erlitten; vier an jüngere Autoren, deren Talenten auf poetischem Gebiet eine besondere Aufmerksamkeit des Publikums zu Theil wurde; zwei an überwiegend sachwissenschaftliche Namen, deren Heranziehung in den Bereich der Schillerstiftung die

Digitized by Google

Sagungen anabrücklich vorgesehen haben, falls die Mittel es gestatten. In jener Zahl der Unterstätten finden sich, wie alle Stände, Alter, Geschlechter, so auch alle Stämme des deutschen Volksthums, alle Zweige der Literatur vertreten: Drama, Roman, Novelle, Lyrik, Memoiren-Literatur, Literatur-Geschichte, Uebersetzungskunst, Philologie. Der Zeitpunkt ist nicht mehr fern, wo der stiftungsgemäße Abschluß der reichen Erträgnisse der Schiller-Lotterie erfolgen wird, und es hat der Verwaltungsrath deßhalb im Hinblick auf die mit diesem Zeitpunkte bevorstehende außerordentliche Mehrung der Verwaltungsarbeiten bereits vom 1. October d. J. an in der Person des Herrn Dr. Karl Gutzkow einen permanenten Generalsecretär gewonnen und an den dermaligen Vorort, Weimar, berufen.“

* Musikalische Notizen. In Leipzig hat ein im Gewandhause vorgetragenes Clavierconcert von Levi aus Mannheim nach dem Urtheil der „Signale“ Interesse erregt, mehr allerdings wegen guter Behandlung des Orchesters als wegen richtiger des Claviers. Man ließ dort auch einen reizenden Frauenchor von Cherubini „Blanche du Provence“ aufführen. — In Stuttgart hatte der treffliche Musiker und einst gefeierte Virtuose auf der Violine Bernhard Molique im Alter von 57 Jahren. — Aus Wien wird vom 10. November geschrieben: „Richard Wagner ist vorgestern nach Benedig abgereist, wo er einige Zeit zu bleiben gedenkt. Die Frage, welche unsere musikalischen Kreise so lange in Spannung erhielt, ob nämlich Wagner's „Tristan und Isolde“ hier zur Aufführung kommen werde oder nicht, ist factisch gelöst. Man kaufte Wagner die Partitur ab, zahlt ihm ein anständiges Honorar (gleichsam als Entschädigung seines längeren fruchtlosen Aufenthalts in Wien) und — giebt die Oper nicht. Bei ihrer gänzlichen Melodienlosigkeit, ja, ihrem Mangel an jeder melodischen oder rhythmischen Symmetrie bietet diese Oper den Sbo-bächtnissen der festesten Sänger so unhaubbare Nüsse, daß ein witziger Musiker meinte, es müßte Wagner zuvor auch für eigene Zukunfts-gedächtnisse sorgen. Vor seiner Abreise ließ Wagner in ganz vertrautem Kreise die Ouverture und mehrere Scenen des ersten Aktes proben. Als der Componist einige befremdete Mienen erblickte, äußerte er, er sei mit der „Isolde“ allerdings einige Stritte über den „Lohengrin“ weiter gegangen. „Sagen Sie hundert Meilen“, erwiderte Ander. In der That hat man sich durch eine Clavierprobe vollkommen überzeugt, daß die Vorbereitung des „Tristan“ durch zahllose Proben die Stimmen der Sänger ruiniren und die ersten Mitglieder durch längere Zeit dem Publikum ganz entziehen würde.“ — Im Gürzenichconcert in Köln führte man kürzlich die Krönungsmesse von Cherubini auf und hatte einen gewaltigen Eindruck. Bischoff sagt in der Kölnischen Zeitung: Es war beim Credo, als wenn sich die Pforten des Heiligthums der Tonkunst öffneten und einer ihrer Priester, der die höchste Weihe dazu vom Himmel empfangen, in seiner Herrlichkeit erschiene, um die ganze Kraft und Pracht der Musik zum Ruhme des Allerhöchsten sich entfalten zu lassen. Welch ein Werk! Welch eine Tiefe der Auffassung, welche Größe der Gedanken, welcher Adel des Ausdrucks, welch ein Reichthum in Klang und Farbe, und das alles zusammen in leuchtender Klarheit! Wie gewaltig hebt hier der schöpferische Genius seine Schwingen, und wie bescheiden seinen Flug wieder die maßgebende Kraft des Verstandes und des technischen Wissens! Ehe nämlich Cherubini diese Messe zur Krönung des Königs von Frankreich, Karls X., die den 29. Mai 1825 in Rheims stattfand. Er war in seinem fünfundsechzigsten Lebensjahre, als dieser reiche Strom der Harmonien seinem Geiste entquoll. Bei der Probe dieser Messe in den Tuilerien rief Hummel, der gerade in Paris war, aus: „Das ist Gold, lauter Gold!“ Das ist es auch wirklich, und der Rost der Zeit wird daran spurlos vorübergehen. Merkwürdig für die Geschichte der Entwicklung der Tonkunst im Anfange unseres Jahrhunderts ist es, daß die zwei größten musikalischen Kirchenwerke, Beethoven's Missa solemnis in D und diese Krönungsmesse von Cherubini, so gut wie zu gleicher Zeit geschrieben wurden sind. Die Beethoven'sche wurde nur ein Jahr früher, am 7. Mai 1824 zum ersten Mal in Wien aufgeführt, erschien aber erst 1827 im Druck.

Shakspere's Sonette.

* Uebertragungen der Shakspere'schen Sonette. Von Wilhelm Jordan und Friedrich Bodenstedt. — Es liegen uns gleichzeitig zwei neue, bisher nur kurz erwähnte Uebersetzungen der Sonette Shakspere's vor, die eine von Wilhelm Jordan in Frankfurt, verlegt von G. Reimer in Berlin, die andere von Friedrich Bodenstedt in München, im Verlage von Decker in Berlin. Die Sonette des großen Briten haben bekanntlich den Verehrern und Kritikern ihres Schöpfers allezeit viel zu schaffen gemacht und zu manchem Streit Veranlassung gegeben. Wir haben Uebersetzungen von Karl Lachmann, Gottlob Regis, Emil Wagner, Andr. Schumacher, denen sich nun Jordan und Bodenstedt anschließen, indem jener auch die übrigen „Gedichte“ Shakspere's (Venus und Adonis, Tarquin und Lucretia, der Liebenden Klage, den leidenschaftlichen Pilger) folgen läßt, während dieser sich auf die Sonette beschränkt. Bodenstedts Uebertragung ist mehr eine freie Nachdichtung, welche und bei den Proben, die uns in diesem Sommer der Dichter am Chiemsee mündlich mittheilte, sehr gelungen erschien. Beide haben ihre Bücher mit ausführlichen Erörterungen über die so viel besprochenen Sonette begleitet, bei welcher Gelegenheit Bodenstedt das Buch von D. Barnstorff „Schlüssel zu Shakspere's Sonetten“ (Bremen, Kühtmann) einer umständlichen polemischen Beleuchtung unterwirft. Es hat Kritiker gegeben, welche in diesen Dichtungen eine geschmacklose Verirrung Shakspere's haben erkennen wollen, während wieder andere sie zu seinen höchsten Schöpfungen rechnen. Jordan gesteht, daß er früher durch den seltsamen Stil und die dunkle Räthselhaftigkeit in das erste Lager getrieben worden, daß er anfänglich bei den Uebersetzungs-Versuchen fast verzweifelt, allmälig aber bekehrt sei. Kenne man nur die Lebensgeschichte Shakspere's genau — über die sich freilich auch die Kritiker noch immer herumstreiten — so werde man nach und nach begreifen und genießen. Jordan meint, bei richtiger Kenntniß der Freundschaft Shakspere's zum Grafen Southampton werde alles klar. Sein Gedankengang ist etwa folgender. Heinrich Briotheseley, Graf von Southampton, geb. 1573, neun Jahre nach seinem poetischen Freunde, wurde früh ein Beförderer der dramatischen Kunst und wird auf der Bühne selbst mit Shakspere Bekanntschaft gemacht haben, der ihm „Venus und Adonis“ wie auch „Tarquin und Lucretia“ widmete. Southampton war eine körperlich und geistig auf das Glänzendste ausgestattete Natur, für Shakspere die teilende Gottheit seines Lebens und daher von ihm fast schwärmerisch verehrt. Er umklammert ihn mit inbrünstiger Zärtlichkeit, ja mit eifersüchtiger Angst dies Muster eines schönen harmonischen Daseins wieder zu verlieren, da er mit seiner Hülfe sich emporarbeite aus den trüben Strudel der Leidenschaften, aus der Erniedrigung seines Berufes. Die Sonette erschienen 1609, sind aber vielleicht im Lauf eines Jahrzehnts nach und nach entstanden. In der Zuneigung des Grafen erblickte Shakspere sein ganzes Heil, er erhob dieselbe zur Religion seines Herzens, bis seine Verehrung an überschwängliche Schwärmerei und Götzendienst streifte, was ihm selbst nicht entgangen ist. Am Grafen ließ er auch die Gebäude aus, welche sich für eine edle Geliebte in ihm gregt haben würden, wenn er eine solche gefunden hätte. Er hat mit hellenischen Augen geschaut und in demüthem Trop gegen das Urtheil der Welt nicht nur den hohen Geistesbegabungsfasten, sondern auch der körperlichen Schönheit seines Freundes gehuldigt. In diese Huldigung aber kochten sich viele und ganz moderne Gedanken der Zucht und Unsterblichkeit, die er und verewehren auch nur den leisesten Schatten eines unwürdigen Verdachtes daraus abzuleiten. Allerdings hat es schon zu Lebzeiten des Dichters böse Zungen gegeben, welche das thaten. Uebrigens darf man nicht vergessen, daß damals der überschwängliche Stil der romanischen Schäfer- und Ritterpoesie an der Tagesordnung war; die Complimentirsucht stand in ihrer Blüthe. So haben diese Freundschaftslieder den Ton und die Stimmung von Liebesgedichten angenommen. Das Verhältniß des Dichters zu seinem Freunde hat ganz den Verlauf einer mächtigen den Geist beherrschenden Leidenschaft, wie sie der Mann sonst nur für Frauen zu empfinden pflegt. Er selber weiß das, und mit einer Ehrlichkeit, die nur allzudeutlich ist, gesteht er einmal sogar eine Regung des Neides, daß der Freund nicht als Weib geboren sei und er ihn den Weibern überlassen müsse. — Bodenstedt sagt in seiner Einleitung: An wen immer diese Sonette gerichtet sein mögen, ob an Geschöpfe der Einbildung oder der Wirklichkeit: der Dichter selbst spricht aus ihnen in seinem eigenen Namen und läßt uns in die verborgensten Falten seines Herzens sehen. In ihnen offenbart sich der ganze Shakspere mit seiner erhabenen Einfalt, mit der Macht echter Schönheit und dem Wohllaut der Wahrheit. . . Mit sehen hier nur den Menschen im Dichter vor uns, und welch bunte Welt er auch unsern Blicken enthüllt: er selbst bleibt immer der Mittelpunkt dieser poetischen Welt. Sie bilden eine Perlenschnur, die von den Jünglingsfasten des Dichters sich forterstreckt in sein reifes Mannesalter und unser einziger Leitfaden ist, wenn wir einen Zusammenhang suchen zwischen den dürftigen, beschränkten Verhältnissen seiner frühesten Jugend und der weltumspannenden Höhe, auf welcher er in seinen Tragödien steht. — Ueber die Schwierigkeit des Unterfangens und das Verhältniß Shakspere's zu Southampton verbreitet sich Bodenstedt in einem Nachwort. Er meint, da die Annahme, daß alle Sonette an den Grafen gerichtet seien, unhaltbar sei, so müsse man sich eben kein graues Haar darüber wachsen lassen, ob diese an eine wirkliche Geliebte, jene an einen wirklichen Freund gerichtet seien oder nur an Geschöpfe der Einbildung. — Ueber die Verdeutschungen der Sonette durch Jordan und Bodenstedt ein andermal.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. Z. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℳ 12 ß Gold.
Expedition
Hafkillerstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℳ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 48. Bremen, 1. December. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Die Zunahme der politischen Bildung in Deutschland. Von Wilh. Kiesselbach.
Zwei Lieder; nach dem Holländischen. Von Fr. Ruperti.
Bei Gelegenheit der Schöpfung von Haydn. Von F. Bieger.
Literatur und Kunst.

* Die Zunahme der politischen Bildung in Deutschland.

Von Wilh. Kiesselbach.

Es gehört gewiß zu den schwierigsten Aufgaben der Geschichtsforschung, sich den durchschnittlichen Bildungszustand eines Volkes in einem gegebenen Zeitraume klar zu machen. Denn, so mannichfach auch die Erscheinungen sind, in denen die Kultur einer Nation zum Ausdruck kommt, von den Baudenkmälern an bis zu den Schriftwerken hin, dieselben bieten doch immer nur Belege für die erreichte Ausbildungshöhe einzelner Kräfte in ihr dar, sie charakterisiren eine Periode nach einer bestimmten Richtung, sie lassen keinen unbedingten Rückschluß auf den geistigen Gesammthöhepunkt einer Epoche zu. Wir stehen z. B. heut zu Tage gewiß mit Bewunderung vor den schönen gothischen Kirchen, welche in der zweiten Hälfte des Mittelalters aufgeführt worden sind; sie beurkunden eine vollendete Meisterschaft in der Architectonik; hat indessen wohl in den Jahrhunderten ihres Ursprungs das übrige, nicht an dem Steine sich bethätigende Wissen der Menschen einigermaßen auf einer entsprechenden Stufe und im Einklange mit jenen Kunstschöpfungen gestanden? Und wenn wir nun auch in den gleichzeitig geschriebenen Büchern, in den gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen, die wir aus der Historie kennen, einen gewissen Zusammenhang mit denselben nachweisen zu können glauben, inwiefern hat die ganze Nation an dieser Bildung Theil genommen? Die Kunstgeschichte beschäftigt sich mit den vorhandenen Kunstdenkmälern, sie zeigt, wie eine Schule von der andern, ein Meister von dem andern abhängig ist; die Literaturgeschichte verfolgt das Entstehen eines Werkes aus dem andern, oder aus dem Zusammenspiel der Zeitverhältnisse, unter denen der Schriftsteller gelebt hat; allein keiner dieser Wissenszweige giebt uns dafür einen Maßstab an die Hand, wie weit nun das geistige Eigenthum der hervorragenden Köpfe in der Nation ein Eigenthum des Gesammtvolkes gewesen oder durch sie geworden ist. Wir lernen die Bücher kennen, aber nicht den Wirkungskreis der Bücher in der Masse. Wie verhielt sich die öffentliche Meinung Athen's zu Plato's „Republik"? Wie mögen sich Luther's Lehren in dem deutschen Bürger- und Bauernstande, den sie so gewaltig erregten, eigentlich abgespiegelt haben; wie groß war wohl der Leserkreis, den Goethe während seines Lebens in Deutschland um sich zog? An die Beantwortung solcher kulturlichen Fragen hat sich unseres Wissens bisher noch kein Statistiker gewagt. Der materielle Consumo innerhalb einer Nation ist wohl auf Zahlen zurückgeführt worden, für die Berechnung des geistigen Consumo's fehlte es uns dagegen noch durchaus an einer sicheren Abschätzung. Im Allgemeinen freilich gestattet selbst der Verbrauch an materiellen Dingen bei einem Volke einen Schluß auf die von ihm erreichte Bildungsstufe. Bekannt ist das Wort eines berühmten Chemikers, daß die Kultur eines Landes sich nach seinem Bedarf an Seife messen lasse. Wo zehn Pfund Seife im Jahre auf den Kopf der Bevölkerung kommen, ist jedenfalls eine höhere Entwicklung des geistigen Lebens anzutreffen, als bei einer Bewohnerschaft, die durchschnittlich nur fünf Pfund nöthig hat. Und von der Berechnung des Verbrauchs an Seife, Leinen, Wollen- und Baumwollenstoffen, an Eisen, Papier und so weiter, kann man dann, sobald es sich um einen Vergleich mehrerer Nationen mit einander handelt, zu einer Zusammenstellung ihrer einzelnen gesellschaftlichen Einrichtungen oder Vorkommnisse übergehen. Die Menge der vorhandenen Schulen einerseits, und andererseits die Zahl der jährlich wiederkehrenden Verbrechen, die Zustände des Büchermarktes, der Presse bieten ebenfalls nicht unwichtige statistische Anhalte für die in Rede stehende Untersuchung dar. Stets aber bleibt die Frage übrig, wie stafferlich sich innerhalb einer und derselben Nation die verschiedenen Bildungsschichten auf, wie verhalten sie sich zu einander, wie wirken sie gegenseitig auf sich ein, wie groß darf die Bildung für den Durchschnittsmenschen in diesem oder jenem Volke angenommen werden?

Die Beantwortung solcher Fragen, so wenig sie bislang immerhin gestellt sein mögen, wird aber keineswegs etwa bloß zur Befriedigung einer wissenschaftlichen Neugierde, oder zur Ergänzung einer erhabenen Philosophie der Menschheitsgeschichte gefordert, sondern sie hat vielmehr die nächste praktische Bedeutung für die selbstbewußte Anordnung der socialen, politischen und kirchlichen Angelegenheiten eines Volkes, namentlich sobald dasselbe, wie das deutsche, zu einer festen Gesammtgestaltung seines öffentlichen Lebens hinstrebt. An und für sich sind Gesellschaft, Nation und Staat ja im Laufe der Jahrtausende geworden und nicht, in klarer Erkenntniß des Zweckes, von den Menschen gemacht; das unmittelbare Bedürfniß führte auf ihre Bildung hin und leitete ihre Ausbildung weiter; die Menge gehorchte, indem sie

Digitized by Google

blindlings ihren Trieben folgte, den in den Trieben waltenden socialpolitischen Gesetzen. Erst allmälig fing man an, sich der inneren Nothwendigkeit der entstandenen politischen Gebilde bewußt zu werden; in der Staatskunst kam das Wesen des Staates nach und nach mehr zum Selbstbewußtsein. Damit trat dann jedoch in der Menschheitsgeschichte ein neuer Factor auf, der nun vielfach störend in den organischen Proeß derselben eingreifen mußte. Einerseits konnte nämlich das wissenschaftliche Erfassen der Politik anfänglich naturgemäß nur sehr roh sein; wollte es nun trotzdem in praktischer Bethätigung die aus sich selber vorwärts schreitende Wirklichkeit von oben herunter maßregeln, so verdarb diese politische Halbwissenschaft selbst bei dem besten Willen mehr als sie gut machte; und andererseits diente die einseitende Staatskunst, wo sie sich mit der Staatsmacht verband, nur dazu, die unbedingte Herrschaft Weniger über die Masse zu begründen. Sehen wir von den verschiedenen Phasen ab, die das Alterthum in dieser Hinsicht durchgemacht hat, so tritt in der christlichen Zeit das europäischen Lebens ein selbstbewußter politischer Gedanke zuerst in der römischen Geistlichkeit dem seiner Selbst nicht bewußten gesellschaftlichen Getriebe auf unserm Erdtheile gegenüber. Die katholische Kirche weiß sehr früh, was sie will, und, im Besitz der überkommenen Kultur der classischen Vergangenheit, erkennt sie auch alsbald, wie sie innerhalb der gegebenen Wirklichkeit ihren Zweck erreichen kann. Denn während die europäische Feudalität aus sich heraus sich bildet, wird die Kirchenverfassung planmäßig angelegt, obschon der Bauriß sich nach dem vorhandenen Baustoff richtet; und grade in dem Bewußtsein ihres Selbst wurzelt die ungeheuere Uebermacht, welche die Kirche anderthalb Jahrtausende lang über Europa's weltliches Dasein behauptet hat. Am Schlusse des Mittelalters gelangen dann auch die Dynastien immer mehr zum Bewußtsein ihrer Stellung in ihren Reichen; der Absolutismus faßt Fuß — von einem politischen Selbstbewußtsein der Nationen als solcher ist jedoch noch keine Rede. Die Aufstände, welche damals in Deutschland, Frankreich und England ausbrechen, haben kein bestimmtes Staatsziel im Auge, sondern sie verlangen die Beseitigung einzelner, von der Masse tief gefühlten Uebelstände. Sogar die britische Revolution hat sich kein politisches Ideal gesteckt, das sie erreichen will, sie bezweckt nicht die Beschaffung einer neuen Constitution; das englische Volk kämpft vielmehr bloß um Rechte, mit denen sich die Rechte des Königthums in Einklang bringen sollen; nur deßhalb ist die constitutionelle Monarchie in Großbritannien gelungen, weil sie nicht *gemacht* wurde.

Seit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts indessen fangen auch die Völker an, selbstbewußt gestaltend in den staatlichen Entwicklungsgang ihres Gesammtlebens eingreifen zu wollen. Den Anstoß dazu hat die amerikanische Revolution gegeben. Da nämlich die Auflehnung der dreizehn Provinzen gegen die Allgewalt des britischen Parlaments zur Lostrennung des Kolonialreiches von England geführt hatte, so mußten nunmehr die Bürger Nordamerika's ihre eigene Staatseinrichtung neu schaffen. Sie wurden durch die Umstände zu einer Staatsconstruction geradezu hingezwungen. Allein obschon ihre entscheidenden Staatsmänner bei dieser Arbeit von den politischen Begriffen, die sich im alten Europa ausgebildet hatten, ihren Ausgang nahmen, thatsächlich standen sie doch zu sehr unter der Herrschaft der in den Kolonien vorhandenen gesellschaftlichen Verhältnisse, als daß sie denselben durch künstliche Staatsgesetze hätten Zwang anthun können. Die Verfassung der Union, wie sie sich im Jahre 1789 schließlich feststellte, ist in Wirklichkeit nur die politische Erfassung der in dem ehemaligen Kolonialreiche gegebenen Zustände, in Einklang gebracht mit den Anforderungen, welche das moderne internationale Leben an die Staatseinheit richtet. Sie hat ihrerseits nicht beabsichtigt, mittelst willkürlicher Paragraphen den politischen Stoff des Gebietes meistern zu wollen, ihre Bestimmungen gingen vielmehr aus der Wesenheit dieses Stoffes und ihm entsprechend hervor. Weil die Kolonien eine jede für sich, in eigener Verwaltung, neben einander erwachsen waren, und alle ihre socialen, politischen und kirchlichen Gliederungen durchweg einen demokratischen Charakter trugen, darum konnten sie sich nur in einer föderativen Republik zusammenfinden. Der Staat wurde dem Anscheine nach allerdings wohl gemacht, aber er wurde der amerikanischen Gesellschaft gemäß gemacht; man wäre gar nicht im Stande gewesen, ihn anders zu machen; deßwegen wurde auch die Unionsverfassung lebensfähig, ein organisches Produkt, dessen natürliche Gliederung die Bewunderung der Welt erregte.

Ganz verschieden von diesem Vorgange ließen sich dagegen die Dinge in Frankreich an, als in der ersten Revolution das alte bourbonische absolutistische Staatsgebäude in sich zusammenbrach. Denn seit Jahrhunderten war in jenem Lande durch die Politik der Krone alle naturgemäße socialpolitische Wechselwirkung unterbunden worden. Um das Königthum in völliger unumschränkter Machtvollkommenheit hinstellen zu können, hatte die Dynastie, durch ihre italienischen Minister unterstützt, nach und nach jedes wirthschaftlich-gesellschaftliche Gebilde in ihrem Reiche aufgelöst. Der Grundadel sah sich in einen Hofadel verwandelt; bei der furchtbaren Zerrüttung der Finanzen war ein arbeitsames, blühendes Bürgerthum nicht entwickelt worden, der Bauernstand vollends bot keinen festen Grund zu einem staatlichen Neubau dar, wie sehr auch die Physiocraten ihm ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Frankreichs staatliche Ordnung beruhte einzig in der Gliederung seines Beamtenthums. Deßhalb konnte also das französische Volk trotz seiner steigenden Bildung zu einem Verständniß des eigentlichen staatlichen Lebens nicht gelangen. Da es in dem reinen Beamtenstaate nirgends eine politische Körperlichkeit antraf, mit der es sich in einem Vertrage hätte abfinden müssen, so setzte es der Abstraction des Absolutismus die Abstraction des Republikanismus gegenüber, und besaß mithin nach Beseitigung des Königthums gar keine greifbaren Steine zur Aufführung eines neuen Staates, sondern bloß Ideen, Begriffe!

Obgleich die Verhandlungen des Congresses von Philadelphia und die Debatten des Nationaleonventes nur wenige Jahre aus einander liegen, so sind sie doch so völlig von einander verschieden, daß gar kein Vergleich zwischen ihnen zulässig ist. Jenseits des Oceans tagen Männer als Abgeordnete ihrer Provinzen, sie sind die Verförperung provinzialer Sonderinteressen, in ihnen spricht das Sonderleben der einzelnen Kolonien. Auf solche Weise unterhandeln sie mit einander und mit der unerläßlich gewordenen Staatseinheit. Das Schlußergebniß ihrer Abstimmungen wird allemal zu einem Vertrage, den die im Lande vorhandenen ökonomisch-politischen Kräfte unter sich abschließen — die ganze Unionsverfassung baut sich, bei Lichte betrachtet, aus lauter Einzelverträgen auf. An der Seine dagegen repräsentiren die Deputirten keine besondere Gegend oder eine bestimmte Gesellschaftsschicht im Vaterlande; ein jeder von ihnen steht für das ganze Frankreich da, für das in der Idee erfaßte Land, wie er es nun nach seiner persönlichen Bildung persönlich in Gedanken ergriffen hat. Auf einer derartigen Basis ergiebt sich die politische Abstraction von selbst, vollends wenn ihr die Wirklichkeit gar keine lebenskräftigen socialpolitischen Gebilde gegenüberstellt. Während daher die Bauern Nordamerika's zu einer gesunden freien Verfassung sich durcharbeiteten, brach'e aller Geist, alles Rednertalent der «ersten» Nation Europa's, ungeachtet der unbegrenzten Macht ihres Convents, eine politische Ausgestaltung Frankreichs, in welcher die individuelle

Digitized by Google

Freiheit mit dem Staate abzupaaren vermochte, nicht zu Stande; erst in der Militärdictatur fanden die dreißig Millionen Bewohner des französischen Gebietes eine äußere Ordnung wieder. Und wenn sie gleich seitdem neue Versuche mit der constitutionellen Monarchie und der Republik gewagt haben, dieselben gingen abermals darauf hin, den Staat von Oben herunter einzurichten, und endeten deßhalb abermals in der Soldatenherrschaft des Cäsarismus.

Lange Zeit hindurch ist das innerste Wesen der französischen Revolution und ihr weiterer Verlauf weder in Frankreich selbst noch in dem übrigen Europa richtig verstanden worden. Die Napoleonischen Kriege brachten die Geister auf unserm Erdtheile in eine zu heftige Bewegung, als daß sie Ruhe zu einer tiefer gehenden Betrachtung jener großen Geschichtserscheinung hätten finden können. In Deutschland namentlich fehlte es dazu an der nöthigen politischen Vorbildung; selbst die hervorragenden Köpfe der Periode entbehrten noch ein nur einigermaßen richtiges Verständniß der organischen Gesetze in der Entwicklung des Menschheits- und Staatslebens. Die Historiographie war damals kaum etwas Anderes als eine mehr oder weniger gründliche Zusammenstellung von einzelnen Thatsachen, keineswegs bereits die Darlegung bestimmter Processe im Völkergetriebe. Sie bot mithin der wissenschaftlichen Politik keinen festen Anhalt dar. Auch griffen die religiösen Vorstellungen mannichfach störend in die klare Durchschauung der Geschichte ein. Denn so lange die Geschicke der Menschen als unmittelbare oder mittelbare Sendungen Gottes angesehen werden, treten natürlicher Weise die einfachen Beziehungen von Ursache und Wirkung in den Hintergrund. Die Gottheit ihrerseits macht dann die historischen Ergebnisse, diese machen sich nicht selber, gemäß dem Zusammenspiel der socialen Kräfte. Dazu kommt, daß seit dem Ende des Mittelalters in der Epoche des Staatsabsolutismus die Masse der Völker anscheinend gar keine politische Rolle spielte. Die Spitzen der Gesellschaft entschieden allein über die öffentlichen Angelegenheiten; die Arena der Politik war fast ausschließlich der Salon, die Amtsstube oder gar das Boudoir; blos in England sprach dabei das Parlament ein Wort mit. Unter der Rückwirkung dieser Vergangenheit maß man daher auch noch am Anfange unseres Jahrhunderts der Willensfreiheit einzelner Persönlichkeiten eine übergroße Bedeutung bei. Daß selbst der mächtigste Mann in einem Reiche schließlich doch immer nur der Ausdruck einer vorhandenen socialpolitischen Potenz ist, daß er blos von ihr getragen wird, darüber war man sich noch nicht klar.

Verband sich nun, wie es in unserem Vaterlande der Fall war, mit der rein formellen juristischen und historischen Bildung eine vorwiegend ästhetische, ideale Richtung in den höheren Klassen, dann vollends zeigten sich die Umstände für die Durchprägung staatsmännischer Talente durchaus ungünstig. Nach allgemeinen, ungeprüften Begriffen, bauten die Einzelnen wie die Masse sich ihre staatliche Gedankenwelt auf, unbekümmert darum, wie die Wirklichkeit sich dazu verhielt. Es mag sein, daß ein solches Gebahren das unvermeidliche Ergebniß der gesammten Zeitlage war; aber eben so gewiß ist es auch, daß deßhalb diejenigen Kreise in Deutschland, welche seitab von allen idealen Phantasien in der rücksichtslosesten Selbstsucht blos ihr eigenes Interesse verfolgten, um so leichter ihre Oberherrschaft neu begründen konnten. Die Begeisterung hatte die Freiheitskriege durchgeführt, aber die fortdauernde Begeisterung ließ hinterdrein sich die natürlichen Errungenschaften des Kampfes von den nüchternen Egoismus kläglich aus den Händen winden. Dem Wartburgsfeste trat die Karlsbader Ministerconferenz entgegen, auf die romantische nationalstaatliche Bewegung des Volkes antworteten die Wiener Beschlüsse vom Jahre 1820 und die Mainzer Centraluntersuchungscommission.

Bis zum Jahre 1848 ist, sobald wir ehrlich gegen uns selbst sein wollen, der Inhalt des deutschen Liberalismus ein buntes Mischmasch von Rechtsabstractionen, von den herübergenommenen »französischen Ideen« und jenen vagen patriotischen Gefühlen gewesen, wie sie sich am Schlusse von politischen Zwecksetzen einzustellen pflegen. Was man eigentlich wollte oder wollen konnte, wußte Niemand in klaren Umrissen anzugeben; die Vorstellungen von der Zukunft des Vaterlandes verschwammen im Nebel; einzig die Liebe zum Vaterlande, noch unbefruchtet von dem politischen Verstande, sollte das Glück und die Größe Deutschlands gebären.

Die Neuschöpfungen auf dem wirthschaftlichen Gebiete, die sich inzwischen vollzogen, die Stiftung des Zollvereins, die bäuerlichen Ablösungen, die Verbesserung der Verkehrsanstalten sind deßwegen auch durchaus nicht etwa politische Verdienste, welche der deutsche Liberalismus sich als selbstbewußte Thaten anrechnen dürfte. Unmittelbar aus dem ökonomischen Getriebe sind sie hervorgegangen, oft genug noch von der liberalen Partei mit Leidenschaft bekämpft. Ein sogenanntes Freiheitslied hatte in den Augen der gebildeten Menge einen weit größeren politischen Werth, als eine gezogene Eisenbahn, für die staatsmännischen Velleitäten war die »Gesinnung« die Hauptsache.

Was wäre wohl sachgemäßer gewesen, als daß die Altliberalen zuvor genau untersucht hätten, welche Baustoffe zu einem deutschen Nationalstaate schon vorhanden waren, wie viel Material dazu vielleicht noch fehlte, und welches Ziel für die Zukunft nach dem gegebenen Material in Aussicht genommen werden könnte? Einen solchen Weg schlugen sie indessen nicht ein; nicht die Macht des Bürgerthums sollte die bürgerliche Freiheit begründen, nicht die gesellschaftliche Einigung der deutschen Stämme ihre innigere staatliche Einigung nach sich ziehen; sondern man strebte zunächst nach einer staatlichen Form in der Meinung, daß sie sich von selbst mit dem nöthigen socialpolitischen Inhalt füllen werden. Von dem Vorwurfe dieses Mißgriffes ist, außer Friedrich List, eigentlich Keiner in dem ehemaligen liberalen Heere freizusprechen. Darum ist List auch von seinen Zeitgenossen so wenig verstanden worden. Ihm lag vor allen Dingen daran, daß die Bevölkerung Deutschlands sich zur Wohlhabenheit emporarbeite. Er sprach das Wort aus: »kommen Handel und Industrie irgendwo auf, dann darf man gewiß sein, daß die Freiheit nicht fern hält.« Er wußte, in welcher nahen Verbindung eine festere Gliederung der Wirthschaftsinteressen zu der nationalstaatlichen Einigung steht. »Wenn die Hamburger Börse es erst fühlt, sobald in Triest ein Pfefferſack in's Meer gefallen ist«, dann macht sich gewiß jede an dem äußersten Ende erfolgende feindliche Berührung des Vaterlandes alsbald durch seinen ganzen Körper auch politisch geltend. Allein die Andern hielten an ihren staatlichen Begriffen, an ihren Verfassungsschablonen fest, und die Masse schwelgte mit ihren Dichtern in unklaren, revolutionären Hoffnungen.

Daher sand denn die allgemeine Bewegung, welche im Frühlinge 1848 in Europa losbrach, die nationale Freiheitspartei in Deutschland völlig unvorbereitet. Feste Pläne besaß Niemand innerhalb derselben; sogar der kurz vorher gebildete Kreis der »Deutschen Zeitung« hatte noch kein bestimmt ausgeprägtes Programm durchgearbeitet. Ist es unter solchen Umständen also groß zu verwundern, daß das Frankfurter Parlament schließlich gar nichts zu Stande brachte? Ueber die vorhandene Wirklichkeit glaubten seine Mitglieder sich ohne Weiteres hinwegsetzen zu können, ihre Projekte paßten sich derselben nicht an; sie wollten gleichzeitig mit der Verfassung selbst auch die dafür nothwendigen

Digitized by Google

neuen Zustände schaffen. So griffen sie denn, während sie einen sicheren Schritt von dem Heute zum Morgen hätten thun sollen, mit ihren Händen beliebig in die blaue Zukunft hinaus und verloren somit zuletzt allen Boden unter den Füßen. Losgelöst von dem Sonderleben ihrer Heimathsländer, nirgends in den gegebenen ökonomischen und socialen Verhältnissen wurzelnd, bauten sie ein Reich auf dem Papiere auf, das der nächste Wind auch eben wie Papierschnitzel auseinander bließ. Gewiß ist diese Erfahrung, die Deutschland damals machte, im hohen Grade beschämend und traurig; vor den Augen der gesammten Welt legte es offen seine politische Kindlichkeit zur Schau, und die erbärmlichsten Träger der Reaction konnten hinterdrein über die fehlgeschlagenen Bestrebungen der Nation leicht triumphiren. Aber die Nation mußte bei der Vergangenheit, aus welcher sie herkam, diese Erfahrung nothwendig erst an sich machen, sie mußte mit ihren politischen Ideen auf die Grundlage der Thatsachen zurückgeführt werden, das Reichsparlament und sein kläglicher Ausgang wurde der Anlaß zu dem nachfolgenden völligen Umschwunge der politischen Bildung in Deutschland.

An und für sich war die Reaction, die in der Mitte des Jahres 1849 eintrat, durchaus natürlich; der heftige Ausschlag rief den ebenso heftigen Rückschlag hervor, auf die Abstraction des Liberalismus kam, getragen von der Selbstsucht der herrschenden Klassen, wieder die Abstraction des Absolutismus. Indessen, sobald wir die Entwicklungsgeschichte eines Volkes als einen organischen Proceß betrachten, erscheint jene Zwischenzeit der Reaction auch als unerläßlich nöthig zur Beförderung der sich einleitenden realpolitischen Richtung im Vaterlande. Mit dieser Auffassung der Vorgänge im verflossenen Jahrzehnt soll freilich nicht im Allerentferntesten versucht werden, die an Deutschland von den Händen seiner eigenen Diplomaten verübten Verbrechen zu beschönigen; sie sind und bleiben Verbrechen, weil sie in bewußter schlechter Absicht begangen wurden, in subjectiver Hinsicht entsprangen sie aus der persönlichen Immoralität der Minister und ihrer Helfershelfer. Dagegen können wir auf der andern Seite nicht umhin, zu fragen, was für neue staatliche Pläne gleich nach dem Scheitern des preußischen Kaiserthums wohl die Nation hervorzuschen vermocht hätte, falls sie auch hinterdrein noch freies Spiel gehabt? Die Männer von 1848 waren ja nicht binnen zwei Jahren vollständig umgewandelt worden, und die Masse nun einmal gar hatte sich inzwischen um nichts verändert. In einer Beziehung demnach ist es ein Glück zu nennen, daß während einer längeren Periode alle rein nationalpolitischen Bestrebungen brach gelegt wurden; so konnte unter den bis dahin überwuchernden allgemeinen patriotischen Ideen die wirkliche Lage unserer politischen Verhältnisse mehr zur Geltung kommen und dadurch die eigentliche Realpolitik bei uns Boden gewinnen.

Wer im raschen Fluge gewahr werden will, welch' eine durchgreifende Veränderung das letzte Jahrzehnt in der nationalpolitischen Bewegung Deutschlands hervorgerufen hat, der vergleiche nur einmal die heutigen Träger unserer gesammtstaatlichen Wünsche und Hoffnungen, mit den Männern, welche am Schlusse der vierziger Jahre das Volk öffentlich zu vertreten suchten. Damals nahmen zunächst die Gelehrten, die Professoren und Schriftsteller die politische Tribüne ein, das eigentliche Bürgerthum stellte wenige oder gar keine staatsmännischen Talente, die große Menge aber trug Blousen und Schleppsäbel. Heut zu Tage dagegen erblickt man nirgends auch nur einen Schatten jener so verrufenen Bassermann'schen Gestalten; das Bierhaus, die Straße ist keine Arena mehr für die Politik, die socialistischen Tendenzen, die Plünderungs- und Theilungsgelüste sind Lächerlichkeiten geworden. Und wie in der unteren Basis der Nation die Revolutionsphantasien verflogen sind, so ist auch in den höheren Schichten der Gesellschaft der Doctrinarismus seines früheren Ansehens völlig entkleidet. Wem fällt es gegenwärtig noch ein, einen jungen Menschen, der ein Paar wilde Verse geschrieben, für einen Politiker zu halten und von ihm das Heil des Vaterlandes zu erwarten; oder wer meint etwa noch, daß Menschen, welche ihr ganzes Leben hindurch nicht aus der Studierstube herausgekommen sind, in die wirkliche Welt gestaltend eingreifen können? Nur die Vergangenheit, nicht die Gegenwart läßt sich aus Büchern kennen lernen; ja selbst die Vergangenheit wird man nicht richtig begreifen, wenn man die Gegenwart nicht versteht, geschweige, daß Einer nach einer einseitig erfaßten Vergangenheit schöpferisch die Gegenwart zu ordnen vermöchte! Es ist jetzt der sogenannte Mittelstand, der nicht nur in Folge seines ökonomisch-socialen Schwergewichts im Mittelpunkte unseres Staatslebens liegt, sondern der auch selbstständig nach eigenem Ermessen seine Interessen und Angelegenheiten zur Geltung zu bringen sich bemüht. In dem Heute stehend und unmittelbar aus dem Heute heraus sucht er den öffentlichen Anliegen und Bedürfnissen ihre Befriedigung zu verschaffen. Faßt er aber demnach seinerseits weit aus vorwiegend nur praktische Gesichtspunkte in's Auge, so ist dagegen auch seinem passiven Widerstande von der absolutistischen Büreaucratie so gut wie gar nicht beizukommen. Einen mißliebigen Literaten kann die herrschende Reaction ohne Weiteres ausweisen oder einstecken, ein zu liberaler Professor wird abgesetzt, einem zu freisinnigen Geistlichen die Kanzel versperrt; allein sobald Hunderte und Tausende in klarer Erkenntniß ihres rechtmäßigen bürgerlichen und staatlichen Vortheils den einzelnen Regierungsgeboten den Gehorsam verlagen, reicht kein Gefängniß aus, um die Widerspänstigen abzustrafen. Gesetzt einmal, es wäre einer Regierung eingefallen — und deutschen Regierungen sind bekanntlich noch viel schlimmere Dinge zeitweilig eingefallen — dem Kaufmannsstande ihres Landes die Theilnahme an dem Heidelberger Handelstage zu verfagen, hätte sie denselben etwa gerichtlich verfolgen können, wenn er nun doch seine Vertreter an den Neckar gesandt? Und wird in Zukunft wohl eine deutsche Regierung im Stande sein, die Beschlüsse der Handelstage in ökonomischen Angelegenheiten unbeachtet zu lassen? Die Germanistenversammlungen wurden ihrer Zeit kaum geduldet, die Versammlungen der kaufmännischen Ausschüsse von ganz Deutschland gegenwärtig hoch geehrt!

Buckle führt in dem zweiten Bande seiner Geschichte der Civilisation in England an der Schilderung der Regierung Karl's III. von Spanien den Satz weiter aus, »daß keine Reform etwas wahrhaft Gutes hervorbringt, wenn sie nicht das Werk der öffentlichen Meinung ist, und wenn nicht das Volk selbst die Initiative ergreift.« Der Verfasser richtet die darin enthaltene Lehre zunächst an die Regierungen, die etwa wähnen, von Oben herunter die Menge nachhaltig zum politischen und kulturlichen Fortschritt antreiben zu können; er dürfte sie indessen auch ebenso gut den liberalen Vorkämpfern der Masse selbst zu bedenken geben. Darin grade hat in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts der Liberalismus in Deutschland so vielfach gefehlt, daß er abstracte Anforderungen an das Staatsleben stellte, statt vorerst die gegebenen Verhältnisse der Nation und ihre intellectuelle Bildung zu fördern. Sobald wir die Lage der öffentlichen Angelegenheiten im Vaterlande mustern, wie sie während der ersten drei Jahrzehnte nach den Freiheitskriegen war, und unter den vorwaltenden geschichtlichen Bedingungen gar nicht anders sein konnte, dann müssen wir zugestehen, daß nur der furchtbarste Despotismus damals in der deutschen nationalen Staats*form* eine größere Einigung zu bewerkstelligen vermocht hätte, keine Macht aber im Stande gewesen wäre, eine größere *materielle* Uniformität zu erzwingen.

Digitized by Google

Es war vielleicht möglich, dem gesammten deutschen Bundesheere eine Kleidung, dieselbe durchgehende Bewaffnung zu geben; weiter indessen hätte man selbst nicht einmal die verschiedenen Armeen zu einem militärischen Körper zu verschmelzen die Kraft gehabt. Grade weil in Deutschland von der Partei des Fortschritts ganz überwiegend eine Begriffspolitik getrieben wurde, darum lagen ihre Ziele so unerreichbar da.

Im directen Gegensatze zu der Art der früheren politischen Bestrebungen bei uns erscheint nun die nationalpolitische Bewegung von Heute. Dieselbe kümmert sich vor der Hand gar nicht darum, welches gesammtstaatliche Dach später einmal Deutschland überdecken wird; ihre Arbeit ist zunächst nur darauf gerichtet, daß unsere verschieden gearteten wirthschaftlichen, administrativen, politischen und kulturlichen Zustände und Verhältnisse sich nach und nach so zusammenpassen, damit überhaupt im Laufe der Zeit ein gesammtstaatliches Dach über sie ausgespannt werden kann. Man will das Haus nunmehr vom Keller aus aufbauen, nicht mehr, wie bisher, einem schon fertigen Giebel gemäß die vorhandenen Keller umformen. In dieser unleugbaren Thatsache beurkundet sich ein wesentlicher Fortschritt der politischen Bildung in Deutschland. Es sind jedoch nicht etwa einige in unserem öffentlichen Leben Ton angebende Führer, welche für sich den eben bezeichneten Weg einzuschlagen anfangen, und die Menge, mehr oder weniger blind, hinter sich nachziehen; vielmehr gehen umgekehrt die Führer deßwegen die Bahn der Evolution, weil die Masse der Nation, ihr Durchschnittsmensch, in dieselbe eingetreten ist. Die nationale Bewegung hat sich dem größeren Theile des deutschen Volkes mitgetheilt und gehört somit nicht mehr der Idealpolitik an, sie ist zu einem kräftigen realpolitischen Factor geworden.

Daraus ergeben sich mehrere sehr gewichtige Consequenzen, die man bei der Beurtheilung der staatlichen Entwicklungsperiode, in welcher wir uns befinden, wohl in's Auge fassen muß. Zuerst einmal ist das gesammte Ringen der Nation nach einer nationalstaatlichen Gestaltung durchweg öffentlich. Deutschland weiß gegenwärtig absolut Nichts von geheimen revolutionären Verschwörungen, welche die Geschichte sonst wohl in erregteren Zeiten eines Volkslebens aufzeigt. Denn nicht etwa streben einzelne Gesellschaftsschichten für sich und ihre Sonderinteressen nach einer Veränderung unserer politischen Verhältnisse, weil sie dabei specielle Gewinnste zu machen hoffen; das deutsche Volk als solches fühlt, daß eine größere politische Einigung eine unabweisliche Nothwendigkeit für es ist; und Millionen von Menschen können nicht im Dunkeln aufrührerische Pläne schmieden. Denn nicht allein das politische Ziel, welches die Masse im großen Ganzen sich gesteckt hat, muß den Interessen und dem Wesen der Masse entsprechen, sondern auch die Mittel, welche sie zur Erreichung dieses Zieles in Anwendung bringt. Oder glauben die Anwälte der Reaction, die jetzt überall Empörung und Umsturz zu wittern vorgeben, wirklich selber ernstlich an das, was sie sagen und schreiben? Im Jahre 1848 allerdings durchzogen bewaffnete Banden, oft genug aus Gesindel zusammengesetzt, die Straßen unserer Hauptstädte; Barricaden und Katzenmusiken, rothe Fahnen und Schleppsäbel sollten die politische Freiheit erobern. Solche wüste Erscheinungen vermochten jedoch nur deßwegen aufzutauchen, weil die Nation in ihrem Durchschnitt noch nicht von der nationalstaatlichen Bewegung erfaßt war und theilweise obendrein in vagen Idealen herumschwärmte. Warum hat aber denn im vorigen Sommer die deutsche Presse jeden Versuch, das Becker'sche Attentat dem „verderbten Volksgeiste“ zuzuschieben, so leicht abweisen können? Weil absolut gar kein vernünftiger Mann im Vaterlande daran denkt, mit einem politischen Morde die nationalpolitische Entwicklung Deutschlands weiter bringen zu wollen. Der Durchschnittsmensch einer Nation repräsentirt so zu sagen, die menschliche Natur überhaupt; will man nun nicht geradeswegs die Ansicht aufstellen, daß die Menschennatur eine böse und zu Mord und Todtschlag angelegt ist, dann bleibt es vollends ein ebenso großer Wahnsinn, ein ganzes Volk für ein Verbrechen eines Wahnsinnigen verantwortlich zu machen.

Ferner folgt aus der Thatsache, daß die gesammte Nation in die nationalstaatliche Bewegung eingetreten ist, mit Nothwendigkeit, daß die zu gewinnenden politischen Resultate nur allmälig, nach und nach zum Abschlusse zu gelangen vermögen. Ein einzelner Mensch marschirt in einem Tage vielleicht fünf Meilen, ein ganzes Heer muß sich viel langsamer bewegen; und wie sehr auch die Einzelnen innerhalb seiner Reihen sich bemühen, die Andern in einen schnelleren Schritt zu bringen, sie haben sich schließlich doch dem „Gesetze der großen Masse“ anzubequemen, welches nicht minder seine Geltung im öffentlichen Leben hat, als das „Gesetz der großen Zahl.“ Mit der Anerkennung dieser Nothwendigkeit sind wir aber wieder auf dem Boden der organischen staatlichen Entwicklung angekommen, den die abstracte und ideale Politik so lange Zeit hindurch völlig verlassen hatte. Noch freilich liegt es vorerst mehr im Gefühl der Nation, daß sie nur durch die Weiterausbildung des geschichtlich Gegebenen, durch die Umwandlung der aus der Vergangenheit noch fortdauernden Gebilde eine bessere Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten herbeizuführen vermag, daß sie den Faden nicht abschneiden darf, der das Gestern mit dem Heute verbindet, sobald das Heute zum Morgen hingeleitet werden soll.

Allein diesem erwachten politischen Instinkte im Durchschnitte unseres Volkes entspricht doch zugleich auf dem Felde der historischen und politischen Wissenschaft ein unverkennbarer Umschwung in der geistigen Erfassung des Menschheitslebens im Allgemeinen und unseres Volkslebens im Besondern. Auch die Wissenschaft ist realistisch geworden. So wird denn die gesammte Nation den ihrem Wesen entsprechenden nationalen Staat in sicherer allmäliger Arbeit herausbauen; ein Vorgang in der Geschichte, auf welchen spätere Jahrhunderte gewiß mit noch größerer Theilnahme hinblicken, als mit welcher wir das Entstehen der amerikanischen Union vor achtzig Jahren betrachten. Denn unsere Gegenwart hat nach vagen politischen Phantasien erst realistisch werden müssen, während die Amerikaner in den Zeiten Washington's unmittelbar aus ganz realen Verhältnissen herkamen, ohne je von Abstractionen gestört worden zu sein!

* Zwei Lieder

nach dem Holländischen des Nicolaas Beets *).

1.

Mir blüht ein frisches Röslein,
Dem Stiel und Blätter fehlen;
Ich kann, seit es geworben mein,
Schon fünfzehn Jahre zählen.

Schon fünfzehn Jahre blüht es hold
Bei Nacht mit wie bei Tage,
Und ob der Winter stürmisch grollt,
Es macht ihm keine Plage.

*) Aus einer nächstens in J. G. Hetzel's Verlag erscheinenden Sammlung: Fremde Dichtungen in deutschem Gewande. Von Fr. Rapetti und Ad. Laun.

Digitized by Google

Ob Schnee und Hagel es bedroht,
Ob Sonnenstrahlen glühen,
Es glänzet stets in frischem Roth
Und weiß nichts von Verblühen.

O schaut' ich meine Rose je
Hinschwinden und erblassen,
Wie würde gleich ein tiefes Weh
Den Busen mir erfassen!

Viel lieber säh' ich, daß für mich,
Wie weit er sich erstrecke,
Der ganze Pfad des Lebens sich
Mit Dornen überdecke.

Du, meine Ros', hast Dornen nicht,
Du bist wie Seid' und Sammet,
Du glühst so mild, als sei dein Licht
Dem Paradies entstammet.

Daß eurer Mutter Wangenroth
Die Ros', ist von euch Kindern
Bisher längst geathen ohne Noth;
Ihr Glanz mag nie sich mindern!

2.

Stets war ich treu gesinnt
Dir, theures Vaterland,
Gab früh dir Hand und Herz in Pfand
Als dein dankbares Kind.

Und wärmer schlug die Brust
Für dich mit jedem Jahr;
Dein Ruhm war mein Ruhm immerdar,
Dein Glück war meine Lust.

Den Kindern früh und spät
Hab' ich das Wort gelehrt,
Daß, wer sein Vaterland nicht ehrt,
Sich selber höhnt und schmäht.

Vom schönen Süd, wo licht
Die Sonne strahlet, drang
Süßlockend oft zu mir ein Klang;
Mein Herz vernahm ihn nicht.

Des Geistes Kraft in mir,
Mein Lied, mein Saitenspiel,
Sie kennen nur ein einzig Ziel:
Erweitert sind sie dir!

Ja, dir, mein Leben lang,
Bis einst mein Pulsschlag stockt
Und matt die Hand der Laut' entlockt
Den letzten Liedesklang.

Fr. Rupert.

* Bei Gelegenheit der Schöpfung von Haydn.

Bremen, 29. November 1861.

Es ist eine für den ersten Blick auffallende Erscheinung, daß mitten unter der rastlosen Thätigkeit der heutigen Musiker die Zahl der alten Werke, die einen Bestandtheil der jetzigen Aufführungen bilden, von Jahr zu Jahr größer wird. Während die Partei der Zukunft unermüdlich für ihre Sache kämpft, Oper auf Oper, Symphonie auf Symphonie, Concert auf Concert folgen läßt, während Dutzende von Kapellmeistern bemüht sind, ihre Werke auf die Bühne zu bringen, taucht eine alte Oper nach der andern wieder auf, die ersten Clavierspieler tragen mit besonderem Erfolge Concerte von Mozart und Beethoven vor, man giebt auf den Bühnen Gluck und Cherubini. Dagegen hält sich der Lohengrin von Wagner nur an einigen Orten noch, seinen Tristan weist man zurück, und daß aus den Nibelungen ein aufführbares Werk werde, glauben jetzt nur noch der Meister und seine Gesellen. Die Schöpfungen Bachs und Händels werden durch neue Ausgaben Gemeingut des deutschen Volkes, das sich früher mit schlechten Partituren und Clavierauszügen behelfen mußte.

Jene Erscheinung ist aber auffallend nur für die, welche nicht sehen und erkennen wollen, ärgerlich nur für die, welche es angeht. Uns gewöhnlichen Leuten ist sie durchaus erklärlich. Es zeigt sich in ihr eine ganz natürliche Reaction, die sich von den meisten politischen Reactionen dadurch unterscheidet, daß sie eine gesunde und berechtigte ist. Eine erfreuliche darf man sie nicht nennen, denn sie predigt eine bedauerliche Impotenz der heutigen Kunst, deren Productivität durchaus nicht gering ist, die aber sich mehr durch Quantität als durch Qualität bemerkbar macht. Es ist ein ganz einfacher und unumstößlicher, wenn auch nicht sehr ermuthigender Satz, daß der künstlerische Bedarf der Bühne und des Concertsaales mit den heutigen Arbeitskräften nicht zu decken ist; man greift daher sehr natürlich zu alten Vorräthen, wenn dieselben sich bewähren, zurück. Der jüngere Nachwuchs, welcher für seine geistigen Produkte die gewünschte Anerkennung nicht findet, tröstet sich nun damit, daß die heutige Welt, materiell und herzlos wie sie eben sei, keine Anerkennung, kein Verständniß habe, ja Gefallen finde an höhnischer Zurückweisung. Das ist einfach eine Unwahrheit, die ein schlechtes Gewissen verräth. Es ist nicht wahr, daß unsere Zeit gleichgültig oder feindselig gar sich verhalte gegen geistige Schöpfungen; sie ist so voll geistiger und künstlerischer Interessen, daß jeder Producent seine Rechnung findet, wenn er sie eben nur zu stellen weiß. Alle Werke von Bedeutung finden ihren Raum, auf dem sie sich entwickeln können, finden bereitwillige Gemüther und Herzen. Wenn unter allen Opern, Oratorien, Symphonieen, Concerten, Quartetten u. s. w. allerdings nur ein Theil vor der Oeffentlichkeit sich behauptet, so sollen alle übrigen durch die unverständige und tyrannische Härte der öffentlichen Meinung boshaft vernichtet werden? Mit nichten. Wer mit Geist und Beruf schafft, ist immer seines Erfolges gewiß, heute so gut wie vor Jahrzehnten. Stellen wir also die Frage lieber so: Sollten alle die Opern, Oratorien u. s. w., welche keinen Erfolg haben, vielmehr bald spurlos verschwinden, vielleicht eines langen und kräftigen Lebens unwürdig sein? Man kann diese Frage leider nur bejahen, wenigstens muß das jeder thun, der unparteiisch, voll warmer Liebe allerdings für alles Schöne, aber mit entschiedener Abneigung gegen alles Unschöne die Dinge betrachtet. Mit dem Gerede von materieller und herzloser Richtung der Zeit wird nichts erreicht, denn es ist eben ein Gerede, das wesentlich von denen ausgeht und täglich in die Welt hinausgerufen wird, bei denen sich Unfähigkeit und Anmaßung, welche in der Regel vereinigt sind, paaren. Gewiß giebt es unter den sogenannten Gebildeten sehr viele Gleichgültige, sehr viele, welche auf der Bank Platz nehmen, wo die Spötter sitzen, aber die Gesammtheit beschuldigt man mit Unrecht der Theilnahmlosigkeit oder Verdammungssucht.

Die obigen Gedanken kamen uns während der Generalprobe und Aufführung der Schöpfung von Haydn in der hiesigen Domkirche am 25. und 26. November. Wie in Köln und Frankfurt hat auch hier die Schöpfung zu den ersten Winteraufgaben der Gesangvereine gehört. Bei uns pflegt sie in Zwischenräumen von etwa fünf zu fünf Jahren regelmäßig an die Reihe zu kommen, und wäre nicht hierdurch schon, wenn das anders vonnöthen, ihre Unverwüstlichkeit bewiesen, sie würde es durch die

Digitized by Google

Thatsache, daß an zweitausend Personen dieser Aufführung beiwohnten. Während der Instrumental-Einleitung, welche bekanntlich das Chaos schildert, konnten wir uns eines Lächelns nicht erwehren. Diesen Satz, der allerdings nach Haydns Standpunkt etwas Ungewöhnliches an Harmonieen und Accorden leistet, dergleichen er sonst nicht zu leisten pflegt, diesen Satz nennt der alte Herr ein Chaos! Wenn er doch alle die chaotischen Compositionen mit anhören könnte, welche manche feiner Epigonen zu Tage fördern und welche sie klar und schön nennen, indem sie höchstens hinzufügen, man müsse das eben oft hören und studiren, und verächtlich die Achsel zucken, wenn ein gewöhnlicher Mensch meint, es sei eigentlich nichts Ordentliches herauszuhören. Je bunter und krauser etwas ist, desto tiefer, genialer soll es sein. Nun natürlich, wo nichts herauszuhören und herauszuerklären ist, da hört und erklärt man hinein. Componisten, die einfach und verständlich schreiben, wie Mendelssohn z. B. es that, werden mitleidig als mittelmäßige Arbeiter behandelt, die sich so weit herablassen, dem thörichten Volke, das Symphonieen von Liszt nicht hören mag, verständliche Musik darzubieten. Aeußerte doch der ehemalige Bremer Kapellmeister Sobolewski, ein sehr gescheuter Mann und ausgezeichneter Musiker, einmal, die Ouverturen von Cherubini seien ein übertwundener Standpunkt und sollten im Concertsaal nicht mehr zugelassen werden.

Doch wir müssen zur Schöpfung zurückkehren. Die Aufführung derselben durch die Akademie unter der Leitung des Herrn Musikdirectors Reinthaler war eine ausgezeichnete, die Fehler und Irrungen so unbedeutend, daß sie nicht ins Gewicht fallen können. Von dem ewig jugendfrischen Werke, das Haydn als alter Mann geschaffen hat, von der Instrumentation, der Tonmalerei und ähnlichem noch ein Wort zu sagen, wäre überflüssig. Die Zuhörer gaben sich dem reinen und entzückenden Genusse des wundervollen Oratoriums mit Freuden hin und ließen sich durch die Beigabe des Knatterns der Steinkohlen, für welches die Heizer des Doms sinnig sorgten, nicht allzusehr stören. Man hat oft gesagt, die Schöpfung eigne sich nur für den Concertsaal, nicht für die Kirche. Immerhin, aber wenn die Kirche, deren die Composition jedenfalls nicht unwürdig ist, die dreifache Zahl von Zuhörern gestattet, so ist sie unbedingt zu wählen. Nur zweierlei haben wir zu bedauern; erstens daß der Orgelraum zu schmal ist, um den Massen des Orchesters und Chors volle Wirkung zu gestatten, und zweitens daß die Räume der Kirche mit ihren durchbrochenen Pfeilerreihen eine ungünstige Akustik haben. Diese vollen Chöre mit der Menge schöner Stimmen müßten noch viel größeren und gewaltigeren Eindruck machen. Die Chöre aber, deren leider das Werk nur so wenige hat, wurden vorzüglich gut ausgeführt; großartig und bewältigend war besonders die Wirkung des „Die Himmel erzählen“ mit dem Eingreifen der Orgel. Die Akademie möge sich mit ihren schönen Kräften nun bald des „Israel in Egypten“ von Händel bemächtigen.

Die Solopartieen waren in den Händen des Fräuleins Carl und des Herrn Directors Behr von hier, sowie des Herrn Gunz von Hannover und waren bei allen recht gut aufgehoben. Sollen wir einen Unterschied machen, so steht in erster Reihe Herr Behr. Zu seiner vortrefflichen musikalischen Bildung gesellt sich Würde der Auffassung und Stimmung und sichert ihm größere und schönere Erfolge, als er auf der Bühne aus Gründen, die wir gelegentlich entwickeln, erreicht. Er besitzt, was so wenige haben, die Kunst des Gesangs und Vortrags der Recitative; gleich das erste wurde ganz vortrefflich wiedergegeben. In den Arien hatte man hie und da zu bedauern, daß die Tiefe nicht eben tiefer und klangvoller ist, im Ganzen war der Vortrag durchaus entsprechend, warm und tadellos. Fräulein Carl wurde ihrer schwierigen und umfangreichen Rolle weit mehr gerecht, als wir dachten. Ihre Stimme ist, obwohl nicht in voller Frische und Kraft, doch stark, ausgiebig und wohlklingend, aber die Höhe ist nicht bedeutend und muß sehr vorsichtig behandelt werden. Die Sängerin ist jedoch sehr umsichtig und verständig, sie weiß, was sie will und kann, und hat ein volles Recht auf die Beliebtheit, die sie sich erworben hat. Wenn an einigen Stellen, z. B. in der Arie „Auf starkem Fittige“, die Verzierungen nicht makellos rein waren, so kommt das gegen die Correctheit und richtige Stimmung, die im Allgemeinen obwalteten, kaum in Betracht. Ihr Sopran ist zwar nicht so kraftvoll, daß er in jenen wundervollen Terzetten, die sich an den Chor so prächtig anlehnen wie der Epheu an einen majestätischen Bau, sich siegreich behauptet hätte; aber die Sängerin hatte recht, wenn sie sich hier aller Sucht des Glänzens enthielt. War doch das Resultat dieser verständigen Mäßigung dieses, daß die Eva im dritten Abschnitt der gelungenste Theil der Leistung war. — Bei Herrn Gunz verriethen Stimme und Vortrag die unerhörten Anstrengungen, welche der Sänger vorher zu überwältigen hatte. Er sang am Montage hier in der Probe, hatte am Dienstag Morgenprobe in Hannover, Abends Aufführung in Bremen, am Mittwoch Probe und Vorstellung in der freundnachbarlichen Residenz. Unter solchen Umständen kann man weder Kraft noch Weihe für die Schöpfung haben, und es ist zu bewundern, daß die Sache so gut ging. Hin und wieder sang Herr Gunz sehr schön, — so war der Vortrag der reizenden Stelle vom Monde meisterhaft und echt künstlerisch —, an anderen Punkten, z. B. gleich vorher bei der Sonne, that er zu viel und sang zu hoch. Wenn der Sänger in der Oper und im Oratorium mehr heimisch geworden ist, so wird er mit seiner schönen Stimme und seiner Bildung bedeutender Leistungen fähig sein. Alles in Allem erfüllen wir nur unsere Pflicht, wenn wir von Herzen die Bemerkung wiederholen, daß die Aufführung eine ausgezeichnet gute gewesen sei.

S. P.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Deutsche Familien. Novellen aus dem Leben. 2 Bde. Von Heinrich Koenig. — Hohe Freunde. Novelle aus der Jugendzeit des klassischen Weimar. Von Robert Heller. — Gesammelte Schriften; erster Band: Gedichte. Von Gustav Kühne. — Ueber die politische Bedeutung des Jahres 1810. Von G. H. Pertz. — Charakterbilder aus der Kunstgeschichte in chronologischer Folge von den ältesten Zeiten bis zur italienischen Kunstblüthe. Von A. W. Becker. — Die geistige Gästerlassschaft Peters I. als Grundlage für dessen Beurtheilung als Herrscher und Mensch. Von C. Sadler.

* Der jüngste Jahrgang des Düsseldorfer Künstleralbums von Wolfgang Müller von Königswinter enthält wieder in gewohnter Weise Bilder und Dichtungen. Bei jenen sind um. and. Tidemand, Wiesbrink, Oswald Achenbach und Scheuren betheiligt. Dreiundreißig Dichter haben poetische Gaben beigesteuert; unter ihnen sind Geibel, Gisbert Binde, Gustav Pfarrius. — Neue Uebersetzungen der Ilias und der Odyssee im Versmaße des Originals von Karl Ufsener sind soeben herausgekommen. — Unter dem Titel „Stimmen der Liebe“ wird der Lyriker Albert Traeger, Redacteur des Leipziger Sonntagsblattes, eine Sammlung der schönsten deutschen Liebeslieder seit unserer klassischen Periode herausgeben; alle irgend bedeutenden Dichter sollen berücksichtigt werden. Die Verlagshandlung von Winter in Leipzig stattet das Buch prachtvoll aus und hofft auf starken Absatz zu Weihnachten. — Ein neues Werk des Historikers Franz Löher in München, „Jakobäa von Bayern und ihre Zeit, acht

Digitized by Google

Bücher niederländischer Geschichte«, kam in diesen Tagen in den Buchhandel. — In Kurzem erschient ein neues plattdeutsches Gedicht von Klaus Groth »Rothgeter Meister Lamp und sin Dochter.«

* Karl Friedrich Beckers Weltgeschichte. Achte Auflage. Berlin, Duncker und Humblot. — Von dieser neuen Auflage der allbekannten Beckerschen Weltgeschichte ist schon wiederholt in unserer Zeitschrift die Rede gewesen. Da jetzt die erste Abtheilung des Werkes, die alte Geschichte, vollständig vorliegt, so sind wir dem Unternehmen eine abermalige Besprechung schuldig. Professor Adolf Schmidt in Jena hatte keine leichte Aufgabe, als er die Neugestaltung der Beckerschen Weltgeschichte in Angriff nahm. Seit dem Erscheinen der siebenten Auflage vor etwa zwanzig Jahren sind mehrere Werke dieser Art herausgekommen, hatten sich inzwischen festgesetzt und einen Vorsprung gewonnen, gegen den nun schwer aufzukommen war. Wir sind aber doch überzeugt, daß die Sache gelingen wird. So groß die äußerlichen Schwierigkeiten sind, so sehr wird die Lösung der Aufgabe durch die innern Eigenschaften des Beckerschen Werkes erleichtert. Es hat vor vielen andern Unternehmungen ähnlichen Charakters den großen Vorzug, daß es in den meisten Abtheilungen natürlich und objectiv mit den Dingen umgeht, alles Tendenziöse fernhält und die Kunst der Erzählung für die Menge der Gebildeten in hohem Maße besitzt. Ausgenommen davon ist allerdings der größeste Theil der neueren Geschichte, die viele Schwächen und Fehler hat. Wir setzen voraus, daß Schmidt hier eine völlige Umwälzung und Neugestaltung des Buches vornehmen wird. Die alte und mittlere Geschichte sind, wenn man nicht wegzieht, daß die siebente Auflage vor reichlich zwanzig Jahren erschien, in dem Charakter, welchen das Werk tragen sollte und trug, sehr tüchtig, consequent und gut gehalten. Es waren alle Resultate der damaligen Forschungen benutzt, die Erzählung selbst aber ohne gelehrten Apparat, ohne Polemik und Tendenz einfach, dabei doch mit Wärme und Anschaulichkeit vorgetragen. In dieser Hinsicht hat Beckers Weltgeschichte offenbar einen Vorzug vor denen von Rotteck und Schlosser und ist weit populärer, ohne dabei seicht zu werden. Rotteck ist zu sehr Parteimann, Schlosser zu sehr grämlicher Kritiker, und dabei ist des zweiten große allgemeine Weltgeschichte durchaus unkünstlerisch geordnet, der Faden wird jeden Augenblick abgerissen, um später wieder aufgenommen zu werden. Unter solchen Umständen war die Ansicht Schmidts gewiß die ganz richtige, daß man bei Becker im Wesentlichen Grund und Grundton unangetastet lassen könne und müsse. Beide sind solid und mit richtigem Takte gewählt. Man kann dem also zustimmen, sobald die Garantie gegeben ist, daß alle seitherigen Forschungen mit kritischer Genauigkeit benutzt und in ihren Resultaten aufgenommen werden. Und das ist geschehen, wie die vorliegende Bearbeitung der alten Geschichte durch Professor Gustav Hertzberg in Halle beweist. Wir haben seine Darstellung mit derjenigen der siebenten Auflage verglichen. Während man im Allgemeinen den Umfang beibehielt, sind überall die nothwendigen Aenderungen und Zusätze gemacht, geschichtliche wie stilistische. Das im Einzelnen zu verfolgen ist Sache der Fachzeitschriften; wir beschränken uns auf einige Winke. Daß die ganze reichhaltige Literatur der letzten Jahrzehnte, besonders Duncker's Werk, gewissenhaft benutzt wurde, tritt überall zu Tage. Beispielsweise nennen wir die Abschnitte von der hellenischen Urgeschichte, von den Gesetzgebungen Lykurgs und Solons, von den Gegensätzen der Perser und der Griechen und den Anfängen des Krieges, von der Blüthe Athens. So ist denn die alte Geschichte um einen Band, den vierten, gegen früher vermehrt worden. Jetzt ist nun das Mittelalter, welches Dr. Otto Rasemann in Halle übernommen hat, in der Bearbeitung begriffen. Von dem Ernst und Fleiße des Verfassers ist das Beste zu erwarten.

* Vincenz Fettmilch. Eine historische Erzählung aus der Geschichte der freien Stadt Frankfurt (1612—1616). Von Adolf Frank. Leipzig, Oehme. — Vincenz Fettmilch, Bürger und Lederkünstler in Frankfurt, war ein kühner Demagog und Führer der Volkssache gegen das Junkerregiment in der verworrenen und bekommenen Zeit kurz vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges. Ein höchst merkwürdiger Mann, der durch Unrecht und »Vergewaltigung« von Seiten des übermüthigen Adels und der Behörden seiner Vaterstadt aus seiner häuslichen und bürgerlichen Ruhe herausgerissen, zur Aufreizung der Massen und zum bewaffneten Aufruhr getrieben wurde und auf dem Schaffott sein Leben endete. Er war ein Mann von Geist und Energie, welche ihn, da er wirklich beleidigt war und das Recht vergebens gesucht hatte, zu grausamvoller Entschlossenheit, zum Mord und zur Empörung trieben. Ein Junker von Ufstein hatte mit Hülfe seiner in Frankfurt das Regiment führenden Sippschaft sich eines kleinen Besitzthums, welches Fettmilch vor dem Bockenheimer Thore hatte, widerrechtlich bemächtigt, um seine Villa zu erweitern. Der Beraubte suchte vergebens den Schutz der Gesetze nach; vergebens reichte er persönlich dem Kaiser Mathias bei Gelegenheit seiner Krönung eine Beschwerde ein. Die Patrizier wußten die Rechtserfüllung und Genugthuung zu hintertreiben. Da suchte sich Fettmilch in tiefster Erbitterung seinen eignen Weg, sammelte alle über die Uebergriffe und widerrechtlichen Handlungen des Raths unzufriedenen Elemente des Volkes um sich, wußte, als er aus der Stadt verbannt war, sich dennoch einzuschleichen, und brachte er sich in einen Leichenwagen nach Frankfurt bringen ließ, und bereitete einen Aufruhr vor, der im Jahre 1614 ausbrach, glückte und ihn zum Dictator der Stadt machte. Charakteristisch ist die Mäßigung, welche der merkwürdige Mann hierbei beobachtete. Die gefangenen Rathsherren wurden gut behandelt und außer der Demolirung der Ufsteinschen Villa keine Gewaltthat von seiner Seite gestattet, denn ein in der Judengasse verübter Excess ging gegen seinen Willen vor sich. Endlich von der Gegenpartei überwältigt, wurde er lange Zeit gefangen gehalten und im Jahre 1616 mit mehreren Genossen in der damals üblichen grauenvollen Weise hingerichtet. Kurz zuvor gestand er ein, zu Anfang der Bewegung einen Mordversuch gegen den Ufsteiner gemacht zu haben; man hatte damals keine Beweise gegen ihn gehabt. — Die Geschichte des Fettmilch ist von Rudolf Frank auf Grund sehr genauer und eifriger Studien in Novellenform erzählt. Sie hat einige Verwandtschaft mit der Sache des Kohlhaas und erregt durch die Begabung und den eisernen Willen Fettmilchs Interesse. Des Verfassers Kraft reicht allerdings nicht hin, um die Aufgabe, die er sich gestellt hat, zu lösen. Einige Scenen sind recht lebendig, anschaulich und gut geschildert, aber im Ganzen fehlt die Kunst der Erzählung. Das zeigt sich in allzuhäufigen Wiederholungen und Reapplicationen; in einigen Partieen ist die Darstellung zu breit, in anderen wieder zu kurz, der Dialog wuchert oft und verflüchtigt das Objective. Es ist schade, daß dem so ist, denn die Geschichte hat ganz vortreffliche Elemente für eine belebte und kunstvolle Novelle oder einen kulturgeschichtlichen Roman, da das Ereigniß nicht vereinzelt dastcht, sondern eine Fülle von Parallelen im damaligen Städteleben aufzuweisen hat. Die Charakteristik mehrerer Figuren, z. B. des Junkers, des Fettmilch, eines prophetischen Schneiders, des Kaisers Mathias, hat manche sehr gute Züge aufzuweisen. Der Gedanke, den jüdischen Jargon in den Dialog einzuführen, gereicht der Erzählung durchaus zum Nachtheil.

* Bremen, 28. November. Das Programm der gestrigen Versammlung des Künstlervereins bildete ein Vortrag des Herrn Dr. W. Pieper über Diderot und sein Verhältniß zur Schauspielkunst; ferner eine vierhändige Sonate für Pianoforte von Rudolf Nagel, welche vom Componisten und Herrn L. Rademann gespielt wurde. Aus dem Vortrage heben wir Folgendes hervor: »Diderot war ein Mann, der unter den Franzosen ohne Zweifel der scharfsinnigste und gelehrteste Kunstkenner gewesen ist; der in den französischen Kunstbegriffen nicht minder durchgreifend aufgeräumt hat, als Winckelmann, Lessing, Goethe und Schlegel unter den deutschen; ein Mann endlich, der nach Goethe's Ausspruch »nahe genug mit uns verwandt war, wie er denn in Allem, weßhalb ihn die Franzosen tadeln, ein wahrer Deutscher war.« Ein französischer Kritiker, M. Génin, bethätigt diesen Ausspruch, indem er sagt: Diderot war ein deutscher Denker, der zufällig in Frankreich geboren wurde. Dem leidenschaftlich bewegten, aber feine eigene Corruption, namentlich aber über Perrücke und Reifrock, Form und Convenienz gründlich klafterten Zeitalter Ludwigs des XV. konnte nur eine Richtung in der Kunst zusagen — die Umkehr zur Natur, oder besser gesagt zur Natürlichkeit. Die Natürlichkeit wurde dann ein bischen weit getrieben, und Diderot, ihr feurigster und rücksichtslosester Vorkämpfer, hat sich durch seine Vorliebe zum Paradoxen manchmal zu den größten Verkehrtheiten hinreißen lassen, wie denn sein Versuch über die Malerei von Goethe wohl nur übersetzt wurde, um in den Anmerkungen seine Widerlegung oder Berichtigung zu finden. Auch die dramatische Kunst sollte zur Natur umkehren, und Diderot schrieb den Familienvater, der denn seinerseits wieder der Vater einer endlosen Masse von Naturstücken wurde; »und dieses Gesindel«, sagt Goethe, »hat in der Folge auf dem deutschen Parnaß nur allzu sehr gewuchert.« In der Beurtheilung der Schauspielkunst hat Diderot keineswegs den Maßstab des Natürlichen angelegt; vielmehr ist sein Paradox über die Schauspieler die am wenigsten paradoxe von allen Diderot'schen Abhandlungen und reicht sich würdig den bedeutenden Winken über diese Kunst an, welche sich in Shakspere's Hamlet, in Lessing's Dramaturgie und in Goethe's Wilhelm Meister finden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 ß Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 6.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 49. Bremen, 8. December. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Das Trimalcio-Fest in Hannover. Von Wilhelm Andreae.
Heinrich Zeise als Tyrtäer. Von H. J. Wolkenhauer.
Musikalische Notizen.
Literatur und Kunst.

* Das Trimalcio-Fest.

(Gefeiert im Februar 1702 im kurfürstlichen Schlosse zu Hannover *).

Von Wilhelm Andreae.

Als ob der wüste Taumel der Vergnügungen der alleinige Zweck des Lebens, und als ob den höheren gesellschaftlichen Kreisen des 17., zum Theil auch noch des 18. Jahrhunderts die Lebensstunden knapper als den Kindern des 19. Jahrhunderts zugemessen gewesen wären, tauchten sie bis zum Ersticken sich tief in ein Meer von sinnlichen Genüssen und leerten alltäglich den süßen Giftbecher der Lust bis auf die Hefe.

Der Kurfürst Ernst August war bei aller seiner Tugend und bei allen seinen wirklich guten Eigenschaften ein Kind seiner Zeit, der Thorheiten und Auswüchse derselben. Französischer Mode und Sitte konnte auch er sich nicht entziehen, und besonders in Betreff französischer Renommisterei wußte er es jedem deutschen Fürsten gleich zu thun. Fast jeden Tag war Ball oder Schauspiel, und die hannoverschen Carnevalsfestlichkeiten hatten einen Namen in Europa. Französische und deutsche Komödien und Opern wechselten ab mit Diners, Soupers, Bällen und Maskeraden. Die Prediger waren freilich mit solchen Vergnügungen und besonders mit diesen „Carnevalsfestlichkeiten gar übel zufrieden und gingen in denen Predigten gar deutlich dagegen los", aber vergebens. Ernst August hörte die Reden seiner unerschrockenen Prediger gelassen mit an und that doch, was er wollte.

Die Franzosen, welche damals in der Mode, in der Kunst, Literatur und in den gesellschaftlichen Vergnügungen die Tonangeber in Europa waren, ahmte er in allen Stücken sklavisch nach. Selbst die großen Gärten hinter dem im Jahre 1698 vollendeten Schlosse zu Herrenhausen wurden nach dem geschmacklosen eintönigen französischen Geschmacke angelegt, durch griechisch-mythologische plumpe, unschöne Standbilder, gekappte Bäume und große geschorene Heckengänge verunziert. Diese Heckengänge sammt dem offenen Theater zwischen denselben könnten von mancher wilden Orgie erzählen und manches Liebesabenteuer und Liebesgeheimniß ausplaudern! Ja, sie allein nur könnten es, denn die Genossen dieser Freuden haben ihre Memoiren nicht aufgezeichnet, und der schönste und leichtfertigste Cavalier, der ritterliche Graf von Königsmark, der Bruder der schönen Aurora, war todt; Mörderhände, gedungen von der eifersüchtigen Gräfin Platen, hatten ihn im kurfürstlichen Schlosse vor einigen Jahren auf ewig stumm gemacht, und die Gemahlin des Kurprinzen Georg büßte ihre Liebe zu ihm mit ewiger Gefangenschaft im Schlosse zu Ahlden!

Hinsichtlich des Raffinements, wenn auch nicht in des Wortes niedrigster Bedeutung, übertraf der kurfürstliche Hof noch den von Versailles. Die gewöhnlichen Carnevalsfestlichkeiten veralteten endlich und genügten nicht mehr, und somit verfiel man zur Abwechselung und Verfeinerung der Vergnügungen auf die Gastereien der alten Römer und suchte mit Hülfe von Leibniz, der in solchen Fällen den maître des plaisirs zu machen sich genöthigt sah, das von dem römischen Schriftsteller Petronius geschilderte Trimalcio-Fest nachzuahmen. Dasselbe wirft ein so vortreffliches Schlaglicht auf die damalige Zeit und besonders auf die Hofsitte derselben, daß wir es uns näher ansehen wollen.

Diejenige Seite des großen Saales im Schlosse, welche der Gallerie zugewandt ist, hat in der Mitte eine große Pforte und zwei kleine Thüren zu beiden Seiten. In den beiden Ecken der entgegengesetzten Seite steht ein Büffet mit silbernem und goldenem Tischgeschirr, nebst Vasen von einer außerordentlichen Größe, angefüllt mit allen Arten feiner gebrannter Getränke und vorzüglicher Weine. Zur Linken erhebt sich eine Art Tribüne für die mit schmetternden Instrumenten versehenen Musiker. Die Tafel selbst, von beträchtlicher Länge, steht in der Mitte des Saales, dem Haupteingange gegenüber. Nicht mehr als zehn Gedecke befinden sich auf derselben, aber alle sind wegen der Betten für jeden Tischgenossen in einer gemessenen, ziemlich weiten Entfernung von einander. Obgleich freilich bei den alten Römern drei und noch mehr Personen sich mit einem Bette begnügten, findet man es hier doch passender und bequemer, jeder einzelnen Person ein Lager zu gestatten.

Zwischen dem Büffet und der kleinen Thür rechts ist eine aus verschiedenen Waffen zusammengesetzte Trophäe angebracht, unter welcher sich in französischer Sprache folgende Verse befinden:

Siegreicher Harnisch, rostiger durch Bein gemacht
Als durch das Blut des Feindes in der Schlacht!

An jeder Seite dieser Waffentrophäe ist ein Wahlspruch mit einem kleinen Bilde, welches von Harnischen und Sturmhauben getragen wird, angebracht. Der eine dieser Wahlsprüche läßt eine Biene mit folgender Inschrift in italienischer Sprache sehen: „Kleiner

*) Bruchstück aus einem demnächst erscheinenden Romane „Leibniz."

Digitized by Google

Körper und großer Muth.“ Der andere zeigt eine Spinne in ihrem Gewebe mit diesen Worten: „Ich verwickele mich oft in mein Gespinnst.“ An der andern Seite, zwischen der Thür in der Ecke links und der Tribüne der Musikbande, ist eine Trophäe von Flaschen und durch einander gewürfelten Gläsern mit diesen Worten: „Dies alles hat Er (Trimalcio) ausgetrunken.“ An der einen Seite der Trophäe ein Schwein, welches Trüffeln ausgräbt, mit halb lateinischen, halb französischen Worten:

Ich bereite Leckerbissen für die Tafel,
Mein Rüssel dient zu eurem Vergnügen.

An der andern Seite sitzt ein Papagei in einem Käfich, mit der Inschrift: „Man hat ihn gern, er gefällt, und er weiß nicht, was er spricht.“ Die Tafel ist der Länge nach mit neun Paradegerichten besetzt, aber diejenigen Schüsseln, deren Inhalt zum Essen dienen soll, stehen an beiden Seiten, ganz in der Nähe der Festgenossen, so daß jeder deren mehrere ganz bequem erreichen kann. In der Mitte des Tisches steht eine Schüssel mit lebendigen Fischen, und an jeder Seite zwei Satyrn, welche dieselben mit Wasser begießen, als sollte es als Sauce dienen. An jeder Seite befindet sich ein mit Stroh angefüllter Korb, auf dem ein Huhn sitzt, welches im Begriff ist, Eier zu legen. Rechts daneben ein Esel, der ruhig seine Last trägt, welche aus zwei mit Salat und Oliven angefüllten Säcken besteht. Links ein in der Form eines Greifen zubereiteter gespickter Braten, im Begriff scheinend aufzufliegen. Rechts vom Esel eine Pastete, in deren Innern sich lebende Vögel befinden. Links vom Greif ein Gatter mit Fischen darauf. Endlich als letzte Paradegerichte an der äußersten rechten Seite der Kopf eines wilden Schweins und diesem gegenüber am äußersten Ende links ein Igel.

Die Tischgesellschaft ist nach römischer Weise costümirt; überdies sind die Männer mit Lorbeer-, Epheu- oder Blumenkränzen geschmückt. Der Poet Cumolpus, in der Person des Abbé Mauro, sitzt, um genau verstanden zu werden, dicht neben dem Kurfürsten, dessen Tochter, der Königin von Preußen, die zufällig in Hannover bei ihren Eltern anwesend ist, und deren Bruder Maximilian. Leibniz, der andere Nachbar des Poeten, hat das Amt, ihn zu unterbrechen. Dann folgen die Frau von Schulenburg, der Italiener Marquis Quirini, der Erbauer des Herrenhäuser Schlosses, Frau von Kielmannsegge, ferner Fortunata, in der Person des Fräuleins von Pelnitz, und endlich Trimalcio, welcher vom Herrn Raugrafen dargestellt wurde.

Aus diesen zehn Personen besteht die seltsam zusammen gewürfelte Tischgenossenschaft, die indessen in dem Vorschneider noch ein übergähliges Mitglied besitzt, welcher zwischen Trimalcio und der Königin von Preußen seinen Sitz hat.

Als die genannten fürstlichen Personen eintreten, sitzen oder liegen vielmehr die andern Tischgenossen, außer Trimalcio, der erst später erscheint, bereits auf ihren Betten, und ein Sklav ruft ihnen zu: „Den rechten Fuß vor!“, weil anders einzutreten bei den Römern als ein böses Vorzeichen galt. Ein zweiter Sklav ist beauftragt, die Herrlichkeit und die Thaten des Trimalcio herzuzählen, den Herrschaften das Büffet zu zeigen, die Siegeszeichen, die Inschriften und Wahlsprüche, sowie auch über die verschiedenen Gerichte Aufklärung zu geben. Sie durchschreiten den Saal von rechts nach links, während der Sklav ihnen gleichfalls Plätze anweist und sie auffordert, zu speisen; Trimalcio, meinte er, würde sogleich erscheinen. Um die Zeit bis zu seiner Ankunft indessen auszufüllen, liest der Poet folgende von Leibniz in französischer Sprache verfaßte Alexandriner auf den Ruhm Trimalcio's vor:

Die Römer siegten stets, zu Land und auf den Meeren,
Gewonnen war die Welt bereits von ihren Heeren,
Der ganze Erdenkreis war schon in ihren Händen,
Und suchten doch, wo sie noch neue Feinde fänden,
Ob unter'm Himmelszelt wohl noch für ihre Heere
Ein Winkel, reich an Gold und gold'nen Schätzen wäre.

Nach diesen Worten unterbricht Leibniz den Dichter, indem er sagt:

Wahrhaftig, o Poet, wahrhaftig, dein Gedicht
Verkündet uns den Ruhm des großen Helden nicht!

Der Dichter entgegnet:

Ich treffliste Euch nur eine Ehrpete
Im welcher ich den Ruhm des Römervolks erhoben,
Doch da Ihr die Kritik nicht liebet, wie ich seh',
Ehrerche ich und will Trimalcio nun loben.
Ich will die Thaten nun des großen Helden singen,
Der einen kleinen Leib, doch großen Muth besaß,
Man sah ihn ohne Furcht und ohne Mühe ringen,
Und staunend sah man ihn gleichwohl ohn' Unterlaß.
Wenn Bacchus ihn geschwächt, trieb Mars ihn wieder an,
Man staunte, wenn er krank und stärkte den Kaschen,
Und Rom errichtete dem heldenmüth'gen Mann
Ein pomphaft Monument von nur gebrochnen Flaschen.

Seinen Blick nach oben richtend fährt der Poet fort:

Ihr Musen, denen nichts verborgen ist, vernehmet,
Wie er so großes Glück und hohen Ruhm gewann,
Er selber hat ja oft zu rühmen sich bequemet,
Denn in der Rede auch ist er ein ganzer Mann.
Und was er spricht und thut, ist weise und vernünftig,
Selbst die Geschichte merkt die Reden sich sofort;
Apollo's Schwesternschaar, erleuchte du uns künftig,
Und heute uns den Sinn von seiner Weisheit Wort!

Jetzt wendet sich der Dichter an Fortunata, die fingirte Gattin Trimalcio's, mit folgenden Worten:

Euch, würd'ge Hälfte des verehrungswürd'gen Helden,
Schöngeister-Königin, Euch weih' ich mein Gedicht,
Nicht Uebertreibung soll, nicht Fabel soll es melden,
Da Ihr ja selbst von ihm geliefert den Bericht.
Er ist im Felde groß, bei Tisch, im Kabinette,
Ihr selber ehret ihn, durch Eurer Ehe Licht,
Ihr bringet das Verdienst der Sterblichen an's Licht,
Das Blitzlak fürchtet Euch, doch meidet es Euch nicht.

In diesem Augenblicke vernimmt man Schlachtenlärm von Instrumenten, und der Dichter fährt fort:

Doch welcher neue Ton dringt da zu unsern Ohren?
Woher der Schlachtenlärm, die Sinne zu berücken?
Vergesset nun den Ernst, darin wir uns verloren,
Da kommt Trimalcio, der Held, und zu beglücken!

Während dieses Vortrages erscheinen die Kurfürstin, der Herzog von Celle, der Kurprinz Georg Ludwig, dessen Cousine Wilhelmine Amalie, die Fürstin von Kurland, nebst einigen andern adeligen Damen im Saale als Zuschauer, und unmittelbar darauf tritt der Held des Festes, Trimalcio, ein, und zwar in folgender Weise: Durch die kleine Thür links schreitet ein Jäger an der Spitze eines Zuges, welcher aus als Sklaven gekleideten, Wachslichter in den Händen tragenden Pagen und aus acht Musikanten besteht, welche Blasinstrumente spielen. Hinter ihnen zwei Trommelschläger, gleichfalls in Sklavengewändern. Dann folgt der Vorschneider in einer römischen Toga, und hinter ihm Trimalcio selbst, von Sklaven getragen und von Jägern an beiden Seiten umgeben. Seine Kleidung ist der des Kaisers Nero nachgebildet, wie man sie auf den uns noch erhaltenen Bildnissen erblickt. Dem Helden des Festes folgen drei singende Sklaven, deren jeder ein Geschirr von beispielloser Größe in den Händen trägt. Zwei Musikanten, welche Schriften tragen, schließen den seltsamen Aufzug, der unter den Klängen der Musik zwei Male in gerader Linie den Saal durchschreitet, wobei die Sklaven, welche die Riesengefäße tragen, folgende Verse singen:

Am Hof und auf den Schlachtenfeld
Man ihn in großen Ehren hält,
Denn was durch Wein und Kampf entsteht,
Ihm nicht sehr tief zu Herzen geht.

Digitized by Google

Von Zeit zu Zeit vernimmt man einzelne Waldhörner, Trommelwirbel und andere Instrumentenklänge, wodurch ein großer Kriegslärm erzielt werden soll.

Der Held Trimalcio trägt eine Lorbeerkrone, wie sie von römischen Feldherrn getragen wurde, welche siegreich aus dem Felde heimkehrten. Den Kopf steif in die Höhe haltend, die beiden Hände in die Seiten stämmend, nimmt er eine sehr ernste Miene an und schaut stolz, zufrieden und wie ein großer Siegesheld darein. Die Papiere, welche von den Musikanten getragen werden, sind mit Heldenliedern beschrieben, welche man auf unsern Helden und seine bemerkenswerthesten Thaten gemacht hatte und die, wie der Poet bemerkte, ihm an verschiedenen Enden der Erde zu Händen gekommen waren.

Nach diesem pomphaften Siegeszuge langte man Trimalcio von seinem erhabenen Gestell herunter und legte ihn auf sein Bett, an der linken Seite der Tafel. Bald darauf richtete er sich ein wenig in die Höhe und bat die Tischgesellschaft um Entschuldigung, daß er sie so lange habe warten lassen; er habe sich nämlich erst baden müssen. Sodann forderte er die Gesellschaft auf, vergnügt zu sein und sich ganz der Freude hinzugeben, weil sein Liebling sich heute zum ersten Male rasiren lasse. Die Leser werden sich nämlich erinnern, daß die Alten diesen Tag unter besondern Formalitäten feierten, und daß selbst Könige ihre Söhne zu befreundeten Fürsten sandten, mit der Bitte, bei dieser Festlichkeit Pathenstelle bei den jungen Leuten zu bekleiden, denen dann nach vollendeter Ceremonie die Ehre zu Theil wurde, Waffen tragen zu dürfen. Dieser Liebling war ein Zwerg, und zwar ein eben so häßlicher wie der des alten Trimalcio, von dem uns Petronius berichtet. (Puer votulus, lippus Domino Trimalcione deformior).

Der Zwerg verbeugte sich, und Trimalcio wandte sich an seinen Vorschneider und rief langsam und gemessen: „Schneide!“ Der Vorschneider war nämlich Monsieur Schneide benamset, damit Trimalcio, der mit seinen Worten außerordentlich sparsam war, wenn er „Schneide!“ rief, zu gleicher Zeit rufen und befehlen konnte. Alles nach dem Vorbilde seines römischen Vorgängers Trimalcio, dessen Vorschneider Carpus hieß. Wenn dieser sagte. Car — pe! so wurde der Vorschneider zu gleicher Zeit gerufen und an seine Obliegenheit erinnert. Monsieur Schneide also zerlegte zunächst den Fisch, den er seinem Gebieter überreichte, während alle übrigen Anwesenden von einem Pagen in Sklavenkleidung bedient wurden. Sie ließen sich, je nach ihrer Wahl, bald Fleischspeisen, bald andere Schüsseln reichen. Was aber das Trinken anbetraf, so durfte Niemand das Glas ansetzen, ehe nicht Trimalcio getrunken hatte. Erst als er den Fisch verzehrt hatte, forderte er zum Trinken auf, indem er rief: „Laßt uns trinken, meine Freunde, laßt uns trinken! damit wir die Fische, welche wir verzehrt haben, eben so in vollem Meere schwimmen lassen, wie ihr diese Fische hier in der Schüssel schwimmen seht!“ Indem er auf die lebenden Fische zeigte, reichte ihm ein Sklav einen Becher mit Wein, und die Gesellschaft sang:

Ein großer Ruhm war Cäsars Wahl,
Lucullus lieb' ein gutes Mahl,
Trimalcio aber trinket gern,
Doch nur mit Wasser bleibt ihm fern.

Während dieses Gesanges ahmten sämmtliche Sklaven den Donner der Kanonen nach, indem sie ihre Zeigefinger, welche sie in den Mund, an die aufgeblasenen Wangen hielten, rasch fortschnellten. Sodann forderte Trimalcio seine Gäste auf, Eier zu essen, welche seine Henne gelegt habe. Man war überrascht, zu sehen, wie das Huhn mit den Flügeln schlug, als man die Eier fortnehmen wollte. Indem Trimalcio die Geschicklichkeit seines Kochs bewunderte, forderte er den Vorschneider auf, jedem der Gäste ein Ei zu reichen. Aber wie staunten diese, als sie bei Oeffnung derselben halb ausgebildete Küchlein in ihnen zu sehen glaubten! Trimalcio nahm seinen Gästen aber sogleich die Furcht, indem er ihnen bewies, daß es Ortolanen wären, die durch die Geschicklichkeit seines Kochs hineingeschafft worden waren. Zu gleicher Zeit sah man die Körbe, auf denen die Hennen lagen, sich öffnen und zwei Kinder von vier bis fünf Jahren daraus hervortreten und zum Tanze sich anschicken. Eine ähnliche Erscheinung fand auch bei dem römischen Trimalcio statt. Unser deutscher Trimalcio benutzte diese Gelegenheit, um einige moralische Betrachtungen über die Geburt der Kinder anzustellen. Sodann forderte er wieder zum Trinken auf, indem er meinte, daß Mars und Bachus dieselben Neigungen und Leidenschaften hätten. Während sämmtliche Anwesende das Glas zum Munde führten und auf seine Gesundheit tranken, sangen sie folgenden französischen Canon:

O Günstling du des Glückes,
Trimalcio, edler Held,
Es kümmert dich gar wenig
Das Weibervolk der Welt,
Jedoch der Durst, der Durst ist's,
Der dich in Fesseln hält!

Die Anwesenden forderten Trimalcio auf, seine Frau Fortunata, welche am Büffet beschäftigt war und Befehle austheilte, kommen zu lassen. Er ließ sie durch einen Sklaven rufen, und, da sie nicht schnell genug gehorchte, ließ er sie seinen Unwillen fühlen. Endlich erschien sie, ganz als Römerin gekleidet, ihre Haare mit goldenen Münzen aus den Zeiten der ersten Kaiser und selbst mit einigen Diamanten geschmückt, den Hals aber mit goldenen Ketten. Sie streckte sich auf dem Bette neben dem ihres Gatten nieder, nachdem sie von den Tischgenossen den Dank für die Erfindung des Festes und ihre Bewirthung entgegen genommen hatte. Aber in ihrer Bescheidenheit erkannte sie ihrem Manne allein alles Verdienst zu, der seinerseits wieder seine Frau mit Lobsprüchen und Schmeicheleien überhäufte. Die Versammlung stimmte ihm bei, worauf Fortunata das Glas ergriff und auf das Wohl der ganzen Gesellschaft leerte, die bei dieser Gelegenheit folgendes Lied sang:

Klein ist unser Held zwar nur,
Doch ein Teufel ist' an Kraft,
Seine Weisheit und Bravour
Haben ihm viel Ruhm verschafft.
Doch bei Tisch, bei Tisch! — ich wette:
Wirkt er mehr noch als im Bette.

Dann forderte Trimalcio wieder auf zu trinken und sagte: „Laßt uns Falerner trinken, meine lieben Freunde!“ Unter dem Falernerweine verstand er nämlich feinen Tokayer. Die Anwesenden sangen mittlerweile ein Lied, in welchem sie ein Abenteuer Trimalcio's, in der Oper zu Wien, mit einer Dame und deren eifersüchtigem Galan verherrlichten. Wir lassen es unübersetzt, weil es, obgleich von Leibnig verfaßt, bei unsern Lesern Anstoß erregen könnte.

Während des Gesanges entfernte man von der Mitte des Tisches die Schüssel mit den lebenden Fischen nebst den Satyrn und stellte einen Thierkreis mit den zwölf Himmelszeichen an ihren Platz. Unter jedem dieser Himmelszeichen befand sich eine Schüssel, deren Inhalt in Beziehung zu dem Einflusse jedes Himmelszeichens stand. Trimalcio benutzte sogleich diese Gelegenheit zum Vortrage einer spaßhaften Astrologie, ähnlich derjenigen, welche der Römer Petronius uns aufgezeichnet hat. Am Schluß seines Vortrages erging man sich in Ausbrüchen der größten Verwunderung über seine außerordentliche Weisheit und Beredsamkeit. Der Poet zeichnete sich besonders darin aus. Trimalcio fand sich deßhalb bewogen, Fortunata um den Katalog seiner Bibliothek zu bitten.

Digitized by Google

um die Quellen anzugeben, aus denen er so große Gelehrſamkeit geſchöpft habe. Sie hatte ihn »zufällig« in der Taſche und begann zu leſen. Die Bücher hatten alle komiſche Namen, und er unterbrach die Vorleſerin am Schluß eines jeden bedeutenden Werkes, um die vorzüglichſten und ſchönſten Stellen deſſelben ſogleich anzugeben und ſeine Bemerkungen darüber zu machen. Nach Beendigung dieſer Vorleſung wurde die Bewunderung der Zuhörerſchaft durch einen Sklaven unterbrochen, welcher den Geſang einer Nachtigall ſehr täuſchend nachahmte und dann ein Lied ſang, in welchem er nachwies, daß Trimalcio doch mehr Macht als Weisheit beſitze, indem er ſelbſt fliehend ſeine Feinde noch zu verjagen wiſſe. Dieſe Heldenthat fand zu Wießloch, unweit Straßburg ſtatt, und das Lied ſchließt, wie folgt:

Goclet ſtürzte in die Tiber ſich hinein,
Darum wird er ewig hoch geſchätzt,
Doch Trimalcio fiel in den Rhein,
Und die Biellen ſtanden ſtill, entſetzt.
Und ein Grüſchchen Tuſche, welches er zum Glücke
In der Taſche hielt, erweichte ſich,
So daß ſich das Waſſer in dem Augenblicke
Und die Stirn ſich ſchwärzte, über die er ſtrich.
Und der Feind hat die Verfolgung raſch vergeſſen,
Da er einen Teufel nun in ihm entdeckt,
Unſer tapfre Held ſalvirt ſich indeſſen,
Flieht, indem er fliehend ſeinen Feind noch ſchreckt.

Nach dieſem Geſange erhob ſich Trimalcio von der Tafel, mit der Bemerkung, daß er gleich wiederkommen werde. Die Tiſchgeſellſchaft hatte alſo Muße, ſich einige Augenblicke von ihrer Bewunderung zu erholen.

Als er nach ſeiner Rückkehr ſich wieder auf ſein Bett gelegt hatte, reicht ihm eine als Bacchus verkleideter Sklav einen Becher. »Trinke«, ruft er aus, »ihr Freunde, ich habe Bacchus in meiner Gewalt!« Während er trinkt, ſingt die Geſellſchaft ein Lied, welches von ſeiner Heldenthat in Ungarn handelt. Der Held war nämlich bereits von den Scyten gefangen und verdankte die Rettung nur ſeinen Sporen. Die Gefahr der damals ihm bevorſtehenden Sklaverei führte Trimalcio durch eine nahe liegende Gedankenverbindung auf das Glück der Freiheit überhaupt, und dem Sklaven den Becher zurückgebend, ſagte er zu ihm: »Ich gebe dir die Freiheit!« Der Sklav griff raſch nach ſeinem Hute — es war dies das Zeichen der Freiheit bei den Alten — welcher auf dem Kopfe des wilden Schweines bis dahin geſtanden hatte, und bedeckte ſein eigenes Haupt damit. Dann kehrte er zu Trimalcio zurück. Zu gleicher Zeit öffnete man die Paſtete, und ſiehe da! es flogen lebende Vögel daraus hervor, welche die dem Sklaven geſchenkte Freiheit andeuten ſollen.

Trimalcio indeſſen verlangte noch mehr zu trinken und erörterte, das Glas in der Hand, die wichtigſten philoſophiſchen Fragen, beſonders denjenigen Punkt, ob wir in der That einen freien Willen haben, oder ob wir Sklaven unſerer Leidenſchaften und der Verhältniſſe ſind. Mittlerweile ſingt die Tiſchgeſellſchaft:

Gemiſſenhafte und gerechte Obrigkeit
Iſt Hauptbedingung unſers Erdenglücks,
Die Themis ſelbſt bedarf oft langer Zeit,
Ihr Geiſt jedoch entſcheidet augenblicks.

Von der ſpeculativen Philoſophie ging er dann zur Moral über. Er ſprach über das Glück derſelben und ſtellte Betrachtungen über die kurze Dauer unſerer Glückſeligkeit an. Dieſer Gedanke führte ihn auf ſein Teſtament, welches er ſich von Fortunata erbat. Während dieſe es ſuchte, wurden die zwölf Himmelszeichen fortgenommen und die Figur des in einen großen Mantel gehüllten Aeskulap dafür an die Stelle geſetzt. Fortunata erſcheint nun mit dem Teſtamente; während Trimalcio daſſelbe entfaltet, hebt der Vorſchneider Aeskulaps Mantel in die Höhe und zeigt eine darunter verborgene Pyramide von feinem Backwerk. Leibnitz, dem das Teſtament überreicht wird, lieſt ſodann, wie folgt: Letzter Wille des Cnejus Pompejus Trimalcio Mäcenatiatus. 1) Wenn man mein Grabmal errichtet, ſo errichte man auch zu Füßen des Mauſoleums die Bildſäule meiner Hündin nebſt deren Jungen, aber nicht die Hunde ſelbſt. 2) Man ſoll alle meine Heldenthaten hinein graviren: wie ich in's Waſſer fiel, die Geſchichte mit dem Nebenbuhler in der Wiener Oper und die Heldenthat in Ungarn. 3) Man ſoll rings um mein Grab Weinreben pflanzen, um meine Manen zu entzücken. 4) Ich ſetze eine Rente aus für Häſcher, die nach Hunden zu fahnden haben, welche etwa in die Nähe meines Grabes kommen ſollten. 5) Meine Bildſäule ſoll mit einem Schlafrock und einer Nachtmütze angethan ſein, weil ich ſchon ſeit langer Zeit in Unthätigkeit lebte. 6) Alle meine Freunde ſollen an meinem Grabe Kurzweil treiben, ſie ſollen lachen, ſingen, tanzen und eſſen, aber auch ein Gläschen trinken, beſonders ungariſchen Wein. 7) Zu meiner Rechten ſoll Fortunata's Bildſäule ſtehen, in der einen Hand einen Theetopf, in der andern die Taſſe; auch ſoll zu ihren Füßen eine zerbrochene Flaſche und ein Kind, welches über die Verſchüttung des edlen Weines weint, abgebildet werden. 8) Ich hinterlaſſe meiner Fortunata meine Seufzer nebſt dreitauſend römiſchen Talenten. 9) Ich gebe alle meine Sklaven frei. 10) Folgende Grabſchrift ſoll man mir machen:

Hier ruht ein Mann, der im Geſichte blaß,
Nur mäßig aß, doch trinken konnte baß,
Trimalcio, das edle Blut,
Der ſich beſonders bei Tiſch hielt gut,
Der luſtig gelebt und ſelig geſtorben
Und ſchließlich dem Teufel die Rechnung verdorben.

11) Der Vollſtrecker meines letzten Willens ſoll der Poet Eumolpus ſein. 12) Bevor man mich beerdigt, warte man drei Tage, damit ich nicht wieder auflebe.

Cnejus Pompejus Trimalcio.
Habimnas und andere Zeugen. Agamemnon.

Während der Vorleſung des Teſtaments fingen die Sklaven an aus Leibeskräften zu heulen und Grimaſſen zu ſchneiden, um ihre Betrübniß über den dereinſtigen Tod ihres Herrn an den Tag zu legen. Trimalcio tröſtete ſie, indem er ſie aufforderte, immerfort zu trinken und die Geſellſchaft, welche gleichfalls nach Vernehmung des Teſtaments traurig geworden ſei, wieder zu erheitern. Trimalcio trank, und die Verſammelten ſangen eine Ballade, die von Tarquinius und der Lucretia handelt.

Während dies alles vorging, erſchien der Liebling Trimalcio's, der ſchon vorhin erwähnte Zwerg. Er ſetzte ſich neben ſeinen Herrn auf's Bett und wurde von dieſem mit Liebkoſungen und Küſſen überſchüttet. Fortunata, die darüber in Zorn gerieth, verlangte Entfernung des Lieblings von der Seite ihres Gemahls, ſchimpfte und ſagte ihm Beleidigungen. Trimalcio ſchimpfte wieder, und Fortunata warf ihm währenddeſſen das eine der Geſchirre an den Kopf, Trimalcio ihr hingegen ein Glas. Er will ſein Teſtament wieder umſtoßen, ſagt er, und will ihr weder Seufzer noch Talente hinterlaſſen. Doch tritt die Geſellſchaft vermittelnd und beſänftigend dazwiſchen, ſo daß ſie ſich wieder vertragen. Trimalcio ergreift ein großes Glas, um daſſelbe auf den wieder hergeſtellten Frieden zu leeren. Dazu ſingen die Tiſchgenoſſen einige italieniſche Verſe, unterhalten ſich dann und bringen verſchiedene Geſundheiten aus. Endlich ſingen ſie als Schlußlied noch folgende Reime:

Chloris Siege ſchaffen
Uns nur Thränen, Schmerz und Harm,
Mars mit ſeinen Waffen

Digitized by Google

Macht uns arm und macht Alarm,
Aber Eure Waffen
Machen unsre Herzen warm.

„Liebe Freunde“, ruft Trimalcio, „thut so, als ob ich todt wäre!“ Dann streckt er sich auf seinem Lager nieder und stellt sich todt. Die ganze Gesellschaft erhebt sich. Die Trommeln wirbeln, die Thüren öffnen sich, als ob sie durch eine herein stürmende Menge aufgerissen würden, die erschreckt durch das Trommelgewirbel, das Schloß bereits in Flammen stehend wähnt. Die Tischgenossen suchen sich durch die Thür links zu entfernen, aber sie wird ihnen von einem Sklaven vor der Nase zugeschlagen. „Man geht nur da hinaus, wo man herein gekommen ist!“ sagt dieser, und die Gesellschaft muß gehorchen. Nun hob man Trimalcio wieder auf die Schultern der Sklaven und zog in demselben Aufzuge wieder mit ihm ab, wie man gekommen war. Fortunata, welche seine herabhängende Hand erfaßt hatte, schritt an seiner Seite. So hielt man einen großen Umzug auf den Gallerien und durch verschiedene Zimmer des Schlosses.

Trimalcio wurde in seine Kammer gebracht, wo man ihn von seinen Heldenthaten, die man mit den Thaten des Herkules verglich, ausruhen ließ. Die ganze Gesellschaft war darüber einig, daß Trimalcio sich an diesem Tage selbst übertroffen habe, obgleich er nur „mittelmäßig“ getrunken hatte.

---

* Heinrich Zeise als Lyriker.

Von P. J. Willatzen.

Wohl kann man ein Herbstlied im Frühling lesen und herausfühlen, daß es schön und wahr empfunden und ausgedrückt ist, allein recht ergreifen wird es, recht genießen kann man es doch erst, wenn die Jahreszeit demselben entspricht, wie es denn mit dem Frühlingsliede ebenso der Fall ist. Wenn aber ein Herbstlied trotz des lachenden Maien, der den Leser umgiebt, dennoch ein fröstelndes Schaudern durch seine Seele ziehen läßt; wenn ein Frühlingslied, obgleich Regen und Sturm um die Wette das falbe Laub wirbelnd von den ächzenden Zweigen peitschen, den Leser, der sich an den wärmenden Ofen gerettet, die Wirklichkeit vergessen macht, so daß er sich in den knospenden, klingenden Wald versetzt wähnt: dann ist dies das beste Zeugniß für die Schönheit des Gedichts.

Wie nicht eben viele zeitgenössische Sänger im deutschen Dichterwalde, weiß Heinrich Zeise mit seinen volltönigen Liedern solchen Zauber zu üben. Sein Name ist schon seit einer Reihe von Jahren weit gekannt, da er bei seinem reichen lyrischen Vermögen einen Fleiß entwickelt, der selbst in unsrer jetzigen sangeslustigen Zeit außergewöhnlich ist. Mit fünfundzwanzig Jahren (1847) veröffentlichte Zeise seine erste Gedichtsammlung, die schon ein charakteristisches Gepräge und gewisse Formgewandtheit bekundete. Die „Lieder aus dem Norden“ und aus Wald und Haide enthalten manches anregende und gut ausgeführte Gemälde, und frisch und kühn erklangen seine Freiheitsgesänge. Im Jahre 1848 erschienen „Reiseblätter aus dem Norden“, denen bereits 1849 (es war ja die Zeit des schleswig-holsteinischen Krieges) „Kampf- und Schwertlieder“ folgten, welche mit andern mittlerweile neu entstandenen zusammen 1850 in einem stattlichen Bande vereinigt erschienen. Diese „Neueren Gedichte“ durchweht ein frischer Hauch, und namentlich sind die nordischen Bilder wieder gelungen. Der Sprachen des Nordens kundig, zeigte sich Zeise inzwischen auch auf dem Felde der Uebersetzungsliteratur thätig und veröffentlichte Uebertragungen werthvoller Werke Oersteds, Blichers und Anderer. Eine Reihe von Jahren lieferte der Dichter nun für mehrere angesehene Blätter Beiträge, die durch Klarheit der Gedanken, schöne Diction und gefällige Form Beachtung fanden, bis er jetzt mit einer dritten Sammlung vor's Publikum getreten ist. Das geschmackvoll ausgestattete und mit Illustrationen versehene Buch führt den schlichten Titel: „Aus meiner Liedermappe.“ (Altona, Verlag von Hermann Uslacker. 1861). In dieser Bezeichnung schon ist ein wesentlicher Charakterzug der Gedichte Zeise's ausgedrückt, denn grade durch ihre Schlichtheit zeichnen sie sich vortheilhaft aus. Da ist nichts Gekünsteltes, nichts Gemachtes, und eben daher mag es wohl kommen, daß diese Lieder so anmuthen, daß sie, wie vorhin angedeutet wurde, einen Zauber ausüben, der den Leser beherrscht und in die entsprechende Stimmung versetzt. Das erste Buch bietet Wald- und Wanderlieder, von denen wir gern Proben mittheilen würden, wenn es der Raum gestattete, so duftig und frisch sind sie. Im zweiten Buche sind „Kleine Lieder“ enthalten. Ein schönes Gedicht ist gleich das erste, „Lied und Blüthe“, welches beginnt:

So manches Lied, das ich gesungen
Und mit bewegtem Herzen schrieb,
Es ist verrauscht, es ist verklungen,
Und weder Wort noch Ton verblieb.
Und dennoch hat's in trüben Stunden
Zu frischer That das Herz geweckt,
Und hier und dort hat's manche Wunden
Mit mildem Balsam zugedeckt. —

Wahr und schön klingt es aus:

Kein voller Ton geht je verloren,
Kein frischer Trieb in Wald und Flur,
Du stehst sie immer neugeboren
In tausend andern Formen nur.

Voll Poesie sind ebenfalls die Lieder der Nacht. Ein drittes Buch besingt Lenz, Liebe und Wein, Themate, alt wie die Welt, ohne doch zu veralten.

Es folgen im nächsten Buche Lieder von Freiheit und Vaterland, und fast möchten wir diese Abtheilung zu dem Besten zählen, was der Dichter gesungen hat. Ist das nicht aus tiefstem Herzen gesungen, wenn es im prächtigen Gedichte „Vorahnung“ heißt:

Horch, klirrt nicht schon im Westen
Des Kriegers Eisenfaust,
So wie in Waldes Aesten
Die Windsbraut tobt und braust,
Und wird des Kampfes Wüthen,
Das sich stets lauter regt,
Zerknicken nicht die Blühen,
Die deutsche Kunst gepflegt?

O steigt aus morschen Särgen,
Ihr Helden alter Zeit,
Zum Kampfe gegen Schergen
Zieht wieder in den Streit.
Und wetzet eure Klinge
An Steinen fest und hart,
Ihr stolzen Taschinge
Der trüben Gegenwart.

Verschollen sind die Klänge
Der süßen Minnezeit,
Nur wilde Schlachtgesänge
Erschallen weit und breit.
Anstatt der Ros' und Myrthen
Im blondgelockten Haar,
Sieht du mit Schwertern gürten
Sich Deutschlands Jünglingsschaar.

Von den übrigen Gedichten dieses Buches erwähnen wir als besonders schwungholl: Das Schlachtlied, Hannibal ante portas, Den deutschen Argonauten und Finis Poloniae.

Digitized by Google

Die Terzinen zeugen von Fleiß und Gewandtheit. Der dreifach erforderliche Reim verleitet, ja zwingt oft zur Breite, doch hat Zeise das zu vermeiden gewußt, und ist grade hier besonders knapp und präcis. Als hervorragendes Gedicht dieser Abtheilung möchten wir das letzte: „Beim Betrachten einer Steinkohle" bezeichnen, in welchem er schwungvoll die erhabene Größe der in der Sündflut untergegangenen Urwelt schildert.

Unter den „Vermischten Gedichten" des sechsten Buches findet sich manche Perle. Eine der trefflichsten möchte sein: „Thalatta! Thalatta!"

Neben solchen Verherrlichungen der Natur finden sich aber auch kräftige Lieder, in welchen das Treiben der heutigen Welt gegeißelt wird, wie in „Moderner Götzendienst", hervorheben wollen wir noch „Der Schriftsteller, ein Pionier", in welchem sich Zeise schwungvoll und begeistert über die hohen, heiligen Ziele ausspricht, denen er mit seinen Gleichgesinnten tapfer nachringt. Dies Gedicht zählen wir unbedingt mit zu seinen gelungensten. Unter den zahlreichen erzählenden Gedichten verdienen besonders die genannt zu werden, in welchen Sagen oder Scenen aus Schleswig-Holstein geschildert werden, und namentlich erwähnen wir „Der Friesin Brautnacht", dem auch eine gelungene Illustration beigegeben ist.

Das siebente und letzte Buch führt den Titel „Mein Friedhof" und läßt in die tiefste Seele des Dichters einen Blick thun.

Das Gesagte und Gezeigte wird hinreichen, um zu beweisen, welch einen reichen Schatz an Poesie und die „Lieder-Mappe" unsers Dichters bietet. Er hat nicht nur seine frühern Leistungen übertroffen, sondern überhaupt eine Sammlung geliefert, die zu den besten der heutigen Erscheinungen gezählt werden kann; denn in dem ganzen Werke wußten wir auch nicht ein Gedicht, welches die Harmonie störte, obgleich es sich von selbst verbietet, daß nicht jedes gleichen Werth hat und dem einen Leser dies, dem andern jenes besser gefallen wird. Kaum aber möchte es einen für ächte Poesie Empfänglichen geben, der nicht erwärmt würde und wohlthuend angemuthet durch das Feuer, durch die reine Gluth in diesen Gedichten, der nicht jederzeit und in welcher Umgebung er sie auch genießt, ihnen einen ehrenvollen Platz in der poetischen Literatur unsers Volkes einräumen müßte. Verlangen wird's aber Niemand, daß in rauhen Tagen das Spätherbstes, unterm trüben, tristen Himmel, wenn rings die Natur arm, kahl und frierend uns umgiebt, die prächtigen Waldlieder denselben Zauber ausüben sollen, als wenn man im blühender Laube oder im duftenden grünen Walde, umflossen von den goldenen Strahlen der Frühlingssonne oder in der satten üppigen Pracht des Sommers diese Poesien auf sich wirken läßt. Dann erst kommen sie zur vollsten Geltung. Ebenso die tiefempfundenen Lieder der Nacht. Auch durch sie wird nur, wenn der Tag verrauscht ist, die verwandte Saite in der Brust des Lesers vollständig angeschlagen werden, so daß er die ganze Tiefe und Innigkeit nachfühlt und ihm ein klares Verständniß aufblüht.

Von Zeise dürfen wir hoffentlich noch manche schöne Gabe erwarten und wollen dem Dichter mit dieser Erwartung unsern freundlichsten Gruß zugerufen haben.

* Musikalische Notizen.

In diesen Tagen ist die neue deutsche Ausgabe der Werke von Georg Friedrich Händel um einen neuen Band, den zehnten, vermehrt worden; derselbe bringt uns den Samson in einer Fassung, die als die erste würdige und vollständige dieses großartigen Werkes bezeichnet werden muß und als solche freudig zu begrüßen ist. Das Directorium der Händelgesellschaft, — die Herren Chrysander, Rietz, Gervinus, Hauptmann, Breitkopf und Härtel —, haben bisher sehr richtig den Grundsatz verfolgt, daß vor allen Dingen die Aufgabe vorliege, die früher verwahrlosten, weniger bekannten Werke des großen Componisten zu Ehren zu bringen, da die Oratorien ersten Ranges in leidlichen Ausgaben vorhanden waren. Den Anfang haben daher folgende Schöpfungen Händels gemacht: Das Oratorium Susanna, Clavierstücke, das Schäferspiel Acis und Galatea, die Oratorien Herakles, Allegro und Penseroso, Semele, Theodora, Debora und die Johannespassion. Nachdem auf solche Weise mehrere Werke Händels, denen in früheren englischen und deutschen Ausgaben nicht ihr volles Recht geworden war, gleichsam die Auferstehung gefeiert hatten, werden die Musikfreunde es nun mit Freuden begrüßen, daß jetzt auch eins der gewaltigsten und bekanntesten Oratorien, der Samson, an die Reihe kommt, der nach wie vor eine der Hauptsäulen der Kirchenmusik ist. Er eröffnet mit dem Messias den Reigen der unsterblichen Werke Händels, in welchem neben jenen beiden besonders Josua, Judas Makkabäus, Jephta und Israel in Egypten glänzen. Samson wurde in den Jahren 1741 und 1742 componirt; die erste Aufführung hat im Coventgarden-Theater in London am 18. Februar 1743 stattgefunden. Der Text ist nach dem episch-dramatischen Gedichte „Samson Agonistes" von Miltou bearbeitet. Da die Natur dieser Poesie es mit sich brachte, daß der Recitativgesang einen sehr bedeutenden Raum in Anspruch nahm, so hat Händel auf Grund der Erfahrungen, welche durch die zahlreichen Aufführungen ihm an die Hand gegeben wurden, in seinem eignen Exemplar eine große Zahl von Aenderungen und Verbesserungen vorgenommen. Diese sind nun von Chrysander sorgfältig und gewissenhaft benutzt worden. Wir erhalten also vom Samson eine Ausgabe, welche alle früheren übertrifft und das Werk in seiner ganzen Schönheit hervortreten läßt. Dabei ist auch die Ausstattung durchaus würdig und vortrefflich.

Ein Choralbuch von Karl Reinthaler ist bei A. F. Cranz in Bremen erschienen. Es erklärt sich auf dem Titelblatte für ein bremisches Choralbuch und enthält sämmtliche Melodieen zu den Gesangbüchern beider protestantischen Confessionen in vierstimmiger Bearbeitung für Orgel oder Clavier. Wir dürfen indeß auch die Aufmerksamkeit unserer entfernteren Leser für das Unternehmen rege machen, da theils die Choräle der ganzen evangelischen Kirche angehören, theils die Bearbeitung von einer Autorität auf dem Gebiete des Gesanges herrührt. Ueberdies hat Reinthaler sich nicht auf die in den bremischen Gesangbüchern enthaltenen Choräle beschränkt, sondern eine Anzahl der schönsten älteren Kirchenmelodieen hinzugefügt; das ist sowohl von dem Gesichtspunkte einer möglichen Erweiterung der vorhandenen Gesangbücher zu loben als auch in allgemeiner Rücksicht auf die geistliche Musik sehr dankenswerth. Bekanntlich ist man überall bemüht, den Gesang in der Kirche zu reformiren und zu heben. So enthält denn das Buch eine Fülle von schönen alten und neuen Melodieen vom Ambrosianischen Lobgesange bis auf die Compositionsweise unserer Tage. Dabei sind die Rücksichten auf den guten Geschmack, der auf diesem Gebiete so oft gröblich verletzt worden ist, auf Orgel oder Clavier und auf vierstimmigen Gesangschor stets maßgebend gewesen. Haben also die Unternehmer den Dank der nächsten Kreise, für welche das Buch berechnet ist, verdient, so wird ihnen auch der des größeren musikalischen Publikums nicht fehlen. Die Ausstattung ist bis auf das unschön gedruckte Vorwort und das Inhaltsverzeichniß, dem ein Namenregister der Componisten beigegeben sein müßte, recht gut.

Die jüngst von uns erwähnte Concert-Ouverture zu Shakspere's Hamlet von Niels W. Gade ist kürzlich in Köln im Gürzenich zur Aufführung gekommen. Eine Verwandtschaft mit der Dichtung des großen Briten war nicht recht herauszufinden, und es bedürfte einer zweiten Vorrede zu dieser Vorrede, damit dieselbe verstanden werde im Sinne der Programmmusik. Musikalisch ist sie allerdings leicht zu verstehen, „und das — sagt Bischoff sehr richtig in der Kölnischen Zeitung — ist immerhin ein Vorzug bei einer Composition unserer Zeitgenossen. Unbegreiflich bleibt es aber, wie Musiker darauf kommen können, zu dieser Tragödie, die ganz und gar auf den psychologischen Räthsel des Charakters eines Individuums beruht, eine Ouvertüre zu schreiben. Und doch haben wir deren schon zwei bis drei gehört! — Eine zweite Neuigkeit desselben Concertes war ein Ave Maria für weiblichen Chor mit Orchester- (oder Orgel-)Begleitung von Johannes Brahms. (Opus 12.) Ein Chor von klangvollen Frauenstimmen besticht in der Regel schon an und für sich das Ohr, er mag singen, was er will: allein, wenn irgendwo, so ist eben bei Gesängen für ihn Melodie und Einfachheit der Harmonie die Hauptsache; gesuchte Stimmführungen und Modulationen, Chromatik, durchgehende, stark einschneidende Noten in der Begleitung stehen in offenbarem Gegensatz mit dem Charakter der weiblichen Stimmen, zumal in einem Gebete! Trotz der sorgfältigen Einübung, welche eine sehr reine und genaue Aufführung zum Resultat hatte, machte die Composition keinen bedeutenden Eindruck, da man, abgesehen von dem so eben Bemerkten, auch in den melo-

Digitized by Google

dischen Motiven Innigkeit und Wärme des Gefühls vermißte. — Aus dem Nachlasse von Franz Schubert kommt noch eine Claviersonate in die Oeffentlichkeit. — In Frankfurt a. M. hat man einen sehr schönen neuen Concertsaal gebaut, welcher 150 Fuß lang ist und alle Erwartungen zu erfüllen scheint. — Ein Violinconcert von Anton Rubinstein wurde im Gewandhause zu Leipzig zum erstenmal ausgeführt. Es enthält noch dem Urtheil der „Signale“ sehr bedeutsame Momente und interessirt durch Eigenthümlichkeit der Harmonie und Gewähltheit der Orchestration.

Bremen, 6. December. Im Privatconcert vom 3. d. hatten wir Herrn Concertmeister David aus Leipzig zu begrüßen. Der diesjährige Cyclus macht wieder gut, was der vorigjährige, allerdings ohne seine Schuld, verbrach; Clara Schumann, Joachim, David, welche wir im verwichenen Winter vermißten, haben gleich zu Anfang der jetzigen Saison nach einander uns die Freude ihres Besuches gewährt. Herr Concertmeister David spielte das Violinconcert von Felix Mendelssohn, ein theures Geschenk und Vermächtniß seines früh verschiedenen Freundes, der nur ein Werk dieser Art geschrieben, in demselben aber die ganze Feinheit und Anmuth seines Wesens wiedergegeben hat. Später trug unser Gast, dessen glänzende Aufnahme nicht erst erwähnt zu werden braucht, ein wirksames und brillantes Andante und Scherzo eigner Composition vor. Sollen wir noch eine Bemerkung hinzufügen, so ist es die, daß uns das Spiel Davids an diesem Abend ganz besonders weich erschien; an einigen Stellen des Mendelssohnschen Concertes hätten wir gern etwas mehr Mark und Energie gehabt; Eigenschaften, die übrigens sonst grade seinen Vortrag charakterisiren. Außer den beiden erwähnten Compositionen spielte er noch die Violinpartie einer Arie von Mozart, und zwar so schön, daß die mongelhafte Ausführung des obligaten Gesanges um so auffälliger war. Vermuthlich lag hier eine Gefälligkeit für Fräulein Antonini aus London vor, welche die Arie zu singen übernommen oder richtiger unternommen hatte, ohne ihrer Aufgabe irgend gewachsen zu sein, im Gesange wie im Vortrage. Etwas günstiger stellte sich die Sache für die Sängerin bei der bekannten Arie „Aß die theure Hand“ aus der „Nachtwandlerin“; allein das, was sie gelernt hat, steht doch in argem Mißverhältniß zu dem, was sie noch lernen muß. Wir wiederholen unsere neulich gemachte Bemerkung, daß man hierorts über ganz gute Gesangskräfte zu verfügen hat. — Das Orchester bereitete den Freunden des alten Hayden, dessen Zopf so viel geschmäht wird, aber immer noch ganz respectabel ist, ein Benefiz, indem es eine seine Symphonieen in Es dur, die dritte, ausführte; ein gar köstliches, prächtiges Werk mit einem wundervollen Adagio in G dur. Im Concertsaale hört man diese Symphonie selten, dagegen ist sie ein Liebling aller Dilettanten, welche den Componisten der Schöpfung noch für zuläßig erklären. Im zweiten Theile hörten wir noch die Ouverturen zur Vestalin von Spontini und zum Egmont von Beethoven. Ist der Abend also ein sehr genußreicher zu nennen, so mag die Tugend der Kürze, die er aufzuweisen hatte, noch nebenbei hervorgehoben werden.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Karl der Große. Tragödie. Von F. A. Maecker. — Straffend. Trauerspiel in 5 Akten. Von J. L. Klein. — Aus alten und neuen Tagen. Von K. von Alvensleben. — Annette von Droste. Ein Lebensbild. Von Levin Schücking. — Die deutsche Nation und das Kaiserreich. Eine historisch-politische Abhandlung. Von H. von Sybel. — Geschichte Schleswigs. Erster Band: Das heroische Zeitalter. Von L. Wiendarg. — Das alte Jerusalem und seine Bauwerke. Ein Beitrag zur biblischen Alterthumskunde. Von G. Unruh. — Greifensee. Roman in 2 Bänden. Von B. Abeken. — Ulrich von Hutten. Ein vaterländisches Gedicht in 20 Liedern. Von A. Schoenbach.

* Eine neue Auflage des bekannten Grundrisses der deutschen Literatur von J. W. Schaefer in Bremen hat die Presse verlassen.

Z. Gedichte von Karl Stelter. Zweite, ganz erneuerte Auflage. Leipzig, Cnobloch. 1862. — Seiner Zeit war bereits die Rede von dieser Sammlung, und zwar gleich nach dem ersten Erscheinen derselben. Hier tritt sie nun zum zweiten Male vor's Publikum, gesichtet und mit Neuem vermehrt. Hätten wir auch dem Verfasser noch strengere Selbstkritik bei den älteren Poesien gewünscht und können wir auch nicht die neueren Gedichte alle als gelungen und gleich werthvoll bezeichnen, so wird sich das Buch doch empfehlen und auf dem Weihnachtstische gar stattlich aussehmen. Eine weitere Anpreisung unsererseits dürfte als überflüssig erscheinen, und wir wollen nur unsere Freude darüber aussprechen, daß diese zweite Auflage der ersten so schnell hat folgen können.

* Von der in unserem Blatte neulich besprochenen Geschichte der Entdeckung Amerika's von J. G. Kohl sagt die „Europa“: Ein echteres Volksbuch wird es schwerlich geben. Fesselnd wie ein Roman, so daß es schwer wird, sich von ihm zu trennen, trägt es in seinen kleinen Raum Alles zusammen, was sich an geschichtlichem Stoff auffinden läßt, und macht uns mit den Abenteuern der Entdecker und ihrer Gefährten, mit den Landschaften, welche sie nach und nach betraten, mit den Einwirkungen ihrer Thaten auf die Indianer, auf die Wissenschaft und Kultur, den Handel und die Politik der alten Welt innig vertraut.

* Die Tragödie „Don Juan und Faust“ von Chr. Grabbe hat jetzt noch eine neue Auflage erlebt. — Die neulich erwähnte vierte Sammlung der Novellen von Paul Heyse (Kinnina, Andrea Deisin, im Grafenschloß, auf der Alm) ist in den Buchhandel gekommen.

* Die Zeitungspresse in Frankfurt a. M. ist in einem eigenthümlichen Streite mit der dortigen Theaterdirection begriffen. Diese hatte nämlich, da die Zeitungen ihren Unwillen durch tadelnde Kritiken erregt hatten, einigen Recensenten den freien Eintritt entzogen, während sie anderen, von denen sie Lob erwartete und erhielt, nach wie vor einen Platz anbot. Darauf haben nun die Redactionen der fünf großen Zeitungen Frankfurts den Beschluß gefaßt, jede Besprechung der Theaterleistungen bis auf Weiteres zu unterlassen.

* Der Bildhauer Diedrich Kropp in Bremen, dessen Standbild des heiligen Lukas als des Schutzpatrons der Künste, in Sandstein ausgeführt, kürzlich an der Façade des Künstlervereins-Lokals in Bremen aufgerichtet wurde, hat einen der Preise erhalten, welche bei der Concurrenz um die Errichtung der Schillerstatue in Hamburg ausgeschrieben waren. Für diese Concurrenz sind 27 Modelle eingegangen, von denen zwei zurückgestellt werden mußten, weil sie eine ganz gerrümmert eingetroffen war, das andere die aufgestellten Bedingungen nicht erfüllt hatte. Ueber die für zulässig erklärten 25 Modelle hatten folgende Preisrichter zu entscheiden: Dr. A. Abendroth, Dr. G. Buek, H. Kauffmann, J. C. H. Marchand, H. Marr, A. L. J. Meyer, Dr. H. Schleiden, Dr. H. Siemsen, L. Valentin. Die Entscheidung dieser Herren wurde am 19. November in folgender Weise getroffen: Erster Preis (Ausführung des Denkmals): Modell Nr. 1, Motto „Was wir als Schönheit hier empfinden, wird einst als Wahrheit und ewigegen gehn“, Künstler: Julius Lippelt in Hamburg. Zweiter Preis (240 Thlr. pr. Cour.): a, für die Figur Modell Nr. 4, Motto: „Der rechte Schöpe hilft sich selbst“, Künstler: R. Siemering aus Königsberg; b, für den Sockel Modell Nr. 24, Motto: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst“, Künstler: Louis Wichmann in Hamburg. Dritter Preis (200 Thlr. pr. Cour.): a, für die Figur Modell Nr. 3, Motto: D. K., Künstler: Diedrich Kropp in Bremen; b, für den Sockel Modell Nr. 2, Motto: „Den deutschen Dichter Hamburgs Bürger“, Künstler: Wilhelm Engelhardt in Hannover.

* In Berlin starb vor einigen Tagen der Hofmaler Prof. Wilhelm Henfel, Mitglied der Akademie, im Alter von 67 Jahren. Er war der Schwager Felix Mendelssohn-Bartholdy's, dessen hochbegabte Schwester Fanny seine Frau war. Man schreibt ihr wenn nicht die Autorschaft der bekannten Lieder ohne Worte, doch einen bedeutenden Antheil an denselben zu. Seit ihrem Tode war das einst vielbesuchte und gastfreie Henfelsche Haus verödet. Henfel war einst ein verdienter Künstler, doch seit Jahren wenig thätig; vorlich hat er sich mannichfach versucht. In politischen Dingen gehörte er zur Partei der Kreuzzeitung, die ihn noch jüngst als Candidaten aufstellte. Er starb an den Folgen einer Verletzung, die er sich zugezogen hatte, als er Jemanden vor dem Ueberfahren rettete.

* In Berlin starb vor einigen Tagen der bekannte Schriftsteller Theodor Mundt im Alter von 54 Jahren an den Folgen des Schlagflusses. Er entwickelte noch in den letzten Jahren eine unermüdliche Thätigkeit, deren Resultate übrigens von sehr verschiedenem, zum Theil recht zweifelhaftem Werthe waren. Sein Talent leicht und rasch zu schreiben verführte ihn oft zur Flüchtigkeit; der gute Ruf und die Beliebtheit seines Namens bei der Lesewelt sicherten ihm stets Beschäftigung, und er war ohne Unterbrechung mit Aufträgen versehen. In der letzten Zeit seines Lebens schrieb er besonders Bücher über Italien und historische Romane. Auf diesem zweiten Felde ist auch seine Gattin, E. Mühlbach, ohne Unterlaß thätig. — Der ausgezeichnete Musikhistoriker Professor A. B. Marx in Berlin ist schwer erkrankt.

Digitized by Google

* Bilder aus Italien und Griechenland.

Wander-Studien. Italien, Griechenland und dahrein. Von Robert Waldmüller. (Eduard Duboc.) 2 Bde. Leipzig, Thomas. — Der Verfasser dieser Studien, welcher schon manches hübsche Buch geschrieben hat, läßt seinem poetischen Wanderdrange „Lascia passare", das vor einigen Jahren erschien, jetzt in Prosa eine Reihe der in Italien und Griechenland erlebten und gesammelten Scenen und Studien folgen. Den guten Blick für Menschen und Dinge, die leichte und elegante Schreibart, deren wir uns von manchem trefflichen Beitrag in früheren Jahrgängen des Sonntagsblattes erinnern, finden wir auch hier wieder. Waldmüllers Buch enthält nicht etwa Stoff und Existenz aus den letzten Kriegsjahren Italiens, sondern es befaßt sich fast ausschließlich mit künstlerischen Fragen, namentlich mit der Malerei, welcher der Verfasser selbst angehört. Der erste Band beschäftigt sich lediglich mit der apenninischen Halbinsel, und zwar besonders mit Rom, seinen Künstlern, dem religiösen Treiben, dem Verhältnisse von Kirche und Kunst, dem Gesang und den Theatern; gelegentlich mit der südlichen Natur und mit Reiseabenteuern. Der Band ist voll von belehrenden und unterhaltenden Mittheilungen; doch gestehen wir, daß er uns weniger Befriedigung bereitet hat, als wir erwarteten. Der Verfasser hat etwas Unstätes, springt von einem zum andern über, ruht nie und läßt uns nie ruhen. Sein Verfahren ist gewiß durch die Absicht hervorgerufen, nicht in der gewöhnliche Manier der Touristen zu verfallen, welche Tag für Tag gewissenhaft alles Kleine und Große, Gute und Schlechte registriren; er wollte eben kein der Reisebücher schreiben, die wir schon zu Dutzenden haben. Allein schlimm ist es, daß seine Leser nur selten zu rechtem Genusse kommen. Auch scheint und die Anordnung nicht geschickt. Waldmüller stellt einen Abschnitt über den Volksgesang in Italien voran; derselbe ist voll von trefflichen Bemerkungen und interessanten Proben, aber der gewöhnliche Leser, dem die Musik nur ein Geräusch ist, wird mit solchem Anfang gar nicht zufrieden sein. Der Abschnitt hätte auch recht gut als Anhang den Schluß machen können. Ferner hat Waldmüller seine Schilderungen ganz unnöthig mit italienischen Wörtern und Redensarten, auch sonstigen fremden Ausdrücken und Wendungen überfüllt.

Doch nun genug des Tadels, den wir aus wirklichem Interesse für das Buch aussprechen. Seine werthvollen Einzelnheiten würden noch viel werthvoller sein, wenn sie ruhiger und reiner abgefaßt wären. Wir erlauben uns, ein Bruchstück aus dem Abschnitte über Kunst und Kirche mitzutheilen. Der Verfasser redet von der Vergnügungssucht der Italiener und den Maskeraden der Kirche. „So hat man den Improvisatoren ein grausames Ende gemacht. Aber noch eifersüchtiger fast ist die italienische Kirche auf eine andere Art Unterhaltung, vielleicht die beste von allen, welche zwischen Spiel und Kunst aus der heitern Sitte eines glücklich organisirten Volks sich entwickeln kann. Wir meinen den Tanz. Man hat bei diesem Wort leicht eine zu nordische Vorstellung. Wer deutsche Kirmeßtänze im Auge hat, der mag der Ansicht sein, — obschon wir sie nicht theilen —, daß in der That wenig verloren würde, wenn diese Art Tanz ein Ende hätte. Aber jenseits der Alpen überhaupt kommt man mit dem Maßstab nordischer Ausgelassenheit nicht durch. Es ist ein ungiaubiicher Abstand zwischen unserm deutschen Bauern- oder Handwerkerwolf und den gleichen Classen in Italien. Schon die Mäßigkeit im Genusse herrschender Getränke bringt den Italiener gegen uns in den auffallendsten Vortheil. Man sieht keine Lustigkeit, welche ihre Ursachen auf dem Boden der Fiasche nachweisen muß. Dazu kommt die große Zurückhaltung des weiblichen Geschlechts. Nie haben wir in Italien eind jener leicht gelösten Verhältnisse zwischen Soldaten und weiblichen Dienstboten gesehen, das und in Deutschland und Frankreich auf jedem Wege begegnet. Und zwar gilt diese Zurückhaltung nicht nur den Fremden, sie gilt nahezu im gleichen Maße den Einheimischen. So hat denn auch die natürliche Annäherungsform der im Spiel sich gegenüber tretenden Geschlechter, der Tanz, in Italien keine jener rohen Seiten, an denen unser Volk wohl noch Jahrhunderte lang zu glätten haben wird. Er hat vielmehr wesentlich einen privaten Charakter. In jeder Familie ist ein Tambourin zu finden, und schon die Kinderhand lernt sich dieses einfachsten aller Instrumente mit Geschick bedienen. Gesang dazu, auch eine Uebung, die sich jeder ohne Ausnahme zu eigen macht, — und das Tanzorchester ist bestimmen. Somit fällt schon das Bedürfniß des Tanzsaals und der bezahlten Spielleute weg. Aber der Tänzerin ist auch der Tänzer entsprichlich. Eine Schwester, eine Nachbarin, ja selbst irgend eine Alte, sind ihr grade so willkommen, denn es kommt bei ihrem Tanze nicht auf das Gegenüber an; sie tanzt ja von ihrem Gegenüber durchaus unabhängig, und bei der ängstlichen Zurückhaltung, welche ihr anerzogen ist, fühlt sie sich fast freier, wenn sie ihres Gleichen vor sich hat. Nun denke man sich dieses Volk, dem so leicht gepfiffen ist, in der fröhlichen Festlichkeit seiner Octoberfeste von ehemals, wie es familienweise hinauszieht vor die Thore Roms und sich dort, im Schmucke seidener Gewänder, goldner Ketten und funkelnder Zitternadeln, seiner Schönheit freut; oder wie es Abends auf den platten Dächern am Golf Neapels nach beendigtem Tagesgeschäft in der Kühle aufathmet und zwischen den Lieden einmal zum Tambourin greift, um seiner Beschendigkeit und des ihm eingeborenen Bewegungsadels froh zu werden; man denke sich dieses gern und unschuldig tanzende Volk und mache ausfindig, aus welchem Grunde ihm der Tanz verboten worden war . . . aus welchen andern, als dem angedeuteten: weil die italienische Kirche diese Kunst bisher noch nicht in ihr Bereich zu ziehen gewußt hat, und weil sie nun einmal nicht zugeben wollte, daß sich das Volk ohne ihren Beistand lustige. Es verdeht sich, daß Niemand etwas dagegen zu erinnern hatte, wenn Diejenigen Alle gaben und besuchten, welche nicht zum Volke rechnen, ja, daß man bei Verfolgung dieses Themas auf die abgeschmacksten Widersprüche stieß und heute noch stößt. Werden doch während der ganzen Theaterdauer unsere modernen Ballete in Rom selbst unangesehnen zugelassen, sind doch sogar die Verdi'schen Opern auf diese Erholungspause recht eigentlich berechnet; aber der Volkstanz war verboten. Man fühlt sich verlockt, dazu zu erinnern, daß König Salomo vor der Bundeslade tanzte, und daß bei einigem guten Willen solcher Art doch auch diese Kunst im Dienst des Zierlichen wieder aus ihrer Verscholtenheit zu erlösen wäre. Warum keine tanzenden Kapuziner gleich den tanzenden Derwischen?«

Der zweite Band der Wander-Studien, der von Griechenland handelt, hat weniger von jener oben bezeichneten unruhigen Manier des Verfassers zu leiden gehabt. Die Studien stehen hier nicht so abgesondert da. Die peloponnesischen haben sich sogar zu einem Gemälde zusammengefügt, das recht hübsche und lebendige Partieen hat. Der Verfasser schlteret in diesem Bande mehr Land und Leute als künstlerische Dinge. Derselbe wird den meisten Lesern weit besser zusagen als der erste; über Art des Reisens, Gegenden, Sitten und Trachten finden sich treffliche Bemerkungen. Schließen wir mit einem Abschnitt über den griechischen Tanz. „Was die Haltung der Mädchen und Weiber, den Fremden gegenüber betrifft, so hat sie etwas, selbst die Reugierde meisterndes Scheues. Obschon nur etwa zwanzig Fremde Mereea in dem von uns als Reise gewählten Frühjahr besuchten und unsere Karavane somit zu einem nicht alltäglichen Anblick gehörte, so sind und doch häufig Beispiele vorgekommen, wo die uns begegnenden Weiber, auch wenn wir längst vorüber waren, nicht aufblickten, und wo somit der Zwang der Sitte die Oberherrschaft behauptete über die natürliche Luft an Erblicken einer Ungewöhnlichkeit. Beim Tanze tritt ebenfalls das Bestreben zur Schau, jede lebendige Theilnahme des Tänzers für die Tänzerin, oder umgekehrt, zu verbergen. Mit der gleichgültigsten Miene wirft der Tänzer der von ihm auserlesenen Theilnehmerin sein Taschentuch hin, mit dem kältesten Decorum nimmt sie ihre Stelle ein. Kein Blick, kein Wort, kein Zeichen einer innern Erregung. Alle Aufmerksamkeit gilt den Zusammenbewegungen des Andern, und obschon nicht immer ein Zusammentreffen zwischen jenen und den danach geregelten Wendungen der Tänzerin erkennbar ist, so sucht das Auge doch glauben zu machen, es komme keine andere Kunst in Betracht, als diejenige, Absatz und Zehe auf möglichst regelrechte Weise zu bewegen. Von Handgeben ist selten die Rede. Von Umschlingen gar nicht. Meistens fällt der Hauptheil des Tanzes dem Tänzer zu, und er leistet namentlich im Niederkauern und Wiederaufschnellen nicht Gewöhnliches. Handelt es sich um einen Reihentanz, so tanzt der Führer der Reihe vor; ihm antwortet in minder bewegter Weise der in der Kette ihm Nächste. Ein Taschentuch halten Beide an den Zipfeln und führen sich dadurch Zusammenhang bei möglichst großer Bewegungs-Freiheit. Vom Zweiten an setzt sich die Kette durch Hand in Hand halten fort. Nur die ersten zwei aber tanzen; alle Andern machen ohne Unterbrechung zwei Schritte rechts, dann einen rückwärts, einen vorwärts und wieder zwei Schritte rechts. Die Geschlechter mischen sich bei diesem und auch so bei den andern Tänzen (zu zweien oder zu Dreien) ohne Regel. In Constantina tanzte eine Frau vor, nachdem ein Mann ausgetreten war. Bei dem Peloponnesier tanzten mehrere Mütter mit, welche ihre Säuglinge nach eben beendigtem Tanze wieder an die Brust nahmen, wobei man übrigens nicht vergessen darf, daß dies Schritthalten weniger als selbst ein mäßig rasches Gehen erhizt. Häufig sieht man lauter Weiber tanzen, häufig auch lauter Männer, ebenso oft sieht man Alt und Jung in bunter Mischung. Um dem Vorsänger möglichsten Spielraum für seine Kunst zu lassen, ist die Kette nicht geschlossen. Die Zahl der Theilnehmer hat keine Grenzen. Die strenge Tactbewegung Derjenigen, welche weder Vorsänger, noch diesem zunächst Tanzende sind, giebt vielleicht einen Anhalt für die rhythmischen Bewegungen des alten griechischen Chors. Es liegt über die so im feierlichen Schrittmaße den Chorsührern folgenden ein eigenthümlicher Ernst gebreitet, als handle sich's, wie in früherer Zeit, noch immer um eine Art Götterdienst.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strad. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strad.

Digitized by Google

Preis in Bremen halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold. Expedition Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen. Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt. incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 50. Bremen, 15. December. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Marco Polo und die Mongolen. Von Ferd. Lotheißen.
Wolf Ude über Menke. Von Wilh. Kiesselbach
Englische Männer und Frauen. Von L. Hofmann.
Der Menschenpreß. Von Friedrich Bodenstedt.
Neue Ausgabe von Beethovens Werken.
Literatur und Kunst.

* Marco Polo und die Mongolen.

Von Ferd. Lotheißen.

Als der größte und kühnste aller Reisenden, die je die fremde Welt zu erforschen und aufzuschließen wagten, steht Christof Columbus im Bewußtsein des Volkes da. Mit Recht, denn keiner hat, wie er, mit Hemmungen und Gefahren aller Art, mit Geldmangel und neidischen Intriguen, mit Aberglauben und Meuterei so zu kämpfen gehabt, wie er. Aber der kühne Entdecker Amerika's ist nicht ohne Vorläufer gewesen; die Kenntniß der Erde mußte bis zu einem gewissen Grad vorgeschritten und namentlich Asien genauer bekannt sein, bevor die Idee eines näheren Seewegs nach China und Indien in des unternehmenden Genuesen Geist erstehen konnte. Diese Kenntniß verdankte man damals hauptsächlich einem Manne, der die besten Jahre seines Lebens auf die Erforschung des großen, oft so ungastlichen Erdtheils verwandte, dem Venetianer Marco Polo.

Die Reisenden, die von ihrem Wissenseifer heute in die Ferne geführt werden, sehen ihr Streben anerkannt, sie sind geehrt und ihren Worten wird geglaubt. Nicht so in der alten Zeit, die von dem engen Maßstab ihres eigenen Landes und ihrer Zone nicht lassen konnte, die zwar Märchen und seltsame Fabeln von den unbekannten Ländern gläubig annahm, aber doch jeden Bericht, der von etwas Fremdartig-Großem erzählte, mit Mißtrauen und Unglauben anhörte. So wurde den Phönicischen Schiffern gelohnt, welche Afrika umsegelten, so erging es Pytheas, dem Kaufmann von Massilia, der die nordischen Meere und Küsten erforschte, solches Loos traf auch Marco Polo, der nach seiner Rückkehr aus Asien seine Erforschungen und Beobachtungen in einer ausführlichen Schrift niederlegte und dafür als ein Urbild aller Lügner und Phantasten angesehen wurde. „Il Milione“ wurde er genannt, weil er in seiner Erzählung von dem Reichthum und der Macht der asiatischen Despoten und ihrer volkreichen Städte so oft nach Millionen rechnet, und viele Jahre verstrich kein Carneval in Venedig, auf dem nicht die Maske Marco Polo's erschienen wäre, dessen Vorrecht es war, das absurdeste und ungereimteste Zeug den Leuten vorzuschwätzen. Und doch war der so Verspottete einer der merkwürdigsten Männer seiner Zeit. Noch auf seinem Todtenbett mußte er die Ermahnungen des Geistlichen zurückweisen, der ihn zum Widerruf seiner sündlichen Lügen nöthigen wollte, und versichern, daß er kaum die Hälfte dessen erzählt habe, was er gesehen.

Der Reisende jener Zeit hatte keine Instrumente, um mathematische und physikalische Untersuchungen anzustellen, er hatte keine Idee, daß er auf bestimmte, wissenschaftliche Punkte achten müsse; er vertraute einfach seinem Auge und seinem Verstand, das aufzuzeichnen, was ihm sonderbar und fremd erschien. In dieser schlichten Art zu reisen lag der Anlaß zu manchem Irrthum, aber ein offenes, zur Beobachtung geschärftes Auge erkannte doch auch viele wichtige Verhältnisse in ihrer Wahrheit. Marco Polo ist schon lange wieder zu Ehren gekommen, und sein Ansehen wird steigen, je mehr unsere Kenntniß von Asien zunehmen wird.

Das 13. Jahrhundert, in dessen zweiter Hälfte unser Reisender lebte, ist in vieler Hinsicht bemerkenswerth. Von allen Seiten regte sich ein frischer Geist. Während die Kunst in mächtigem Aufschwung war und die neugegründeten und mächtig emporblühenden Universitäten sich als sichere Stätten für die Wissenschaften erschlossen, errang sich England seine Magna Charta, erhoben sich in Deutschland und Oberitalien freie Stadtrepubliken, die an Macht und Reichthum mit den mächtigsten Fürsten wetteiferten und den frischen Geist der Bildung beförderten. Doch wie einst der Einfall der Hunnen die christliche Kultur gefährdet hatte, so erhob sich auch jetzt wieder von Morgen her ein gewaltiger Völkersturm, der Alles in Trümmer legte, was er erreichte, und auch die Kulturstaaten Westeuropas bedrohte.

In der Mitte von Asien wohnten von jeher jene rohen mongolischen Nomadenvölker, die auch schon den Anstoß zu der ersten großen Völkerwanderung gegeben hatten. Sie zerfielen in viele Stämme, gegen deren Andrang ihre Nachbarn, die Chinesen, sich nur mit Mühe durch ihre oft genannte große Mauer schützen konnten, (c. 300 v. Chr.). Aus einer dieser Mongolenhorden, welche am Amur streiften, erstand Dschingiskhan, der Mann, der ganz Asien unter seine Herrschaft beugen und die Erde vor sich zittern machen sollte. Temudschin, denn das war sein eigentlicher Name, war als der Sohn eines Häuptlings 1155 geboren, verlor seinen Vater aber schon in früher Jugend und mußte flüchten, um den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen. Nach einer Reihe von Jahren gelang es ihm indessen durch die Unterstützung anderer Horden zurückzukehren und allmälig in blutigen Kämpfen sämmtliche Mongolenstämme unter seinen Willen zu beugen, und als solch mächtiger Herrscher wurde er in einer feierlichen Ver-

Digitized by Google

sammlung zum Dschingisthan, d. h. zum großen Khan ausgerufen. Ein wilder Völkersturm überfluthete nun alle Länder Asiens und einen Theil Europas, denn Dschingisthan erstrebte noch Größeres als bloße Mongolenherrschaft. Vor seinen wilden Schaaren sanken die tapfersten Heere in den Staub und mit ihnen die alte Kultur jener Länder. Die bisher ungeregelten Schaaren wurden von ihm militärisch organisirt und zu einer kraftvollen gehorsamen Maschine gemacht.

Sein Ziel zu erreichen, achtete der Großkhan weder auf Länder noch Menschen, und Blut und Zerstörung war sein Element. Und doch empfand selbst er den Einfluß der Bildung in den von ihm zertretenen Ländern. Während er von seiner neugegründeten Hauptstadt Karakorum aus Asien regierte und ganze Völker zusammentrieb, um sich an großartigen Jagden zu ergötzen, in welchen hunderttausende von Thieren erlegt wurden, gab er zugleich seinem Volk ein bürgerliches und religiöses Gesetzbuch, das die alten Götzen zu stürzen und einen reineren Glauben einzuführen suchte. Zu seine Nachfolger neigten sogar, wie Marco Polo's Geschichte beweist, sehr zum Christenthum hin. Der große Eroberer starb 1227, auf dem Todenbett seinen Söhnen noch die Vollendung des begonnenen Werks, die Eroberung der Welt, anempfehlend. Diese befolgten sein Vermächtniß nur zu gut. Nach verzweifeltem Widerstand wurde das Chowaresmische Reich von ihnen vernichtet, und die herrliche Stadt Bagdad mit ihrem Glanz und Reichthum dem Boden gleich gemacht. Zu gleicher Zeit kämpften die Mongolen in Indien, das sich unterwerfen mußte, und in Rußland, das in sich zerfallen und uneinig, zu keiner erfolgreichen Abwehr sich einigen konnte. Die Russen erlagen in zwei großen Treffen 1237 und 1238, ihre Hauptstädte Moskau und Kiew fielen, und selbst das altehrwürdige Nowgorod wurde nur durch ein glücklich eintretendes Thauwetter gerettet. Ueber zwei und ein halb Jahrhundert war Südrußland der mongolischen Herrschaft unterworfen, bis im 15. und 16. Jahrhundert Iwan der Große und Iwan der Schreckliche die Macht des neu erstehenden Czarenthums auch über den Süden wieder ausdehnten.

Vor den entsetzlichen Gräueln der eingebrochenen Mongolen flüchteten viele Russen in die angrenzenden Länder, besonders nach Ungarn, verlockten die Feinde aber damit gerade zum Nachfolgen. Batu, ein Enkel Dschingiskhans, brach mit drei großen Heeren, deren Zahl auf eine halbe Million angegeben wird, in Ungarn ein, während er ein anderes Heer nach Polen und Schlesien sandte. Auch in Ungarn herrschte Zwietracht; nicht einmal die Karpathenübergänge waren vertheidigt; König Bela IV. wurde geschlagen, sein Heer eingeschlossen und vernichtet. Vergebens bot der König sein Land als Preis für die Rettung dem deutschen Kaiser zu Lehen, — Friedrich II. stritt in Italien mit dem Papst und den empörten Städten, während sein Reich in augenscheinlicher Gefahr des Untergangs war. Fürchterlich war das Loos Ungarns, das zu einer Wüste gemacht wurde. Mit demselben Schicksal bedrohte ein anderes Mongolenheer Schlesien. Auch hier war keine Hülfe von Kaiser und Reich zu erwarten, nur Herzog Heinrich der Fromme von Niederschlesien unternahm es im Bunde mit dem deutschen Orden die bedrohte Kultur, den Frieden des Vaterlandes zu vertheidigen. Mit nur 30,000 Mann wagte er diesen kühnen Kampf, einen der ruhmvollsten der ganzen deutschen Geschichte, in der Ebene bei Liegnitz, am 9. April 1241. Der Ungestüm der asiatischen Reiter zerschellte lange an der Disciplin und der Tapferkeit der deutschen Ritter. Zwar erlagen sie endlich der Ueberzahl, selbst Herzog Heinrich war unter den Gefallenen, aber die Mongolen wagten nicht, weiter vorzudringen, und der fränkische Name war bei ihnen von jener Zeit an zum Schreckbild geworden. Sie zogen von dem Schlachtfeld ab nach Ungarn zu dem Hauptheer, mit dem es sich schon zu neuen Unternehmungen rüstete, als Batu aus Asien die Nachricht von dem Tode des Großkhan's Oktai erhielt und, Thronstreitigkeiten befürchtend, seine Truppen 1242 zurückführte. Die Gefahr war abgelenkt und ist auch nie wieder so drohend an die Grenzen unseres Vaterlands gerückt.

Denn die Aufmerksamkeit der mongolischen Herrscher richtete sich von nun an mehr nach Osten, wie im Jahre 1280 unter Kublai-Khan der letzte Theil von China erobert und Peking zur Hauptstadt des Reichs erhoben wurde. Auch gewannen die neugegründeten Staaten allmälig mehr Bestand, und statt an nomadische Zerstörungszüge in die Fremde zu denken, versuchten die einzelnen mongolischen Fürsten, die alle unter der Oberhoheit des Großkhans standen, ein festes und geordnetes Staatsleben zu begründen. Es entspannen sich lebhafte Handelsverbindungen mit den civilisirten Völkern Europas, christliche Missionäre durchzogen Asien, und christliche Gemeinden, besonders Nestorianer, waren damals zahlreich über die mongolischen Länder zerstreut, wo sie Kirchen hatten und sich völliger Duldung erfreuten. Ganz besonders hoben die Kreuzzüge den Verkehr zwischen Orient und Occident, und vor allen waren die italienischen Handelsstädte lebhafte Vermittler. So sind uns denn auch mehrere Reiseberichte aus jener Zeit hinterlassen, keiner aber erreicht an Schärfe der Beobachtung und Reichhaltigkeit des Inhalts die genaue Darstellung Marco Polo's.

Venedig war damals die Haupthandelsstadt der Welt. Im Frühjahr 1204 hatte ihr kühner Doge, der blinde Heinrich Dandolo, in Verbindung mit einem französischen Kreuzheer die Stadt Konstantinopel erstürmt und dem griechischen Reich ein Ende gemacht. Ein Theil desselben, selbst ein Theil der Stadt Konstantinopel, fiel nebst vielen Inseln als Beute der Stadt Venedig zu. Immer weiter erstreckte sich ihr Handel; bald belebten venetianische Kauffahrer das schwarze Meer so gut wie das adriatische, und ihre Karawanen durchzogen kühn die asiatischen Reiche.

In solchen kaufmännischen Unternehmungen begriffen, verließen in der Mitte des 13. Jahrhunderts zwei Venetianer, die Brüder Nicolo und Maffio Polo, die Stadt Konstantinopel und zogen mit einer Menge von Edelsteinen und Kostbarkeiten in die Mongolenstaaten an der Wolga. Dort herrschte damals ein Khan, der seiner Weisheit und Freigebigkeit wegen weit berühmt war. Dieser ließ die Fremden vorfordern, sich ihre Schätze zeigen und bewunderte vor Allem den Glanz der edlen Steine. Die Brüder baten ihn deßhalb, diese als Geschenk anzunehmen; der Fürst aber wollte sich in Freigebigkeit nicht übertreffen lassen und gebot den Venetianern das Doppelte des Werthes zu bezahlen. Die seinen Italiener werden wohl gewußt haben, warum sie mit ihrer Waare so freigebig waren. Die Gunst des Fürsten mußte um jeden Preis erkauft werden, und bei der bekannten Freigebigkeit des Khans war ihre Höflichkeit des Gewinnes sicher.

Ueber ein Jahr lang blieben die Kaufleute in dem fernen Morgenland, was auf gute Geschäfte schließen läßt. Als sie aber an die Heimkehr dachten, war ihnen der Weg durch einen während der Zeit ausgebrochenen Krieg verschlossen, und sie mußten sich zu einem weiten Umweg durch Asien entschließen. So kamen sie nach Bokhara, und dort ließen sie sich, unternehmend wie sie waren, von einem vornehmen Mongolen bereden, mit ihm an den Hof des Großkhans zu reisen. Es vergeing ein ganges Jahr, bevor sie ihr Ziel, die Residenz des damaligen Herrschers Kublai-Khan, erreichten. Auch dort wurden sie auf das Beste aufgenommen und übernahmen es, eine Botschaft Kublai's an den Papst zu besorgen. Dieser Fürst, der nicht ohne Sinn für Kultur und Ordnung erscheint, erbat sich dunkert christliche Missionäre, die mit den Gelehrten seines Landes über den wahren Glauben

Digitized by Google

Untersuchungen anstellen sollten. So kamen sie erst 1269 in ihr Vaterland zurück.

Ihren Auftrag auszurichten, verhinderte sie lange Zeit die Erledigung des päpstlichen Stuhles, der erst 1271 durch Gregor X. besetzt wurde. Dieser gab den kühnen Reisenden Briefe an den Khan und zwei Mönche zur Begleitung mit. Nicolo Polo, der eine Bruder, hatte bei seiner Heimkehr vieles in seiner Familie geändert gefunden; seine Frau hatte ihm bald nach seiner Abreise einen Knaben geboren, war aber später gestorben. Diesen nun schon herangewachsenen Sohn Marco nahm der Vater mit auf seine zweite Reise, und er ist es, dem wir die Aufzeichnungen verdanken.

Die beiden Mönche blieben bald aus Angst vor den Gefahren zurück; Nicolo und Maffio Polo aber, die mit dem Land schon vertraut waren, zogen mit dem jungen Marco muthig weiter. Die Hindernisse, die sich ihnen entgegenstellten, waren oft kaum zu überwinden. Denn abgesehen von den Gefahren, mit denen die wilden Stämme sie bedrohten, waren weite Wüsten zu durchziehen, wilde Ströme zu überschreiten, Schnee und Sturm, drückende Hitze, Hunger und Durst zu ertragen. Drei und ein halbes Jahr will die kleine Karawane gezogen sein, bis sie endlich in der Sommerresidenz Kublai's, Cle-men-fu in der Tartarei, 70 italienische Meilen von Peking, anlangten. Der Großkhan empfing sie als Abgesandte des Papstes in großer Audienz und nahm den jungen Marco sogleich in seinen besonderen Schutz. Er gab ihm eine hohe Stelle in seinem Gefolge, und Marco wußte sich so gut in die Sitten der Tartaren zu fügen, beherrschte ihre Sprache so vollständig, daß er bald in wichtigen Angelegenheiten gebraucht wurde. Auf verschiedene Gesandtschaften ausgeschickt, berichtete Marco Polo über die einzelnen Länder seinem Herrn so eingehend und lebhaft, daß ihn dieser nicht mehr ziehen lassen wollte. Siebzehn Jahre brachten die Venetianer so im Dienste des Großkhans hin und stiegen fortwährend in Ansehen, Reichthum und Macht. Marco durchreiste mit der Zeit fast ganz Asien, und häufig fand er Gelegenheit, seine europäischen Kenntnisse zu verwerthen. So wurden z. B. bei der Belagerung einer feindlichen Stadt nach seiner Angabe große Maschinen gebaut, welche dieselbe zur Ergebung zwangen. Aber erst, als eine mongolische Fürstin als Königsbraut nach Indien geführt werden sollte, und die Gesandten sich dabei die erfahrene Begleitung der drei Europäer ausbaten, gestattete Kublai, daß sie auch noch weiter reisen und einen Besuch in ihrer Heimath Venedig machen dürften. Sie mußten jedoch versprechen, so bald als möglich zurückkehren. Als kaiserliche Beamte erhielten sie eine große goldne Tafel mit dem kaiserlichen Zeichen, welche die Inhaber berechtigte, auf ihrer Reise durch das kaiserliche Gebiet Schutz und ehrenvolle Aufnahme von den Gouverneuren der Provinzen zu verlangen. Trotz ihrer Vortheile war ihre Reise sehr langwierig. Nach Indien wurde sie zur See zurückgelegt, und eine Flotte von 14 Schiffen, von denen manches mit 250 und mehr Leuten bemannt war, geleitete die Braut. Die Seefahrt, auf der auch die großen Sundainseln berührt wurden, soll allein 1 Jahr und 9 Monate gewährt haben, und erst nach drei und einem halben Jahre kamen sie 1295 in Venedig an, wo man sie kaum wieder erkannte. Sie waren ein Gegenstand der Neugierde, des Unglaubens und der Bewunderung zugleich, und ihre mitgebrachten Reichthümer allein vermochten ihre Autorität zu stützen. Der Tod Kublai-Khans befreite sie indessen von der Verpflichtung der Rückkehr, und Marco Polo, der im kräftigen Lebensalter stand, trat in den Dienst der Republik und zog schon im folgenden Jahre als Schiffscapitän in den Krieg gegen die Genuesen. In einer großen Seeschlacht aber wurden die Venetianer geschlagen, ihr Doge Dandolo gefangen, und auch Marco Polo gerieth verwundet in die Hände der Feinde. In Genua blieb er längere Zeit gefangen und verfaßte dort sein berühmtes Reisewerk, indem er es einem mit ihm befreundeten genuesischen Edelmann diktirte. Von seinen weiteren Lebensschicksalen wissen wir nur sehr wenig. Nach ungefähr einjähriger Haft soll er freigelassen worden sein und noch eine Reihe von Jahren in Venedig gelebt haben.

Das Werk Polo's ist in den Handschriften außerordentlich verderbt; weiß man doch nicht einmal sicher, ob es ursprünglich lateinisch oder italienisch geschrieben war. Es sind deßhalb viele Ungenauigkeiten darin, besonders in den Namen und Zahlen, allein die neuesten eingehenden Untersuchungen und Vergleichungen, besonders Ritter's, Klaproth's, Neumann's und des letzten trefflichen Herausgebers und Uebersetzers Bürck haben sehr viel schwierige Stellen aufgeklärt.

Für den Geographen ist das Werk, wie schon gesagt, von besonderem Werth, indem es noch heute Autorität besitzt. Schon in der einfachen schmucklosen Art der Erzählung zeigt sich die Wahrheitsliebe des Berichterstatters, der, wie Herodot, absichtlich wenigstens keine Irrthümer verbreiten will. Auch für den Historiker ist Marco Polo's Erzählung von nicht minderem Werth, wenn er den Zustand der asiatischen Länder unter mongolischer Herrschaft kennen lernen will.

Die Mongolen haben nicht, wie einst die Germanen, die Kultur der unterworfenen Völker angenommen, höchstens erhoben sich ihre Fürsten und Vornehmen, deren Mütter die Prinzessinnen der eroberten Länder waren, allmälig auf eine etwas höhere Stufe. Das Volk selbst blieb dasselbe Nomadenvolk, wie vorher. Es war ein Stamm, der mit allen Lastern auch manche Tugenden der Barbarei verband. Kein wilderes und blutgierigeres Volk war jemals, das in seiner ungeregelten Kampfweise jeden Widerstand vor sich niederwarf und als Denkmale ihrer Siege ungeheure Schädelpyramiden errichtete. Wo sich ein Mongolenschwarm zeigte, flüchteten die Menschen in Wüsten und Berge und vergruben ihre Früchte und Schätze. Diese grimmigen Horden waren überall und nirgends; zwei Tage und zwei Nächte saßen sie auf ihren Pferden, ohne zu schlafen, wenn es galt, dem Feinde zuvorkommen. Dann war keine Entbehrung zu groß für ihre Geduld. Büffelhäute wurden zu Rüstungen verarbeitet, ihre Hauptwaffe war der Bogen, den sie mit besonderer Geschicklichkeit handhabten.

Mit ihren Wagen und Filzzelten, welche von Pferden getragen wurden, zogen die Mongolen noch zu Marco Polo's Zeit wie heute umher, nur von Milch und Fleisch lebend und der Jagd nachgehend, wenn sie kein Kriegszug in Anspruch nahm. Trotz der Vielweiberei, die bei ihnen herrschte, lobt Marco Polo ihre Keuschheit und bewundert vor Allem die Eintracht unter den Frauen selbst. Dschingiskhan hatte statt des groben Fetischdienstes eine Art Buddhaismus eingeführt, ohne die alten Götzen ganz vertreiben zu können. Noch immer wurden diese in den Zelten aufgestellt, Frauen und Kinder ihnen als Familie beigesellt, und beim Mahl bedachte man sie, indem man ihnen ehrerbietigst den Mund mit einem fetten Stück Fleisch einrieb. Der Glaube an Unsterblichkeit herrschte zwar bei ihnen, doch noch mit sehr naiven Vorstellungen. Es kam vor, daß Eltempaare zwei schon längst gestorbene Kinder nachträglich noch mit einander vermählten.

Die Regenten dieses Volkes bauten zwar große Paläste und ungeheure Residenzen, lernten Luxus und Verschwendung, aber ihre Herrschaft blieb unfruchtbar, sie war eine Despotie ohne Grund und Boden, eine unverhüllte Barbarei. Noch im Tode macht ein Großkhan viele Menschen unglücklich. Seine Leiche wurde mit großem Gepränge nach dem Berg Altai gebracht, und alle Personen, die dem Zug auf der Straße begegneten, erwürgt,

Digitized by Google

damit der Todte auch jenseits Bedienung und Gefolge habe. Solche Züge, die übrigens nicht vereinzelt stehen und an Herodots Scythen erinnern, vollenden das Bild, das uns aus Polo's Beschreibung sehr lebendig entgegentritt. Es beweist uns, daß hauptsächlich die völlige Zerrüttung und Fäulniß der asiatischen Reiche den überraschend schnellen Fortschritt der siegreichen Nomaden ermöglichen konnte.

Marco Polo ist als Reisender in jenen Gegenden noch nicht übertroffen. Seine Berichte haben zuerst Columbus auf den Gedanken gebracht, den Seeweg nach Zipangu, der so reich und glücklich geschilderten Insel Asiens, zu suchen. Keinem wurde es seit Polo vergönnt, das Land der Mitte so gründlich zu durchforschen. Denn kaum ein Jahrhundert verstrich, und das Reich der Mongolen wurde gebrochen, die Dynastie Dschingiskhans gestürzt. 1368 brach eine Empörung in China aus, das mit Hülfe der Mandschu seine bisherigen Herrscher vertrieb und sich ängstlich gegen das Fremde abschloß. Zu derselben Zeit gründete der Tartarenfürst Timur-lenk oder Tamerlan ein neues ungeheures Reich mit der Hauptstadt Samarkand, das die Ruhe der Welt abermals erschütterte, und den letzten Verkehr mit China unterbrach. So blieb das Land verschlossen, und erst in neuester Zeit ist Hoffnung da, daß die starren Schranken allmälig fallen werden.

* Uhde über Mexiko.

Vor einiger Zeit ging durch die Journale die Notiz, daß die Sammlung mexikanischer Alterthümer auf dem Landsitze der Familie Uhde zu Handschuhsheim an der Bergstraße verkauft werden solle. Wer Gelegenheit gehabt, dieselbe zu mustern, was bei der Zuvorkommenheit ihres jüngst erst verstorbenen Besitzers für Fremde sehr leicht war, wird jene reich angefüllten Zimmer gewiß nicht ohne mannichfache Anregung verlassen haben. Mit Recht gilt dieses kleine mexikanische Museum, welches der Eigenthümer selbst während eines langjährigen Aufenthaltes in dem alten Reiche der Azteken zusammengebracht hatte, für einen bedeutenden archäologischen Schatz; seine Zersplitterung wäre für die Wissenschaft zu bedauern, und es ist sehr zu wünschen, daß der von Hamburg aus gemachte Versuch, ihn ungetheilt zu erwerben, gelingen möchte. Je genauer man sich indessen die Waffen und Hausgeräthe, die Götzenbilder und Ziergefäße besieht, um so mehr glaubt man in ihren Formen altorientalische Anklänge gewahr zu werden. Ob aber je eine Verbindung zwischen Asien und der neuen Welt bestanden hat, lange bevor die Europäer die Schiffbrücke über den Ocean schlugen, wer darf es ohne Weiteres behaupten oder verneinen? Der bekannte Kulturhistoriker Julius Braun, der, eben aus Asien zurückgekehrt, einmal mit dem Schreiber dieser Zeilen die interessanten Gemächer besuchte, machte namentlich auf einen Säulenknauf von Sandstein aus der vorspanischen Zeit aufmerksam, der mit seinen gerillten, durch einander geschlungenen Steinbändern ebenso viel Technik in der Behandlung des Materials als Sinn für gefällige Linien verräth; der Block hätte allenfalls auch zu den Füßen der Sphinx in Egypten gefunden werden können.

Von einem Verwandten dieser Familie, einem würtembergischen Artilleriehauptmanne a. D., Adolf Uhde, ist nun in den letzten Monaten ein Werk erschienen: „Die Länder am unteren Rio bravo del Norte, Geschichtliches und Erlebtes, (Heidelberg, C. Mohr)“, das gerade jetzt bei der Expedition der drei Westmächte gegen Mexiko mannichfache Belehrung darbietet. „Die Differenzen mit Spanien“, sagt der Verfasser, „wurden veranlaßt einerseits durch die Ermordung einer spanischen Familie, welche wahrscheinlich auf Befehl des mexikanischen Generals Alvarez erfolgte, wobei man der mexikanischen Regierung den Vorwurf machte, nicht mit der gehörigen Energie die Thäter und demnach auch den gestürchteten General Alvarez verfolgt zu haben. Andererseits erkennt die mexikanische Regierung die spanische Schuld nicht an, obgleich solche in den verschiedenen Tractaten abgeschlossen und ratificirt wurde. Diese beiden Umstände veranlaßten die Zurückberufung des spanischen Gesandten aus Mexiko. Der Unterschied in den Verhältnissen Mexiko's mit England, Frankreich und mit Spanien ist der, daß bei den beiden ersten die mexikanische Regierung erklärt, daß sie deren Schuld bezahlen wolle, aber nicht könne, bei letzterer aber, daß sie weder könne noch wolle, was im Erfolg auf dasselbe hinausläuft.“ So ist denn jetzt die amerikanische Monroedoctrin, daß keine europäische Macht das amerikanische Festland beschreiten solle, in Vergessenheit gerathen; in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts scheint Europa eine andere Stellung zu der transatlantischen Welt einnehmen zu wollen als in der ersten.

Allerdings fehlt es nicht an trefflichen ethnographischen Arbeiten über Mexiko. Uhde bietet kaum etwas bis dahin Unbekanntes. Noch ganz neuerdings hat das Werk des Freiherrn von Richthofen über seine als preußischer Gesandter daselbst gemachten Erfahrungen sich allgemeine Anerkennung erworben. Bekannt sind ferner in weiten Kreisen des Malers Rugendas' jetzt in München aufbewahrten mexikanischen Landschaftsbilder. Auch ließe sich vielleicht fragen, was denn eigentlich das heutige mexikanische Volk viel Interessantes darbieten möchte. Gewinnus allerdings hat sich in seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts viel Mühe und viel Kosten nicht verdrießen lassen, die neueste Historie der romanischen Republiken Amerika's bis ins Genaueste zu verfolgen. Welcher Art sind indessen die kulturlichen Resultate, die diese kläglichen Nachahmungen des amerikanischen Staatslebens dem Strome der menschheitlichen Errungenschaften übergeben? Wer, wie Lord Byron, sagt: „I like the men, but I like nature more“ und in jungen Jahren die Palmenwälder des Südens durchstreift hat, mag mit Entzücken daran zurückdenken. Der Mann dagegen, dem die Beobachtung des Menschendaseins auf Erden zur Hauptsache geworden ist, kann doch unmöglich jenem Bevölkerungsmischmasch aus Creolen, Indianern und Negern mit Freude zusehen, worin ehrgeizige Generale mit dem Reichthume des Landes und dem Blute der Bewohner spielen, und nirgends sich eine feste Basis für ein geordnetes Staatsdasein zeigt, geschweige eine selbstständige Bildung sich entwickelt.

Wir dürfen jedoch den Verfasser des vorliegenden Buches nicht entgelten lassen, was an Unerquicklichem für eine humanistische Weltbetrachtung in seinem Stoffe liegt. Thränahme läßt sich allerdings dem inhaltsleeren, vergnügungssüchtigen Bewohner Mexiko's nicht zuwenden, dessen Dasein sich unaufhörlich in den drei Stufen wiederholt: el padre mercador, el hijo caballero, el nieto mendigo. Aber dem Autor muß zugestanden werden, daß er Land und Leute mit offenen Augen und vorurtheilsfreiem Sinne betrachtet und sich in der vorhandenen wissenschaftlichen Literatur über Mexiko gründlich umgesehen hat. Den Reiselust oder Geschäfte aus Deutschland in die Gegenden am untern Rio bravo del Norte führen, der findet in dem Uhde'schen Buche einen sicheren Anhalt. Namentlich hat der Verfasser auch nicht versäumt, sich mit den Handelsangelegenheiten derselben bekannt zu machen. W. K.

Digitized by Google

* Der Menschengeist.

Von Friedrich Bodenstedt.

Ich bin der ewige Menschengeist
Im geistlichen Gewande,
Das mich herab zum Staube reißt,
Zur Ehre und zur Schande.
In Alt und Jung, in Mann und Weib
Muß ich mich quälen und plagen,
Den niedren, staubgebornen Leib
Durch diese Prüfungszeit zu tragen.

Er ist mein Sklav' und mein Tyrann,
Mein Tempel und mein Kerker.
Die Sehnsucht zieht mich himmelan,
Allein der Leib ist stärker.
Der qualvoll mich gebunden hält
An irdisches Behagen,
So wandeln wir durch diese Welt
Gemeinsam, doch stets im Zerwürfniß.

Den Leib, der mich umhüllen soll,
Darf ich nicht selbst erkiesen;
Bald ist er schön, hehr, anmuthvoll,
Bewundert und gepriesen —
Bald ist er häßlich, mißgestalt,
Roh, plump, zu Boden drückend.
So geh' ich um millionenfalt,
Hier Abscheu weckend, dort entzückend.

Des eignen Geschlechtes Blut
Rührt mich bei wilden Horden;
Schwarz färbt den Leib des Südens Glut,
Und weiß färbt ihn der Norden.
Hier bring' ich Segen, Frieden, Heil,
Und führe Pflug und Ruder —
Dort schwing' ich das blutige Mörderbeil
Heimtückisch auf den eignen Bruder.

Bald red' ich aus Prophetenmund
Und weihevoller Dichtung,
Bald thut mich Schlachtendonner kund
Als Herold der Vernichtung.
Bald strahl' ich als ruhmvoller Held,
Ein Cäsar und Alexander,
Und schände die erstarrte Welt
Zu neuem Leben durcheinander.

Hier herrsch' ich mit Despotenzwang,
Dort bin ich niederer Sklave;
Bei manchem Volk jahrtausendlang
Lieg' ich in tiefem Schlafe.
Die Völker kommen und vergeh'n
Wie wandelnde Gesichte,
Und ihre Spur bleibt nur besteh'n
Im Lied und Buche der Geschichte.

Wie Wogen aus des Weltmeers Flut
Brandend zum Ufer rauschen,
Wie Dünste, von der Sonne Glut
Gezogen, aufwärts schweben:
So löst sich Theil sich von mir los
Der Mensch, vom Irdischen angezogen,
Um kurzen Lauf in meinen Schoos
Zurückzukehren, wie in's Meer die Wogen.

Hoch hebt die Sonn' ihr Angesicht
In strahlendem Triumphe,
Hell glänzt im Meer ihr himmlisch Licht,
Doch glänzt es auch im Sumpfe.
Sie läßt das Korn der Felder gedeih'n,
Wie die giftige Schlange und Pflanze —
Doch selbst gifterfüllend bleibt sie rein
In ewig makellosem Glanze.

Und ich bin gleich wie Sonn' und Meer —
Im Größten und im Kleinsten
Strahl' ich und weg' ich hin und her
Vom Höchsten zum Gemeinsten.
Doch wie sich's tausendfältig bricht
In Wellen, Funken und Flammen:
In Einer Flut, in Einem Licht
Kommt es verklärt auf's Neu' zusammen.

* Englische Männer und Frauen.

Von L. Hofmann.

Florence Nightingale.

Florence Nightingale erhielt ihren Namen von der Stadt, in welcher sie 1823 geboren wurde, nämlich Florenz. Sie war das einzige Kind reicher Eltern; ihr Aeußeres — obwohl nicht eigentlich schön — ist überaus einnehmend; sie ist zurückhaltend in ihrem Wesen und doch theilnehmend, weich und zugleich fest, scheu und doch kühn, milde und zugleich streng, lebhaft von Gefühl und gelassen in ihrem Handeln. Klares Verständniß und unerschütterlicher Wille gepaart mit einem Herzen, dem jeder fremde Schmerz ein Schmerz ist, das sind die hervorragendsten Züge ihres echt weiblichen Charakters. Und alle diese Eigenschaften wurden von ihren Eltern mit eben derselben Sorgfalt entwickelt, mit der ihr Talent für Musik und Sprachen ausgebildet wurde. Sie spricht außer ihrer Muttersprache deutsch, französisch und italienisch mit großer Leichtigkeit, und überdies ist ihr keine Sprache Europas ganz unbekannt, wie sie fast alle seine Länder und Hauptstädte kennt. Ihre Eltern und sie selbst fanden Geschmack am Reisen, und es standen ihnen alle Mittel zu Gebote, diesen so wie ihre andern Wünsche zu befriedigen.

Die Jugend von Florence Nightingale ist eine so sonnige, reiche, ungetrübte gewesen, daß man öfter die Frage aufgeworfen, was konnte ein solches Glückskind bewegen, nicht nur all ihr Glück, sondern auch ihr eigenes Selbst aufzugeben und das Licht zu werden, das in's Dunkele scheint; Trost und Hülfe zu spenden, wo die Noth am höchsten, und sich dem protestantischen Vorurtheil bloßzustellen, welches es nicht billigt, daß die Frauen sich durch ein heiliges Gelübde zu dem machen, wozu sie sich von Gott berufen halten: zu Dienerinnen der Armuth, Krankheit und Dürftigkeit! Nicht etwa ein geheimes Leid, ein kränklicher Trübsinn trieb sie dazu, sondern aus freier, angeborner Neigung die Noth der Menschheit zu lindern, so weit es in ihrer Macht stand, wählte sie ihren Beruf. Und sie kannte diese Noth, ihr Herz hatte sie getrieben dieser Noth nachzugehen auf allen ihren Spuren; als Kind däuchte ihr das Bewußtsein ein köstlicher Lohn, einen Hungrigen gespeist zu haben um den Preis ihres eigenen kleinen Frühstücks. Als sie heranwuchs, vergrößerten sich auch ihre Anstrengungen zum Wohle Anderer. Kaum hatte sie das Alter erreicht, in dem sie einigermaßen selbständig handeln und allein ausgehen durfte, als sie begann Hospitäler, Schulen, Krankenhäuser und Verbesserungsanstalten in London, Edinburg und auf dem Continente zu besuchen und zu studiren, und zwar so gründlich und unermüdlich, als hätte sie eine Vorempfindung gehabt von dem hohen Berufe, zu dem ihr Schicksal und sie selbst sie bestimmte; nämlich: ein Apostel zu werden und in alle Welt hinaus zu gehen, um den Frauen mit That und Beispiel zu verkünden, welches ihre Mission sei.

Im Jahre 1852, dem Jahre der großen Ausstellung, wo es schien, ein Feiertag sei ausgeschrieben für alle Welt, da ging Florence Nightingale nach Kaiserswerth am Rhein, um die Kranken-

Digitized by Google

pflege zu studiren; drei Monate lang setzte sie ihre tägliche und nächtliche Pflege fort. Dann kehrte sie wieder nach England zurück, ihr eignes Leben sich selber lebend, den Blick weithin gesendet in die Welt voll Noth und Leid, verlangend zu helfen und zu lindern.

Sie durfte nicht lange ausschauen. Ein treffliches Krankenhaus für unbemittelte Damen in London war dem Verfalle nahe, aus Mangel an Geld und sonstigen Hülfsmitteln. Da verließ Florence Nightingale zum zweiten Mal ihre gemüthliche Heimath mit allen ihren Freuden des Familienglückes und stellte sich freiwillig an die Spitze dieses Institutes. Einen Theil ihres Vermögens opferte sie zur Sicherung des nöthigen Fonds. Sie selbst errichtete und besetzte das bewundernswerthe System, welches in der Verwaltung sowohl als in der Krankenpflege den Geist der Liebe und Festigkeit, der Ordnung und Milde, mit einem Worte ihren eigenen Geist beurkundet. Was die Reinlichkeit und zweckdienlichen Anstalten betrifft, so dürfte dies Haus als ein Muster für alle ähnliche Einrichtungen gelten. Erst nachdem alle Rechnungen quittirt, alle Wärterinnen, Aerzte u. s. w. engagirt waren, verließ sie dies Haus, welches sie zu einem Segen für die leidende Menschheit gemacht hatte, und begab sich auf's Land; ihre eigene Gesundheit war beträchtlich geschwächt.

Es war im Jahre 1854, als jener jammervolle Hülferuf aus dem Lager in der Krim nach England herüber scholl. Daß man ungesäumt eine Anzahl von Wärterinnen hinübersenden müsse, darin stimmten Regierung und Volk überein. Mittel herzugeben, dazu waren Alle bereit, Krankenpflegerinnen zu engagiren, das war leicht; sie lassen sich in London in allen Straßen miethen, und sie handeln als Miethlinge. Da fand man denn bald, daß trotz der Ausrüstung mit allen Erfordernissen eigentlich nichts erreicht war; es fehlte dem Ganzen, daß es vom Geiste der Liebe, Ordnung und Festigkeit beseelt werde. Und wieder war es der Geist von Florence Nightingale, der dieser Expedition jenes Leben einzuhauchen wußte; sie lieh dem Gesuche von Lady Maria Forester und Mr. Herbert dem Kriegssecretär ein williges Ohr, und bald stand sie abermals an der Spitze eines Hospitales, welches ungleich größere Anstrengungen, Schwierigkeiten und Opfer erheischte als das erste.

Kaum war sie in Scutari angekommen mit ungefähr 40 Personen, die ihr untergeordnet waren, Damen meistentheils von hohem Rang, — die freiwillig ihrer Fahne folgten —, als die Arbeit, die sie vorfanden, durch 600 Verwundete nach der Schlacht von Inkerman vermehrt wurde. Und so brachte jeder Tag neues Elend, welches in dem Schwesterunthurm auf's neue gehoben, mindestens gemildert wurde. Die Aerzte fanden bald, daß ihnen ein unersetzlicher Beistand geworden, die Kranken sahen auf den Schwesternthurm nicht nur als eine Kranken-, sondern als eine Rettungsanstalt mit höheren und heiligeren Kräften. Ein Augenzeuge bemerkt: selbst bis zum Unglaublichen steigerte sich im gebietenden Augenblicke nicht nur die Bereitwilligkeit, sondern auch die Fähigkeit. Stärke und Ausdauer dieser „helfenden Engel", und dennoch überstrahlte Miß Nightingale alle ihre Gehülfinnen; 24 Stunden stand sie oft ununterbrochen auf ihren Füßen, verbindend, helfend, unterstützend; die schrecklichsten Operationen wurden stets in ihrer eigenen Gegenwart vorgenommen, selten starb ein Cholera- oder Fieberkranker, ohne daß Florence Nightingales schlanke Figur, sich über ihn beugend, ihm die letzte körperliche oder geistige Erquickung gespendet hätte. Jeder, der Miß Nightingales zarte Formen und den kindlich milden Ausdruck ihres sanften Antlitzes zum erstenmal sieht, wird es kaum möglich halten, daß sie allen diesen Anstrengungen nicht unterlegen, und dennoch zählt sie selbst alles dies zum kleinsten Theile der Pflichten, zu deren Erfüllung sie damals berufen war. Die zweckdienliche Organisation des Ganzen, das Versöhnen seiner einzelnen Theile, zwischen denen Disharmonie nicht selten war, das Vertrautwerden mit dem Boden, auf den sie versetzt war, und seinen Eigenheiten, die Herbeischaffung des Nothwendigen, — das waren ihre Verdienste. Und als ihr dies alles endlich mit Hülfe einer Geldbesteuer von Mr. Macdonald und eines Zuwachses von arbeitenden Kräften gelungen war, da glaubte sie ihr Werk nur halb vollendet und eilte im Mai 1855 von Scutari nach Balaklava, dort mit denselben Schwierigkeiten auf's Neue kämpfend und sie besiegend, bis endlich nahe vor der gänzlichen Vollendung ihres edeln Werkes sie selbst wenigstens körperlich unterlag. Das herrschende Fieber ergriff sie und zog ihr eine ernstliche Erkrankung zu. Bald nach ihrer Genesung entschloß sie sich nach Scutari zurückzukehren, und dort nahm sie nach kurzer Ruhe, alle Ueberredungen nach England zurückzukehren abweisend, ihre gewohnten Pflichten wieder auf.

Jetzt wo sie in's Privatleben zurückgekehrt, ist sie keineswegs unthätig für's allgemeine Beste. Vor nicht langer Zeit gab sie ein treffliches kleines Buch, die Anleitung zur Krankenpflege betreffend, heraus. — Ich muß noch erwähnen, daß die Königin ihr einen kostbaren Diamantschmuck, die Nation eine Summe Geldes zur Errichtung eines Krankenhauses als Anerkennung ihres seltenen Verdienstes, ihrer großen und edeln Leistungen übergaben.

* Neue Ausgabe von Beethovens Werken.

Die Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel, der die musikalische Welt so manches ausgezeichnete Werk, jüngsthin noch die neuen vollständigen und schönen Ausgaben der Schöpfungen von Bach und Händel verdankt, will sich ein gleiches Verdienst nun auch um die Werke Beethovens erwerben. Sie stellt eine vollständige, überall berechtigte Ausgabe der Tondichtungen dieses Meisters in Aussicht, indem sie einen seit Jahren gehegten Wunsch endlich zu erfüllen im Stande ist. Bisher war das nicht möglich, weil sehr viele der Beethovenschen Werke Eigenthum verschiedener Verleger waren, ohne deren Einwilligung an eine berechtigte Gesammtausgabe nicht zu denken war. Nach vielen Bemühungen ist es nun der Firma Breitkopf und Härtel gelungen, die Erlaubniß aller Verleger einzelner Compositionen Beethovens zum Wiederabdruck zu erlangen, und somit kann sie eine gleichmäßige, vollständige und dabei vollberechtigte Ausgabe bieten. Die Verleger äußern sich einem Prospecte folgendermaßen über ihr Unternehmen:

Bereits sind die umfänglichsten Vorarbeiten dafür gemacht. Denn unsere Ausgabe soll nicht ein bloßer Wiederabdruck der jetzt käuflichen sein, sie soll sich zugleich auszeichnen durch Vollständigkeit, Aechtheit und Preis. Vollständig soll sie werden, indem sie alle Beethoven'schen Werke, auch die vielen jetzt schon seit Jahren vergriffenen und minder bekannten, sowie eine Anzahl noch gar nicht veröffentlichter umfaßt; und zwar sollen die mehrstimmigen sowohl in Partitur, für Bibliothek und Studium, als auch (mit wenigen Ausnahmen) in Stimmen für den praktischen Gebrauch erscheinen, und beide Ausgaben auch getrennt verkauft werden. Aecht soll sie werden durch kritische Revision, durch genaue Vergleichung sowohl mit den vorhandenen Autographen als auch mit den ersten Originaldrucken. Diese letzteren wurden bekanntlich meistens von Beethoven selbst mit der größten Sorgfalt durchgesehen und corrigirt. Leider hat sich auch an Beethoven's Werken bei Wiederabdrücken nicht bloß flüchtige Fahrlässigkeit versündigt, sondern unbefugte Hände haben in eitler Ueberhebung durch Zusätze und Veränderungen den großen Meister

Digitized by Google

interpolirt, so daß es hohe Zeit ist, das Aechte wieder zu voller Geltung zu bringen. Für diese Revision sind bereits die tüchtigsten und zuverlässigsten Kräfte gewonnen, — wir nennen hier die Namen der Herren Hofkapellmeister Dr. Rietz, Kapellmeister Reinecke, Universitäts-Musikdirector Richter, Concertmeister David. Außerdem dürfen wir auf die Mitwirkung und den Rath des Herrn Musikdirector Dr. Hauptmann, des Herrn Prof. O. Jahn, des Herrn Espagne, Vorstehers der musikalischen Abtheilung der königlichen Bibliothek in Berlin, und anderer anerkannter Musiker und Musikgelehrten rechnen. Autographen, alte von Beethoven selbst revidirte Copien und erste Drucke sind uns von den Besitzern mit großer Liberalität theils schon übertassen, theils in sichere Aussicht gestellt. In andern wichtigen Beziehungen, wie für sichere Correctur ꝛc. sind geeignete Vorkehrungen getroffen, so daß wir mit voller Zuversicht an das Unternehmen gehen und auch das volle Vertrauen des musikalischen Publikums in Anspruch nehmen dürfen.

Dies Vertrauen wird der Firma Breitkopf und Härtel gewiß nicht fehlen, da in ähnlichen Fällen das Vertrauen des Publikums von ihr nie getäuscht worden ist. Wir beförworten das ausgezeichnete und ehrenvolle Unternehmen freudig und warm, was indeß bei der Stellung, welche die Verlagshandlung in der musikalischen Welt einnimmt, kaum nöthig ist. Wer noch Autographen, erste Copien und Drucke besitzt, wird dieselben gern zur Verfügung stellen.

Die Ausgabe wird in drei bis vier Jahren vollständig, glänzend und gediegen ausgestattet sein und den Preis von 3 Silbergroschen für den Bogen haben. Der Prospect ist in jeder Buchhandlung zu haben. Die erste Lieferung erscheint zu Anfange des neuen Jahres.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Schubert-Novellen. Sechs Bilder aus dem Liederleben des unsterblichen Meistersängers. Von Otto Friedrich. — Aus dem Elsasse. Gedichte in neuer Auswahl. Von F. Otte. — Der Aufstand auf Sicilien. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Von F. A. Schulte. — Eines Kriegsknechts Abenteuer. Historische Novelle. Von Ludwig Schücking. — Ein Bürgermeister. Geschichtlicher Roman. Von Julie Burow.

* Aus dem Verlage von Brockhaus in Leipzig geht soeben ein Buch hervor, welches großes Interesse erregen und von den feinsten Kreisen des Publikums eifrig wird genossen werden. Es enthält die kleinen Schriften biographischen, literar- und kunstgeschichtlichen Inhalts von David Friedrich Strauß. Der Verfasser des Lebens Jesu, einer der geistvollsten Männer unserer Zeit, ist bekanntlich auch einer der ausgezeichnetsten Stilisten, die Sammlung seiner kleinen Schriften daher ungemein erfreulich. Zugleich erhalten wir von Strauß durch dieselbe Firma ein zweites Buch „Hermann Samuel Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes.“ Das Werk erinnert uns schon durch seinen Titel an Lessing und Ebert-Goeze. — Auch ein neues Buch von Gustav Freytag haben wir die Freude anzuzeigen; es ist eine zweite Folge der trefflichen Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes. Gleichzeitig erlebt die Tragödie „Die Fabier“ eine zweite Auflage. — Die Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel beabsichtigt die Herausgabe eines „Allgemeinen Musik-Adreßbuches“, in welchem außer den Namen und Wohnorten aller Musiker, Musikalienhändler, Notendrucker ꝛc. auch alle musikalischen Vereine, Etablissements, Zeitschriften u. s. w. angeführt werden sollen, und fordert Alle, die es betrifft, auf, die hierauf bezüglichen Notizen an ihre Firma einzusenden.

* Rom. Anfang, Ausbreitung und Verfall des Weltreichs der Römer. Für Freunde des klassischen Alterthums, insbesondere für die deutsche Jugend bearbeitet von Dr. Wilhelm Wägner. Leipzig, Spamer. — Wenn es wahr ist, daß oft schon der Titel über das Schicksal eines Buches entscheidet, so wäre es um das vorliegende nicht gut bestellt; denn dieser Titel ist so langathmig und ungeschickt wie möglich. Es wäre indeß schade, wenn das Buch unter diesem Fehler des Verfassers leiden sollte, denn es verdient im Uebrigen Empfehlung und Beachtung. Zwar scheint es uns unrichtig, eine römische Geschichte für die Jugend in drei starken Bänden abzufassen; wir halten das für viel zu breit und für einen Nachklang der immer mehr verhallenden Zeit der philologischen Herrschaft über die humanistische Bildung. Hat man den hier vorwaltenden Zweck im Auge, so wird man durch einen Band viel mehr ausrichten als durch deren drei, ohne daß man oberflächlich zu werden braucht. Uebrigens hat der Verfasser seine Aufgabe mit voller Sachkenntniß und großer, wahrer Liebe gelöst. Nur fißt er bei seiner Darstellung viel zu sehr hoch zu Roß und zeigt häufiger, als gut ist, den gelehrten Apparat und den Putz der Phrase. Auch scheint es uns ungeeignet, auf Schritt und Tritt den Zwiespalt der Sage und der Geschichte hervorzuheben; es wäre gewiß viel besser, diese Frage ein für allemal zu beurtheilen, dann aber ruhig zu erzählen, was und der Jugend gegenüber als die einzig richtige Methode erscheint, da man keinem philologisch-historischen Forum gegenübersteht. Die Illustrationen, mit denen Buch reich ausgestattet ist, bilden nicht bloß, wie in solchen Fällen so oft, eine Beigabe von zweifelhaftem Werth, sondern einen wichtigen Bestandtheil des Unternehmens; sie sind gewissenhaft nach den besten Mustern und dabei äußerlich sehr gut ausgeführt. Als Geschenk für die reifere Jugend ist das Buch sehr zu empfehlen.

Z. Gedichte von Karl von Holtei. Fünfte vermehrte Auflage. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1861. — In der Vorrede zu einem Bande seiner Gedichte entschuldigt Heine, daß er dieselbe in Prosa schreibe, damit, es sei in schönen Versen gar zu viel gelogen worden, da er aber Wahrheit sagen wolle und müsse, habe er es für nöthig befunden, in schlichter, ehrlicher Prosa zu schreiben. Auf den „alten Holtei“ kann dies gewiß keine Anwendung finden, denn wie in seinem „Vierzig Jahren“ zeigt er in diesen seinen vortrefflichen Gedichten das treueste Spiegelbild. Körnige Derbheit, schlichtes deutsches Wesen kömmt überall zu Tage und macht einen wohlthuenden Eindruck auf jeden Leser, wenn auch Reim und Sprache nicht immer tadellos und gewählt sind und wegen der vielen Gelegenheitsgedichte zunächst des Dichters specielle Bekannte besonderes Interesse an dem Buche haben werden. Der mehr als 600 Seiten starke Band enthält lyrische, betrachtende, erzählende Gedichte, Gelegenheitsgedichte an einzelne Personen und zu bestimmten Tagen, Prologe, Epiloge, Theaterreden, Stammbuchblätter, Inschriften, Gedichte auf Verstorbene und Lieder, nach bestimmten Weisen zu singen. Die gefagt, viel Biderkeit und treue Gesinnung, was in unsern Tagen besonders etwas sagen will! Ungeschminkt und kunstlos tritt hier Holteis liebenswürdiges Wesen vor den Leser.

* Das Ergebniß der großen allgemeinen Kunstausstellung in Köln vom Sommer dieses Jahres ist auch finanziell ein glänzendes. Die Einnahme durch Eintrittsgelder betrug über 30,000 Gulden, deren größester Theil der Kunstgenossenschaft verbleibt, da die Herrichtung des Lokals und die Herbeischaffung der Bilder bei der gewährten Transportfreiheit nur geringe Kosten verursachten. Viele Kunstwerke sind während der Ausstellung verkauft worden, auch ältere Arbeiten von Schick und Cornelius. — Ein Tizian-Album in Photographieen mit Lebensskizze und Erklärungen von Wilhelm Lübke ist bei Schauer in Berlin erschienen. Die berühmtesten Bilder des großen Meisters, — Zinkgroschen, Gradlegung Christi, Himmelfahrt Maria, Tizians Tochter, Portrait —, sind in dem Album wiedergegeben. Lübke's Brigade gestaltet sich zu einem vollständigen biographischen Bilde.

* In München wurde am 28. November das eherne Standbild des Philosophen Schelling enthüllt. Er ist dargestellt im faltenreichen Mantel, in der linken Hand eine zusammengerollte Schrift haltend, die rechte ungezwungen an der Seite herabfallend. Das mit dem Postament 20 Fuß hohe Denkmal ist von Brugger. Es trägt die Inschriften „Schelling der große Philosoph“ und „errichtet von seinem dankbaren Schüler Maximilian II. König von Bayern.“ Der Enthüllungsfeier am 28. November wohnten neben den „Spitzen“ der Universität und Akademie zwei Söhne des Philosophen bei, der Pfarrer und der Professor Schelling. Der Rector der Universität, Professor Beckers, hielt die Festrede, in welcher er mehr vom Könige Mag als von Schelling sprach.

* Rom, 28. November. Die Allgemeine Augsburger Zeitung enthielt kürzlich in ihrer Beilage einen Bericht über die von Karl Steinhäuser in Marmor ausgeführte Amgarinusgruppe, welche man für Bremen, die Vaterstadt des Künstlers, zu erwerben wünscht. Der Verfasser spricht über die historische oder allegorische Bedeutung des Werkes in einer Weise, die einer Berichtigung bedarf. Hätte er eine Lebensbeschreibung des Amgarius angesehen, so wäre seine geschichtliche Erörterung anders ausgefallen. Der

Digitized by Google

Beiname „Apostel der Nordens“ bezieht sich nicht auf Niedersachsen, sondern auf die normannischen Länder, die er als Missionar durchzog, und es handelte sich bei dem Plane der Gruppe darum, den Ansgarius nicht nur als Befreier aus gefangener, sondern auch aus leiblicher Sklaverei darzustellen. Dem Künstler schwebten bei der Ausführung der Gruppe vorzugsweise zwei Stellen in der Lebensbeschreibung des Ansgarius von Rimbertus vor, welche in den monumentis Germaniae von Pertz (Band II., S. 693 der neuen Ausgabe von Dahlmann) enthalten und als aus authentischen Erzählungen des Ansgar selbst und anderer Zeitgenossen hervorgegangen anerkannt sind. Es heißt dort zunächst an der Stelle, wo von der Priesterschule von Hadeby die Rede ist: Sie selbst auch, von göttlicher Liebe für die Vorbereitung ihres frommen Glaubens begeistert, fingen an eifrig nach Knaben zu suchen, welche sie freikaufen und zum Gottesdienste erziehen könnten. Ferner nach der Ernennung Ansgars zum Erzbischof heißt es: Inzwischen erfüllte unser Herr und Pfarrer in dem ihm übertragenen Sprengel wie auch im dänischen Gebiete seine Aufgabe und veranlaßte viele durch sein Beispiel zum Glauben. Er begann auch unter den Dänen und Slaven einige Knaben zu kaufen, andere aus der Gefangenschaft loszukaufen, um sie zum Dienste des Herrn zu erziehen.

* Bremen, 12. December. In der gestrigen Versammlung des Künstlervereins sprach Herr J. G. Kohl über die Porta Westphalica, ihre muthmaßliche Entstehung und ihre historische Bedeutung. Der Vortragende versuchte zuerst unter Vorzeigung einer Ansicht der Porta und einer Karte über ihre geographische Lage die muthmaßliche Entstehung der Porta und die Ausbildung des Weserthales in ihrer Umgegend zu beleuchten. Dann wies er auf ihre landschaftliche Erscheinung hin und machte daraus wahrscheinlich, daß sie von den ältesten Zeiten her von der Bevölkerung beachtet sein müsse. Die ersten Spuren eines Namens für sie und ihrer Einwirkung auf menschliche Angelegenheiten fand er in den Ereignissen, welche zur Zeit des Zuges der Römer unter Germanicus in den Wesergegenden (im Jahre 16. n. Chr. G.) stattfanten, und entwickelte diese Ereignisse in Bezug auf die Porta. Den dunklen Zeitraum zwischen den letzten Anstrengungen der Römer und den fränkisch-sächsischen Kriegen überspringend, ging der Vortragende alsdann zu den Wittekind'schen Sagen und den Zeitalter Karls des Großen über, zeigte, wie mannichfaltig sich jene Sage an die Porta heftet, und wie vielfach das Thun und Treiben, die Märsche und Schlachten Karls des Großen um dies Bergthor spielten, und wie der Kaiser namentlich zur Begründung oder Erweiterung der Porta-Stadt Minden veranlaßt wurde. — Darauf warf er einen Blick auf die Rolle, welche diese Stadt in Folge ihrer Lage an der Schwelle der Porta gespielt hat, und zeigte, wie sich in ihr das Bisthum Minden entwickelte, und wie ihr Bieser-Handel blühte, deutete auch auf das einflußreiche Dynasten-Geschlecht der Herren vom Berge hin, die am Fuße der Porta wohnten und herrschten. Auf spätere Zeiten übergehend, zeigte er, wie die Porta und Minden im dreißigjährigen und auch im siebenjährigen Kriege sich militärisch bedeutsam erwiesen, erwähnte die Kämpfe der Schweden mit den Kaiserlichen und die Schlacht bei Minden im Jahre 1759. Nachdem er dann noch auf die Art, wie die Porta den Wege-, Chaussee- und Eisenbahnbau beeinflußte, und auf die Wichtigkeit, die sie durch ihre Eisenwerke und Steinbrüche erlangte, hingewiesen hatte, schloß er seinen Vortrag mit einem Vergleiche der Porta mit ähnlichen Bergpforten, namentlich im Jura-Gebirge und in den Apalachen der vereinigten Staaten. — Nach dem Vortrage betreiteten die Herren Jacobson, Bieber, Krollmann und H. Weingardt durch die Ausführung des Streichquartetts von Beethoven in C dur (Nr. 9) den Zuhörern eine große Freude.

* Zur Geschichte der Musik.

Es ist, wenn von musikalischen Dingen im Sonntagsblatte die Rede war, oft darauf hingedeutet worden, daß wir eine Geschichte der Musik, die den Anforderungen von heute entspräche, noch nicht haben und daß der Mangel einer solchen Kunst empfunden werde und zu beklagen sei. Wir stellten einmal die Vermuthung auf, daß Chrysander, der Biograph Händels, eine solche Aufgabe, für die er grade der rechte Mann ist, ausführen werde. Man konnte sagen, ohne sich einer Phrase in diesem Falle schuldig zu machen, daß hier in Wahrheit einem dringend gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen sei. Denn die älteren Darstellungen der geschichtlichen Entwickelung der Musik sind eben vollkommen veraltet und dem jetzigen Fortschritte der Kunst gegenüber so gut wie unbrauchbar; unter den neueren Musikhistorikern sind mehrere, die in ihren Werken sehr schätzbares Material niedergelegt und einzelne Partieen meisterhaft beleuchtet haben, — besonders Jahn und Chrysander —, aber keiner hatte bisher die dem Fleiß entsprechende Zeit, um der heutigen Kunstwelt eine ausreichende und erschöpfende Geschichte der Musik zu geben. Das hat nun August Wilhelm Ambros in Prag übernommen und den ersten Band eines umfassenden Werkes herausgegeben. (Breslau, Leuckart.) Dieser erste Theil behandelt lediglich die alte Musik; zwei weitere sollen folgen, doch wird der Verfasser mit dieser Dreizahl gewiß nicht ausreichen, indem das Gebiet der neueren Musik viel zu reich und gewaltig ist, um in einem Bande besprochen zu werden.

Ob die Entwicklung der neueren Tonkunst seit dem sechszehnten Jahrhundert einstweilen einen Abschluß gefunden habe, mag eine offene Frage bleiben. Jedenfalls kann unsere Epoche den Werth und die Bedeutung der früheren besser begreifen und gerechter würdigen, als es je früher der Fall gewesen ist, „vielleicht weil uns das Selbst- und Neuschaffen bedeutender Kunstwerke nicht in gleichem Maße vergönnt ist, wie es jener Zeit vergönnt war, wo die Meister Italiens und Deutschlands die Welt nicht dazu kommen ließen, über große Kunstwerke zu reflectiren, da, ehe das Bedeutende noch vollständig ergründet war, schon Bedeutenderes neu auftauchte und die Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nahm. Daher ist es denn vorzüglich die kritische, kunstphilosophische, historische Richtung unserer Zeit, der es gelungen ist, vieles früher nicht Gelesene zu erringen.“ Wie auf dem Gebiete der Malerei und Architektur Kallenbach, Schnaase, Kugler das rechte Verständniß wieder angebahnt haben, so ist Gleiches für die Musik versucht worden, wenn auch bisher nur für bestimmte Perioden oder Meister. Demjenigen, der es unternimmt, wie Kugler die Geschichte der Malerei und Baukunst geschrieben hat, so nun eine Geschichte der Musik zu schreiben, liegt ein großes Material vor, das der Sichtung und Ordnung bedarf. Aber seine Aufgabe ist viel schwieriger als die des Malers oder Architekten, da er von der mühsamen, Jahrhunderte langen Arbeit den Tonkunst zu bewältigen handeln und in die dunkle und abstruse musikalische Theorie längst vergangener Jahrhunderte sich versenken muß.

Ueberblickt man die bisherige Literatur, welche dem Musikhistoriker zu Gebote steht, so folgte auf die älteren Arbeiten von Michael Prätorius, P. Kircher, Bontempi, Bonnet, Waldthurn, Matthefson — der berühmte Martini von Bologna, dessen Werk voll tiefer Gelehrsamkeit, aber durch seine Form unserem Zeitalter so gar wie ungenießbar ist. Aehnlich steht es mit Gerberts Buch über geistliche Musik. Das bekannteste Werk dieser Art ist Forkels Musikgeschichte, vielgepriesen und vielgeschmäht. Sein Hauptfehler ist die einseitige Begeisterung für Johann Sebastian Bach, dessen Grandiosität für ihn der absolute ist. Neben ex vom Ganzer der Thomasschule, so ergreift den trockenen Gelehrten poetischer Schwung. Für Gluck dagegen hat er kein Verständniß; ebenso wenig für antike Art und Kunst. Auch fehlt ihm der Sinn für urthümliche, chronologisch fortschreitende Darstellung. Greiswoller und inhaltreicher sind die Bücher von Winterfeld, Bellermann, Weigmann, Lindner, die aber immer nur einzelne Abschnitte behandeln, wie das auch in den Werken von Jahn und Chrysander der Fall ist.

Unter solchen Umständen ist es nicht eine Kühnheit, wie Ambros meint, eine Geschichte der Musik zu schreiben, wenn damit gemeint ist, daß man das bei der Existenz so vieler Bücher nicht zu thun brauche. Kühn ist es dem Stoffe, nicht den bisherigen Arbeiten gegenüber. Bei der Bearbeitung des Stoffes beobachtete Ambros die von Kugler befolgten Grundsätze der Anordnung und Behandlung. Er beginnt mit den rohesten Aeußerungen des Musikthriebes bei den Völkern der Polargegenden und der entfernteren Erdtheile, geht zu Offafien über, durch Arabien nach Egypten, von dort zu den Persern, Medern, Hebräern, endlich zu den Griechen und Römern. Die richtige Beleuchtung der griechischen Musik hat dem Verfasser besonders am Herzen gelegen. Er wollte zeigen, daß die Tonkunst in dem reichen Leben der Hellenen einen wesentlichen Faktor bildete und damit innig verbunden war, daß zu einem vollen Verständnisse griechischen Wesens neben der bildenden Kunst und Dichtung auch die Musik als ein jenen anderen Künsten Gleichberechtigtes, Ebenbürtiges berücksichtigt werden muß. Man darf sie weder als ein in Kammerdiener Unmündigkeit an angeborener Schwäche zu Grunde gehendes Wesen ansehen noch sie mit verzückten Hellenisten als eine der modernen Musik unerreichbar gebliebene Herrlichkeit preisen.

Aufforderung.

Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen auf den Jahrgang 1862 des Sonntagsblattes rechtzeitig bei den nächsten Postämtern und Buchhandlungen zu machen.

Bremen, December 1861.

Heinrich Strack.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 6.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Neunter Jahrgang.

№ 51. Bremen, 22. December. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Die realistische Weltanschauung in unserer Zeit. Von Wilh. Kiefselbach.
Epistolae von Goethe und Schiller. Von J. W. Schaefer.
Miscellen. Von Hermann Allmers.
Heinrich Marschner
Literatur und Kunst.

* Die realistische Weltanschauung in unserer Zeit.

Von Wilh. Kiefselbach.

Es ist ein oft ausgesprochener Satz, daß auf dem Entwicklungsgange des menschheitlichen Gesammtdenkens, wie es sich in der Wissenschaft bewegt, die platonische und aristotelische Richtung, die deductive und inductive Methode mit einander durch die Generationen hin abwechseln. Man kann die Stichhaltigkeit desselben zugeben, sobald man die Erfahrungsperiode allemal als die Mutter der ihr nachfolgenden Begriffsperiode ansieht. Allerdings hat Plato früher gelebt als Aristoteles, aber Plato selber klärte in seinen „Ideen" thatsächlich doch nur die ihm überkommenen Erfahrungen seiner Vorzeit begrifflich ab, während der Freund und Lehrer Alexanders die inzwischen neu gemachten Erfahrungen der Kulturvölker zu sammeln suchte, die dann eine spätere Epoche ihrerseits wieder begrifflich abziehen konnte. Dem Denken über das Wissen muß naturgemäß das Erarbeiten des Wissens vorausgehen. Ideen sind zunächst geistige Producte, gewonnen auf realem Boden; erst hinterdrein, wenn sie in weiteren Kreisen gesellschaftliches Eigenthum geworden, vermögen sie auch als geistige Factoren weiter zu wirken.

Folgerichtig nach dieser Anschauungsweise hätte dann also Hegel in erster Linie eine ringende Epoche abgeschlossen, nicht etwa neue Gebiete für das Ringen des menschlichen Gehirns der Mit- und Nachwelt eröffnet. Wahrscheinlich zwar wird keiner der Schüler Hegels, die jetzt etwa in ihrem fünfzigsten Lebensjahre stehen, eine solche Schlußfolgerung zulassen. Ihre Jugend füllte das Hegel'sche System ganz aus, und der inzwischen stattgehabte Aufschwung der Naturwissenschaften kam für sie zu spät, als daß er die in der Deduction Aufgewachsenen noch für den so ganz entgegengesetzten inductiven Realismus auffassungsfähig finden konnte. Allein die Thatsache vermögen sie doch nicht in Abrede zu stellen, daß Hegel seine Macht über den heutigen Nachwuchs vollständig verloren hat; dieselbe Thatsache erklärt sich indessen nicht etwa aus einer beklagenswerthen Entartung des jungen Geschlechts, sondern sie eben belegt es, wie der schwäbische Dialectiker an der Spree, der die Existenzmöglichkeit eines zwölften Planeten leugnete, am Ende einer bis so weit fertigen, nicht am Anfange einer frisch sich bethätigenden Kulturepoche steht. Seit seinem Tode sind ja viele bis dahin unbekannte Planeten mit dem Fernrohre aufgefunden worden.

Wir hören in der Gegenwart weder in Reden noch in Schriften, dem Himmel sei Dank! irgend Etwas mehr von dem Absoluten. „Die partielle Negation im unmittelbaren An- und Umsein der passiven Productivität der sich selbst offenbarenden Uridee" (bekanntlich auf deutsch: das Loch im Kleide der Mutter Gottes) und ähnliche Phrasen, die uns so oft am Rhein und Neckar einst den besten Schoppen Wein sauer gemacht haben, kein Student kennt sie heute. Wäre Hegel mit seinem philosophischen Clavierspiele auf Tasten ohne Saiten, mit seiner Begriffsmathematik wohl so schnell von der Nation vergessen worden, wenn er wirklich eine neue Pforte offen, statt eine alte zugeschlossen hätte? Sie haben es auch frühe gemerkt, die vom Staate privilegirten Philosophen der Hegel'schen Schule zu Berlin, daß aus dem sich regenden Realismus ein schlimmer Feind für ihr persönliches, monopolisirtes Ansehen erwachsen würde. Einzelne von ihnen haben im Vollbesitz akademischer Ehren denselben niederträchtiger Weise sogar ethisch verdächtigt; ihrem Wunsche gemäß wären die Ritter von Kraft und Stoff alsbald lebenslänglich in's Zuchthaus gesperrt. Allein diese Vornehmen in dem esoterischen Besitze eines geordneten Nichts waren natürlicher Weise nicht im Stande, den Fortschritt der Naturwissenschaften zu hemmen; zwei Jahrzehnte ernstlicher Arbeit genügten in Deutschland, um der Induction zu einem Siege zu helfen, der eine begriffliche Knechtung fortan unmöglich macht; wie fein auch immer das in Zukunft aus dem frisch angehäuften Material zu potenzirende Geistessublimat später einmal sein wird.

Leben wir daher überhaupt jetzt, richtig verstanden, in einem aristotelischen Zeitalter, so hat die heutige leichte Geistesverbindung der Menschen unter einander den Realismus auf allen Gebieten der Kulturbewegung zu einer so einheitlichen Herrschaft kommen lassen, wie sie nie zuvor in der Geschichte dagewesen ist. Die Methode und die Ergebnisse der Naturforschung ziehen ihre Linien nicht allein zu den exacten Wissenschaften, sie führen auch alle Wissenszweige, die sich auf das geistige Gebahren des Menschen beziehen bis zur Ethik hin in die Bahn der Induction über; selbst die bildende Kunst sucht gegenwärtig mit Vorliebe den realen Stoff für ihre aus der Wirklichkeit hergeleitete schöne Form. Unsere Epoche, die schon auf dem politischen Felde einen bei den verschiedenen europäischen Völkern durchgehenden gemeinsamen Zug aufweist, erscheint vollends in der vor ihr umschlossenen menschheitlichen Geistesarbeit als in sich einig; ihre Errungen-

Digitized by Google

schaften werden dereinst eben bei der heutigen einheitlichen Kraftanwendung der Kulturmenschheit gewiß großartig sein.

Ein Geschlecht zwar, das gerade erst aus dem Idealismus und der Romantik herkommt, muß unter den kulturlichen Nachwirkungen der Vergangenheit noch in vielen seiner Angehörigen sich von einer Richtung feindlich berührt fühlen, welche ihren angeerbten und mit Liebe gepflegten Vorstellungen so schnurstracks entgegenläuft:

„Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand,
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfunden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man Höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eine Götter-Spur."

Die neuplatonische Mystik, auf die Naturanschauung übertragen, empfindet es eben als einen frevelhaften Eingriff in ihre heiligste Gedankenwelt, daß der Mensch es nunmehr wagt, selbstbewußt von seinen Sinnes-Wahrnehmungen aus nach einem Verständniß des Daseins zu streben; und ihre Jünger verfolgen den Realismus um so rücksichtsloser, je weniger fest sie selber auf dem Thurme ihrer Ideen und Voraussetzungen stehen. Allein wer vorurtheilsfrei und ohne selbstsüchtige Interessen das Wesen der Realphilosophie sich klar macht, der wird nicht umhin können, einzuräumen, daß ihre Schlußergebnisse sich nichts weniger als revolutionär zu dem historisch gewordenen Staate und der historisch gewordenen Kirche verhalten. Die Idealspeculation trägt der ursachlichen Nothwendigkeit in den Thatsachen keine Rechnung, sie ihrerseits verfährt bei ihrer Weltkonstruction willkürlich subjectiv; die Realphilosophie dagegen ist eine geistige Reproduction der Natur- und der Menschheitsgeschichte, sie läßt daher jeder aufgetauchten politischen und religiösen Entwicklungsphase ihr vollständiges Recht zukommen.

So lange die Naturwissenschaft bei ihren Untersuchungen darauf ausging, in der vorhandenen Körperwelt und in den Gesetzen derselben, die Herrschaft der nämlichen Gesetze wieder finden zu wollen, denen gemäß der Mensch in seinem Zusammenleben mit Andern geistig und ethisch sich weiter bildet, blieb es nicht aus, daß sie mit den vorhandenen religiösen Anschauungen in einen unlöslichen Conflict gerieth; da ja diese religiösen durch die Geschlechter hin weiter gegebenen Anschauungen ihrerseits vielfach mit alten, aus der Kindheit der Menschheit herrührenden naturwissenschaftlichen Auffassungen verwachsen waren und noch sind. Und in gleicher Weise mußten wiederum die wissenschaftlichen Religionsforschungen störend auf die Logik der Naturwissenschaft zurückwirken, so lange sie für ihre Resultate Bestätigungen aus der Physik zu nehmen gedachten. Seitdem jedoch Alexander von Humboldt die Frage eines vorwitzigen Geistlichen, was er denn von Gott und Unsterblichkeit halte, dahin abgewiesen, er habe bei seinen Studien noch nicht Zeit gefunden, darüber nachzusinnen, ist gerade die Idealphilosophie mit klarem Bewußtsein darüber aus zu verhindern, daß die Erkenntniß der Natur und die Entfaltung der Religionsbildung unter den Menschen nicht jeden Augenblick willkürlich durch einander gemengt werden.

Die Mathematik, die Astronomie, die Geognosie, die Pflanzen- und Thierphysiologie weiß als Wissenschaft nichts von Religion und kann nichts davon wissen. Die Weltkörper in der Himmelsweite setzen sich für die Naturwissenschaft, *welche die Existenz derselben vorfindet*, nach physicalischen Kräften zu einander in's Gleichgewicht; die astronomische Ordnung, die „Mechanik des Himmels" ist in ihren Augen das schließliche Resultat einer langen Reihe von Kräfteausgleichungen, die im Laufe der Zeit gewordene physicalische Harmonie der Sterne zu einander im Raume. Tritt sie dann nach solchem an der Hand der Mathematik und Astronomie versuchten Fluge in das All auf die Geburtsstätte und das Eigenthum der Menschheit, die Erde, zurück, welche sie in ihrer Stellung innerhalb des Sonnensystems erfaßt hat, dann forscht sie zunächst nach dem geschichtlichen Bildungsprocesse dieses unseres Planeten, seitdem er, losgelöst von der Mutter Sonne, sein eigenes Dasein, obgleich von der Sonne wesentlich abhängig, in der Welt führt. Auch dabei hat sie nur mit Thatsachen zu thun, so weit diese Thatsachen sich aus geognostischen und geologischen Studien constatiren lassen. Von der gefundenen Wirkung sucht die Naturwissenschaft zu der vermuthlichen Ursache derselben hinaufzusteigen, um vielleicht diese Ursache wieder nur als Wirkung einer vorhergehenden Ursache zu erkennen. Ist es bei der realen Forschung dabei aber auch bisher unmöglich gewesen, die Art des Ueberganges von dem sogenannten anorganischen Leben zum organischen sich klar zu machen, abnt sie nur das Einsetzen des auf der Erdrinde entstehenden organischen Lebens in dem Kristall und der nachfolgenden Pflanzenzelle, so ist es ihrem durch die Jahrtausende bin rückwärtsschauenden Auge doch wiederum vergönnt, zu gewahren, wie jede in Folge innerer Erdkräfte vor sich gehenden, einstigen Umwandlung der Erdrinde ihre eigenen Pflanzen- und Thiergebilde aufwirft, deren Gestaltungen also von den darin jedesmal vorwaltenden Kräften abhängig sind; bis zuletzt auf der heutigen Erdrinde der Mensch sich zeigt. Sie erfaßt die Aeußerungen des sich entwickelnden organischen Lebens im Zusammenhange, wie, entsprechend den begleitenden physicalischen Umständen, die eine Form aus der anderen hervorwächst und dann in der nächsten Erdrindenperiode sich abermals umbildet. Daß dabei der Mensch von dem Stammbaume der lebenden Wesen nicht losgerissen wird, kann doch Niemand der Naturwissenschaft zu einem moralischen Vorwurf machen. Im ersten Augenblicke allerdings muß die bekannte „Affentheorie" den Kulturmenschen des neunzehnten Jahrhunderts heftig verletzen. Der Träger der heutigen Intelligenz schämt sich lebhaft seines Onkels Orangutang und seiner Tante Gorilla. Allein die Naturwissenschaft erkennt ja ihrerseits an, daß der Mensch an sich schon eine höhere Gestaltung der auch im Monkey vorhandenen organischen Lebenskraft ist, obschon der Mensch überhaupt mit den höheren Thiergattungen körperlich vieles gemein hat; und nun liegt zwischen dem Affen, der geblieben ist was er war, und dem jetzigen Menschen seit der Stunde seiner *körperlichen* Durchbildung eine ungeheuer lange Kulturentwicklung, auf welche gestützt, wenigstens die meisten Menschen gegenwärtig die Verwandtschaft mit den geschwänzten vierhändigen Vettern getrosten Muthes vollständig verleugnen dürfen.

Niemals freilich kann es wohl der Naturwissenschaft gelingen, klar darzuthun, wie im Zusammenhange und im Verhältniß zu der steigenden Ausbildung des Erdkörpers der thierische Organismus sich allmälig bis empor zum Menschen ausgebildet hat. Sie sieht nur die Resultate des vollendeten Processes, nicht mehr den Proceß selbst. Immer wird sie indessen folgerichtig an der Auffassung festhalten müssen, daß der Pflanzen- und Thierkörper in seiner Construction von der jedesmaligen Schichtenperiode unseres Planeten bedingt bleibt. Für sie sind Auge und Ohr nicht hinterdrein dem vorhandenen Licht und der Schallwelle der Luft angepaßt, sondern weil die Licht- und Schallschwingung in bestimmter Weise auf die embryonischen Gestaltungen des Lebensnervs zurückwirkten, entwickelte sich, entsprechend diesen Rückwirkungen, Auge und Ohr an dem Sitze des thierischen Gehirns. Die Harmonie der Welt ist für *ihre* Forschungen nicht uranfänglicher Plan, sondern natur-*historisches* Product der obwaltenden

Digitized by Google

Verhältnisse; und nach *ihrer* Betrachtungsweise, stets bedingt von den Erdverhältnissen, beginnt und entwickelt sich dann das menschliche Denken. Die Möglichkeit eines »absoluten« Denkens, losgelöst von den physikalischen Bedingungen des Erdkörpers, unter denen es im Laufe der Geschichte zugewachsen ist, kann *sie* daher auch dem Erdenbürger nicht zugestehen; die Erkenntniß eines über alle Sterne hingehenden »kategorischen Imperativs« räumt *sie* ihm nicht ein. Der Mensch ist für sie der Sohn seiner Erde, sein Denken bleibt immer ein irdisches Denken.

In dem »ruhenden Auge« des Menschen aber, wie Freund Bastian so schön sagt, sieht die Welt um ihn her sich selbst. Die unaufhörlichen Sinneswahrnehmungen rufen in seinem Kopfe allmälig das Selbstbewußtsein wach, das Gefühl seiner selbst im Gegensatze zu den Dingen rund um; und dieses an der bisherigen Passivität zunehmende Selbstgefühl erzeugt zuletzt unter der Stirn einen activen Willen. Auch den höheren Thiergattungen läßt sich ja ein durch die Sinneseindrücke entstandenes Selbstbewußtsein und eine Art von Willen nicht absprechen; allein beide geistige Regungen sind bei ihnen einerseits schwächer wegen des weniger sein durchgebildeten Organismus der Thiere, und dann entbehren sie der *unendlichen* geschichtlichen psychischen Durchbildung im Zusammenhange ihrer in der Zeit auf einander folgenden Geschlechter. Freilich dürfte man vielleicht behaupten, daß selbst der sogenannte Instinct der Thiere beim Nahrungssuchen, Wohnungbauen und Vorräthesammeln auch erst nach und nach in der Reihenfolge der Generationen von ihnen *erlernt* worden ist. Sollten die Stammeltern der Biber von vornherein bereits haben zimmern können, oder wohl nicht doch hinterdrein durch ihr Leben im Wasser unter gleichzeitiger Ausbildung ihrer Organe darauf hingeführt sein, und dann die erworbene Kunst ihren Nachkommen gezeigt haben? Ohne Gedächtniß, ohne Mittel zur Verständigung unter einander, ohne Töne und Zeichen sind ja die oberen Thiere nicht. Jedoch hat der als intellectuelle Errungenschaft aufgefaßte thierische Instinct seine endliche Fortbildungsgrenze bei der Beschränktheit des thierischen Organismus bald erreicht; während der körperlich höher entwickelte Mensch von der Sprache später zur *Schrift* übergeht und so in der durch die Generationen sich hinziehenden Wissenschaft seinem Geschlechte eine unendliche Geschichte eröffnet. Die Geschichte der Menschheit, die Geschichte der Kultur ist die Geschichte der in den Menschen zum geistigen Dasein aufsteigenden Erdnatur. Martius in München hat einmal gesagt: »Die Geschichte ist lang und alt, aber die Vorgeschichte ist länger.« Welche Aeonen dazu nöthig gewesen sind, bis unser Sonnensystem in seinen Grundverhältnissen sich festsetzte, welche Aeonen dann weiter verflossen, bis der Erdkörper ausgebildet genug war, daß an dem Stammbaum der organischen Wesen der Mensch entstehen konnte — die Weltvergangenheit auch nur zu ahnen, reicht über die Grenzen des aus Erfahrungen schließenden menschlichen Denkens ebenso hinaus, als es dem menschlichen Gehirn unmöglich ist, sich die Unendlichkeit der Weltzukunft zurecht zu legen. Wo in der körperlichen Umgebung das Auge jeden festen Anhalt in der Weite verliert, fängt im Kopf der Schwindel an; und in ähnlicher Weise geht es auf dem Gebiete der Ideen, sobald ihnen gar keine empirisch gewonnenen Vorstellungen mehr zu Grunde liegen. Den chaotischen Perioden des Erdballs entspricht aber wohl ein gleichfalls sehr lange dauernder embryonischer Zustand der Menschheit bei dem Beginn ihrer Entwicklung. Wie viel Zeit mag allein schon darüber verstrichen sein, bis der Mensch es nur lernte, sich in die Felle der von ihm mit Keulen getödteten Thiere zu kleiden, um so auch in weniger heißen Klimaten ausdauern zu können! Als er dann gefleidet einherschritt, mußte sich bereits durch die Gewöhnung an die Kleidung eine psychische Regung in ihm geltend machen, die er bis dahin nicht kannte, und von der auch noch heute die in den Tropenländern nackt lebenden Urvölker nichts wissen. Denn nicht aus einem ursprünglichen Bewußtsein seiner Nacktheit und der daraus entspringenden körperlichen Scham sucht sich der am Anfange seiner Geschichte stehende Mensch das Gewand; sondern die Schamhaftigkeit selber wacht erst in ihm auf, nachdem schon der Gegensatz von Blöße und Bekleidung durch die Erfahrung an ihn hinangetreten ist. Die Ernährungsweise einerseits und die Geschlechtsbeziehungen andererseits führen ihn darauf zu einem Zusammenleben mit seines Gleichen hin, und in der dadurch entstehenden gesellschaftlichen Gliederung ist nunmehr der Boden für die unendliche Entwicklung der Menschheit und des Individuums in ihr gegeben.

Es ist indessen nicht bloß ein poetischer Gedanke, welchen Kaulbach in seinem bekannten Berliner Kinderfries dargestellt hat, indem er den Menschen seine ersten häuslichen Einrichtungen den Thieren absehen läßt; auch die realistische Weltanschauung kann es sich nicht anders vorstellen, als daß das höchste organische Wesen auf der Erde im Beginn seines Daseins sich allmälig die Erfahrungen zu Nutze macht, zu denen die untergeordneteren Gattungen schon vor ihm gelangt waren. Der Mensch seinerseits vermehrt sie jedoch in der Stufenfolge der Generationen durch neue eigene Erfahrungen. Kein Thier gebraucht das Feuer zur Erleichterung seiner Existenz; erst der Mensch hat es gelernt, dasselbe zu seinen Diensten zu zähmen.

Wir können es hier indessen in der Kürze natürlicher Weise nicht ausführlicher verfolgen, wie das anfängliche naturgemäße Jägerleben der Menschen seine besondere gesellschaftliche Gliederung unter ihnen hervorruft, wie das Hirtenthum ihnen eine andere soziale Ordnung verleiht, und endlich die Seßhaftigkeit im Ackerbau sie nach und nach zu der Ausbildung eines Staatsbaues hinüberführt. Auch die allmälige Verbreitung des Menschengeschlechtes aus dem warmen Wiegenlande in Asien über den ganzen Erdball, die körperlichen Veränderungen, die es in seinen einzelnen Völkern je nach Klima und Bodenbeschaffenheit erleidet, gehen uns für jetzt nicht weiter an. Die von der Gegenwart an Thatsachen überschaute Geschichte liefert dafür bereits die nothwendigen Belege. Dagegen möchten wir es mit einigen Strichen andeuten, auf welchem Wege der Realismus zu dem Begriff von Gut und Schlecht, von Recht und Unrecht, von Liebe, von Religion und was damit zusammenhängt, gelangt; denn in seinen Augen besitzt der Urmensch nun einmal keine »angeborenen Ideen«; wie sehr uns auch heut zu Tage nach Jahrtausende langem menschheitlichen Entwicklungsgange bestimmte ethische Principien »zur zweiten Natur« geworden sind, so sieht doch der Realismus diese »zweite Natur« eben als ein historisches Product, als eine Folge, nicht als eine Ursache des gesammten Kulturganges an.

Angenommen, auf der ganzen Mutter Erde lebte seit Jahrtausenden nur *ein einziger Mensch*, wie wollte derselbe in seiner Einsamkeit wohl zu dem Begriff *Tugend* durchdringen? Er möchte sich im Laufe seines langen Daseins an der Kette der Erfahrungen vielleicht die Gesetze der körperlichen Natur klar gemacht haben, auch im Betreff der Gesetze seines eigenen Denkens zu dem Standpunkt der heutigen Wissenschaft gelangt sein; allein auf welche Weise wäre er im Stande gewesen, sich *ethisch* auszubilden? In seinem Verhältnisse zu der Körperwelt um ihn her flößt dieser Einsame nur auf ein individuell Angenehm oder Unangenehm. So lange er die Naturerscheinungen nicht auf die in ihnen waltenden Gesetze in seinen Gedanken zurückzuführen vermag, nöthigt ihm wahrscheinlich die unverstandene Naturgewalt Furcht ab. Die Idee einer vorhandenen ihm überlegenen höheren Macht knüpft sich bei ihm etwa an die Einwirkungen von Sonne,

Digitized by Google

Sturm, Meer, Feuer. Verleiht er dann auch in seiner Vorstellung dieser so aufgefaßten höheren Macht einen Einfluß auf die ihn umgebende Außenwelt und dadurch auf ihn selbst, ließe es sich allenfalls begreifen, daß der Einsame zu einem Gottesdienste kommen kann, um sich die vielleicht gar schon als Einheit gedachte höhere Naturgewalt günstig zu stimmen, so würde doch seine fortschreitende naturwissenschaftliche Erkenntniß stufenweise seine Anbetung der physicalischen Kräfte immer mehr verringern; sein anfänglich gefundener Gottesbegriff, statt an Inhalt zu wachsen, müßte im Laufe der Zeit wieder abnehmen. Schließlich stände der Einsame rein der Physik gegenüber, ohne irgend eine Ahnung davon zu haben, was wir Liebe, was wir Tugend, Gewissen und so weiter nennen. Bloß die vorhandene Körperwelt reflectirte bei ihm in dem Spiegel seines Denkens; mit Napoleon I. würde er fragen: „Gemüth, que cela veut dire: Gemüth?“

Und es giebt wirklich auf Erden solche Einsame, die schließlich auf dem Wege ihres Denkens zu einem Standpunkte gelangen, wo sie nur noch der Physik gegenüber stehen, ohne einen Gott, ohne eine Tugend im All gefunden zu haben; eben weil sie einsam sind, nicht im socialen Zusammenhange mit der Menschheit rund um — ist doch die Tugend, die Liebe eine aus dem gesellschaftlichen Zusammenleben der Menschen erwachsenen Kraft, die mit der physicalischen Welt nichts zu schaffen hat.

Anfänglich geht wohl der Mensch, ebenso wie das Thier, in seinem Verhältnisse zu den übrigen Menschen von der baaren Selbstsucht aus. Bastian führt sogar den Ursprung der Mutterliebe im Beginn der Geschichte auf reine körperliche Empfindungen zurück. Stößt aber einerseits die Selbstsucht des Einzelnen auf die Selbsucht aller Andern, die ihm, wenn auch zunächst bloß mit der rohen Gewalt in seinem Thun Schranken anweist, ist das nach und nach entstehende Recht ein Kompromiß der auf einander stoßenden egoistischen Kräfte der Menschen, so erweitert andererseits das gesellschaftliche Zusammenleben den Kreis des Individuums vom Ich zur Familie, zum Stamm, zur Nation, zur Menschheit. Der Mensch schließt allmälig mehrere Menschen in die Sphäre seines Ichs ein, die Ausdehnung seines Egoismus schwächt in gleichem Verhältniß die Selbstsucht der Person und giebt einem Gefühle Raum, das in dem Dasein, in dem Glück des oder der Andern das eigene Dasein und Glück mit empfindet. Die menschliche Liebe wächst aus der sich ihrer Selbst entäußernden individuellen Selbstsucht als der entgegengesetzte Pol hervor. Wir sagten oben: Ideen sind zunächst geistige Produkte, gewonnen auf realem Boden; erst hinterdrein, wenn sie in weiteren Kreisen gesellschaftliches Eigenthum geworden sind, vermögen sie auch als geistige Factoren weiter zu wirken. In gleicher Weise geht es mit den allmälig sich ausbildenden menschlichen Empfindungen auf dem Entwicklungsgange der Menschheit.

Eine deductiv verfahrende Religionsphilosophie des asiatischen Alterthums hat die Vollendung des Menschen in den Anfang seiner Geschichte verlegt und die spätere Mangelhaftigkeit seines Wesens einer nachfolgenden Entartung seiner Natur zugeschrieben, wovon die Schuld ihm selber zur Last fällt. Man sah die physicalische Welt in der Harmonie von Wirkung und Ursache als in sich vollkommen; zu ihr wollte die ethische Unvollendetheit des menschlichen Seins nicht passen; also lud man dem Menschen seine unleugbare moralische Unvollkommenheit als Selbstverschuldung auf — ein Satz, der außerdem nachher der asiatischen Priesterherrschaft vortreffliche Handhaben zur Befestigung ihres Regiments darbot. Diese Vermischung der ethischen mit der physicalischen Welt charakterisirt eben recht eigentlich die früheren Perioden der menschheitlichen Kulturentwicklung. Die von der Menge unverstandene Naturgewalt, die den Blitz und Donner aussendet, welche sich die Stürme zu Dienern macht, und die Sonne auf- und untergehen läßt, wird auch zum Mittelpunkt der geschichtlich vorschreitenden sittlichen Ausbildung der Menschheitsgruppen erhoben. Nicht die Bedingung und Nothwendigkeit des menschlichen Zusammenlebens trägt und entfaltet bei dieser Weltanschauung die allmälig aufwachsende Humanität der Erdbewohner; sondern die Humanitätsentwicklung beurkundet alsdann nur den menschlichen Gehorsam gegen die von Außen kommenden moralischen Gebote, die für den kindlichen Sinn mit den Gesetzen der physicalischen Welt aus einem und dem nämlichen Centrum entspringen. Wie der oben gedachte einsam auf dem Erdballe hausende Einzelne folgerichtig bloß zu einem, so zu sagen, naturwissenschaftlichen Gottesbegriff gelangen kann, so ergiebt es sich auch ganz von selbst, daß in der Kindheit der Menschheit bei der geringen Ausbildung der menschlichen Gesellschaft und des Einzelmenschens in ihr alle religiösen Vorstellungen mit den kindlichen kosmogonischen und physicalischen Kenntnissen der Zeit auf das innigste verwachsen sind. Ein positives Religionssystem des Alterthums, welches nicht zugleich die Erschaffung der Welt und Alles, was darinnen ist, den Zeitgenossen dargelegt hätte, würde weder verstanden worden sein noch irgend eine Linie zu dem moralischen Gebahren der Menschen herübergezogen haben.

Darum ist denn auch die Ausgangsform für sämmtliche socialen Gebilde in der Geschichte die Theocratie. Alle Gesetze des gesellschaftlichen Daseins und der in ihm etwa vorgehenden ethischen Verfeinerung des Individuums werden dann von den Menschen als directe Gebote der Gottheit betrachtet, deren Verständniß einige hervorragende Köpfe der Menschengruppe um sie her vermitteln. Allein nicht weil es Priester giebt, darum giebt es Priesterherrschaften; sondern weil der ganze Bildungszustand der Menschen sie zu einem unbedingten Schuntergeordnen unter die Naturgottheit hinführte, darum konnten überhaupt jene Priesterschichten in einem Volke entstehen, die, einmal entstanden, auf die Dauer ihre eigene Herrschaft mit der Gottesherrschaft verwechselten.

Auch diese Bildungsstufe in dem Entwicklungsgange der Menschheit hatte indessen sicher schon Jahrtausende gedauert, als sie in dem von uns übersehbaren Zeitraume der Geschichte zuerst erscheint. Die israelitische Zeitrechnung reicht fürwahr nicht aus, um die unendlich langsam sich aneinander schließenden Phasen der aufsteigenden Bildung in der Kette der Generationen zu bemessen. Erblicken wir doch die Urvölker im Fernrohr der Historiographie fast sämmtlich bereits im Uebergange zum Staatsleben begriffen. Ihre wirthschaftlichen Verhältnisse sind inzwischen mannichfaltiger geworden, die Berührung der Individuen unter einander hat sich vermehrt, der Schatz ihrer Erfahrungen sich erweitert; da tritt denn nach und nach neben den herrschenden Priester der herrschende König hin, in dem nun unvermeidlichen Kampfe kämpft der in seiner untersten Lebensform einsegende Staat mit der Theocratie, die erste Regung der Weltlichkeit mit der seither in der Vorstellung der Menschen festgehaltenen Ueberweltlichkeit. Für das heutige Denken der europäischen Kulturvölker versteht es sich freilich nahezu von selbst, daß eine Staatsverfassung und das in ihr geltende Civil- und Criminalrecht mit dem religiösen Glauben einer Nation nichts zu thun hat; allein welch gewaltiges Ringen mag in der Vorzeit dazu nöthig gewesen sein, ehe ein Volk an seinem eigenen Dasein diese Erfahrung machte und ihr in der Einrichtung seines Lebens Folge gab. Im Innern Asiens ist die Trennung der Priester- und Staatsherrschaft niemals klar vor sich gegangen; der Despot, welcher die Priester überwunden hat, herrschte dennoch im Namen der Gottheit weiter. Erst an den westlichen Außengrenzen des Orients ringt sich das socialpolitische Leben der Menschen mehr von ihrer socialreligiösen

Digitized by Google

Gliederung los; bis im Laufe der Zeit in Europa das Staatsleben sich völlig auf die eigenen Füße stellt und damit dann auch dem religiösen Leben seiner Menschen die Möglichkeit einer eigenen freien Entwicklung darbietet.

Was aber bleibt, so hören wir fragen, bei der realistischen Weltanschauung denn für das religiöse Leben der Menschen übrig, sobald es mit seinen Vorstellungen die physicalische Welt nicht mehr umfassen soll, und auch die politische Ordnung der Menschen unter einander von der ihr zu Grunde liegenden inneren Nothwendigkeit, statt von einem überirdischen Gebote hergeleitet wird? Es liegt in dieser Frage die Furcht enthalten, daß die steigende Erkenntniß der Menschheit mit der Religion überhaupt in Widerspruch gerathen müsse, oder die Religion auf Erden völlig überflüssig werden würde. Heißt es indessen wohl wirklich das Vollrecht der Religion an sich verneinen, wenn man aus ihrem Bereiche fortan diejenigen menschlichen Erfahrungen und Entdeckungen ausscheidet, die das eigentliche Wesen der Religion gar nicht berühren, da nur die geschichtlich aufgetretenen Religionssysteme sie in der Kindheit der Kultur zu ihren Zwecken verwendet haben? So lange die abstracte Philosophie sich einbildete, mittelst der Kategorien des menschlichen Denkens die vorhandene Welt in ihren Erscheinungen begreifen zu können, so lange abstrahirende Denkfunctionen sich dem durch die Erfahrung erworbenen Erkennen positiv gegebener Thatsachen gleichstellten oder wohl gar überordneten, so lange freilich mochte auch die Religion glauben, mit den Consequenzen ihrer moralischen Anforderungen an die vorhandene Welt das positive Wissen von der Welt ersetzen oder gar beherrschen zu dürfen. Seitdem jedoch die Philosophie ihr Gebiet immer mehr durch die positiven Wissenschaften rein auf die Logik, auf das Erkennen der im menschlichen Denken waltenden Gesetze eingeschränkt sieht, und sie dergestalt beginnt, statt eines vermeintlichen Wissens vom Wissen, bloß ein Wissen von der Denkthätigkeit zu werden, fängt auch die Religion an, sich immer mehr auf das Feld der Ethik zurückzuziehen. Das Verhältniß des Einzellebens zu dem Gesammtleben der Menschheit, und die daraus sich ergebenden Normen und Gesetze für das Einzelleben selbst wird demnach zum Hauptgegenstand der religiösen Forschung werden, während die subjective Religiosität, die Frömmigkeit, alsdann in dem harmonischen Einklang besteht, zu welchem sich der Mensch im Verhältniß zu der Mitwelt und zu sich selbst sittlich hinausarbeitet.

Damit eröffnet sich aber für die Weiterbildung der Religion und für die stets vorschreitende Vergeistigung ihrer geschichtlich hervortretenden Symbole ein unendlicher Raum, der ihr weitaus die stattgehabten Beschränkungen auf den Gebieten der Naturwissenschaft ersetzt. Was sie an ihren historisch überkommenen Dogmen durch die Physik verliert, gewinnt sie durch die Erkenntniß der Menschennatur, wie sie sich im Laufe der Menschheitsentwicklung unaufhörlich steigert und geistig und sittlich bereichert, tausendfältig wieder. Die Menschheitsgeschichte, die mit dem einzelnen Thiermenschen anhebt und bei steter geistiger Potenzirung desselben durch die gemachten Erfahrungen endlich in dem sich ordnenden Zusammenleben der Menschen auf Erden die Basis der intellectuellen und sittlichen Gesammtarbeit unseres Geschlechts bereitet, sie offenbart und begründet, sie trägt und belebt die Religion. In der physicalischen Welt zeigen sich nur körperliche Gesetze; die Herrschaft der geistigen und ethischen Gesetze auf Erden kann erst beginnen, nachdem in der socialen Gliederung der Menschen die Bethätigung eines Bewußtseins, eines Willens die Erkenntniß der vorhandenen Welt und die Ausbildung des einzelnen Ichs im Zusammenhange mit allen übrigen ermöglicht. Deßhalb ist das Wesen der Religion in der Erfassung der Ethik auf der socialen, auf der menschheitlichen Grundlage zu suchen; in der Geschichte offenbart sich die Menschennatur in ihrer vorschreitenden Ausbildung; die historisch aufgetauchten Religionssysteme sind der stets sich erneuernde Versuch, der bereits erreichten Erkenntniß der in uns wirkenden ethischen Gesetze einen Ausdruck zu verleihen, welcher dann, selber zum socialen Factor geworden, sittlichend wiederum auf die Gesellschaft und den Einzelnen einwirkt.

* Absolution.

Von Hermann Allmers.

„Süßer Heiland, schöner Heiland,
Neige mir dein Strahlenantlitz,
Deine lichte, freundlich milde,
Lockenfluthumwallte Stirne;
Komm' und breite deine Arme
Aus mich an dein Herz zu ziehn,
An das große liebereiche!
O da will ich selig ruhen,
Schaun in deine Himmelsaugen.
Ja, schon glücklich wär' ich Arme,
Könnt ich nur wie Magdalene
Trocknen die die wunden Füße
Mit der Fülle meines Haars;
Doch sie haben's abgeschnitten,
Grausam, als ich Nonne wurde,
Und mich feiert; es ist so einsam
Und so schauerlich im Kloster,
Wo mich keine Seele lieb hat.
Drum erbarme du dich meiner,
Schöner Heiland, süßer Heiland!"

Also flehte die arme junge
Nonne vor dem Christusbilde.
Leise regt sie nur die Lippen,
Doch die Thränen fallen glühend
Auf die kalten Marmorstufen.

Und zur selben späten Stunde
Kniet ein armer junger Priester
Vor Marias hehrem Bilde,
Leise wehmend, brünstig flehend.

„Heil'ge Jungfrau, anmuthreiche,
Neige mir dein Strahlenantlitz,
Daß ich schau' in deine stillen
Himmelsaugen, daß dein Lächeln
Mir das dunkle Herz durchsonne;
Deine Hände lege segnend
Auf das Haupt und auf das Herz mir,
Bilde qualenvolle Gluthen
Brennen mir im Hirn und Herzen,
Du allein kannst Frieden senken
In die zähzerrissne Seele."

Also betet er und wanket
Dann in seines Beichtstuhls Gitter,
Andre Herzen zu erleichtern —
Selber kummerschwerer Seele —,
Andern Herzen Trost zu spenden,
Selber ohne Trost und Frieden.

Und es naht mit zagen Schritten
Jene arme junge Nonne.
Weinend kniet sie hin am Beichtstuhl,
Neigt das traurig süße Antlitz
Nah zum Gitter stumm und bebend.

„Sprich, was willst du, sprich, was haßt du
Auf der Seele, sprich, was treibt dich
Her zu mir um Trost zu suchen?" —

Digitized by Google

„O mir ist so weh zu Muthe,
O mir ist unsäglich elend!
Aber ach, weiß ich es selber,
Was mein armes Herz durchzittert!
Und mir hilft kein brünstig Beten
Und kein Fasten, kein Kasteien,
Was kann helfen, was kann heilen?“ —

Und sie schau'n einander lange
Still und bebend an und seufzen.
Und es dringen ihre Blicke
Tief einander in die Seele,
Denn dieselben Himmelsaugen
Sah er an Marias Bilde,
Und dieselben Heilandsblicke
Sah sie betend am Altare.

Lange schau'n sie an einander
Und vergessen Kirch' und Beichtstuhl,
Priesterweih' und Klosterschwüre,
Tief versunken, still verloren.

Jahre sind seitdem vergangen,
Und in einem fernen Thale
Zwischen Frucht- und Weingeländen
Ruhn in blüthenvoller Laube
Friedlich Hand in Hand gelegt
Nun der Priester und die Nonne.

Bannverfolgt und fluchbeladen,
Ausgestoßen aus der Kirche,
Sind die Beiden, doch es heben
Segnend über sie die Hände
Jesus Christus und Maria.

* Sprüche von Goethe und Schiller.

Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller. Lebens- und Weisheitssprüche aus Goethe's und Schiller's Werken. Gesammelt und herausgegeben von Rudolf Gottschall. Hamburg, Verlagsbuchhandlung. 1862.

Aus den Werken unserer beiden größten Dichter ist noch immer so unendlich viel zu lernen, daß ein jeder Versuch, den innersten Kern ihres geistigen Wirkens zu entfalten und für die Fülle ihrer Welt- und Lebensanschauungen die ganze Nation empfänglicher zu machen, die wärmste Anerkennung verdient. Denn trotz der allgemeinen Bewunderung, die längst ihre Namen umgiebt, ist gleichwohl die Vertrautheit mit ihren Schöpfungen seltener, als man denken sollte, und das Verständniß ist selbst bei denen, die sich zu den Gebildeten zählen, in der Regel sehr oberflächlich.

Der Herausgeber der oben angeführten Sammlung, der sowohl als Dichter wie als Literarhistoriker längst mit Anerkennung genannt wird, spricht sich in dem Nachwort zu dieser „Gedankenharmonie“ klar über den von ihm verfolgten Zweck aus: „Sie will zunächst dem deutschen Volk und besonders den deutschen Frauen jenen Reichthum allgemein gültiger Wahrheit aus allen Gebieten des geistigen und sittlichen Lebens, der in den Werken unserer beiden größten Dichter enthalten ist, in übersichtlicher Zusammenstellung vorführen, ohne dabei Anspruch auf erschöpfende Vollständigkeit zu machen; denn alle Gedanken in strengwissenschaftlicher Form, an denen die prosaischen Schriften und der Briefwechsel dieser beiden Männer so reich ist, mußten ausgeschlossen werden, um nicht den volksthümlichen Charakter dieser „Harmonie“ zu gefährden und ihren Umfang nicht über das beabsichtigte Maß anwachsen zu lassen. — Doch auch so wird die außerordentliche Fülle von tiefen und in unvergeßlicher Form ausgeprägten Wahrheiten aus den Werken der beiden Dichter Bewunderung erwecken. . . . . Wie umfassend die Bildung und das Streben unserer Classiker war, wie groß ihr geistiger Horizont, das wird aus der übersichtlichen Anordnung der Sinnsprüche nach den verschiedenen Kreisen der geistigen und sittlichen Welt, des Lebens und Handelns, des Wissens und der Kunst hervorgehen.“ Weiter entwickelt dann der Herausgeber seine Absicht, zugleich eine durchgreifende Parallele zwischen Goethe und Schiller zu bieten, „augenfälliger und beweiskräftiger, als umfangreiche Parallelen der kritischen Ausleger.“

Die Sammlung, welche über tausend kürzere und längere sentenziöse Aussprüche Goethe's und Schiller's darbietet, wird, wie schon aus den obigen Worten des Herausgebers hervorgeht, durch einen zusammenhängenden Ideenfaden zu einem Ganzen verbunden. So daß dem Herausgeber in Hinsicht auf Geschmack und kunstreiche Verknüpfung keine geringe Aufgabe zufiel. Es konnte nicht ausbleiben, daß er manchmal durch die Ueberfülle ins Gedränge gerieth, zumal da bei dichterischen Aussprüchen, die im Dialog des Drama's oder des Romans vorkommen, manche Widersprüche mit unterlaufen, weil sie nur theilweise von des Dichters eigener Ansicht und Ueberzeugung vertreten sind. Und wie manchen Wandlungen war selbst diese in der fortschreitenden Entwicklung ihres geistigen und sittlichen Lebens unterworfen! In dieser Hinsicht hat manche hier in Reihe und Glied vorgeführte Sentenz nur eine bedingte Geltung. Manchen Ausspruch Mephisto's, Talbot's, Philipps II., Isabellens ꝛc. hätten wir lieber aus der Sammlung entfernt gesehen. Denn wozu dient z. B. dem Leser die mephistophelische Erörterung, daß Schönheit und Scham nie zusammengehen, oder der Verzweiflungsruf der Kassandra, daß nur der Irrthum das Leben und das Wissen der Tod sei, oder die kurze Sentenz: „der blut'ge Dienst gefällt den Königen?“ Solchen Sentenzen, die bloß durch ihre Stelle, bloß in der Situation und dem Charakter der redenden Personen Sinn und Bedeutung haben, wird man häufig begegnen; andere werden, indem sie aus dem Zusammenhang gelöst sind, wenigstens matt; indeß hat der Herausgeber in solchen Fällen durch die Angabe des Werkes, manchmal auch der Person, der sie in den Mund gelegt sind, dem denkenden Leser einen Fingerzeig zur richtigen Auffassung gegeben. Im Ganzen läßt sich auf diese Sammlung, die des Trefflichen so viel bringt, das Wort anwenden: „Wer Vieles bringt, wird jedem etwas bringen!“ — Die äußere Ausstattung des Buches ist in jeder Hinsicht so geschmackvoll, daß es sich auch dadurch ganz besonders zum Festgeschenk empfiehlt.

J. W. S.

Heinrich Marschner.

* Am 14. December starb in Hannover nach schweren Leiden Heinrich Marschner, der Componist des „Templers“ und des „Hans Heiling.“ Er war im Frühjommer aus Paris zurückgekehrt, wo er sich mehrere Monate aufgehalten hatte und mit der ihm gebührenden Auszeichnung in künstlerischen Kreisen aufgenommen war. Bald nach seiner Rückkehr nach Hannover erkrankte er und konnte ein Versprechen, das er gegeben hatte, einige Tage in Bremen zuzubringen, wo ihn das Theater und der Künstlerverein als Ehrengast begrüßen wollten, nicht mehr erfüllen. Seiner Stellung als Hofkapellmeister in Hannover war er nach langen Reibungen mit der Verwaltung der Bühne vor etwa drei Jahren enthoben und mit dem Titel Generalmusikdirector und einer Pension in den Ruhestand versetzt worden. Er war vom Jahre 1832 an erster Musikdirector des Hoftheaters gewesen. Seit seiner Pensionirung hat er noch eine Oper „Hiarne“ und eine Anzahl von Liedern und Quartetten geschrieben; jene Oper ist nicht mehr zur Aufführung gelangt, da man in Hannover keine Anstalten dazu machte und eine in Paris sich darbietende Aussicht nach dem mißlichen Geschick des Wagnerschen „Tannhäuser“ sich zerschlug.

Indem wir uns vorbehalten, den Lebenslauf des ausgezeichneten Meisters, seine Thätigkeit und Stellung auf dem Gebiete der Musik näher zu beleuchten, theilen wir für heute unsern Lesern Folgendes mit. Heinrich Marschner war im Jahre 1795 zu Zittau geboren, studirte Jurisprudenz in Leipzig, gab aber diese Laufbahn auf und wandte sich der Kunst zu, der er besonders in Wien oblag. Sein Beschützer wie sein Vorbild war Weber, der ihn in die größeren künstlerischen Kreise einführte und nach Dresden als Musikdirector zog. Er wandte sich dann nach Leipzig. Seine Blüthezeit fällt in das Ende der Zwanzigerjahre und den Anfang des folgenden Jahrzehnts. In dieser Periode entstanden seine drei Hauptopern, „Vampyr“, „Templer und Jüdin“ und „Hans Heiling.“ Sein letztes Werk dieser Gattung, „Austin“, kam 1852 auf die Bühne, gelangte aber nicht über Hannover hinaus, wovon die Schuld hauptsächlich dem abgeschmackten Textbuche zufällt.

Digitized by Google

Einem Nekrologe, den wir in der Kölnischen Zeitung finden, sind die folgenden Bemerkungen entlehnt: Das Lied hat Marschner in jeder Gattung gepflegt. Die Lieder des Orients, nach den Dichtungen von Stieglitz, athmen südliche Gluth; die hebräischen Gesänge auf Byrons Texte gehen in eben so erhabenem Schwunge, als viele Romanzen und Liedchen in einfach inniger Weise. Von den Liedern des Griechen-Müller übertreffen einige selbst die Schubert'schen Compositionen, und was Marschner für Männerchöre schrieb, hallt mit jedem jungen Lenz aus allen Gauen Deutschlands wieder. Selisam, daß dieser Geist voll Harmonie und süßer Klänge wenig von so glücklicher und reicher Gabe auf sein Leben zu übertragen wußte. Marschner war leidenschaftlicher Natur, die ihm manche Stunde verbitterte; sehr begierig nach Ruhm und selten mit den Huldigungen zufrieden, die ihm Deutschland nach reichlich überbrachte; in guten Stunden aber der beste und liebenswürdigste Gesellschafter, dabei weit über das Gebiet seiner Kunst hinaus gebildet, erfahren und unterrichtet; durchaus ein bedeutender Kopf. Seine Stellung in Hannover behagte ihm wenig; die Unterordnung unter eine Hofleitung sagte ihm nicht zu; mehr als einmal kam er in harte Conflicte mit seinen Vorgesetzten. Marschner hat sich oft nach einem andern größern Wirkungskreise umgesehen, als den ihm das kleine Hannover bot; man muß sich billig wundern, daß er ihn in den Hauptstädten der Kunst nicht fand.

Die Leipziger Hochschule schenkte dem Componisten des Templer schon vor Jahren Ehrenhalber die Würden eines Doctors der Philosophie und Magisters der freien Künste. Noch und noch sanken auf seiner Brust die hannoversche Ehrenmedaille für Kunst und Wissenschaft und das Welfenkreuz Raum, dann der baierische Orden für Wissenschaft und Kunst, der dänische Danebrogsorden, der sachsen-ernestinische Hausorden und die österreichische große Ehrenmedaille. Wie zählen die Kreuze, Sterne und Münzen hier auf, weil ihr Träger selbst großen Werth darauf legte. Bis vor zwei Jahren hatte Marschner die Aufführungen der Oper in Hannover als Hofcapellmeister geleitet; dann glaubte man, daß zunehmendes Alter seiner Hand die Sicherheit beeinträchtigt, seinem Auge den raschen Blick getrübt hätte. Er ging zu Ende des Jahres 1860 nach Paris, blieb acht Monate, soll die Absicht gehabt haben, seine neueste Oper dort aufzuführen, kam anscheinend gesund zurück und wurde bald darauf von der tödlichen Krankheit befallen, die ihn hingerafft hat.

Marschner war drei Mal verheirathet, in zweiter Ehe mit der frühern Sängerin Wohlbrück, einer geistreichen und gebildeten Frau; vier oder gar fünf Söhne, die aus dieser Ehe kamen, hatte der Vater das Unglück, alle in ihrer Blüthe vor sich hinsterben zu sehen; nur eine Tochter und ein Sohn aus erster Ehe überleben ihn.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Historisches Taschenbuch. Jahrgang 1862. Von Friedrich von Raumer. — Kritische Versuche. Von Philipp Fallmerayer. — Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Von F. A. Gfrörer. — Reise in das Innere von Algerien durch die Kabylie und Sahara. Von M. Hirsch. — Herz und Welt. Roman in 3 Bänden. Von Gustav vom See. — Drei Novellen. Von A. von Auer.

* Der Harz hat dem Schriftsteller Heinrich Pröhle abermals Stoff zu einem Buche gegeben; er läßt in diesen Tagen Erzählungen aus dem Harzgebirge erscheinen. — Rudolf Köpke hat die politischen Schriften Heinrichs von Kleist nebst anderen Nachträgen zu den Werken dieses Dichters zu einem Buche zusammengestellt, das in diesen Tagen herauskommen soll. — Die hübsche Erzählung von Hermann Kurz „Der Weihnachtsmann" hat eine zweite Auflage erlebt. — Aus dem Verlage von Spamer in Leipzig gehen und wieder mehrere jener illustrirten Bücher zu, welche diese Firma unter dem Titel einer Jugend- und Hausbibliothek herausgiebt und so geschmackvoll ausstattet, daß alljährlich zum Weihnachtsfest ein starker Absatz stattfindet. Da ist zunächst ein „Buch merkwürdiger Kinder", in welchem Lebensbilder aus der Jugend berühmt gewordener Menschen gezeichnet werden; wir heben hervor die Jungfrau von Orleans, Jean Bart, Menschikoff, Ulrich von Hutten, Kaspar Hauser. Ferner „Entdeckungsreisen in der Westentasche" von H. Wagner, worin der Verfasser mit etwas viel Redepomp von Ausstiegen und Hantirungen, von Luft und Holz, Licht und Schatten handelt. Endlich „Entdeckungsreisen in Haus und Hof", worin Tauben, Sperlinge, Hunde, Hühner, Spinnen, Schwalben u. s. w. geschildert werden. Die Bücher empfehlen sich durch Gegenstand und Ausstattung zu Geschenken für Kinder. Die Geschichte Roms von Wägener aus demselben Verlage wurde in der vorigen Nummer besprochen. — Die unverwüstliche Kraft und Geltung der Fabeln und Erzählungen von Gellert erweist sich fortwährend. Eine neue Volksausgabe derselben, welche die Hahn'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig ausgehen ließ, wird viele Käufer finden, da sie auch sehr hübsch gedruckt und mit einer Menge von Bildern geschmückt ist.

* **Gedichte** von P. J. Willatzen. Zweite Sammlung. Bremen, H. Strack, 1862. — Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat seit etwa einem Decennium eine außerordentliche Thätigkeit auf dem poetischen Gebiete entfaltet und bewiesen, was Fleiß und Ausdauer, natürlich mit angeborenen Anlagen verbunden, zu leisten vermögen. Von seiner ersten Sammlung, über die er im Wesentlichen wohl selber den Stab gebrochen haben wird, bis zu den beiden letzten, was sie ein bedeutender, anerkennenswerther Fortschritt! Faßt möchte man sagen, er habe zu rasch gearbeitet, sich selbst zu sehr getrieben und gedrängt und darüber vergessen, daß der Geist doch auch seine Ruhe haben und sich erholen muß, um zu neuem dichterischen Schaffen wieder Freudigkeit und Kraft zu gewinnen. Aber eines hat ihm wenigstens diese rastlose Anstrengung eingetragen, eine sehr große Gewandtheit in der Beherrschung der Sprache, einen Schwung und eine Pracht der poetischen Diction, wie sie nur selten gefunden werden. Eine Gefahr indeß dürfte dabei nahe liegen, die Gefahr, Mißbrauch von dieser Gewandtheit zu machen und zu überkünstlichen Formen zu greifen, welche der natürlichen Bewegung der Gedanken und Empfindungen Zwang thun. Ein paar Stücke, namentlich die somit so trefflich „Mondnacht an einer Meeresbucht", S. 13, scheinen uns schon etwas dieser verhängnißvollen Gränze nahe zu kommen; aber im Allgemeinen tritt uns doch, besonders in den Liedern, noch eine schöne Einfachheit entgegen, und sicherlich ist es nicht die Absicht des Dichters, in der Poesie ein gesegnanntes Virtuosenthum herbeizuführen, während wir mehr und mehr in der Musik und desselben glücklich entlebigt haben. Die jetzige Sammlung enthält unter dem Titel „Bunte Blätter" zuerst lyrische Stücke. Sie sind nicht mehr so jahrlerisch wie in der früheren, und statt des Gefühls tritt bisweilen schon stärker die Betrachtung hervor, wie z. B. in dem ernsten, gedankenschweren Gedichte S. 6, welches „Que ne la vide" überschrieben und der Mutter des Poeten gewidmet ist. Wir möchten aus den einen wie dem andern den Schluß ziehen, daß der Verfasser sich allmälig dem Lebensalter nähert, wo der lyrische Born langsamer zu fließen beginnt. Einzelne dieser Stücke müssen wir als sehr gelungen bezeichnen, und das Gedicht „An die Nacht", S. 33, rechnen wir dreist, was Inhalt wie Form betrifft, zu den Perlen der deutschen Lyrik. Eine zweite Abtheilung bietet epische Versuche, und hier zeigt der Dichter wieder seine Beherrschung der Sprache, indem er in Terzinen wie in der Nibelungenstrophe und andern Metren sich mit derselben Geläufigkeit bewegt und die Reime auf das leichteste herbeizuschaffen weiß. Das eine dieser Stücke, die „Gintia Gonzaga", ist leider nur ein Fragment geblieben, und wir können trotz der einzelnen glänzenden Schilderungen nicht recht darüber urtheilen. Was die größere Composition, „Hannibals Tod", betrifft, so haben wir dieselbe früher schon mit Lob hervorgehoben, und wir wollen nur hinzufügen, daß sie sorgfältig durchgesehen ist und einen neuen bedeutungsvolleren Schluß erhalten hat. Ungefähr die Hälfte der ganzen Sammlung besteht aus Uebertragungen. Da treten und zuerst altisländische Volksballaden entgegen, von denen wir einige, wie „Die Nebenbuhlerin" und das „Trifanslied", als sehr schön bezeichnen können. Der Uebersetzer hat sich durch die Gewinnung derselben für unsere Literatur ein Verdienst erworben, und daß er den dabei üblichen Metren wegliefs, müssen wir billigen, da unsre Nation dafür nur eine geringe Empfänglichkeit besitzt. Dann folgen Stücke neuerer Dichter der drei skandinavischen Literaturen. Sie sind nicht alle von gleichem Interesse für uns, aber jedenfalls mit Gewandtheit wiedergegeben, so daß wir sie fast wie Originale lesen können, und die Bemühung, diese im Ganzen noch so wenig bekannten Poesien stammverwandter Völker und uns ab zu bringen, verdient Anerkennung und Lob. Fassen wir noch einmal Alles zusammen, so können wir sagen: die Sammlung nimmt eine ehrenvolle Stellung ein und kann, namentlich da auch die Ausstattung eine glänzende ist, allen Freunden der Poesie mit Recht empfohlen werden.

F. A.

* **Eine Seele nach dem Tode.** Von Johann Ludwig Heiberg. Im Versmaße des dänischen Originals übersetzt von F. A. Leo. Berlin. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung. (A. Charisius). 1861. — Unter den neueren dänischen Schriftstellern nimmt Heiberg einen hervor-

Digitized by Google

ragenden Platz ein, da er nicht nur als Aesthetiker, sondern auch als Dichter und Kritiker in dem geistigen Leben seiner Nation Epoche machend wirkte. Es ist deßhalb mit Dank als ein Verdienst anzuerkennen, wenn uns hier ein originelles Werk des so bedeutenden Mannes in fließender Uebersetzung vorgelegt wird. Diese Irrfahrt einer Seele nach dem Tode auf dem Wege zur ewigen Ruhe wird die dänische divina commedia genannt und ist — wenn uns auch solche Bezeichnung etwas kühn erscheint — jedenfalls von höchst bedeutendem Werthe. Dankenswerth für das größere Publikum ist auch die biographische Skizze, die der Uebersetzung vorangeht. Wenigstens die Hauptmomente der bedeutsamen Thätigkeit des Dichters werden erwähnt und flüchtig gewürdigt; die interessante Aufgabe der ausführlichen Darstellung seiner Entwickelung und seines Einflusses auf die dänische Literatur wäre der Lösung, die keinesweges leicht sein dürfte, würdig. Es soll uns freuen, wenn der Uebersetzer des vorliegenden Werkes sein mit so vielem Geschick begonnenes Unternehmen, Heiberg nach Deutschland zu verpflanzen, eifrig fortsetze.

K. Reliquien eines Honved. Hamburg, Otto Meißner, 1861. — Wenn wir auch nicht das Wort »Politisch Lied, ein garstig Lied« unterschreiben wollen, so können wir doch anderseits uns auch nie dazu verstehen, Tendenz-Poesie gut zu heißen, selbst wenn sie die uns heiligste und theuerste Sache feierte, selbst diese Tendenz-Poesie eben nicht wirklich Poesie enthält. Hievon findet sich leider in diesen Reliquien nicht allzuviel. Wohl blitzt hin und wieder ein schöner, neuer Gedanke auf. Da und dort taucht ein kräftiger, bezeichnendes Bild auf, allein weit öfter ist der Ausdruck ungenau, unpoetisch und die Form geradezu verfehlt, und nur zu häufig wird der Schwung zur Phrase und was zu einem ziegischen Liede sich anläßt, zur Seiten lang ausgedrommenen Tirade. Gleich die erste Seite des Heftchens enthält bedenkliche Unklarheiten, und was das Interesse des Leserd namentlich abschwächen muß, ist das Bekenntniß Seite 11, Zeile 5, daß der Verfasser selbst gar nicht Ungar sei. Nur ein Gedicht im ganzen Büchlein können wir unbedingt loben, weil es alle Eigenschaften besitzt, die wir von einem Liede fordern, das wir durchaus gut nennen sollen, nämlich: Poetischen Gehalt, Präcision des Ausdrucks, Einfachheit bei Klangfülle und Formschönheit. Eine Perle von solcher Reinheit ist:

Ach, nur Einen Sonnenstrahl
Nach den Leiden ohne Zahl.
Denn ich mich ermuntre
Nur auf Augenblicke!

Ach, ein einzig grünes Blatt
Friich, vom Morgenthau tote
Doch ein Zeichen Gottes
Mich gewahn' sein Leben!

Ach, nur leises Wohgesang,
Und den Duft am Wiesenhang,
Das mir dann gefunden
Alle bösen Wunden!

Ach, ein einzig treues Herz,
Mild im Glücke, stark im Schmerz,
Denn mich festhandelt
Bis des Sturms Gewalten!

* Die durch den Tod von Ludwig Preller erledigte Stelle eines Oberbibliothekars in Weimar ist dem Professor trefflicher Beiträge zur Schiller-Goethe-Literatur Adolf Schöll übertragen worden; die Bemühungen der Freunde des Dichters Hebbel, denselben in diese Stellung berufen zu sehen, sind fruchtlos geblieben.

** **Clavier-Compositionen von Hans Seeling.** Leipzig, B. Senff. — In Hans Seeling, einem reich begabten jungen Componisten, hat die edle Saitenmusik einen neuen glücklichen Vertreter gefunden, wenn wir mit diesem Namen die Produkte jener Darstellungsweise bezeichnen dürfen, welche auf dem Pianoforte eine bestimmte Empfindung, die auch wohl durch Außermusikalisches angeregt ist, durch ein entsprechended Motiv und dessen nicht bloß melodische, sondern kunst- und phantasiereich figurirte Durchführung in den Rahmen eines musikalischen Bildchens auszudrücken sucht. In dieser Gattung, in weichre und zuerst Field, dann die guten Componisten melodischer Etuden, dann Chopin, Schulhoff, Stephen Heller u. s. w. Treffliches geboten, reißet jetzt Seeling ganz Vorzügliches, und es ist bemerkenswerth, wie sich seine Compositionen zu einer eigenthümlichen und interessanten Künstlerspecialität herausgebildet haben. Die bis jetzt im Druck erschienenen und vorliegenden Werke sind alle von bübender Erfindung und sehr geschmackvoll und kunstreich ausgearbeitet, sie bilden somit ein frisches Element in dem so leicht stagnirenden musikalischen Saionleben. Dabei sind sie bis auf das letzte, die Etüden, von mäßiger Schwierigkeit, von gefälliger Form und daher sehr geeignet, große Verbreitung zu finden. Es sei für und ein kurzes Wort über einige der Seeling'schen Compositionen gestattet: Lorelen, Charakterstück in Es (Op. 2), könnte man eine Etüde im Henkel'schen Geiste nennen; die Romantik der Scenerie ist lebhaft und schön erfaßt, die rollenden Wellen sind in der tief unter dem Gesange liegenden Figur der linken Hand vortrefflich gegeben, während die vollgriffige Melodie den wetterleuchten Sirenengesang mit anziehender Grazie accentuirt. Op. 3, ein Nocturne in As, mahnt in der Form an Chopin, eine schön wirkende volltönende Melodie, ist vom angenehmsten Eindruck und erfreut, so oft man auch das Stück hört, immer aufs Neue. Die drei Mazurkas in G moll, Gis moll und As dur Op. 4 athmen gemüthlichen Leben, wie es sich ohne viel Toilettenkünste des virtuosen Clavierſatzes bemerkbar macht, weil es hier der Tanzform unbedingt eingeboren wurde; die Charakter der drei Stücke contrastiren wenig, sie alle sind aber überflossen voll Melodie und von nobler Haltung. Die zwölf Concert-Etüden Op. 10 sind das bedeutsamste Werk des Componisten. Seelings Etüden gehören dem Genre der höheren Virtuosität an, sie kultiviren die ideale Phantasiepassage, in deren Form eine Seele wohnt, und stellen sich den Etüden von Chopin, Henfelt, Stephen Heller, Liszt ebenbürtig an die Seite. Der Componist hat nur drei Nummern mit bestimmten Ueberschriften versehen; die Etüden ohne solchen Commentar erweisen sich aber durch ihre poetisch anregende Wirkung ebenfalls als Charakterstücke, denn überall zieht sich durch die Passagen ein schöner melodischer Faden, sei er nun sichtbar in besonders gekennzeichneten Noten vorhanden, oder verschlinge er sich derartig mit den Figurationsnoten, daß er gleich dem Dufte in der Atmosphäre des harmonischen Klangelementes, überall wohlthuend auf den Sinn wirkt, doch aber mitgenoß greifbar. Die Erfindung der Figuren ist durchweg eine gesunde, d. h. entstanden aus einer freiwilligen Verbindung der schöpferisch angeregten Phantasie mit den im Claviermechanismus völlig heimischen Fingern; es ist Sang und Klang und schöne Natur in den Etüden.

* Bremen, 19. December. In der gestrigen Versammlung des Künstlervereins sprach Herr Dr. Hartlaub über den Reisenden Paul du Chaillu und dessen Wanderungen im äquatorialen Afrika. Der Vortragende entwickelte, leider gründe sich das außerordentliche Aufsehen, welches das Buch „Explorations and Adventures in Equatorial Africa" in England erregt habe, nicht auf diesenigen Bedingungen, welche heutzutage den wissenschaftlichen Werth einer Reisebeschreibung bestimmten. Durch Barth's treffliche Analyse sei bis zur Evidenz bewiesen, daß du Chaillu einen großen Theil seiner Reisen gefälscht, daß er von Andern Beobachtungen und Erfundetes als auf eigner Beobachtung basirt ausgegeben habe. Unter diesen Umständen habe man sämmtliche Nachrichten du Chaillu's mit großer Vorsicht aufzunehmen. Es bleibe indessen ohne Zweifel des Brauchbaren und Werthvollen noch Vieles in seinen Werken zurück, und die Zukunft werde wahrscheinlich noch manche Bestätigung im Einzelnen bringen. Zum Schluß kam der Vortragende auf die Heuglin'sche Expedition nach Innerafrika und suchte dieselbe gegen den ihr kürzlich von Barth gemachten Vorwurf zu vertheidigen, daß Heuglin den eigentlichen Zweck seiner Unternehmung, den, über Vogel's Schicksal Sicherheit zu erlangen, aus die Augen verloren zu haben scheine. Bis jetzt liege aber kein Grund vor, an den Absichten Heuglin's, den von ihm eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen, zu zweifeln. Nichts berechtige zu dem Glauben, daß Heuglin das hochherzige Vertrauen seiner kaudsleute täuschen werde. — Nach dem Vortrage folgte eine reiche musikalische Spende. Die Herren D. Engel, Bötticher und Gabilius vereinigten sich zur Ausführung des Trios von Beethoven in D dur (Op. 70, Nr. 1), Herr von Bukovics sang Lieder von Lammers und Marschner und eine der ungarischen Nationalhymnen, Herr Hause aus Bosten spielte einige Solostücke für Pianoforte.

Aufforderung.

Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen auf den Jahrgang 1862 des Sonntagsblattes rechtzeitig bei den nächsten Postämtern und Buchhandlungen zu machen.

Bremen, December 1861.

Heinrich Strack.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℳ 12 ßr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 6.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℳ Crt.
incl. Bestellgeld.

Neunter Jahrgang.

№ 52. Bremen, 29. December. 1861.

Inhalts-Anzeige.

Eine Hochzeitsreise nach Lugano. Von Herm. Seubert.
Amerikanischer Dichtungen. Von Georg Berg.
Weihnacht. Von L. Binder.
Psyche in Griechenland.
Die Franklin'sche Expedition.

* Eine Hochzeitsreise nach Lugano.

Von Herm. Seubert.

Wohin kann man noch eine Hochzeitsreise machen, ohne auf den Herrn Nachbar oder gar die Frau Nachbarin zu stoßen, ohne daß Einen Ladendiener mit pfiffigen Cigarren vergiften oder Engländer auf die Hühneraugen treten? — Das war die Frage, welche ich mir stellte, als ich selbst in den seltenen Fall kam, meine zweispännige Lebensreise anzutreten. Nach einer reiflichen Betrachtung von Stielers Handatlas, auf welchem ich in früheren Jahren minder ergötzliche Touren im Schatten einer spanischen Rohrpflanze unternommen, kam ich zu dem Ausruf: „Ich hab's, liebe Julie! wir gehen nach Lugano und hängen dort auf acht Tage die Füße in den See, um unser Liebesfeuer etwas zu besänftigen.“ — „Mir ist's recht“, sagte mein Schatz, der die große Klugheit besitzt, stets meiner Meinung zu sein, wenn ich zufällig der seinigen bin. Acht Tage in Lugano, das war im Grunde ein höchst preiswürdiger Gedanke, und ich gab mir im Stillen dafür das Großkreuz des Panloffelordens, noch ehe ich den Ort selbst von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte; denn, kalkulirte ich, ihr werdet dort, wo im Grunde nichts zu sehen ist als eine Portion Wasser mit Zubehör, ein überaus behagliches Stillleben führen; ihr werdet keine Bildergallerie im Schweiße eures Angesichts durchrennen, keine stereotypen Berge hinanschnaufen, keine Zukunfts- oder Gegenwartsopern abverdienen müssen, sondern eben einmal nichts, gar nichts thun, was der Italiener mit dem schwungvollen Worte niente so graziös auszudrücken pflegt. Gar nichts thun! Davon hat man in Deutschland eigentlich keinen rechten Begriff, mit Ausnahme der höheren Diplomatie, weil uns die ganze Scenerie dazu fehlt. Wenn man in unserem Klima gar nichts thut, so ist man ein fauler Schlingel, in Italien ist man ein ruhender Gott; man schaut in den blauen Himmel über sich, in den blauen See unter sich, in die blauen Berge gerade vorwärts und träumt die schönsten königsblauen Märchen! Bei uns, wo man sein sauer verdientes Brot ißt, fährt jeder Anblick und jede Aussicht auf menschliche Kultur zurück, und man empfindet die Schuldigkeit, in dem allgemeinen Concert der Arbeit auch mitzuwirken. In Italien dagegen ist noch ein Stückchen Paradies übrig geblieben, man meint, Alles wachse ganz von selbst; und zum Theil ist's auch so, daher das beruhigende Gefühl privilegirten Nichtsthuns, einer Faulheit von Gottes Gnaden!

Aber wir wollten nach Lugano! Nachdem wir durch die Eisenbahn bis Chur befördert waren, beschlossen wir, uns zu emanzipiren von der tyrannischen Bahnhofglocke, von den Bußungen auf den Stationen und den zwickenden verzwickten Conducteuren, besonders aber von der mit Individualitäten aller Menschen- und Thiersorten erfüllten Arche Noäh, welche man mit dem trügerischen Worte Waggon bezeichnet, — und einen eigenen Wagen zu nehmen. Indessen spielt ein allein reisendes junges Ehepaar das langweiligste Duett unter der Sonne; immer dieses: Ja dein zu sein auf ewig, wie glücklich und wie selig! In dieser Ueberzeugung sah ich mich in Chur nach einem Reisegefährten um und fand einen solchen in der Person eines Mannes, den ich anfänglich aus Mißverständniß und später aus Vergnügen Legationsrath nannte. Dieser Pseudolegationsrath war ein Berliner. Unter hundert Berlinern giebt es meistens Einen, bei dessen Ansehen und Anhören uns die Ellbogen nicht jucken. Mein Legationsrath gehörte unter diese Ausnahmen und zeigte sich schon dadurch, daß er meiner Frau die Cour machte, als ein Mann von Geschmack, Geist und höherer Bildung.

Es war ein herrlicher Regentag, als wir durch das weite Rheinthal fuhren. Ein grauer Schleier hing um Berge, Burgen und Schlösser und drückte ihnen den Stempel unbestimmter Großartigkeit auf. In ferner Nebelfeuchte bewegte es sich wie Schwadronen geharnischter Römer. Hohen-Rhätien schwamm in dünne Wolken gehüllt, eine Stütze aus der Vergangenheit, hoch über uns. Unten brauste der gewaltige Strom mit verdoppelter Energie wie ein alter Heidengott. Dazu stäubte der Regen in gemüthlicher Consequenz um unsere offene Kutsche. Wir hüllten uns fester in die Mäntel, schauten in die Ossian'sche Landschaft hinaus und träumten von alten Zauberern, Bärenjagden und Schweizerkäse! Es waren wundervoll behagliche Stunden, deren stilles Glück nur hie und da durch meine Frau unterbrochen wurde, wenn sie im Anschauen einer Bergspitze versunken die leise Frage aufwarf: „Ob wohl unser Freund Muel dort oben steht?“ Und dann grüßten wir Beide freundlichst nach dem Hochgebirge hinauf, und der Legationsrath grüßte Anstandshalber mit. Unser Freund Muel hat nämlich die umgekehrte Passion wie wir: während wir gern von unten nach oben schauen, ist's ihm nicht wohl, wenn er nicht 8 bis 10,000 Fuß hoch steht und durch die angelaufene Brille herunterblickt. Darum streift er alle Sommer durch's Hochgebirge, macht mit verschiedenen Gemsen glückliche Concurs-

Digitized by Google

prüfungen im Klettern und Freihüpfen und sucht eine übersichtliche Anschauung unserer europäischen Verhältnisse zu gewinnen; und da man um diese Zeit nie wissen kann, welchem Berge er sich gerade vorstellen läßt, so hatte meine Frau nicht so Unrecht, wenn sie Muelen überall sah und begrüßte. Gewiß wollte er sich auch über unser Verhältniß orientiren.

In Thusis waren die ersten Alpenrosen im Gasthof unentgeltlich zu sehen; das letzte war für die Schweiz jedenfalls eine größere Seltenheit als die ersten. Diese Blume taugt übrigens nicht für Blumentöpfe, sondern nur für Gebirgsdekorationen. Der Bernhardin trägt eine der schönsten großblumigen Westen aus diesem Sommerstoff, wie sie nur ein Bauernschultheiß tragen kann; hier im Zimmer machten sie einen so struppigen Effekt wie eine Melkerin in einem Salon.

Von Andeer an schritt ich mit dem Legationsrath neben dem Wagen her und kokettirte abwechselnd mit meiner Frau, die sitzen blieb, und dem jungen Rhein; doch die Via mala ist so hundert Mal beschrieben, daß man über den Sand der Mark leichter etwas Interessantes sagen kann; und was die Augen meiner Frau betrifft, so überlasse ich ihre Schilderung dem Legationsrath, dem sie etwas Neues waren. Der Regen machte die Wasserkünste zwischen den thurmhohen Felsen heute brillanter als je, aber höher hinauf auch kalt. Eine Flasche Completer auf dem Splügen, wo wir übernachteten, rief, wie man zu sagen pflegt, die Lebensgeister wieder complet wach. Er und die frisch angestrichenen Thüren im Gasthof ließen sogar dauerhaftere Erinnerungen an unseren äußeren und inneren Menschen zurück, als uns lieb war.

Am andern Morgen regnete es noch immer, als wir in das prächtige hintere Rheinthal fuhren, mit vielfach verschlungenen silbernen Achselschnüren, die von der Bergwand auf die grüne Brust des Thales herabhingen — wie sich etwa ein ästhetischer Gardelieutenant ausdrücken würde; und in dem weiten Amphitheater erhabener Bergriesen, auf deren höchstem Scheitel wahrscheinlich wieder unser Freund Muel stand. Dieser letzte Gedanke machte jedenfalls, daß wir uns nicht so allein und verlassen in der Wildniß fühlten. Der Regen war so galant, uns durchaus bis nach Italien begleiten zu wollen, so sehr wir ihn auch baten, sich doch nicht weiter zu bemühen. Er hatte indessen nicht so unrecht; denn durch seine gefällige Mitwirkung ward das Schauspiel, welches uns der Wasserfall von Buffalora im Misoxer Thale gab, zu einem wirklich gelungenen Feststück, dem nur die festliche Beleuchtung fehlte. Welche Poesie liegt doch im Wasser, ungeachtet man es hie und da trinken muß! Freilich was wäre erst so ein Weinfall! Darüber könnte nur ein Küfer befriedigende Auskunft geben.

Vor Bellinzona kehrte er um, der Regen nämlich, in dem richtigen Gefühl, daß man ein so schönes Gemälde nicht verderben dürfe. In der That für diese Landschaft paßt nur ein strahlender, immer lächelnder Himmel, ein sanft spielendes Lüftchen. Beide hatten sich eingestellt, als wir am andern Morgen die Theatervorhänge unserer Betten auseinanderschlugen und einen Blick in die italienische Marionettenkomödie thaten. Wahrhaftig unser Schlafzimmer war so seltsam drapirt, so theatralisch herausgeputzt, als ob hier irgend eine Scene aus einer komischen Oper gespielt werden müßte, aus Figaro's Hochzeit oder Fra Diavolo. Der Speisesaal mit den überall anstoßenden Fremdenzimmern und immer offener Thür war wie gemacht, um eine interessante Komödie von Goldoni oder Nota einzufädeln. Man erwartete, daß hier irgend ein Don Basilio, dort eine Zerline eintreten müßte. Als wir noch in Betrachtung dieses Theaters unsern Kaffee erwarteten, trat richtig Don Basilio, ein sehr dickes Pfäfflein ein, setzte sich an einen Tisch im Vordergrund und begann einen Brief zu schreiben. Jetzt kam Zerline, nein, es war Truffaldino, der Kellner mit unserem Frühstück. Aber an den offenen Thüren rauschten Frauengewänder, kreischten die Stimmen verschiedener Signora's, und über den Hintergrund stelzte eine hagere Engländerin im seidenen Kleid mit scheckigem Ausputz. Ich liebe diese italienischen Wirthshäuser: es sieht Alles so schön liederlich drin aus, so malerisch zerfetzt, so hübsch schmutzig; man weiß nie, wer eigentlich der Wirth ist oder die Wirthin, aber am Ende geht das Ding doch prächtig, und Essen, Trinken und Bett ist besser als oft in einem ehrsamen deutschen Gasthof, wo der Wirth so solid langweilig aussieht, daß es uns beunruhigt.

Das Schauspiel hört nicht auf, wenn man auf die Straße tritt; im Gegentheil vor jedem Hause entfaltet sich eine neue Scenerie, an jeder Ecke spinnt sich eine Intrigue — ein Volk, das für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit geboren ist. Und welche Mündlichkeit! Die Ohren thun mir noch davon wehe. — Wir schritten im kühlen Schatten hoher Häuser hin, amüsirten uns an den Schusterkolonien, welche auf ihren Stühlchen die Straße blockirten, an den koketten Bäurinnen in ihrer zerlumpten Poesie, an dem nichtsnutzigen Volk vor und in den Kaffeehäusern, den beweglichen Gamins mit ihren spitzbübischen Rollangen. Dann stiegen wir auf das Kastell, das heißt, ich stieg, meine Frau wurde getragen, und der Legationsrath schnaubte und schwitzte aus Pflichtgefühl hinter her. Man nennt dieß ein Vergnügen, wenn man später daheim davon erzählt. Italienische Leckerbissen im Café trösteten meine Frau über diese contracwidrige Bergsteigerei am lichten Mittag. In der That bildete die kritische Betrachtung italienischer Zuckerbäckereien einen der dankbarsten Momente in unsern ethnographischen Studien. Man muß sich indessen ohne knauserischen Rückhalt ganz seinem Gegenstande hingeben und ihn nach seinen überraschend mannichfaltigen Formen in sich aufnehmen, wenn man ihn recht verstehen will. Mit einem Gulden Collegiengeld kam meine Frau schon ziemlich weit in dieser süßesten aller Wissenschaften.

Bellinzona ist eine feste Stadt und sperrt mit ihren drei Burgen die Defileen des Gotthard und des Bernhardin. Uns ging nur die Aussicht vom Kastell an, über das weite offene Tessinthal, den schimmernden Fluß, das Stückchen Lago maggiore im Süden mit seinen blinkenden Städtchen, die schönbewaldeten Berge zu beiden Seiten.

Der Legationsrath erwartete Briefe. Wir Verlassenen fuhren Nachmittags nach Lugano. Unser Vetturin war ein hübscher und galanter junger Bursche, der mit allen Reizen seiner Persönlichkeit zu kokettiren verstand. Heute trug er zwar nur eine Blouse, doch am andern Morgen sollten wir ihn unter den Löwen des Cafés, im feinen Rock und tadellosem Hemde bewundern. Wirklich, diese Leute stellen sich mit sicherem Takte Jedermann gleich, und da sie die Rolle durchzuführen verstehen, kann man's ihnen nicht übel nehmen. Es ist eine alte Wahrheit: ein Kutscher in Italien besitzt ein savoir faire, wie man's bei uns denen, die in den Kutschen fahren, oft nur mit Anstrengung beizubringen vermag. Ich will nicht sagen, daß der Italiener auf der menschlichen Wagschale mehr wiege als der Deutsche; aber was Geist anbelangt, so verhält sich der eine zum andern wie die Orange zum Holzapfel. Die Holzäpfel en masse geben einen soliden dauerhaften Most, aber der Einzelne zieht Leib und Seele zusammen.

In Schlangenwindungen führte die Straße von Bellinzona links hinauf. Die üppige Vegetation rings umher erfreut ebenso wie der Blick zurück nach dem schimmernden Bellenz, seinen burggekrönten Höhen, nach dem spiegelhellen Langensee, über den die dünnen Wolkenstreifen der Dampfer hinziehen. Von der Höhe ging es

Digitized by Google

durch Kastanienwälder, an rieselnden Bächlein sanfter hinab, vorüber an spitzhütigen Bauern mit wilden Banditengesichtern darunter, an Bäuerinnen, die den antiken Spinnrocken in der Hand tragen und im Gehen spinnen, durch enge schmutzige Weiler und Flecken mit Bierschildern und Cigarrenläden. Oft streckten wir die Hälse, den ersehnten See zu erblicken, aber die Straße war mindestens ebenso lang wie unsere Sehnsucht. Zur Linken in ziemlicher Entfernung dunkelte hohes Gebirge empor, rechts dehnte sich ein mit blinkenden Dörfern und Städtchen besetztes Hügelland. Endlich erschien gerade vor uns am Horizont ein blauer blitzender Streifen, von Kirchthurmspitzen da und dort unterbrochen, blaßgraue Berge dahinter und zur Seite. Dann verschwand das Ganze wieder vor einer Terrainwelle; aber größere Landhäuser und Gartenmauern grenzten jetzt die Straße ein. Als wir die letzte Steigung erklommen, lag Luganos Dächerkolonne zu unsern Füßen, dahinter die Smaragdfläche des Sees in der erhabenen Schale seiner Berge.

Im Süden kommt die Nacht schnell. Schon hier wird das fühlbar. Als unser Wagen durch die Straßen rollte, wurden schon die Laternen angezündet; weiter unten am See war es bereits ganz Nacht. Aber der Mond prahlte in vollem Glanze herab und befah sich in der sanft auf- und abschwellenden Fläche des Sees. Der Kai war erleuchtet. Rechts stieg ein kolossaler Palast empor, der Promenade entlang. Dieser selbst war von Herren und Damen, von Männern und Mädchen aus dem Volke gefüllt, die in regelmäßiger Tour wie Ebbe und Fluth auf- und niederwallten. Es war eine überaus lebendige, blendende Scene, zu der wir einen Augenblick später vom Edbalkon des Palastes, der eigentlich das Hôtel du Parc war, nieder sahen.

Unsere Träume waren verwirklicht und wir in Lugano. Was wir damit hatten, wußten wir zwar noch nicht recht, aber dieses Ensemble von Mondnacht, Gaslicht, Wasser und dunkeln Bergen, von Lichtpünktchen auf dem See und an den Berghängen, dieses Auf- und Niederwogen der Menschen unter unsern Fenstern, das Summen lebendigster Unterhaltung mit eingelnen Rufen und Guitarrenklängen und Ruderschlägen dazwischen machte auf uns den Eindruck, als ob wir der Mittelpunkt eines Zaubermärchens wären.

Als wir am andern Morgen in ungebuldigem Negligé wieder auf den Balkon traten, da war's zu greifen, daß wir das Aechte getroffen. Est, est, est! rief jede Muskel unserer irdischen Maschine. Der Kai lag still, vor ihm der wunderblaue See im ganzen überfließenden Glanze eines italienischen Sommermorgens vor uns; Marktkähne mit weißen Segeln schwammen auf seiner glatten Fläche und brachten bunte Menschen von Nord und Süd aus den Uferorten heran. Gerade über von uns, es schien ein Büchsenschuß, doch war's eine gute halbe Wegstunde, tauchte eine graue, grüngefleckte, wildzerrissene Bergwand mit sägenartigem Kamme empor, an deren Fuße ein paar weiße Häuschen schimmerten; es war der Monte Caprino. Rechts wo die Stadt im weit ausholenden Schwunge mit einer Häuserreihe vorspringt zur Umarmung des schönen Wassers, thront darüber in stolzer Majestät der San Salvatore, bis hoch hinauf bewaldet und von einer Kapelle gekrönt, während am Abhang zahlreiche Landhäuser aus dem Grün hervorleuchten. Links aber schiebt sich der Monte Brè zu einer regelrechten Pyramide zusammen; um ihre Spitze wallen gelbe Kornfelder, tiefer unten zittert das frische Grün der Weingärten, den Fuß schattirt kräftiger Baumschlag; Kirchlein und Kapellen, Bauerhöfe und kleine Ortschaften unterbrechen anmuthig den uns zugekehrten Abhang. Aber unser Blick kam immer wieder zum Wasser zurück, es war doch das Schönste.

Unmittelbar vor uns am Landungsplatze schaukelten sich ein paar Vergnügungsgondeln, und die Schiffer lagen in göttlicher Faulheit auf Balustrade und Treppen umher. Hier erhob sich ein künstlicher Felsen mit Brunnen und auf ihm eine Sandsteinstatue des Tell. Ich wünschte ihn nach Küßnacht oder Berlin; er störte mir das ganze Bild. Es war der Tell Rossinis, ein Sänger aus einer italienischen Oper in pompöser Schaufpielerattitüde; keine Spur von dem starken Alpensohn, der mit derbem Fußtritt das Geßlerschifflein zurückschleuderte. Dieser zierliche Bursche konnte nur Entrechats schlagen.

Beim Frühstück saß uns ein Engländer gegenüber mit der Miene eines Mannes, der auf den Luganersee abonnirt hat. Man kann nun einmal diesen Ahasverern nicht entgehen. Die Natur scheint sie mit ihrer Langenweile absichtlich als Folie überall hinzusetzen. Hier haben sie nun vollends gar eine Kirche. Dieß ist der Grund, warum alle Samstage die Söhne und Töchter Albions von nah und fern nach Lugano fahren und reiten. Die Kirche ist an das frühere Hôtel du Parc angebaut, welches rechts von uns auf einem Vorsprunge gegen den See liegt und jetzt einen Ableger des großen Hotels bildet, in welchem wir uns befinden. Das neue Hôtel du Parc ist in den ungeheuern Räumen des früheren Franziskaner-Klosters eingerichtet: ein Riesengasthof mit himmelhohen Säulen, fürstlichen Treppen, unendlichen Korridoren. Die vier Seiten des großen Quadrats umschließen einen weiten Hof. Hinter und neben dem Hause dehnt sich Garten und Klosterpark in Terrassen. Ein Lesezimmer, ein Kunstkabinet, eine eigene Briefpost, warme und kalte Bäder, ein Kaffeehaus, Cigarrenladen und Barbierstube befinden sich in den untern Räumen und mögen einen Begriff von der Großartigkeit des Etablissements geben. Zimmer und Speisen sind ebenso vortrefflich als billig. Die Bedienung ist meistens deutsch, eine Bequemlichkeit mehr, im Uebrigen kein Kompliment, denn wenn der Wirth artig und gefällig ist, so sind dafür die Kellner so ungeschliffen und naseweis wie sie überall.

Meinem Vorsatze getreu, hier in aller Beschaulichkeit auszuruhen, konnte ich es natürlich nicht erwarten, bis ich einige Billen durchrannt hatte. Doch rannten wir langsam, es gab so Vieles zu sehen: Schleier und Holzschuhe, Tomaten und Feigen, Bettler und Lazzaroni, schöne Augen und üppige Haare, Conditoreien und Cafés, Buden und besetzte Arkaden mit fliegenden Vorhängen. Unter solchen schönen Betrachtungen und selbst gleichfalls Gegenstand schmeichelhafter Bemerkungen von Seiten der Einwohner gelangten wir an die Villa Ciani am Nordostende der Stadt. Ihr Reiz ist ihre Lage: denn die schattigen Alleen derselben führen hart am blaugrünen Wasser hin, und von ihren Vorsprüngen schaut man wie durch Guckkastenlöcher in prächtige Ansichten hinaus, zwar immer mit demselben Stoff, einem Stück Wasser und einem Stück Berg, aber in welch' fesselndem Wechsel in Form und Beleuchtung! Dazu weht ein so kühlendes Lüftchen über das Wasser her, und es ist so süß still hier, daß man nur ewig so dastzen und hinausblicken und sich anwehen lassen möchte. Im Umkehren stießen wir auf eine Marmorstatue im düstern Umkreis hoher Bäume. Es war keine heidnische Gottheit, wie man sie gewöhnlich in öffentlichen Gärten aufstellt, um gymnasiastische Besucher und Pensionsfräulein zu einer Repetitionsstunde in der Mythologie zu veranlassen oder elementaristischen Knaben einen weihin sichtbaren Zielpunkt für ihre Schleuderübungen zu gewähren, sondern eine höchst moderne Tendenzfigur von Vincenzio Vela, la Desolazione; das trostlose Italien. Der Bildhauer, welcher eigentlich nur eine Trauerndе darstellen sollte, um das Andenken an die Eltern des Herrn Ciani zu feiern, benutzte den Auftrag zu einer künstlerischen Demonstration, vermöge welcher Tessin zu Italien gerechnet wird.

Digitized by Google

Beim Mittagessen saß der Legationsrath richtig wieder da, und der Kompleter fand hier seine Fortsetzung in süßfeurigem Asiiwein. In Folge eines gelungenen Vorversuchs schwuren wir diesen edeln an der Quelle zu trinken; nicht in Asti, aber über dem See drüben in Caprino, wo die Luganesen in kühlen Felsengrotten ihre Weinkeller lassen, eine herrliche Einrichtung, weil die Seeluft die weinheißen Köpfe wieder beruhigen mußte. So stiegen wir Nachmittags in eine Gondel und ruderten über die blaue Fläche. Das ist nun erst der eigentliche und spezifische Lugano-Genuß. In der Gondel liegen, von einer lustigen Decke beschattet, sich fortschaukeln lassen, dem Wellenspiel zuschauen, vom Winde gefächelt werden, ein paar neuvetheirathete Augen vor sich, einen Legationsrath neben sich und einen Weinkeller in Aussicht! Was ist dagegen so ein Dampfboot, wo uns der Kohlendampf um die Nase kokettirt und Matrosenellbogen uns unsanft berühren, während Engländerinnen in rothe Bücher hinein seufzen und Excellenzen am Knopflochbändchen zupfen! Wir stiegen in die kühlen Keller, betrachteten mit Lust die lange Fässerkolonne und ließen uns dann in der Vorhalle nieder, wohin der Kellerwolf in bunten Porzellanschalen mit sinnigen Trinkssprüchen den blutrothen eisklalten Trank brachte. Wir ließen uns verschiedene Male leben, und meine Frau schrieb in interessanter Unsicherheit unsere Namen an die Wand unter die übrigen lustigen Brüder, die hier schon gezecht hatten. Es blieb nicht bei der ersten Schale, und erst als die Abendsonne in den rothen Wein funkelte und das letzte Restchen Brod aufgezehrt war, stiegen wir wieder in das schwankende Boot. Merkwürdig! es schwankte beim Heimfahren weit mehr als auf der Hinfahrt, und doch war das Wasser so ruhig. Dem Legationsrath erschien dieß Phänomen so denkwürdig, daß er ein ergreifendes Gedicht darüber verfaßte und es meiner Frau widmete.

Lugano ist ein Ort, wo ein ordentlicher Fußgänger schweizerische Genüsse findet. Nach allen Richtungen hin laden ihn die reizendsten Touren ein; eine der herrlichsten ist die Ersteigung des Salvatore. Wie gerne wäre ich hinauf! Aber meine Frau schaute ihn an und noch einmal an, schüttelte den Kopf und sprach: „Nicht zehn Pferde bringen mich hinauf!“ Da mir zwölf doch zu kostspielig waren, so mußte ich auch diesen Punkt unserem Freunde Muel überlassen, obgleich der Salvatore für ihn eigentlich unterm Strich ist, da er nicht einmal 3000 Fuß erreicht. Daß von einer Ersteigung des berühmten Camoghe unter diesen Umständen keine Rede war, versteht sich von selbst. Allerdings muß man auch bei einer Hochzeitreise nicht gerade alle Berge besteigen. Damit brüstete ich mich und schneckte bescheiden nach Castagnola, am Fuße des Monte Brè; ein erquickender Morgengang durch Gärten, Weinberge und Mairthöfe, an Villen vorüber, über Dörfer hinweg, immer den See zu unsern Füßen, mit Rastpausen bald an einer vorspringenden Kapelle, bald unter schattigen Kastanien, durch deren Blätter hinaus das Auge ein Stück See erfaßte; oder es ging Abends in entgegengesetzter Richtung am Fuß des Salvatore hin, Melide zu, entlang einer wild zerrissenen Küste, wo der See sich nach Süden öffnet und der Monte Giorgio, einem stahlgrauen Zelte vergleichbar, den Hintergrund abschließt, während weiter herwärts bei Melide eine Brücke sich nach Bissone hinüber über den See spannt. Dort geht es dem königlichen Mailand zu! Dorther kam Abends die Post und brachte Briefe und Engländer. Diese machen auch die Straße hier unsicher, bald in verschlossenen Wagen, bald zu Pferde, Männlein und Fräulein! Wenn die Fische sie vorüber ziehen sahen, überschlugen sie sich im Wasser und machten ellenhohe Sprünge. Die Aberglaubischen behaupten zwar, dieß bedeute Regen; keine Idee, es bedeutet Engländer, was allerdings auch zum schlechten Wetter gehört. — Manchmal stiegen wir auch nach Santa Agra und Montagnola hinauf, durch ein Labyrinth anmuthiger Ortschaften, durch stattliche Wälder, zwischen Gartenmauern hin, die uns schlau die Aussicht absperrten, um uns nachher desto sinniger zu überraschen; denn plötzlich stand dann eine einsame Kirche vor uns mit schlanken Thürmen, ein Säulenthor, das zu einem Friedhof voll marmorner Denkmäler führte, ein reizendes Schlößchen, eine Kapelle mit großer Vorhalle, unter der Krämer für das benachbarte Landvolk ihre Waare auslegten. Hier bildet aber der kleine See von Muzano, ein Stückchen Smaragd, das der ferne Luganersee verloren zu haben scheint, die eigentliche Würze der Landschaft.

Einmal dampften wir nach Porlezza, oder besser, wir verpaßten das Boot, und der Legationsrath fuhr allein. Der Ehrliche hatte seinen bösen Tag; er glaubte uns schon auf dem Schiffe und stürmte in Windeseile dahin. Wir waren nicht da. In Porlezza angelangt, fragt man ihn nach dem Passe, denn der Ort ist schon österreichisch. Er hatte in der Eile keinen mitgenommen und mußte nun ein langes Verhör bestehen, das in einer Sprache geführt wurde, welche eine geschickte Mischung von französisch, italienisch und berlinisch darstellte. Endlich kam's heraus, er sei aus Berolino. „Schau'ns, sagte der österreichische Beamte, was plag'n wir uns mit der freunden Sprochen. I bin der Ansicht, wir reden'd deutsch.“ — Nun fiel dem Legationsrath ein Stein vom Herzen. „Sie können's hier herumspazier'n, fuhr der gestrenge Landsmann fort, aber gehen's mir nit zu weit.“ — Unser Legationsrath spazierte also in Porlezza herum: er ist etwas gedrückt von unserer Abwesenheit und seinem Abenteuer, die Gegend gefällt ihm nur halb. Plötzlich gewahrt er, daß ihm ein Soldat in einiger Entfernung folgt. Er mag sich hinwenden, wohin er will, der bewaffnete Söldner geht ruhig mit. Er steigt die steilsten Hühnerstiegen empor, der Soldat folgt. Der Legationsrath hat von Räubern und Mördern in Uniform gehört, und ihm wird etwas unheimlich. Er wittert einen Kroaten, der ein Privatissimum über Gurgelabschneiden lesen möchte, mit praktischen Versuchen. Doch er ist ein Preuße, darum tritt er dem Verfolger kühn entgegen und bittet ihn um Feuer. Siehe da! Der Mann ist ganz freundlich und giebt Antwort in deutscher Sprache. Der Legationsrath beschenkt ihn wie ein Krösus und setzt seinen Spaziergang fort; der freundliche Soldat aber auch. Das wird dem Guten doch endlich zu bunt, und er trabt verdrießlich dem Schiffe zu. Beim Einsteigen erblickt er seinen Schatten, der zum Abschied salutirt. „Wissen's, sagt er, Sie haben mir heut' höllisch heiß gemacht, denn ich hab' Befehl g'habt, Sie zu überwachen, und Sie sind so weit herumspaziert, und die steile Steigen hinauf, wissen's noch? Jetzt leben's aber recht wohl!“ — Denken Sie sich, sagte der Legationsrath zu uns, jetzt habe ich dem verwünschten Polizeispion auch noch ein Trinkgeld für seine Bewachung gegeben. Wenn ich das gewußt hätte!

Den andern Tag fuhren wir zusammen nach Porlezza. Es war eine Fahrt, so herrlich wie durch das Meer von Hellas! Nirgends erheben sich die Seeufer zu wilderer Romantik. Schon in der Entfernung bilden die tieblauen, schroffen Zuckerhüte, wo sie einer hinter dem andern sich vordrängend dem See zuführen, einen unvergleichlichen Hintergrund. Wir umschiffen den Monte Brè. Gandrio, wo der Gebirgsvorsprung spitz in die See hinausläuft, und Landhäuser am Strande, Landhäuser darüber den großen Garten Lugano's zieren, kommt uns ganz nahe. Auf den Balkonen stehen die Bewohner, stützen die Köpfe auf die Ellbogen und schauen zu uns herüber; wir schauen hinüber, und ich berechne, wer von uns in diesem Augenblicke am meisten denkt. Ich bin eben zu dem Fazit: Beide nichts! gekommen, da fällt

Digitized by Google

der Blick auf das hochgelegene Caſtello, einen großen triumphirend auf halbem Bergabhang hingegoſſenen Flecken. Hier hört unten der ſchmale Straßenſtreif am See auf. Bald ſchwenken wir rechts hinüber nach dem idylliſchen Claino, das flacher unter Bäumen hervorſchimmert. Dann geht es wieder hinüber nach den Landhäuſern von Cima. — Der Legationsrath ſchied von uns in dem langweiligen und für ihn ſo verhängnißvollen Porlezza. Noch lange winkten wir einander herzliche Abſchiedsgrüße zu. Ich glaube gar, meine Frau weinte ihm eine Thräne nach.

Ich habe bisher nur die Villa Ciani erwähnt, aber unſere Glieder wiſſen eine lange Geſchichte in mehreren Kapiteln davon zu erzählen, daß noch viele anmuthige Villen um Lugano herumliegen und den Fremden gleich gaſtlich empfangen. Die ſeltſamſten Früchte des Südens, rieſenhafte Magnolienbäume mit ihren großen weißgelben Blumen, dunkle Cypreſſen, duftender ächter Jasmin bilden dort liebliche Gänge und ſchattige Alleen, die zu Belvederen führen, von denen aus der Blick ſich in einer Unzahl wechſelnder Landſchaftsbilder berauſchen kann.

Doch nicht nur Natur und Volksleben, auch die Kunſt bietet hier gerade ſo viel, um einen anregenden Wechſel der Gedanken herbeizuführen oder einen Regentag damit zu tödten. Zwar die Architektur iſt nur durch die ſtolze Terraſſe vor San Lorenzo und die äußere Ornamentik dieſer Kirche vertreten, und die Skulptur hat außer der Deſolazione und dem Theater-Tell nur noch die zierliche Statue eines bei Somma Campagna gefallenen Berſagliere, gleichfalls von Vela, aufzuweiſen. Dafür entſchädigt die Malerei; denn das nahe Luino iſt die Vaterſtadt des Bernardino Luini, des erſten Schülers von Leonardo da Vinci, von deſſen Wirken die Brera in Mailand umfaſſende Kunde gibt. Lugano rühmt ſich zweier Hauptbilder von ihm: der Kreuzigung in St. Maria degli Angeli, einer großen reichgruppirten Compoſition, die den ganzen Hintergrund der Kirche füllt, und einer Madonna mit dem Chriſtuskinde, dem kleinen Johannes und einem Lamm, in einer Seitenkapelle. Wenn das erſte Bild ein beredtes Zeugniß von der ſchaffenden Phantaſie Luini's und ſeiner Kunſt des Arrangements gibt, durch ſeinen großen Umfang aber zu einem Kapitalbilde wird, welches leider neulich einer Reſtauration unterworfen werden mußte, ſo iſt die Madonna eine wahre Perle. Leider iſt ſie wie jenes in Fresco gemalt und deßhalb ziemlich abgeblaßt, dabei auch ſchlecht beleuchtet, ſo daß auch die von ihr vorhandene Photographie matt werden mußte. Schade, daß dieſes herrliche Bild nicht in Kupfer geſtochen iſt; es würde neben Rafaels Madonnen den Platz behaupten können. Zwar beſitzt Luini nicht die Hoheit des Urbiners, aber eine Simplizität, eine Innigkeit, eine Lieblichkeit und Grazie der Form, die jenen Mangel ausgleicht. Seine Kinder insbeſondere ſind den Rafael'ſchen an die Seite zu ſtellen.

Was ſoll ich weiter von Lugano ſagen? Wenn's mit dem Beſchreiben gethan wäre, brauchte man ja nicht hinzureiſen. Wer ein reizendes Stück von dieſer oft trübſeligen Welt von Angeſicht zu Angeſicht kennen lernen, dem Herzen eine ewig lachende Erinnerung verſchaffen will, der ſchnüre ſein Bündel und ziehe nach Lugano, am beſten im September, weil die Sommerſonne hier ſo glühende Blicke ſchleudert wie des Teufels Großmutter. Das hat der Teint meiner Frau trotz ihrem großen Strohhut bitter erfahren.

* Amerikaniſche Dichtungen.

Uebertragen von Georg Pertz.

An eine Schwindſüchtige.

Ach, du gehörſt dem Grab! Dein Auge lacht
Zu lieb, um lang zu lächeln; neu erſcheinen
Wird Lenz dem Blick der Blei, doch nicht dem deinen,
Der bald erlöſchen wird in ew'ger Nacht.

Kein Kraut der Welt kannt deines Fiebers Macht,
Dir quillt kein Heil aus Salzen oder Steinen,
Und, die dich ſieden, haben unter Weinen
Angſtvoll der Stunde der Erlöſung Acht.

Entſchlumm're ſanft denn! Sollte mild erſcheinen
Nicht Tod holdſel'gem Liebreiz wie dem deinen,
Lind wie des Zephyr's Hauch im Blüthengrunde

Vom Laub die Knoſpe löſt mit teiſem Munde?
Sanft, ſtill und ſchmerzlos ſei dein Niedergeh'n —
In einer beſſren Welt auf Wiederſeh'n!

W. C. Bryant.

Das Jahr ſechs und ſiebzig.

O Wald, wie mancher Heldenſproß
Schoß auf in dir, als weit durch's Land
Der Freiheit Donnerſtimme floß,
Mit Schwert bewehrend und Geſchoß
Des Bürgers Eiſenhand.

Von Berg zu Berg der Sturmruf klang,
Und Antwort ſcholl von Bucht zu Bucht.
Zu unendlichen Quellen ſchwang
Stromaufwärts ſich der wilde Sang
Bis in des Urwalds Schlucht.

Da zogen ſie von fels'ger Wand,
Von Bergesſtrömen kalt und wild,
Vom ſturmumtoſten Gränzenſtrand
Und von den See'n im Binnenland
Wie Wellen in's Gefild.

Als ſollt' die Welt nach langem Bann
Durch Gottes Odem neu erſteh'n —
Von Fels und Meer, aus Schlucht und Tann
Sah löwenherz'ge Männer man
Dem Tod entgegen geh'n.

Das Weib, das geſtern erſt gebar,
Die Braut, die heut das Ringlein nahm,
Das Mütterchen im Silberhaar
Sah geh'n der theuren Krieger Schaar
Und hielt ſür Sünde Gram.

Und ſchon entſpann der Kampf ſich jach,
Schon färbte Concords Fluten Blut,
Schon floß aus Wunden tauſendfach
Bei Lexington ein Purpurbach,
Wie Sommerregenflut.

Mit Blut getauft, mit Blut befreit,
Durch Blut geheiligt ward der Strand;
Das Joch gebrach für alle Zeit,
Und fremder Zwingherrn Macht entweicht
Nicht mehr das Heimathland.

W. C. Bryant.

„Selig ſind, die da traurigen Herzens ſind."

O glaube ſelig nicht allein
Die Herzen in des Glückes Hauch,
Es ſinkt des Himmels Segensſchein
Auf Dider, die da weinen, auch.

Digitized by Google

Zu Augen, die jetzt thränenblind,
Kehrt Lächeln, süß wie einst, zurück,
Und trübe, bange Stunden sind
Verheißungen von künft'gem Glück.

Es kommt ein Tag voll sonn'ger Rast
Für jede sinst're, bange Nacht,
Und kam wo Gram als Abendgast,
Kehrt früh schon Lust mit lichter Pracht.

Und du, dem ob des Freundes Schrein
Vom Aug' die bitt're Thräne fließt,
Vertraue, daß ein schön'res Sein
Ihn deinen Armen wiedergießt.

Und, Guter, hoffe immerzu,
Wie schwer du auch dein Kreuz hier trägst,
Ob in der Brust den Stachel du
Verbannt, verkannt dich herben legst.

Denn Gott merkt jede bange Nacht,
Zählt jede stille Thräne dir;
Und ew'ge Lust, die eben lacht,
Lohnt seiner Kinder Dulden hier.

W. C. Arnaut.

Ded' steht das Nest vom letzten Jahr.

No Hay Pájaros En Los Nidos De Antano.
Spanisches Sprichwort.

Der Aether glänzt — die Luft ist klar,
Hell zwitschernd streicht der Schwalben Schaar,
Und zu der Riesenulme Fuß
Tönt mir der Amsel Frühlingsgruß.

Ajurblau rollt der Strom daher,
Gleichwie ein Streif vom Aethermeer,
Wo harrend, bis der West sie wiegt,
Der Wolken Schaar vor Anker liegt.

Alles ist neu: — der Sonne Glanz,
Der Blüthe Duft, der Ulme Kranz;
Am Dach das Schwalbennest sogar —
Ode' steht das Nest vom letzten Jahr!

Es schwelgt der Erde trunk'ne Brust
In Jugendglück und Liebeslust
Und athmet gleich der Himmelspracht
Die weiche Zärtlichkeit der Nacht.

Maid, die du lieset dieses Lied,
Genieß', eh' deine Jugend schied,
Genieße, eh' dein Lenz vorbei,
Denn ach! nicht allzeit ist es Mai.

Genieß', eh' Lieb' und Lust dich läßt,
Und guten Engeln laß den Rest;
Denn Zeit macht bald den Spruch dir klar: —
Ode' steht das Nest vom letzten Jahr!

H. W. Longfellow.

---

* Weihnacht.

Von L. Binder.

In grauer Vorzeit, als noch die Gauen unseres lieben Vaterlandes von dichten Waldungen bedeckt waren, als noch nicht die christliche Lehre alle Herzen durchdrungen hatte, lebte tief im dunklen Walde ein rauher heidnischer Jägersmann mit Weib und Kind. Vom erlegten Wildpret sich nährend, fern allen Städten der Civilisation, schwanden seine Lebenstjahre dahin; nur selten kam ein verirrter Wanderer daher, Obdach in der ärmlichen Hütte zu suchen, seltner noch hörte er vom Thun und Treiben der Menschen außerhalb des Waldes. Vor Jahren einmal war ein frommer Mann bei ihm eingekehrt, der hatte sich einen Priester Christi genannt, ihm von dem Gottessohne erzählt und ihn ermahnt, die alten Götzenbilder zu zerschlagen, um auch ein Jünger dieser Lehre zu werden, die mit mächtigem Flügelschlage dahin rausche über Städte und Dörfer, Wald und Thal. — Das war vor Jahren gewesen, und des rauhen Mannes Sinn hatte wenig davon behalten, er betete nach wie vor zu seinen Götzen, sie hatten ihn ja bis jetzt vor Unglück bewahrt, wozu sollte er einen andern Gott verehren?

Es war mitten im Winter; ein strenger Frost hielt die Flüsse in ihrem Lauf gefangen, die Aeste der Waldbäume knickten unter der Last der hart gewordenen Schneehülle, und die hellen Sternenaugen des Himmels schauten glitzernd durch die dunklen, dicht verwachsenen Tannen, welche die Hütte des Jägers umgaben. In der tiefen Stille der Nacht hörte man deutlich die Athemzüge der Schlafenden. Mann und Weib athmeten ruhig und gleichmäßig, doch ihr Knabe wälzte sich rastlos umher auf seinem Lager, sein Kopf glühte, seine Zunge lechzte nach einem Trunke frischen Wassers. „Mutter, sagte er endlich, gieb mir zu trinken.“ — Die Frau erwachte, sie eilte an das Lager ihres Sohnes und fand ihn in den brennenden Fesseln des Fiebers. Mit ängstlicher Hast rief sie ihrem Manne, und nun saßen beide in der kalten Decembernacht, mitten im tiefen Forst bebend und still am Lager des Kindes, das wirr und ungestüm zu ihnen redete. Sie riefen ihre Götter um Hülfe an, sie versprachen ihnen Opfer vom schönsten Wildpret, aber nichts half, finstrer und kälter wurde die Nacht; jetzt tönte es von fern wie kommender Sturm, der den Schnee aufwirbelte und die Aeste der nahen Tannen ächzend aneinander schlagen ließ. Der sonst so rauhe Jäger schauerte in sich zusammen; die Hand seiner Gefährtin fassend, sagte er: „Wir sind hier allein, ohne Hülfe, unser Sohn stirbt, was sollen wir thun ihn zu retten? Selbst unsere Götter verlassen uns.“ — Da sprach das Weib: „Erinnerst du dich des ehrwürdigen Mannes, der sich einen Priester Christi nannte? Er erzählte uns von einem Gotteskinde, das mitten im Winter arm und elend geboren, doch Heil bringt allen, die in Noth und Kummer sind. Zu dem laß uns beten, daß es uns helfen möge!“

Mann und Weib sanken auf die Kniee am Krankenlager ihres Kindes, und eine wunderbare Ruhe kam in ihre Seelen. Draußen die Tannen rauschten lauter und lauter, es war wie ein Lied aus der Höhe, was daher tönte durch die stille Winternacht. Der Schnee blitzte auf den dunklen Laubarmen wie eben so viele Lichtlein, an den Aesten hingen Zierrathen und bunte Spielereien, geformt aus funkelnden Steinen und Perlen des Winters, in denen die freundlichen Sternenaugen sich spiegelten. In den Städten, wo die Götzenaltäre schon gestürzt waren, feierten die Menschen die heilige Weihnacht, aber der mächtige Wald feierte sie auch. Die Stimmen der Natur erwachten unter dem rauschenden Flügelschlag des Windes. Ehre sei Gott in der Höhe! sangen die Bäume des Waldes, sangen die glänzenden Schneeflocken, die aus der Höhe herunter rieselten, und das halb vergessene Wort des Priesters erklang lauter und mächtiger in den Herzen der rauhen Waldbewohner, bis es ihnen war, als sähen sie zur Seite ihres kranken Knaben ein liebliches Kindlein stehen, von so hellem Glanz umflossen, daß sie nicht wußten, ob der Schnee draußen heller als gewöhnlich leuchte, oder ob es das Lächeln des Kindes sei, von dem das Leuchten ausströme. Gott ist die Liebe! sagte es leise, er will euch helfen aus eurer Noth! Und wie es sich neigte und einen Kuß auf die heiße Stirn des Knaben drückte, da ward es in den Herzen der Eltern still; ruhiger athmete ihr Kind, und ruhig und dunkel war es wieder in der ärmlichen Hütte. Die ernsten, dunklen Tannen nickten flüsternd

Digitized by Google

und erzählten sich eine wundersame Mähr von den einsamen Waldbewohnern; die Bäume des Forstes hörten sie und ließen sie weiter und weiter hinaus in das Land rauschen. — Als nach Jahren einmal ein Wandrer in die Hütte des Jägers kam, fand er den Altar des Wodan zertrümmert, auf dem Platze aber, wo er gestanden, erhob sich aus rohem Holze ein einfaches Kreuz.

Griechische Nächte.

* Den neulich von uns besprochenen „Wander-Studien“ von Robert Waldmüller ist folgende Schilderung entlehnt: Nächte unter südlichem Himmel haben in schöner Jahreszeit ihren oft besungenen, eigenthümlichen Reiz. Die Inselgriechen, welche den letzten Platz auf unserm Dampfboot inne hatten, erstreuten sich regelmäßig des Schlummers im Freien und beneideten schwerlich die heißen Kajütenbetten der Mitreisenden auf dem ersten und zweiten Platze. In der That wußten sie sich besser und behaglicher einzurichten, als es einem von uns andern möglich gewesen wäre. Kein Grieche, welcher zur See geht, wird seinen Teppich vergessen, auf dem er sich's zu jeder Tageszeit bequem macht und welcher ihm aller Orten die unentbehrlichsten Dienste leistet. Denkt er eine Nacht am Bord zuzubringen, so kommt noch eine weitere Anzahl Decken hinzu. Das volksthümliche Schafsfell vollendet die Ausrüstung. Daß er solcher Art nicht mit dem Mantelsack unterm Arm gehen und kommen kann, macht ihm wenig Umstände. Zu Fuß läßt sich's in Griechenland doch einmal nicht wandern; ein Pferd, ein Esel, ein Maulthier wird immer bei seiner Abreise oder Ankunft nöthig sein, er komme nun leichter oder schwerer bepackt.

Somit bietet das Verdeck eines Dampfboots in diesen Gewässern zu jeder Stunde den Anblick einer Art türkischen Lagers, und die malerisch gekleideten Gestalten beschäftigen das Auge des Beobachters fortwährend auf die mannichfaltigste Weise. Sobald aber die Dunkelheit einbricht, wird das Bild noch anziehender; denn nun ist Jeder bemüht, den eroberten Platz zu einer Art Schlafstelle einzurichten, und die abenteuerlichsten Erfindungen suchen diesem Zweck nach Möglichkeit zu entsprechen. Der Bootsmann des Dampfers leistet dabei hülfreiche Hand. Kisten und Kasten, Säcke und Ballen werden als schützende Wände, als Rücklehnen, als Kopfkissen benutzt. Die Wetterseite könnte bei einiger Gefälligkeit seitens des Bootsmannes durch ein unbenutztes Segel geschlossen werden, und da man mit Recht auf den Lloyd-Dampfern auch die Passagiere des letzten Platzes mit Menschenfreundlichkeit behandelt, so wird die schützende Leinwand ohne Verzug ausgespannt. An einer anderen Stelle hat dieselbe helfende Hand eine Art Zelt hergerichtet, denn eine Mutter mit drei kleinen Kindern ist dort in ihre Decken gekrochen und wird Mühe haben, das Kleeblatt die Nacht über vor Erkältung zu schützen.

Ganz nahe an der Kajütenthüre des ersten Platzes sitzt ein Krämer aus Ithaka und dreht die Papiercigarette zwischen den Fingern. Seine Fustanelle leuchtet weithin. Er hat die Beine nach türkischer Art untergeschlagen und den Rücken gegen einen großen Korb gelehnt, den er von Zante mit an Bord brachte. Rings um ihn her duftet's wie im Garten zu Schiras, denn in dem Korb sind frische Rosenblätter, aus denen er seines Oel pressen wird, und die Rosen von Zante, wie alle duftenden Blumen dieser Himmelsstriche, haben eine Duftfülle, die uns Nordländern fast betäubend erscheint. Ein junges Ehepaar aus Korfu, dessen zierliche Kleidung wir bereits im Nachmittagslicht bewunderten, ruht, nun die Dunkelheit hereinbrach, auf breitem Teppich jenseits des dufftspendenden Korbes. Eine gemeinsame Decke umschließt sie. Ihr Platz ist geschützt und die Nacht thut noch von ihren verhüllenden Schleiern hinzu. Nur wenn der Krämer seine Cigarette anzündet, giebt's eine flüchtige Beleuchtung der lieblichen Gruppe, und dann scheint nur noch die Nachtigall zu fehlen, um uns in Gedanken unter den Himmel des Hafis zu versetzen — wenn ja das Land des Anakreon noch nicht genug der Reize böte. . . . . .

Wen hat es nicht an manchem schönen Sommerabend einmal gelüstet, im Sternenlicht sein Lager aufzuschlagen, der schwülen Schlafkammer untreu zu werden und, wie Goethe in seinen Briefen an Frau von Stein zuweilen berichtet, in seinen Mantel gehüllt die Nacht unter freiem Himmel halb zu verschlafen, halb zu durchwachen? Wem jammert nicht die erhabene Schönheit, welche Nacht für Nacht unbeachtet und ungenossen über unsern Häuptern dahinrollt, der Kreisläuf der Sterne, der wachsende oder schwindende Glanz der Mondessichel, der seine Wiederschein des Tagesgestirns, wie er sich langsam, langsam am nördlichen Himmelsrande gen Osten bewegt, um dort im Aufgang fast allmorgendlich verschwenderische Farbenzauber über den Himmel zu verstreuen — die wir in unsern Betten verträumen. Und nun die mannichfachen Stimmen noch, welche die Stille unterbrechen, das Quaken der Frösche, das Glockenläuten der Unken, der knarrende Ruf des schnellfüßigen Strohschneiders im wogenden Saatfeld, das lang ausholende Klagen der Mauerenle, die Nachtigall zuletzt mit ihren freien Phantasien, die frühe Lerche endlich, das kurzschlafende Geschlecht der Steinschmätzer, und wie die kleinen Wächter und Wecker alle heißen, die sich's nicht nehmen lassen, munter und frischauf zu sein, wenn uns Menschen die Binde des Schlafs noch um die müden Augen liegt.

Nun wohl, ein Ritt durch Morea giebt Gelegenheit in Fülle, Versäumtes dieser Art nachzuholen. Gleich die erste Nacht unserer Reise verwies uns auf ein Zeltlager. Der Boden um Megara war trocken, die erste Hälfte des Maimonds hatte wenig Regen gebracht; der Ort selbst mit seinen hügelaufgebauten, plattdachigen Häuserwürfeln bot nichts Anziehendes. Die Lage desselben, der Bai von Salamis gegenüber, verführte um so mehr zum Draußenbleiben auf freiem Felde, von wo aus der Blick zu jeder Nachtstunde das mondbeleuchtete Bild überschauen konnte. So wurde denn zur Verwunderung der Bewohner Megara's, welche ihren Khan, als den besten Morea's, sonst meist zum Nachtlager benutzt sehen mochten, auf einem Stoppelfelde an der Gränze des Städtchens unser englisches Krimzelt aufgeschlagen. Eine Menge müßiger Männer und Knaben umstanden alsbald unsern Nomadensitz; der Dragoman wies die jüngeren aber auf die Seite, und die ältern Neugierigen folgten unaufgefordert. Die Kleidung bestand hier fast ohne Ausnahme aus weißen Stoffen, selbst das Fez war von der nämlichen Farbe. Die Kürze der Dämmerung in diesen Breiten ließ unsere Niederlassung bald ihr nächtliches Aussehen gewinnen. Im Freien beim flackernden Licht einer Reiselaterne verspeisten wir unser Nachtmahl. Dann wurden Maulthiertreiber und Pferdeknechte, beide zu unserer Karawane gehörig, zu einem Liede gepreßt, dessen näselnder Vortrag aber bei der Unverständlichkeit des Textes unsern Ohren keine sonderliche Befriedigung bieten konnte. Eine Stimme, welche aus der Ferne diesem Gesang zu antworten schien und deren Lied nicht füglich überschrieen werden durfte, gab erwünschten Anlaß, jener andern Lungenprobe ein Ziel zu setzen. Dann klang noch hin und wieder eine langgezogene Melodie aus starker Männerkehle zu uns herüber, aber in schlaffriger, wenig Tonumfang bietender Weise, wenn schon mit manchen Verzierungen durchflochten. Endlich verstummten auch diese Menschenlaute, und nur noch Eselsrufe, Hahnenschrei und Hundegebell ließen sich vernehmen.

Digitized by Google

Schon im Homer wird den griechischen Hunden nichts Gutes nachgesagt, und manche spätere Aufzeichnung bis auf die neueste Zeit verwollständigt den Ruf ihrer Bösartigkeit. Ein heerdenreiches Land wird selten ohne diese Vierfüßler Nachtruhe haben. Je gefürchteter der wachthaltende Hund, desto fester der Schlaf der Hirten. Selbst der Wolf nimmt es nicht ohne dringende Noth mit diesen feinen zu Angriff und Abwehr jederzeit bereiten Stammverwandten auf. Die Sicherheit der Heerden mag aber bei dem so lange Zeit durch ganz Griechenland verbreitet gewesenen Räuberwesen auch des Schutzes gegen sonstige Eindringlinge bedürfen, und so erblickt der griechische Hund denn in jeder ihm nicht als Nachbar hinlänglich bekannten Gestalt einen gefährlichen Feind, den es ohne Bedenken zu zerreißen gilt. Wer daher keine Schleuder oder keinen schwerbeschlagenen Stock mit sich führt, läuft Gefahr angesichts der ruhig zuschauenden Hirten sich selbst oder doch sein Pferd, und wär's auch am hellen Tage, der Wuth eines solchen vierbeinigen Wächtertrupps preisgegeben zu sehen. Nicht aber nur Heerden werden solcher Art bewacht; die meisten Häuser ersetzen das Thürschloß auf ähnlich primitive Weise, und wehe demjenigen, der mit unbewehrten Händen einen Gang durch ein griechisches Dorf macht, wo diese Art Wächter noch im Dienste sind.

Schon bei unserm Einzug in Megara hatten wir die ersten ihrer Vorposten abzuwehren gehabt. Nun die Dunkelheit hereingebrochen war und unser hellbeleuchtetes Nachtmahl weithin ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, schloß alsbald eine Anzahl Hunde einen Kreis um uns. Die Aussicht auf den Abfall der Tafelkostbarkeiten gab ihrem Charakter indessen eine friedlichere Färbung, und die uns vorher mit fletschenden Zähnen verfolgt hatten, ließen sich jetzt, nach Austheilung der vorhandenen Ueberbleibsel, ohne Widerstand auf die Seite jagen. Dort, nicht mehr im Bereiche unseres Laternenscheins, verspeisten sie das ihnen Gespendete mit hungrigem Zahn, und tief bis in die Nacht hinein hörten wir um unser Zelt noch, wie sie die Knochen benagten und auf dem Stoppelfelde nach weiteren Bissen schnupperten.

Ein Sturm, der sich etwa um Mitternacht erhob und unser lustiges Zelt in die Bay von Salamis zu entführen drohte, ließ nach einer Stunde wilden Ausrasens nach. Als wir Morgens um 3½ Uhr erwachten, neigte sich der blasse Mond zum Untergang; im Osten hinter den Flügeln einer Windmühle streckte sich, wo der Hymettus in fernen Umrissen schimmerte, ein gelblich glänzendes Gewölk, der einzige Nebelstrich am ganzen früh blauen Himmel; das etwa eine Stunde weit entfernte, aber scheinbar ganz nahe Meer schmiegte sich besänftigt an die vielgestaltige Küste Aegina's. Bald erwachte auch der Fleiß ringsum. An zehn Stellen zugleich loderten die Flammen der außerhalb der Häuser gelegenen Backöfen. Eine Glocke läutete, ein Signalhorn blies. Eine blökende Schafsheerde wurde an unserm Zelte vorüber getrieben.

An dem nächsten Brunnen fanden sich junge Mädchen mit Ledereimern ein, die sie an einem langen Strick, ohne Hülfe einer Winde, hinabließen und wieder — malerisch genug — mit aller Anstrengung ihrer Kräfte heraufzogen. Weiber mit weißen, den Mund nach morgenländischer Sitte bedeckenden Kopftüchern, andere barhaupt, den obern Hinterkopf mit messingenem Kamm verziert, den dunkeln Rock vorn bis zu den Hüften aufgeschürzt und diese mit farbigem Shawl zweimal umwunden, dabei das weiße Hemd an den Aermeln und am untern Rand mit rother Stickerei verziert — so sehen wir ganze Gruppen, mit den Geräthen der Felder beladen, an uns vorüber ziehen, ihre Neugier durch keinen Seitenblick verrathend und selbst einen zugerufenen Morgengruß ohne Wendung des Kopfes erwiedernd. Den Hintergrund zu diesem belebten Fries, ein den antiken Darstellungen nicht unähnlicher eleusischer Festzug, bildete die amphitheatralisch aufsteigende Stadt mit ihren weißgelben Häuserquadraten, ihren silbernen Oelbäumen und goldenen Gerstenfeldern.

* Die Heuglin'sche Expedition.

An die Redaction des Bremer Sonntagsblattes.

In Bezug auf die von mir am 18. d. Mts. im hiesigen Künstlerverein gehaltene Vorlesung und Vertheidigung der Heuglin'schen Expedition nach Innerafrica gegen gewisse Verdächtigungen und Angriffe gereicht es mir zur besondern Befriedigung, eine nachträgliche, durch unseren trefflichen vaterländischen Geographen Dr. August Petermann an mich gelangte Notiz der Veröffentlichung übergeben zu können, welche ganz geeignet scheint, unmotivirte Zweifel und Bedenken zu beseitigen, dem großen patriotischen Unternehmen von Neuem die gute Meinung, das Vertrauen des deutschen Volkes zuzuwenden.

Es sind nämlich am 15. December abermals höchst umfangreiche und werthvolle Berichte aller Art, wissenschaftliche Abhandlungen, Karten, Zeichnungen u. s. w. von der Expedition in Gotha angelangt. „In meiner dreiundzwanzigjährigen geographischen Praxis" — so schreibt mir Petermann — „erinnere ich mich keines anderen Explorations-Unternehmens, von dem so frühzeitig so treffliche Arbeiten dieses Umfangs eingelaufen wären. Gleichzeitig freut es mich Ihnen mittheilen zu können, daß wenigstens ein Theil der Expedition noch in diesem Winter nach Wadai geht, während auf meinen Vorschlag von Beurmann im Januar von Bengasi aus quer durch die Wüste schon Anfangs April Wara zu erreichen hofft. Mit einem Wort: der jetzige Stand des Unternehmens ist ein brillanter, hoffnungsreicher und selbst in ungewöhnlichem Grade befriedigender."

Ein ausführlicher Bericht aus Petermann's competenter Feder ist unter der Presse und wird unter Anderem ohne Zweifel dazu dienen, über so manches in der offenbaren Absicht, das Unternehmen Heuglins systematisch zu unterdrücken, in öffentlichen Blättern Vorgebrachte das rechte Licht zu verbreiten, die unlautere Quelle, aus der es geflossen, versiegen zu machen. Die Uebereilthеit und Grundlosigkeit der in einer der letzten Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu Berlin von Seiten Barth's gefallenen Aeußerung, „Heuglin scheine den eigentlichen Zweck seiner Reise (also den, über Vogel's Schicksal Gewißheit zu erlangen) aus den Augen verloren zu haben", geht aus dem oben Mitgetheilten zur Genüge hervor. Bewahren wir unsere volle und ungetrübte Theilnahme einer Sache, welche mehr als jemals eine ähnliche zuvor die Nation, von welcher sie ausging, ehrt, und welche wenigstens bis jetzt dem Vertrauen derselben entsprochen hat.

Bremen, 26. December 1861.

Dr. G. Hartlaub.

Aufforderung.

Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen auf den Jahrgang 1862 des Sonntagsblattes rechtzeitig bei den nächsten Postämtern und Buchhandlungen zu machen.

Bremen, December 1861.

Heinrich Strack.

☞ **Mit der heutigen Nummer werden Titel und Inhalt für den Jahrgang 1861 ausgegeben.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Digitized by Google